Politisch-Ant... Monatsschrift für Praktische Politik, für Politische ...

Politisch-Anthropologische Revue.

Politisch-Anthropologische REVUE

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker

Dritter Jahrgang 1904/05

PROPTER FRUCTUS GRATIOR

Thüringische Verlags-Anstalt Leipzig.

Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Inhalt

des dritten Jahrganges.

Aufsätze.

Berichte.

Biologie.

Anthropologie.

Psychologie.

Völker- und Kulturgeschichte.

Rassen-Hygiene.

Sozialhygiene und Sozialpolitik.

Volkswirtschaft.

Rechtswissenschaft.

Erziehung und Unterricht.

Bevölkerungsstatistik und Wanderungen.

Völker- und Rassenpolitik.

Geistiges Leben.

Bücherbesprechungen.

Erwiderungen.

Politisch-anthropologische

III. 1. Revue 1904.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Descendenztheorie und Bastardlehre.

Professor Dr. V. Haecker.

Referat über H. De Vries, Die Mutationstheorie. 2. Bd.: Elementare Bastardlehre. Leipzig, 1903, Veit & Co.

Unter den neueren Versuchen, die Descendenztheorie innerlich auszubauen und die Ursachen und Gesetzmäßigkeiten der Artentwicklung tiefer zu begründen, nehmen die Schriften von Hugo De Vries eine hervorragende Stellung ein.

Dem im Jahre 1901 erschienenen ersten Band seiner „Mutationstheorie" hat Hugo De Vries nunmehr (1903) einen zweiten folgen lassen, welcher sich „Elementare Bastardlehre" betitelt.

Die Lehre von De Vries wurzelt im wesentlichen in zwei Anschauungen: einmal in der Vorstellung, daß die äußerlichen, sinnlich wahrnehmbaren Merkmale, durch welche sich die Arten und Varietäten voneinander unterscheiden, auf innere Anlagen, die sogen. elementaren Eigenschaften, zurückzuführen sind und zweitens in dem Satze, daß die Umwandlung der Arten nicht auf Grund der individuellen, fluktuierenden oder oszillierenden Variabilität vor sich gehe, wie dies von der Selektionslehre angenommen wird, sondern auf Grund von Mutationen oder stoßweisen Aenderungen des Habitus, welche dadurch entstehen, daß jedesmal den elementaren Eigenschaften der Stammform eine neue hinzugefügt wird.

So nimmt beispielsweise De Vries an, daß die Merkmale von Rubus fruticosus laciniatus, nämlich die sowohl an den Laub- als Blumenblättern sich äußernde starke Einschneidung des Blattrandes, ihre Grundlage in einer einzigen inneren Elementareigenschaft haben, und daß ebenso bei der von De Vries selbst gezogenen Oenothera lata sämtliche Merkmale, durch welche sich dieselbe von ihrer Stammform, Oe. Lamarckiana, unterscheidet, nämlich die Form der Blätter, die dicken Blütenknospen, die monströse Ausbildung der Narbe usw., von einer und derselben, einstweilen unbekannten inneren Ursache abhängen. Gerade bei dieser Oenothera lata ließ sich aber, ebenso wie bei einer Reihe von anderen Oenothera-Formen zeigen, daß dieselbe stoßweise, also auf Grund eines einzigen mutativen Schrittes, aus der Stammform hervorgegangen und sofort zu einer konstanten, d. h. samenbeständigen, neuen Art geworden ist.

Es ist bekannt, daß sich die beiden hier in Kürze skizzierten Grundanschauungen schon bei einer Reihe von älteren Autoren vorfinden. De Vries hat aber zum erstenmal versucht, dieselben auf den Boden der direkten Beobachtung und des Experimentes zu stellen und bei seinen hierauf bezüglichen Untersuchungen nicht nur ein ungewöhnlich reiches und zuverlässiges Beobachtungsmaterial, sondern auch eine Fülle von neuen Vorstellungen und Anregungen zutage gefördert. Freilich sind seine Aufstellungen nicht ohne Widerspruch geblieben und speziell gegen die Allgemeingültigkeit der Annahme, daß der Artbildung die mutativen Prozesse zugrunde liegen, haben zuerst Weismann und später Plate den triftigen Einwand erhoben, daß die Entstehung aller jener komplizierten, gleichzeitig auf die verschiedensten Organe sich erstreckenden und bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeiteten Anpassungsverhältnisse, welche jedem zoologischen Beobachter geläufig sind, auf Grund der De Vries'schen Lehre unmöglich erklärt werden können. Die hochorganisierten Leuchtorgane und Augen der Tiefseetiere können ebensowenig durch kaleidoskopische Habitusänderungen entstanden sein, wie die Zeichnung und Flügelform der Blattschmetterlinge, welche in ihrem Aeußeren bis ins kleinste Detail mit dem welkenden Blatte übereinstimmen.

De Vries hat selber zu wiederholten Malen den heuristischen und provisorischen Charakter von vielen seiner Ausführungen zugegeben, insbesondere ist er sich bewußt, daß seine Kulturversuche mit der Nachtkerze (Oenothera), der einzigen Form, bei welcher bis jetzt der Mutationsprozeß in seinem Entstehen beobachtet und experimentell geprüft werden konnte, sowie die vereinzelten, aus anderen Gebieten geschöpften deskriptiven Daten keine genügende Grundlage für die Erforschung der mutativen Prozesse und damit für die Feststellung der Elementareigenschaften und die Klärung des Artbegriffes abgeben. De Vries hat sich daher bemüht, noch auf einem zweiten Wege, nämlich durch eine umfassende Untersuchung der Bastardierungserscheinungen in die Erkenntnis der Elementareigenschaften tiefer einzudringen. Der leitende Gedanke war dabei folgender: alle äußeren Merkmale, welche bei der Kreuzung sich als unzertrennlich verbunden erweisen, sind auf eine unzerlegbare Einheit, eine einzige Elementareigenschaft oder innere Anlage zurückzuführen. Um also zu einer genaueren Kenntnis der elementaren Eigenschaften der Arten zu gelangen, ist es nötig, zunächst das Verhalten der einzelnen äußerlich sichtbaren Merkmale bei den Kreuzungen genau kennen zu lernen, dann aber zu untersuchen, welche von diesen äußerlichen Merkmalen fest miteinander verbunden bleiben.

Die den zweiten Band der „Mutationstheorie" bildende „Elementare Bastardlehre" beschäftigt sich denn auch zunächst vorwiegend mit dem Verhalten der sichtbaren Merkmale, wobei jedoch das eigentliche Ziel der Untersuchung, die Erforschung der inneren oder elementaren Eigenschaften, immer im Auge behalten wird. In den letzten Kapiteln des Bandes dienen die letzteren denn auch als eigentlicher Ausgangspunkt für die theoretischen Betrachtungen, welche die Entstehung der Arten und die Beziehungen der Mutationstheorie zu anderen Disziplinen zum Gegenstand haben.

In den Anfangsabschnitten wird zunächst festgestellt, daß wirklich neue Eigenschaften durch Kreuzung nicht erzeugt werden, daß vielmehr die große Variabilität der Bastarde sich darauf beschränkt, daß durch wiederholte Kreuzungen fast alle denkbaren Verbindungen der elterlichen Merkmale erhalten werden können. Scheinbare Ausnahmen, z. B. der exzessive Wuchs vieler hybrider Pflanzen, hängen wohl mit der sorgsamen Pflege zusammen, deren sich die kultivierten Bastarde erfreuen.

In der Regel liegen die sichtbaren Eigenschaften der Bastarde zwischen denjenigen der Eltern, und zwar können die Bastarde entweder die Mitte zwischen den Extremen einnehmen, oder sich mehr zu dem einen oder anderen der Eltern hinneigen, oder ganz den Typus des einen annehmen. Im allgemeinen kann man ferner sagen, daß die Eigenschaften um so einseitiger auf die Bastarde übergehen, je näher sich die Eltern verwandt sind. Es werden demnach Varietätsmerkmale unverändert von der einen Stammart vererbt, während Artmerkmale in mehr oder weniger geschwächtem Grade übermittelt werden. Eine weitere Regel, auf welche auch Standfuß bei seinen Schmetterlingsbastarden gestoßen war, besteht darin, daß bei den Kreuzungsprodukten die Merkmale der phylogenetisch älteren Stammart prädominieren. So erweist sich z. B. die der Knollen entbehrende Orchidee Epidendrum radicum bei der Kreuzung stets als präpotent über die knollenbildenden, d. h. phylogenetisch jüngeren Formen anderer höher differenzierter Gattungen[1]).

Die bei Tieren (Tauben, Mäusen u. a.) vielfach so klar hervortretenden Rückschläge der Bastarde auf vorelterliche Eigenschaften finden sich auch bei Pflanzen. Zu den sehr seltenen, aber besonders wertvollen Fällen, in welchen die Abstammung der beiden Stammformen durch direkte Beobachtung sichergestellt werden kann, gehört der von De Vries gezogene Nachtkerzen-Bastard Oenothera lata-nanella, welcher in vielen Fällen vollständig zum großmütterlichen Typus der Oe. Lamarckiana zurückkehrt.

Weitere Erscheinungen, welche bei De Vries eine eingehende Besprechung finden, sind die Variabilität der Bastarde erster Generation, welche die Variabilität der elterlichen Sorten in der Regel nicht wesentlich übersteigt, ferner die häufig verminderte Fruchtbarkeit der Bastarde und die immerhin zu den Seltenheiten gehörende Bildung konstanter Bastardrassen, welche durch Verbindung von zwei verschiedenen Arten entstanden sind und sich im Laufe der Generationen in jeder Beziehung wie gewöhnliche Arten verhalten.

Mit den zuletzt genannten Erscheinungen fallen bereits die Nachkommen der Bastarde, die Bastarde zweiter, dritter Generation, in den Kreis der Betrachtungen. Es ist bekannt, daß bei Selbstbefruchtung der Bastarde die nachfolgenden Generationen in der Regel nicht konstant, sondern unbeständig sind und zwar gelten in sehr vielen Fällen, genauer gesagt, hinsichtlich sehr vieler Merkmale die sogenannten Mendelschen Regeln. Die von dem Brünner Abt Mendel in den sechziger Jahren aufgestellten, in den letzten Jahren durch außer-

[1]) Ausnahmen von dieser Regel sind auf zoologischem Gebiete nicht selten. So zeigen z. B. die Bastarde zwischen italienischen Leghorn-Hühnern und anderen Rassen stets den einfachen Kamm der Leghorns und nicht die komplizierten Kammformen der Indian Games und Dorkings. (Bateson und Saunders.)

ordentlich sorgfältige Untersuchungen von Correns, Tschermak, De Vries u. a. bestätigten Sätze können als Prävalenzregel und als Spaltungsregel unterschieden werden. Unterscheiden sich die beiden Stammformen, um einen einfachen Fall anzunehmen, hinsichtlich eines einzigen Merkmals, z. B. hinsichtlich der Blütenfarbe, so zeigt der Bastard in den echten Mendelschen Fällen nach der Prävalenzregel nur das eine, dominierende Merkmal, während das andere, rezessive, nicht zum Vorschein kommt. Werden z. B. rotblühende und weißblühende Erbsenrassen gekreuzt, so tritt beim Bastard nur die rote Blütenfarbe hervor. Nach der Spaltungsregel dagegen sind bei den durch Selbstbefruchtung bezw. durch Inzucht der Bastarde erzeugten Nachkommen der dominierende und rezessive Charakter in dem ganz bestimmten Zahlenverhältnis von 3 : 1 auf die Individuen verteilt. Nach einer schon von Mendel gegebenen Hypothese, zu deren Gunsten sich vieles anführen läßt, kommt dieses auch in den folgenden Generationen wiederkehrende Zahlenverhältnis dadurch zustande, daß die von den Bastarden erzeugten Geschlechtszellen zur Hälfte (D) nur die Anlage des dominierenden, zur Hälfte (R) nur die Anlage des rezessiven Charakters enthalten. Die Kombinationen D + D, D + R, R + D ergeben Individuen mit dem dominierenden, die Verbindung R + R solche mit dem rezessiven Merkmale.

Nach De Vries bilden die Mendelschen Kreuzungen ein direktes Gegenstück zu den „unisexuellen" Kreuzungen, von welchen später die Rede sein wird.

Wir kommen nunmehr zu den allgemeinen Erörterungen über die Beziehungen zwischen Mutationstheorie, Bastardlehre und Systematik. Es ist zunächst zu sagen, daß nach De Vries drei verschiedene Formen von Mutationen zu unterscheiden sind: Erstens können neugebildete innere Anlagen oder Elementareigenschaften aus dem latenten in den aktiven Zustand übergeführt werden, d. h. es werden die äußeren Merkmale, welche durch die inneren Anlagen bedingt sind, sichtbar gemacht. Dies sind die progressiven Mutationen, auf welchen die Bildung neuer Arten beruht. Es können zweitens Anlagen, welche zum Eigenschaften-Komplex einer Art gehören, aus dem aktiven in den latenten Zustand übergeführt werden, d. h. es verschwinden die ihnen entsprechenden äußeren Merkmale, z. B. Farbe oder Behaarung. Auf solchen Mutationen, welche De Vries retrogressive nennt, sowie auf der folgenden Gruppe beruht die Bildung der echten Varietäten. Die letzte Kategorie von Mutationen ist etwas komplizierterer Natur. Bei manchen Rassen kann eine bestimmte Anlage bei den verschiedenen Individuen in verschiedenen Zuständen der Aktivität zu beobachten sein. Eine solche „semilatente" Anlage steht dann vielfach als Anomalie zu einer anderen, für gewöhnlich „aktiven", in dem Verhältnis, daß sich beide als vikariierendes Paar ausschließen: dies gilt z. B. für die Trikotylie der Keimpflanzen gegenüber der für gewöhnlich aktiven Dikotylie, für die Fünfzähligkeit der Kleeblätter gegenüber der Dreizähligkeit. Aeußert sich die semilatente Eigenschaft nur in sehr seltenen Fällen, in wenigen Individuen auf jedes Hundert oder Tausend, so spricht De Vries von einer Semilatenz im engeren Sinne bezw. von einer Halbrasse, kommen dagegen die semilatente und ihre vikariierende Elementar-

eigenschaft annähernd gleich häufig zur Aeußerung, so ist die erstere als semiaktiv zu bezeichnen, die Halbrasse wird zur Mittelrasse. Werden nun latente Eigenschaften aktiv oder semilatente semiaktiv, so spricht De Vries von degressiven Mutationen.

Diesen verschiedenen Formen von Mutationen stehen nun die beiden erwähnten Haupttypen von Kreuzungen gegenüber: die Mendelschen und die unisexuellen, und zwar entsprechen die retrogressiven und degressiven Mutationen den ersteren, die progressiven den letzteren. Dies soll so viel heißen: werden Varietätsmerkmale mit ihren antagonistischen Merkmalen gekreuzt, z. B. die rote Blütenfarbe mit der auf retrogressivem Wege entstandenen weißen, so folgt die Verbindung den Mendelschen Regeln. Während nun bei der Kreuzung von Varietäten immer je zwei Anlagen ein Paar von Antagonisten bilden, findet eine auf dem Wege einer progressiven Mutation entstandene neue Art bei der Kreuzung mit einer anderen Art nicht für jedes ihrer Merkmale ein antagonistisches oder korrespondierendes. Beispielsweise bleibt bei der Kreuzung einer neuen Art mit der Mutterart eben diejenige Eigenschaft, durch welche die neue Art sich von der Mutterart unterscheidet, ungepaart. Bei den meisten Artkreuzungen gibt es also ungepaarte Eigenschaften, sie können daher nach Macfarlane als unisexuelle Kreuzungen bezeichnet werden.

So kommt denn De Vries zu dem Satze, daß retrogressiv und degressiv entstandene Formen bei ihren Kreuzungen untereinander oder mit den entsprechenden Vorfahren den Mendelschen Gesetzen folgen, während progressiv entstandene sich unisexuell verhalten. Diesen Satz will De Vries offenbar, wenigstens vorläufig, als das wichtigste theoretische Ergebnis seiner Untersuchungen betrachtet wissen und wir müssen uns daher fragen, inwieweit die Grundlagen für die Aufstellung dieses Satzes eine genügende Sicherheit gewähren.

Es muß hier noch einmal darauf hingewiesen werden, daß nicht die äußerlich erkennbaren Merkmale, sondern die diesen zugrunde liegenden inneren Anlagen oder Elementareigenschaften den Gegenstand der De Vries'schen Thesen bilden.

Nun hat allerdings De Vries in analytischer Hinsicht einen wichtigen Schritt vorwärts getan, indem er den Versuch machte, der Auffassung der Artcharaktere nicht als einer Einheit, sondern als eines aus zahlreichen elementaren Einheiten bestehenden Bildes zur Anerkennung zu verhelfen. Auch wird der Gedanke, daß alle äußeren Merkmale, welche bei einem einzelnen Mutationsprozesse gleichzeitig an einem Organismus in Erscheinung treten, jeweils auf eine einzige, eben bei dieser Mutation aktivierte Elementareigenschaft zurückzuführen sind, voraussichtlich der Erforschung der zahlreichen korrelativen Organbeziehungen, welche am pflanzlichen, namentlich aber am tierischen Organismus zutage treten, einen neuen Anstoß verleihen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die eigentliche Kenntnis der Elementareigenschaften erst in den Anfängen begriffen ist und daß also die De Vries'schen Thesen zunächst nur indirekt, durch Vermittlung der äußerlich erkennbaren Merkmale, mit dem Boden der Tatsachen in Fühlung stehen.

Bei diesem zunächst mehr programmatischen Charakter der De Vries'schen Sätze muß es der weiteren vergleichenden und experi-

mentellen Forschung vorbehalten bleiben, zu untersuchen, inwieweit sich weitere Stützen für die Mutationslehre und speziell für die De Vries'sche Bastardlehre ergeben. Was insbesondere das Gebiet der Zoologie anbelangt, so können hier bis jetzt noch keine Tatsachen aufgezählt werden, welche in direkter Weise für das Vorkommen von mutativen Prozessen im Sinne von De Vries sprechen, wenn auch immer wieder von Zoologen und Paläontologen die Annahme einer sprungweisen Umwandlung der Arten als eines die Darwinschen Variationen ergänzenden oder ersetzenden Faktors für notwendig gehalten wurde. Wenn so vorläufig auf zoologischem Gebiete die eine Grundlage der De Vries'schen Lehre noch nicht geschaffen ist, so ist auf der anderen Seite, bei der Sprödigkeit der zoologischen Objekte gegenüber den Bastardierungsversuchen, zunächst noch nicht daran zu denken, daß die experimentelle Untersuchung über tierische Kreuzungen gleichen Schritt mit der botanischen Forschung halten und die nötigen Materialien für die Sicherstellung oder für die Verwerfung der De Vries'schen Sätze liefern könnte.

Rascher ist wohl eine Verständigung zwischen Botanik und Zoologie auf einem anderen Grenzgebiete zu erwarten, nämlich bezüglich der Versuche, die Ergebnisse der Bastardlehre mit denjenigen der Zytologie in Einklang zu bringen. Auch De Vries hat in dieser Richtung einen Versuch gemacht und zwar in einem kürzlich veröffentlichten Vortrage über „Befruchtung und Vererbung" (Leipzig 1903). Schon von einer Reihe von anderen Forschern, unter denen nur Bateson genannt sein soll, war die Vermutung geäußert worden, daß bei den Mendelschen Bastarden die Spaltung der Anlagen während der sogen. Reife der Geschlechtszellen und zwar insbesondere durch die Reduktionsteilung bewirkt werde. De Vries geht von den von Rückert und mir gemachten Beobachtungen aus, wonach die bei der Befruchtung miteinander vereinigten Geschlechtskerne während der ganzen Entwicklung des Organismus ihre morphologische Unabhängigkeit bewahren und meint nun, daß es sich bei der Reduktionsteilung um einen „Abschied zwischen zwei Personen handle, welche eine Zeitlang nebeneinander denselben Weg gegangen sind und welche sich jetzt (d. h. bei dem folgenden Befruchtungsakte) eine andere Gesellschaft aufsuchen wollen". Auf diese Weise würden allerdings die von Mendel geforderten „reinen" Geschlechtszellen gebildet werden, indem die eine Hälfte der vom Bastarde gebildeten Geschlechtszellen ausschließlich väterliche, die andere mütterliche Kernsubstanz erhält. Indessen sieht sich De Vries im Hinblick auf gewisse Vererbungserscheinungen zu der Annahme genötigt, daß zwischen den väterlichen und mütterlichen Halbkernen vor ihrer gegenseitigen Verabschiedung ein Austausch von Anlagen stattfinde.

Bei dieser Hypothese geht De Vries von der Behauptung aus, daß die Trennung der beiden Halbkerne bei der Reduktionsteilung sowohl im Tierreich wie auch bei den Pflanzen so allseitig festgestellt worden sei, daß sie als einer der besten Sätze der ganzen Befruchtungslehre betrachtet werden darf. Diesem Satze habe ich schon an anderer Stelle[1]) entschieden widersprechen müssen, denn eine reinliche Scheidung

[1]) V. Haecker, Bastardierung und Geschlechtszellenbildung, Jena, 1904.

der väterlichen und mütterlichen Kernanteile bei der Reduktionsteilung ist bis jetzt nirgends bewiesen, sondern nur von verschiedenen Seiten hypothetisch angenommen worden. Meine eigenen Untersuchungen bei Zyklops weisen im Gegenteil mit Bestimmtheit darauf hin, daß während der Reife der Eizellen normalerweise nicht etwa eine Trennung der Halbkerne, sondern eine gesetzmäßig verlaufende Umordnung und Durchmischung ihrer wesentlichen Bestandteile, der Chromosomen, erfolgt.

Infolgedessen kann der Versuch von De Vries, die Ergebnisse der Bastardlehre mit denen der Zytologie in Einklang zu bringen, nicht als glücklich bezeichnet werden, wie denn auch seine Annahme, daß vor der Reduktionsteilung ein unsichtbarer Austausch von Anlagen zwischen den beiden Halbkernen erfolgt, durch keine tatsächlichen Beobachtungen gestützt werden kann.

Immerhin kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch in der von De Vries erstrebten innigen Fühlung zwischen botanischer und zoologischer Forschung die sicherste Bürgschaft für einen stetigen Fortschritt der Bastardlehre gegeben ist.

Ueber die Beziehungen des Hirngewichts zum Berufe.

Dr. Heinrich Matiegka.

Daß die Wahl des Berufes und die erfolgreiche Ausübung desselben von einer bestimmten körperlichen und geistigen Eignung, d. i. von bestimmten körperlichen und geistigen Eigenschaften als einer entsprechenden Entwicklung der Muskulatur, des Skeletts, einem hinreichenden Ernährungs- und Gesundheitszustande, weiters einer entsprechenden Intelligenz, Geistesgegenwart, Fleiß usw. abhängt, ist unzweifelhaft. Wir wissen auch, daß die Beschäftigung selbst umgekehrt einen entschiedenen Einfluß auf die Körperkonstitution nimmt.

Fürs zweite ist bekannt, daß zwischen dem Hirngewichte und den körperlichen wie geistigen Eigenschaften gewisse, nachweisbare Beziehungen bestehen.

Schon aus der Gegenüberstellung dieser beiden Tatsachen ergibt sich die Berechtigung, gewisse Beziehungen zwischen Hirngewicht und Beschäftigung anzunehmen. Dieselben lassen sich aber auch direkt nachweisen. Ich will nun durch Ausführung der beiden ausgesprochenen Prämissen und durch Anführung meiner direkt gewonnenen Ergebnisse eine Erklärung dieser interessanten Erscheinung zu geben versuchen.

I. Schon beim Austritt der Knaben aus den Elementar- und Bürgerschulen richtet sich die Wahl des künftigen Berufes nach ihren geistigen und körperlichen Eigenschaften. Gewisse Berufsarten verlangen größere Körperanstrengung, bedeutendere Muskelkräfte, andere können auch von Personen von schwächerer Konstitution mit Erfolg

versehen werden. In ähnlicher Art werden die geistigen Fähigkeiten, Talent, Scharfsinn, Fleiß usw. in Rechnung gezogen. Auch die Bedienung einiger Maschinen verlangt gewisse, geistige Fähigkeiten. Eine noch strengere Auswahl wird in dieser Hinsicht an den Mittel- und Hochschulen, namentlich aber im praktischen Leben — und da bei jedem Berufe — geübt.

Daß umgekehrt die Ausübung einiger Beschäftigungsarten wiederum eine bedeutende Rückwirkung auf die körperlichen und geistigen Eigenschaften ausübt, ist ebenso allgemein bekannt. Hierbei wirkt allerdings in bedeutendem Maße der Einfluß der Vermögens- und Erwerbsverhältnisse mit, welche aber enge mit der Beschäftigungsart verknüpft sind.

So fand Beddoe die durchschnittliche Körpergröße bei im Freien arbeitenden Personen 171,5 cm, aber bei den in geschlossenen Räumen beschäftigten nur 169,5, also einen Unterschied von 2 cm. Zu ähnlichen Resultaten gelangten Roberts, Cowel, Olóriz u. a.

Olóriz fand die Bevölkerung der dichtbevölkerten Stadtteile um 49 mm kleiner als in gesünderen Stadtvierteln. Es ergaben sich sogar Unterschiede nach der Lage der Wohnung nach Stockwerken.

Auch ich fand, daß in den ärmeren Stadtteilen Prags — ähnlich wie dies von einer Reihe von Autoren anderwärts konstatiert wurde — der Wuchs der Schulkinder unter dem Mittel blieb, aber in einem aufblühenden Stadtteile (Holeso vic-Bubna) schon binnen einiger Jahre sich besserte. Daß im Laufe der Zeit die durchschnittliche Körpergröße der Einwohner (Rekruten) ganzer Landstriche durch Verbesserung der Existenzbedingungen zunehmen kann, haben A. Hovelacque, Collignon, O. Ammon, Hult-Krantz u. a. gezeigt. So hat die Einwohnerschaft des Cantons Saint-Martin-Vésubie binnen 100 Jahren etwa 10 cm an ihrer durchschnittlichen Körpergröße gewonnen.

Desgleichen zeigt das Körpergewicht bei den Angehörigen der verschiedenen Berufsarten bedeutende Unterschiede und beträgt z. B. nach Meyer bei den Bierbrauern und Faßbindern durchschnittlich 125,9 Pfund, bei den Schneidern aber 110,8 Pfund.

Bowditch, Carlier, Chalumeau, Olóriz, Pagliani, Roberts, Schmidt u. a. konstatierten in gleicher Art Unterschiede bei den Angehörigen verschiedener Berufsarten und ihren Kindern. Wie die Körpergröße und das Körpergewicht, schwanken auch die Körperproportionen je nach der Beschäftigung, wie die amerikanische Statistik zeigte.

Welchen Einfluß die Beschäftigungsart auf die Ernährung und die Muskelentwicklung nimmt, ist jedermann bekannt.

Aus diesen wechselseitigen Beziehungen kann man sich leicht den Umstand erklären, daß gewissen Berufsarten allgemein ein bestimmtes charakteristisches Aeußeres zugeschrieben wird, welches in gewissen körperlichen und geistigen Eigenschaften seinen Grund hat. Den Typus eines Schmiedes, eines Gastwirtes, eines Koches, eines Schneiders usw. stellen wir uns alle in ähnlicher Art vor, ohne der häufigen Ausnahmen zu gedenken.

Dieser Einfluß der Beschäftigung auf die Körperkonstitution verrät sich auch in der verschiedenen Morbidität und Mortalität. Endlich ist derselbe auch noch in der folgenden Generation merkbar.

L. Chalumeau hat allerdings im Sinne der Lapouge-Ammonschen Theorie die Unterschiede in der Körperkonstitution der einzelnen Bevölkerungsschichten und so auch die Unterschiede im Wuchse der körperlich und geistig arbeitenden Menschen durch die Zusammensetzung der Bevölkerung Europas aus verschiedenen Rassen erklärt, deren Angehörige nach ihren Eigenschaften und Neigungen verschiedene Berufsarten wählen. Abgesehen davon, daß dieser Anschauung verschiedenes entgegengehalten werden kann, so insbesondere auch die Tatsache, daß ähnliche Unterschiede zum Teil experimentell hervorgerufen werden können, ändert dies nichts an unseren Schlüssen, daß diese Charaktere gewisse Beziehungen zum Berufe aufweisen und daß sich mit ihnen auch das durchschnittliche Hirngewicht ändert.

II. Daß aber gewisse Beziehungen zwischen Hirngewicht und den einzelnen körperlichen Eigenschaften und Merkmalen, sowie der Intelligenz bestehen, wurde in einer Reihe von Arbeiten nachgewiesen.

Ehe ich auf Grund einer eigenen Arbeit neue Belege hierfür vorbringe, muß ich — um Mißverständnissen vorzubeugen — besonders darauf hinweisen, daß einesteils dem Gehirne eine ganze Reihe von Aufgaben zufallen, die allerdings wohl alle lokalisiert sind, anderenteils nicht bloß ein Charakter die Funktionsfähigkeit des Gehirns bestimmt, sondern — soweit bekannt — neben der Hirnmasse (Gewicht) auch die regelrechte Entwicklung der Hirnteile und Windungen, eine entsprechende Dicke der grauen Rindenschichte, der Reichtum der Hirnelemente, sowie ihre vielseitige Verknüpfung, die chemische Zusammensetzung, eine normale Ernährung, eine durch Uebung (Erziehung) gesteigerte Funktionsfähigkeit usw. Der Einfluß eines jeden der genannten Faktoren kann durch den eines anderen erhöht, aber umgekehrt auch geschwächt werden.

Es ist daher nicht möglich, in einem einzelnen Falle aus einem einzigen Charakter einen Schluß auf die Funktionsfähigkeit eines Gehirnes in der oder jener Hinsicht zu ziehen, aber bei Vergleichung größerer Reihen wird dem Durchschnittswerte eines Charakters der Durchschnittswert der Funktionsfähigkeit des Gehirns in dieser Richtung entsprechen. Durch diese Komplikation der Verhältnisse werden die im einzelnen häufiger sich ergebenden Widersprüche leicht aufgeklärt. Bei Berücksichtigung aller Umstände wird aber der wahre Sachverhalt zutage treten.

Was nun speziell die Hirnmasse betrifft, so ist ihre Menge vor allem schon in der Anlage gegeben: wohl schon in der Frucht entspricht sie gewissen körperlichen Eigenschaften, z. B. der Körpergröße, der Muskelentwicklung usw. Auch weiterhin wird ein gewisses Verhältnis durch den trophischen Einfluß des Nervensystems auf die Muskulatur, und umgekehrt durch einen Rückeinfluß dieser auf das Zentralnervensystem, abgesehen von den auf alle Organe gleichartig wirkenden Einflüssen, erhalten.

Auch die Intelligenz hängt vor allem von der Entwicklung gewisser Hirnteile ab, welche auch im Hirngewicht ihren Ausdruck finden kann; eine mächtigere Hirnentwicklung ist dann wohl gemeiniglich in der Anlage gegeben — geniale Leute werden vor allem geboren —;

es ist jedoch auch möglich, daß das Nervensystem auch später durch Uebung (Bildung und Erziehung) noch mehr vervollkommnet wird und dementsprechend auch das Hirngewicht zunehmen kann.

Das Hirngewicht kann übrigens — wie Zanke darauf hinwies — auch im Leben, infolge verschiedener Durchtränkung mit Serum bei Ruhe und Tätigkeit, bedeutend schwanken; infolgedessen wird auch das Hirngewicht an der Leiche nicht immer dem im Leben gleichen. Besonders aber hat die letzte Krankheit und die Todesart einen bedeutenden Einfluß auf das Hirngewicht in der Art, daß nach chronischen, erschöpfenden Krankheiten und ähnlich bei Todesfällen durch Verblutung das Hirngewicht vermindert, umgekehrt bei einigen akuten Krankheiten und nach gewissen mit Blutstauung im Kopfe verbundenen Todesarten (Erhängen, Ertrinken usw.) erhöht erscheint.

Nachdem die einzelnen das Hirngewicht bestimmenden Faktoren bei gewissen Gesellschaftsklassen ganz verschieden kombiniert sind, muß bei jeder Untersuchung darauf Rücksicht genommen werden. Demnach wird das Endergebnis verschieden ausfallen, je nachdem man die Untersuchung in einer Irrenanstalt, deren Pfleglinge häufig ein krankhaft verändertes Hirngewicht aufweisen, oder in einem Krankenhause, in dem Personen jeden Alters und zum großen Teile wegen chronischer Leiden verpflegt werden, oder in einem Militärspitale mit hauptsächlich jungen Pfleglingen oder endlich in einer Anstalt für gerichtliche Medizin ausführt, in der Leichen zur Sektion gelangten, die zumeist eines gewaltsamen oder plötzlichen Todes starben. Diese Verschiedenheit des Materials erklärt — abgesehen von der Verschiedenheit der Untersuchungsmethoden — die Differenzen in den Ergebnissen einzelner Autoren.

Ich habe in den Sitzungsberichten der kgl. böhm. Gesellschaft d. Wiss. in Prag (II. Kl. 1902, No. XX) über die Ergebnisse einer Untersuchung des in dem pathol.-anatomischen Institute des Prof. Hlava und in dem Institute für gerichtliche Medizin des Prof. Reinsberg angehäuften Materials berichtet und gebe im folgenden die wichtigeren von den im zweitgenannten Institute gewonnenen Resultaten.

Um den bekannten Einfluß des Geschlechts und des höheren Alters möglichst auszuscheiden, wurde das Material mit Ausschluß der jugendlichen Individuen in zwei Altersgruppen und nach dem Geschlechte getrennt untersucht. Fälle von Hirnerkrankungen und Hirnverletzungen wurden überhaupt ausgeschieden. Das durchschnittliche Hirngewicht betrug sodann

bei	im Alter von 20—60 J.	im Alter von 60—90 J.	überhaupt	(Differenz zw. d. I. u. II. Gruppe)
Männern	1450,4 gr	1404,2 gr	1441,5 gr	(46,2 gr)
Weibern	1305,5 gr	1231,2 gr	1290,3 gr	(74,3 gr)
Differenz	144,9 gr	173,0 gr	151,2 gr	

Um diese Durchschnittszahlen sind die Einzelwerte ziemlich symmetrisch angeordnet.

Der Einfluß der Körpergröße auf das Hirngewicht verriet sich in folgender Zahlenreihe: Es betrug durchschnittlich das Hirngewicht 20—60jähriger Männer

von	130—139	150—159	160—169	170—179	180—189	190 cm Höhe
im ganzen	(1400)	1403,3	1424,5	1457,1	1496,0	(1680) gr
auf 1 cm Höhe	—	9,0	8,6	8,3	8,1	— gr.

Die Erscheinung, daß die auf 1 cm der Körpergröße entfallende Hirnmenge mit der Körpergröße abnimmt, ist bekanntlich Gegenstand ausführlicher Erörterungen gewesen.

Ein direkter Zusammenhang besteht zwischen Hirngewicht und Muskelentwicklung; nachdem der letzteren auch der passive Bewegungsapparat, d. i. das Skelett, entspricht, können schon von vornherein auch Beziehungen zu diesem angenommen werden. Ich fand ein durchschnittliches Hirngewicht bei 20—60jährigen Männern

von schwacher Muskulatur	1412,6	gr,
„ mittlerer „	1492,5	„
„ guter „	1424,2	„
„ mächtiger „	1490,1	„

und weiter bei Männern

von schwachem Knochenbaue	1425,9	gr,
„ mittlerem „	1515,7	„
„ starkem „	1454,0	„

Der Unterschied der Werte der ersten und letzten Gruppe ist auffallend und beträgt bezüglich der Muskulatur 77,5 gr, bezüglich des Knochenbaues 28,1 gr. Auf die hohen Werte der Mittelgruppen will ich weiter unten zurückkommen.

Der Einfluß des Ernährungszustandes auf das Hirngewicht äußerte sich in folgenden Durchschnittsgewichten bei 20—60jährigen Männern; dasselbe betrug

bei schlechter oder sehr schlechter Ernährung	1427,1	gr,
„ mittlerer Ernährung	1467,5	„
„ guter oder sehr guter Ernährung	1464,6	„

Die Differenz zwischen der ersten und dritten Stufe beträgt 36,5 gr.

Die Ernährung leidet am meisten in der Krankheit, namentlich bei längerer Dauer derselben. Dementsprechend findet sich nach chronischen Krankheiten eine bedeutendere Gewichtsabnahme als nach akuten. Ich selbst fand bei 20—60jährigen Männern ein durchschnittliches Hirngewicht

nach tuberkulösen Erkrankungen	von	1429,3	gr,
„ verschiedenen chronischen Leiden	„	1431,0	„
aber nach Lungenentzündung	„	1456,2	„
„ Herzfehlern und Blutgefäßerkrankungen mit schnellem Ausgange	„	1470,5	„

Diese Einflüsse sind schon während des Lebens wirksam; hinzu kommt — wie schon oben angedeutet — der Einfluß der Todesart. In dieser Hinsicht fand ich bei den 20—60jährigen Männern ein durchschnittliches Hirngewicht bei einem Tode

nach Schnitt-, Stich- und anderen Wunden	1453,3	gr,
„ bedeutenden Verletzungen	1430,7	„
aber nach Erhängen	1458,1	„
„ Ertrinken	1469,7	„

Das Hirngewicht müssen natürlicherweise Erkrankungen des Hirns und seiner Häute in hohem Maße beeinflussen. Zu denselben müssen auch die verschiedenen Formen von Geisteskrankheiten gezählt werden, ob dieselben nun in einer mangelhaften Entwicklung oder in anatomischen Veränderungen oder in scheinbar einfachen Funktionsstörungen ihren Grund haben. Leider ist eben die Klassifikation der

Geistesstörungen auf pathologisch-anatomischer Grundlage bisher unmöglich. — Was das Hirngewicht anbelangt, wurde dasselbe von einzelnen Autoren bei gewissen Formen vermehrt, bei anderen verringert gefunden; hierbei spielt das Stadium und die Dauer der Erkrankung eine große Rolle. Je nach der Zusammensetzung des Materials wird der Gesamtdurchschnitt über oder unter den Durchschnitt der Normalen fallen, oder sich mit diesem decken können. Ich fand denselben bei 20—60 jungen Männern unter dem Materiale des pathologisch-anatomischen Institutes des Prof. Hlava, wie die Mehrzahl der Autoren, unter dem Normaldurchschnitte (d. i. 1287,1 gegen 1347,7 gr).

Im Speziellen betrug das Hirngewicht bei

Irrenparalyse	Seniler Demenz	Chron. Alkoholismus	Geistesgesunden	Prim. Verrücktheit	Melancholie		Sekund. Demenz
1258,3	1293,7	1317,3	1347,7	1360,7	1387,5	1421,7	1437,5
Differenz:	89,4 gr.				89,8 gr.		

Das Normalhirngewicht steht also mitten unter den verschiedenen Durchschnittszahlen der Hirngewichte Geisteskranker.

Aber bei den Geisteskrankheiten handelt es sich um pathologische, krankhafte Zustände, denen man nicht ohne weiteres den normalen Zustand als eine einfache Abstufung anreihen darf, ebensowenig wie es unmöglich ist, aus pathologischen Befunden an anderen Organen auf den Stand und das Maß der Funktionsfähigkeit der gesunden Organe zu schließen. Es ist daher Unrecht, sich auf das bedeutende Hirngewicht bei einigen Geisteskranken als auf einen Beweis zu berufen, daß zwischen Geistestätigkeit und Hirngewicht keine Beziehungen bestehen. Dieselben sind tatsächlich vorhanden und werden auch von — ich glaube allen — hervorragenden Anatomen, Physiologen und Anthropologen der Jetztzeit, besonders denen, die sich mit der Frage näher befaßt haben, anerkannt.

Häufiger wird auf den ablehnenden Standpunkt R. Wagners hingewiesen, der aber später selbst die Bedeutung seiner Worte stark einschränkte.

Von den besonders von Bischoff u. a. zugunsten der „im allgemeinen auch gewiß ganz gerechtfertigten Ansicht“ von einem Zusammenhang zwischen Hirngewicht und psychischer Befähigung sowie Leistung angeführten Gründen sind die folgenden besonders beachtenswert:

1. Kraft und Materie eines jeden Körpers und ebenso eines tierischen Organes stehen in einem direkten Verhältnisse zu einander;

2. mit der Entwicklung und Größe des Gehirns in der Tierreihe steigt die Intelligenz;

3. zur normalen psychischen Leistungsfähigkeit ist überhaupt eine gewisse Größe und Entwicklung des Gehirns nötig, Mikrokephalie ist mit Blödsinn verbunden und umgekehrt hat man bei intelligenten und hervorragenden Männern ein bedeutenderes Hirngewicht gefunden;

4. der Zunahme der Intelligenz in der Jugend und der Abnahme im Alter gehen entsprechende Veränderungen im Hirngewichte parallel;

5. die Kulturvölker weisen ein durchschnittlich und verhältnismäßig größeres Hirngewicht auf als primitive Völker und scheint bei den Europäern im Laufe der Zeit das Hirngewicht — nach der Schädelkapazität zu schließen — zugenommen zu haben.

Gegen diese begründete Ansicht vom Zusammenhange zwischen Hirngewicht und Intelligenz wurden besonders folgende zwei, häufiger schon widerlegte Einwände immer wieder vorgebracht:

1. das Hirngewicht einiger hervorragender Persönlichkeiten (Gambetta, Tiedemann usw.) war ein auffallend geringes, den Durchschnittswert nicht erreichendes;

2. ein hohes Hirngewicht wird auch bei ganz unbedeutenden, ja geisteskranken und blöden Personen gefunden.

Diese beiden Einwände gründen sich zwar auf unleugbare Tatsachen, aber dieselben widerlegen bei weitem noch nicht, daß die Intelligenz auch von der Hirnmasse abhängig ist, ja daß diese manchmal den Ausschlag gibt.

Der erste Einwand spricht nur dafür, daß eine bedeutende Intelligenz auch von anderen Eigenschaften des Hirns als von der Hirnmenge abhängig ist, wie dies oben von der Leistungsfähigkeit des Gehirns im allgemeinen schon gesagt wurde. Manouvrier, der die Frage von den Beziehungen zwischen Hirngewicht und Intelligenz in mehreren Arbeiten behandelt hat, sagt in dieser Beziehung: „Die qualitative Superiorität ist eine der Bedingungen der intellektuellen Superiorität; die quantitative Superiorität ist eine zweite, die morphologische noch eine andere Bedingung; nachdem es daher mehrere Arten von anatomischen Bedingungen, die Beziehungen zur intellektuellen Superiorität aufweisen, gibt, könnte keine derselben für sich allein eine ausreichende Grundlage zur Abschätzung der intellektuellen Superiorität abgeben.“ Aber doch hat jede für sich ihre Bedeutung.

Uebrigens kann man wohl mit Recht in den bekannten Tabellen der Hirngewichte „hervorragender Persönlichkeiten“, namentlich aus den niedrigeren Zahlen, durch strengere Auswahl noch einige weniger hervorragende, von den übrigen durch bedeutende Intelligenz ausgezeichnete Männer ausscheiden. „Das Gewand eines Professors ist nicht notwendigerweise ein Beweis von Genie.“

Umgekehrt kommen auch bedeutende Hirngewichte bei „einfachen“ Leuten vor, welche aber bei näherer Analyse als sehr intelligente Personen sich entpuppten, denen nicht Gelegenheit geboten ward, ihre geistigen Fähigkeiten zu entfalten und vor der Oeffentlichkeit darzutun. „Aber es handelt sich eben darum, die Beziehungen des Hirngewichts zur „Intelligenz“ und nicht zur „Berühmtheit“ zu studieren, welch letztere genug häufig von ganz anderen Umständen als von höherer Intelligenz abhängt“, sagt Manouvrier, indem er das 1935 gr schwere Hirn eines Landnotars namens Josef Bouny beschreibt, der durch die Verhältnisse von dem öffentlichen Leben abgelenkt, seine bedeutende Intelligenz und Charakterfestigkeit nur in einem beschränkten Kreise an den Tag legen konnte; aber die Zeugnisse, welche über seine Intelligenz von hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen er im freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Verhältnisse stand, abgegeben wurden, sind „eine Garantie seiner

Superiorität, welche mindestens der Herausgabe einiger Werke gleichkommt, die — wenn auch ohne Wert — doch den Autor unter die Reihe der Schriftsteller und Gelehrten verholfen hätten".

Was den zweiten Einwand betrifft, nämlich, daß ein bedeutendes Hirngewicht auch bei gewöhnlichen, ja bei direkt geisteskranken Personen vorkommt, kann — abgesehen von den eben erwähnten Fällen, bei denen große Anlagen nicht zur Geltung gelangten — aus dieser Beobachtung nur geschlossen werden, daß das Hirngewicht auch durch Vermehrung einer für die psychische Tätigkeit bedeutungslosen, zu jeder Leistung unfähigen, ja diese sogar störenden Materie erhöht werden kann, z. B. durch Zunahme des Stützgewebes, der Zerebralflüssigkeit, durch Auftreten von krankhaften Produkten usw.[1]). Diese pathologischen oder mit Irresein verbundenen Fälle müssen ohne weiteres — wie dies schon oben verlangt wurde — von jedem Vergleich ausgeschlossen werden.

Aber auch bei geistig Gesunden dient nur ein gewisser Teil, den wir nach Manouvriers Beispiel mit J bezeichnen können, der physischen Tätigkeit, während der übrige Teil **M** verschiedene andere Funktionen versieht, besonders auch die Muskelanregung. Die Menge dieser beiden Teile kann selbständig schwanken; mittelmäßig entwickelt werden sie ein bestimmtes, durchschnittliches Gesamthirngewicht ergeben; aber bei einer bedeutenderen Entwicklung des Teiles **M** kann der Normaldurchschnitt überschritten werden, ohne daß die von **J** abhängige Intelligenz größer wäre; umgekehrt kann **M** so schwach ausgebildet sein, daß der Teil **J** — selbst wenn er für sich über dem Durchschnitt stände — jenen nicht zum allgemeinen Gesamtdurchschnitte ergänzt. So kann bei bedeutenderer Intelligenz das Hirngewicht unter dem allgemeinen Durchschnitte bleiben.

Aber eine höhere Intelligenz ist ein bezüglich des Hirngewichts so entscheidender Faktor, daß sie in Durchschnittszahlen, auch wenn man von den anderen Momenten absieht, zum Ausdrucke gelangt. Denn schon eine kleine Zahl von mehr weniger geistig hervorragenden Persönlichkeiten ergibt ein größeres, durchschnittliches Hirngewicht als die übrige Bevölkerung. Dies beweist die in dieser Beziehung kleine Statistik Wagners, die Tabellen und Angaben Welckers, Thurnams, Bischoffs, Bastians, Topinards, Waldeyers, Manouvriers, Ammons, Buschans, Spitzkas u. a.

So hatten von 22 hervorragenden Männern, welche Waldeyer erwähnt, bloß vier (und zwar der 77jährige, hochgewachsene Hausmann, der 80jährige, kleine Tiedemann, der nicht große Gambetta und endlich Herrmann) ein Hirngewicht unter dem allgemeinen Durchschnitt, während 15 dieses um 100 gr und mehr überschritten. Von 60 Gehirnen hervorragender Männer, welche Buschan zusammen-

[1]) In der Tat wurde das größte Hirngewicht bei geistig abnormen Personen beobachtet und zwar von van Walsem bei einem epileptischen Idioten (2850 gr.), von Sims bei einem geistesschwachen Londoner Zeitungsausträger (2400 gr.) usw., deren Hirnmasse man aber qualitativ nicht jener des Gehirns eines Cuvier, Byron, Turgeniew, Schiller gleichstellen kann. So wies das in neuester Zeit von John Sutcliffe beschriebene Gehirn eines 37jährigen Irren (2070 gr.) bei der mikroskopischen Untersuchung eine diffuse Vermehrung des Stützgewebes (Neuroglia) mit lokalisierten gliomatösen Herden auf.

stellte, stehen 80 pCt. über dem Durchschnitte und 44 von Manouvrier ausgewählte Hirne solcher Männer ergaben ein um 70 gr höheres Durchschnittsgewicht als die gewöhnlichen Pariser, obzwar hierbei die auffallend großen Werte (Schiller 1785, Abercrombie 1785, G. Cuvier 1829, Turgeniew 2012, Cromwell 2231 und Byron 2238) außer acht gelassen wurden, nachdem gegen einzelne dieser Werte berechtigte Zweifel erhoben wurden; außerdem steht das durchschnittliche Hirngewicht von 35 bekannten Persönlichkeiten, welche Manouvrier nach der Kapazität der in der Sammlung Galls und Dumontiers aufbewahrten Schädel abschätzte, um 89 gr über dem Durchschnitt der Pariser.

Neuestens erklärt auch Marchand, daß „wohl die über das durchschnittliche Mittelgewicht hinausgehenden Gehirne im allgemeinen den Vorrang vor den kleineren haben" können.

Bei diesen Berechnungen erscheint schon auf das Alter Rücksicht genommen, nachdem jene Persönlichkeiten nur mit wenigen Ausnahmen im höheren Alter (50—80 Jahren) standen, während zum Vergleiche die an jüngeren (20—60 jährigen) Männern gewonnenen Resultate herangezogen wurden, so daß der Unterschied noch höher abgeschätzt werden sollte.

Wenn wir unsere im Institute für gerichtliche Medizin gewonnenen Ergebnisse, die aus oben angeführten Gründen höhere Werte als das Material anderer Anstalten aufweisen, mit der neuestens von E. A. Spitzka in New-York zusammengestellten Tabelle der Hirngewichte hervorragender Männer (mit Außerachtlassung der unter 40 Jahre alten, sowie jener Persönlichkeiten, deren Hirngewicht im frischen Zustande nicht bekannt ist) vergleichen, bleiben die Hirngewichte der Alltagsmenschen, in Gruppen geordnet, hinter jenem der hervorragenden Männer bedeutend zurück. Es fand sich nämlich

	ein Hirngewicht von		
bei über 40 Jahre alten	bis 1400 gr	1400—1500 gr	1500 gr und mehr
Alltagsmenschen in	39,0 pCt. (94)	32,4 pCt. (78)	28,6 pCt. (69)
hervorragenden Männern in	29,8 pCt. (28)	32,9 pCt. (31)	37,2 pCt. (35).

Während daher das Hirngewicht bei den über 40 Jahre alten Durchschnittsmenschen in 39,0 pCt. unter 1400 gr blieb, andererseits aber nur in 28,6 pCt. 1500 gr und mehr, niemals aber 1800 gr betrug, wiesen von den Gehirnen geistig hervorragender Männer nur 29,8 pCt. ein Gewicht von unter 1400 gr auf und erreichten hingegen 37,2 pCt. ein Hirngewicht von 1500 gr und mehr und von diesen 4,2 pCt. (4) sogar ein solches von über 1800 gr. Bei diesem Vergleiche wird nicht nur dem Einflusse des Alters, sondern auch dem der Todesart und der letzten Krankheit Rechnung getragen.

Nimmt man endlich noch auf den Körperwuchs Rücksicht und vergleicht man die Gehirne hervorragender Männer nach Manouvriers Beispiel bloß mit Personen von großer Statur, so bewahren doch die ersteren ihren Vorzugsplatz. Denn es wiesen von den hervorragenden Persönlichkeiten 72,8 pCt. ein Hirngewicht von über 1400 gr und von diesen 10,8 pCt. sogar ein solches von über 1600 gr auf, während unter den hochgewachsenen Parisern bloß 41,9 pCt. ein Hirngewicht

über 1400 gr und von diesen bloß 1,6 pCt. ein solches von über 1600 gr besaßen[1]).

In neuerer Zeit werden diese Statistiken stetig ergänzt, aber sprechen auch weiterhin zugunsten der oben vertretenen Ansicht. So gelang es nun Dr. E. A. Spitzka in New-York bei gewissenhafter Auswahl 96 Hirngewichte hervorragender Persönlichkeiten zusammenzustellen, deren durchschnittliches Hirngewicht (1473 gr) die für Europäerhirne angeführten Mittelzahlen ungeachtet des Altersunterschiedes um 75 bis 125 gr übertrifft. Diese größere Beobachtungsreihe gestattete denn auch eine weitere Analyse. So scheint nach Spitzkas Zusammenstellung die Abnahme des Hirngewichts im höheren Alter bei der Intelligenz später, und zwar etwa um ein Dezennium später, zu erfolgen, als bei den Alltagsmenschen, was mit der Beobachtung im Einklange stehen würde, daß solche Personen auch häufiger ein höheres Alter erreichen, d. h. daß ihr Körper und auch ihr Gehirn weniger schnell abgenützt wird.

Weiters versuchte Spitzka — mit entsprechender Reserve — eine Einteilung seines Materials nach der Art der geistigen Beschäftigung; er fand das durchschnittliche Hirngewicht bei den Vertretern

I. a) der exakten Wissenschaften	(12)	1532,0 gr
b) der Naturwissenschaften	(45)	1444,3 gr
[der Wissenschaften überhaupt	(57)]	[1463,0 gr]
II. der Kunst, Philosophie usw.	(25)	1482,2 gr
III. des öffentlichen Staatsdienstes (Staatsmänner, Politiker, Militär	14)	1490,0 gr.

Hiernach würden die Vertreter der exakten Wissenschaften (Mathematiker, Astronomen usw.) das durchschnittlich höchste Hirngewicht haben, was jedenfalls mit der allgemeinen Annahme übereinstimmt, daß ihre Beschäftigung den kompliziertesten Denkmechanismus und daher auch einen entsprechend komplizierten Denkapparat voraussetzt.

Endlich hat Spitzka sein Material nach der Nationalität eingeteilt; hierbei ergab sich das Hirngewicht

21	geistig hervorragender Amerikaner	1518 gr
14	„ „ Briten	1473 gr
38	„ „ Deutscher und Oesterreicher	1443 gr
17	„ „ Franzosen	1440 gr.

Diese Unterschiede können zum Teil durch die verschiedene Körpergröße erklärt werden. Aber wenn man sie auch im Sinne Dr. L. Woltmanns vielleicht zum Teil als Rasseneigentümlichkeit erklären wollte, würde dies an unserem allgemeinen Standpunkte, daß einer höheren Intelligenz bei sonst gleichen Umständen ein größeres Hirngewicht entspricht, nichts ändern. Diesbezüglich sind auch John Beddoes im vorigen Jahre veröffentlichte Beobachtungen beachtenswert. Derselbe fand nämlich bei der Berechnung der Schädelkapazität

---

[1]) G. Portigliotti stellte die anatomischen Befunde bei den Sektionen von neun hervorragenden Franzosen (Cuvier, Victor Hugo, Asséline, Assézat, Coudereau, Gambetta, Bertillon, Véron) zusammen und fand bei dem einzigen Gambetta das Hirngewicht unter dem Mittel, obzwar alle bezüglich des Körperwuchses unter dem Durchschnitt standen.

aus dem Umfange, dem Längs- und Querbogen des Schädels an 526 Personen, daß 60 ausgewählte Personen von höherer Intelligenz die größte Kapazität aufwiesen und dies sowohl im ganzen als bei Einteilung des Materials in drei Gruppen nach der Nationalität (Engländer, Schotten, Irländer, Gallier usw.); an zweiter Stelle erschienen die Schädel der höheren Klassen, welche zwar hinter den 60 erstausgewählten Persönlichkeiten zurückstanden, aber — und zwar abermals bei den einzelnen Volksstämmen — die unteren oder arbeitenden Volksschichten bezüglich der Schädelkapazität überragten. Unter den 100 größten Köpfen war die höhere Intelligenz nicht mit den vorauszusehenden 11—12 pCt., sondern in 29 pCt. vertreten.

Bei Beddoes Untersuchungen erscheint daher der Einfluß der Nationalität, wenn auch nicht der Rasse, ausgeschlossen.

Man muß eben stets auf alle Umstände, welche das Hirngewicht beeinflussen, Rücksicht nehmen. Deswegen ist es auch nicht möglich, die Intelligenz nach dem Hirngewichte grammweise abzumessen, obzwar nicht geleugnet werden kann, daß in den gebotenen Ausweisen der Hirne hervorragender Personen die größten Denker an der Spitze am häufigsten vorkommen und daß umgekehrt gegen das Ende zu häufiger Personen von bloß lokaler oder zeitlicher Bedeutung erscheinen.

Ueberhaupt müssen wir vor allem die höheren Grade von Intelligenz in Rechnung ziehen, wenn sich dieselbe auch im Hirngewicht verraten soll; daher werden bei Behandlung dieser Frage gerade nur die Hirne geistig möglichst hervorragender Persönlichkeiten berücksichtigt; denn geringere Unterschiede in den geistigen Fähigkeiten werden nicht so leicht im Hirngewicht Ausdruck finden, nachdem ihr Einfluß leicht durch den Einfluß anderer Faktoren verdeckt wird.

Es ist daher kein Wunder, wenn z. B. Giltschenko in seiner sonst vorzüglichen Arbeit über das Hirngewicht bei 22 Personen vom Offiziersrange (13 Offizieren, 7 Militärbeamten, 1 Unterfähnrich und 1 Militärarzt) — aber in der Tat bei Personen sehr verschiedener Bildung und bei keiner von besonders hervorragender Intelligenz — das durchschnittliche Hirngewicht (1353,1 gr) geringer fand als bei der übrigen Mannschaft (1376,7 gr), denn während jene größtenteils schon ältere Personen waren, bestand die Mannschaft zu 73,7 pCt. aus Männern unter 30 Jahren. Nehmen wir auf dieses verschiedene Alter Rücksicht, d. h. berechnen wir für die Mannschaft nach ihren Durchschnittszahlen für die einzelnen Jahrzehnte, aber nach den Häufigkeitszahlen der Offiziersgruppe einen neuen Gesamtdurchschnitt (1355,9 gr), so ist der Unterschied der beiden Gruppen ausgeglichen; ja könnten wir noch die bei der Mannschaft entschieden besser entwickelte Muskulatur und den Knochenbau in Rechnung ziehen, würde vielleicht in der entgegengesetzten Richtung eine Differenz auftreten. So aber ist der wohl hier mäßige Einfluß der Intelligenz durch die anderen Faktoren ausgeglichen.

Auch durch Untersuchungen an Lebenden hat man diese Frage zu lösen getrachtet.

So fand Parchappe schon im Jahre 1836 die Kopfmaße, allerdings auch die Körpergröße bei Vornehmen (hommes distingués) größer als bei Arbeitern, desgleichen Broca (1861) bei Geschulten größer als bei den Ungebildeten.

Fr. Galton und Dr. Venn haben bei 2134 Studenten in Cambridge die Kopfmaße mit dem Studienfortschritte verglichen und bei den 487 Studenten, die das Examen mit dem besten Kalkul abgelegt hatten, durchschnittlich größere Kopfmaße (das Produkt der Länge, Breite und Höhe) gefunden, als bei den 913 mit dem zweiten Kalkul approbierten, während die 734 durchgefallenen die kleinsten Köpfe besaßen, obzwar der Unterschied im Körperwuchse kein auffallender und das Körpergewicht bei der dritten Gruppe am größten war.

Ich selbst habe bei Untersuchung von Schulkindern den Kopfumfang, der das einfachste äußere Maß für die Menge des Schädelinhaltes ist, bei den begabten und sittsamen größer gefunden, als bei den unbegabten und als sittenlos klassifizierten Knaben desselben Alters.

Es betrug z. B. der Kopfumfang der 7jährigen Knaben

	44—49 cm	50—52 cm	53—58 cm
bei sehr begabten in	10,9 pCt.	70,6 pCt.	18,5 pCt.
„ unbegabten „	19,2 „	71,9 „	8,9 „
„ sittsamen „	14,5 „	68,7 „	16,8 „
„ sittenlosen „	21,6 „	67,6 „	10,8 „

Desgleichen haben N. Vaschide und M. Pelletier bei den intelligenteren Kindern der Primärschulen des Seine-Departements größere Kopfmaße konstatiert, als bei den nicht intelligenten und zwar sowohl bei Berücksichtigung des Alters, als auch des Körperwuchses. Der kubische Index (das halbe Produkt der drei Kopfdurchmesser) betrug

bei	8 jährigen	9 jährigen	11 jährigen
intelligenten Knaben	1607,7	1635,5	1721,5
nicht intelligenten „	1527,8	1613,0	1603,2
intelligenten Mädchen	—	1513,8	1561,2
nicht intelligenten „	—	1445,9	1512,0

J. Beddoes Ergebnisse wurden schon erwähnt. Es sprechen sonach auch diese Untersuchungen an Lebenden für die Annahme eines Zusammenhangs zwischen Hirnmenge und Intelligenz.

Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit dieser Frage, sowie mit Rücksicht auf die hie und da immer wieder vorgebrachten Zweifel war es nötig, dieselbe hier etwas ausführlicher zu behandeln.

III. Die einzelnen Faktoren, welche bestimmte Beziehungen zum Hirngewichte aufweisen, sind in den einzelnen Fällen sehr mannigfach kombiniert und können sich in ihrer Wirkung teils wechselseitig unterstützen, teils aber abschwächen. Eine Vermehrung des Hirngewichts, die durch bedeutenden Körperwuchs bedingt ist, kann durch den Einfluß, welcher einer mächtigen Muskulatur entspricht, gesteigert, aber umgekehrt bei schwacher Entwicklung derselben paralysiert werden.

So fand ich unter 303 (20—60jährigen) Männern mit einem durchschnittlichen Hirngewichte von

1450,4 gr

75 von kleinem Wuchse (unter 165 cm)	57 von hohem Wuchse (über 175 cm)	Der Unterschied beträgt
mit einem Hirngewichte		
= 1414,1 gr	= 1486,4 gr	— 72,3 gr
von diesen		
20 von grazilem Knochenbau	38 von starkem Knochenbau	
mit einem Hirngewichte		
= 1375,0 gr	= 1498,9 gr	— 123,9 gr

1450,4 gr

von diesen

6 von schlechter Ernährung	20 von guter Ernährung	Der Unterschied beträgt
mit einem Hirngewichte		
= 1360,0 gr	= 1511,5 gr	— 151,5 gr

von diesen

	6 mit mächtiger Muskulatur mit einem Hirngewichte = 1591,7 gr	— 231,7 gr

Durch die Kombination der in derselben Richtung wirkenden Einflüsse sinkt hier das durchschnittliche Hirngewicht von 1450,4 gr einerseits auf 1360,0 gr und steigt andererseits auf 1591,7 gr. Die Differenz, welche ein verschiedener Körperwuchs hervorruft, beträgt 72,3 gr und steigt bei Berücksichtigung der Entwicklung des Knochenbaues, der Ernährung und der Muskelentwicklung stufenweise auf 123,9, 151,5 und endlich auf 231,7 gr.

Umgekehrt können einzelne Faktoren — in entgegengesetzter Richtung wirkend — ihren Einfluß wechselseitig abschwächen. So waren von den 303 Männern mit einem durchschnittlichen Hirngewichte von

1450,4 gr

116 von guter Ernährung	96 von schlechter Ernährung	Die Differenz beträgt
mit einem Hirngewichte		
= 1464,6 gr	= 1427,0 gr	— 37,5 gr
von diesen waren		
8 von grazilem Knochenbau	51 von kräftigem Knochenbau	
mit einem Hirngewichte		
= 1442,7 gr	= 1437,2 gr	— 5,5 gr
hiervon		
3 von kleiner Statur	9 hochgewachsene	
mit einem Hirngewichte		
= 1356,7 gr	= 1438,9 gr	+ 82,2 gr

In diesen Durchschnittswerten beobachten wir anfänglich ein Abnehmen, dann aber ein Ansteigen der Differenz im entgegengesetzten Sinne.

Ganz ähnlich kann aber auch die Intelligenz in diesem oder jenem Sinne zu dem Hirngewichte Beziehungen aufweisen.

Was die Bedeutung der einzelnen Faktoren betrifft, scheint sogar die Intelligenz in erster Reihe entscheidend zu sein, weiter die Muskelentwicklung und der Körperwuchs, weniger schon der Ernährungszustand und die Entwicklung des Knochensystems. Ich fand nämlich bei 20—60jährigen Männern Unterschiede im Hirngewichte je nach

der Intelligenz (vgl. unten Beschäftigungsgruppe 1 u. 4)	90,0 gr[1]),
der Muskelentwicklung (mächtig oder schwach)	77,5 gr,
dem Körperwuchse (groß oder klein)	72,3 gr,
weiter nach	
der Ernährung (gut oder schlecht)	36,5 gr,
der Skelettentwicklung (kräftig oder grazil)	28,1 gr.

Diese Zahlen müssen jedoch mit aller Reserve aufgenommen werden, nachdem sie (mit Ausnahme jener den Körperwuchs betreffenden) bloß an einem nach deskriptiven Charakteren in nicht ganz gleichwertigen Gruppen geteilten Materiale gewonnen sind.

---

[1]) Hierbei entscheidet allerdings die Intelligenz für sich allein nicht; berücksichtigen wir jedoch die Gruppe der geistig hervorragenden Persönlichkeiten, dann wird der Unterschied jedenfalls noch bedeutender ausfallen.

Es scheint allerdings, daß eine gewisse, harmonische Entwicklung der einzelnen körperlichen und geistigen Eigenschaften für die Entwicklung einzelner Organe, und so auch des Gehirns, ebenso wie dem Gesamtorganismus am vorteilhaftesten ist.

So läßt sich nämlich vielleicht der größte Durchschnittswert der Gehirngewichte bei mittlerer Muskulatur, Knochenentwicklung und Ernährung erklären.

Ich habe oben darauf hingewiesen, daß bei gewissen Beschäftigungsarten einige körperliche und geistige Eigenschaften in ganz charakteristischer Weise kombiniert zu sein pflegen und zwar Eigenschaften, deren Beziehungen zum Hirngewichte eben erwiesen wurden. Hieraus können wir uns ganz natürlicherweise die Beziehungen zwischen dem Hirngewichte und der Beschäftigung erklären, welche sich in den folgenden Durchschnittswerten kundgeben.

Soweit der Beruf oder die Beschäftigung in den Protokollen des Instituts für gerichtliche Medizin verzeichnet worden war, teilte ich das mir zu Gebote stehende Material in folgende Gruppen:

1. Taglöhner: Leute, deren geringe geistige Fähigkeiten und Mangel an Ausbildung in der Jugend ihnen nicht gestattete, ein bestimmtes Handwerk zu erlernen und sich so eine stete Beschäftigung zu sichern. Die Muskulatur pflegt nicht sehr stark ausgebildet zu sein und der Ernährungszustand ist wegen der häufigen Arbeitslosigkeit gewöhnlich unzureichend.

2. Arbeiter: Leute, welche sich gewöhnlich in einer bestimmten Richtung für ein bestimmtes Handwerk ausgebildet haben und deshalb bei demselben ständiger beschäftigt sind. Eine Selbständigkeit haben sie nicht erreicht. Die geistigen und körperlichen Eigenschaften sind jedoch günstiger als bei den ersteren.

3. Diener, Hausdiener, Aufseher, Wachtleute usw., bei denen auch eine gewisse geistige Befähigung vorausgesetzt wird und die eine bessere Ernährung sich verschaffen können.

4. Gewerbsleute und Handwerker: Geistig begabtere Leute, deren Beschäftigung auch geistige Fähigkeiten und eine gewisse Selbständigkeit verlangt; ihre Muskulatur pflegt durch Uebung noch mehr gestärkt zu werden und ihr Ernährungszustand ist regelmäßig ein besserer.

5. Die mehr geistige Arbeit erfordernden Berufe: Niedere Beamte, Lehrer, Geschäftsleute, Musiker, Photographen usw., deren Muskulatur allerdings oft schwach entwickelt, der Ernährungszustand hingegen ein besserer zu sein pflegt.

6. Eine höhere Intelligenz (Hochschulstudium) erforderliche Berufsarten: Studierende, Beamte, Aerzte usw. Muskulatur eher schwach entwickelt, eine bessere Ernährung gesichert.

Das durchschnittliche Hirngewicht betrug bei 20—60jährigen männlichen Angehörigen

der	1.	Gruppe	1410,0	gr	(14 Personen)
„	2.	„	1433,5	„	(34 „)
„	3.	„	1435,7	„	(14 „)
„	4.	„	1449,6	„	(123 „)
„	5.	„	1468,5	„	(28 „)
„	6.	„	1500,0	„	(22 „).

Obzwar auf die einzelnen Gruppen eine genug kleine Anzahl von Fällen kommt, bemerken wir doch ein ganz gleichmäßiges Ansteigen des durchschnittlichen Hirngewichts in der Art, wie auf dasselbe die einzelnen entscheidenden Faktoren Einfluß nehmen.

Daß aus einzelnen Fällen keine Schlüsse gezogen werden können, ist einleuchtend. Ich führe nur zum Beispiel an, daß bei einem Sträfling ein Hirngewicht von 1700 gr konstatiert wurde. Aber diese hohe Ziffer wird durch den bedeutenden Körperwuchs (175 cm), einen starken Knochenbau, einen guten Ernährungszustand und die Todesart (Erhängen) erklärt.

In ähnlicher Weise erklären sich auch die extrem hohen Zahlen bei einzelnen der oben angeführten Beschäftigungsarten; dieselben widersprechen nur scheinbar unseren Schlüssen, nachdem man eben auf alle Umstände Rücksicht nehmen muß.

So wurde z. B. das größte Hirngewicht bei einem Postdiener beobachtet (1800 gr), der durch einen bedeutenden Körperwuchs (172 cm), kräftigen Knochenbau, gute Ernährung und eine mächtige Muskulatur ausgezeichnet war und infolge eines Herzfehlers starb.

Umgekehrt fand sich das geringste Hirngewicht (1250 gr) bei einem Pianisten, einem Alkoholiker von kleiner Statur (156 cm) und grazilem Knochenbau, der an Erstickung infolge Aspiration von Fremdkörpern starb.

Uebrigens sind uns nicht alle Umstände bekannt, welche auf das Hirngewicht Einfluß nehmen können. Es ist auch schwer in den einzelnen Fällen abzuschätzen, welchen von den uns bekannten Faktoren eine größere Bedeutung zugeschrieben werden soll.

Hierdurch ist auch die weitere Analyse der oben angeführten Beschäftigungsgruppen erschwert; bloß bezüglich der etwas zahlreicheren Gruppe der Gewerbsleute und Handwerker ist es vielleicht gestattet, in diesen Deutungsversuchen weiter zu gehen. In dieser Gruppe sind es die Angehörigen der Bekleidungsindustrie und ihrer Zweige (Schuhmacher, Schneider, Handschuhmacher, Weber usw.), sowie die Angehörigen des Baufaches (Maurer, Dachdecker usw.), welche durch ihre schlechte Ernährung, die ersteren auch durch ihre mäßige Muskelentwicklung bekannt sind. In Uebereinstimmung hiermit fand ich das durchschnittliche Hirngewicht bei beiden sehr gering, nämlich bei ersteren 1433,6 gr (11 Personen), bei den zweiten 1423,6 gr (14 Personen).

Die mit Verarbeitung von Holz beschäftigten Handwerker (Zimmerleute, Tischler usw. — 11 Personen) mit einem durchschnittlichen Hirngewichte = 1441,8 gr, sowie die Angehörigen des Transportwesens (Kutscher, Fuhrleute — 14 Personen) mit einem Hirngewichte = 1445,7 gr, nähern sich bedeutend dem Durchschnitte der ganzen Gruppe, während die Metallarbeiter (Schmiede, Schlosser, Spengler, Kesselschmiede usw. — 21 Personen), die wegen ihrer mächtigen Muskelentwicklung und regelmäßig auch guten Ernährung bekannt sind, ein sehr bedeutendes Hirngewicht, nämlich durchschnittlich 1476,7 gr aufweisen.

Das durchschnittliche Hirngewicht bei Personen, die sich mit der Erzeugung und dem Verschleiß von Nahrungsmitteln

beschäftigen (Gastwirte, Kellner, Fleischer, Bäcker usw. — 28 Personen), ist umgekehrt ein sehr geringes (1427,5 gr), nachdem bei denselben die Muskulatur nicht besonders entwickelt zu sein pflegt, während der guten Ernährung für sich allein wohl kein so bedeutender Einfluß zukommt. Hingegen scheint die Durchschnittszahl durch das niedrige Hirngewicht der in dieser Gruppe zahlreicher vertretenen Alkoholiker herabgedrückt zu sein; denn bei den mit der Erzeugung und dem Verschleiß alkoholischer Getränke beschäftigten (16) Personen sinkt das durchschnittliche Hirngewicht auf 1416,9 gr.

Durch die angeführten Zahlen werden — wie ich glaube — gewisse Beziehungen zwischen Hirngewicht und Beschäftigung dargetan; es ist möglich, daß durch größere Statistiken einzelne Werte abgeändert oder korrigiert werden, aber schon die Uebereinstimmung unserer Zahlen mit den zulässigen Voraussetzungen beweisen zweifellos die Richtigkeit unserer Schlüsse im allgemeinen.

Vorläufer Gobineaus.

Dr. Ludwig Woltmann.

In meinem Ueberblick über die Entwicklung der anthropologischen Geschichtstheorie[1]) habe ich nachgewiesen, daß die Lehre von dem Einfluß der Rasse auf die Geschichte schon eine relativ alte ist, und daß der Graf Gobineau viele bedeutsame Vorgänger gehabt hat. Besonders interessant war es, G. Klemms Lehren der Vergessenheit zu entreißen und zu zeigen, in wie hohem Maße dieser Begründer der Völkerkunde Gobineau antizipiert hat und beeinflußt haben mag. Es gibt aber außerdem noch eine Reihe anderer Denker, die früher als Klemm oder gleichzeitig mit ihm die Bedeutung der Rasse für die politische und Kulturgeschichte betont haben, und es dürfte wohl angebracht sein, die Ansichten derselben zur Ergänzung des früheren Aufsatzes kurz darzulegen.

In Voltaires umfangreichem Werk über „Die Sitten und den Geist der Nationen" (Essai sur les mœurs et l'esprit des nations) handelt das zweite Kapitel über die verschiedenen Menschenrassen. Nach seiner Ansicht sind die Weißen, die Neger, die Hottentotten, die Chinesen und Amerikaner gänzlich verschiedene Rassen. Namentlich stehen die Neger durch ihre Körperbildung wie durch das Maß ihrer Intelligenz weit von den anderen Menschen ab.

Diese Sätze enthalten das einzige, was Voltaire über die Rassenunterschiede bemerkt hat, denn im weiteren Verlauf seiner Untersuchungen spielt dieser Gesichtspunkt keine Rolle mehr. Doch war er immerhin der erste, der auf sie hingewiesen hat.

Anders dachte Rousseau über die Unterschiede der Menschen in seiner „Abhandlung über den Ursprung und über den Grund der Ungleichheit unter den Menschen", die bekanntlich eine literarische Quelle sozialistischer Vorstellungen geworden ist. „Ich finde", schreibt

[1]) Pol.-anthr. Revue, II, 1—7.

er, „zweierlei Ungleichheit im Menschengeschlecht: die eine nenne ich die natürliche oder physische, weil sie aus der Natur herrührt; sie besteht in dem Unterschiede des Alters, der Gesundheit, der Körperkräfte und der Seelen- und Geisteseigenschaften. Die andere kann die moralische oder bürgerliche Ungleichheit genannt werden, denn sie hängt mit einer Art Uebereinkunft zusammen und ist entweder eingeführt oder wenigstens autorisiert durch Einwilligung der Menschen. Sie besteht in den verschiedenen Vorrechten, welche die einen auf Unkosten der anderen genießen, z. B. reicher, geehrter, mächtiger zu sein als andere, und auch sie unter seinem Gehorsam zu haben. — Man kann nicht die Frage aufwerfen, welches die Quelle der natürlichen Ungleichheit sei, denn die Antwort würde schon in der Frage selbst liegen. Man kann noch weniger die Frage stellen ob es wohl eine notwendige Verbindung zwischen beiden Arten von Ungleichheit gebe; denn das hieße nur in anderen Ausdrücken fragen, ob die Befehlenden wirklich besser sind als die Gehorchenden, und ob die Körperkräfte oder die Geistesgaben, ob Weisheit und Tugend im Verhältnisse der Macht und des Reichtums beständig in den Individuen vorhanden: eine Frage, welche sich vielleicht unter Sklaven ihren Herren gegenüber aufwerfen ließe, die aber für vernünftige, freie und wahrheitsuchende Männer sich nicht schickt."

Rousseau sieht vielmehr den Ursprung der sozialen Ungleichheit in Willkür und Mißbrauch. „Im Naturstande" habe es keine soziale Ungleichheit gegeben, aber der erste, der ein Stück Land einzäunte und sich dabei einfallen ließ, zu sagen: dies ist mein! und auch Leute fand, die einfältig genug waren, es ihm zu glauben, dieser sei der eigentliche Stifter der bürgerlichen Gesellschaft, d. h. der bürgerlichen Ungleichheit gewesen.

„Ich habe versucht", schließt er seine Abhandlung, „den Ursprung und den Fortgang der Ungleichheit darzulegen, so auch die Einrichtung und den Mißbrauch der bürgerlichen Gesellschaft, insofern sich diese Dinge aus der Natur des Menschen herleiten lassen, bloß aus vernünftigen Einsichten und unabhängig von heiligen Dogmen, welche der souveränen Gewalt die Sanktion göttlicher Gesetze geben. Es zeigt sich bei dieser Auseinandersetzung, daß es im Stande der Natur beinahe gar nichts von Ungleichheit gibt; daß diese also ihre Stärke und ihre Höhe durch die Entwicklung unserer Anlagen, und durch die Fortschritte des menschlichen Geistes erhält, daß sie endlich etwas Bleibendes und Gesetzmäßiges durch Einführung des Eigentums und der Gesetze wird. Es folgt hieraus, daß die moralische Ungleichheit bloß durch das positive Recht autorisiert und dem natürlichen Rechte allemal entgegen ist, sobald sie nicht in gleichem Verhältnis mit der physischen Ungleichheit zusammentrifft; eine Unterscheidung, welche hinreichend zeigt, was man von derjenigen Art von Ungleichheit zu halten habe, die unter allen civilisierten Völkern anzutreffen ist. Denn es ist offenbar gegen das Naturgesetz, auf welche Art dieses auch definiert werden mag, daß ein Kind einem Erwachsenen Befehle erteile, daß ein Schwächling der Führer eines Weisen sei, und daß eine Handvoll Menschen im Ueberfluß schwelgt, während die hungernde Mehrzahl das Nötigste entbehrt."

Rousseau hat darin recht, daß im Urzustand nur eine geringe physische und soziale Ungleichheit besteht; aber er hat eine unrichtige Vorstellung vom „Naturmenschen“ überhaupt, er weiß nicht, daß derselbe schon sehr früh in ungleiche Rassen sich differenziert und daß diese bei einem sozialen Zusammenschluß rechtliche und kulturelle Ungleichheiten hervorrufen, abgesehen davon, daß auch Differenzierungen innerhalb derselben Rasse Ungleichheiten in der physischen, moralischen und intellektuellen Begabung herbeiführen. Auch ist der Ursprung des Eigentums ein anderer, als Rousseau meint, wie Urgeschichte und Völkerkunde gezeigt haben. Wenn wir aber bei dem heutigen Stande der Wissenschaft die physische Naturgeschichte des Menschengeschlechts und seine soziale Rechtsentwicklung betrachten, dann müssen wir gestehen, daß die natürliche Ungleichheit im großen und ganzen auch immer der Ursprung und der Grund der sozialen Ungleichheit gewesen ist. Das schließt nicht aus, daß im einzelnen und zeitweise Widersprüche entstehen, daß dies nicht für alle „Individuen“ und „beständig“ gilt. Wir sehen vielmehr in der Geschichte eine Entwicklung, d. h. einen fortwährenden Anpassungsprozeß der sozialen an die natürliche Ungleichheit, einen Prozeß, der im auslesenden Kampf der Gruppen, Familien und Individuen sich abspielt. Und gerade in der Zeit, als Rousseau schrieb, waren in Frankreich diese Widersprüche groß und akut geworden, und da eine langsame Anpassungsreform nicht zustande kam, brachen sie in der Revolution um so elementarer hervor.

An Rousseau ist am zweckmäßigsten die Staatslehre von Zachariae anzuschließen, der in seinen „Vierzig Büchern vom Staate“ (1839) viele treffliche Gedanken über die politische und historische Rassetheorie ausgesprochen hat. Besonders ist hier das elfte und zwölfte Buch hervorzuheben, die er mit der Aufschrift „Politische Anthropologie“ bezeichnet hat. Zachariae unterscheidet zwischen physischer und psychischer Anthropologie und sucht den Einfluß der körperlichen und seelischen Beschaffenheit der Menschen auf das Staatsleben in vorbildlicher Weise aufzudecken. Es sind im wesentlichen drei politisch-anthropologische Gedanken, die hier zu erwähnen sind: 1. daß die allmähliche Erneuerung der Menschengattung die Hauptursache der Veränderungen ist, die sich im inneren Zustande der Staaten im Verlaufe der Zeit begeben; 2. daß mit den körperlichen Verschiedenheiten ihre geistigen Abweichungen in einem wesentlichen Zusammenhang stehen und für den gesellschaftlichen Zustand der Menschheit entscheidend sind; 3. daß die Verschiedenheit der Menschenrassen eine von den Ursachen ist, auf welcher die Verschiedenheit des inneren Zustandes der Staaten und das Verhältnis der Völker untereinander beruht.

Außer diesen grundlegenden Gesichtspunkten der sozialen Anthropologie gibt Zachariae auch zum erstenmal eine deutliche Abstufung der Rassenfähigkeiten. Nach ihm nimmt die erste Stufe die „kaukasische“ Rasse ein. „Die Literatur der Nationen und Völker dieser Rasse zeichnet sich ebensosehr durch die Vollendung wie durch die Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse aus. Dasselbe gilt von den Werken der Kunst und Phantasie.“ Schon tiefer steht die mongolische Rasse. Noch weniger hat sich bis jetzt die Negerrasse zu einer namhaften Stufe der Kultur und Civilisation emporzuarbeiten vermocht.

Es ist beachtenswert, daß diese Rassenideen mehrere Jahre vor Klemms „Allgemeiner Kulturgeschichte der Menschheit“ geschrieben worden sind. Ob dieser Schriftsteller von Zachariae beeinflußt wurde, habe ich bisher nicht feststellen können.

J. C. Prichard hat in seiner berühmten „Naturgeschichte des Menschengeschlechts“ (1836) mehr die übereinstimmenden als die unterscheidenden Merkmale der Rassen behandelt. Sein ganzes Werk ist von der Tendenz getragen, die einheitliche physische und psychische Organisation und die einheitliche Abstammung der Menschenrassen zu beweisen. Er ist hierin von einer politischen Zeitstimmung beeinflußt worden, welche damals der Negerrasse den menschlich ebenbürtigen Charakter überhaupt absprechen wollte, und so wird er, um das Gegenteil zu beweisen, dazu verführt, die Abstände und Unterschiede allzusehr auszugleichen. Obgleich wir heute von einer einheitlichen Abstammung des Menschengeschlechts überzeugt sind und wir annehmen, daß alle Menschenrassen zum genus homo gehören und in ihrer physischen und geistigen Beschaffenheit prinzipiell einander gleich sind, so hindert uns das doch nicht, einmal die tatsächlich vorhandenen anatomischen Abweichungen und andererseits die großen Unterschiede in der Art und dem Grad der geistigen Begabung anzuerkennen.

So kann auch Prichard trotz inneren Widerstrebens nicht umhin, geistige Unterschiede anzuerkennen. „Auch kann man nicht behaupten“, schreibt er, „daß irgend ein intellektuelles Uebergewicht einer Menschenrasse über eine andere, das vielleicht bestehen mag, einen Grund gegen diese Folgerung der Einheit des Menschengeschlechts bildet. Wenn man z. B. auch zugeben wollte, daß die geistigen Fähigkeiten der Neger wirklich so mangelhaft seien, wie einige behauptet haben, so wäre dies kein Beweis, daß sie einer verschiedenen Spezies angehören, da man zugeben muß, daß sich zwischen Individuen und Familien desselben Volksstammes gleich große, ja noch größere Verschiedenheiten vorfinden. Es würde gewiß nicht schwer fallen, in unserem Lande einzelne Menschen, ja ganze Familien aufzufinden, die geistig schwächer sind, als irgend ein vernünftiger Mensch von der Mehrzahl der Afrikaner behaupten kann. Auf der anderen Seite ist nichts wahrscheinlicher, als daß die durchschnittliche Vollkommenheitsstufe in der geistigen Entwicklung bei verschiedenen Nationen verschieden ist nach dem Klima und anderen äußeren Einflüssen, sowie nach den verschiedenen Stufen der sozialen Kultur.“ Freilich muß er anderswo zugestehen, daß „die indo-europäischen Rassen durch eine höhere geistige Kultur und durch künstlichere soziale Formen sich über die allophyletischen Stämme erhoben haben“. Er nimmt ferner für Europa eine von den Indogermanen abweichende finnische oder ugrische Urbevölkerung an, welche von diesen besiegt und verdrängt wurde. Diese Idee einer mongoloiden Urbevölkerung ist später von Klemm und Pruner weiter ausgebildet worden. Heute faßt man dieselbe in die sogenannte „alpine Rasse“ zusammen, welche nach der bisherigen Auffassung aus Asien eingewandert sein soll, aber wahrscheinlich nach der neueren Ansicht eines französischen Gelehrten in Europa selbst entstanden ist und im Chipka-Menschen ihren Vorläufer gehabt hat.

In jener Zeit, wo in Deutschland die indo-germanischen Sprachstudien zu blühen begannen, konnte es nicht ausbleiben, daß man auch kulturhistorische Schlüsse aus ihren Ergebnissen zog und man zu einer hohen Rassenwertung der germanischen Stämme gelangen mußte. So hebt z. B. E. Th. Gaupp in dem geistreichen Vorwort zu seinem Buch über die „Germanischen Ansiedelungen und Landteilungen in den Provinzen des weströmischen Reiches“ (1844) mit glänzender Beredsamkeit die Bedeutung der Germanen für die europäische Geschichte hervor. Man habe es verlernt, auf „die in Ursprung und Abstammung wurzelnde Seele der Völker Rücksicht zu nehmen“. Die neuere Geschichtsforschung habe die Richtung auf das Nationale genommen, denn neben den großen welthistorischen Persönlichkeiten seien die Nationen selbst als die Hauptindividuen zu betrachten, in deren Seele und Geist die Untersuchung einzudringen habe. Das Studium des germanischen Rechts habe gezeigt, daß Deutschland in der ältesten Zeit überall da zu suchen sei, wo deutsche Völker ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben. Die Germanen pflanzten „jugendlich frische Lebenskeime in die siech gewordene römische Welt“.

Auch sonst macht er manche rassenpolitisch interessante Bemerkungen: daß den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen der Gegensatz von Romanen und Germanen, dem Kampf zwischen der Aristokratie und Demokratie in England der Gegensatz zwischen Normannen und Angelsachsen zugrunde liege.

Als einen Vorläufer H. St. Chamberlains könnte man schließlich L. Nohl bezeichnen, der in seiner Biographie über Beethoven zuerst das Wort vom „Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte“ ausgesprochen hat. Auch sonst haben manche andere Schriftsteller, wie Rohmer, Dühring, Lagarde auf die Bedeutung der Rasse hingewiesen. Ich gehe hier nicht näher darauf ein, da ich später einen ausführlicheren kritischen Bericht über die Entwicklung „der historischen Rassentheorie“ schreiben werde, als es in dieser Artikelreihe möglich war.

Die Rassen-Geschichte der britischen Inseln.

Dr. John Beddoe.

(Vize-Präsident des anthropologischen Instituts von Großbritannien.)

Die ältesten Zustände des Menschen sind auf den britischen Inseln, wie in anderen Ländern, in tiefes Dunkel gehüllt. Auch hier gab es eine paläolithische Periode, aber von den Menschen, welche die jetzt ausgestorbenen Tiere einst mit rohen Waffen jagten, haben wir keine sicheren Kenntnisse. Boyd Dawkins, vielleicht die größte Autorität auf diesem Gebiete, vermutete, daß der britische Mensch der ältesten Steinzeit in Typus und Lebensweise den Eskimos glich, daß er aber unterging und auswanderte, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Dies letztere ist jedoch nach meiner Ansicht weder bewiesen noch wahrscheinlich. Es gab vielmehr ursprünglich zwei

oder drei paläolithische Typen, welche heute noch hin und wieder unter uns auftauchen. Einer von diesen Typen hat ziemlich deutlichen mongoloiden Charakter und wird meistens in Wales, manchmal auch in anderen Gebieten, gefunden. Dieser mongoloide Typus herrscht in der Bevölkerung der Bretagne stark vor, und es ist bemerkenswert, daß Renan und Mahé de la Bourdonnais, als sie von einer Reise nach Lappland bezw. aus dem Himalaja heimkehrten, beide von der großen Aehnlichkeit überrascht wurden, welche zwischen den Physiognomien in der Bretagne und den Bewohnern Lapplands und des Himalaja besteht. Von Gestalt sind sie klein, dick und schwerfällig; die Farbe der Haut und Augen ist dunkel. Anders beschaffen ist der Riverbed-Typus, der aus sehr frühen Zeiten stammt und dem gewöhnlichen neolithischen nur wenig gleicht; denn die Kopfbildung ist entschieden breiter, wenn sie auch noch zur Dolichocephalie oder Mesocephalie gerechnet werden muß. Der Schädel ist an sich lang, niedrig und hinten breit entwickelt. Solche Köpfe kommen heute noch zahlreich in Irland vor, wo man die Riverbed-Typen am häufigsten findet. Die Statur ist groß und das Haar, so viel ich weiß, sehr oft rötlich.

Der eigentliche neolithische Typus in Großbritannien, der mit einem Mal das ganze Inselgebiet überschwemmt zu haben scheint, war mit dem hiberischen wenn nicht identisch, so doch sehr nahe verwandt. In England wird er häufig mit diesem Namen bezeichnet. Der Mensch der neueren Steinzeit war klein oder von mittlerer Statur, etwa wie der moderne Spanier, wohlgebaut, aber nicht besonders stark; die Gesichtszüge waren eher zart als grob, der Unterkiefer etwas schmal, die Nase wohlgebildet. Der Kopf war ausgeprägt dolichocephal und glich dem bekannten Typus von „Homme-Mort", mit einem länglichen Gesicht, fast senkrechter Stirn und vorspringendem Hinterhaupt. Der Schädelumfang war ziemlich groß, überhaupt sind die Schädel den modernen sehr ähnlich, wie auch Kollmann vom vorgeschichtlichen Menschen sagt, daß er zu allen Tätigkeiten wohl befähigt war, und daß er in der Bildung seines Gehirns und Gesichts in keiner Weise dem „homo sapiens" nachstand.

Der hiberische Typus bildet heute noch ein sehr wichtiges Element in der Rassenzusammensetzung auf den meisten britischen Inseln. Und man kann nicht sagen, daß er auf den übrigen gänzlich fehle. In einigen Distrikten, wie in Connemara, dem gebirgigen westlichen Teil der Grafschaft Galway in Connaught, ist er sogar die vorherrschende Rasse. Hier ist die Bevölkerung kleiner als in den meisten Teilen von Irland, aber wohlgestaltet und gewöhnlich mit dunklem und oft schwarzem Haar. Ihr hiberisches Aussehen hat zu dem allgemeinen Glauben geführt — wofür es indes keinen historischen Beweis gibt, — daß sie von spanischen Einwanderern herstammen.

Die Bronze-Periode scheint durch eine bis dahin in Britannien unbekannte Rasse eingeleitet worden zu sein, die sich durch auffallend starke körperliche und wahrscheinlich auch geistige Fähigkeiten auszeichnete. Die Bronzerasse war groß und kräftig gebaut, der Kopf breit und rund oder sphenoidal, häufig mit ausgeprägten Perietalhöckern. Der Schädelindex betrug ungefähr 80, da aber die erhaltenen Exemplare Zeichen der Vermischung mit dem hiberischen Typus zeigen, so kann mit einiger Gewißheit behauptet werden, daß der reine „Bronzetypus"

deutlich brachycephal gewesen ist. Ihre Gesichtszüge waren kühn und männlich, Augenbrauen, Nase und Kinn vorspringend, die Kiefer stark, die Jochbeine ausgeprägt, das Ohrläppchen lang und angewachsen. Ihre Hautfarbe war wahrscheinlich hell und das Haar häufig rot oder gelb. Durch ihre Ueberlegenheit in Waffen und Körperkraft gelang es ihnen augenscheinlich, ganz Britannien und einen großen Teil von Irland zu erobern. Schädel von ihrem Typus und mit Indices von über 80 sind in Steinkisten auf den entlegensten der Orkneys- und Hebrideninseln gefunden worden. Aber sie waren wahrscheinlich an Zahl geringer als die unterjochte Bevölkerung, und ihre Repräsentanten sind gegenwärtig vergleichsweise selten, ausgenommen in Cornwall, Cumberland und gewissen Bezirken von Schottland. Der caledonische Typus hatte wahrscheinlich großen Anteil an dieser Rasse; Tacitus spricht von ihrem roten Haar und langen Gliedern, worauf er die unwahrscheinliche Hypothese einer germanischen Herkunft begründete.

Damit gelangen wir zu einer Periode, die in das tiefste Dunkel gehüllt ist. Der Bronzemensch brachte den Gebrauch der Leichenverbrennung mit oder eignete sich denselben schnell an, so daß fast alle körperlichen Reste von ihm zerstört wurden. Wir müssen uns deshalb in der Sprachkunde umschauen, in den alten irischen und wallisischen Ueberlieferungen und Volksgebräuchen, und die wenigen Hinweise zur Erläuterung heranziehen, welche wir in den Schriften von Cäsar, Tacitus, Strabon und Pytheas finden. Zugegeben, daß das Volk der neolithischen Zeit eine hiberische oder nicht-arische Sprache redete, so weiß man, daß während dieser Periode wenigstens zwei, wahrscheinlich aber drei aufeinander folgende Wogen keltisch sprechender Völker die Inseln überfluteten, nämlich 1. die Gälen oder Goydel mit einem K = celtischen Dialekt, 2. die Kymri oder Brythonen mit einem P = Dialekt, 3. die belgischen Gauls, die zu Cäsars Zeit in Südbritannien sehr mächtig waren, und deren Dialekt nach allgemeiner Ansicht dem der Kymri glich.

Die wallisischen und irischen Ueberlieferungen erzählen von zahlreichen Landungen oder Einfällen fremder Völker in Albion und Irland. Die letzteren nennen die Firbolg (in verschiedener Weise gedeutet, vielleicht = Viri belgici), die Tuatha de Danaan (vielleicht die Damnonii, ein keltischer Stamm in Devon und Irland, doch von manchen Autoritäten als mythologische Personen angesehen) und die Scoti oder Milesianer, nach der Tradition aus Spanien stammend, wahrscheinlich ein keltiberischer kriegerischer Stamm, der aus Spanien durch Römer vertrieben wurde. Eine berühmte Stelle in den Schriften von Mac Firbis, einem späteren mittelalterlichen irischen Schriftsteller, gibt uns eine Beschreibung dieser drei Stämme. Die Firbolg waren schwarzhaarig, feige, unterwürfig, schwatzhaft. Dies können wir nur dadurch erklären, daß die echten Firbolg, nachdem sie den Tuatha-Dè und den Milesianen unterlegen waren, sich mit ihren hiberischen Untertanen vermischten. Die Tuatha dè Danaan waren groß und schön, rachsüchtig, der Zauberei und Musik ergeben. Nach dieser Beschreibung könnten sie ein kymrischer Stamm gewesen sein. Die Scoti hatten weiße Haut, braune Haare und viele tüchtige Charaktereigenschaften, kurz sie waren ein kräftiger und gewaltiger Stamm, wie ihre Geschichte bewiesen hat.

Diese Ueberlieferungen sind wenig ergiebig. Wer waren aber diese Bronzemenschen? Was für einer Rasse gehörten sie an und welche Sprache redeten sie? Elton rechnet sie nach dem physischen Typus zu den Finnen. Könnten sie indes nicht die Jotunen sein, vor welchen die Skandinavier einst sich fürchteten? Waren sie vielleicht Auswanderer aus dem cimbrischen Chersones, wo die Menschen des Steinzeitalters eine ähnliche Gestalt des Kopfes besaßen? Oder kamen sie aus Belgien, wo die Wallonen heute noch den breiten Kopf und die strengen Gesichtszüge mit großer Körpergestalt verbunden zeigen? Doch woher auch immer sie gekommen sein mögen, so liegt die begründete Vermutung sehr nahe, daß sie eine Mischrasse aus dem kleinen untersetzten homo alpinus und der großen blonden nordeuropäischen Rasse bildeten, die sich durch langdauernde Kreuzungen zu einem Dauertypus gefestigt hatte. Heutzutage scheinen solche Typen die Wallonen, Lothringer und Tiroler darzustellen.

Damit kommen wir zur Periode der römischen Einfälle. Die nördlichen und westlichen Teile Schottlands wurden von den Römern zwar heimgesucht, aber niemals unterworfen. Nach Irland erstreckten sich nie ihre Angriffe, obgleich gegen diese Periode die Schotten, welche jetzt die Herrscherrasse in Irland bilden, häufig Piratenzüge an der Küste von Wales machten. Beim Beginn der römischen Periode war die Verschmelzung der verschiedenen eingeborenen Rassen noch nicht so weit vorgeschritten als in späteren Zeiten. Dennoch ist eine Unterscheidung derselben nicht leicht durchzuführen. Im Süden und Südosten von England herrschen die belgischen Gallier vor, die Brythonen und Kymri; wahrscheinlich breitete sich dasselbe Volk auch weiter nord- und westwärts aus. Sie waren mächtig in Wales und Südschottland, und der große Stamm der Caledonier, die kriegerischen rothaarigen Gegner Agricolas, gehörten wahrscheinlich zu ihrer Rasse. Ueber sie hinaus wohnten weiterhin gälische Stämme (Goydel oder Gwyddel), eingeborene Hiberer, die von gälischen Kelten unterworfen worden waren, mit denen sie sich unter dem Druck gemeinsamer Feinde vermischt hatten.

Weiter noch, jenseits der Caledonier, müssen die Pikten gewohnt haben, die einige Autoren mit jenen identisch halten. Sie folgten den Caledoniern als beständige Feinde der Römer, als Abenteurer und Plünderer an ihren Grenzen. Von ihrer Sprache sind einige zweifelhafte Worte übrig geblieben, z. B. Pit in Pittenweem, Pitkaithly, und die Namen ihrer Könige; ferner wird überliefert, daß die Nachfolge in weiblicher Linie stattfand, woraus auf ihre ethnologische Stellung geschlossen werden kann. Sie herrschten hauptsächlich im Norden und Nordwesten von Schottland, ferner in einigen Teilen von Ulster, der nördlichen Provinz von Irland, wo sie als Cruithne bekannt waren, und von wo sie, einige Jahrhunderte später, die südwestlichen Gebiete von Schottland heimsuchten. Zu jener Zeit müssen die irischen Pikten gälisch gesprochen haben; indes sollen sie nach der herrschenden Ansicht von Prof. John Rhys eine hiberische Rasse gewesen sein, die sich im Prozesse der Verwälschung befand.

Es ist unwahrscheinlich, daß die römischen Kolonisten die anthropologischen Typen der Briten wesentlich veränderten, obgleich

in der Nachbarschaft ihrer Kolonien möglicherweise Spuren gefunden werden können. Die Briten waren indes sehr zahlreich, die Kolonisten nach ihrer Abstammung verschiedenartig, und sie werden auch sehr durch die Angriffe der Pikten, Scoten und Sachsen gelichtet worden sein. Die Schädel, welche gelegentlich in den „Römer-Schichten“ unserer alten Städte gefunden werden, lassen selten einen römischen oder italischen Ursprung, vielmehr häufiger einen germanischen Ursprung vermuten; denn in den späteren Zeiten des Reiches bildeten germanische Krieger vom Reihengräbertypus die hauptsächlichsten Verteidiger und auch Zerstörer der römischen Macht. Doch der größte Teil der Schädel gehört zu dem von mir sogenannten römisch-britischen oder spätkeltischen Typus, der besonders in den Gräbern vor, wie während und nach der römischen Herrschaft gefunden wurde. Dieser Typus ist dolicho- oder mesocephal; er ist im Durchschnitt breiter als der neolithische oder hiberische Schädel und zeigt eine hexagonale Form mit etwas vorspringenden Scheitelhöckern und macht den Eindruck, als wäre er ein gewöhnlicher neolithischer Schädel, ein wenig verbreitert durch Mischung mit dem breitköpfigen Bronzetypus. Eine kleinere Form dieser Art herrscht bei zahlreichen Skeletten vor, die man, ohne Ordnung eingescharrt, nahe bei dem alten römischen Wall von Gloucester gefunden hat. Sie mögen von Sklaven oder Bürgern der Stadt herrühren; aber da sie alle männlichen Charakter haben, so ist die Vermutung von John Bellows sehr naheliegend, daß es Silurier waren, die bei einem Angriff auf die Stadt erschlagen wurden.

Die Theorie, daß die Bevölkerung von Ost- und Südengland unter der römischen Herrschaft teutonischen Charakter und teutonische Sprache gehabt haben, ist höchst unwahrscheinlich. Man kam auf diese Idee, weil Cäsar die belgischen Gallier für Germanen oder Halbgermanen hielt. Aber fast alles spricht gegen diese Auffassung. Hin und wieder findet man einen niederdeutschen Namen, z. B. Lytafus (= Lightfoot) auf einer römischen Topfscherbe. Aber solche Namen sind selten und mögen auf das allmähliche Eindringen von fränkischen Legionssoldaten oder Gefangenen hinweisen. Ferner ist der Name „Sachsen-Küste“, Litus Saxonicum, zu nennen, der unter dem späteren Kaiserreich auf die Küste von Norfolk bis Hampshire angewandt wurde. Daraus kann man aber nicht schließen, daß dieser Teil von England sächsisch war, sondern dieser Name ist dadurch entstanden, daß jene Küste durch die räuberischen Einfälle der Sachsen sehr bedrängt wurde und besondere Verteidigung und Bewachung erforderte.

Ein wirklicher Fall von Militärkolonisation scheint dennoch stattgefunden zu haben. So sollen die Bucinobantes, ein kleiner alemannischer Stamm, unter einem Heerführer namens Fraomar vom Kaiser Valentinian in England angesiedelt worden sein, und der Name Buckenham (Buchenheim) in Norfolk scheint ihre Oertlichkeit anzudeuten.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts oder früher begann die Bevölkerung Britanniens an den allgemeinen Wanderungen teilzunehmen, welche mehr oder weniger die Völker von ganz Westeuropa ergriffen. Schon früher, im letzten Abschnitt des vierten Jahrhunderts, wanderten die Söhne Cuneddas, eines in Nord-Cumbria oder in der Nähe des Hadrianswalls wohnenden kymrischen Führers, nach Süden und unterwarfen die Stämme, welche damals in Wales saßen,

von denen einige augenscheinlich Gälisch, wie die Silurianer, aber andere Kymrisch waren. Die gälische Sprache starb in Wales nach und nach aus unter dem Einflusse der herrschenden kymrischen Aristokratie, von der die fünfzehn „königlichen" oder edlen Geschlechter von Wales ihre Abkunft herleiten. Nach dieser Eroberung wurden in Wales die gesellschaftlichen Organisationen auf einer hochadeligen Grundlage errichtet. Der Nachweis von sieben Generationen wurde verlangt, ehe ein Fremder zu der Würde und dem Stand eines freien wallisischen Edlen erhoben werden konnte.

Die Einwanderung und Ansiedelung der Sachsen dauerte mehrere Generationen hindurch. Man kann nicht an der Erzählung der alten Annalenschreiber zweifeln, daß die erste wichtige Ansiedelung in Kent stattfand und aus Jüten und Friesen bestand. Ich glaube sogar, daß Hengist und Horsa tatsächlich ihre Anführer waren, und daß die erste Auswanderung von der Mündung der Eider stattfand. Ich glaube aber nicht, daß sie die britische oder romano-britische Bevölkerung in Kent ausrotteten. Die germanischen Eroberer aus jener Periode waren mehr darauf bedacht, Sklaven zu machen als einem großen nutzlosen Hinschlachten sich hinzugeben. Doch der „Weald (= Wald) of Kent" lag nahe, und mancher britische Sklave konnte leicht dorthin entfliehen. Zweifellos wurden manche Frauen zur Ehe genommen, aber ich bin keineswegs der Ansicht, daß die Sachsen, Jüten, Friesen und Angeln gewöhnlich eine britische Frau heirateten. Meistens brachten sie die eigene Ehefrau mit herüber. Die galloromanischen Zeitgenossen berichten, daß die Friesen ihre Weiber und Kinder mit sich nach den Inseln führten, jedoch nicht nach der Bretagne, da hierzu eine längere und schwierigere Seefahrt notwendig war als nach der Themsemündung.

Die nächste teutonische Ansiedelung fand, soviel uns bekannt ist, im Lande der Südsachsen (South Saxons) statt, das jetzt Sussex heißt. Nur Sachsen haben an dieser Invasion teilgenommen. Sie eroberten die Stadt Anderida und töteten, wie berichtet wird, alle britischen Einwohner. Die Ausrottung der Briten war in der Tat ziemlich vollständig. Indes entkamen einige, welche den „Andreds Weald" im Innern der Grafschaft fortwährend heimsuchten.

Inzwischen begann die Besiedelung der östlichen und nordöstlichen Küste und machte in verschiedenen Landstrichen zwischen der Themse und dem Forth große Fortschritte. Nach einer Periode innerer und äußerer Kämpfe, an welchen sowohl die Sachsen und Angeln wie die Nord-Pikten Teil hatten, war das Land zweifellos in seiner Bevölkerung gelichtet. Die Pikten hatten die römischen Garnisonen längs des Hadrianswalles mit Feuer und Schwert vernichtet, und zwar so gründlich, daß selbst die Namen dieser Befestigungen untergingen, mit Ausnahme von zweien, die uns in keltischer Form überliefert sind.

Unter diesen Umständen können wir uns gut ausmalen, wie die Friesen und Angeln in kleinen Abteilungen herüberkamen und East Anglia und Northumbria zu besiedeln. Wir können uns wohl ein Bild davon entwerfen, wie sie im Frühjahr, den Ostwind ausnutzend, mit Familie, Vieh und Hausgeräten sich aufmachten und, nachdem sie

die britische Küste erreicht hatten, den nächsten Hafen oder die nächste Flußmündung aufsuchten.

Der kleine Stamm der Gainas, welcher sich nach Süden vom Humber bewegte, fand geeignete Ländereien an den Ufern der Trent und richtete hier einen Pallisadenturm auf, der Gainsborough hieß. Aber die größere Anzahl folgt dem Fluß aufwärts, soweit er schiffbar war, und bildeten bei Repton und Tamworth den Mittelpunkt des großen Königreichs von Mercia.

Im Südwesten jedoch, der weniger durch Krieg und Verwüstung zu leiden hatte, blieben die Briten zahlreich erhalten, und die Organisation, welche die Römer zurückließen, wurde vielleicht nicht zerstört, da wenigstens eine römische oder romanisierte fürstliche Familie bestehen blieb. Die britische Stammesorganisation dauerte unter der römischen Herrschaft teilweise fort. Einige britische Provinz- und Distriktsnamen blieben erhalten und wurden von den neuen Ansiedlern übernommen: so gab der Stamm der Cassier dem englischen Gau Cashio und dem Dorf Cashioburg den Namen; der Name Carnavii blieb dem Distrikt von Carnaby, in Warwickshire, nahe Shakespeares Heimat, wo die Bevölkerung heute noch in der vorherrschenden dunklen Farbe der Augen und Haut britisches Blut verrät. Deifyr und Bryneich wurden zu den englischen Staaten Deira und Bernicia. Auch in den Sümpfen und Marschen von Ost-Mercia hielt sich ein Teil der wallischen Bevölkerung, und ein Häuptling jenes Landstrichs mit dem Walliser Namen Ovin (Owen) wird um das Jahr 900 erwähnt.

Die Erzählungen von der Gründung des Königreichs der Westsachsen, das sich schließlich zur Vorherrschaft in Britannien entwickeln sollte, sind sehr konfus und vielleicht teilweise sagenhaft. Doch liegt es auf der Hand, daß die Einwanderer, Sachsen, Jüten, und zweifellos auch Friesen, in großer Anzahl kamen und heftigen Widerstand fanden. Zuerst nahmen sie Besitz von Süd-Hampshire, von Southampton bis Portsmouth, dann besetzten sie die Insel Wight. An Zahl zunehmend und nach zahlreichen Siegen über die Walliser nahmen sie die reichen Täler im südöstlichen Teil von Wiltshire in Besitz, wo heutzutage Salisbury gelegen ist. Dies ist die Zeit, in welcher der mehr als halb sagenhafte König Arthur gegen die Angeln gefochten haben soll. Einige verlegen den Schauplatz seiner Siege nach Westengland, andere nach Südschottland, wo seine Gegner die northumbrischen Angeln gewesen sein müssen. Wahr ist, daß um diese Zeit der Fortschritt der westsächsischen Eroberung zum Stillstand gebracht wurde.

Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts fing die Völkerflut von neuem an. Unter der Führung des tapferen Ceawlin wurde Berkshire erobert und besiedelt, und bis auf heutigen Tag zeigen die Hautfarbe und die Gesichtszüge der Einwohner dieses Gebietes den echten Sachsentypus. Oxfordshire, Bedfordshire, Buckinghamshire folgten: die reicheren Distrikte dieser Grafschaften gingen vollständig im Sachsentum auf, die Bewohner der Hügel- und Walddistrikte indes weniger vollständig.

Beim weiteren Vorrücken nach Gloucestershire gewann Ceawlin bei Deorham, nördlich von Bath, im Jahre 577 einen höchst erfolg-

reichen Sieg, nach welchem er „drei Könige erschlug und drei „Chesters“: Corinchester, Gleowchester und Bathanchester einnahm“. Cirencester muß von ihm vollständig zerstört worden sein, denn der Verlauf der römischen Straßen ist nicht mehr aufzufinden; Bath wurde auch verwüstet. Gloucester ergab sich den Siegern freiwillig, denn seine vier großen Kreuzwege und sein Markt blieben bestehen. Nachdem Ceawlin auf diese Weise West-Wales (Devon, Somerset usw.) vom eigentlichen Wales abgetrennt hatte, eroberte er Worcestershire und plünderte er eine andere römisch-britische Stadt namens Wroxeter in Shropshire, aber gleich Hannibal und Belisar starb dieser große Feldherr in der Verbannung.

Die folgenden Ereignisse in Wessex können kurz abgemacht werden. Mit dem Wachstum der Bevölkerung wurde neuer Grund und Boden nötig und wiederum ein Landstreifen von West-Wales entrissen, bis schließlich Cornwall selbst fast ganz unter sächsische Eigentümer verteilt wurde. Die letzten Eroberungen fallen schon in die christliche Periode und waren weit weniger grausam, so daß manche der Besiegten ihre Ländereien als freie Bürger behalten durften. Wenn man von Osten nach Westen fortschreitet, kann man bemerken, daß die Anzahl der nichtsächsischen Physiognomien zunimmt und der Prozentsatz der dunkelhaarigen Personen kontinuierlich wächst. Rund um die Seehäfen und Flußmündungen jedoch überwiegen die hellhaarigen Leute, welche zu kleinen Niederlassungen gehören, die dort von der See her gemacht worden sind, entweder von Sachsen und Friesen oder, in späteren Zeiten, von Skandinaviern.

Was die sächsischen oder anglischen Staaten anbetrifft, die sich weiter im Norden fortschreitend konsolidierten, so mag Essex wie Kent und Sussex durch eine einmalige Eroberung entstanden sein. Der Name Middlesex bewahrt die Erinnerung an eine kleine sächsische Kolonie, aber seltsamerweise wissen wir nicht, wie die Geschichte der Stadt London mit diesen Einwanderern zusammenhängt. Zuerst war es eine Zufluchtstätte für die ihres Besitzes beraubten Briten von Kent. Dann verschwindet London eine beträchtliche Zeit hindurch unseren Blicken und taucht erst später in der Geschichte als eine wichtige englische Stadt wieder auf. Fraglich ist, ob es während dieser Zeit vollständig entvölkert gewesen ist. Ich glaube nicht; aber es fehlt hier der Raum, die Frage ausführlich zu erörtern. Viele alte römische Städte waren verödet, und wenn die Sachsen anfingen, Steine zu ihren Bauten zu gebrauchen, dienten ihnen solche verlassene Stätten als Steinbruch. York und Lincoln existierten in ihrer alten Lage weiter, ohne die Namen zu wechseln; aber der physische Typus ihrer Bewohner ist, so viel wir wissen, anglisch oder skandinavisch.

East Anglia scheint aus der Vereinigung mehrerer kleiner Ansiedelungen entstanden zu sein, von denen einige wahrscheinlich durch die Vorfahren der modernen Holländer unter einer anglischen Königsfamilie begründet wurden. Mercia bildete einen Stammesbund, der von zwei tapferen Kriegern, Crida und Penda, zu einem Königreich zusammengefügt wurde. Es umfaßte sowohl sächsische wie britische und anglische Elemente. Die ursprünglich sächsische Kolonisation von Gloucestershire und Worcestershire ist, obwohl die Ansiedler nach wenigen Jahren von Ceawlin abfielen, noch an dem

Gebrauch des weichen z und v statt des harten s und f deutlich zu erkennen.

Seit der unglücklichen Schlacht von Cattraeth besaßen die northumbrischen Angeln das ganze östliche Land vom Forth bis an den Humber, aber ihre Herrschaft reichte nicht in allen Landstrichen bis zu den westwärts gelegenen Hügeln. Im Anfang des siebenten Jahrhunderts erstand in Northumbria ein Erobererkönig gleich Ceawlin in Wessex. Denn kurz nach dem Einfall der Sachsen hatte ein anderer kriegerischer Stamm, die Scoten, die herrschende Klasse in Irland, Anspruch auf einen Teil des britischen Gebietes erhoben. Ihre Sprache war gälisch, ihr leibliches Aussehen verschiedenartig, aber ihre meist bewunderten Helden werden in den alten gälischen Legenden als blond beschrieben. Zuerst eroberten sie die berühmte Grafschaft Argyle, und Aidan, ihr König, führte ein großes keltisches Bundesheer gegen Ethelfrid, den König der northumbrischen Angeln, von dem es aber in einer großen Schlacht bei Dawstone aufgerieben wurde. Ethelfrid brachte später eine gleich schwere Niederlage den Nordwallisern bei Bangor in der Nähe von Chester bei und dehnte seine Herrschaft bis zur Westküste aus.

Bis zu dieser Zeit finden wir die Sachsen und Angeln damit beschäftigt, Land zu Ansiedelungen zu erobern, aber von da ab im Kampf um die Herrschaft über andere Stämme. Damals wurde die Insel Mona unterworfen und von ihnen Anglesey (= Angeln-Inseln) benannt, zu anderer Zeit ganz Wales und die Pikten, die cumbrischen Kelten von Strathclyde, Lanarkshire und Renfrew, schließlich Cumberland. Aber nach der Schlacht bei Chester, die vom folgenden König Edwin gewonnen wurde, und nach der Eroberung von Elmet und Loidis (Leeds) scheinen die Grenzen der anglischen Rasse nicht weiter ausgedehnt worden zu sein.

In der Folge ließen die Angeln ihre freien Bürger in weiten Kriegszügen verbluten und erlagen sie dem verderblichen Einfluß der Geistlichkeit, so daß sie keinen wirksamen Widerstand leisten konnten, als im neunten Jahrhundert ein neuer und starker Feind an ihren Küsten erschien. Dieser Feind waren die Dänen, fälschlich so genannt, da sie in Wirklichkeit aus Skandinaviern verschiedener Stämme, aus Dänen, Norwegern und selbst Schweden bestanden. Von den Irländern wurden sie häufig als „schwarze“ und „weiße Fremdlinge“ unterschieden, aber ob dieser Unterschied wegen einer Verschiedenheit in der Hautfarbe, in der Kleidung oder in den Waffen gemacht wurde, ist nicht klar; wenigstens sind die modernen Dänen meist blond. Die Dänen machten häufiger Angriffe auf die Ostküste, die Norweger auf Irland und die schottischen Inseln. Während die früheren Einfälle der Normannen nur Raubzüge waren, waren diese von ernsthaften Angriffen und großen Flotten begleitet, die von berühmten Anführern befehligt wurden. Orkney und Shetland, die damals nur spärlich bewohnt waren, wurden besiedelt. Ost-Caithneß wurden germanisiert und in einzelnen Teilen von Sutherland und Roß werden Spuren norwegischer Herrschaft sowohl in Namen, wie Tain, Dingwall, als auch im physischen Typus der Bewohner gefunden, welche häufiger als die südlichen Hochländer blond sind. Auch die Hebriden wurden besetzt und manche der kleinen und großen Inseln

tragen heute noch die Namen, welche ihnen ihre norwegischen Herren gaben, ebenso die meisten Bauernhöfe; aber die gälische Sprache hat sich trotzdem durchgesetzt, vielleicht weil sie von den Leibeigenen und Häuslern gebraucht wurde. Skandinavische Physiognomien sind sehr häufig, besonders im Norden von Long Island, wo vor nicht allzu langer Zeit noch ein brünetter Mensch mit einiger Verachtung angesehen wurde.

In Irland ließen sich die Norweger zahlreich in der Nähe der Häfen nieder, wo sie bedeutende Städte vorfanden oder selbst gründeten, wie Dublin, Cork, Limerick, Wexford, Waterford usw., wo sie politische und kaufmännische Unternehmungen in bemerkenswerter Weise miteinander verbanden. Die Irländer, kühn, kampflustig, grausam, verräterisch, bigott und poetisch, waren keine rechten Gegner für diese hartherzigen Seeräuber, die Charakterstärke mit Ueberlegenheit in Rüstung, Waffen und Seetüchtigkeit vereinigten. Einmal war Turgesius (Thorgils) sogar der oberste Herrscher von Irland, und die Norweger behielten die Obermacht fast bis zur anglo-normannischen Eroberung und behaupteten bis zu dieser Zeit Dublin, Waterford und Wexford. Es ist interessant, daß in der Umgebung der letztgenannten Seehäfen der skandinavische Typus noch deutlich zu erkennen ist.

Die Insel Man mit ihrer gälischen Bevölkerung und Sprache wurde frühzeitig von den Wickingern in Besitz genommen und wurde der Hauptsitz der mächtigen norwegischen Herren der Sudereys, d. i. der südlichen Hebriden. Ueber diese Insel ging ein Einwanderungsstrom in die Grafschaften Cumberland, Westmoreland und Dumfries und sogar noch weiter. Die Ortsnamen in diesen Grafschaften, ebenso die der großen Berge und bedeutenden Flüsse sind durchweg norwegischen Ursprungs, nicht minder die physische Beschaffenheit und der moralische Charakter der Bewohner. Die „Manxmen" haben einen eigenen gälischen Dialekt, der heute im Aussterben ist; man findet bei ihnen viele norwegische, aber mehr keltische Ortsnamen; in ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften sind sie eine leidlich harmonische und ausgezeichnete Mischrasse zwischen Kelten und Norwegern, wobei die ersteren ein wenig überwiegen.

Ein Teil von Pembrokeshire, in Süd-Wales, wurde ebenfalls von Norwegern besiedelt, vielleicht von Irland her. Im Nordosten von England jedoch war die dänische Kolonisation sehr ausgedehnt, stark und dauernd. Sie überflutete, früher oder später, ganz oder zum großen Teil die Grafschaften York, Nottingham, Leicester, Lincoln, Norfolk und Suffolk und Teile von Essex, Derby und Northampton.

Ueber die normännische Eroberung sind schon große und viele Bände geschrieben worden. Hier können wir nur mit einigen Worten auf ihre anthropologische Natur und Wirkung eingehen.

Die Sachsen unterlagen den Normannen nicht aus Mangel an Kraft und Tapferkeit, sondern wegen ihrer gesellschaftlichen Organisation. Obgleich es noch eine große Anzahl von Freisassen gab, die ihre eigenen Ländereien bebauten, und bereit waren, für sie im Kampf einzutreten, so war doch der größte Teil des Bodeneigentums in Händen einiger weniger Kirchenfürsten, welche ihnen abgeneigt waren, und etlicher reicher Adeligen, von denen die letzten bei Hastings starben. Wilhelm der Eroberer war ein Mann von großen Fähigkeiten und

ohne ebenbürtigen Gegner. Ueberdies waren die Normannen, welche mit ihrer ererbten nordischen Kraft einen Anstrich südländischer Bildung und mit den Waffen überlegene Geschicklichkeit vereinigten, allzu furchtbare Gegner für die englischen Junker und Bauern.

Die anglodänische Aristokratie wurde aus ihrem Besitze verjagt, ging unter oder wanderte aus; aber von den kleineren Thans, die nicht nach Schottland flohen oder sich den Varangianen in Konstantinopel anschlossen, blieben viele als Pächter auf den Ländereien, welche sie inne hatten. Die Hörigen und Bauern blieben, nach meiner Ansicht, ausgenommen im Westen, hauptsächlich Sachsen, Friesen und Angeln der Abstammung nach, in ihrem Besitz. Die Menge der normännischen Eroberer einschließlich der Bretonen, Franzosen, Vlamen, war im Kriege selbst stark verringert worden. Dreitausend sollen bei York umgekommen sein, siebenhundert mit Robert de Comines bei Durham, und manche kehrten nach Hause zurück. Nur wenige scheinen sich auf dem Lande angesiedelt zu haben, aber noch Generationen später strömten französische Händler und Handwerker andauernd aus der damals stark bevölkerten Normandie und aus Frankreich in die englischen Städte und Dörfer. Die kleinen rundköpfigen, dunklen, stumpfnasigen Elemente, welche in manchen Gebieten Englands zahlreich auftreten, besonders im Südosten, scheinen daher zu stammen.

Manche Flüchtlinge entkamen nach Northumberland, wo die moderne Bevölkerung mehr dänisch ist, als die Ortsnamen erraten lassen; und man sagt, daß ihre Aussprache der schwedischen ähnlich ist. Das sächsische Element in der Bevölkerung Süd-Schottlands wurde auf dieselbe Weise vermehrt. Allmählich starb die wallisische und die piktisch-gälische Sprache in jenen Gegenden aus und wich der schottischen Form des Englischen, dem „Broad Scotch", aber die Nachkommen jener Leute, welche diese Sprachen redeten, lebten fort und zeigen viele Merkmale des sogenannten keltischen Charakters.

Die östlichen Niederungen Schottlands wurden nach und nach, auf friedlichem Wege, von einem Gemisch anglonormännischer Edlen, ihrer englischen Diener- und Gefolgschaft und norwegischen, dänischen und holländischen Seeleuten und Händlern besetzt. Im Distrikt von Moray führten wiederholte erfolglose Aufstände zu einer Ausrottung der keltischen Bevölkerung, aber anderswo blieb sie wahrscheinlich in Hörigkeit, hin und wieder jedoch, wie im Falle der Familie der Marr, Ogilvie und Cawdor, als Mitglieder des mächtigen Adels. Der Fortgang der Besiedelung war wahrscheinlich ähnlich derjenigen, welche im Mittelalter jenseits der Elbe und Oder stattfand, wobei die Kelten und Pikten die Rolle der Slawen spielten.

Nicht lange nach dem Einfall der Normannen begannen ihre Edeln und kriegslustigen Männer auf die reichen südlichen Teile von Wales neidisch zu werden. Sie mischten sich in die Fehden, welche die stolzen Walliser Oberhäupter beständig miteinander führten, und setzten sich in mehreren Distrikten fest, besonders in Glamorgan und Pembrokeshire, wo schon früher Norweger sich niedergelassen hatten. Hier gründeten sie auch englische und vlämische Kolonien, letztere in großer Zahl. Aber das gebirgige Innere blieb lange unabhängig, und bis auf den heutigen Tag ist dort das Wallisische die Umgangssprache des Volkes, die keinerlei Zeichen des Aussterbens oder des Rückganges

erkennen läßt. Hier ist das Blut sehr wenig gemischt. Die vorherrschenden Typen sind hier noch die kleinen, dunklen, feurigen, lebhaften und musikalischen Ibero-Gälen oder Silurianer. Nach ihrer endlichen Besiegung durch die Engländer dienten sie letzteren mit Auszeichnung in ihren Kriegen mit Frankreich. Unter den Tudor-Königen, die in der männlichen Linie selbst wallisisch waren, zogen sie zahlreich nach England, heirateten häufig englische Erbinnen und legten den Grund zu einflußreichen Familien, wie z. B. der Cecils und der Vanes. In neueren Zeiten sind sie mehr dem Handel ergeben. Der religiöse Trieb ist stark bei ihnen entwickelt: die meisten sind protestantische Freidenker oder Sektierer, Demokraten in der Politik, aber auch die englische Staatskirche ist voll von beredten wälschen Geistlichen.

Süd-Wales liegt nahe bei Irland. Strongbow, der Graf von Pembroke, dem Mac Murrongh, der vertriebene Herrscher von Leinster, seine Tochter zur Ehe versprochen hatte, wollte demselben wieder zu seinem Thron verhelfen. Begleitet von einer großen Schar furchtloser, grausamer und gewissenloser Abenteurer machte er sich zum Herren der dänischen Städte Dublin, Waterford und Wexford und besiegte das undisziplinierte Heer der irischen Eingeborenen. Dann schritt Heinrich II. ein, machte den Greueltaten der Abenteurer ein Ende und nahm für sich die Oberherrschaft über die Insel in Anspruch. Unglücklicherweise wurde dieser Fürst durch andere Ruhestörungen abgehalten, dieses Werk der Eroberung zu vollenden, so daß Rassekriege, in welche seit der Reformation auch religiöse Momente hineinspielen, seitdem immerfort jene unglückliche Insel beunruhigt und gequält haben.

Der südliche größte Teil der Grafschaft Wexford wurde durch eine Kolonie von S. Pembrokeshire anglisiert. Die Seehäfen erhielten englische Ansiedler von Bristol, welche sich mit den Resten der „Ostmen“ vermischten, wie die Skandinavier genannt wurden. Die normannischen Edeln Fitzgeralds, Butlers und Burkes drangen in das Innere der Insel vor. Die Bewohner von Ulster verteidigten ihr Land mit Erfolg gegen die Eindringlinge, die sich damals oder etwas später zu Herren fast aller anderen Provinzen machten. Hier fand bis auf Königin Elisabeth mancher Rassenwechsel statt, außer in einigen Gegenden bei Dublin, wie in Kildare, Carlow und Kilkenny. Die Anglonormannen heirateten häufig in die fürstlichen irischen Familien, und als die Reformation in Großbritannien sich durchsetzte, blieb diese irische Aristokratie dem alten Glauben treu, wodurch unaufhörliche Aufstände und Rachefehden entstanden, die bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen sind. Die tapferen Bewohner von Ulster wurden endlich niedergeworfen, und starke Kolonnen aus Engländern, Schotten und Hebridern nahmen die besten Teile von Ost-Ulster in Besitz. Ihre Nachkommen, die etwas mit den Eingeborenen vermischt sind, Anglikaner und Presbyterianer in ihrem Glauben und England treu blieben, überdauerten die blutigen Kriege und Belagerungen des 17. Jahrhunderts und bilden heute den fähigsten, geistvollsten und fortgeschrittensten Teil des britischen Volkes sowohl in Irland wie in England und den Kolonien. Munster soll während der Religionskriege mehrmals ganz entvölkert gewesen sein; aber die irische Rasse ist fruchtbar, und die Lücken wurden bald ausgefüllt.

Spätere Einwanderungen nach England können kurz erledigt werden. Sie betrafen meist nur die großen Städte. Die Hugenotten, Verbannte und Flüchtlinge aus Frankreich bereicherten England und Irland mit einem außerordentlich wertvollen Rassenelement. Viele der ersten Männer Großbritanniens rühmen sich ihres Hugenottenblutes. Die Pfälzer, welche nach der großen Verwüstung der Pfalz nach Irland flohen, erhielten Landbesitz in Munster, aber die meisten ihrer Nachkommen wanderten im 19. Jahrhundert nach Amerika aus. Die „Pilgrim Fathers", die ersten Kolonisten von Nordamerika, sollen hauptsächlich den östlichen Grafschaften, dem meist deutschen Teil von England, entstammen, wo die Bevölkerung vieles von dem Yankee-Charakter an sich trägt. Schottländer und Walliser wandern zahlreich nach England. Die Schottländer liefern besonders viele von den führenden und bahnbrechenden Männern in England und in den Kolonien. Die Irländer sind heute überall zu finden, meist in den Minendistrikten; zahlreich sind sie in Australien, die protestantischen Iren gleichfalls in Westkanada, sie zeichnen sich als Prediger, Politiker, Journalisten und Soldaten aus. Deutsche sind in Großbritannien massenhaft zu finden; sie nehmen hohe Stellungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Handels ein, aber schon in der zweiten Generation sind sie von den Engländern nicht zu unterscheiden. Endlich sind die Juden zu nennen, die sich in England, wie in aller Welt, stark vermehren.

Indogermanische Probleme.

Dr. Ludwig Wilser.

1. Was wissen wir von den Indogermanen?

In einer längeren Reihe von Aufsätzen (Beilage z. „Allgem. Ztg.", 1903, No. 238/9, 246, 252/3, 258/9 und 264) hat in neuester Zeit Prof. Winternitz in Prag die indogermanische Frage zu beantworten gesucht. Seine Arbeit, im wesentlichen ein Auszug aus Schraders Lexikon, auf das er auch „den Leser für alle Einzelheiten" verweist, führt jedoch zu keinem bestimmten Ergebnis. Er ereifert sich zunächst unnötig über die Bezeichnung „arisch", die sich „in populären Schriften allgemein .... eingebürgert und hartnäckig behauptet" habe, obgleich sie „ungenau" sei. Welchen Namen man den stammverwandten Sprachen und Völkern geben will, ist, wie ich schon des öfteren ausgeführt habe, nebensächlich und gleichgültig, weiß doch jedermann, was gemeint ist. „Arisch" hat nicht nur nach Max Müller „den Vorzug der Kürze", sondern auch die weiteste Verbreitung, besonders im Ausland, und die passendste Bedeutung, nämlich von der in ἄριστος und „erst" enthaltenen Wurzel ar. Wenn der Sprachforscher einräumt, „Rasse ist ein rein naturwissenschaftlicher Begriff", so ist dies erfreulich, weniger jedoch, wenn er behauptet, die Sprache habe „mit der Rasse gar nichts zu tun" und „ebensowenig ... die Kultur"! Wer hat denn beide geschaffen, wenn nicht der Mensch, dessen Rassen

nicht nur durch leibliche Merkmale sich unterscheiden, sondern auch in bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten auf sehr ungleicher Entwicklungsstufe stehen. Für Winternitz ist es „klar, daß die Anthropologie in der Frage nach der Urheimat gar nicht mitzusprechen hat, weil diese Wissenschaft sich nur mit Rassen beschäftigt, die Indogermanen aber gar keine Rasse bilden". Nun ist aber nach Ort und Zeit der Rassengehalt der indogermanische Sprachen redenden Völker ein sehr verschiedener, und in einzelnen Gegenden decken sich die beiden Begriffe „Rasse" und „Volk" noch heute. Diese sind von der Anthropologie ermittelt worden, und darum hat sie in dieser Frage, die nach Winternitz' eigenen Worten „schwere Irrtümer" der Sprachforscher hervorgerufen hat, nicht nur mitzusprechen, sondern sogar das entscheidende Wort. Nach solcher Logik dürfte sich ja auch die Sprachforschung nicht im mindesten um Völker, die ja aus Rassen zusammengesetzt sind, bekümmern, sondern hätte sich lediglich mit der Sprache zu beschäftigen. Diese ist aber, ich führe wieder des Verfassers eigene Worte an, „kein Ding für sich, sondern sie wird immer von Menschen, von Völkern gesprochen .... auch die indogermanische Ursprache muß von einem Volk" und zwar einem „kleinen Volksstamm" gesprochen worden sein. An anderer Stelle aber heißt es, „daß das indogermanische Urvolk, soweit wir etwas von ihm wissen können, nicht mehr ein einheitlicher kleiner Volksstamm war". Wer so sich selbst widerspricht, spart andern die Mühe der Widerlegung. Nur darin stimme ich mit Winternitz überein, daß auch ich Kossinnas Arbeit als „eine wissenschaftliche Leistung" nicht anerkennen kann. „Wenn wir nun aber", diese Frage ist das Endergebnis der ganzen langatmigen Auseinandersetzung, „von dem indogermanischen Rassencharakter nichts wissen, wenn wir über die eigentliche Urheimat der Indogermanen so gut wie gar keine Auskunft geben können, wenn wir die Rassenzusammengehörigkeit und damit die Blutsverwandtschaft der indogermanischen Völker leugnen, — was wissen wir denn eigentlich dann von den Indogermanen?" Die Antwort ist nur, „daß es keine bevorzugte Rasse und kein auserwähltes Volk in der Welt gibt, und daß die Kultur, deren wir uns rühmen, das Geschenk vieler verschiedener Rassen und Völker, das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit der gesamten Menschheit ist". Das Zusammenwirken verschiedener Völker an dem Fortschritt der Menschheit wird kein Vernünftiger leugnen, wer aber heutzutage noch die „Gleichheit der Menschenrassen" verkündet, der hat sicher keine hinreichende Kenntnis von der Kultur und ihrer Geschichte.

2. Die Urheimat der Indogermanen.

Nach einem kurzen Bericht der „Jenaischen Zeitung" (1903, No. 137) hat in der Maisitzung der dortigen Gesellschaft für Urgeschichte Prof. O. Schrader, der Verfasser des sehr brauchbaren, in mancher Hinsicht aber einseitigen „Reallexikons der indogermanischen Altertumskunde" (Straßburg, 1901), einen Vortrag über „Die neuesten Arbeiten auf dem Gebiete der indogermanischen Heimatsfrage" gehalten. Es scheint mir nicht unzweckmäßig, der Kritik seiner jetzigen einen Ueberblick über die Wandlung seiner früheren Ansichten vorausgehen zu lassen. Als

Philologe hielt Schrader selbstverständlich in seiner Jugend Asien für die Wiege des Menschengeschlechts, folglich auch der Indogermanen (Die älteste Zeitteilung des indogermanischen Volkes, Berlin, 1878), seine um fünf Jahre jüngere „Tier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung" (Samml. gemeinverst. wissensch. Vortr., XVIII, Heft 427, Berlin, 1883) legt aber Zeugnis ab von einem unabhängigen Urteil und selbständigen Denken. Er kommt darin — ob ihm meine ersten Vorträge aus den Jahren 1881 und 82 und Penkas „Origines Ariacae" von 1883 bekannt waren, ist ungewiß — zu dem bemerkenswerten Schluß, das „nördliche Alteuropa" sei die vielgesuchte „Urheimat". In der 1883 erschienenen „Sprachvergleichung und Urgeschichte" spricht er sich dahin aus, daß die „indogermanischen Ursitze nördliche" gewesen, daß der „ursprüngliche Typus" des Urvolkes „am treusten von den europäischen Nordstämmen bewahrt worden", daß „die europäische Hypothese, d. h. die Ansicht, daß der Ursprung der indogermanischen Völker eher west- als ostwärts zu suchen sei, weitaus die den Tatsachen entsprechendere zu sein scheint". In der zweiten Auflage von 1890 macht er jedoch einen tüchtigen Schritt nach rückwärts mit der Behauptung, daß „die ältest erreichbaren Wohnsitze der Indogermanen an der Grenze Asiens und Europas, in dem Steppengebiet des südlichen Rußland zu suchen seien". Dabei ist er auch seitdem geblieben. Die Entwicklungsbahn seiner Anschauungen verläuft also demnach in einem Bogen, der sich zuerst der Wahrheit nähert und dann wieder von ihr entfernt. Wie er über das Verhältnis von Rasse und Sprache denkt, geht aus folgenden Worten (Reallexikon S. 896) hervor: „Alle Versuche, aus angeblichen Rasseneigenschaften den Ausgangspunkt der indogermanischen Völker zu bestimmen, scheitern an der einfachen Tatsache, daß die Indogermanen keine Rasse in anthropologischem Sinne sind oder in uns erreichbarer und erschließbarer Zeit waren." Und doch haben die Germanen, deren Wanderungen die letzten Wellen des arischen Völkerstroms bilden, auf die Zeitgenossen einen so einheitlichen Eindruck gemacht, daß sie Tacitus „propriam et sinceram et tantum sui similem gentem" nennen konnte; die Schädel aus ihren Reihengräbern gleichen sich wie ein Ei dem andern, und dasjenige Volk, das in seinem Aeußern, nach Kopfform, Wuchs und Farben, das Bild unsrer Vorfahren am treuesten bewahrt hat, die Schweden, sind noch heute von nahezu reiner Rasse.

Die letzte größere Schrift — die letzte ist es leider nicht —, die für Asien eintritt, so leitete Schrader seinen Vortrag ein, ist die Abhandlung des seitdem verstorbenen Joh. Schmidt „Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlsystem" (Verhdl. d. preuß. Akad. d. Wissensch., 1890). Diese Schrift, die sich nur auf die angebliche, aber unbewiesene Entlehnung der germanischen Zwölferrechnung von Babylonien stützt, ist jedoch in ihrer Beweisführung so schwach, daß sie selbst bei den engeren Fachgenossen des Verfassers Widerspruch hervorrief. Nicht besser ist seine absprechende Beurteilung meiner „Herkunft und Urgeschichte der Arier" (Heidelberg, 1899) in der ersten Nummer der „Deutschen Literaturzeitung" von 1900. Wie ich in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antikritik" I, 3, nachgewiesen habe, war auch „er ebensowenig wie bisher irgend einer seiner Fach-

genossen imstande, meine Ansichten sachlich zu widerlegen". In der umfangreichen neueren Literatur der arischen Frage unterscheidet Schrader eine anthropologische, eine urgeschichtliche und eine linguistisch-historische Richtung. In den Mittelpunkt der ersteren stellt er die Arbeiten Penkas, der „unter der Annahme, daß die Indogermanen eine langschädlige und blonde Rasse gewesen seien, ihre Urheimat in Skandinavien sucht". Penka ist jedoch nicht der Erste, der diese Ansicht ausgesprochen hat, wie ich schon öfter betont habe. Demgegenüber wies der Redner darauf hin, „daß 1. zahlreiche andere Gelehrte gerade die dunklen und kurzschädligen Elemente in Europa für den eigentlichen Kern der Indogermanen halten", eine durchaus verkehrte Meinung, die aus den angeführten Gründen einer Widerlegung nicht bedarf, „daß 2. die Anthropologie immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß sie mit ihren Mitteln überhaupt nicht imstande sei, scharf umgrenzte Menschenrassen in der Geschichte und Vorgeschichte Europas zu unterscheiden", was vielleicht für einige Anthropologen, die vor Bäumen den Wald nicht sehen, zutreffen mag, durchaus aber nicht für alle, „daß 3. nach den neuesten Untersuchungen Nyströms die Schweden überhaupt keine wirklich langschädligen Menschen sind", eine Behauptung, die für den Fachmann geradezu zum Lachen ist, denn dieser Autor gilt in seinem Vaterland keineswegs für einen zuverlässigen Forscher, und seine vereinzelten Untersuchungen kommen gegen die ebenso schön ausgestatteten wie wissenschaftlich wertvollen Werke von G. Retzius und C. Fürst, „Crania suecica antiqua" und „Anthropologia suecica" gar nicht in Betracht. In der folgenden Sitzung wollte Schrader seinen Vortrag fortsetzen, doch ist der Zeitung kein Bericht mehr zugegangen. Mit Much, auf den er noch verweist, habe ich mich schon in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", XXXII, 1902, auseinandergesetzt; die Ansichten De Michelis', den der Vortragende noch nicht zu kennen schien, sollen später eingehend besprochen und gewürdigt werden.

3. Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet.

(Kossinna, Zeitschrift für Ethnologie XXXIV, 5.)

Die Wichtigkeit der Frage an sich, nicht etwa die wissenschaftliche Bedeutung des vorliegenden Beantwortungsversuchs veranlaßt mich, mit einigen Worten auf denselben einzugehen. Vor vielen Jahren schon (1885, in meiner „Herkunft der Deutschen") habe ich die Ansicht ausgesprochen, daß „die sicher beglaubigten, unumstößlichen geschichtlichen Tatsachen den festen Grund bilden müssen, von welchen aus wir nur Schritt für Schritt und mit der größten Vorsicht auf dem schwankenden Boden der Vorgeschichte vordringen dürfen, nachdem uns eingehende Forschungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaft, der Altertumskunde und der Sprachvergleichung dazu die Brücken geschlagen". Dem Verfasser erscheint die Sache unendlich viel einfacher und leichter: „erst Archäologie, dann Sprachforschung. Wo die Archäologie vorläufig ganz schweigt, oder wir ihre Sprache noch nicht verstehen und deuten können, möge sich die Forschung ruhig noch gedulden". Er glaubt, von ganz einseitigen Untersuchungen aus der

Frage neue Seiten abgewonnen zu haben und verkündet jedem, der es hören will, mit großer Selbstzufriedenheit, sein Kasseler Vortrag von 1895 habe „eine neue Methode der exakten archäologischen Betrachtungsweise für diese Dinge zum erstenmal in die Wissenschaft" eingeführt. Er, der selbst früher ganz vom „Trugbild des Ostens" oder vielmehr „vom orientalischen Zauberspiegel" (so übersetzt er, mirage mit miroir verwechselnd, „Reinachs treffendes Wort") gebannt war, verurteilt nun aufs schärfste „die übereilten Folgerungen der Sprachforschung auf dem Gebiete der Urgeschichte der Indogermanen, unter denen diejenige von dem asiatischen Ursprunge dieser Völkergruppe eine der schlimmsten war", fügt aber doch aus alter Anhänglichkeit entschuldigend hinzu, daß diese „Wissenschaft selbst infolge eigener Kritik" ihre Auffassung „als unhaltbar" habe fallen lassen. Wer die Geschichte der arischen Frage im „letzten Vierteljahrhundert" kennt, weiß, daß die Sprachforschung nur mit dem größten Widerstreben, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb", sich zum Eingeständnis ihres Irrtums herbeigelassen und ihre frühere, gänzlich verkehrte Stellung nur zögernd und schrittweise aufgegeben hat. Gerade das Beispiel der Sprachvergleicher, die, fortwährend über die unberufenen „Dilettanten" wetternd und spottend, sich schließlich doch zu deren Anschauungen bequemen mußten, kann uns lehren, daß bei dieser schwierigen Aufgabe jeder einseitige Standpunkt vom Uebel ist und nur das einträchtige Zusammenwirken aller einschlägigen Wissenschaften zum Ziele führt. Nur wer sie alle, Naturwissenschaft, Geschichte, Sprachforschung und Altertumskunde, gleichmäßig beherrscht, ist berechtigt, von „Dilettantismus" zu reden. Da aber Kossinna bei all seinem Selbstgefühl dies von sich zu behaupten kaum wagen wird, so ist der Vorwurf eines „ungeheuerlichen Dilettantismus", mit dem er neben anderen Forschern auch mich beehrt, eine „ungeheuerliche" Anmaßung. Much hat bereits in der gleichen Zeitschrift (XXXV i.) eine kurze Entgegnung veröffentlicht, die in ihrer milden Fassung um so beschämender ist; andere werden folgen.

Welche sind nun die vom Verfasser in die Wissenschaft neu eingeführten „Leitsätze"? Einer „der klarst erkennbaren" ist der, „daß die von Süden nach Norden eilenden Ausbreitungswellen einer Kultur im allgemeinen nur für Kulturwellen, dagegen die umgekehrt von Norden nach Süden gerichteten Verpflanzungen zusammenhängender Kulturen oder charakteristischer Teile derselben für Ergebnisse von Völkerbewegungen zu halten sind". Etwas klarer und besser habe ich den gleichen Gedanken schon vor 18 Jahren (in der angeführten Schrift) ausgesprochen: „Die Annahme, daß mit den Wanderungen arischer Völker von Nordeuropa her seit der Steinzeit auch arische Kultur sich über Europa und die angrenzenden Striche der anderen Weltteile verbreitet habe, bringt neue, bisher nicht gekannte Klarheit und Uebersichtlichkeit in die Altertumswissenschaft. Es sollen damit keineswegs die nicht zu verkennenden Einflüsse geleugnet werden, durch welche früher nach Süden vorgedrungene und in der Entwicklung vorgeschrittene Völker auf ihre nördlichen Hintersassen zurückwirkten . . ." Wenn zwei weit auseinander liegende Fundorte Altsachen von gleicher Geschmacksrichtung und Kunstübung liefern, so entsteht für den Altertumsforscher die Frage, wo ist der gemeinsame Ursprung zu suchen, an dem einen

oder dem andern, oder aber an einem dritten Orte? Es ist leicht einzusehen, daß die einfache Vergleichung von Altertümern ohne sichere Richtschnur leicht zu sehr verschiedenen und daher ganz oder teilweise irrigen Schlußfolgerungen führen kann. Ein Beispiel dafür ist die im gleichen Heft der genannten Zeitschrift abgedruckte, mit mehr Schneid als Glück geschriebene Abhandlung „Neolithische Streitfragen" von Reinecke in Mainz, der mit Kossinna eigentlich nur darin übereinstimmt, daß er weidlich über den „Dilettantismus" herzieht. Er steht noch ganz im Banne des Trugbilds und erklärt die „Tatsache" für „ganz unanfechtbar", daß die „Kulturströmungen im prähistorischen Europa so wandern mußten, daß sie vom Süden zum Norden vordrangen . . ." Es ist nur schade, daß alle bekannten geschichtlichen oder aus geschichtlichen Vorgängen zu erschließenden vorgeschichtlichen Völkerwanderungen in umgekehrter Richtung erfolgt sind und gerade die Altertumskunde unzweifelhafte Zeugnisse dafür bietet, daß, wie ich ebenfalls vor 18 Jahren gesagt, „auswandernde Völker ihre ganze Kunstfertigkeit und Kunstübung in ihre neuen Wohnsitze mitnehmen". Aus falschen Voraussetzungen lassen sich nur falsche Schlüsse folgern, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn Reinecke zahllosen „Illusionen", von denen er einige bereits selbst zugibt, zum Opfer fällt. Keine Wissenschaft ist unselbständiger, keine mehr auf fremde Hülfe angewiesen, keine weniger berechtigt, solche mit dem Vorwurf des „Dilettantismus" zu belohnen, als die Archäologie.

Mit Hülfe dieser Wissenschaft ist nun Kossinna nach verschiedenen Schwankungen 1895 zu folgendem Ergebnis gekommen: „Urheimat der Germanen die westlichen Küstenländer der Ostsee, sowie die angrenzenden Gebiete der Nordsee, also Süd-Skandinavien, Dänemark und Nordwest-Deutschland", Ursprungsland der Indogermanen dagegen, indem er den „archäologischen Faden fallen ließ und mit einem salto mortale auf das Gebiet der historischen Geographie hinübersprang", zwischen „Anthropologie und Sprachgeschichte" vermitteln wollend, „das Gebiet der mittleren und unteren Donau". Nach einer größeren, wie ich mich zu erinnern glaube, mit Staatsmitteln ausgeführten, archäologischen Studienreise ist er nun darauf gekommen, „die Heimat der Germanen zugleich als Heimat der Indogermanen" zu betrachten, angeblich weil er, der noch 1895 etwas ganz anderes behauptet hatte, längst überzeugt gewesen, „daß diese beiden Gebiete ursprünglich zusammenfallen". Von Much, der vor ihm diese Ansicht ausgesprochen hat, behauptet er mit merkwürdiger Unverfrorenheit, er sei „vollständig auf seine Schultern gestiegen". Auf Einzelheiten der an schiefen Auffassungen, Mißverständnissen, Widersprüchen und Irrtümern überreichen Arbeit einzugehen, lohnt wahrlich nicht der Mühe. Ich möchte nur hervorheben, daß es ein Anachronismus ist, von „Germanen" der Steinzeit oder des Bronzealters zu reden, denn dieser Völkername war erst kurz vor Cäsars Ankunft in Gallien aufgekommen und konnte noch von Tacitus als „neu und kürzlich beigelegt" (recens et nuper additum) bezeichnet werden. Die Kelten aus einer „Abart der Indogermanen" um 2000 v. Chr. in Süddeutschland entstehen zu lassen, ist geschichtlich und sprachlich unmöglich. Wie ich zuerst nachgewiesen, können Kimbern, Teutonen, Ambronen nach Leibesbeschaffenheit, Sprache und Sitte ebensogut

„Kelten“ wie „Germanen“ genannt werden; diese Völker wohnten aber zur Zeit des Seefahrers Pytheas noch in Schleswig-Holstein und Dänemark, während die Goten damals den Sund (aestuarium oceani) noch nicht überschritten hatten. Die Urheimat der Goten muß zugleich die aller Germanen, die der Germanen auch die aller Arier sein; das ist der einzig folgerichtige, aus naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, sprachlichen und archäologischen Gründen unabweisbare Schluß.

4. Die vorsemitische Rasse im Zweistromland.

(Vergl. die kurze Bemerkung auf S. 334 der Revue, 2. Jahrgang.)

Diese Frage ist darum von großer Bedeutung, weil sie uns über die Beteiligung der einzelnen Rassen an der Kulturarbeit wichtige Aufschlüsse gibt. In meiner „Herkunft der Deutschen“ (Karlsruhe, 1885) hatte ich, hauptsächlich auf Hommel mich stützend, noch die Ansicht vertreten, die Sumerier oder Akkadier, die ältesten Kulturträger im Zweistromland, die Erfinder der Keilschrift, die Vorgänger und Lehrmeister der semitischen Assyrer, seien „turanischen“ Stammes, d. h. ein Mischvolk nordeuropäischer (Homo europaeus) und mittelasiatischer Rasse (Homo brachycephalus), gewesen. Die Ausgrabungen der amerikanischen Gelehrten in Nippur haben aber im letzten Jahrzehnt eine Reihe bildlicher Darstellungen dieses uralten Volkes zutage gefördert, die zu einer etwas anderen Auffassung berechtigen. Im „American Naturalist“ (August 1896) hat der inzwischen gestorbene Anthropologe Cope zuerst die Aufsehen machende Ansicht ausgesprochen, daß die Sumerier von „kaukasischer“ Rasse gewesen seien, und ich habe im „Globus“ (LXX, 22) den deutschen Lesern davon Mitteilung gemacht. Ich darf vielleicht hier einige Sätze wiederholen: Diese Menschen zeigen „einen schönen, kräftigen und ebenmäßigen Wuchs, große, geradestehende Augen, kräftige, gerade oder nur leicht gebogene Nasen, schmale Lippen und — was das Wichtigste ist — ausgesprochene Langköpfe. Das letztgenannte Merkmal ist um so augenfälliger, als die Köpfe glatt geschoren sind. Diese längliche Gestalt des Schädels, dazu die vorspringende Nase, die geraden Augen und nicht vorstehenden Jochbeine schließen die mongolische Rasse mit Sicherheit aus. Es könnte nur die Frage entstehen, ob wir es nicht mit Ursemiten zu tun haben. Aber auch gegen diese Annahme sprechen die nur leicht gebogenen spitzen Nasen und die nicht aufgeworfenen Lippen. Außerdem unterscheiden sie sich ja von den späteren semitischen Assyrern durch die Sprache, durch die geschorenen Köpfe, durch das Fehlen der Beschneidung. Die kahl geschorenen Köpfe könnten dafür sprechen, daß die Rasse aus kalten Gegenden eingewandert sei und die Sitte nur wegen der ungewohnten Hitze angenommen habe; denn, wie die Götterbilder erkennen lassen, hatte sie auch einen kräftigen Bartwuchs und lang wachsendes, leicht gelocktes Haar.“

Daß die Darsteller wohl befähigt waren, Rassenmerkmale in treffender Weise und mit scharfen Zügen wiederzugeben, geht aus den Tierbildern, Schafen, Ziegen, Antilopen, hervor. Copes Bezeichnung der Rasse als Homo sapiens caucasicus ist dagegen zu beanstanden, da Blumenbach unter diesem Namen die ganze „weiße“

Menschheit zusammengefaßt hat. Diese zerfällt aber in Nordeuropäer (Homo europaeus Linné) und Mittelmeervölker (Homo mediterraneus), zu denen auch die Semiten gehören. Somit bliebe, da diese höchstens als Kreuzungsbestandteil in Betracht kommen, für die Sumerier nur die nordeuropäische Rasse übrig, aus der ja fast alle Kulturvölker hervorgegangen sind. Die von Layard und Huber ausgegrabenen, teils im British Museum, teils im Museum d'histoire naturelle in Paris befindlichen altbabylonischen Schädel sind durchweg langköpfig und schmalnasig; die rundköpfigen „Turanier“ sind damit ausgeschlossen.

Diese Ansicht wird bekräftigt durch die ältesten Götternamen des babylonischen Olymps, Anu, Dagon, Bel, Marduk oder Merodach, Istar, Samas, die sämtliche arische Wortstämme enthalten. Die angelsächsischen Namen des Sonnengottes, Baeldaeg und Svaefdaeg, erinnern in geradezu verblüffender Weise an Bel und Merodach.

Eine negerartige Urbevölkerung, wie Bloch annimmt, ist wahrscheinlich wohl der Einwanderung höher entwickelter Rassen vorausgegangen, hat aber sicher nichts für die Gesittung geleistet.

5. Der Ursprung der Indoeuropäer.

„Die Welt ist allenthalben noch des Irrtums voll“, so möchte man, die Worte des mittelalterlichen Dichters etwas anders wendend, trotz allen gelehrten Gesellschaften, wissenschaftlichen Akademien und hohen Schulen oft ausrufen, wenn man sieht, wie von dem schmalen Weg zur Wahrheit, der ebenso steil und dornig ist wie der Pfad der Tugend, die Forscher bald nach rechts, bald nach links abstürzen. Auch dieser neue, von Enrico de Michelis (L'origine degli Indo-Europei. Biblioteca di scienze moderne, No. 12. Torino, Fratelli Bocca, 1903) mit anerkennenswertem Fleiß und umfassender Literaturkenntnis unternommene Lösungsversuch der arischen Frage gehört zu diesen Entgleisungen, gibt aber, und darin besteht sein Hauptverdienst, dem Leser eine gute Uebersicht über die Geschichte dieser für mehr als ein Wissensgebiet hochwichtigen Streitfrage. Der Verfasser hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, seinen zahlreichen Vorgängern auf all ihren Irr- und Abwegen zu folgen, und wir glauben ihm gerne, daß es ihm nicht an Stoff gefehlt hätte, damit noch einen anderen, ebenso dicken Band von 700 Seiten zu füllen. Die asiatische Hypothese, für die es ja „nicht den Schatten eines Beweises“ gibt und von der „man nur mit Mühe begreift“, wie sie „die Mehrzahl der größten Gelehrten der Neuzeit, gerade die Begründer der vergleichenden Sprachforschung und der wissenschaftlichen Völkerkunde (diese war eben leider nichts weniger als wissenschaftlich!) überzeugen konnte“, wird rückhaltlos verworfen, und es verdient alle Anerkennung, daß hier wieder einmal in gründlicher und eingehender Darstellung gezeigt worden ist, wie „Asien vielmehr das Grab als die Wiege der Arier“ gewesen. Der Begriff „Arier“ könnte etwas schärfer umrissen, „Rassen“ und „Völker“ dürften etwas strenger auseinander gehalten sein. Ueberzeugt, daß „nur ein Teil, eine Gegend des europäischen Festlandes“ die langgesuchte und heiß umstrittene „Urheimat“ sein könne, unterzieht der gelehrte Verfasser die verschiedenen europäischen Theorien, unter denen er der skandinavischen, um die sich eigentlich in neuerer Zeit

„der ganze Streit gedreht“ habe, den „Ehrenplatz“ zugesteht, einer gewissenhaften Prüfung und Vergleichung. Keine aber findet Gnade vor seinen Augen. Die von der „nordischen Schule (scuola nordistica)“ aufgestellte Lehre von der skandinavischen Abstammung sucht er durch allerlei Einwendungen zu entkräften, die ich längst hier und anderwärts als unberechtigt zurückgewiesen habe und daher größtenteils übergehen kann. Nur einiges sei hervorgehoben. „Vor allem“, schreibt der italienische Forscher, „können wir die leiblichen Merkmale ausschalten. Denn keine der von der physischen Anthropologie aufgestellten und gelehrten Einteilungen des Menschengeschlechts fällt zusammen mit der von den Sprachforschern ermittelten Sippe stammverwandter Sprachen“. Wie durch einwandfreie Untersuchungen festgestellt ist, gibt es doch noch Länder, wo die Begriffe „Rasse“ und „Volk“ sich decken, und gerade sie waren für unsere Frage von ausschlaggebender Bedeutung, denn, wie ich zuerst nachgewiesen habe, fallen in Schweden die Verbreitungszentren der nordeuropäischen Menschenrasse (Homo europaeus) und der indogermanischen Sprachen zusammen. Daß Kassiteros ein keltisches Wort ist, hat „nicht der geniale und hochgelehrte“ Reinach zuerst entdeckt, sondern ich habe dies getan und zugleich seine Zusammensetzung aus den Wortstämmen cass und tar und seine Uebereinstimmung mit den keltischen Namen Cassignatus und Brogitarus nachgewiesen. Die Ableitung des Metallnamens von den Kassiteriden, wie der französische Archäologe will, ist ungefähr ebenso berechtigt, als wenn man pitys, Fichte, und hesperos, Abend, von den Pityusen und Hesperiden herleiten wollte. Was aber, das ist die Hauptsache, hat Michelis an die Stelle der von ihm verworfenen Lehrmeinungen zu setzen? Nach seiner Ansicht haben sich arische Sprache und Gesittung nicht im Schoße einer reinen Rasse entwickelt, sondern das „Urvolk“ ist während der neueren Steinzeit in den Donauländern aus einer Vermischung der ureuropäischen Rassen mit asiatischen Rundköpfen hervorgegangen, denen sogar, obwohl sie „die letzte Zuflucht“ der Asienschwärmer bilden, die Hauptrolle zugeschrieben wird. Selbstverständlich glaubt der Verfasser, daß diese Hypothese „allen Bedingungen, die wir für die Entstehung der arischen Völkersippe voraussetzen müssen“, entspreche; aber allein die Tatsache, daß es arische Völker von reiner oder doch fast reiner Rasse gab und trotz dem ins Ungeheure gesteigerten Weltverkehr an geschützten Orten noch heute gibt, bringt sie zu Fall. Außerdem haben die keltischen und germanischen Völkerwanderungen, die ja größtenteils in die geschichtliche Zeit fallen, eine dieser Annahme gerade entgegengesetzte Richtung. Daß einige in den letzten Jahren erschienene wichtige Werke, so besonders die meines Erachtens entscheidende Anthropologia suecica, nicht mehr berücksichtigt werden konnte, wird man zwar bedauern, aber entschuldigen. Mit der vorsichtigen Zurückhaltung des wahren Forschers gibt der Verfasser am Schlusse bescheiden zu, daß seine Meinung „nur einen verhältnismäßigen Wert“ habe und daß er sie von Grund aus umgestalten würde, wenn neue „Tatsachen sie als unzutreffend und unhaltbar erwiesen“ hätten. Solcher Tatsachen gibt es aber eine große Menge.

Betrachtungen über die Blüte und den Verfall der Nationen.

Dr. A. H. Duphorn.

Die Blüte und der Verfall der Nationen ist ein Problem, das erst den Historikern am Ende des 18. Jahrhunderts in seiner ganzen Bedeutung klar geworden ist. Meist wird von ihnen die Verderbnis der Sitten, der Mißbrauch von Macht und Reichtum als die Ursache der Völkerentartung hingestellt. Selbst Bulwer weiß in seinem sonst so interessanten Buch über das Emporkommen und den Untergang Athens keine anderen Ursachen namhaft zu machen. Indes weist Herder schon auf die Sklaverei hin, die zum Verfall der römischen Kultur beigetragen habe. Mit dem letzteren Problem, das Montesquieu bekanntlich zum besonderen Gegenstand einer Untersuchung gemacht hat, hatten sich schon früher Saint-Evremont und Bossuet beschäftigt. Bossuet macht in seinem „Discours sur l'historie universelle" geradezu eine Verschlechterung der Rasse für den Untergang der Republik mit verantwortlich, wie es später Gibbon ebenfalls getan hat. Da Bossuet vermutlich der erste ist, der diese Ansicht ausgesprochen hat, sei dieselbe hier wörtlich mitgeteilt: „Man könnte", schreibt er, „zu den Ursachen des Untergangs der Republik noch viele besondere Umstände aufzählen. Die Strenge der Gläubiger gegen die Schuldner hatte häufig Revolten hervorgerufen. Die ungeheure Menge von Sklaven und Gladiatoren, mit denen Rom und Italien überfüllt war, verursachte schreckliche Gewalttaten und sogar blutige Kriege. Rom, durch so viele innere und äußere Kriege erschöpft, schuf sich aus List oder aus Billigkeitsrücksichten so viel neue Bürger, daß es sich unter den vielen Fremden, die es naturalisiert hatte, kaum selbst erkennen konnte. Der Senat füllte sich mit Barbaren, das römische Blut mischte sich. Die Liebe zum Vaterlande, durch die sich Rom über alle Völker der Welt erhoben hatte, war diesen von außen gekommenen Bürgern nicht angeboren, und die übrigen wurden durch die Vermischung mit ihnen verdorben. Die Parteiungen vermehrten sich mit der ungeheuren Menge von neuen Bürgern, und die unruhigen Geister fanden darin neue Mittel zur Anstiftung von Wirren und Angriffen auf den Staat."

Die biologische Entwicklungslehre hat inzwischen die Blüte und den Verfall der Nationen unter naturwissenschaftliche Gesichtspunkte gerückt. Obgleich sie moralische und äußere ökonomische und geographische Ursachen als wichtige Faktoren in der Völkerentwicklung anerkennt, so weist sie doch anderseits die Lebensgeschichte der Rassen als einen nach organischen Regeln sich vollziehenden Prozeß nach, auf den auch alle moralischen und wirtschaftlichen Momente bezogen werden müssen. Die biologische Geschichtstheorie, die, wie angedeutet wurde, in Bossuet und Gibbon ihre ersten Vertreter fand, ist durch Darwin, Gobineau und ihre Schüler, wie Lapouge, Wilser, Penka, Ujfalvy, Reibmayr, Ammon, Ploetz, Collignon, Chamberlain, Woltmann, Seeck, Hueppe, Kraitschek, zu einem der interessantesten und zukunftsreichsten Zweige der Geschichts- und Kulturforschung geworden. Denn erst die biologische

Betrachtung führt uns in den innersten Naturprozeß des historischen Werdens und lehrt uns begreifen, wie Völker, Staaten und Kulturen als natürliche Gebilde entstehen und vergehen.

Viele Tatsachen sprechen dafür, daß manche primitive und barbarische Stämme auch schon vor der Berührung mit civilisierten Völkern aus Ursachen, die in ihrem eigenen Entwicklungsgang liegen, einen Niedergang ihrer physischen Organisation und ihrer Kultur erlebt haben, so z. B. unter anderen die Buschmänner und Eskimos, die infolge allzu ungünstiger Existenzbedingungen einer Verkümmerung und Entartung anheimgefallen sind.

Die zentralamerikanischen Kulturstaaten in Mexiko und Honduras haben Perioden der Blüte und des Verfalls durchgemacht, wie durch Ausgrabungen festgestellt ist, deren Ergebnisse auf Zeiten weit vor der Eroberung durch die Spanier zurückweisen.

Die ältesten Völker in Asien und Nordafrika, die eine höhere Civilisation hervorgebracht haben, sind mit einigen Ausnahmen verschwunden oder zu einem Scheindasein herabgesunken. An den Ufern des Euphrat und Tigris, am Nil und Ganges, wo einst mächtige Reiche bestanden, prunkliebende Könige herrschten und geistvolle Priester in Kunst und Wissenschaft Hervorragendes leisteten, liegen jetzt die Trümmer ihrer steinernen Werke und seufzen die Reste ihrer Bevölkerungen unter dem harten Joch fremder Nationen.

Die frühesten Kulturen in Asien, namentlich der Ackerbau und die Erfindung der ersten höheren Künste und Gewerbe, scheinen eine Leistung jener Rassen gewesen zu sein, die im Tale des Nil, des Hoangho und des Zweistromlandes sich niederließen. Die letzteren — die Sumerier und Akkadier — wurden abgelöst durch die semitischen Reiche der Babylonier und Assyrer, welche die vorgefundene Kultur weiter ausbildeten und in die Ferne trugen. Ein Zweig von ihnen, das jüdische Volk, das sich mit turanischen und arischen Elementen vermischte, erreichte unter Salomon und David große politische Bedeutung und übte durch Entwicklung einer tiefsinnigen und klar durchdachten monotheistischen Religion, deren Grundideen freilich auf die Babylonier zurückweisen, einen großen geistigen Einfluß auf die mittelländischen und nordeuropäischen Rassen aus.

Babylon fiel unter dem Ansturm der persischen Kriegsscharen. Damit löste die arische Rasse die semitische endgültig in der Führung der Weltgeschichte ab. Persien erlag den Streichen Alexanders des Großen, der dem in der Stille herangereiften griechischen Geist seinen Siegeszug durch die östliche Welt eröffnete.

Noch früher war ein anderer Zweig der arischen Rasse in Indien eingedrungen, der sich erobernd über den ganzen Norden der Halbinsel ausbreitete. Die indische Kultur übte eine große geistige Einwirkung auf die östlichen mongolischen Völker bis zu den Inseln des malaiischen Archipels aus, und zwar hauptsächlich in den ersten Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt.

Unter den Reichen an den Küsten des Mittelmeeres sind die der Griechen und Römer diejenigen, welche für die geistige und politische Bildung des Menschengeschlechts die hervorragendsten Leistungen vollbracht haben. Der Grieche ist „der gelungenste Zögling der Natur“ wie Pölitz geistreich bemerkt. Wie hoch befähigt dieser Menschen-

stamm gewesen sein muß, bezeugt allein schon die Tatsache, daß Griechenland, einschließlich Mazedonien und der Inseln, zur Zeit seiner Blüte nur drei Millionen Menschen zählte[1]) und dennoch im Verlaufe von etwa zwei Jahrhunderten, von 500—300, das Herrlichste und Wertvollste an politischer Gesittung und geistiger Bildung hervorbrachte, von dem alle nachfolgenden Völker Vorbild und Begeisterung empfangen haben. Die Ursachen für die Blüte dieses Volkes liegen nicht weit. Außer der glücklichen und in erster Linie entscheidenden hohen Naturbegabung der Rasse, ist es die günstige klimatische und geographische Lage ihres Gebietes und der historische Zeitpunkt ihres Eintretens in die Geschichte. Die griechische Kultur ist größtenteils eine autochthone Leistung des aus dem Norden eingewanderten Volkes. Doch haben Verkehr mit fremden Völkern, wahrscheinlich auch gelegentliche Einwanderungen aus Aegypten und Asien auf Künste und Gewerbe, Sitten und religiöse Vorstellungen einen nachweisbaren Einfluß ausgeübt. Trotzdem durfte Platon mit einem würdigen Stolze sagen, „daß die Hellenen alles, was sie etwa von den Barbaren angenommen haben mögen, schöner vollenden".

Weniger für ihre politische Entwicklung zu einem einheitlichen Nationalstaat als vielmehr für ihre geistige Entfaltung war der Umstand günstig, daß die Griechen aus Freiheits- und Selbständigkeitsdrang der einzelnen Stämme in viele kleine Staaten oder Städte zerfielen, so daß, wie Rotteck schreibt, allenthalben das Talent, nicht auf eine einzige Hauptstadt angewiesen, keineswegs nach einer einzigen Geschmacksform gemodelt, sondern frei, seinen eigenen Anlagen gemäß sich entwickeln konnte, wobei das Aufblühen in der einen Stadt stets den Wetteifer in der anderen mehr und mehr antrieb.

Wenn man nach den Ursachen des Niedergangs der griechischen Nation forscht, so findet man gerade an diesem Beispiel, daß da, wo ein Staat nicht direkt und plötzlich durch eine überlegene, elementar wirkende Kriegsmacht zerstört wird, sondern nach dem natürlichen Lauf der Dinge sich auslebt, eine Reihe Ursachen zusammenwirken, um eine Nation allmählich zum Verfall zu bringen. Der nationale Reichtum Athens wuchs mit der Entwicklung des Handels, der Industrie und der politischen Erfolge. Die Wirkung dieses ökonomischen Aufschwungs war ein zweifacher, Niedergang des Ackerbaues einerseits, und Zunahme der Sklaverei andererseits. Die letztere verdrängte die freie werktätige Bevölkerung, von welcher die meisten Fortschritte ausgehen und die den soliden physiologischen Kern eines Staatswesens bildet. „Jeder Sklave", schreibt Beloch, „der nach Griechenland, nach Sizilien, nach Italien eingeführt wurde, mußte den Nahrungsspielraum der freien Bevölkerung einengen. Und eine Konkurrenz mit der billigen Sklavenarbeit war für den freien Arbeiter unmöglich. Er mochte froh sein, wenn es ihm gelang, sein Leben zu fristen; wie hätte er daran denken können, eine Familie zu begründen und Kinder aufzuziehen? Und beständig zunehmende Konzentrierung des Besitzes in wenigen Händen sorgte dafür, daß immer mehr Bürger zu Proletariern herabsanken."

Reichtum und Sicherheit des Besitzes sind die notwendigen Vorbedingungen für höhere Entwicklung des Geisteslebens, und ohne die

[1]) J. Beloch, Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, 1886, S. 506—507.

persische Beute und den Tribut der unterworfenen Städte und Inseln hätte Athen nicht seine Herrlichkeiten entfalten können; aber Reichtum und Sicherheit des Besitzes, Wohlleben und Luxus führt auch zur Verweichlichung und Entnervung, während die unteren Schichten zugleich durch Armut und Elend physisch und moralisch verkümmern.

Als Industrie und Handel in den Kolonien aufblühten, namentlich Antiochia und Alexandria die Führung übernahmen, konnte das Mutterland nicht mehr konkurrieren. Sein ökonomischer Ruin wurde zu einem politischen, der kriegerische Geist und die Bevölkerungszahl nahm ab[1]). Nur einige spätgeborene Geistesblüten zeugten noch von der alten Kraft. Immerhin blieb ein Teil der griechischen Rasse ihren angeborenen Geisteskräften und Ueberlieferungen treu. Dreimal noch versuchten die Griechen später eine Renaissance ihrer Literatur, und sie bilden das einzige Volk, das seine Sprache von den Zeiten Homers bis auf unsere Tage relativ wenig verändert erhalten hat.

Wohl bei keiner Nation ist das Herauswachsen eines Weltreichs aus einer kleinen kriegerischen Hirten- und Bauerngemeinde so deutlich und schrittweise zu verfolgen, wie bei den Römern. Hier war es weniger der ideale Schwung des Geistes als die organisatorische Tüchtigkeit in kriegerischen Unternehmungen und herrschaftlicher Verwaltung, die dieses Volk an die Spitze der Welt emporhob. Wie jede politisch aufsteigende Rasse zeichnete es sich durch eine progressive Anpassung aus. „Ueberhaupt muß man beachten", sagt Montesquieu im ersten Kapitel seiner Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer, „daß der Umstand, daß die Römer, als sie nach und nach alle Völker bekämpften, immer auf ihre Gebräuche verzichteten, sobald sie bessere hatten, daß dieser Umstand am meisten dazu beigetragen hat, sie zu Herren der Welt zu machen."

Wenig Poeten und Künstler brachte eine solche Nation hervor, sondern eine ununterbrochene Reihe von Staatsmännern und Heerführern. Kriegerische Tapferkeit war die Haupttugend, die herangezüchtet wurde. „Die Römer sind niemals weder durch einen Sieg übermütiger, noch durch eine Niederlage verzagter geworden." (Polybius XX, 13.) Eine der Hauptursachen ihrer fortschreitenden und dauernden Weltmacht war, wie Montesquieu bemerkt, die Tendenz, daß sie nur als Sieger Frieden schlossen. Der langsame und allmähliche Fortschritt ihrer Eroberungen ließ ihnen Zeit und Besonnenheit, die unterjochten Völker zu assimilieren, indem sie Verwaltungen einrichteten und Kolonien ausschickten. Keinem Volk bewilligten sie einen Frieden, der nicht zugleich ein Bündnis enthielt, d. h. sie unterwarfen kein Volk, dessen sie sich nicht als Mittel bedienten, um andere zu unterwerfen. Dann war es eine weise Taktik, daß sie den Völkern ihre eigenen Gesetze und die Landesreligion möglichst unverändert ließen.

Wie meistens die Anfänge der Kultur und Kunst von den Besiegten auf die Sieger überging, so übernahmen sie die Römer von den Etruskern, die selbst wieder von Aegypten und Griechenland beeinflußt waren, und später von den Griechen, ohne es aber über

---

[1]) E. Meyer, Die wirtschaftliche Entwicklung des Altertums, 1895, S. 43.

bloße Nachahmung hinauszubringen und eine ausgeprägte Eigenart im Stil der Literatur und bildenden Künste zu erzeugen.

Der Niedergang Roms beweist wieder das Gesetz, daß dieselben Ursachen, die eine Nation heben, Macht und Reichtum, auch die einleitenden Ursachen ihrer Zerstörung sind. Nach der Gewinnung der Weltherrschaft brach für die Römer die Zeit der Ruhe und des Genusses ein. Reichtum, Luxus und Ueppigkeit verweichlichten die oberen Stände und führten zu Ausschweifungen der schlimmsten Art, namentlich bei der Jugend.

Dazu kam, daß der Ackerbau durch Weidewirtschaft und Gartenbau ersetzt und die freien Bauern durch Sklaven verdrängt wurden, die, wie Appian berichtet, besonders stark sich vermehrten. „Jetzt verrichten gefesselte Füße, verdammte Hände und gebrandmarkte Gesichter die Feldarbeit." (Plinius, Nat. hist. XVIII, 4.)

Ein sozial und moralisch so zersetztes Reich konnte dem Ansturm der Germanen und im Orient dem Vordrängen der Araber nicht widerstehen. Schritt für Schritt wurde ihm ein Teil der Herrschaft nach dem anderen entrissen, so daß schließlich das römische Imperium auf die germanische Rasse überging.

Auf den Trümmern des römischen Reiches erhoben sich germanische und arabische Staaten, die teilweise ebenso schnell wie sie entstanden und aufblühten, auch wieder zugrunde gingen. Die Reiche der West- und Ostgoten, der Langobarden und Vandalen haben nur wenige Jahrhunderte überdauert. Doch gingen Goten und Langobarden nur als Träger ihrer Sprache und ihres Staates, aber nicht als Rasse unter; für die Kulturgeschichte blieben sie erhalten.

Aus altrömischen Provinzialstädten entstanden im Mittelalter die Stadtstaaten Genua, Pisa, Mailand, Florenz, kleine aber mächtige politische Gemeinwesen, in denen, wie Gibbon zuerst bemerkte, die eingewanderten Germanen die Wiedergeburt von Kunst und Wissenschaft hervorbrachten. Diese Stadtstaaten bestanden teils nebeneinander, teils wechselten sie sich ab, sei es, daß der Handel, der die ökonomische Grundlage ihrer Herrschaft bildete, seine Wege und Ziele verschob oder der kriegerische Geist ihrer Bevölkerungen in Reichtum und Luxus erstickte und sie einem überlegenen Angreifer kraftlos erlagen.

Die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien gab neue Anreize zur politischen Entwicklung der Völker. Spanien, Holland, Frankreich und England traten nacheinander als weltgebietende Mächte auf, die mit ihren kriegerischen, kolonisatorischen und kommerziellen Unternehmungen ganze Kontinente ihrer Herrschaft untertan gemacht haben, zum Teil aber wieder von der Höhe herabgesunken sind oder einem drohenden Verfall entgegengehen.

Unter den neueren Staaten ist es besonders Frankreich, dessen Niedergang seit einigen Jahrzehnten ein viel erörtertes Problem der Historiker und Soziologen bildet. Offenbare Zeichen des Verfalls sind Stillstand bezw. Rückgang der Bevölkerung, Abnahme der körperlichen Tüchtigkeit, mangelhafte Entwicklung der Großindustrie, geringe Zunahme des Exports, der Verlust seines politischen und geistigen Uebergewichts in Europa.

England ist das hervorragendste Beispiel für den industriellen Typus der Staaten, die weniger durch kriegerische Unterjochung,

sondern mehr durch Kolonisation und langsame wirtschaftliche Eroberung fremder Länder zur politischen und kulturellen Blüte gelangt sind. Die Weltherrschaft Englands ist anders fundamentiert als diejenige Spaniens, die durch eine vorübergehende Volksbegeisterung schnell emporschoß und infolge des Mangels an tatkräftigen Führern und ausdauernder Unternehmungslust des Volkes bald wieder zusammenstürzte. Jene wurde vielmehr durch eine gleichmäßige soziale und politische Entwicklung aus den angeborenen Kräften des englischen Volkes selbst, unabhängig von der Fähigkeit oder Unfähigkeit der Herrscher, hervorgebracht. „Wir gingen frohen Mutes vorwärts und kümmerten uns um all dieses nicht im mindesten, wir ließen uns durch die Abgeschmacktheiten unserer Herrscher nicht aus unserer Bahn drängen, denn wir hatten das volle Bewußtsein, daß wir unser Schicksal in unserer eigenen Hand haben und daß das englische Volk in sich selbst die Hülfsquellen und die Fruchtbarkeit des Geistes findet, wodurch allein die Menschen groß, glücklich und weise zu werden vermögen!" So schreibt Th. Buckle — nicht ohne Grund — mit dem demokratischen Pathos des modernen Römers.

Doch machen sich auch in England wichtige Anzeichen eines Niedergangs bemerkbar. Bedenklich ist für einen Industriestaat die Abnahme des Exports, und dasselbe Land, das bisher den Geldmarkt beherrschte, beginnt in finanzielle Abhängigkeit von Nordamerika zu geraten. Der militärische Geist nimmt ab, die Geburtenziffer sinkt, — Zeichen der Sehnsucht nach Ruhe und Genuß. Die unteren Schichten verfallen einer physischen Entartung, die namentlich bei der Rekrutierung sich bemerkbar macht. Ob dieses Stadium der Ermüdung nur vorübergehend ist oder den Beginn einer physiologischen Erschöpfung anzeigt, kann erst die künftige Entwicklung lehren.

Zwei gefährliche Konkurrenten sind der englischen Nation in Nordamerika und dem neuen Deutschen Reich erstanden. Der ökonomische Kampf um den Weltmarkt mit soliden, aber preiswerten Waren ist an Stelle des kriegerischen Kampfes mit dem Schwerte getreten. Während früher der Handel dem Kriege folgte, ist die militärische Aktion jetzt eine Folge veränderter Handelsbeziehungen. Beide Länder spannen ihre industriellen und kommerziellen Kräfte auf das höchste an. Statt Kolonien zu erobern, errichtet man — Kohlenstationen; statt Soldaten schickt man Unternehmer, Kapitalien und Arbeiter in fremde Länder, um die Naturschätze und wirtschaftlichen Arbeitskräfte auszubeuten. Statt Heerstraßen, auf denen Armeen marschieren, baut man Eisenbahnen und Kanäle, auf denen Waren möglichst billig importiert werden. In Rußland existiert z. B. kaum ein Industriezweig, der nicht von Ausländern, besonders von Deutschen, ausgebeutet würde. Die Eroberung und Aufteilung des türkischen und chinesischen Reiches ist eine rein wirtschaftliche, während die militärischen Aktionen nur notwendige Begleit- und Folgeerscheinungen sind.

Die Umwandlung des kriegerischen und agrarischen Typus in einen industriellen und die Erfolge des letzteren haben viele dazu verleitet, die Bedeutung der kriegerischen Tüchtigkeit und landwirtschaftlicher Produktion zu unterschätzen und die politische Vormacht allein auf industrielle Ueberlegenheit zu begründen. England ist ein warnendes Beispiel dafür, daß eine auf die Höhe getriebene Industrie

den kriegerischen Sinn lahm legt, indem alle unternehmungslustigen und wagemutigen Talente dem wirtschaftlichen Wettbewerb sich widmen und einen tüchtigen Offiziersstand unmöglich machen. Dazu kommt, daß die städtische Industrie und Kultur die ganze Nation in ihrer physischen Leistungsfähigkeit herabsetzt. Es gibt aber kritische Punkte im Kampf um den Weltmarkt, wo die ökonomische Vorherrschaft nur durch eine erfolgreiche kriegerische Aktion und durch die physische Gesundheit des Volkes gesichert werden kann.

Der Kreislauf im Leben der Völker, der sie abwechselnd und nacheinander auf die oberste Stufe der Civilisation, zur ökonomischen, politischen und geistigen Vorherrschaft erhebt, und sie unerbittlich in Trümmer stürzt, muß als ein biologischer Vorgang aufgefaßt werden, in welchem sich das Schicksal einer unvermeidlichen Naturnotwendigkeit durchsetzt. Keine Rasse, die Kraft und Beruf in sich spürt, den Gipfel der Civilisation zu ersteigen, kann dem Naturgesetz des Auf- und Niedergangs entfliehen. Dieselben kriegerischen, wirtschaftlichen und geistigen Mächte aber, die eine Rasse zur Blüte bringen, sind auch die immanenten Ursachen ihres Verfalls: „Es ist ein hartes aber gutes Gesetz des Schicksals", schreibt Herder, „daß wie alles Uebel, so auch jede Uebermacht sich selbst verzehre!"

Die Selbstverzehrung der Völker ist ein organischer Vorgang, über den die Naturwissenschaft allein Aufklärung geben kann. Um die Blüte und den Verfall der Staaten zu verstehen, genügt es nicht, nur geographische und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen und psychologische Betrachtungen anzustellen, sondern der Naturforscher vermag allein in den anthropologischen Veränderungen die letzten naturgesetzlichen Ursachen und Notwendigkeiten nachzuweisen, denen die ganze politische Völkergeschichte unterworfen ist. Denn die von Natur gegebenen Unterschiede in der Rassenbegabung, wie sie Voltaire, Klemm und Gobineau geschildert haben, und jene die Rassen beherrschenden Gesetze der Auslese und Vererbung, wie sie Darwin gelehrt hat, sind die physiologischen Quellen, aus denen der Kulturprozeß strömt und deren Versiegen zugleich die Kultur verkümmern und untergehen läßt.

Die Verbindung des Darwinismus mit Gobineaus Lehre von der kulturellen Ungleichheit der Menschenrassen, welche, so viel uns bekannt, zuerst Lapouge folgerichtig durchgeführt hat, ist unzweifelhaft berufen, gestützt durch die neuere Rassenanthropologie, den Ursprung und die Entwicklung der menschlichen Kultur unserem wissenschaftlichen Verständnis allseitig zu erschließen.

Englands gegenwärtiger Kulturwert.

Dr. Robert Michels.

Gabriel Monod, der berühmte französische Historiker, hat einmal gesagt, der Untergang Englands würde für die ganze Welt nicht nur ein materieller Schaden, sondern auch eine Einbuße an ihrer kulturellen

Vornehmheit sein[1]). Schon etliche Jahrzehnte früher hatte sich Karl Marx, der sich wie wenig andere auf Prophezeiungen verstand, über England in dem Sinne ausgesprochen, daß er es als das klassische Land der kapitalistischen Produktionsweise betrachte und es ihm zweifellos als dasjenige Land erscheine, in welchem wir Kontinentalen schon jetzt unsere eigene Zukunft sehen könnten.

Diese beiden Urteile standen damals nicht vereinzelt. Sie ließen sich beliebig um einige Dutzend vermehren. Denn sie gaben nicht so sehr die Erkenntnisse einzelner wieder, als vielmehr das Kollektivempfinden der kontinentalen Gelehrtenwelt. Aber die angeführten Beispiele sind uns wegen ihrer ganz besonders präzisen Form wertvoll. Monod unterstrich in seinem Urteil besonders den großen moralischen Wert des englischen Staates, dessen Einfluß für eine gesunde Weiterentwicklung der Ethik in Europa unentbehrlich sei. Karl Marx hingegen glaubte in der gesellschaftlichen Entwicklung Englands sowie seiner ökonomischen Struktur ein unveräußerliches Zeichen schnellsten Fortschritts zu erblicken und vermeinte deshalb, England werde auf lange Zeit hinaus den kontinentalen Nationen ein Spiegel ihrer eigenen künftigen Wirtschaftshöhe sein.

Nun ist das eine ja zweifellos richtig. Zur Zeit, als die beiden Meinungsäußerungen ausgesprochen wurden, enthielten sie eine unbedingte subjektive Wahrheit. Sowohl Monod konnte damals den unberechenbaren Kulturwert Englands als eine Tatsache aussprechen, die nicht leicht hätte widerlegt werden können, als auch die Prophezeiung von Karl Marx den Ursprung logischer Wahrscheinlichkeit aus einer gegebenen Wirtschaftslage hatte. Aber, und darauf kommt es hier an, seit der Entstehung jener beiden Aeußerungen hat sich sowohl in der äußeren wie in der inneren Politik Englands sowie auch in den elementarsten Betätigungen des englischen Volkscharakters ein so großer Umschwung und gleichzeitig in anderen Völkern oder wenigstens in bestimmten Klassen derselben eine so rapide Weiterentwicklung vollzogen, daß die Marx-Monodschen Anschauungen über den englischen Kulturzustand und Kulturwert einer sorgfältigen Neuprüfung und eingehenden Revision bedürfen.

Diese Neuprüfung und Revision soll nun der Zweck dieser Untersuchung sein. Zunächst aber müssen wir das Wort „Kultur“ einmal, so weit es unsere Betrachtung verlangt, begrifflich festlegen. Man hat die Kultur vielfach mit dem Satz definiert wissen wollen, daß sie ein Kampf des Menschen gegen das Tier im Menschen und zwar mit glücklichem Ausgange sei. Diese Begriffsfassung ist aber, obgleich an und für sich richtig, wie auch Theodor Lindner[2]) bemerkt, nicht erschöpfend. Sie gibt nur partem pro toto. Der Kampf des Menschen gegen das Tier im Menschen bringt zwar eine Veredelung des menschlichen Intellekts und der menschlichen Moral mit sich, berücksichtigt aber das physische Wohlbefinden desselben in keiner Weise. Daher werden wir auch die Erringung eines normaleren Wirtschaftszustandes sowie die fortschrittliche Tendenz in der Entwicklung der Staats- und

---

[1]) Vorwort zur französischen Uebersetzung des bekannten Werkes von Green: Histoire du Peuple Anglais, Paris, 1888, I, pag. XXVII.

[2]) Siehe Theodor Lindner: „Geschichtsphilosophie“. Stuttgart, 1901, pag. 186.

Rechtsformen, die mit jenem auf das innigste zusammenhängt, unbedingt in den Begriff der Kultur mit hineinziehen müssen. Denn geistige Veredlung ist, wenigstens wenn sie auf breiterer Basis vor sich geht, nicht ohne gleichzeitige Fortschritte auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete denkbar. Freilich ist das Wort „Fortschritt" durchaus kein stabiles. Je nach der Weltanschauung, die er vertritt, wird jedermann geneigt sein, diesem Worte einen anderen Inhalt beizulegen. Denn, um mit Antonio Labriola[1]) zu reden, mit dem Worte Fortschritt wollen wir, einer empirisch gewonnenen Tendenz folgend, nichts anderes ausdrücken, als daß „die successiven Betätigungen und Arbeiten sich gleichsam als Approximationen im Hinblick auf ein Ziel konstituieren, das zu erreichen nur allmählich mittelst Zwischenstufen möglich ist".

Mit dem Maßstab moderner sozialethischer und sozialökonomischer Postulate gemessen, war England bis vor kurzem nun mit Recht das gelobte Land. England schien die Möglichkeit der Vereinigung der stärksten Kontraste praktisch zu argumentieren. Es hatte es verstanden, sich nicht nur den größten Teil der Weltkugel zu unterwerfen, sondern ihn auch mit seiner Kultur zu durchdringen, und zwar, wie Allessandro Tassoni einmal bemerkt, „mit dem denkbar kleinsten Aufwand sowohl an Menschenmaterial und Geld als auch an Ungerechtigkeit"[2]). Seine Politik war selbstbewußt, manchmal wohl auch perfid, öfters aber noch von einem wahren Zug echtester Menschenfreundlichkeit durchweht. Mit den Franzosen waren die Engländer über ein halbes Jahrhundert lang die Schützer und Helfer aller Bedrückten, die Erlöser Europas aus den Banden der heiligen Allianz, die Verfechter des demokratischen Nationalitätenprinzips gegen den unhistorischen Gedanken des „historisch gewordenen" Staats. Für die Befreiung von Griechenland, Ungarn, Italien, Polen, kurz überall, wo es galt, absolutistische Fremdherrschaften durch mehr oder weniger demokratische Nationaleinheitsstaaten zu ersetzen, haben englische Herzen in Begeisterung geschlagen, ist englisches Geld, ja oft sogar englisches Blut in Strömen geflossen. Wenn die Befreiung Deutschlands im ganzen weniger Enthusiasten in England fand, als z. B. die Befreiung Italiens oder Griechenlands, so hatte das seinen Grund außer in einer gewissen Abneigung leitender Schichten in England gegen das deutsche Element hauptsächlich in dem Umstand, daß Deutschland doch im Grunde nur unter selbstaufgelegter Eigenherrschaft schmachtete und sich selbst 1870 den „Feind seiner Einheit" ... außerhalb seiner Landesgrenzen suchen mußte. Auch spielten ja in Deutschland die Preußen, also die Polenbedrücker, die Hauptrolle. Freilich hatte England sein Irland, und man kann mit dem besten Willen von der Welt nicht behaupten, daß es dasselbe humaner behandelt hätte als etwa Preußen sein Polen. Aber immerhin machten sich in den Stunden, in welchen die englische Demokratie unter Gladstone sich am glorreichsten offenbarte, in der Bewegung zu einer home rule Bill Ansätze zu einer im Sinne völkischen Nebeneinanderlebens erträglicheren Stellungnahme zu der unglücklichen kleinen Insel bemerkbar, so daß es eine Zeitlang den Anschein hatte,

[1]) Antonio Labriola: „Die Probleme einer Philosophie der Geschichte". Leipzig, 1888, pag. 40.
[2]) Alessandro Tassoni: „Le Forze Anglo-Sassoni" in der Halbmonatsschrift La Vita Internationale, II, 2 (Januar 1900).

als brächte es England am Ende doch noch über sich, in schwärmerisch-idealistischer Weise sich sogar einmal eines von ihm selbst unterdrückten Volkes anzunehmen. Wenn Irland sich unter englischer Herrschaft nicht glücklich fühlte, so konnten die Engländer sich im übrigen dennoch rühmen, daß es sich unter dem Banner des Union Jack auch für nichtenglische Stämme sehr wohl leben lasse. Das englische Weltreich umfaßt bekanntlich eine ganze Reihe von Kolonien, deren Einwohner zum großen Teil aus nichtenglischen Weißen bestehen. Diese alle aber, von den Franzosen in Alt-Kanada (Quebec) bis zu den Holländern im Kapland, waren durchaus mit der englischen Herrschaft zufrieden und schienen ein lebendiger Gegenbeweis für die altdemokratische Behauptung zu sein, daß eine „Fremdherrschaft" immer drückend empfunden werden müsse. Freilich — und auch hierin überragte England sowohl an absolutem Gerechtigkeitssinn, als auch nicht weniger an praktischem Blick alle anderen Nationen — war das Benehmen der Engländer den innerhalb seiner Grenzpfähle lebenden fremden Völkern gegenüber ein dem der meisten kontinentalen Staaten diametral verschiedenes. Wenn die Russen es stets mit Vorliebe versucht hatten, den von ihnen eroberten und eingesackten Länderteilen nichtrussischen Stammes mit brutaler Gewalt die Sprache und womöglich auch noch die Religion zu rauben, um die eigene dafür an deren Stelle zu setzen, wenn Deutschland in derselben Verkennung ethischer Pflichten und demselben Mangel an staatsmännischem Geschick an allen vier Ecken des Landes nicht als Kulturbringer, sondern als „Germanisator" auftreten mußte und sich sogar das republikanische Frankreich nicht versagen konnte, die italienische Sprache seiner ihm leider in den Schoß gefallenen Nizzarden möglichst aus der Welt zu schikanieren, so hat England von jeher in großartigster Weise Sprach- und Religionsfreiheit gelten lassen, und wenn es ihm trotzdem gelang, tausend Völker in ein weites Staatengebilde zusammenzuschließen und, wenn auch nicht durchweg mit englischem Geiste, so doch fast überall mit englischen Sympathien zu erfüllen, so hat dazu, wie sich einer der besten Kenner des modernen Englands, Olindo Malagodi, in seinem reichhaltigen und geistreichen, freilich aber auch viele Widersprüche weckenden neuesten Werke ausspricht, eine solche immense Summe der verschieden gestaltetsten menschlichen Energien, eine so dynamische Aktionskraft über ein so unendlich weites Gebiet, eine solche Sicherheit in der Führung und Bestimmtheit im Willen und Beständigkeit bei der Arbeit gehört, daß es an Machtentfaltung und erreichten Resultaten auch hinter der gewaltigsten auf gewalttätige Weise vorsichgegangenen Eroberungen wahrlich nicht zurücksteht[1]).

Aber nicht nur in der äußeren Weltpolitik, insbesondere in der Stellung zu seinen Kolonien, hatte es England verstanden, in Methode und praktischem Resultat alle anderen Nationen weit hinter sich zu lassen. Auch in der inneren Politik schien es lange Zeit ein Muster für freiheitliche Entwicklung des Volksgeistes zu sein. Schon die Konstitution gewährleistete trotz aller ihrer Mängel immerhin die Ausübung gewisser Volksrechte, die in anderen Ländern zum Teil noch

---

[1]) Olindo Malagodi: „Imperialismo, la civiltà industriale e le sue conquiste-studii inglesi. Milano, Fratelli Treves, 1901, pag. 62.

heute umsonst erstrebt werden: ausgedehnteste Vereinsfreiheit und Versammlungsfreiheit, sowie Preßfreiheit. Die Krone war zu einer rein repräsentativen Scheininstitution geworden, deren Autorität höchstens noch auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Mode anerkannt wurde, und von welcher Uebergriffe zu fürchten eine Lächerlichkeit gewesen wäre. Die politische Entwicklung Englands stand überhaupt auf sehr hoher Stufe. Das Bürgertum hat ja bis zum heutigen Tage nirgendwo seine politische Emanzipation restlos erkämpfen können, und es ist ihm noch in keinem Lande gelungen, die Schlacken des Feudalismus endgültig zu überwinden. Auch England hat seine pears, seine house of lords, seine Garderegimenter und seine Adelspfründen in Kirche und Diplomatie. Aber im Vergleich mit den Staaten des Kontinents, Frankreich nicht ausgeschlossen, nimmt die englische Bourgeoisie sozial und politisch doch eine bedeutend gewichtigere Stellung im Lande ein, als die ihresgleichen auf dem Kontinent. Die im Vergleich mit dem Adel anderer Nationen verhältnismäßig zurückgedrängte englische nobility aber zeigte eine intellektuelle Kraft und eine Gewandtheit in der Anpassung an moderne Verhältnisse, wie man sie im außerenglischen Adel vergeblich suchen würde. Auch der vierte Stand, das Proletariat, schien in England bereits auf dem besten Wege, sich ökonomisch zu emanzipieren. Nirgendwo waren die Arbeiter besser belohnt und waren die Arbeitszeiten geringer als in England, nirgendwo war infolgedessen auch der standard of life relativ ein so hoher zu nennen, als gerade hier. Die gewerkschaftliche Organisation in den mächtigen Trade Unions, sowie die genossenschaftliche Aktion in der Wholesale hatten sich als die imposantesten Arbeitervereine offenbart, die zur Hebung der eigenen Lage von seiten des Proletariats überhaupt entstanden waren. Von allen Seiten sagte man ihnen eine große und sich schnell verwirklichende Zukunft, ja, eine die ganzen Wirtschaftszustände binnen kurzem revolutionierende Kraft voraus. Das Gewicht, welches das englische Proletariat schon frühzeitig in die politische Wagschale werfen konnte, gab auch der sozialen Reform in England den Anstoß. Die lange Kette sozialer Gesetze größeren Stils, welche mit der die Unentgeltlichkeit des Elementarunterrichts beschließenden Bill des Jahres 1891 schloß, hatte lange Zeit nicht ihresgleichen und ist zum Teil noch heute nicht überholt. Andererseits war aber England von einer Einrichtung verschont geblieben, welche auf allen anderen Völkern schwer lastete, weil sie eine Summe von Zeit, Kraft und Geld erforderte, der sie kaum noch entsprechen konnten, und welche außerdem der fortschreitenden Kultur durch das prinzipielle Wachhalten kriegerischer Geister empfindlich Abbruch tat: der Militarismus. Man hat oft behauptet, daß das englische Volk nur darum keinen Militarismus gekannt habe, weil es sich in der glücklichen Lage befände, eine Insel zu bewohnen und deshalb keines Landheeres zu bedürfen. Nichts ist ungenauer als dieses Diktum. Abgesehen davon, daß Inseln nie vor feindlichen Invasionen geschützt gewesen sind, ist es nicht einmal wahr, daß man das jemals auch nur geglaubt habe. Korsika, Sizilien, Malta sind auch Inseln, und trotzdem strotzen sie alle drei förmlich von Garnisonen und zwei von ihnen, Korsika und Sizilien, besitzen sogar die allgemeine Wehrpflicht. Die neutrale, in gewissem Sinne recht militaristische Schweiz ist sicherlich

viel weniger kriegsgefährdet, als das mitten im Weltgetriebe an exponiertester Stelle liegende, vielbeneidete und vielgeplagte Kapland. Nein, was die Engländer ferngehalten hatte, sich dem Militarismus in die Arme zu werfen, das war neben ihrem gesunden Blick und ihrem praktischen Sinn eine gewisse Scheu vor dem Untergang der Individualität in einem die physischen und moralischen Kräfte des Volkes gleichmäßig nivellierenden Joche. Dieses Gefühl wurde noch verstärkt durch den demokratischen Zug, der auch den aristokratischen Engländer in vielen Fragen beseelt. Die Worte, die Lord Derby anfangs der neunziger Jahre einmal sprach, geben die damalige Durchschnittsauffassung des Engländers über den Militarismus trefflich wieder: „Der größte Teil des Kontinents besteht aus großen militärischen Reichen, der Militarismus ist unvereinbar mit Industrie im großen Stil ... Sie (nämlich die Herrschenden) brauchen etwas ganz anderes (als Industrie), nämlich eine Bauernschaft, die zu Hause genug hungert, um den Soldatenstand als Verbesserung ihrer Lage selbst zu wünschen, und die unterwürfig genug ist, um den eigenen Bruder auf Befehl und ohne zu fragen warum, niederzuschießen“[1]). Ueberall, selbst bei wohlmeinender Betrachtung kontinentaler, insbesondere deutscher Militärverhältnisse, mischt sich in englische Erzählung ein leiser Spott. So berichtet Ray Stannard Baker über den deutschen Soldaten: „Seldom a smile, never an applaus. The exercise are not done at all like a sport, but like an earnest duty, not amusing but ... tolerable[2]). Man könnte diesen Beispielen noch tausend andere hinzufügen, die alle zeigen würden, daß der Militarismus den Engländern etwas Wesensfremdes war.

Die Abneigung selbst der englischen Aristokratie gegen den Militarismus ist zum Teil die Frucht der aufgeklärten und von praktischen Idealen erfüllten insularen Bourgeoisie, derselben Bourgeoisie, welche auch die ihr entstammenden drachentötenden Heißsporne im Kampfe gegen allerhand „Laster“, vom Alkoholismus bis zur Prostitution, freilich oft einseitig genug geführt, unterstützte. Die wenn auch noch keineswegs vollständig, so aber doch weit gründlicher als in Deutschland durchgeführte Revolution der Bourgeoisie hatte, verbunden mit den ökonomischen Traditionen des Landes, in England weit frühzeitiger als auf dem Kontinent die Periode des Industrialismus hervorgebracht. Der Industrialismus aber, ein Reflex der wirtschaftlichen Vorbedingungen, hat selber wieder seinen Reflex auf den britischen Nationalcharakter — denn auch Nationalcharaktere, soweit man überhaupt von solchen reden kann, sind keineswegs, was die historischen Unveränderlichkeitstheoretiker auch mit Hülfe von Julius Caesar und Tacitus als „Wahrheiten“ in die Welt hinauszuposaunen für gut halten, stabile Faktoren gewesen — geworfen. Der Industrialismus braucht ungezählte Menschenkraft, um seine ganze Dynamik aufzubieten. Wenn man nun schon für das gewiß noch lange nicht im Stadium des Industrialismus befindliche Portugal mit relativem Recht das Stagnieren des Handels und Wandels dem die Muskelkraft

---

[1]) Dem Bericht über eine Rede von Dr. Ludwig Nicolai in Eisenach entnommen, siehe Eisenacher Zeitung vom 19. Januar 1898.

[2]) In „Pearsons“, Heft vom Januar 1901.

der heranwachsenden Generation auf Jahre hinaus für sich beanspruchenden Militarismus in die Schuhe schieben kann[1]), so erscheint der Antimilitarismus des England in seiner rein industriellen Periode von selbst gegeben. —

Der Industrialismus hat nun im Zeitalter des Kapitalismus — wie er sich in anderen Wirtschaftsordnungen entwickeln würde, ist eine offene Frage — als natürliche Folgeerscheinung den Imperialismus. Der Industrialismus ist zwar als Erscheinung international, d. h. er liegt überall in der Entwicklungslinie der Wirtschaft, und nur seine Intensität ist in den einzelnen Ländern noch verschieden, aber in seinen direkten Wirkungen ist er an bestimmt umgrenzte einheitliche Grenz- und Zollgebiete gebunden. Der Industrialismus der einen Nation kann also den Industrialismus der anderen Nation durch sein einfaches Bestehen in seinen günstigen Folgen aufheben. Je großartiger sich der Industrialismus z. B. in Deutschland entwickelt, desto geringer werden seine Wohltaten für England sein. Auch auf dem Weltmarkt herrscht das Gesetz der Konkurrenz. Nun ist die Stellung Englands auf dem Weltmarkt seit den Zeiten Gladstones sehr zu seinen Ungunsten verschoben worden. Ueberall sieht sich England teils in seinem bisherigen Monopol stark bedrängt, teils bereits überholt. Um sich seine industrielle Macht zu erhalten, drängt es nun natürlich nach festerer Konsolidierung der englischen Rasse, zu imperialistischer Solidarität behufs einer möglichst gemeinsamen Wirtschaftspolitik. Hiermit ist der engliche Imperialismus aber noch nicht erschöpfend dargestellt. Die erkannte Notwendigkeit, Zollschranken zu beseitigen und neue Arbeitsmärkte zu erschließen, haben ihm etwas krampfhaft Agressives verliehen. Aber die wirtschaftliche Konkurrenzfurcht sowie der Zwang nach Erweiterung des Handelsgebietes sind nicht die einzigen Quellen, die den Imperialismus geschaffen haben. Der Industrialismus auf seiner Anfangsstufe konnte auf die Dauer nicht alle Klassen Englands befriedigen. Die gerechten Ansprüche des Proletariats hatten auch in England eine Erfüllungsgrenze: die der Potentialität der besitzenden Klassen. Den Forderungen des Proletariats aber zu entgehen, dazu schien, das fühlten die leitenden Massen Englands teils instinktiv, teils aber auch, wie u. a. ihr Hauptvertreter Joe Chamberlain[2]), durchaus bewußt, ein Mittel sehr probat: der Imperialismus, brauchte derselbe doch sowohl ein provisorisch wirkendes wirtschaftliches Heilmittel — nämlich eine nicht unbedeutende Erweiterung der Arbeitsgelegenheit — als auch ein die Massen betäubendes Schlafmittel: die Ablenkung des breiten Stromes der sozialen Frage in das schmale Bett des Chauvinismus. Diese Ablenkung des Klassenbewußtseins der Arbeiter hat den englischen Machthabern nicht viel Mühe gekostet. Ein Wort genügte, ein hingeworfenes Schlagwort, um sie zu betäuben: the integrity of the British Empire. Es ist eine eigentümliche Sonderheit der Engländer, daß sie sich für das auserwählte Volk Gottes halten. Der englische Rassenegoismus ideal verbrämt aber wird zum Glauben an den Wert der höheren englischen

---

[1]) Siehe die kleine Schrift von Pinto Ribeiro: „Estudos e Panegyricos“. Gouveia, 1902. 46 S.

[2]) Siehe hierüber den unterrichtenden Aufsatz von M. Beer: „Der moderne englische Imperialismus“ in „Die Neue Zeit“, XVI. Jahrgang, pag. 304.

Kultur, und dieser Glaube wiederum findet seinen Ausdruck in dem Wunsche, möglichst viele heterogene Nationen volentes nolentes des Glückes teilhaftig zu machen, die Segnungen dieser englischen Kultur auch genießen zu können. Nur auf diese Weise erklärt sich, wie ich glaube, die ehrliche Begeisterung der zum Teil durchaus vornehm denkenden Elemente der englischen Geistesaristokratie für den Transvaalkrieg. Die wirtschaftliche Notlage der besitzenden englischen Klassen fand also den natürlichen Ausweg im Imperialismus, für den die breitesten Schichten des Volkes so prädestiniert erschienen, daß sie die vielen Gefahren, die dieser mit sich bringen mußte, in politisch unbegreiflicher Kurzsichtigkeit nicht ahnten. Olindo Malagodi drückt den eben geschilderten Werdegang des modernen Imperialismus klipp und klar in den Worten aus: „Die politische und ökonomische Oligarchie im Inlande werden dem Ausland gegenüber zum Imperialismus[1]."

Es ist natürlich, daß ein konsequent durchgeführter Imperialismus — und mit einem solchen haben wir es hier zu tun — als Faktoren eine Reihe bereits vorhandener Ideengänge und Volkscharaktereigenschaften bedingt, die ihn mit kreïeren und halten, aber es ist andererseits unbestreitbar, daß er auch selbst wieder auf dieselben seinerseits reagiert. Das englische Volk in seiner Majorität — so riesenhafte Unterschiede auch in Lebensart und Lebensanschauung zwischen den einzelnen Klassen des Landes existieren mögen — ist im Zeitalter des demokratischen Industrialismus ein anderes gewesen, als es sich jetzt in der Blütezeit des pseudo-demokratischen Imperialismus unseren kritischen Blicken darbietet. Es dürfte nicht schwer sein, das zu beweisen. —

Es ist nicht zu leugnen, daß sich auf allen Gebieten menschlicher Denktätigkeit und der Exekution derselben im England der letzten Jahre die Zeichen einer immer mehr überhand nehmenden Verrohung mehren. Alle früheren Ideale des Volkes, oder doch wenigstens weiter Kreise desselben, werden heute mißachtet, beiseite geschoben, an die Wand gedrückt. Das England, welches seine Politik einst entweder rückhaltslos in den Dienst rationellen Fortschritts und großer Ideen — Sklavenbefreiung, Nationalitätsgedanken — gesetzt, oder doch wenigstens reelle nationalegoistische Interessen mit großen internationalen Gesichtspunkten zu verbinden verstanden hatte, hat sich in letzter Zeit in einen Krieg gestürzt, der mehr als alle anderen die niederen Leidenschaften großer Massen zu entfesseln vermochte, und das zum guten Teil aus rein börsianischen Gründen. Der Militarismus, welcher England so lange verschont hatte, ist seuchengleich mit doppelter Macht ins Land eingefallen. Der alte englische Liberalismus sank zu einem Schatten. Große Teile desselben rissen sich von ihm los, indem sie entweder überhaupt in das konservativ-militaristische Lager überliefen oder auch die alte Formel „liberal" mit einem wesensfremden neuen Inhalt zu füllen suchten. Die Stimme weniger vernünftig gebliebener, wie die des greisen Gelehrten Herbert Spencer[2]), verhallte ungehört. Zu Helden des Tages — eines Tages, der aller Voraussicht

---

[1]) Olindo Malagodi: „Imperialismus etc.", pag. 27.

[2]) Siehe Spencer: „Varions Fragments", pag. 223, sowie seine Briefe an den „Morning Leader" vom 5. Februar 1900 und den „Speaker" vom 13. Januar 1900.

nach ein ganzes Menschenalter zur Periode haben wird — wurden zwei bis drei Männer erhoben, an welchen Neuengland nicht viel mehr zu bewundern hatte, als ihre brutale, wenn auch konsequente Energie. So wurde alles verleugnet, was früher das englische Wesen auszumachen schien. Die ehemaligen Befreier europäischer unterdrückter Rassen fielen unter dem brausenden Jubel fast des ganzen Landes über die burischen Holländer her, und, wenn es ehemals als Regel gegolten hatte, daß englische Herrschaft identisch sei mit weitgehendster Toleranz in Religion- und Sprachbelassung, so verleugnete der neue Geist des industriellen Militarismus durch den bekannten Raubmordversuch auf die italienische Sprache in Malta auch dieses alte britische Ideal. Selbst die im uralten Tempel der ehrenwerten Traditionen Englands bisher als das Allerheiligste betrachtete sogenannte Asyl-Tradition, nach welcher England die sichere Heimstätte für alle anderwärts wegen politischer und religiöser Ketzereien verfolgten Männer sein sollte, ist neuerdings ihres Bestandes nicht mehr ganz sicher, und eine immer mehr erstarkende Tendenz fordert gebieterisch genug Prohibitivmaßregeln auf legislativem Wege gegen die Einwanderung der vielverfolgten armen russischen Juden.

Es ist natürlich, daß dieser Geist imperialistischer Reaktion sich auch auf sozialem Gebiete betätigen mußte. Die von England in so großartigem Maßstab betriebene soziale Gesetzgebung, einst das Muster für alle anderen Länder, steht, längst überholt, heute fast ganz still. Es ist für den Standpunkt weitester Schichten bezeichnend, daß ein so vielgelesenes Werk von bürgerlicher Popularwissenschaft, wie das Escottsche „England", behaupten kann, die Arbeiterschutzgesetzgebung dürfe nie über die Linie des sogen. freien Arbeitkontraktes erwachsener Menschen gehen. Wo das doch geschehen sei, wie in Frankreich und Deutschland, da habe einzig und allein der Sozialismus daraus Vorteil gezogen[1]). Die einzigen Neuerungen auf sozialem Gebiet in England sind denn auch hervorragend reaktionärer Natur: die folgenschwere Taff-Vale-Bill, welche die gewerkschaftlichen Trade Unions durch ihre Verantwortlichmachung für jeglichen Streikschaden bis ins Lebensmark hinein erschüttern dürfte, und das neue Schulgesetz, welches den konfessionellen Unterricht gefährlich heraufzubeschwören bestrebt ist. Auf diese Weise fallen wiederum zwei Blätter aus dem alten Lorbeerkranze englischer Civilisation: die Neutralität des Staates im legitimen Kampfe zwischen Kapital und Arbeit und die bürgerliche Unterrichtsfreiheit.

Nun entsteht aber die Frage: wie ist das alles möglich gewesen? Gibt es denn keine Klasse, keine Partei in England, welche den Zerfall des alten Liberalismus in den modernen Imperialismus zu verhüten, oder vielmehr historisch umschrieben, den alten Liberalismus mit dem modernen Imperialismus zu einem liberalen Industrialismus zu legieren vermöchte?

Von dem, wie es scheint, definitiven Niedergang der altenglischen Demokratie des bürgerlichen Gladstonismus haben wir bereits kurz gesprochen. Es bleibt noch die Frage nach dem neuesten und kräftigsten Faktor wirtschaftlichen und politischen Lebens, dem Proletariat.

---

[1]) J. H. S. Escott: „England, its People, Polity and Pursuits", new and revised edition. London, 1891, pag. 137.

Nirgends in der Weltgeschichte hat sich das Axiom von der Notwendigkeit internationaler Solidarität des vierten Standes so glänzend bewahrheitet, nirgends aber auch gleichfalls die Theorie von der notwendigen Unlösbarkeit wirtschaftlicher mit politischer Aktion so klar als untrügliches Kriterium für die dynamische Machtstellung einer Klasse erwiesen, als im modernen England. Der englische Arbeiter ist trotz seiner großartigen Schöpfungen auf dem Gebiet der Gewerkschaften und Genossenschaften in politischer Hinsicht, selbst mit einem bulgarischen und serbischen Klassengenossen verglichen, immer noch ein unreifes Kind[1]), seine Machtfülle wohl der erbärmlichste politische Mikrokosmos auf britischem Boden. Und das aus den oben angedeuteten zwei Gründen. Das englische Proletariat hat sich bis auf den heutigen Tag den Wahnglauben bewahrt, es könne die Lage des Arbeiterstandes mittelst nationaler Solidarität dem Auslande, und zwar in allen seinen Klassen, gegenüber, in fortlaufender Dauerhaftigkeit und mit wachsender Eile ökonomisch gebessert werden[2]). Eine Folge dieses Aberglaubens war die abweisende Haltung, die der englische Arbeiter der internationalen Klassensolidarität gegenüber einzunehmen für richtig hielt. Auch psychologische Momente spielten da hinein. Der englische Workmann, verhältnismäßig gut entlohnt, gut genährt, gut behaust und gut gekleidet, vermochte in seiner Kurzsichtigkeit den minder gut entlohnten, minder gut genährten usw. deutschen oder französischen Arbeiter, geschweige denn den italienischen oder böhmischen Analphabeten, nicht als Angehörigen derselben Klasse anzusehen. Sein scharf ausgeprägter Nationalstolz, der sehr oft in leidenschaftlichen Jingoismus ausschlägt, tut das übrige. Kurz, der englische Proletarier ist im Netz pseudopatriotischer und militaristischer Schlagworte unendlich leicht zu fangen. Dazu kommt noch, und das ist der zweite Hauptgrund für die Impotenz des englischen Proletariats, daß dasselbe seit den Zeiten des Chartismus teils aus Unverstand, teils aber auch aus allzu großer Vorliebe für das sogen. „Praktische", d. h. Baldzuerreichende[3]) in dem Ammenmärchen befangen war, es könne seine Emanzipation bloß auf rein ökonomischem Wege erreichen und so den anderen großen Hebel, die Politik, überhaupt nicht anwandte. Auf diese Weise waren in England für das Entstehen einer stärkeren politischen Arbeiterpartei die einfachsten Bedingungen nicht gegeben und so sehen wir die Arbeiterklasse Englands heute politisch entweder als bedingungslose Schleppenträgerin der Liberalen oder der Konservativen, oder endlich zersplittert in eine kleine Anzahl ziemlich unschädlicher sozialistischer Gruppen, und auch dort noch, wie der Umstand, daß Rudyard Ripling, die Inkarnation des Imperialismus, im Januar 1902

---

[1]) Vergleiche das überaus scharfe Urteil, welches Karl Kautsky über den englischen Arbeiter fällt: „Die soziale Revolution, I, Sozialreform und soziale Revolution", Berlin, 1902, pag. 55, ähnlich urteilt auch H. Quelch: „Il Merimento Operajo", I, 7.

[2]) Aehnlich Karl Kautsky in: „Der Krieg in Südafrika" in „Die Neue Zeit", XVIII, I. Bd., pag. 200.

[3]) Guglielmo Ferrero in seinem bekannten paradox-geistreichen Werk über Nordeuropa lobt diesen praktischen Sinn des englischen Arbeiters auch in seinen politischen Aeußerungen; er ist begeistert von der herrlichen illogicità desselben. Wohin diese illogicità aber führt, das hätte er nicht nur an Englands Arbeiterschaft, sondern auch an der Regierungsarbeit seines Italien sehen können: zur politischen Paralyse. — (Ferrero: „L'Europa Giovane", Milano, 1897, pag. 110 ss.).

in einer dieser Gruppen, der Fabian Society, eine lecture halten und sich gebührend bewundern lassen konnte[1]), beweist, keineswegs ihrer politischen Rolle bewußt. So scheint, trotz der gegenteiligen Ansicht des auch hierin allzu optimistischen Eduard Bernstein[2]), auch diese jüngste Klasse vorderhand in das große Kulturdébâcle Englands mit hineingezogen.

Bedeutet dieses Kulturdébâcle des alten Kulturstaates nun nur ein momentanes ephemeres Zurückgehen[3]), oder ist es wirklich der Beginn einer Dekadenz auf der ganzen Linie? Einer der ehrlichsten und zugleich auch der bedeutendsten Lobsinger Englands, der sizilianische Soziologe Prof. Napoleone Colajanni, hat kürzlich in einer zu Venedig gehaltenen Rede ausgeführt, die Größe eines Staates bestände in seiner demokratischen Verfassung und dem Fernhalten des Militarismus. So seien Rom, Venedig, England groß geworden, so aber auch Rom, Venedig, England verfallen[4]). Viele andere Englandkenner teilen diese Ansicht[5]).

Friedrich Engels hat in der „Neuen Zeit" einmal ausgeführt, die im Vergleich mit dem Proletariat anderer Länder bevorrechtete Stellung, welche die englische Arbeiterschaft heute noch inne habe, werde mit dem Monopol des englischen Welthandels zugleich schwinden und von dem Augenblick an, wo sie auch ökonomisch auf dem selben Niveau mit jenem angelangt wäre, da sei auch die Zeit des Sozialismus für England wieder gekommen[6]).

Ob Engels recht hat, das muß die Zukunft lehren. Aber soviel scheint mir sicher: nur vom englischen, heute noch apolitischen Proletariat kann dem imperialistischen England das nötige moralische Equilibrium wiedergegeben werden, den es zur Wiedererringung seines alten Kulturwertes braucht. Die Schaffung sozial gerechter Zustände im eigenen Lande muß England die Werte wiedergeben, die ihm die Schaffung eines größenwahnwitzigen Empire im Ausland geraubt hat.

Das Bertillonsche System im Dienste der Politischen Anthropologie.

Professor Dr. L. Kuhlenbeck.

Die Ueberschrift drückt einen Wunsch aus, dessen Verwirklichung hoffentlich nicht allzulange mehr auf sich warten läßt. Ich wundere mich nur, daß der Gedanke, die anthropometrischen Untersuchungen an Verbrechern, wie sie von Bertillon ausgebildet worden sind, für

[1]) Nach einem Bericht von Red.: „Un Poeta e la Coscritione" im „Avanti!", No. 1833.

[2]) Siehe Eduard Bernstein: „Die neueste Prognose der sozialen Revolution" in den „Sozialistischen Monatsheften", VI (VIII.) Jahrgang, II. Bd., pag. 584 ss.

[3]) Das glaubt u. a. Bernstein, loco cit, pag. 594.

[4]) Siehe Vittorio Piva: „Noterelle Veneziane" im „Avanti!", No. 2194.

[5]) So z. B. auch Malagodi, loco cit, pag. 29, 94, 173, und 405.

[6]) „Die neue Zeit", 1885, Heft 6.

sozial-anthropologische Erkenntnisse nutzbar zu machen, nicht schon längst von seiten eines Kriminal-Anthropologen vom Fach vertreten und seiner Durchführung näher gebracht ist und breche das Schweigen als Dilettant auf diesem Gebiete nur ungern, in der bestimmten Hoffnung, daß die berufenere Feder eines Anthropologen vom Fach und zugleich eines Statistikers diesen Gedanken demnächst näher ausführen und die sämtlichen höheren Polizeibehörden unserer Kulturstaaten für seine Durchführung gewinnen möge.

Bekanntlich ist das Bertillonsche System, das jeden Verbrecher nicht nur photographisch genau, en face und en profil aufnimmt, sondern auch genauesten anthropometrischen Messungen unterwirft, inzwischen in allen europäischen und selbst in den meisten außereuropäischen Kulturstaaten als unentbehrliches, praktisches Hülfsmittel der Kriminal-Polizei eingeführt worden. Meines Erachtens müssen die Polizei-Archive, die mit diesem System arbeiten, nun bereits ein außerordentlich reichhaltiges statistisches Material für die Kriminal-Anthropologie und die politische Anthropologie bergen, dessen Schätze doch nachgerade gehoben werden könnten. Insbesondere wird z. B. der Schädel-Index jedes Verbrechers festgestellt. Es wird also allmählich doch möglich werden, die Frage zu beantworten: wie verteilt sich die Kriminalität auf der Skala dieses Index, ist beispielsweise die Kriminalität des kurzschädeligen Rassentypus allgemein häufiger, als die des langschädeligen, und wie verhält sich der Anteil der verschiedenen Schädelformen zu den einzelnen wichtigsten Deliktsformen?

Man sollte meinen, daß eine statistische Aufstellung in dieser Richtung nicht allzuviel Arbeit und Kosten verursachen würde. Jedenfalls ist das wissenschaftliche Interesse an dieser Feststellung, die für die induktive Begründung einer exakten Theorie der gesellschaftlichen Auslese unentbehrlich erscheint, groß genug, um die darauf zu verwendende Arbeit nicht als eitel erscheinen zu lassen. Das Rassenproblem, mag es auch vielen Anhängern des Alten unbequem erscheinen, läßt sich nicht mehr totschweigen, es kann nur durch ernstliche kombinierte Arbeit der verschiedensten Fakultäten gefördert und geklärt werden. Im Bertillonschen System besitzen unsere höchsten Polizeibehörden einen unschätzbaren Schlüssel zu einer politisch-anthropologischen Fundgrube.

Berichte.

Biologie.

Gibt es plötzliches Ergrauen der Haare? Auf S. 56 des ersten Jahrgangs der Politisch-anthropologischen Revue findet sich eine kleine Notiz über Metschnikows nach Untersuchungen im Institut Pasteur entwickelte Theorie der Ursachen des Haarergrauens, des „ersten und beständigsten Zeichens des Alters“, wie es dort heißt. Danach soll die Depigmentierung der Haare durch eine besondere Art von Zellen verursacht werden, die das dem Haarschaft weggenommene Pigment abwärts gegen die Haarwurzel hin schleppen und schließlich unter Durchbohrung der Haarscheiden mit ihrer Last in die umgebende Haut entschlüpfen. Metschnikow nennt sie denn auch Pigmentophagen = Pigmentfresser, und die Analogie mit wirklichem Rauben ist eine um so vollständigere, als die rätselhaften Wesen nach Metschnikows

direkten Beobachtungen hauptsächlich nächtlicher Weile ihrem Geschäfte nachgehen sollen. Die neue „biologische" Entdeckung hat zwei schöne Seiten: erstlich können alle, die sich eine ewige Jugend erträumen, jetzt aufatmen, denn da es sich bei dem Ergrauen um nichts weiter als Pigmentophagen handelt, so wäre es ja nicht unmöglich, ihnen durch physikalische oder chemische Mittel kurzweg das Handwerk zu legen; dann aber bietet die Hypothese eigentlich zum erstenmal eine ungezwungene Erklärung für jene merkwürdigen Fälle, wo in wenigen Stunden, öfters über Nacht, plötzliches Ergrauen des Haupthaares oder des Bartes auftrat; — die Pigmentophagen brauchen eben nur etwas energischer vorzugehen und das Schicksal schreitet schnell. — Leider ist die Sache nun so, wie Metschnikow sich den Vorgang denkt, ganz unmöglich. Seine Pigmentophagen sind den Anatomen schon seit Jahrzehnten wohl bekannt, da sie massenhaft in jedem gesunden Haar sich finden, also keineswegs eine Besonderheit ergrauender Haare bilden. Sie versorgen die Wurzel des jungen in der Bildung begriffenen Haares mit Farbstoff, den sie reichlich in sich bergen; deshalb umlagern sie die Haarwurzel in großen Massen, während sie in dem freien Teil des Haares fast nie vorkommen (Minakoro), was doch wohl der Fall sein müßte, wenn sie nach Metschnikow dort ihre Raubzüge veranstalteten. Nicht Pigmentophagen sind es, sondern viel eher Pigmentophoren, nicht Farbstofffresser, sondern Farbstoffversorger. Hat die junge Haarwurzel ihre normale Pigmentmenge aufgenommen, so wächst sie in der Richtung zur Hautoberfläche weiter und tritt schließlich mit der ihr zukommenden Färbung frei zutage. Ist dagegen die Fähigkeit der Haarwurzel, das in den benachbarten Pigmentophoren reichlich ihr dargebotene Pigment in sich aufzunehmen, aus irgend welchen Gründen (oft psychischer Art!) verloren gegangen, dann rückt die junge Haaranlage eben ohne Pigment weiter und gelangt natürlich unpigmentiert oder, wie man sagt, als weißes bezw. graues Haar an die Kopfoberfläche. Also nachträgliche Entfärbung eines einmal pigmentierten Haares gibt es nicht und kann es nicht geben; was dagegen grau ist, ist grau von vornherein, in der ursprünglichen Anlage, und kommt grau aus der Kopfhaut hervor. Also Mittel gegen graues Haar können wohl in den Farbenhandlungen erhältlich sein, nicht aber können Mittel gegen das Ergrauen selbst gedacht werden. Und was die Berichte über plötzliches Ergrauen betrifft, die Metschnikow für bare Münze hält, da sie in seine Hypothese hineinpassen, so entpuppen sie sich bei Licht betrachtet als einfache Ammenmärchen; denn da menschliches Kopfhaar ein Längenwachstum von 1 cm monatlich hat und die Länge der Haarwurzel $^1/_4$—$^1/_3$ cm beträgt, so ist klar, daß von dem Augenblick, wo die in ihrer Ernährung gestörte Haarwurzel die Pigmentaufnahme ablehnt, bis zum wirklichen Hervorsprießen eines grauen Haares zum mindesten ein bis zwei Wochen vergehen müssen. R. W.

Die Mimikry und die Entstehung der Arten. Die Mimikry ist die Anpassung par excellence. Ein sehr interessantes Beispiel davon beobachtete ich in Kamerun. Ich fand nämlich, daß zwar das Männchen der Schmetterlingsart Merope dieselbe gelbe Färbung besaß, wie auch sonst auf der Erde, daß aber das Weibchen völlig verschieden war, indem es die schwarz-weiße Färbung einer andern, und zwar einer wegen ihrer Giftigkeit von Vogel und Eidechse gemiedenen Schmetterlingsart angenommen hatte. In andern Teilen Afrikas nehmen sich die Weibchen von Merope andere giftige Schmetterlingsarten zum Muster, während sie in Madagaskar dem Männchen gleichen. Offenbar leben die Männchen so polygam, daß wenige von ihnen genügen, um die Art fortzupflanzen. Folglich fand bei ihnen auch auf afrikanischem Festland keine weitere natürliche Zuchtwahl und daher keine Mimikry statt. Nun muß man aber sagen: wären die Männchen nicht so konservativ gewesen, so würde es mehrere völlig verschiedene Species einer Gattung Merope geben. Damit ist bewiesen, daß neue Species durch Mimikry, also durch Auslese entstehen können. Eine direkte Anpassung an die äußere Natur im Sinne Lamarcks ist hier ausgeschlossen, da sie sonst beide Geschlechter hätte treffen müssen. (R. Woltereck, Die Zeit, No. 480.)

Anthropologie.

Einfluß der Erziehung auf die Gehirnform. Beim Neugeborenen zeigt das Gehirn seiner äußeren Form nach bekanntlich alle wesentlichen Charaktere des erwachsenen Gehirns. Der Typus der Windungen bleibt im großen und ganzen

während des ganzen Lebens derselbe. Das schließt aber nicht aus, daß im einzelnen, im feinen Detail Veränderungen vor sich gehen, die unserer Wahrnehmung sich entziehen. Nach Ermittelungen von Dr. E. Fischer lassen sich, entgegen der bisher bestehenden Ansicht, fortschreitende Veränderungen der äußeren Gehirnform noch bis in den sechsten Monat nach der Geburt anatomisch verfolgen. Er glaubt sogar, daß auch darüber hinaus, ja während der ganzen Wachstumsperiode eine feinere Modellierung der Gehirnoberfläche vor sich geht, allein tatsächliche Beweise für diesen gewiß sehr wahrscheinlichen Satz kann er nicht beibringen. Uebrigens braucht Erziehungseinfluß nicht gerade in der äußeren Anordnung der Windungen zum Ausdruck zu kommen. Wir wissen ja durch Kaes, daß mit fortschreitender Differenzierung des Gehirns mikroskopisch wahrnehmbare Veränderungen des Aufbaues der grauen Hirnrinde hervortreten, die sicher zum Teil auf Einwirkung von Erziehung im weiteren Sinne zurückzuführen sind.

Ueber die Rothaarigkeit. Die Unterschiede in den Farben, die in Pflanzen- und Tierreich so mannigfaltige sind, zeigen sich in geringem, aber doch noch sehr charakteristischem Grade auch beim Menschen sowohl an den Haaren als an der Haut. Wegen ihrer verhältnismäßigen Seltenheit ist die rote Farbe der Haare besonders interessant, wobei es sich allerdings koloristisch um sehr verschiedene Nuancen handelt. Das italienische Sprüchwort: „Unter den Rothaarigen war nur ein Guter, nämlich Christus“ scheint keine wissenschaftliche Grundlage zu haben, denn Marro fand unter den Verbrechern nur 0,7 pCt., unter den Normalen aber 3,1 pCt. Rothaarige. — Nach den Untersuchungen von Livi für Italien, Topinau für Frankreich fallen die Zentren der Rothaarigen mit denen der Blondhaarigen zusammen. Finden sich dagegen Rothaarige dort, wohin keine Einwanderung von Blonden gekommen sein dürfte, so handelt es sich um ein besonderes Phänomen, welches mit der Isabell-Färbung bei Tieren zu vergleichen ist, und welchem Broca den Namen Erythrismus gegeben hat. Im ganzen aber ist die Rothaarigkeit als eine Anomalie anzusehen, die besonders häufig aus der Mischung von Blonden und Brünetten hervorgeht. (D. sa Veturia Bartelletti, Archivio per l'Antropologia e la Etnologia, 1903, No. 2.)

Rumänische Volkstypen. Das in anthropologischer Hinsicht bisher noch fast ganz unbekannte Volk der Rumänen bildet nach den Ermittlungen des Anthropologen E. Pittard einen vorwiegend mittelgroßen Menschenschlag, bei dem das brachycephale Element weitaus überwiegt; eine kleine dolichocephale Gruppe soll das Donaugebiet bewohnen. Von der Mehrzahl der übrigen Balkanvölker unterscheiden sich die Rumänen u. a. durch kleine schmale Nasen und kleine Ohren. Es handelt sich im übrigen um ausgesprochen dunkelpigmentierte Typen. Blonde gibt es nur ca. 3 pCt., Rothaarige ca. 2 pCt. Eine nicht unbedeutende Anzahl grauer Augen deutet angeblich auf Rassenmischung. (L'Anthropologie, 1903.)

Psychologie.

Der Künstlerrausch und der Rausch des Künstlers. Der Vorstoß Otto von Leixners gegen die Weinpoesie wurde durch Rudolf Presber mit einer Gegenkundgebung beantwortet, indem die lebenden deutschen Dichter aufgefordert wurden, sich über ihre Stellung zum Alkoholgenuß auszusprechen. Soweit Antworten einliefen, betonten diese fast durchgängig die individuellen Unterschiede in der Alkoholwirkung, selbst O. J. Bierbaum, welcher seit vier Jahren Abstinent ist. Auch M. Kretzer „neigt seit einiger Zeit stark zur Abstinenz“. Von den übrigen erklären mehrere, daß sie nur des Abends nach vollbrachter Arbeit trinken. Diese leugnen es also, daß der Wein die geistige Produktivität hebe. Letzteres wird dagegen ausdrücklich von J. Rodenberg, W. Jordan, H. Bullhaupt und indirekt auch von J. Trojan hervorgehoben. In mehr oder minder kräftigen Worten wird der Weingenuß von R. Voß, H. Hopfen, J. Stettenheim, A. Moszkowski, V. Blüthgen, E. Grisebach, D. von Liliencron, K. Busse, Prinz E. von Schönaich, J. Wolff, E. von Wolzogen verteidigt, wobei nur die Ansichten über den eigentlichen Rausch weit auseinander gehen. Leider fehlen die Antworten von P. Rosegger, G. Frenssen, G. Hauptmann, H. Sudermann, O. Ernst, A. Holz, J. Schlaf u. a. Das Resultat der Umfrage ist etwa das: Die Dichter sind sozusagen auch Menschen; die meisten

trinken mäßig und oft nur des Abends. Eine besondere, das Dichten befördernde Kraft im Weine wird nur von wenigen angenommen. (O. Asmußen, Broschüre im Verlag von Deutschlands Großloge II des Guttemplerordens.)

Die Hypnose in ihrer Bedeutung als Heilmittel. Von H. Delius, Hannover. Wenn das Assoziationsorgan im großen ganzen intakt ist, so daß es auf seelische Reize im allgemeinen normal reagiert, so können durch die Hypnose verschiedenartige Krankheiten und Funktionsstörungen geheilt oder gebessert werden, welche auf psychischer Ursache beruhen; oder deren Weiterbestehen wenigstens auf psychische Momente zurückzuführen ist. Verfasser hat folgende Krankheiten mittels Hypnose erfolgreich behandelt: Hysterie, Neurasthenie mit ihren verschiedenen Abarten (traumatische Neurosen, Hypochondrie, verschiedene Phobien), Herzneurosen, Epilepsie, Anomalien des Schlafes, Enuresis, Impotenz, konträre Sexualempfindung, Störungen der Ernährung, Bleichsucht, Menstruationsstörungen, körperlich und physisch bedingte Schmerzen, Asthma nervosum, verschiedene Krämpfe, Alkoholismus, Morphinismus, Kokainismus, schlechte Gewohnheiten (Onychophagie, Lügenhaftigkeit, Lampenfieber). Verfasser betont freilich, daß man das Hypnotisieren und besonders das Heilen durch Hypnose erst lernen muß. (Berl. klin. Wochenschrift, 1903, No. 38.)

Gefühle und Affekte. Jeder Affekt besteht aus drei Vorgängen: Reiz, Erregung der Hirnrinde und psychischer Prozeß, die teils einander bedingen, teils parallel laufen. Es gibt beim Affekte nicht, wie man früher glaubte, sensible Nervenempfindungen. Sondern die Gefühlserregungen spielen sich innerhalb der Hirnrinde ab, aber ihre nähere Lokalisation ist unmöglich. — Die Erregbarkeit ist nicht immer, wenn auch meist, bei der Lust gesteigert, bei der Depression verringert. (Prof. Th. Ziehen, Vortrag auf der Kasseler Naturforscher-Versammlung.)

Rassen-Hygiene.

Aufkommen und Niedergehen der Syphilis. In der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Ortsgruppe Berlin, hielt am 5. Februar Dr. Iwan Bloch einen Vortrag: „Ueber den Ursprung der Syphilis". Der Redner wies nach, daß in der alten Welt vor dem Jahre 1493 Syphilis nicht existierte, daß demnach ihr Vorhandensein nur die Folge einer Einschleppung aus der neuen Welt sein könne. Urkunden spanischer Schriftsteller beweisen, daß die Syphilis durch die von Haiti zurückkehrenden Matrosen des Christoph Columbus in Spanien eingeschleppt wurde. Haiti und seine Bewohner waren seit Urzeiten von dieser Krankheit durchseucht, und die benachbarten Gestade Mexikos verdankten die Einschleppung der Krankheit ebenfalls dem Verkehr mit den Indianern Haitis. Als nun im Jahre 1494 Karl VIII. von Frankreich zu seinem Feldzug gegen Italien spanische Söldner anwarb, nahm die Syphilis in seinem Heere jene explosionsartige Verbreitung an, welche am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts die europäischen Völker erschreckte. Im Laufe von vier Jahrhunderten hat die Syphilis an Gefährlichkeit entschieden abgenommen, und es muß als erfolgverheißende Aufgabe betrachtet werden, die Krankheit allmählich auszurotten. Dieses Ziel, dessen Erreichung vielleicht eines Jahrhunderts bedarf, schon jetzt erfolgreich anzustreben, bezweckt die Gesellschaft. Aufklärung aller Schichten der Bevölkerung über die Gefahren und die Heilbarkeit der Geschlechtskrankheiten ist der erste Schritt, mit ihm Hand in Hand muß das Bestreben gehen, den Begriff der Schande bei der Syphilis zu beseitigen und diese Krankheit als eine Infektionskrankheit wie jede andere zu betrachten. Alle Bestrebungen, die Krankheit zu bekämpfen, können nur durch wissenschaftliches Forschen gefördert werden; eine Verquickung mit moralischen Faktoren sei dabei nur hinderlich. (Berliner Lokalanzeiger, 1904, No. 62.)

Inwiefern verbieten interne Krankheiten vom geburtshülflichen Standpunkte aus das Heiraten? Unter „Heiraten" ist dabei die Ausübung des befruchtenden Beischlafs zu verstehen. Man muß vom geburtshülflichen Standpunkte hier an etwa 70 Krankheiten denken, deren jede einzeln zu prüfen ist. Zu trennen sind dabei die Nulliparen von denjenigen, die bereits in einer früheren Schwanger-

schaft von einer Krankheit befallen worden sind. Das Heiratsverbot ist auszusprechen, wenn die Mortalität 10 pCt. übersteigt. Für Nullipare gilt als Verbot: die Lungentuberkulose, aber nur in schweren Fällen, da ihre Mortalität nur 8 pCt. beträgt und die künstliche Unterbrechung eine eventuelle Verschlechterung coupieren kann. Ferner unbedingt die Kehlkopftuberkulose. Von Herzfehlern nur die Mitralstenose und die Fälle mit ausgesprochenen Kompensationsstörungen. Ferner die Myokarditis, ebenso die chronische Nephritis. Von den chirurgischen Erkrankungen natürlich nur die bösartigen Geschwülste, während die gutartigen höchstens die Operation indizieren. Trat bei einer früheren Schwangerschaft eine Erkrankung oder eine Verschlimmerung eines bestehenden Leidens ein, so kommt alles auf die näheren Umstände des einzelnen Falles an. Stets muß man sich vor Augen halten, eine wie grausame Maßregel ein Heiratsverbot an und für sich ist, wie leicht wir verderbliche Folgen durch die Unterbrechung der Schwangerschaft aufhalten können, aber andererseits auch, welche Verantwortung der Arzt auf sich nimmt, wenn er die Heirat gestattet. (O. O. Fellner jun., Vortrag auf der Naturforscherversammlung in Kassel, September 1903.)

Soziale Hygiene.

Einiges zur Frauenfrage und zur sexuellen Abstinenz. Die Ehe sollte dahin reformiert werden, daß erstens die Ehescheidung erleichtert und zweitens getrennter Güterbesitz eingeführt wird. Dagegen bietet die „freie“ Ehe, wie sie jetzt schon in den gebildeten Kreisen Dänemarks hie und da existiert, eher Nachteile als Vorteile. — Kein Beruf darf a priori der Frau verwehrt werden. Denn ein wahrhaft gebildetes Weib wird unter sonst gleichen Umständen gewöhnlich mehr Eigenschaften zu einer guten Gattin und Mutter mitbringen, als ein wenig oder ungebildetes. Erst die Frau mit Beruf kann von einer wahren Gleichberechtigung reden. — Die Prostitution ist ein notwendiges Uebel. Die Abolitionisten sind daher wunderliche Heilige, die das praktische Leben nicht kennen und deshalb ebensowenig reüssieren werden, als die Alkohol-Abstinenzler. Am besten ist Kasernierung der Prostitution und Vermehrung der Bordelle, wobei aber nicht nur die weiblichen Insassen, sondern auch die männlichen Besucher zu untersuchen sind. — Der Mann ist entschieden polygam beanlagt, wenigstens in den meisten Fällen, wie das namentlich seine Träume dartun. Wenig Reize scheinen so schnell sich abzustumpfen und eine Variation zu benötigen, als gerade sexuelle. Ein Unrecht liegt nun offenbar darin, den „Fall“ eines Mädchens strenger anzusehen als den des Mannes. Tatsächlich ist denn auch die Zahl der Mädchen, welche nicht mehr als Jungfern in die Ehe treten, keine geringe, besonders auf dem platten Lande, aber auch in den großen Städten. Dazu kommt die Zahl der Demi-vierges, die nicht nur psychisch, sondern oft auch körperlich fanatisch onanieren. So ist denn auch nicht auf seiten der Frau alles vorher rein, wie manche Frauenrechtlerin zu glauben scheint. Es ist eine falsche Logik, dem Ehemanne alles zu gestatten, dem Junggesellen nichts. Dabei läßt sich der Ehemann oft viel mehr geben, als der Junggeselle, mutet seiner Frau häufig allerlei Abscheulichkeiten zu und ruiniert sie geradezu gesundheitlich. Wenn wir aber im Prinzip für den Mann Geschlechtsfreiheit verlangen, so können wir dies auch dem Weibe nicht vorenthalten, nur daß dieses die eventuellen Folgen für sich und ihre Stellung noch mehr im Auge zu behalten hat. (Medizinalrat Dr. Näcke, Archiv für Kriminal-Anthropologie, Bd. XIV, Heft 1—2.)

Die Ethik der Alkohol-Abstinenten. Der verdiente Alkoholforscher Prof. Rosemann hat auf der letzten Jahresversammlung des „Vereins abstinenter Aerzte“ einen Vortrag gehalten, dessen Inhalt kurz folgender ist: Der Alkohol als Nahrungsmittel darf bei Gesunden niemals, wohl aber bei gewissen Kranken mit der nötigen Vorsicht angewandt werden. Dagegen ist die eigenartige Wirkung der geistigen Getränke als Genußmittel durch nichts anderes zu ersetzen und auch schon durch mäßige unschädliche Mengen zu erreichen. Für diejenigen Menschen, welche das richtige Maß einzuhalten verstehen, ist ein völliger Verzicht nicht notwendig. Denn die wahre Philosophie besteht, wie schon Friedrich der Große schrieb, darin, den Mißbrauch zu verdammen, ohne den Gebrauch zu untersagen. — Daß es eine für erwachsene gesunde Menschen unschädliche Alkoholdosis gibt, wird auch von den

Totalabstinenten zugegeben. Diese verzichten auf den Alkohol nicht, weil sie Schaden für ihre eigene Gesundheit fürchten, sondern weil sie darin das einzige Mittel sehen, die Trunksucht auszurotten. Darum muß die Ethik Rosemanns und Friedrichs des Großen bekämpft werden. (Dr. A. Holitscher, Intern. Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, 1893, No. 12.)

Vom Kampf wider die Schwindsucht. Eine große Anzahl angesehener Bürger hat sich zusammengetan, um in Schöneberg einen Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose zu gründen. Das Komitee erläßt einen Aufruf, in dem es auf die Wichtigkeit seiner Bestrebungen aufmerksam macht. Ungeheuer groß, heißt es in dem Werberuf, ist die Zahl der Opfer, welche die Tuberkulose auch in Deutschland fordert. Es ist deshalb Pflicht des einzelnen, wie der Gesamtheit, an ihrer Unterdrückung mitzuarbeiten. Unüberwindlich ist dieser Feind des Menschengeschlechtes nicht. Die Lungenschwindsucht ist eine heilbare Krankheit. In diesem Sinne haben viele Städte des Reiches eine Bekämpfung der Seuche in die Wege geleitet. Schon jetzt sind glänzende Erfolge zu verzeichnen, Erfolge, die es uns zur heiligen Pflicht machen, den Kampf noch energischer als bisher zu führen. Schöneberg erfreut sich eines günstigen Gesundheitszustandes, trotzdem ist es Pflicht auch unserer Bürgerschaft, an dem Kampfe gegen die Tuberkulose tatkräftigst teilzunehmen. In dem Kriege gegen den tückischen Feind des Menschengeschlechtes darf Schöneberg nicht zurückbleiben. Es ist zu wünschen, daß sich recht viele Einwohner Schönebergs diesen gemeinnützigen Bestrebungen anschließen.

Die erste Lungenheilstätte für Kinder ist die im Nov. 1903 eröffnete Viktoria-Louise-Kinderheilstätte in Hohenlychen. Dieselbe wurde schon seit dem Jahre 1902 provisorisch in Baracken betrieben. Diese Heilstätte steht in einem organischen Zusammenhang mit Ferienkolonien und mit einem landwirtschaftlichen Jugendheim „Königin-Louise-Andenken". Letzteres soll folgende Aufgaben lösen: Nicht heilbare Fälle in einen möglichst gesunden Beruf einzuführen und „geheilte", aber nicht genügend gekräftigte durch steigende, allmählich anstrengendere Beschäftigung im Garten und Feld zu stählen und für schwere Arbeit fähig zu machen. (Klin.-therapeut. Wochenschrift 1903, No. 46.

Bevölkerungsstatistik.

Das Ostjudentum. Im Gegensatze zu den mehr oder weniger assimilierten Juden Westeuropas stellen die Juden in Südwest-Rußland, Galizien, der Bukowina, Ungarn und Rumänien eine zwar nicht politisch, aber doch ethnologisch einheitliche Nation mit einer eigenen, aus Deutsch und Hebräisch gebildeten Schriftsprache dar. Diese Ostjuden samt ihren Kolonien in East-London und New-York sind nun vom „Verein für jüdische Statistik" zum ersten Male in umfassender Weise statistisch behandelt worden. Danach wohnen im sogen. jüdischen Ansiedlungsrayon Rußlands, der nur von Polen bis zum Schwarzen Meere reicht und $^1/_{23}$ des Reiches ausmacht, 4,9 Millionen Ostjuden. Dagegen sind die 300000 Juden, welche das Privileg haben, im übrigen Rußland zu wohnen, hier nicht mitzurechnen, da sie sich durch Bildung oder Besitz vom ostjüdischen Proletariertum unterscheiden und mehr den westeuropäischen Juden ähneln. Die russischen Ostjuden, welche auch im Ansiedlungsrayon das platte Land nicht bewohnen dürfen, bilden in den dortigen Kleinstädten bis zu 95 pCt. der Bevölkerung! Von diesen russischen Ostjuden sind über eine halbe Million Handwerker, 40000 Fabrik- und Bergwerkarbeiter und 10000 Bauern. — Im ganzen wird die Zahl der Ostjuden auf 7 bis 8 Millionen angegeben. (Mathias Acher, Die Zeit, No. 481.)

Einflüsse auf die Geburtenziffer. Die Fruchtbarkeit einer Bevölkerung innerhalb eines Jahrhunderts ändert sich nicht sehr auffallend, wenn man die zufälligen Ergebnisse einzelner Jahrgänge ausschließt. Die Einflüsse einer Lebensmittelteuerung auf die Geburtenziffer zeigen sich meist erst ein oder mehrere Jahre später. — In jedem Jahre findet ein zweimaliges Steigen und zweimaliges Fallen der Geburtenziffer als Zeichen des Einflusses der Jahreszeit auf die Zeugung statt; doch fallen die Maxima und Minima je nach dem Klima der Länder in verschiedene Monate. — Die Einflüsse von Stand, Beruf,

Wohnort und Moralanschauung sind statistisch nicht sicher zu ermitteln, wohl aber der Einfluß der Rasse. Die slawische Rasse erreicht in Europa die höchste Geburtenziffer, freilich aber auch die größte Sterblichkeit. — In Westeuropa kommen an ehelichen Geburten auf je 1000 verheiratete und gebärfähige (d. h. im Alter von 15 bis 50 Jahren befindliche) Frauen im Deutschen Reiche 270, in Belgien 265, in Italien 251, in Oesterreich 250, in England 250, in Irland 240, in Schweden 240, in der Schweiz 236 Geburten, dagegen in Frankreich nur 163! (Berechnet aus dem Durchschnitt der Jahre 1874—1890.) An unehelichen Geburten kommen auf je 1000 Einwohner in Oesterreich 5,5 (davon in Kärnten 14,6!), im Deutschen Reiche 3,3 (davon in Oberbayern 7,4!), in Dänemark 3,1, in Schweden 2,9, in Italien 2,7, in Schottland 2,6, in Belgien 2,5, in Norwegen 2,4, in Frankreich 1,9, in England 1,5, in Holland 1,0. Hier ist also die Rasse nicht entscheidend. Eine Zunahme der unehelichen Geburten, mit der Volkszahl verglichen, hat seit einem halben Jahrhundert nicht stattgefunden. Und weit wichtiger als die Zahl der unehelichen Kinder ist die Frage, wie sie behandelt werden. (Prof. Max Haushofer. Aus der soeben erscheinenden „Bevölkerungslehre" entnommener Teilabdruck in „Die Wage", 1903, Heft 53.)

Recht und Sitte.

Die Todesstrafe. Die Todesstrafe wurde im letzten Menschenalter in einer Reihe von europäischen Staaten abgeschafft, nämlich 1870 in Holland, 1874 in mehreren Kantonen der Schweiz, 1889 in Italien, 1904 in Norwegen. Und Belgien sah wenigstens tatsächlich seit 1863 keine Hinrichtungen mehr. Auch in den übrigen Ländern erfolgt die Begnadigung so häufig, daß man von einem langsamen Verschwinden der Todesstrafe sprechen kann. In Oesterreich z. B. wurden in 24 Jahren zwar 2169 zum Tode verurteilt, aber nur 74 (durch Strang) hingerichtet! Infolgedessen ist die Anwendung der Todesstrafe praktisch so unsicher und ungleichförmig, wie die keiner andern Strafart. Nun weiß man aber, daß aus psychologischen Gründen nicht die Höhe, sondern die Gewißheit der Strafe vom Verbrechen abschrecken kann. Wer also die heutigen Verhältnisse kennt, darf das Bestehen der Todesstrafe jedenfalls nicht durch die Abschreckungstheorie verteidigen wollen. Ebensowenig ist die alte Vergeltungstheorie stichhaltig, da wir nicht mehr dem Phantom einer absoluten Gerechtigkeit oder Gleichheit nachjagen. Einzig die Zweckmäßigkeit hat zu entscheiden. Viele, z. B. auch Paulsen in seiner Ethik, verteidigen neuerdings die Todesstrafe als Mittel, um dauernd gefährliche Mörder zu eliminieren. Aber hiermit hat unsere bisherige, höchst zeremonielle Todesstrafe gar nichts zu tun. Heutzutage erhalten z. B. die zum Tode Verurteilten vor der Hinrichtung oft noch lange, sorgfältige ärztliche Pflege, und gerade die gefährlichsten Mörder werden, wenn sie „geisteskrank" sind, vor der Todesstrafe bewahrt. Wer den gar nicht so unbeachtlichen Gedanken der Elimination vertritt, muß ihn folgerichtig auf alle unheilbaren gefährlichen Irren, alle Sittlichkeitsattentäter usw. ausdehnen. Die Elimination wird auch durch lebenslange Einsperrung bewirkt. Diese ist schon deshalb vorzuziehen, weil man immer an die Möglichkeit eines Justizirrtums denken muß. Sonach wird bei der in Aussicht stehenden Reform des Strafgesetzes die Todesstrafe hoffentlich beseitigt. Gelingt das nicht, so darf dadurch das übrige Reformwerk nicht beeinträchtigt werden. (Prof. Mittermajer, Deutsche Juristenzeitung, 1903, No. 24.)

Die Staatsangehörigkeit im Deutschen Reiche. Dem noch geltenden Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 liegt das sogenannte Abstammungsprinzip zu Grunde. Entscheidend ist einzig die Staatsangehörigkeit des Vaters (bezw. bei unehelichen Kindern: der Mutter). Weder der Wohnsitz noch der Ort der Geburt ist hier von irgend welcher Bedeutung. Dies führt bei der fortwährenden Ueberwanderung von einem Bundesstaate in den andern zu großen Unzuträglichkeiten. Weder den Behörden noch dem Träger selbst ist die Staatsangehörigkeit immer bekannt. Wie soll auch jemand, der in Baden geboren ist, und dessen Eltern und Großeltern in Baden gelebt haben, auf den Gedanken kommen, daß er ein bayrischer Staatsangehöriger ist, weil sein Großvater von Ludwigshafen nach Mannheim übergewandert ist. Erwirbt aber jemand durch formelle „Aufnahme" oder durch Bekleidung eines direkten oder indirekten Staatsamtes das Staatsbürgerrecht seines

neuen Wohnsitzes, so erlischt deswegen das alte Staatsbürgerrecht keineswegs. Wenn ein Preuße im Laufe seines Lebens nacheinander etwa Professor in Rostock, Jena, Gießen, Tübingen und Heidelberg gewesen ist, so tritt bei ihm eine Kumulation von sechs Staatsbürgerrechten ein, die er sämtlich auf seine Nachkommen vererbt. Das ist lächerlich und muß durch die Reichsgesetzgebung geändert werden. — Bei Auswanderung aus dem Reichsgebiet erlöschen die deutschen Staatsbürgerrechte nach zehnjährigem, ununterbrochenem Fernsein, falls keine Eintragung in die Konsulats-Matrikel erfolgt, und sie erlöschen ferner bei Nichtbefolgung eines kaiserlichen Rückberufungsbefehls. Falls aber bei der Auswanderung „Entlassung" aus dem Staatsbürgerrechte erfolgt, so erlischt hierdurch die Reichsangehörigkeit nur dann, wenn die „Entlassung" bei sämtlichen deutschen Staaten, denen der Auswanderer etwa durch Kumulation der Rechte bei sich oder seinen Vorfahren angehört, erfolgt. Auch diese Zustände sind unhaltbar. (Prof. Laband, Deutsche Juristenzeitung 1904, No. 1.)

Volkswirtschaft.

Berliner Konsumvereine im Jahre 1903. Die Konsum- und Produktivgenossenschaft Berlin-Rixdorf hat durch Umgestaltung ihrer Rechtsform die Möglichkeit breiteren Absatzes und damit eine erhöhte Sicherung ihrer Existenz gewonnen. Der Rabatt-Sparverein „Süd-Ost" hat den Weg des eigenen Betriebs und der Eigenproduktion mit Eifer und Erfolg betreten. Auch im Sparverein „Osten" haben die Konsumenten als die Masse der Mitglieder sich den gebührenden Einfluß auf die Verwaltung verschafft und damit den Weg zur wirklichen, reellen Organisation des Konsums eröffnet. Und die größeren Konsumvereine: der Berliner Konsumverein, die neugebildete Konsumgenossenschaft Berlin und Umgegend haben im Laufe des Jahres ihre Mitgliederzahl wie ihren Umsatz erweitert und ihre finanzielle Grundlage gestärkt. Auch in den Vereinen der Umgebung: in Charlottenburg, Friedrichshagen, Adlershof, Nowawes, wie in der baugenossenschaftlichen Bewegung finden wir ein fast ununterbrochenes und allseitiges Fortschreiten. Kurz, es ist kein Grund zur Hoffnungslosigkeit vorhanden. Der Fortschritt ist unverkennbar. Aber noch weniger Grund ist vorhanden zur Selbstzufriedenheit. Der Fortschritt ist viel zu gering. Noch steht die Masse gleichgültig bei Seite. Noch fehlt selbst einem großen Teile der gewonnenen Mitglieder die rechte Erkenntnis ihrer Pflicht und ihres Vorteils, die erst den erforderlichen Umsatz und damit diejenige Ersparnis, technische Verbesserung und wirtschaftliche Machtstärkung ermöglicht, die die Voraussetzung weitreichender und starker konsumgenossenschaftlicher Organisation ist. (S. Katzenstein, Der Genossenschaftspionier, 1904, No. 1.)

Haupthäfen Europas. Von großen Häfen, d. h. solchen, deren jährliche Einfuhr eine Million Tonnen übersteigt, besitzen Frankreich und Rußland, deren Seehandel nach zwei weitgetrennten europäischen Meeren auseinanderfällt, vier bezw. drei mäßig große, nämlich Frankreich: Marseille mit 4,6, Havre mit 2,2, Dünkirchen mit 1,7 und Bordeaux mit 1,0 Millionen Tonnen, Rußland: Odessa mit 1,5, Kronstadt mit 1,3 und Riga mit 1,1 Millionen Tonnen. Die übrigen Großmächte sowie Holland besitzen deren je zwei, deren Größe sich nach der Bedeutung des Landes für den Seehandel abstuft, nämlich Großbritannien: London mit 10,2 und Liverpool mit 6,5, Deutschland: Hamburg mit 8,7 und Bremen mit 3,0, Holland: Rotterdam mit 6,6 und Amsterdam mit 1,9, Italien: Genua mit 4,3 und Venedig mit 1,3, endlich Oesterreich-Ungarn: Triest mit 2,1 und Fiume mit 2,0. Länder mit je einem großen Seehafen sind dann noch Belgien: Antwerpen mit 8,4, Portugal: Lissabon mit 3,6, Dänemark: Kopenhagen mit 3,3, Spanien: Barcelona mit 2,4 und Schweden-Norwegen: Gothenburg mit 1,6 Millionen Tonnen. Noch sei bemerkt, daß Nordamerikas größter Hafen: New-York mit 9,0 etwa die Bedeutung Hamburgs hat, während in Ostasien Hongkong mit 9,6 dem Haupthafen der Welt, London, nur wenig nachsteht. (Office de Statistique Universelle, Anvers.)

Konzentrationen in der deutschen Industrie. Wie das amerikanische, steht auch das deutsche Wirtschaftsleben im Zeichen der Konzentration zu großen Kartellen, die den Markt beherrschen. Ende d. J. 1903 schloß die rheinisch-westfälische Zementindustrie einen Verband, und am 9. Januar 1904 bildete sich

das süddeutsche Zement-Syndikat. Seit Dezember arbeiten die Lederfabrikanten an der Bildung von vier Kartellen für die Hauptsorten von Leder. In der Elektrizitätsindustrie sind die Allg. Elektr. Ges. und die „Union" in eine vollständige Fusion eingetreten und andere Aktiengesellschaften folgen diesem Beispiele. Am 6. Januar haben die Eisengroßhändler eine Verständigung über den Verkauf von Trägern geschlossen. Am 9. Januar kam es in Berlin zu einem Verkaufskartell der Weißblech-Industriellen Deutschlands und in Köln zu einer Einkaufsgenossenschaft der Pelz-, Hut-, Mützen-, Schirm- und Handschuh-Geschäfte in Rheinland und Westfalen. (Deutsche Wirtschaftspolitik, 1904, No. 1—2.)

Beziehungen zwischen Beruf und Nationalität. Als Anfang Februar die in Wladiwostok ansässigen Japaner fluchtartig in ihre Heimat zurückfuhren, gab es in dieser Stadt plötzlich keine Friseure, keine Dienstmädchen und keine Wäscherinnen mehr. Diese Erscheinung ist wichtig für die politische Anthropologie, da sich ähnliches zu allen Zeiten und bei allen Völkern findet. Zwischen bestimmten Berufen und bestimmten Volkselementen finden eigenartige Anziehungen statt. Wer je in überseeischen Ländern gelebt hat, weiß das. Wenn die Deutschen z. B. plötzlich aus New-York wegzögen, würde es dort u. a. keine Bäcker mehr geben. Merkwürdigerweise aber waren schon in den italienischen Städten des späten Mittelalters die Bäckereien häufig in den Händen von Deutschen. (Alexander Koch-Hesse.)

Holland und Belgien. Ein Zollbund zwischen beiden Staaten ist auch von deutschem Interesse aus mit Freuden zu begrüßen, schon weil er das niederdeutsche Rassenelement in Belgien zu stärken geeignet ist. Aber zwei Kleinstaaten ergeben noch keinen Großstaat. Holland ist nicht in der Lage, die ganze gewerbliche Erzeugung Belgiens aufzunehmen, und Belgien bildet keinen ausreichenden Markt für die Landwirtschaft Hollands. Im Durchgangshandel aber sind beide Staaten Wettbewerber und gleicherweise von ihrem deutschen Hinterlande abhängig. Deshalb kann der niederländische Zollbund nur Wert haben als Vorbereitung eines allgemeinen mitteleuropäischen. (Prof. P. Samassa, Alldeutsche Blätter, 1904, No. 3.)

Der Handel des deutschen Kiautschau-Gebietes ist von 9,4 Millionen Dollar i. J. 1902 auf 17,3 Millionen Dollar i. J. 1903 gestiegen. Dieser enorme Zuwachs ist hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß die deutsche Schantung-Bahn bis in das Zentrum der dortigen Seidenindustrie, Tschantsun, vorgedrungen ist. (Deutsche Wirtschaftspolitik, 1904, No. 4.)

Parteiwesen und Staatspolitik.

Die Ansiedlung eines Volkes. Eine Ansiedlung ist verhältnismäßig leicht, wenn ein Volk vorhanden ist, und wenn das dazu nötige fruchtbare Land vorhanden ist. Das Volk muß aber aus Bauern, Handwerkern, Händlern, geistigen Arbeitern und Regierungselementen im richtigen Verhältnisse bestehen. Je zahlreicher dann ein Volk ist, je mehr es sich in die Arbeit teilen kann, desto ergiebiger ist seine Arbeit. Vergangene Arbeit aber hat nur Wert, wenn gegenwärtige Arbeit, der einzige Wertbildner, sie befruchtet. — Der Zionismus entbehrt bis jetzt beider Faktoren: Es ist kein Volk vorhanden und es ist kein Land vorhanden. Denn einerseits stehen im Judentum die verschiedenen Berufe nicht im richtigen Verhältnis zueinander, anderseits wird das im günstigsten Falle erlangte Land, Palästina, zu klein sein. Trotzdem muß der Versuch gemacht werden, da besonders die Ostjuden zu schwer zu leiden haben. Zum Glück gibt es ja zur Absteckung der ersten Fundamente ein paar hunderttausend jüdischer Ackerbauer. Es gilt also Kleinkolonisation zu treiben, nicht als philantropisches Endziel, sondern als Experiment und eventuell als Vorbereitung späterer Großkolonisation. Und zwar muß diese Kleinkolonisation eine genossenschaftliche sein, da landwirtschaftliche Produktivgenossenschaften, im Gegensatze zu den industriellen, stets gute Aussichten auf Erfolg bieten. Es ist nicht allzuschwer in der Kulturwelt, ein wirtschaftlich vernünftiges Ding durchzusetzen. Die Genossenschaft erhält ein bestimmtes Areal, das sie zuerst extensiv und dann immer intensiver bewirtschaftet, und zwar unter Aufsicht von Fachmännern. Die Landarbeiter erhalten ihren

bestimmten Lohn, Begünstigungen durch Einrichtung von Konsumvereinen und dergleichen, und ferner allen Gewinn, der über eine bestimmte Verzinsung hinausgeht. Dann kommt die Zeit für die, welche nicht mehr Bauern werden können. Man wird sie in die Lücken zwischen die Bauern einsetzen und kann so eine viel höhere Bevölkerungsdichte erreichen, als die der heutigen Kulturländer. Der Grund und Boden muß stets Gemeinbesitz bleiben. (Dr. Franz Oppenheimer, Die Welt, 1903, No. 52.)

Konzentrationen im deutschen Parteiwesen. Eine Anzahl bisher vereinzelt stehender Reichstagsabgeordneter der äußersten Rechten hat sich zu einer „Wirtschaftlichen Vereinigung" mit entschieden agrarischer und daneben antisemitischer Tendenz verbunden. — Die durch den Anschluß der norddeutschen und bayrischen Nationalsozialen an den „liberalen Wahlverein" isolierten nationalsozialen Ortsvereine Südwestdeutschlands haben sich am 4. Januar zu einem „Verband süddeutscher Nationalsozialer" zusammengeschlossen. — Die liberale Volkspartei im Fürstentum Lippe hat ihren Eintritt in den „Liberalen Wahlverein" in Berlin beschlossen. Die parlamentarische Vertretung des letzteren besteht bekanntlich in der „Freisinnigen Vereinigung" und ihrem Hospitanten H. von Gerlach. — Die entschieden Liberalen im Elsaß, welche sich bisher teils zur süddeutschen Volkspartei bekannten, teils einfach als „liberal" bezeichneten, haben eine einheitliche Landespartei gegründet. (Nach Zeitungsnachrichten.)

Sozialdemokratie und Kolonialpolitik. Als es sich im deutschen Reichstage um Bewilligung des Geldes für den Feldzug gegen die Herero handelte, beschloß die Sozialdemokratie, sich der Stimme zu enthalten, da es sich immerhin um den Schutz von Leben und Eigentum deutscher Bürger handelte. Es ist dies das erste Mal, daß die Partei bei solchen Fragen nicht mit einem runden Nein antwortete. La verité est en marche.

Völker und Politik.

Zur Geschichte der Ruthenen. Die Ruthenen, welche heute keine politische, wohl aber eine ethnologische Einheit bilden und als solche die zweitgrößte Nation innerhalb der slawischen Rasse darstellen, wohnten schon zu Ende des 4. Jahrhunderts am Dnieper. Sie bildeten hier seit Anfang des 9. Jahrhunderts den Staat „Rußj" mit der Hauptstadt Kijew, traten 988 zum byzantinischen Christentum über und hatten eine kulturelle Blütezeit, von der das Epos „Slowo o polku Jhorja" Zeugnis ablegt; neben Kijew bildeten sich neue Kulturzentren in Halycz und Lemberg. Im Jahre 1240 unterlagen sie, gleich den Moskowitern, dem Mongolensturm, der das Land völlig verwüstete. Nur im Westen blieb ein ruthenischer Staat bestehen, von dem jedoch i. J. 1340 der größere Teil (Galizien) an Polen, der kleinere (Wolhynien) an Litauen fiel. Der so entstandene litauisch-ruthenische Staat dehnte sich nun aber 1363 bis zum Dnieper und dem Schwarzen Meere hin aus und bestand nunmehr zu $^9/_{10}$ aus ruthenischem Gebiet und ruthenischer Bevölkerung. Nachdem nun 1386 die Lubliner Union zwischen Polen und Litauen zustande gekommen war, wurde allmählich (bis 1569) innerhalb der unierten Reiche eine Art Umlagerung vorgenommen indem die ruthenischen Gebiete direkt mit Polen statt mit Litauen vereinigt wurden. Damit gerieten die Ruthenen unter polnische Herrschaft. Der ruthenische Adel assimilierte sich mit der polnischen Schlachta, deren Vorrechte er teilen durfte, die ruthenische Geistlichkeit aber konnte trotz der kirchlichen Union von 1596 nicht für den polnischen Katholizismus gewonnen werden. Vor allem aber blieb die Landbevölkerung antipolnisch gesinnt, einerseits, weil sie sich nicht der im polnischen Recht für sie einzig vorgesehenen Leibeigenschaft fügen wollte, und andererseits, weil die polnische Regierung sie nicht genügend gegen die räuberischen Tartaren der Krimhalbinsel schützte. So mußten die Ruthenen vom 16. Jahrhundert an einen Kampf mit zwei Fronten führen, gegen den Polen und gegen den Tartaren. Aus diesem Kampfe ging das ukrainische Kosakentum hervor, welches übrigens nicht, wie es so häufig geschieht, mit dem donischen Kosakentum der Großrussen zu verwechseln ist. Der ukrainische Kosak war ein freier Bauer, der seine Waffen stets mit sich führte, um gegen die Tartaren-Einfälle geschützt zu sein. Zugleich entging er damit aber auch der polnischen Leib-

eigenschaft. Die polnische Regierung erkannte zuerst (i. J. 1570) nur 300, später 500 dieser Kosaken offiziell an, der lawinenartig anschwellende Rest dagegen lebte an der Ostgrenze des Reichs in Freiheit und Fehde. Er fand lange Zeit einen strategischen Mittelpunkt in den Saporozen am Dnieper-Knie, welche eine Art demokratischen Ritterordens bildeten. (Prof. S. Fedorenko, Ruthenische Revue, 1903, No. 14—16.)

England und die übrigen Seemächte. Das 19. Jahrhundert, in dessen Anfange Großbritannien die letzten Rivalen zur See, Frankreich und Spanien, zerschmettert hatte, dessen mittleres Jahrzehnt den Krimkrieg mit der Selbstvernichtung der russischen Flotte brachte, das darauf die Kriege Deutschlands, Dänemarks, Italiens, Oesterreichs und Frankreichs gesehen hatte, war für England eine Zeit so reicher Ernte gewesen, daß es den Ausbau der Flotte nur lässig betrieben hatte. Erst die Anstrengungen Frankreichs seit 1871 und das Emporkommen der russischen Seemacht veranlaßten England in den achtziger Jahren den bekannten „Two-Powers-Standard" aufzustellen. In fabelhafter Energie wurden dann von 1888—1894 etwa 110 Neubauten ausgeführt. Dadurch wurde die britische Seemacht aus einem bedenklichen Zustand beginnender Greisenhaftigkeit zu einer solchen Größe, Schlagfertigkeit und inneren Tüchtigkeit gebracht, wie nie zuvor. Auch seit 1894 ist dieser Eifer in keiner Weise erlahmt. Wird doch das Deplacement sämtlicher modernen (d. h. höchstens 25 Jahre alten) Linienschiffe (über 5000 t), welches im Jahre 1900 schon 454 000 t betrug, 1908 bis auf 815 009 t gekommen sein (!). — Uebertroffen wird dieser Eifer nur noch von den U. S., welche 1885 überhaupt noch keine Schlachtflotte besaßen, 1908 aber bereits 25 Linienschiffe mit 331 000 t haben werden und dann dicht hinter Rußland die dritte Stelle unter den Seemächten der Erde innehaben werden. — Rußland zeigt denselben Eifer wie England. Im Jahre 1885 nahm es mit 4 Linienschiffen die sechste Stelle ein, indem selbst Oesterreich deren 7 besaß. Schon 1900 aber hatte es die dritte Stelle erobert und 1908 sollte es mit 29 Linienschiffen (348 000 t) auch Frankreich übertroffen haben. — Frankreichs Eifer ist nämlich besonders infolge der Uneinigkeit in den leitenden Kreisen erlahmt. Während es 1900 schon 30 Linienschiffe mit 278 000 t besaß, wird es 1908 nur 29 Linienschiffe mit 325 000 t, noch dazu von sehr ungleichem Bau besitzen. Dasselbe Bild zeigt Italien, welches im Jahr 1900 noch die vierte Stelle hatte, im Jahre 1908 aber wahrscheinlich erst die siebente (hinter Japan) innehaben wird. Für den Anthropologen zeigt sich also das interessante Resultat eines fast plötzlichen relativen Rückgangs der beiden letzten Großmächte „romanischer" Rasse. — Deutschland stand in den Jahren, in denen es seine meisten Kolonien erwarb (1884/85) auf einer relativen Höhe, es war die dritte Seemacht. Da aber bis 1900 die absolute Zahl moderner fertiger Linienschiffe sogar von 11 auf 10 abnahm, sank es auf den fünften Platz herunter. Im laufenden Jahre steht es mit 16 fertigen Linienschiffen (168 000 t) an vierter Stelle (England: 52 L, 683 000 t, Frankreich: 28 L, 280 000 t, Rußland: 20 L, 221 000 t, U. S.: 14 L, 152 000 t). Bis 1908 aber wird es von den U. S. bei weitem übertroffen sein und wieder erst an fünfte Stelle treten. Die Ausführung des letzten Flottengesetzes geschieht also in Anbetracht des Wettbewerbs von den beiden anderen germanischen Großmächten und von Rußland nicht schnell genug. Völlig ungenügend aber ist die deutsche Kreuzerflotte. (B. Weyher, Alldeutsche Blätter, XIII. Jahrgang, No. 51 und XIV. Jahrgang, No. 1—2.)

Finnen und Slawen. In dem russischen Regierungsbezirk Pleskau findet sich eine isolierte Niederlassung finnischer Esthen, die hier unter dem Namen Setud oder Setukesed bekannt sind. Von ihren russischen Nachbarn Poluwerzy genannt, durch Jahrhunderte unter ausschließlich slawischem Einfluß stehend und zum Unterschiede von ihren baltischen Stammesbrüdern der griechisch-orthodoxen Kirche angehörend, haben die Setud merkwürdigerweise nicht nur ihre national-ethnographische Eigenart bewahrt, sondern, da Ehen mit Slawen vermieden werden, auch körperlich als „Rasse" sich anscheinend gut erhalten. Ihre Zahl scheint dort aber stark zurückzugehen — vielleicht gerade infolge langdauernder Inzucht und Entartung des Stammes. Sie zählten im Jahre 1897 alles in allem 16571 Individuen beiderlei Geschlechts. Wie es kommt, daß diese Leute in Verhältnissen, wo es gewiß nicht an ethischen Berührungen fehlte, so lange sich rein erhielten und ihre psychische Eigenart trotz des fremden Kirchenglaubens bewahrten, ist schwer zu sagen. Dr. J. Hurt, ein geborener Esthe, der die Setud kürzlich zum Gegenstand spezieller Studien machte, nennt ausgeprägtes Nationalbewußtsein als Hauptmoment

in diesem eigentümlichen Verhältnis der beiden Rassen, die nie intimere Beziehungen zueinander gewannen und sich gegenseitig für inferior ansehen. Kein Wunder, daß unter solchen Bedingungen im Laufe vieler Jahrhunderte unter den Setud ein überwiegend verbitterter und hartnäckiger Nationalcharakter gezüchtet wurde. (R. Weinberg, Zeitschrift für Ethnologie, 1903.)

Rußland oder Japan? Häufig wird der Kampf zwischen den zwei Mächten als einer zwischen der „slawischen" und der „mongolischen" Rasse aufgefaßt. Dies ist jedoch anthropologisch falsch. Denn auch die große Masse der Russen ist mongoloid. Allerdings hat die herrschende Klasse und die Intelligenz in Rußland immer wieder von neuem germanische oder blond-slawische Elemente in sich aufgenommen. Aber auch Japan ist durchaus keine rein mongoloide Nation. So wird man als Rassen-Politiker aus theoretischen Gründen keiner von beiden Parteien den Vorzug geben können. Entscheidend für die Sympathien dürften die kulturellen Interessen des Westeuropäers sein. Es handelt sich einfach um die Frage, ob eine Stärkung oder eine Schwächung des unmittelbaren Nachbars Westeuropas dem letzteren dienlicher ist. (Dr. A. Koch-Hesse.)

Erziehung und Unterricht.

Die heutige jüdische Mädchenbildung. Es ist merkwürdig, daß heute bisweilen selbst in sogen. religiösen Familien, in denen der Knabe nicht „profane Wissenschaft" treiben darf, sondern den Talmud zu studieren hat, die Mädchen in christliche Klöster zur Erziehung gegeben werden. Der Knabe hat die Tradition fortzusetzen, das Mädchen Fertigkeiten zu erwerben. Vielleicht beruht diese merkwürdige Antithese auf dem Usus, daß in manchen jüdischen Schichten die Frauen die erwerbenden und ernährenden, die Männer die lehrenden und sinnenden Faktoren sind. Darunter leidet aber die Moral des jüdischen Volkes. Das wird allein schon durch die Statistik des Mädchenhandels bewiesen, aus der hervorgeht, daß hier die Juden die Majorität bilden, sowohl was die Opfer, als was die Agenten anbetrifft. Zum Teil ist hieran die materielle Not schuld, zum Teil aber auch die sittliche Oberflächlichkeit der jüdischen Mädchenbildung. Die Mädchen wohlhabender jüdischer Familien werden nur so erzogen, damit sie einen möglichst hochstehenden christlichen Mann bekommen. Man gibt die Mischehe für die Lösung der Judenfrage aus. Die Bildung wohlhabender Jüdinnen geht auf fremde Sprachen, schickes Kleiden, Pflege des Körpers, routiniertes Schlittschuhlaufen, strammes Lawn-Tennis-Spiel, flottes Rudern, pikantes Spazieren, leichte Ballgespräche usw. Gewiß ist Spiel und Sport auch dem Zionisten sympathisch, weil die Rasse dadurch gehoben wird. Aber die Gesinnung fehlt. Jüdische Arbeiterinnen aber unterscheiden sich in ihrem Auftreten kaum noch von den christlichen. So stark ist die Assimilation vorgeschritten. (Dr. S. Krenberger, Die Welt, 1904, No. 4.)

Volksbildung in Rußland. Nach den vorliegenden statistischen Erhebungen gibt es im russischen Reich gegenwärtig 84 544 Volksschulen. Davon sind 40 131 dem eigentlichen Kultusministerium (Ministerium der Volksaufklärung) unterstellt, 42 588 dem geistlichen Ressort, der Rest dem Finanz- und Ackerbauministerium. Auf die Städte entfallen 9194, auf das flache Land 73 006 Schulen. Besucht wurden diese Schulen um die Zeit der Erhebung von 76 177 Erwachsenen, 3 291 694 Knaben und 1 203 902 Mädchen. Die Zahl der Lehrenden beläuft sich auf 172 000; von 100 Lehrenden sind 55 weiblichen, 45 männlichen Geschlechts. Der Unterhalt aller Volksschulen des Reiches ist mit einem jährlichen Aufwand von 50 Millionen Rubel verbunden, wovon die Regierung 10,3 Millionen, die Landgemeinden mehr als 8 Millionen leisten. Auf jeden Schüler berechneten sich die Unterrichtskosten in den Dorfschulen auf 14 Rubel, in den städtischen Schulen auf 19 Rubel pro Jahr. R. W.

Schulwesen in Galizien und der Bukowina. Nach dem österreichischen Etat für 1904 werden sich in Galizien 49 Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) befinden. Davon werden 43 polnisch, 4 ruthenisch und 2 deutsch sein — eine ganz unverhältnismäßige Begünstigung der Polen zum Schaden der beiden

andern Nationalitäten. Im galizischen Landesbudget wird unter der Rubrik „Volksbildung" eine halbe Million für Privatinstitutionen bestimmt, hiervon erhalten die Ruthenen 8 pCt., die Polen 92 pCt.! Ferner pflegt im polnischen Westgalizien ein größerer Prozentsatz von Schulgeldbefreiungen stattzufinden als im ruthenischen Ostgalizien, trotzdem letzeres eine ärmere, aber mindestens ebenso begabte Bevölkerung enthält. — Das ruthenische Volksschulwesen in der Bukowina ist im Verhältnisse zu den andern ruthenischen Ländern (Ostgalizien und Südwestrußland) noch am besten bestellt. Zwar werden auf dem Seminar in Czernowitz die Lehrer und Lehrerinnen fast nur in deutscher Sprache ausgebildet. Aber diese ist den Ruthenen bei weitem sympathischer als die polnische in Galizien oder die russische in der Ukraina. Von den Schulkindern waren 37 pCt. ruthenisch, 35 pCt. rumänisch, 23 pCt. deutsch, dagegen nur 4 pCt. polnisch und 1 pCt. magyarisch. (R. Sembratowycz und Dr. M. Charkiw, Ruthenische Revue, Jahrgang I, Heft 15—16.)

Die Gründung einer landwirtschaftlichen Hochschule in Darmstadt wird seitens maßgebender Kreise der hessischen landwirtschaftlichen Genossenschaften erstrebt. Sie soll besonders einer gründlichen Heranbildung von Beamten für landwirtschaftliche Genossenschaften dienen. (Deutsche Wirtschaftspolitik, 1904, No. 3.)

Geistiges Leben.

Zur modernen Entwicklung der Rechtsphilosophie. Nachdem in Kant das Naturrecht sich ausgelebt hatte, trat in Hegel der gewaltige Schöpfer der geschichtlichen Auffassung hervor. Indem letztere sich aber vom Boden der Realität zu sehr entfernte, mußte für die Rechtsphilosophie eine lange Periode der Krise anbrechen. Während die einen Hegels Banner hoch hielten, begann in der Krauseschen Schule eine Zeit der Verödung; im philosophischen Dilettantismus Jherings aber lebte sich die Reflexion jener Tage aus, und mit dem „Zweck im Recht" schien die Rechtsphilosophie ruhig zu entschlummern. Aber da kam ihr die vergleichende Rechtswissenschaft zu Hülfe, obgleich sie natürlich, wie alle neuen Wissenschaften, im Anfang mit Mißtrauen angesehen und auch von der bisherigen geschichtlichen Schule oftmals abgelehnt und verhöhnt wurde. Aber wer gegen sie argumentiert, ohne z. B. das Werk von Morgan zum Gegenstand eingehender Studien gemacht zu haben, der argumentiert, wie, wer ohne Sanskrit zu kennen, über die vergleichende Sprachforschung aburteilen will. Hiermit gewinnen wir aber sofort den Anschluß an Hegel. Macht das Recht eine große, wichtige Entwicklung durch, so müssen wir, im Gegensatz zu Kant, Schopenhauer und den Indern, die Realität der Zeit annehmen. Aber wie alles Wirkliche besteht auch die Zeit nur relativ. „Sich entwickeln" heißt nicht bloß Werden; Entwickeln heißt Entfalten des in dem Organismus bereits vorhandenen Zweckbestrebens. Die Zukunft hängt mit der Vergangenheit durch eine transzendente Einheit zusammen, die auch in der Vielheit der Wesen und in der Mannigfaltigkeit der Zwecke steckt. Das ist die Lösung der philosophischen Entwicklungsfrage. Die Rechtsphilosophie muß also einerseits auf der Fülle der Tatsachen stehen, wie sie nur die Vergleichung aller Zeiten und Völker bringen kann, und sie muß andererseits die Probleme vertiefen, muß z. B. im Strafrecht von der transzendenten Verknüpfung aller Staatsangehörigen zu einer Einheit ausgehen. (Prof. J. Kohler, Deutsche Juristenzeitung, 1904, No. 1.)

Zur modernen Entwicklung der Abstammungslehre. Der springende Punkt in Darwins Lehre war bekanntlich, daß er in der natürlichen Auslese der Geeignetsten die große Parallele fand für die künstliche Auslese, vermöge welcher im kleinen der Mensch neue Haustier- und neue Pflanzenrassen zu erzeugen vermag. — Nach Darwin glaubte man den Hergang der Artentstehung schon völlig zu kennen und machte sich daran, jeder Species im Stammbaum der Lebewesen ihren Platz anzuweisen: es war „eine fröhliche, schöpferische Wissenschaft". Daneben trat kritische Erörterung der Prinzipien. Allmählich verschob sich das Problem, es hieß nicht mehr „Entstehung der Arten", sondern „Entstehung der Anpassungen". Und das ist methodologisch und erkenntnis-theoretisch richtig: denn ersteres ist im Dunkel der Vergangenheit schwer zu fassen, letzteres aber gehört zu

den Erfahrungstatsachen unserer Gegenwart. Weder Lamarcks, noch Darwins Antwort genügt mehr. Schon Nägeli hat einmal gesagt, die Auslese käme ihm vor wie ein Gärtner, den die Kinder den Baum beschneiden sahen und nun für den Urheber des Baumes hielten. Wir müssen zuerst verstehen, warum die Kinder ihren Eltern gleichen, dann werden wir auch begreifen lernen, warum sie mehr oder weniger von ihnen abweichen. Das ist für die Biologie das Problem der Probleme. Wie entsteht aus dem Ei ein Hühnchen? Im 18. Jahrhundert setzte C. Fr. Wolff an die Stelle der Präformation und Evolution eines im Keime schon fertig vorhandenen Lebewesens die Lehre von der Epigenesis. Ist es nicht leider überaus bezeichnend für das Verhältnis der menschlichen Erkenntnis zu den Lebenserscheinungen, daß heute wiederum eine ganz ähnliche Meinungsverschiedenheit unter den Biologen herrscht? Weismann und seine Schule nehmen an, daß in der Keimsubstanz die Anlagen aller späteren Teile des Organismus als „Determinantin" ruhen. Andererseits gibt es auch heute Epigenetiker. (Dr. R. Woltereck, Die Zeit, No. 480—181.)

Ein Volkstheater in Charlottenburg. Die Stadtverordnetenversammlung Charlottenburgs hat beschlossen, ein „Schillertheater" von Stadt wegen zu erbauen. Man geht mit dem Plane um, wöchentlich einen Schülertag einzurichten für den unentgeltlichen Besuch der höheren Klassen der Volksschulen, so daß innerhalb einer bestimmten Zeit, etwa eines Monats, sämtliche Kinder Vorstellungen gesehen haben werden. Außerdem sollen wöchentlich zwei Volkstage mit ganz niedrigen Preisen festgesetzt werden.

Bücherbesprechungen.

Dr. Ludwig Wilser, Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig, ca. 400 S. 8°. Preis brosch. 6 Mk., geb. 7 Mk. (Selbstanzeige.)

Das Buch, im wesentlichen eine Zusammenfassung der zerstreuten Arbeiten des Verfassers, sucht in vier Hauptteilen, einem naturwissenschaftlichen, einem vorgeschichtlichen, einem geschichtlichen und einem kulturgeschichtlichen, Darwins Voraussage „Licht wird fallen auf den Ursprung des Menschen und auf seine Geschichte", wahr zu machen und Eckers Forderung, die Anthropologie müsse „die vornehmste Hülfswissenschaft der Geschichte" werden, zu erfüllen.

Wenn auch die Germanen im Mittelpunkt der Darstellung stehen, so decken sich doch Ueberschrift und Inhalt nicht völlig. Der erste Teil behandelt Abstammung, Urheimat und Rassenbildung des Menschen, der zweite das Verhältnis der Rassen zu den Völkern und Sprachen, den indogermanischen Sprachstamm und die Stammesgliederung der Germanen, deren verwandtschaftlichen Zusammenhang mit westlichen und östlichen Nachbarn, besonders Kelten und Slaven, wie auch ihr Verhältnis zu früheren Vorgängern, so den thrakischen Trysenern, zu denen auch die zweifellos arischen Etrusker gehören, den Skythen, die den Uebergang zu den Persern bilden, u. a. Auch die aus der südeuropäischen oder Mittelmeerrasse hervorgegangenen Iberer und Semiten werden am Schlusse dieses Hauptteils besprochen.

Der dritte schildert auf Grund der Quellen die Wanderwege der verschiedenen germanischen Völker von dem Auszug aus der nordischen Heimat bis zur endgültigen Ansiedelung und erklärt die Bildung der neuen Stämme und Mundarten aus der uralten, von Plinius und Tacitus überlieferten Vierteilung. Der erste Abschnitt „Kupfer und Erz" des letzten Teils ist dem Ursprung der europäischen Bronzekultur gewidmet, der zweite löst das „Runenrätsel" auf einem der früheren Erklärungsweise gerade entgegengesetzten, die Entwicklung und Verbreitung der Buchstabenschrift in ganz neuem Licht erscheinen lassenden Wege, der dritte zeigt, wie der „romanische" und auch der „gotische" Stil aus altgermanischer Zierweise und Holzbaukunst erwachsen ist.

Dr. Netter, das Prinzip der Vervollkommnung als Grundlage der Strafrechtsreform. Eine rechtsphilosophische Untersuchung. Berlin 1900, Otto Liebmann. Preis 6,50 Mk.

Wie in der Natur das Neue das Alte nicht ohne erbitterte Kämpfe zu verdrängen vermag, so rufen auch im sozialen und geistigen Leben moderne Anschauungen zunächst den energischen Widerstand des Ueberlieferten hervor und befördern damit den Kampf, in welchem um die Herrschaft gestritten wird. So ist es auch erklärlich, daß, nachdem in den letzten Jahrzehnten in der Strafrechtswissenschaft diejenige Richtung, welche in dem Strafrechte lediglich ein Schutzmittel der Gesellschaft gegen ihre Widersacher erblickt, die Oberhand gewonnen hat, nunmehr die Vertreter der klassischen Schule sich sammeln und nach neuen Prinzipien suchen, um das Strafrecht vor der Konsequenz einer Ersetzbarkeit durch andere Einrichtungen zu bewahren.

Mit der Erkenntnis, daß Einheitlichkeit der Weltanschauung die höchste Aufgabe wissenschaftlicher Forschung ist; daß der Spezialforschung wissenschaftlicher Wert nur insofern zukommt, als ihre Ergebnisse sich als Bausteine in das Allgemeine einfügen lassen, während umgekehrt der Fortschritt in den Einzelwissenschaften durch Kombination und andere dem Gebiete der Philosophie angehörige Geistesoperationen allgemeiner Natur bedingt sind, steht Netter auf dem unanfechtbaren Boden des modernen Monismus, und er zieht nur die logische Konsequenz dieses Standpunktes, wenn er das Problem der Strafe als einen Teil des Problems bezeichnet, S. 304, an dessen Lösung jede Wissenschaft auf ihrem Gebiete zu arbeiten habe. Im Gegensatz zu dem veralteten Naturrechte erkennt er auch die Relativität alles Rechtes an und verzichtet damit grundsätzlich auf seine metaphysische und dogmatische Begründung.

In sichtbarer Anlehnung an den Kantschen Kritizismus wird nun aber zwischen dem Rechtsinhalte und den Grundlagen des Rechts unterschieden und durch Heranziehung des Zweckbegriffs in der sittlichen Vervollkommnung ein dem gesamten Rechte und damit dem Strafrechte immanentes, von seinem jeweiligen Inhalte unabhängiges Prinzip entwickelt. Der Verfasser muß damit den monistischen Boden verlassen, neben den Naturgesetzen für die sozialen Gebilde „Normalgesetze" anerkennen, S. 318, und überhaupt der lediglich naturwissenschaftlichen Betrachtung als einem „erkenntnistheoretischen Fehler", S. 120, die Geisteswissenschaften als ein dem Zweckbegriffe unterstehendes Sondergebiet gegenüberstellen. Indem der Verfasser aber weiter den Gegnern Unklarheit der Problemstellung vorwirft, dient ihm gerade die scharfe Problemstellung vielfach dazu, die Schwierigkeiten zu umgehen. Hieraus allein wird es verständlich, wenn er die soziologische Betrachtung des Verbrechens eine „methodische Unklarheit" nennt, S. 341, indem er nämlich a priori davon ausgeht, daß es sich hier um ein spezifisch juristisches Problem handele.

Man wird daher den durchdachten, auf tiefen philosophischen Studien beruhenden Ausführungen alle Anerkennung zollen, ohne doch ihren soziologischen Standpunkt zu teilen und ohne überhaupt das Prinzip zu billigen, daß die tatsächlichen Erscheinungen an der Hand des erkenntnistheoretisch und historisch entwickelten Begriffes zu sichten seien. Der Verfasser scheint auch zu übersehen, daß die Naturwissenschaft die Existenzberechtigung des Strafrechts höchstens als aprioristischen Begriff anzweifeln könnte, daß aber die Strafrechtspflege als tatsächlicher sozialer Vorgang für sie notwendig bleibt, wie ja auch die Gesellschaft, indem sie die Straftaten zu vermindern trachtet, andererseits durch Aufstellung neuer Verbrechenstatbestände dafür sorgt, daß die Straftätigkeit nicht erlahmt. A. Bozi.

Prof. Dr. Ludwig Pohle, „Deutschland am Scheidewege". Leipzig. B. G. Teubner, 1903. 242 S.

Betrachtungen über die gegenwärtige volkswirtschaftliche Verfassung und die zukünftige Handelspolitik Deutschlands: diesen Untertitel gibt Pohle seinem Werk, das die Erweiterung eines auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik 1901 gehaltenen Referats darstellt. Im ersten Teil gibt Verfasser eine Schilderung Deutschlands als Industriestaat und als Exportindustriestaat, sowie der treibenden Ursachen, die zu dieser Entwicklung geführt haben. Der zweite Teil dagegen handelt von den Zielen, welche die Handelspolitik Deutschlands in Zukunft zu verfolgen haben wird. Pohle ist ein entschiedener Gegner der Freihandelstheorie, er tritt für ausreichenden Zollschutz sowohl der Landwirtschaft als auch der Industrie

ein; aber er will nichts von Abschließung der einzelnen Volkswirtschaften gegen einander wissen, glaubt vielmehr, daß die Verflechtung der einzelnen Nationen in die Weltwirtschaft im Laufe der Zeit immer inniger werden und die internationale Arbeitsteilung demgemäß beständig zunehmen wird. Aber über die zukünftige Gestaltung dieses internationalen Tauschverkehrs hat Pohle seine eigene originelle Theorie; er ist der Ansicht und sucht sie auch des näheren zu beweisen, daß der jetzt die Hauptrolle im internationalen Verkehr spielende Austausch von Industrieprodukten gegen Nahrungsmittel und Rohstoffe in Zukunft bis auf geringe Reste verschwinden und einem Zustande Platz machen werde, bei dem dauernd nur Bodenprodukte gegen Bodenprodukte und Fabrikate gegen Fabrikate getauscht werden, weil nur bei dieser Art der internationalen Arbeitsteilung es vermieden würde, daß ein Staat auf Kosten eines anderen einen Bevölkerungszuwachs erhält. Diese Theorie führt den Verfasser zu dem Ergebnis, daß der uneingeschränkte Uebergang zum Exportindustrialismus die Gefahr zweier schwerer Krisen, einer sofort eintretenden in der Landwirtschaft und einer zukünftigen in der Industrie, heraufbeschwöre, und daß deshalb Deutschland am richtigsten handle, den Anschluß an die Weltwirtschaft nur mit den beiden Einschränkungen zu vollziehen: 1. daß die einheimische Landwirtschaft in ihrem bisherigen Bestande erhalten bleibt und 2. daß der Neubildung und weiteren Ausbreitung von Exportindustrien vorgebeugt wird, die hauptsächlich der Minderwertigkeit ihrer Arbeitsbedingungen ihren Absatz verdanken. Letztere Forderung stellt Verfasser auch deshalb, weil ein Staat, in dem solche Exportindustrien in größerem Umfange vorhanden sind, gänzlich außer stande sei, energische soziale Reformen durchzuführen.

Das Pohlesche Werk ist als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der handelspolitischen Literatur der neuesten Zeit anzusehen und wird zweifellos auch von den Gegnern des darin vertretenen Standpunktes mit großem Interesse gelesen werden.

Dr. F. Flechtner.

Amerikanismus, Schriften und Reden von Theodore Roosevelt, übersetzt von Dr. P. Raché. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Alle Beobachter der heutigen Amerikaner versichern übereinstimmend, daß sie von einem grenzenlosen Optimismus beherrscht seien. Der größte Optimist ist unfraglich ihr Präsident. Hoffnungsfreudigkeit ist eine seelische Begleiterscheinung der Jugend und des Wachstums. Roosevelt will alle seine Amerikaner mit dem jugendlichen Selbstvertrauen einer aufsteigenden Rasse erfüllen, er will sie zu Freiluftmenschen und Sportleuten — noch mehr! — zu Kriegern und Eroberern erziehen. Er weist darauf hin, daß der Sport wohl den Körper stähle, aber in seiner Uebertreibung zu einem lächerlichen Auswuchs werde, der schon den ernsten Römern an den Griechen unwürdig und kindisch erschien. Der Sportsman verstehe seinen Ball zu schleudern — wer bürge aber dafür, daß er auch im Kriege seinen Mann zu treffen und gleichzeitig für die eigene Deckung zu sorgen wisse? Und welches ist der Zweck der ganzen „Uebung"? Die Verteidigung der Monroe-Doktrin! Daß die von keiner Seite ernstlich bedrohte Monroe-Doktrin nur als Aushängeschild dient, daß dahinter panamerikanische Expansionstendenzen stecken, ist ohne weiteres klar. Wird es den Yankees gelingen, allmählich den ganzen Kontinent in ihre sehnigen Arme zu ziehen? Verhindert kann die Aufsaugung der westlichen Hemisphäre durch die Vereinigten Staaten nur dann werden, wenn Kanada und die südamerikanischen Staaten sich fähig zeigen, die Hauptlast ihrer Verteidigung selber zu übernehmen, denn Europa kann nicht unausgesetzt alle seine gepanzerten Fäuste über den Atlantischen Ozean strecken. Die jüngste oratorische Leistung Roosevelts, der Anspruch auf die „Kontrolle" über den Stillen Ozean, ist in dem Bändchen noch nicht enthalten. Hier dürfte die amerikanische Sturmwoge schließlich ins Ueberköpfen geraten. — Das Studium der Rooseveltschen Reden kann deutschen Lesern nur empfohlen werden. Unter der indianermäßigen Kriegsbemalung blitzt immer wieder das helle, scharfe Auge des praktischen Politikers, des geborenen Pfadfinders und Konquistadors hervor.

Eberhard Kraus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

III. 2. 1904.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Genealogie und Anthropologie.

Professor Dr. Carl von Ujfalvy †.

> Die Brücke, auf welcher die geschichtliche und Naturforschung sich begegnen und begegnen müssen, ist die Genealogie. Ottokar Lorenz.

Selbst die wildesten Völker hatten und haben noch eine Ahnung von einem Stammbaum. Anfangs wählten sie die Größten und Stärksten ihres Stammes zu Häuptlingen. Später folgte der Sohn dem Vater im Amte nach, nur eben darum, weil er der Sohn seines Vaters war. Mit der Einführung dieses Gebrauches begann das genealogische Bewußtsein zu erwachen.

Es ist nicht nur menschlich, sondern unsern Anschauungen nach auch ganz natürlich, daß die Verdienste des Vaters dem Sohne zu gute kommen. Fast eine Ausnahme ist die eigentümliche Auffassung der Chinesen. Bei diesem Volke genügt es, anerkannte Kenntnisse zu besitzen, um den Adel zu erlangen, welcher damit gleichzeitig allen Vorfahren des Neugeadelten verliehen wird. Diese Sitte mahnt an die stolzen Verse Alfred de Vignys, der (anläßlich seiner Ahnen) sagt:

> „Umsonst läßt mich mein Blut von ihnen allen abstammen,
> Wenn ich ihre Geschichte schreibe, so stammen sie von mir ab."

Obiger chinesischer Gebrauch ist eben eine nüchterne mongolische Auffassung, die wohl im alten Europa schwerlich Anerkennung finden dürfte[1]).

Seit den ältesten Zeiten genießt der Stammbaum hohes Ansehen und viele waren bemüht, mittelst genealogischer Forschungen ihre Abstammung auf irgend einen berühmten Ahnen zurückzuführen. Merkwürdigerweise galt die väterliche Linie allein, trotz ihrer ins

[1]) Ich kannte seinerzeit in Paris persönlich den geistreichen chinesischen Militärattaché General Tschen-Ki-Tong, den ich einmal fragte, warum er an offiziellen Empfangsabenden keinerlei Orden trüge. Er antwortete mir: „Wir haben in China überhaupt keine als diejenigen, welche wir eigens für die Fremden gestiftet." Ich wäre berechtigt gewesen, ihm zu erwidern, daß die Chinesen ihre Ehrenzeichen in Form von Kugeln aus Nephrit, Korallen, Kristall oder Lapislazuli auf den Mützen trügen. O vanitas vanitatum!

Auge springenden Unsicherheit; darum entbehrten jene Forschungen, welche bei dem bekannten Stammbaum der heiligen Schrift beginnen, jedweder wissenschaftlichen Grundlage und boten im besonderen für anthropologische Studien nur ein völlig einseitiges Interesse, d. h. kurz gesagt, sie waren unbrauchbar. Erst das Auftreten der Ahnenproben, deren Resultate zu gewissen Vorrechten, Aemtern und Stellungen befähigten, entsprach trotz ihrer nicht immer uneigennützigen Tendenz einer rationellen Anschauung, da vom Standpunkte der Anthropologie die Ahnen der Mutter den gleichen Einfluß auf die Nachkommen ausüben, wie diejenigen des Vaters. Darum hatte Lorenz, der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Genealogie, vollkommen recht, die Ahnentafeln für weit wichtiger zu betrachten als den altherkömmlichen Stammbaum. Dies bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Wie ließen sich auch die Erscheinungen der Vererbung, des Atavismus, der Variabilität ohne die Aufstellung einer Ahnentafel nachweisen, ganz abgesehen von den Rassenkreuzungen, die ja auch nur mittelst einer Ahnentafel festgestellt werden können.

Nun gehören die Untersuchungen über diese verschiedenen Tatsachen zweifellos dem Forschungsgebiete der Anthropologie an, und man kann diesbezüglich keinen Schritt tun, ohne sich auf genealogische Studien zu stützen. Den engen Zusammenhang, welcher demnach zwischen der Genealogie und der Anthropologie besteht, wird wohl niemand leugnen.

Die Anthropologie selbst ist trotz ihres raschen Aufschwunges eine verhältnismäßig neue Wissenschaft, die noch vielfach verketzert wird.

Mein Lehrer Broca erzählte mir oft von den unglaublichen Schwierigkeiten, die er zur Zeit des zweiten französischen Kaiserreiches zu überwinden hatte, um die Erlaubnis zur Gründung einer anthropologischen Gesellschaft in Paris zu erlangen, und vor wenigen Jahren noch mußte mein Freund de Lapouge seine anthropologischen Vorlesungen in Montpellier einstellen, nicht nur infolge der Opposition der dortigen Klerikalen, sondern auch derjenigen, welche in der anatomischen Anthropologie erstarrt, das Entstehen einer „sozialen Anthropologie“ mit scheelen Blicken ansahen. Ist doch anderwärts Otto Ammon bei seinen bedeutsamen Forschungen auf ähnliche Hindernisse gestoßen.

Ich selbst wagte es, mein Buch über den physischen Typus Alexanders des Großen eine ikonographisch-anthropologische Studie zu benennen, was mir den Spott einiger Archäologen einbrachte, die beim Lesen dieses Titels sich das Antlitz verhüllten.

Dies alles hat übrigens nur wenig zu bedeuten. Das Rad der Wissenschaft rollt unaufhaltsam vorwärts, und niemand vermag es, demselben mit dauerndem Erfolg in die Speichen zu greifen.

Eine jede Wissenschaft bedarf einer analytischen Grundlage, und lange währendes eingehendes Forschen ist unumgänglich notwendig, bis man zur Synthese schreiten darf.

Lorenz hat durch sein vortreffliches Werk über die Grundlagen der wissenschaftlichen Genealogie den Samen gestreut, und überall sprießt die Saat erfreulich empor. Woltmann hat, was die Tendenz seines kürzlich erschienenen Buches über „Politische Anthropologie“ anbetrifft, im selben Sinne neue Wege gebahnt, und Devrient und

Roller[1]) haben, in Lorenz' Spuren wandelnd, das Erreichte durch spezielle Beispiele sicher gestellt. Devrient, der Lorenz bei seinen Ahnenproben behülflich war, veröffentlichte seinerzeit eine höchst interessante genealogische Studie über die Ernestiner im 16. und 17. Jahrhundert, die uns wertvolle anthropologische Aufschlüsse bietet, und in einem jüngst in der Politisch-anthropologischen Revue erschienenen Aufsatze warnt er, wie es schon Lorenz getan, vor den voreiligen Untersuchungen über Erblichkeit, welche, so lange es an zuverlässigen Ahnentafeln fehlt, einer verhängnisvollen Einseitigkeit verfallen[2]). Dieser Aufsatz über das Problem der Ahnentafeln ist höchst beachtenswert, weil er allen denjenigen, welche auf dem Felde der Ahnenforschung zu praktischen anthropologischen Resultaten gelangen möchten, zuverlässige Auskunft bietet.

Die wichtigste Kenntnis, die wir aus der neuen genealogischen Wissenschaft schöpfen können, ist die außerordentliche Bedeutung der Ahnenverluste. Es wird wohl jedermann einleuchten, daß, wenn auf einer Ahnentafel unter den fächerartig sich ausbreitenden Ahnenreihen ein Vorfahr mehrmals verzeichnet erscheint, seine physischen und psychischen Eigenschaften bei seinen Abkömmlingen besonders intensiv zur Geltung kommen, wenn er selbst das Bild außerordentlicher Fähigkeiten oder das einer physischen und psychischen Belastung bietet. Trotzdem wir die Gesetze der Vererbung nur wenig und diejenigen des Atavismus und der Variabilität fast gar nicht kennen, so kann doch ihr Bestehen nicht geleugnet werden. Für die historische Anthropologie ist demnach das Problem der Ahnenverluste von größter Wichtigkeit, ja derjenige, der sich von einer Ahnentafel eine richtige Vorstellung macht, kann die Theorie des Monogenismus überhaupt nicht erfassen, und allein der Ahnenverlust vermag uns die Reduzierung der theoretisch bis ins Unendliche gehenden Ahnenzahl zu erklären. So gab es z. B. zur Zeit der Römerkriege im nordwestlichen Deutschland ungefähr 575 000 Germanen, was für das heutige Sprachgebiet 2½ Millionen ergibt, von welchen ungefähr anderthalb Millionen Nachkommen bis auf unsere Zeit hinterlassen haben dürften.

Seitdem sind 60 Menschenalter verflossen. In der 60. Generation hat man theoretisch mehr als eine Trillion Ahnen. Davon sind für jene Zeit wahrscheinlich 33 000 333 Billionen zu rechnen[3]). Daher ist diese fabelhafte Ahnenzahl nur in der Theorie wahr und de facto wird sie durch die Ahnenverluste und auch durch die beständige unvermeidliche Vermischung, von der natürlich bei der oben angeführten hypothetischen Anzahl von Germanen nicht die Rede ist, auf eine weit bescheidenere Zahl reduziert. Will man nun Beispiele dieses Ahnenverlustes, so genügt es, die Ahnentafel Karl Friedrichs, des ersten Großherzogs von Baden, welche Roller bis zur 13. aufsteigenden

[1]) In Karlsruhe, wo bereits Ammon sein prächtiges Werk über die Anthropologie der Badenser geschrieben, ist seit dem Jahre 1898 im badischen Generallandesarchiv ein besonderer Beamter, Dr. Roller, angestellt, der ausschließlich mit genealogischen Arbeiten betraut ist und bereits eine Stammtafel der Grafen von Montfiore und kürzlich Ahnentafeln der letzten regierenden Markgrafen von Baden-Baden und Baden-Durlach veröffentlicht hat (1902).

[2]) Dr. Ernst Devrient, Das Problem der Ahnentafeln. Politisch-anthropologische Revue, I. Jahrgang, No. 12, März 1903, S. 951.

[3]) E. Devrient, loc. cit., S. 956.

Generation, d. h. bis zur Zahl von 8192 Ahnen verfolgt, näher zu untersuchen. Wir sind sofort in der Lage, uns davon zu überzeugen, daß unter dieser Ahnenmenge fast alle Namen der bedeutenden Familien des ausgehenden Mittelalters vorkommen, und merkwürdigerweise besitzt der erste Großherzog von Baden mehr Blut von den Askaniern, Hohenzollern, Welfen und Wittelsbachern, als von den Zähringern[1]). Ganz dasselbe haben wir bei dem Studium der Ahnentafeln der Ptolemäer beobachtet, welche gegen Ende ihrer Dynastie mehr Seleukiden- als Lagidenblut in ihren Adern hatten.

Bis zur sechsten Ahnenreihe sind gewöhnlich die Ahnenverluste unbedeutend, aber höher hinauf nehmen sie mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zu, wie Devrient ganz richtig bemerkt, „denn wenn selbst ganz Germanien und Gallien zur Entstehung des heutigen Deutschen Reiches mitgewirkt hätten, so wären das noch lange nicht 33000333 Billionen, sondern etwa fünf Millionen Menschen und jeder von uns hat einen Ahnenverlust von mindestens 99999999985 pCt. aufzuweisen. Die Nachkommen jener Germanen und Kelten sind also in einer Weise untereinander verwandt, von der man sich bisher keine annähernde Vorstellung gemacht hat[2])."

Interessant sind diesbezüglich die von Devrient gemachten Berechnungen über das Vorkommen gewisser berühmter Ahnen auf den Stammlisten des Großherzogs Karl Friedrich. So erscheint Barbarossa mindestens 3015 mal verzeichnet, Otto der Große wenigstens 14307 mal, Karl der Große aber mindestens 97487 mal[3]). Diese Beispiele sprechen beredt genug.

Wenn man, wie ich, seit Jahren historische Anthropologie betreibt, so kann man nur mit Freuden das Aufblühen der wissenschaftlichen Genealogie begrüßen, denn sie ist zweifellos dazu bestimmt, eine mächtige Hülfswissenschaft für die Anthropologie zu werden.

Auf Grund der geschichtlichen Quellen sind wir imstande, die psychischen Charaktere der Mitglieder gewisser Dynastien des Altertums zu erforschen und ikonographische Dokumente, wie Porträtmünzen, geschnittene Steine, Büsten, Bas-Reliefs und Statuen versetzen uns bei einer kritischen Prüfung in die Lage, ihre somatologischen Besonderheiten kennen zu lernen. Diese Forschungen bieten allen jenen ein besonderes Interesse, die sich dem Studium der sozialen Anthropologie gewidmet und welche neben den geschichtlichen Quellen den Erscheinungen der natürlichen und sozialen Auslese, der Vererbung, des Atavismus, der Variabilität und der Anpassung Rechnung tragen. Allein solche Forschungen vermögen den Untergang von Rassen und Völkern zu erklären, denn sie liefern über Ereignisse, deren Ursachen man oft mit den Wirkungen verwechselt hat, unerwartete Aufschlüsse.

Seecks und Reibmayrs Arbeiten haben diesbezüglich zur richtigen Erkenntnis historischer Ereignisse mächtig beigetragen; so ist z. B. der Verfall des römischen Reiches nicht der Verderbtheit der Nachfolger des Augustus zuzuschreiben, sondern vielmehr der Entartung der römischen Großen und des römischen Volkes selbst. Marius und

---

[1]) E. Devrient, loc. cit., S. 954.
[2]) Devrient, loc. cit., S. 956.
[3]) Devrient, loc. cit., S. 954.

Sulla hatten in stumpfsinniger Grausamkeit die **Besten** sowohl unter dem Adel als unter dem Volke ausgerottet, bald mengten sich unter die führende Partei in Rom Freigelassene und Fremdlinge und gegen Ende des Reiches hatten die Bewohner der ewigen Stadt mit den alten Römern nur mehr den Namen gemein.

Andererseits ist die **Inzucht** für die aufsteigende Kultur ein notwendiges, wenn nicht unumgängliches Mittel, das aber selbst den Todeskeim in sich birgt, wie jeder Organismus überhaupt, mag er der Natur oder der Gesellschaft angehören. Allein die Vermischung ist imstande, den erstarrten Organismus wieder zu beleben, indem sie ihm frische Blutwellen zuführt; doch diese Vermischung ist nur dann von wohltätiger Wirkung, wenn sie, wie **Woltmann** so richtig bemerkt, unter **gleichwertigen** Elementen stattfindet, sonst ist sie von unheilvolleren Folgen begleitet, als die strengste Inzucht.

Mir scheinen diese Probleme von höchstem Interesse, deshalb läßt mich der Vorwurf, welchen mir **de Michelis** in seinem kürzlich erschienenen verdienstvollen Werke über den Ursprung der Indo-Europäer macht, indem er mich beschuldigt, die Wege der spekulativen Sozial-Anthropologie zu verfolgen, gänzlich unberührt.

Der Begriff der Geschichte der Menschheit deckt sich meiner Anschauung nach mit demjenigen der Naturgeschichte des Menschen vollkommen. Diese Auffassung beeinträchtigt durchaus nicht das Verdienst der Historiker, ohne deren Mitwirkung sie überhaupt nie zur Geltung gelangen könnte. Die größten Historiker des Altertums und der Neuzeit waren gleichfalls Naturforscher im weitesten Sinne des Wortes, ohne vielleicht sich dessen bewußt zu sein, denn nur auf diese Art vermochten sie es, der historischen Wahrheit gerecht zu werden.

Die Genealogie ist demnach eine Hülfswissenschaft der Anthropologie mit gleichem Rechte wie alle anderen Disziplinen, auf die sich die historische Erforschung des Menschengeschlechts stützt.

Die Vererbung der Krankheiten.

Prof. Dr. H. **Ribbert**.

Die Frage der Vererbung gewinnt täglich an Bedeutung. Immer mehr Beachtung findet der Einfluß, den das normale oder pathologische Verhalten der Vorfahren für die Nachkommen hat. Immer ausgedehnter wird die Forderung erhoben, daß einer Uebertragung von Krankheiten der Eltern auf die Kinder nach Möglichkeit entgegengetreten werden solle. Unter diesen Umständen aber ist es wünschenswert, daß die Kenntnis der Verhältnisse, die für die Vererbung maßgebend sind, in immer weitere Kreise dringt. Dabei wird es nicht überflüssig erscheinen, wenn ich die Bedingungen, unter denen Krankheiten auf die Nachkommen übergehen, in Kürze, aber übersichtlich zur Darstellung bringe.

Unter Vererbung verstehen wir, ganz allgemein ausgedrückt und unter Verwertung aller hierher gehörenden Tatsachen, das Auftreten der den Vorfahren anhaftenden pathologischen Zustände bei den Nachkommen. Im täglichen Sprachengebrauch haben wir dabei vor allem die Uebertragung von den Eltern auf die Kinder im Auge.

Aber nicht alles, was man kurzweg Vererbung nennt, darf im engeren Sinne so genannt werden. Wir sollten darunter nur die Fälle verstehen, in denen eine bei den Eltern vorhandene krankhafte Eigentümlichkeit als solche auf die Kinder übertragen wird, nicht aber diejenigen, in denen beide zugleich durch dieselbe krankmachende Schädlichkeit getroffen werden, in denen also z. B. Bakterien im elterlichen und fötalen Organismus ihre Wirkung entfalten.

Wir kennen zahlreiche Krankheiten, oder genauer gesagt pathologische Zustände — denn nicht nur die eigentlichen Krankheiten, sondern auch Abnormitäten, z. B. Mißbildungen, haben für uns Interesse —, die bei den Nachkommen auftreten können, wenn sie bei den Vorfahren vorhanden waren, die also in jenem engeren oder weiteren Sinne vererbt werden können.

Ich nenne die Tuberkulose, die Syphilis, viele andere Infektionskrankheiten, die Bluterkrankheit, die Farbenblindheit, Geisteskrankheiten, manche Geschwülste, einige Mißbildungen, außerdem noch andere seltenere Affektionen.

Aber die Art und Weise, wie alle diese Krankheiten übergehen und ihre Bedeutung für die Nachkommen hängt sehr wesentlich ab von dem Zeitpunkt, in welchem sie zuerst auftraten. Wir können danach zwei Gruppen unterscheiden, deren Trennung geeignet ist, die Frage der Vererbung in ein helleres Licht zu rücken.

Die Erwerbung eines pathologischen Zustandes kann erstens nicht nur im extrauterinen, sondern auch im intrauterinen Leben, sie kann aber zweitens noch früher, d. h. vor der Befruchtung stattfinden. Denn schon die in den Keimdrüsen befindlichen Eier und Samenzellen können krankhaft affiziert werden. Jene beiden Gruppen werden nun durch den Zeitpunkt der Befruchtung voneinander getrennt. Die erste umfaßt danach diejenigen Erkrankungen, die von den einzelnen Menschen während ihrer individuellen Existenz, d. h. von dem Beginn der Eientwicklung bis zum Greisenalter erworben wurden. Ob das intrauterin oder extrauterin geschieht, ist für unsere Betrachtung gleichgültig, wenn auch die Folgen für das Individuum insofern vielfach verschieden sind, als bei schädlichen Einwirkungen auf den Embryo nicht selten Mißbildungen entstehen, die im extrauterinen Leben nicht mehr eintreten können.

In der zweiten Gruppe haben wir es mit denjenigen pathologischen Prozessen zu tun, die von den Keimzellen entweder vor der Befruchtung erworben wurden oder die ihnen schon von früher, von den Großeltern oder den noch weiter zurückliegenden Aszendenten her anhafteten.

Die Bedeutung der beiden Gruppen für die Vererbung ist nun in allen den Fällen dieselbe, in denen es sich darum handelt, daß die bei den Eltern wirksame Krankheitsursache selbst auf die Nachkommen übergeht. Denn ob z. B. die Bakterien in den Fötus oder schon in die Keimzelle eindringen, das macht für den weiteren Verlauf

der fötalen Erkrankung keinen prinzipiellen Unterschied. Anders aber ist es mit den pathologischen Gewebeveränderungen, deren Vererbung uns interessiert.

Wenn im Sinne der ersten Gruppe ein Mensch eine Krankheit erwirbt, so ist ihre Uebertragungsmöglichkeit im höchsten Grade zweifelhaft. Träte sie ein, so würde eine Vererbung im engsten Sinne vorliegen. Der pathologische Zustand müßte dann entweder von Vater oder Mutter auf Spermatozoon oder Ei übergegangen und später in dem aus diesen Keimzellen hervorgegangenen Individuum zur Ausbildung gelangt, oder er müßte von der Mutter auf den in ihrem Uterus sich entwickelnden Embryo übertragen worden sein.

In der zweiten Gruppe liegt die Sache anders. Wenn ein Mensch krank ist, weil er schon im Keim, aus dem er entstand, vor der Befruchtung abnorm war, so ist sehr wahrscheinlich, daß auch seine Nachkommen mit derselben Anomalie behaftet sind, wenn sie auch nicht immer deutlich in die Erscheinung tritt. Denn das Kind ging ja aus einer Keimzelle der Eltern hervor. Diese aber stammt ihrerseits ebenso wie der elterliche Organismus selbst von jener Keimzelle ab, die wir als krank voraussetzten. Wie bei der normalen, so werden eben auch bei der pathologischen Vererbung, wenn auch vielleicht nicht mit gleicher Regelmäßigkeit, die Eier und Samenzellen die gleichen Eigenschaften der Anlage nach enthalten, wie der sie einschließende Organismus.

Wir müssen aber die beiden Gruppen noch genauer betrachten und beginnen mit der ersten. Wir fragen: Ist eine direkte Uebertragung erworbener Krankheiten auf die Kinder möglich? Die Antwort lautet zunächst ganz allgemein, daß wir kein Beispiel kennen, welches uns mit aller Bestimmtheit zwänge, einen solchen Uebergang anzunehmen und daß wir alle auf den ersten Blick hierher zu rechnenden Beobachtungen auch auf andere Weise verständlich machen können.

Wenn wir davon ausgehen, daß die Krankheiten auf primären anatomischen Veränderungen beruhen und wenn wir nun die Abnormität irgend eines Organes annehmen, so müßten wir uns vorstellen, daß, wenn eine Uebertragung auf die Keimzellen stattfinden sollte, die in ihnen vorhandene Anlage in dem Organ oder, falls der Uebergang auf den Fötus einträte, der in ihm in Entwicklung begriffene Körperteil gleichsinnig verändert würden. Nun kann aber doch die Anomalie irgend eines Teiles, z. B. der Leber, sich nur durch die von ihm bedingte funktionelle Störung auf den übrigen Körper, also auch auf Keimzellen oder Embryo äußern, z. B. durch Uebertritt von Galle ins Blut. Diese Galle, welche den kranken Körper überall durchtränkt, wird auch die Keimzellen treffen, aber daraus könnte doch niemals eine Schädigung der Leberanlage (oder des werdenden embryonalen Organes) hervorgehen, die der Abnormität der elterlichen Leber gleich wäre. Denn deren Erkrankung entstand ja nicht durch Wirkung der Galle vom Blut aus, sondern auf irgend einem anderen Wege. Die Galle wird gewiß die Keimzelle oder den Fötus benachteiligen können, aber nur der gleiche Vorgang, der die Leber von Vater oder Mutter lädierte, könnte den Einfluß haben, daß auch die Leber des Kindes dieselben Krankheitsprozesse aufweise, wie die des elterlichen Organes.

Oder nehmen wir die Niere. Wenn sie unter dem Angriff der Bakterien verändert wird und dann nicht mehr ordentlich funktioniert, so wird der ganze Körper leiden müssen, weil die sonst mit dem Harn ausgeschiedenen Stoffe in ihm sich anhäufen. Diese schädlichen Substanzen werden auch die Keimzellen oder den Embryo im Uterus irgend wie nachteilig verändern können, aber sie werden bei ihnen niemals eine Nierenerkrankung hervorrufen, die mit derjenigen der Eltern übereinstimmte. Sie würde nur dann zustande kommen, wenn jene Bakterien nun auch wieder selbständig auf die Niere der Nachkommen einwirkten.

Aehnlich verhält es sich mit der Uebertragung aller anderen Organveränderungen, die von den Eltern erworben werden. Es gibt keine Möglichkeit, sich vorzustellen, auf welche Weise sie in gleichem Sinne auf die Nachkommen sollten übergehen können.

Die Frage nach der Uebertragung erworbener Krankheiten ist aber nur ein Teil der Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften, mit der wir uns hier freilich nicht eingehend beschäftigen, die wir aber doch nicht unberührt lassen können.

Man sagt wohl, die Vererbung erworbener Eigenschaften sei nicht zu widerlegen, da wir über die inneren, den Keim eventuell beeinflussenden Beziehungen zwischen den einzelnen Körperteilen und deren Veränderungen einerseits und der Keimzelle andererseits nichts Sicheres wüßten. Das mag ja sein, aber wenn wir solche uns unbekannte und nicht vorstellbare Beziehungen annehmen sollen, so müßten wir dazu durch Tatsachen gezwungen sein, die eine andere Deutung nicht zuließen. Solche Beobachtungen kennen wir aber, zum mindesten im Bereich der Pathologie, nicht. Alle Erscheinungen lassen sich auf andere Weise erklären.

Die Frage ist am ausgedehntesten mit Rücksicht auf künstlich gesetzte Verletzungen studiert worden, die sich beliebig in charakteristischer Weise erzeugen lassen und deren eventuelle Vererbung deshalb besser festgestellt werden könnte, als bei den weniger leicht zu identifizierenden Krankheiten. Aber auch hier ist das Resultat das gleiche.

Verletzungen des elterlichen Organismus haben niemals zur Folge, daß bei den Nachkommen gleichartige Veränderungen entstehen. Das beste Beispiel bietet die durch Jahrtausende fortgesetzte Beschneidung. Wenn eine Vererbung traumatisch erworbener Eigenschaften möglich wäre, sollte sie doch gerade hier beobachtet werden. Aber die Neugeborenen haben wieder das normal lange Praeputium und müssen immer wieder der Beschneidung unterzogen werden. Wenn aber gelegentlich einmal eine kurze Vorhaut angeboren vorkommt, so ist das doch nicht häufiger der Fall, als bei Völkern, welche die Beschneidung nicht ausüben.

Auch experimentelle Untersuchungen sind angestellt worden. Weismann amputierte bei Mäusen durch viele Generationen die Schwänze, ohne daß deshalb jemals eine schwanzlose Maus geboren worden wäre.

Vor Jahren machte allerdings eine scheinbare Ausnahme Aufsehen. Zacharias demonstrierte schwanzlose Katzen, deren Mutter vor Jahren den Schwanz durch ein Trauma verloren haben sollte.

Aber einmal ließ sich diese letztere Tatsache keineswegs sicherstellen und andererseits wurde hervorgehoben, daß nicht so ganz selten ohne nachweisbare Veranlassung schwanzlose Katzen geboren werden und daß dann diese in dem elterlichen Organismus auf Grund einer primären Keimanomalie vorhandene Eigenschaft sich eben deshalb auch auf die Nachkommen vererben kann.

Ein anderes auf den ersten Blick beweisendes Beispiel teilte O. Israel mit. Einer Mutter wurde ein Ohrring ausgerissen und bei einem Kinde trat eine rinnenförmige Spalte im Ohrläppchen auf. Es schien, als liege hier eine Vererbung vor. Aber die Untersuchung zeigte, daß die Mutter außer dem traumatischen Einriß auch schon eine spaltförmige Einkerbung besaß und daß also diese, nicht der Riß übertragen worden war.

Noch mehr Aufsehen machten Versuche Brown-Séquards an Meerschweinchen. Er verletzte deren Zentralnervensystem und sah dann bei ihnen, aber auch bei deren Nachkommen epileptische Anfälle auftreten. Von anderen Seiten wurden diese Beobachtungen teils bestätigt, teils bezweifelt. Aber auch wenn die Jungen wirklich häufig oder immer erkrankten, läge doch noch keine Vererbung vor. Das wäre nur dann der Fall, wenn die durch die Verletzung gesetzte Veränderung des Zentralnervensystems auch bei den Nachkommen aufträte. Denn die Krampfanfälle sind nur ein Symptom und brauchen durchaus nicht durch eine zentrale Anomalie zu entstehen, die der bei den Eltern erzeugten entspricht. Die Schädigung der letzteren kann in irgend einer anderen Weise auf die Embryonen eingewirkt und bei ihnen sonstige Veränderungen bedingt haben, die bei den ohnehin sehr leicht nervös erregbaren Tieren die Anfälle auslösten.

Die mangelnde Uebertragbarkeit traumatischer Veränderungen tritt uns ferner auch bei solchen Mißbildungen entgegen, die unzweifelhaft während des embryonalen Lebens erworben wurden. Die Abnormitäten der Extremitäten durch Druck des Uterus, durch Umschnürungen mit der Nabelschnur, durch abnorme Stellung, die das Leben nicht beeinträchtigenden Spaltbildungen der Wirbelsäule gehen nicht auf die Nachkommen über. Auch die Doppelmißbildungen werden nicht vererbt.

Unsere Erörterungen führen uns also zu dem Ergebnis, daß wir keinen Fall einer Vererbung erworbener krankhafter Eigenschaften kennen. Aber es gibt in dem oben bereits erwähnten Sinne manche bei Eltern und Kindern zugleich auftretende pathologische Vorgänge, die eine Uebertragbarkeit erworbener Anomalien vortäuschen. Wir müssen uns mit ihnen beschäftigen.

Wenn nämlich der elterliche Organismus durch eine Schädlichkeit getroffen und verändert wird, so ist es nicht ohne weiteres abzulehnen, daß auch die Keimzellen, oder daß der sich entwickelnde Fötus durch den gleichen Einfluß in gleichem Sinne leiden könnte. Denken wir uns z. B., daß irgend eine giftige Substanz im elterlichen Organismus zirkuliert und in ihm irgend einen Teil krank macht, so darf man sich vorstellen, daß sie auch im Keim, der ja vermutlich von dem Gifte gleichfalls erreicht wird, Veränderungen zur Folge hat, welche in dem späteren Kinde analoge Anomalien wie bei den Eltern hervorrufen. Vielleicht wird aber noch eher eine entsprechende Läsion der Nach-

kommen eintreten, wenn nicht schon die Keimzelle, sondern erst der Fötus während seines Aufenthaltes im Uterus von dem Gifte vermittelst des Placentarkreislaufes getroffen wird. Bestimmte, genügend sichergestellte Erfahrungen besitzen wir über diese Vorgänge freilich nicht, aber für den Alkohol z. B. wird ja behauptet, daß er, wie er das Nervensystem des Potators schädigen kann, auch das des Fötus oder schon seine Anlage in der Keimzelle so beeinflussen könne, daß die Nachkommen nervöse oder geistige Störungen davontragen.

Es ist aber weiterhin denkbar, daß schädliche, im Körper kreisende Stoffe nicht charakteristische nachweisbare Anomalien in den einzelnen Organen hervorrufen, sondern daß sie nur eine Herabsetzung der Lebensenergie und damit eine Empfänglichkeit für andere Einflüsse, eine erhöhte Disposition schaffen. Das werden sie dann aber nicht nur im elterlichen Organismus, sondern unter Vermittlung des Placentarkreislaufes auch im Fötus tun können.

In solchen Fällen ist es aber klar, daß nicht zuerst eine Veränderung bei den Eltern entsteht, die nun als solche auf den Keim oder Embryo übertragen würde, sondern daß im elterlichen und im kindlichen Organismus zu derselben Zeit oder nacheinander durch die gleichen Schädlichkeiten auch die gleichen Folgezustände hervorgerufen werden.

Diese Gesichtspunkte werden selbstverständlich nicht nur für beliebige, giftig wirkende Stoffe gelten, sondern auch für die von Bakterien produzierten Toxine.

Aber auch in den Fällen, in denen Erkrankungen, welche durch bestimmte pathogene Mikroorganismen bedingt sind, bei Eltern und gleichzeitig oder nachher bei den Kindern hervorgerufen werden, handelt es sich nicht um eine Uebertragung der bei jenen entstandenen Organveränderungen, sondern um ein Eindringen der Bakterien in den elterlichen Körper einerseits und von ihm aus in den Fötus andererseits. In beiden werden so dieselben Veränderungen, aber ganz unabhängig voneinander, hervorgerufen. Die Krankheit wird also nicht als solche vererbt, sondern es werden nur die Krankheitserreger übertragen.

Der Unterschied gegenüber den gelösten Giften liegt darin, daß die nachteilige Wirkung sich nicht, wie bei diesen, sehr bald geltend machen muß, wenn auch die klinischen Erscheinungen manchmal erst später hervortreten, sondern daß die Mikroorganismen in dem Embryo eine Zeitlang wirkungslos weiter existieren können, ehe sie die Organe angreifen. Daß so etwas möglich ist, wissen wir aus Versuchen: Man kann Hühnereier mit Tuberkelbazillen infizieren, ohne ihre Entwicklung zu stören. Die ausgekrochenen Hühnchen aber werden früher oder später tuberkulös.

Aber auch auf natürlichem Wege, von den Eltern auf die werdenden Nachkommen, können Bakterien übertragen werden. Wir pflegen hier zwei Möglichkeiten, die germinative Uebertragung, bei der schon die Keimzellen infiziert werden, und die placentare zu unterscheiden, bei welcher die Mikroorganismen von der Mutter durch die Placenta auf den Embryo übergehen. Ueber den ersteren Vorgang haben wir beim Menschen keine absolut sichere Kunde. Doch wird angenommen, daß die Syphilis vermittelst der Spermatozoen auf den

Fötus übergehen kann. Bei Vögeln aber hat man festgestellt, daß in die Bauchhöhle eingeführte Tuberkelbazillen in die aus dem Ovarium sich loslösenden Eier hineingelangen und später die Erkrankung des ausgebildeten Tieres herbeiführen können. Die placentare Uebertragung ist dagegen auch beim Menschen sichergestellt. Wir wissen, daß Tuberkelbazillen sich in der Placenta festsetzen und von ihr aus auf den Fötus gelangen können. Auf dem gleichen Wege gehen auch die Milzbrandbazillen, die Typhusbazillen, pathogene Kokken usw. über.

Aber nicht nur Nachteil muß der fötale Organismus durch solche Vorgänge haben. Er kann durch die Beziehungen zu den Eltern auch günstig beeinflußt werden. Denn wenn nach Infektionskrankheiten des Vaters oder der Mutter eine Unempfänglichkeit gegen eine neue Erkrankung zurückbleibt, so kann sie unter Umständen auch bei den Nachkommen vorhanden sein. Sie wird ja bedingt durch die Einwirkung des bakteriellen Giftes auf die Gewebe und kann deshalb, wenn die Toxine den Fötus treffen, auch bei ihm zutage treten. Daneben besteht allerdings die Möglichkeit, daß eine Immunität auch dadurch übertragen werden könnte, daß die von der Mutter gebildeten Antitoxine durch die Placenta in den Embryo eindringen und ihm so eine allerdings vorübergehende Unempfänglichkeit verleihen. Dann würde es sich also nicht um den Effekt einer gleichzeitigen Einwirkung des toxischen Agens auf Mutter und Kind handeln, sondern um einen der echten Vererbung sich annähernden Uebertritt eines von der Mutter erzeugten Stoffes auf den Fötus. Aber auch hier ist zu bedenken, daß ja nicht eigentlich eine den mütterlichen Geweben anhaftende Eigenschaft — hier also die Fähigkeit zur Antitoxinbildung — übertragen wird, sondern nur ein in dem Blut zirkulierendes cellulares Produkt. Um eine eigentliche Vererbung handelt es sich also auch dann nicht.

So wird also bei der Immunisierung des Fötus eine echte Vererbung lediglich vorgetäuscht. Das kann aber vielleicht auch bei nicht bakteriellen Prozessen geschehen. Es ist denkbar, daß die Angewöhnung von aufeinander folgenden Generationen an heiße Klimate allein darauf beruht, daß die hohen Temperaturen die Eltern und die in ihnen befindlichen Keimzellen beeinflussen und daß nun beide ohne direkten kausalen Zusammenhang selbständig für sich eine Anpassung an die Hitze erfahren.

In allen zuletzt besprochenen Fällen handelt es sich also um eine scheinbare Vererbung erworbener Eigenschaften, in Wirklichkeit aber um eine unabhängige Entstehung bei Eltern und Nachkommen.

Wir bleiben also bei dem Resultat stehen, daß es ausreichende Beweise für die Uebertragung der durch äußere Einwirkungen bei den Eltern hervorgerufenen krankhaften Veränderungen in dem Sinne nicht gibt, daß die Anomalien als solche auf die Kinder übergingen und bei ihnen genau so wie bei den Eltern auftreten. Dieses Ergebnis schließt aber, wie aus den bisherigen Erörterungen schon hervorging und wie auch die folgenden noch weiter zeigen werden, nicht etwa ein, daß nun die elterlichen Affektionen für die Nachkommen gleichgültig wären. Sie können durchaus schädlich auf sie wirken, aber doch nur so, daß sie irgend welche andersartige Veränderungen bedingen.

Wir wenden uns nunmehr zu der zweiten Gruppe, in der es sich darum handelt, daß nicht erst der sich entwickelnde Fötus oder das ausgebildete Individuum die pathologischen Eigenschaften erwarben, sondern daß bereits die Keimzellen mit ihnen behaftet waren. Hier ist, wie wir sehen, die Uebertragung auf die Nachkommen in hohem Grade wahrscheinlich. Denn wir dürfen annehmen, daß auch das befruchtete Ei die Anomalien der Keimzellen enthalten wird und daß dann auch die aus ihnen hervorgehenden Furchungskugeln und damit auch die weiteren Teilprodukte die gleiche Abweichung zeigen werden. Im weiteren Verlaufe der Embryogenese werden sich dann die verschiedenen Anomalien je nach ihrer Beziehung zu den Eibestandteilen auf einzelne Zellreihen (bei einer Mißbildung z. B. auf eine einzelne Extremität) oder auf den ganzen Organismus (z. B. bei allgemeinen Ernährungsstörungen, bei Zwerghaftigkeit usw.) verteilen. Stets aber, oder doch meist, werden die Abnormitäten auch in die sich bildenden Keimzellen des Embryo übergehen, gerade so gut wie alle anderen Eigentümlichkeiten. Hier werden sie dann als Anlagen aufbewahrt, bis sie später bei dem Erwachsenen sich im Spermatozoon oder im Ei geltend machen, um vermittelst der Befruchtung wiederum auf die nächsten Embryonen übertragen zu werden u. s. f.

Die Frage der Vererbung macht uns hier also keine Schwierigkeiten. Dagegen müssen wir um so mehr festzustellen suchen, wie denn die Anomalien der Keimzellen überhaupt zustande kommen können.

Es empfiehlt sich, auch hier wieder zwei Möglichkeiten zu unterscheiden. Die Keimzellen können erstens schon vor der Befruchtung lädiert sein, oder es können zweitens während der Vereinigung von Ei und Sperma Schädigungen eintreten.

In der ersten Abteilung kommen mehrere Fälle in Betracht.

a) Die Keimzelle kann nämlich deshalb anormal sein, weil sie es von Hause aus ist, d. h. als Abkömmling der gleichfalls anormalen Eizelle, aus der sie selbst und das Individuum hervorging, dessen Teil sie ist. Unter diese Kategorie fallen alle die Abnormitäten, welche von früheren Generationen her sich kontinuierlich auf immer neue Keimzellen übertragen. Hierher würden also alle Fälle von Atavismus gehören, so weit er für unsere mit den Krankheiten sich beschäftigende Erörterung Gültigkeit hat.

b) Die Keimzelle kann zweitens erst während ihrer Anwesenheit im Hoden oder Ovarium oder in der Zwischenzeit zwischen dem Austritt aus den Geschlechtsdrüsen und der Befruchtung geschädigt werden. Wiederum gibt es verschiedene Bedingungen, unter denen so etwas eintreten kann.

1. Die Anomalie der Keimzellen kann sich an primäre elterliche Erkrankungen anschließen, welche die Lebensenergie der Gewebe herabzusetzen vermögen. Sie werden sich auch auf jene Zellen geltend machen, aber, wie wir sahen, nicht so, daß die Organveränderung selbst auf die Nachkommen übertragen würde, sondern nur in dem Sinne, daß der kranke elterliche Organismus irgendwie ungünstig auf Hoden oder Ovarium einwirkt. So macht z. B. ein

pathologischer Zustand der blutbildenden Apparate den Körper von Vater oder Mutter blutarm und führt dadurch zu mangelhafter Ernährung, an der natürlich auch die Keimzellen beteiligt sind. Sie können dadurch sicherlich Schaden erleiden, der um so intensiver hervortreten wird, je länger die Blutarmut anhält. In ähnlicher Weise mögen auch Störungen der Atmung wirken können, wenn mit ihnen eine mangelhafte Sauerstoffaufnahme verbunden ist, oder schwere Herzfehler, wenn eine Stauung im venösen Kreislauf die Folge ist usw.

2. Die Keimzellen werden aber besonders leicht durch Gifte angegriffen werden können, die im elterlichen Körper kreisen, mögen sie nun von außen in ihn hineingekommen oder in ihm durch krankhafte Prozesse gebildet sein: Sie gelangen ja mit der Zirkulation überall hin. Und wenn nun die Eltern durch sie krank werden, so liegt es nahe, das Gleiche bei den Keimzellen vorauszusetzen. Notwendig ist es aber durchaus nicht. Ein Gift, welches den Erwachsenen schädigt, kann Eier und Spermazellen intakt lassen. Denn wir sehen ja, daß die toxischen Substanzen im allgemeinen nicht alle Organe gleichmäßig treffen, daß sie bestimmte bevorzugen und andere nur wenig oder auch gar nicht angreifen. Unter diesen Umständen müßte es immer erst nachgewiesen werden, daß nun gerade die Geschlechtsdrüsen zu den Organen gehören, welche besonders zu leiden haben. Ohne weiteres voraussetzen darf man es nicht.

Und wenn nun wirklich die Gifte auf die Keimzellen eingewirkt und sie lädiert haben, so muß auch daraus noch kein dauernder Schaden entstehen. Denn die Veränderung kann gewiß wieder rückgängig werden. Der Körper des Erwachsenen ist imstande, Verluste an seiner Substanz durch Regeneration wieder auszugleichen. Ebenso werden feinere Störungen des Zellprotoplasmas, wie sie z. B. bei der trüben Schwellung, der fettigen Degeneration eintreten, durch Heilungsvorgänge wieder beseitigt. Diese Fähigkeit zur Wiederherstellung des früheren Zustandes werden wir aber auch den Keimzellen zuschreiben dürfen, die gewiß ebenfalls die Möglichkeit besitzen, intracellulare Läsionen wieder aufzuheben. Vorübergehende Vergiftungen werden also jedenfalls auch nur vorübergehenden Nachteil bringen. Ungünstiger steht selbstverständlich die Frage, wenn die toxische Wirkung sich immer wiederholt oder wenn sie ohne Unterbrechung lange Zeit andauert.

Wir wollen ein Gift, den Alkohol, noch etwas eingehender ins Auge fassen.

Es wird zurzeit mit besonderem Nachdruck betont, daß der Alkohol nicht nur auf die Erwachsenen, sondern durch Vergiftung der Keimzellen auch auf die Nachkommen nachteilig zu wirken vermöge. Wir können diese Möglichkeit ohne weiteres zugeben und den Mißbrauch, der mit dem Alkoholgenuß getrieben wird, lebhaft beklagen. Aber wir wollen nicht vergessen, daß die Anklagen gegen den Alkohol vielfach ohne ausreichende Begründung erhoben werden und daß es insbesondere völlig unbewiesen ist, wenn man auch dem mäßigen Genusse von Bier und Wein Nachteile für die Kinder zuschreibt.

Was zunächst die Wirkung des Alkohols auf die Erwachsenen angeht, so ist es nicht richtig, wenn man ihn kurzweg als die allein

zureichende Ursache einer Reihe von Krankheiten ansieht. Es ist z. B. falsch, wenn man sagt, der Alkohol mache die Lebercirrhose. Denn es laufen weit mehr Säufer ohne Cirrhose als mit ihr herum. Also müssen noch besondere Momente hinzukommen, welche die Lebererkrankung zustande kommen lassen. Wir wissen denn auch heute, daß der Alkohol überhaupt nicht direkt die Cirrhose hervorruft, sondern daß Zersetzungen im Darmkanal die Vermittlerrolle spielen.

Es ist ferner unrichtig, wenn man die Nierenschrumpfungen vom Alkoholgenuß abhängig macht. Die Fälle, in denen man das mit einiger Sicherheit tun darf, sind äußerst selten. Insbesondere trifft man neben einer in jenem Sinne durch Alkohol bedingten Lebercirrhose nur ausnahmsweise eine Schrumpfniere.

Es ist weiterhin unbegründet, wenn man die Arteriosklerose auf Alkoholintoxikation zurückführt. Man trifft gar nicht selten bei hochgradigen Säufern völlig intakte Gefäße.

Natürlich sollen diese Hervorhebungen nicht dazu dienen, den Abusus des Alkohols weniger gefährlich erscheinen zu lassen, sie sollen nur zeigen, daß er nicht notwendig und nicht einmal in den meisten Fällen dieses oder jenes Organ benachteiligen muß.

Wenn dem aber so ist, so liegt kein Zwang zu der Annahme vor, daß die Keimzellen unter allen Umständen Schaden leiden müßten. Mit einer solchen Behauptung verlieren wir den festen Boden. Man hebt immer wieder hervor, wie viele Geisteskranke, Epileptiker, Neurastheniker usw. Säufer zu Eltern hatten und beschuldigt nun den Alkohol, alle diese Krankheiten erzeugt zu haben. Aber man übersieht oft gänzlich die Notwendigkeit, auch die Eltern nicht außer acht zu lassen und zu fragen, ob denn diese nicht auch ohne Alkoholgenuß krank und minderwertig waren, und ob sie nicht eben diese Minderwertigkeit auf die Nachkommen übertrugen. Die Eltern kamen vielfach deshalb zum Trunk, weil sie selbst schon pathologisch waren. Daß dann der krankhafte Zustand gesteigert und daß der schon erblich affizierte Keim durch den Alkohol noch mehr lädiert werden könnte, ist zuzugeben, wenn auch nicht bewiesen. Wir haben tatsächlich keinen naturwissenschaftlich strengen Beweis dafür, daß die Keimzellen allein durch den Alkoholmißbrauch der Eltern in Mitleidenschaft gezogen wurden. Maßgebend würde der Schluß erst dann sein, wenn man völlig gesunde Menschen in ausreichender Zahl zu Säufern machte und nun feststellte, daß deren Kinder auch in gleicher Häufigkeit jene verschiedenartigen Störungen zeigten.

Nun sollen diese Bemerkungen selbstverständlich nicht dahin zielen, daß der Alkohol auf die Keimzellen überhaupt keine Wirkung habe. Das wäre auch falsch. Es sollte nur betont werden, daß wir uns noch nicht auf einem ausreichend gesicherten Boden befinden, um die Folgen des Alkoholmißbrauches für die Nachkommen abzuschätzen.

Wir wenden uns nun zu den Fällen, in denen die Läsion der Keimzellen, insbesondere des Eies erst bei der Befruchtung eintritt. Auch hier gibt es mehrere Möglichkeiten.

1. Es ist denkbar, daß die beiden Zellen, worauf besonders E. Ziegler hinwies, in irgend einer Weise nicht zu einander passen, so daß sich bei der Vereinigung Störungen ergeben. Wir wissen

darüber freilich nichts Bestimmtes, aber es ist möglich, daß auf diesem Wege die eine oder andere Mißbildung oder auch Krankheit entstehen könnte.

2. Es kommt aber zweitens in Betracht, daß sich bei der Befruchtung Zellen miteinander vereinigen können, die beide bereits eine geringe Anomalie gleicher Art besaßen. Jede einzelne für sich würde den pathologischen Zustand vielleicht nur in solchem geringen Maße übertragen haben, daß die Nachkommen keinen Nachteil davon gehabt hätten. Das beiderseitige Zusammentreffen der geringen Abnormität hat aber eine entsprechende gegenseitige Verstärkung zur Folge, so daß nun das befruchtete Ei so intensiv betroffen ist, daß das aus ihm hervorgehende Individuum die fragliche Erkrankung oder Mißbildung sehr deutlich aufweist. Derartige, beiden Keimzellen inhärierende abnorme Zustände werden wahrscheinlich besonders dann vorhanden sein können, wenn die Eltern nahe miteinander verwandt sind, wenn sie die gleichen familiären Eigenschaften besitzen. So erklärt sich die häufige nachteilige Wirkung der Inzucht.

3. Es ist endlich möglich, daß bei der Befruchtung äußere Einwirkungen stattfinden, welche schädlich sind. Es können sich z. B. in Tube und Uterus ungünstige Sekretions- und Zersetzungsprodukte, bakterielle Toxine befinden, es kann die Schleimhaut geschädigt sein, so daß die Eieinbettung nicht ordentlich erfolgt usw.

Nunmehr sind wir so weit, daß wir die in den beiden anfänglich aufgestellten Gruppen vorhandenen Bedingungen ausreichend übersehen können.

Soweit in der ersten Gruppe infolge von erworbenen Krankheiten der Eltern bei den Nachkommen ein pathologischer Zustand eintritt, handelt es sich nicht um eigentliche Vererbung, auch dann nicht, wenn die Affektion bei Eltern und Kindern die gleiche ist. Es liegt dann vielmehr nur die Folge einer gleichzeitigen Einwirkung derselben Schädlichkeit vor.

In der zweiten Gruppe dagegen treten bei Vorfahren und Nachkommen dieselben Abnormitäten in enger innerer Verbindung nämlich deshalb auf, weil beide aus demselben krankhaft veränderten Keim hervorgingen.

Von dieser Erkenntnis ausgehend wollen wir nun den Gegenstand in etwas anderer Weise ins Auge fassen, indem wir ganz im allgemeinen nach der Bedeutung fragen, welche die Erkrankung der Vorfahren für die Nachkommen hat. Da unterscheiden wir wieder mehrere Kategorien.

A. In vielen — ob in den meisten oder den weniger häufigen Fällen, läßt sich nicht abschätzen — hat die Krankheit der Eltern keinen ernsten Nachteil für die Kinder. Weder die Keimzellen (Ei und Samenzelle), noch die sich entwickelnden Embryonen werden für gewöhnlich durch akute Infektionskrankheiten, durch die meisten Geschwülste, Verletzungen und viele andere Affektionen geschädigt. Höchstens können vorübergehende, früher oder später sich ausgleichende Störungen entstehen.

B. In vielen anderen Fällen zeigen die Nachkommen Erkrankungen. Dann handelt es sich

1. darum, daß die pathologischen Zustände der Vorfahren schädigend auf die Deszendenten (Keimzellen oder Embryonen) einwirkten, aber nicht so, daß sie bei diesen dieselben Affektionen hervorrufen, sondern nur so, daß irgend eine andersartige Anomalie auftrat, die dann ihrerseits, wenn sie schon im Keim entstand, auf die dritte Generation übergehen kann.

2. darum, daß die Nachkommen dieselbe Krankheit bekommen wie die Aszendenten. Das kann dann sein

a) lediglich die Folge davon, daß auf Eltern einerseits und auf Keimzellen oder die sich entwickelnden Individuen andererseits dieselbe Schädlichkeit (Bakterien, Gifte) einwirkte und dieselben Organe lädierte, daß also eine eigentliche Vererbung nicht vorlag,

b) die Folge davon, daß Eltern und Kinder aus derselben Keimzelle entstanden. In diesem Falle würde allerdings von einem direkten Einfluß der Eltern auf die Kinder nicht die Rede sein. Denn die Anomalie stammt in beiden Fällen aus derselben Quelle, der Keimzelle der Großeltern. Wie sie in ihr entstand, muß im einzelnen Falle untersucht werden, läßt sich aber kaum je angeben. Sie mag auch dort schon von früher her (etwa durch Atavismus) anwesend gewesen oder durch pathologische Einwirkungen der irgendwie erkrankten Großeltern oder bei der Vereinigung von deren Ei und Samenfäden in dem oben angegebenen Sinne entstanden sein. Jedenfalls resultierte dann bei den Großeltern ein abnormes befruchtetes Ei, und von ihm aus würden dann die Eltern und in gleichem Sinne auch deren Kinder erkranken.

In diese Kategorie gehören die meisten der kurzweg als vererblich bezeichneten Krankheiten und Anomalien, so die Bluterkrankheit, die sich durch eine auch durch die kleinsten Verletzungen ausgelöste Neigung zu gefährlichen Blutungen auszeichnet, die Farbenblindheit, die Kurzsichtigkeit, die Polyurie, d. h. die Bildung übermäßig vielen Harnes, zahlreiche Geisteskrankheiten, die sogen. progressive Muskelatrophie, mehrere Geschwulstarten und Mißbildungen, so die Zwerghaftigkeit, die Hasenscharte, die Sechsfingrigkeit.

Aus allen diesen Erörterungen geht jedenfalls hervor, daß die Gelegenheit zu einer Schädigung der Nachkommen durch Krankheiten der Vorfahren sehr reichlich gegeben ist.

Aber nun interessiert uns weiter die Frage, in welchem Umfange an diesen nachteiligen Folgen nur die Kinder und inwieweit auch die ferneren Generationen beteiligt sind.

Da wird nun sicherlich nicht selten der Prozeß mit der Erkrankung der Kinder abschließen und zwar vor allem dann, wenn es sich nicht um eine von den Keimzellen ausgehende Affektion handelt.

Meist aber bleibt, und zwar vor allem bei primärer Keimerkrankung, die Möglichkeit bestehen, daß die bei den Kindern auftretenden Erkrankungen nun auch wieder auf die Enkel und somit auf mehrere oder viele Generationen übergehen.

Aber wir sagen ausdrücklich, durch mehrere oder viele Generationen, und schließen damit die Erkenntnis ein, daß die Uebertragung eben nicht dauernd, d. h. durch alle folgenden Generationen eintritt,

daß sie sich vielmehr nach kürzerer oder längerer Zeit wieder verliert. Andernfalls müßte ja irgend eine vererbbare Affektion zum bleibenden Gemeingut aller Deszendenten werden und sich so immer weiter ausbreiten können. Das ist glücklicherweise nicht der Fall. Wir können vielmehr sicher darauf rechnen, daß ein krankhafter Zustand, wenn er nicht auf irgend eine Weise immer wieder von neuem angefacht oder verstärkt wird, nach einigen Generationen wieder verschwunden ist. Wie ist ein solches Aufhören der Vererbung möglich?

Wir können zunächst daran denken, daß die Keimzellen, wie wir es oben bei der Giftwirkung hervorhoben, imstande wären, Anomalien wieder zu beseitigen, gerade so gut wie der ausgebildete Organismus manche krankhafte Veränderungen zu eliminieren vermag. Aber wir wissen darüber nichts Bestimmtes.

Es ist aber ferner die Annahme erlaubt, daß eine therapeutische Beeinflussung der Eltern unter Umständen auch die anormale Anlage der Keimzellen zum Verschwinden bringen kann. Denken wir uns, daß eine kräftige Ernährung der Eltern deren ausgesprochene Empfänglichkeit gegen krankmachende Einflüsse beseitigt, so wäre es nicht unmöglich, daß auch die Keime in diesem Sinne beeinflußt würden. Oder wenn durch Ueberstehen einer Krankheit die Eltern immun werden (z. B. gegen Pocken), so könnten auch die Keimzellen und die aus ihnen hervorgehenden Individuen unempfänglich werden. Oder wenn ein im elterlichen Organismus befindliches und auf Hoden oder Ovarium übergegangenes Gift durch Einführung eines Gegengiftes neutralisiert wird, kann auch die Keimzelle durch diese Behandlung geheilt werden.

Aber uns steht noch eine andere, wichtigere Möglichkeit zu Gebote. Bei jeder Befruchtung verschmelzen zwei gleiche Mengen von Anlagematerial, von Keimplasma, miteinander. Wir können uns nun vorstellen, daß eine in der einen Keimzelle enthaltene Anomalie, die bei der weiteren Entwicklung zu der pathologischen Beschaffenheit irgend eines Körperteiles führen würde, bei der Befruchtung durch die völlig normale Beschaffenheit der anderen Zelle so beeinflußt wird, daß sie nicht mehr voll, sondern nur noch abgeschwächt zur Ausbildung gelangt. Man kann aber auch daran denken, daß die normale Anlage die abnorme so weit in den Hintergrund drängt, daß diese nun gar nicht bemerkbar wird, wenn sie auch latent, als Anlage, wiederum auf die neuen Keimzellen übergeht. Es ist aber endlich auch möglich, daß der pathologische Zustand der einen Keimzelle bei der Befruchtung völlig ausgemerzt wird.

Es kann ja wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der normalen Beschaffenheit des Keimplasmas eine größere Lebensenergie innewohnt, als der pathologischen.

Nehmen wir nun aber an, daß die Anomalie auf diese Weise abgeschwächt auf die Kinder übertragen wird und daß deren Keimzellen wiederum bei der Befruchtung mit anderen, in bezug auf jene Abnormität normalen, zusammentreffen, so wird bei den Enkeln noch eine weitere Verminderung eintreten, oder der pathologische Zustand wird schon bei ihnen ganz beseitigt sein. Im ersteren Falle würde dann bei der Vereinigung der Enkelkeimzellen mit gesunden Elementen

noch eine weitere Reduktion erfolgen und so müßte sich schließlich ein vollständiges Erlöschen der Anomalie notwendig einstellen.

Wir führen zwei Beispiele an. Wir wissen, daß gewisse Mißbildungen, z. B. die an Händen und Füßen zugleich auftretende Sechsfingrigkeit sich vererbt. Aber die Uebertragung dauert nur einige Generationen an. Dann kommt die Fünffingrigkeit wieder zutage. Die Anlage zur Bildung des sechsten Gliedes wird also allmählich durch Vermischung mit normalen Individuen beseitigt.

Die Bluterkrankheit ferner, die ihrem Wesen nach unaufgeklärt ist, vererbt sich in ausgesprochener Weise und zwar meist nur auf die männlichen Nachkommen, aber durch Vermittelung der weiblichen, die selbst der größeren Zahl nach gesund bleiben. Aber die Vererbung geht nicht unbeschränkt vor sich. Schon in der dritten Generation ist sie meist sehr reduziert und in der vierten gewöhnlich nicht mehr nachweisbar.

Aehnliche Verhältnisse ließen sich sicherlich auch bei allen anderen Vererbungen pathologischer Zustände feststellen, wenn man das geeignete Material in Händen hätte. Aber es läßt sich nicht immer in so eindeutiger Weise beschaffen, weil die krankhaften Zustände oft nicht so prägnant abzugrenzen und zu beobachten sind, wie in den beiden genannten und einigen anderen Beispielen.

Jedenfalls dürfen wir sagen, daß mit der Zahl der Generationen die Gefahr der Vererbung von Krankheiten immer mehr abnimmt. Aber dabei muß nun freilich, wie es oben geschah, vorausgesetzt werden, daß der abnorme Keim stets mit einem gesunden zur Vereinigung gelangt und nicht mit einem anderen, der dieselbe Anomalie in sich trägt. Dieses Zusammentreffen gleicher Anlagen brauchen wir bei der Sechsfingrigkeit und der Bluterkrankheit nicht zu fürchten, weil beide Zustände sehr selten sind. Es werden sich nicht leicht zwei Individuen mit der gleichen pathologischen Beschaffenheit zusammenfinden. Bei weitverbreiteten Affektionen wird so etwas aber oft vorkommen und dann kann allerdings, wenn es durch viele Generationen so fortgeht, eine sehr lange andauernde, sich steigernde Uebertragung pathologischer Zustände eintreten. Im Verhältnis zur Gesamtzahl der Individuen sind freilich auch derartige Vorkommnisse noch relativ selten.

Verhältnismäßig am leichtesten könnte eine derartige zunehmende Entartung dann beobachtet werden, wenn die kindererzeugenden Deszendenten immer wieder miteinander verwandt sind. Ist dann in der Familie irgend eine Anomalie vorhanden, so kann die gleiche abnorme Anlage jedesmal von mütterlicher und väterlicher Seite zusammentreten und im befruchteten Ei sich verstärkt geltend machen. Doch spielen auch diese Verwandtenehen, zumal sie sich in den meisten Fällen nur auf eine oder wenige Generationen beschränken, für die Menschheit im ganzen nur eine relativ geringe Rolle.

Aber auch wenn die Uebertragung durch eine größere Reihe von Generationen erfolgt, muß sie nicht zu einer für alle Zeiten dauernden werden. Denn sobald es sich um schwerere Erkrankungen handelt, haben sie eine mit der Stärke der Entartung sich steigernde Verminderung der Fruchtbarkeit im Gefolge, sei es nun, daß die krank-

hafte Affektion die Individuen unfruchtbar macht, sei es, daß sie sie in anderer Weise an der Kindererzeugung hindert.

So können wir demnach sagen, daß die Uebertragung in keinem Falle durch ungezählte Generationen hindurch stattfindet. Die Menschheit als Ganze schüttelt gleichsam die Krankheiten immer wieder von sich ab, sie entartet nicht. Aber damit wird doch die praktische Bedeutung der Uebertragungsmöglichkeit kaum vermindert. Sie bleibt angesichts der zahllosen Fälle, in denen die Nachkommen kranker Vorfahren pathologisch sind, eine außerordentlich große. Der Schaden, der der einzelnen Familie, der Gemeinde, dem Staate durch die auf Kinder und Enkel übergehenden Krankheiten erwächst, ist so ungeheuer groß, daß wir mit aller Macht auf seine Beseitigung bedacht sein müssen.

Nun haben wir aber keine Möglichkeit, dahin zu wirken, daß die kranken Eltern gesunde Kinder erzeugen. Auf den Uebertragungsvorgang selbst haben wir keinen Einfluß.

So bieten sich uns nur zwei andere Möglichkeiten. Wir könnten erstens dahin streben, daß die Eltern von ihrer Krankheit befreit würden. Aber das gelingt uns nur selten mit solcher Sicherheit, daß die Gefahr einer Schädigung der Nachkommen ausgeschlossen wäre. Es ist nur in den Fällen möglich, in denen es sich nicht um eine vom Keim her kommende Anomalie handelt. Denn auf das bereits affizierte Ei oder Spermatozoon haben wir keinen Einfluß. An eine erfolgreiche Heilung können wir also denken bei Infektionskrankheiten, insbesondere bei der Syphilis, die in der Tat so völlig beseitigt werden kann, daß eine Infektion des Kindes nicht zu besorgen ist. Auch die Gefahr einer Alkoholvergiftung der Nachkommen kann, soweit sie nach den obengenannten Bemerkungen anzunehmen ist, dadurch beseitigt werden, daß die Eltern von dem Potatorium dauernd befreit werden. Aber schon bei der Tuberkulose werden wir weniger glücklich sein. Wenn es richtig ist, daß die Kinder hauptsächlich deshalb erkranken, weil auf sie die bei den Eltern vorhandene Disposition überging, dann wird mit deren Heilung, soweit sie sich überhaupt erreichen läßt, nicht allzu viel gewonnen. Immerhin verringert sich so die Gefahr eines Ueberganges der Bazillen auf den Fötus und einer nach der Geburt von den Eltern ausgehenden Infektion.

Jedenfalls spielt die erste Möglichkeit einer Verminderung der Uebertragung keine sehr große Rolle. Die zweite, die für die weitaus überwiegende Zahl der Fälle allein in Betracht kommt, ist daher außerordentlich viel wichtiger. Sie besteht darin, daß man die erkrankten Individuen hindert, Nachkommen zu erzeugen. Darauf laufen in letzter Linie alle Vorschläge hinaus, die eine Verhütung der auf andere Weise nicht zu beseitigenden Uebertragungsgefahr erreichen wollen.

Man muß diese Bestrebungen, auf die ich im einzelnen nicht eingehe, im Prinzip durchaus billigen und zwar schon allein aus dem Gesichtspunkt, daß kranke Eltern nicht imstande sind, für die Erziehung ihrer Kinder ausreichend zu sorgen. Aber man muß sich vor Uebertreibungen hüten. Wir kennen noch viel zu wenig die Bedingungen, die für die Entstehung von Krankheiten bei den Nachkommen pathologischer Eltern maßgebend sind, um schon jetzt die Fälle bestimmt

bezeichnen zu können, in denen die Individuen an der Kindererzeugung gehindert werden sollen. Wir dürfen noch nicht daran denken, auf dem Wege der Gesetzgebung solche einschneidenden Maßregeln festzulegen. Ich möchte an dem Beispiele der Tuberkulose zeigen, wie wenig wir bis jetzt dazu berechtigt sind und will auf vier Punkte aufmerksam machen.

1. Sollen alle Tuberkulösen von der Ehe ausgeschlossen werden? Das wäre angesichts der außerordentlich weiten Verbreitung der Tuberkulose ganz unmöglich. Man kann nur die Absicht haben, diejenigen zu treffen, die deutliche Zeichen der Erkrankung bieten. Die leichteren Grade, die zudem der Beobachtung des Arztes zu einem großen Teile entgehen, müssen außer Betracht bleiben. Aber wo ist die Grenze? und wer soll die Grenzbestimmung vornehmen? Sie ist schon allein wegen der diagnostischen Schwierigkeiten nicht möglich und auch deshalb nicht, weil anscheinend leichte Fälle sich unter Umständen erst in späteren Jahren zu schwereren entwickeln.

2. Wenn es richtig ist, daß hauptsächlich die Uebertragung der Disposition in Betracht kommt, dann ist das Vorhandensein oder Fehlen manifester Erkrankung kein sicheres Kriterium für die Gefahr, die den Nachkommen droht. Denn auch die Kinder scheinbar gesunder Eltern, die selbst wegen günstiger äußerer Verhältnisse keine Zeichen von Tuberkulose boten, sehr oft aber tuberkulöse Verwandte hatten, können sehr schwer erkranken. Viele Individuen, die ihren Nachkommen Gefahr bringen, würden also von dem Eheverbot nicht getroffen werden können.

3. Aber auch die Kinder deutlich erkrankter Individuen müssen nicht notwendig tuberkulös werden. Wenn der eine der Eltern gesund ist, können die Kinder ebenfalls verschont bleiben.

4. Daß aber die Disposition die Hauptsache ist, wird keineswegs allseitig anerkannt. Viele sind der Meinung, daß die Kinder tuberkulöser Eltern nur deshalb so oft erkranken, weil sie durch die innige Beziehung zu ihnen fortwährend Bazillen in sich aufzunehmen Gelegenheit haben. Ist dem so, dann wäre ja dadurch, daß man die Neugeborenen sogleich in eine gesunde Umgebung brächte, die Gefahr ihrer Erkrankung abgewendet. Würde man also die tuberkulösen Eltern zu dieser Maßnahme verpflichten, so wäre das Eheverbot unnötig.

Hinweisen will ich schließlich auch noch auf die von v. Behring angestrebte Immunisierung der Neugeborenen.

Analoge Uebertragungen wie bei der Tuberkulose lassen sich auch bei den anderen übertragbaren Krankheiten anstellen. Vor allem wird es immer schwierig sein, die Grenze zu bestimmen. Ueber die schwersten Fälle wird man sich, wenn wir von den auch hier möglichen diagnostischen Irrtümern absehen, im allgemeinen einigen können. Von ihnen aber führen alle Uebergänge zur Norm und welcher Grad z. B. des Alkoholgenusses oder welche Stärke einer psychischen Anomalie nun noch unter das Eheverbot fällt, darüber werden die Anschauungen je nach dem Standpunkt des Beurteilers weit auseinandergehen.

So sehr man also im Prinzip den Bestrebungen zustimmen muß, die darauf hinauslaufen, in allen Fällen, in denen die Uebertragung von Krankheiten mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, die Kindererzeugung zu verhindern, so wenig sind wir doch bis jetzt in

der Lage, klare Vorschriften zu geben. Es wird aber schon viel erreicht werden, wenn das Publikum immer wieder auf die Gefahren hingewiesen wird, wenn es sich gewöhnt, in jedem in Betracht kommenden Falle den Arzt um Rat zu fragen und wenn sich die Ueberzeugung immer weiter ausbreitet, daß es unverantwortlich und unsittlich ist, Kinder zu erzeugen, denen schwere Erkrankungen in sicherer Aussicht stehen.

Die Rassenabstammung der Juden.

Dr. A. M. Hubertz.

Zwei Fragen sind es, welche die Anthropologie der Juden besonders interessant machen: einerseits das historische Problem, das über den Ursprung der jüdischen Religion und Sittenlehre handelt und gegenwärtig Theologen und Orientforscher auf das lebhafteste beschäftigt, und andererseits die praktisch-politische Frage des Antisemitismus und seines Gegenstückes, des Zionismus. Auch dürfte die Rassenanthropologie imstande sein, manch bedeutsames Licht auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Assimilation der Juden mit ihren Wirtsvölkern zu werfen.

Früher hielt man die Juden für eine reine, bestimmt umschriebene physische Rasse, die seit den ältesten Zeiten ihre körperlichen Merkmale, angeblich semitische Eigenschaften, bewahrt habe, eine Ansicht, die namentlich von Edwards, Nott und Jacobs vertreten wurde.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lernte man jedoch, besonders aus Schädelstudien, zwei Typen unterscheiden, die sogen. Aschkenasim und Sephardim. Die ersteren sollten Abkömmlinge der echten Semiten sein, mit länglichem Schädel, rabenschwarzen Haaren und Augen, dunkler Hautfarbe, langer zierlicher Nase. Die letzteren wurden als kurzköpfig geschildert, mit niedriger Stirn, braunen, oft blonden Haaren und blauen Augen, einer dicken Nase, großem Mund, vorgeschobenem Unterkiefer und hervortretenden Jochbeinen.

Andere versuchten eine Einteilung in drei Gruppen, meist nach geographischen Gesichtspunkten, und zwar wurden die verschiedenen Typen als Mischungsresultat mit der eingeborenen Bevölkerung der betreffenden Länder aufgefaßt.

Solche widersprechenden Ansichten können natürlich nur durch eine genaue und umfangreiche anthropologische Analyse ausgeglichen werden, welche zugleich die historischen und sozialen Vorgänge berücksichtigt, denen das jüdische Volk in der Zeit seiner ersten Bildung, in seiner politischen Geschichte und in seiner Zerstreuung über den ganzen Erdball ausgesetzt gewesen ist.

Eine unter solchen Gesichtspunkten verfaßte Monographie über die Anthropologie der jüdischen Rasse liegt nunmehr vor. Ihr Verfasser ist J. M. Judt, der Titel lautet: „Die Juden als Rasse“ (Jüdischer Verlag, Berlin). Die Schrift ist ganz ausgezeichnet, einmal wegen der Methode, dann aber auch wegen des großen Beweis-

materials, das der Autor aus der wissenschaftlichen Literatur aller Völker zusammengesucht hat, und schließlich wegen der Vorurteilslosigkeit, mit welcher er an dieses ebenso schwierige wie aktuelle Problem herangegangen ist.

Der Verfasser untersucht Schädelindex, Haut-, Haar- und Augenfarbe und die Körpergröße der Juden, also die wichtigsten Merkmale, mit denen die physische Anthropologie arbeitet.

Was den Schädelindex betrifft, so stellt er fest, daß Brachycephalie (60—80 pCt.) das Hauptmerkmal der Juden ist, daß gar keine Verschiedenheit im Schädelbau der Sephardim und Aschkenasim besteht, und daß im allgemeinen keine Aehnlichkeit des Schädelbaues zwischen den Juden und der eingeborenen Bevölkerung vorhanden ist.

Die über Haar- und Augenfarbe angestellten Untersuchungen ergeben, daß es einen wechselnden Prozentsatz (20—30 pCt.) von Blonden und Helläugigen gibt, der aber keineswegs in Analogie zu den gleichen Merkmalen der eingeborenen Bevölkerung steht, und daß die Zahl der Brünetten unter den Sephardim nicht größer ist als unter den Aschkenasim.

Anders verhält es sich mit der Körpergröße. Hier besteht eine tatsächliche Aehnlichkeit zwischen der jüdischen und eingeborenen Bevölkerung. Diese Analogie beruht aber nicht auf einer Vermischung, sondern darauf, daß das Längenwachstum der Knochen einer von den wenigen organischen Vorgängen ist, der nachweislich von Klima und Milieu beeinflußt wird. Jedoch ist die Durchschnittsgröße der Juden in Europa fast überall kleiner als die der eingeborenen Bevölkerung.

Die Juden zeigen demnach einen einheitlichen Mischtypus, der in seiner Zusammensetzung eine große Zähigkeit und Beharrlichkeit aufweist. Rassenanthropologisch ist es demnach falsch, sie als „Semiten“ zu bezeichnen, die zur mittelländischen Rasse gehören und sich durch Langschädeligkeit und dunkles Pigment auszeichnen.

Zweifellos ist die nationale Bildung der Juden von einer semitischen Gruppe, einer Erobererhorde, ausgegangen, welche verschiedenartig abweichende Rassengruppen unterwarf und ihnen ihre Sprache aufzwang. Ueber diese Rassen gibt uns einerseits die Bibel, andererseits das in den letzten Jahren mit großem Erfolg betriebene Studium der Bilderwerke in Aegypten, Vorderasien und Babylonien hinreichenden Aufschluß. Hier sind besonders die Untersuchungen von Maspero, Luschan, Bertin, Flinders Petrie, Sayce und anderen zu nennen, aus denen sich ergibt, daß in den ältesten Zeiten Palästina viele Jahrhunderte hindurch „eine Schaubühne der Rassenamalgamierung der semitischen Juden mit der primären Bevölkerung dieses Landes“ gewesen ist.

Aus welchen Elementen bestand diese Bevölkerung? Erstens sind hier die „Kanaaniter“ zu nennen, deren anthropologische Merkmale nicht genau festzustellen sind, aber wahrscheinlich dem mittelländischen Typus sich nähern. Als die Semiten in Palästina einfielen, wurde der südliche Teil von den Amoritern bewohnt, Menschen mit Langschädeln, regelmäßigen Zügen, gerader Nase und nicht dicken Lippen. Ihre Haare waren durchweg hell, die Augen blau, der Gesichtsausdruck intelligent und energisch, die Hautfarbe hellrot. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Volk der blonden Rasse angehörte,

und daß es einen Zweig jener hellhaarigen Bevölkerung darstellt, welche ursprünglich die südlichen und östlichen Küsten des mittelländischen Meeres bewohnt haben soll. Noch heute läßt sich diese lange Kette von Blonden nachweisen, welche man unter den früheren Guancia auf den kanarischen Inseln, unter den Ryffisen in Marokko, den algerischen Kabylen, Lybiern und schließlich im jetzigen Syrien und Palästina, besonders im Süden der Gazaküste findet.

Ganz verschieden von den Amoritern und den ihnen verwandten Jebusitern und Horitern ist die Rasse der Chettäer oder Hettiten. Der anthropologische Typus dieser Rasse ist ein ganz eigenartiger: hervortretende Jochbeine, breite Nase, volle Lippen, prognathes Gebiß, deutlich kurzköpfiger Schädel, dunkle Augen und Haare, gelblicher oder bräunlicher Teint, kleine Statur. Die Chettiter haben große Verwandtschaft mit den heutigen Armeniern, weshalb sie Luschan auch als „armenoiden Typus" bezeichnet hat.

Als letzter Rasseneinschlag sind die Kuschiten zu bezeichnen, negerartige Elemente, deren Eigenschaften heute noch in den krausen Haaren und den wulstigen Lippen mancher Juden als Atavismen fortwirken.

Der Verfasser weist nun an der Hand zahlreicher historischer Zeugnisse nach, daß diese Rassen sich in dem Zeitraum bis 500 v. Chr. miteinander vermischt haben, daß andererseits die Zerstreuung dieser Mischrasse über die griechisch-römische und die germanische Welt keine wesentlichen Veränderungen mehr hervorgerufen hat.

Die Schlußfolgerungen, welche der Autor aus seinen ebenso scharfsinnigen wie interessanten Untersuchungen zieht, sind folgende:

1. Die Juden, als physische Rasse, sind ein Produkt der nicht in Europa, sondern in den fernen Zeiten der primären Wanderungen und der politischen Selbständigkeit der Hebräer stattgefundenen Amalgamierung.

2. Der hebräische Zweig der Semiten hat verschiedene Rassenbestandteile in sich aufgenommen, welche die Juden von ihrem ursprünglich semitischen Typus stark abgelenkt haben.

3. Der Jude der Gegenwart bildet einen in hohem Grade einheitlichen Typus, ohne Rücksicht auf das geographische Milieu und die Rassenmerkmale der Eingeborenen.

4. Der Einfluß des Milieus kann, wenn er noch so stark ist, den charakteristischen körperlichen Index nicht umgestalten, insbesondere nicht in der Dauer einer historischen Epoche. Eine physische Evolution bedarf unvergleichlich längerer Zeiträume.

Die physisch einheitlichen Gesamtmerkmale der jüdischen Rasse werden ergänzt durch ihre physiognomische Einheitlichkeit. Diese verdankt sie unzweifelhaft der chettitischen Rasse, welche der Zahl nach und auch in den Eigenschaften der Mischlinge stark überwiegt, wobei die eigenartige Mandelöffnung der Augen, die Form der Nase und der Lippen auch bei langköpfigen und hellen Individuen den Einschlag des Hettiter-Blutes erkennen läßt. Reinrassige mittelländische und nordische Elemente sind relativ selten. Den physischen Kern der Juden bildet demnach die Hettiter-Rasse, welche ihnen die charakteristischen Grundzüge ihrer körperlichen und geistigen Merkmale schon in den ältesten Zeiten aufgedrückt hat.

Die Urheimat der Indogermanen.

Professor Dr. Gustav Fritsch.

Referat über M. Much, Die Urheimat der Indogermanen. Verlag von H. Costenoble, Jena 1904, 2. Auflage.

Unter obigem Titel ist ein äußerst inhaltreiches Werk erschienen, welches auf Veranlassung des Verfassers in meine Hände gelangte mit dem ausdrücklichen Wunsche, mich zu dem Inhalte desselben zu äußern.

Herrn Much ist nicht unbekannt geblieben, daß ich in der angeregten Frage eine von seinen Anschauungen abweichende Meinung vertrete, und wenn er gleichwohl eine Aeußerung derselben wünschte, so zeugt dies allein schon von dem Ernst und der Ueberzeugungstreue des Autors. Ich würde offenbar meiner Hochachtung vor dem mir persönlich befreundeten, verdienstvollen Archäologen einen sehr unrichtigen Ausdruck verleihen, wenn ich nicht frank und frei nach bester Ueberzeugung das Wort zu der Sache nehmen möchte.

In der Tat handelt es sich dabei gar nicht um persönliche Anschauungen, sondern es sind gewisse Richtungen, man könnte sagen „Schulen" unserer modernen Forschung, welche sich zurzeit scheinbar schroff gegenüberstehen. Der Zweck einer Besprechung, wie die vorliegende ist, kann daher auch nicht sein, Herrn Muchs und meine persönlichen Meinungen gegeneinander zu setzen oder in Einklang zu bringen, sondern durch Beleuchtung der fundamentalen Prinzipien und sachlichen Unterlagen beide Richtungen der Forschung einander zu nähern und so eine einheitlichere Fortführung der Untersuchungen zur weiteren Aufhellung der dunklen Vorgeschichte unseres Stammes anzubahnen.

Daß gerade von der Richtung, welche Herr Much vertritt, eine richtige Würdigung der Stellungnahme ihrer Gegner zurzeit nicht Geltung hat, ist leicht zu beweisen, und dies legt die dringende Notwendigkeit nahe, eine bessere Verständigung zu erzielen. Wenn Herr Much gleich in der Einleitung davon ausgeht, daß die Anschauungen, welchen er Geltung verschaffen will, hauptsächlich bekämpft würden im Hinblick auf die Schöpfungsgeschichte und sonstigen auf die Ausbreitung des Menschengeschlechts bezüglichen Angaben der Bibel, so weiß er offenbar nicht, wo er seine Hauptgegner zu suchen hat. Die Söhne Japhets kann er mit den anderen Söhnen Noahs zusammen, ohne Einspruch von seiten seiner Opponenten zu erfahren, ruhig wieder in die Arche verladen und nach Port Arthur schicken: Unfug genug haben sie bereits in der anthropologischen Literatur angestiftet.

In einem mit solcher Fülle von Material und reichen Ergebnissen von Spezialuntersuchungen ausgestatteten Buche kann es begreiflicherweise nicht ganz ohne vereinzelte Irrtümer und unrichtige Angaben über Detailfragen abgehen, aber — kommen wir dem Autor einmal mit dem größtmöglichen Wohlwollen entgegen, unterdrücken alle Bedenken und sprechen zu ihm etwa folgendermaßen: „Herr Much, wir haben aus Ihrem verdienstvollen Buch viel gelernt, es ist alles schön und gut, was Sie sagen, nun wollen wir einmal an der Hand des von Ihnen beigebrachten Materials nach der Heimat der Indogermanen suchen!" Ich glaube, er würde einigermaßen überrascht sein; und doch muß es als eine verhängnisvolle Selbsttäuschung des

Autors betrachtet werden, daß er der Ueberzeugung lebt, diese Frage gelöst zu haben. Er möge mir verzeihen, wenn ich es ausspreche, daß er kaum in diese Selbsttäuschung verfallen wäre, im Falle er sich ebenso bedeutend als Anthropologe wie als Archäologe gezeigt hätte. Er hat, wie sich aus den verschiedenen Kapiteln ergibt, einen solchen erstaunlichen Wall von verzierten Töpfen und verwandten archäologischen Funden um sich aufgebaut, daß es ihm unmöglich geworden ist, den Horizont im Auge zu behalten.

Es gehört schon ein gewisser Mut dazu, in einer modernen, wissenschaftlichen Abhandlung mit dem Begriff „Indogermanen" zu hantieren, lassen wir denselben daher zunächst ganz aus dem Spiel. Im Sinne der Abstammungslehre kann man in der Frage nur von mehr oder weniger sicher erforschten, tatsächlich bekannt gewordenen geologischen Perioden und geographischen Provinzen ausgehen, wenn man Ursprungsstätten bestimmter Lebewesen, selbstverständlich auch der menschlichen, feststellen will. An die schon an sich knifflliche Frage: Was sind Indogermanen? schließt sich die noch bedenklichere: Was ist Heimat?

Diese Schwierigkeit der beabsichtigten Beweisführung ist dem Autor nicht entgangen und äußert er sich dazu folgendermaßen: „Der Nachweis dieses — des eigentlichen — Geburtslandes der Indogermanen ist nicht Gegenstand meiner Aufgabe; ich beabsichtige, mich ausschließlich mit der Ermittelung und Untersuchung jenes Landes zu beschäftigen, in dem sie noch ungetrennt zusammen wohnten und von wo aus sie sich verbreiteten. Auch dieses Land dürfen wir die Heimat der Indogermanen nennen, so gut als eine Familie das Haus, das sie gemeinsam bewohnt, das heimatliche nennt, wenn auch vielleicht keines ihrer Glieder in ihm geboren ist." Wie ein unerwarteter, grell aufleuchtender Blitz erhellt diese Bemerkung die ganze Situation und rückt die so erwünschte Verständigung scheinbar in greifbare Nähe, aber leider erlischt die erfreuliche Aufhellung wieder wie sie gekommen ist, und alles scheint in das frühere Dunkel gehüllt. Hätte Herr Much den eben angeführten Grundgedanken konsequent in seinem Buche durchgeführt, so könnte es sich in der Diskussion nur um untergeordnetere Einzelfragen handeln; aber leider ist in den weiteren Erörterungen der Archäologe mit dem Anthropologen durchgegangen, und wir lesen nur noch von einer einheitlichen Entwicklung des Germanentums im nordwestlichen Europa seit der Eiszeit bis auf unsere Tage, welche mit den geologischen, anthropologischen und ethnographischen Tatsachen in Widerspruch steht[1]).

Zunächst dürfte die Mehrzahl der Forscher Herrn Much kaum zugeben, daß man ein Haus, in dem eine Familie zufällig für Zeit wohnt, ihre Heimat nennen darf; dauert der Aufenthalt lange genug, so pflegt man wohl zu sagen „er sei zur zweiten Heimat geworden",

[1]) Mit gewohnter Gründlichkeit beleuchtet der Autor auch diese Frage und läßt die Entscheidung darüber, ob die Entwicklung kontinuierlich oder diskontinuierlich von der paläolithischen Zeit an stattgefunden habe? unentschieden. Aber diese vorsichtige Rückendeckung kann doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der ganze Gang seiner Beweisführung in den einzelnen Kapiteln auf der Ueberzeugung von einer kontinuierlichen Entwicklung gegründet ist (vergl. S. 313).

aber die Frage nach der Geburtsstätte bleibt doch eine offene, wie in jedem Nationale eines Menschen steht: Geboren da und da.

Das Bevölkerungsbild, welches uns die paläolithischen, anthropologischen Funde bis hinein in die neolithischen Perioden aus jenen Gegenden enthüllen, ist doch nichts weniger als ein einheitliches; die mannigfachen, so grundverschiedenen Urrassen des westlichen Europa finden in der schematisierten Entwicklung seiner Germanen daselbst ja gar keinen Platz. Haben sich die letzteren aus der Neandertalrasse, die gerade das Zentrum der supponierten Heimat eingenommen zu haben scheint, herausgebildet, oder sind die Germanen, da sie doch nicht eingewandert sein sollen, aus den damals weit verbreiteten Sümpfen jener Gegenden aufgetaucht? Hat der Autor nicht das Bedürfnis gefühlt, die durchaus nicht germanischen, brachycephalen Schädel der Steinzeit aus Norddeutschland, auf die Carl Vogt seinerzeit die Steinlappen gründete, in seinem System unterzubringen? Wie stellt er sich zu dem späteren Vordringen der slawischen Völker bis in das Herz seiner germanischen Urheimat und den zahlreichen ost-west gerichteten Wanderungen asiatischer Völker in frühhistorischer und historischer Zeit bis zu den Einbrüchen der Hunnen und Mongolen unserer Tage? Denn was sind die lumpigen zweitausend Jahre unserer Zeitrechnung gegen die ungezählten Jahrtausende bis zur letzten Eiszeit, die wir notgedrungen annehmen müssen?

Alles dies sind offene Fragen, deren Beantwortung man in Herrn Muchs Buch vergeblich sucht, so dringend sie auch erscheinen. Bezeichnenderweise kommt das Wort „Slawen" in demselben nur gegen das Ende ganz beiläufig vor. Sollen die Gegenden Nordwestdeutschlands, auf welche Herr Much unsere Aufmerksamkeit richtet, zwar die „Heimat", aber nicht die „Geburtsstätte" der Germanen sein, nun, so müssen wir die letztere eben weiter suchen gehen; diese Untersuchung, nicht an der Hand der Bibel, sondern der Abstammungslehre, wird uns mit Notwendigkeit in Zeiten hinaufführen, wo die Menschen ihre Töpfe noch nicht mit Spiralornamenten verzierten, wo sie überhaupt noch keine Töpfe hatten. Um die Frage als gelöst zu erachten, brauchen wir mit Notwendigkeit eine Entwicklungsreihe, wir brauchen Vorläufer, gleichviel von welchem Stadium an ein Autor die Form als die germanische glaubt ansprechen zu können.

Auf dem Fehlen jedes Versuches der Darlegung eines Entwicklungsganges, nicht auf törichtem Bibelglauben beruht die ablehnende Haltung der meisten Gegner solcher Anschauungen über die Heimat der Indogermanen.

Getragen von seinem Enthusiasmus und seiner Ueberzeugungstreue für die erkorene Sache unterschätzt aber Herr Much die entgegenstehenden naturwissenschaftlichen Bedenken in den Einzelfragen. Hierbei kommen zunächst die Altersstufen in Betracht. Das relative Alter der archäologischen Funde ist von den Forschern mit großer Mühe und Sorgfalt untersucht worden, und es liegt mir fern, darüber als Nichtfachmann Bedenken zu äußern; man kann sich aber der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Angaben über das absolute Alter auf recht schwachen Füßen stehen, und daß im allgemeinen das Alter der nordischen, menschlichen Artefakte, von

den paläolithischen Werkzeugen abgesehen, im Vergleich zu den orientalischen und ägyptischen, an historische Daten sich anlehnenden Altersbestimmungen zu hoch angesetzt wird[1]).

Die Beweisführung, daß die Germanen als die leistungsfähigsten Kulturträger hier in unserem lieben Nordwestdeutschland entstanden sind, bewegt sich in dieser Hinsicht auf einem eigentümlichen Circulus vitiosus. Um die Stämme als die Urheber morgenländischer Kultur hinzustellen, muß man ihre Entwicklung möglichst früh datieren, und je früher man sie ansetzt, um so unerklärlicher wird es, daß sie noch zu Beginn unserer Zeitrechnung, also sozusagen gestern, in einem unbegreiflichen Zustand von Roheit von den Römern gefunden wurden. Auch Herrn Muchs Versuche, sich aus diesem Dilemma herauszuwinden, kann ich nicht als besonders glücklich anerkennen.

Hieran reihen sich weitere Betrachtungen des Autors, gegen die ich als Naturforscher glaube Widerspruch erheben zu müssen. Herr Much stellt die lachenden, fruchtbaren Gefilde des heutigen Nordwestdeutschland in Rechnung, gerade wie er andererseits auf die heutigen Wüsten und Salzsteppen des westlichen Asiens verweist. Beides ist nicht ganz berechtigt. Ich habe bisher absichtlich vermieden, von einer asiatischen Heimat der Germanen zu sprechen, weil diese Frage erst in zweiter Linie steht; mag Herr Much sich seine Germanen meinetwegen vom Mond herunterholen, wenn er imstande ist, den Weg anschaulich zu machen, den sie von dorther genommen haben, aber so lange er nicht Deukalion und Pyrrha ins Treffen führt und sie die Steine der Morränen an den zurückweichenden Gletschern hinter sich werfen läßt, um Germanen entstehen zu lassen, werde ich nicht glauben, daß dieselben aus dem zweifellos unglaublich öden, eben noch vergletscherten Norddeutschland hervorgingen.

Ebensowenig sind die Anschauungen über die heutige Oede Westasiens als Beweismittel zulässig; denn nicht nur die täglich sich vertiefenden assyrisch-babylonischen Forschungen lehren uns, daß Westasien vor mindestens sechstausend Jahren ein fruchtbares, hochkultiviertes Land war, sondern auch die Forschungsreisenden im mittleren Asien von Marco Polo bis Perschewalsky und Sven-Hedin berichten von untergegangenen, ausgedehnten Städten und Ansiedlungen, welche der unerbittlich vordringende Sand durch die Verschlechterung des Klimas allmählich eingesiebt hat.

Es ist paläontologisch erwiesen, daß in dem langsam bewohnbar werdenden Europa zunächst eine Steppenflora und -Fauna geherrscht hat, welche mit der asiatischen übereinstimmte, und daß diese später vom Wald und dessen Bewohnern abgelöst wurde. Sind gewisse Formen, wie das Wildpferd, tatsächlich sehr früh in Europa aufgetaucht, so beweist dies doch nicht, daß dieselben nicht auch gleichzeitig in Asien vorhanden waren. Wenn jetzt zum großen Trost für einen Teil der Archäologen Nephrit auch in Deutschland anstehend gefunden wurde, so fehlt noch der gleiche Beweis für den Jadeit; und wird wirklich einmal auch Jadeit bei uns gefunden, so wird Herr

[1]) Der Autor stützt sich hierbei, wie es scheint, wesentlich auf die niedrigen Zahlen, die Ed. Meyer aufgestellt hat; die erheblich höheren von Lepsius und Brugsch, zwei unserer erfahrensten Aegyptologen, dürften wohl besonders mit Rücksicht auf die neuesten Forschungen mehr Glauben verdienen.

Much doch nicht behaupten wollen, daß die zahlreichen prachtvollen Jadeitarbeiten in China germanischen Ursprungs sind und nach China verschleppt wurden. Irgend ein Mineral respektiert in seiner Zusammensetzung doch nicht die politischen Grenzen und hat der europäische gegenüber dem asiatischen Nephrit bisher ein anderes mikroskopisches Gefüge gezeigt, so ist daraus doch nur zu schließen, daß man keine vergleichbaren Fundstätten in Betracht ziehen konnte. Ebensowenig ist mit der Tatsache etwas anzufangen, daß bestimmte Kulturpflanzen und Haustiere aus dem Süden nach Europa gelangt sind; denn gerade diejenigen Autoren, welche auf dem Boden der geologisch-archäologischen Forschung stehen, sind fest davon überzeugt, daß zur spättertiären Zeit Europa im Süden viel breitere Verbindungen mit Afrika gehabt hat als zur Jetztzeit, und diese sich erst allmählich gelockert haben. Das Mittelmeerbecken ist daher von Zoologen und Botanikern stets als ein einheitliches Gebiet betrachtet worden; warum sollten die organischen Formen desselben nicht weiter nördlich vorgedrungen sein? Aber das Wildpferd ist sicher ebensowenig wie der Mensch aus den Gletschern entsprungen; auch für das Wildpferd fehlt es in Europa bisher durchaus an paläontologischen Vorläufern.

Die Blicke der Forscher richten sich, wenn sie den Fäden nachgehen, welche die Verbreitung des Menschengeschlechts anzeigen, nicht aus einer unverständigen Vorliebe oder vorgefaßten Meinung auf Asien, sondern weil dieser Kontinent als die mutmaßliche Ursprungsstätte im Hinblick auf die allgemeinen, naturwissenschaftlichen Grundlagen als der plausibelste erschien. Ich bedauere, daß mich das Buch von Herrn Much von dieser Anschauung nicht hat zurückbringen können.

Ebensowenig wie die Vertreter meiner Richtung Veranlassung haben, gegen das Eindringen organischer Lebewesen vom Süden her nach Europa Front zu machen, werden sie sich veranlaßt fühlen, zu leugnen, daß vielfach west-ost gerichtete rückläufige Völkerströmungen stattgefunden haben, welche das einheitliche Bild mit Notwendigkeit trüben; ich selbst habe gelegentlich auf solche als von hervorragender Wichtigkeit hingewiesen, bin aber überzeugt, daß dieselben nicht die ursprünglichsten sind, sondern einen sekundären Charakter tragen. Die vielfach historisch festgelegten Strömungen in der Zeit der Völkerwanderung, die doch nur ein besonders lebhaftes Abbild früher oder später ähnlich verlaufender Erscheinungen, z. B. der Mongolenzüge des frühen Mittelalters darstellt, können dafür als mustergültiges Beispiel dienen.

So bleibt ein großer Teil der mit bekannter Sorgfalt und Gründlichkeit von Herrn Much beleuchteten Tatsachen unangefochten bestehen, nur die richtige Deutung muß angezweifelt werden; viele Wege der Völker, die er an der Hand fleißig zusammengetragener Funde festgelegt hat, können bereitwillig anerkannt werden, nur der Pfeil, welcher die Richtung andeutet, dürfte zuweilen wohl seine Spitze richtiger der entgegengesetzten Seite zukehren.

Diese uneingeschränkte Anerkennung, welche ich den Unternehmungen des Autors im Gebiet der Archäologie Europas zolle, kann ich leider nicht so voll und ganz seinen Angaben über die ägyptischen und asiatischen Verhältnisse entgegenbringen. Hier wäre wohl eine eingehendere Revision der Tatsachen nicht unangebracht.

Nur wenige Punkte, die meine eigenen Forschungen zu nahe berühren, mögen hier kurz angedeutet werden.

Wie mir scheint, unterschätzt der Autor die Bedeutung des großen Völkertores am Kaukasus, welche für unsere Forderungen so hochwichtige Gegend er einen „weltentlegenen Winkel" nennt (S. 193). Die keilinschriftlichen Dokumente, welche mindestens den gleichen historischen Charakter beanspruchen dürfen, als die relativ späten Zusammenstellungen des alten Testamentes, belehren uns, daß schon mehrere Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, als die babylonische Kultur bereits in hoher Blüte stand, ost-west gerichtete Züge asiatischer Völkerstämme unter mannigfachen Namen die südlichen Küsten des schwarzen Meeres überschwemmten. Nach den Forschungen von Herrn Delitzsch und vielen anderen fanden die semitischen Stämme, welche Babylon gründeten, die bemerkenswert hohe Kultur mindestens 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung als eine Errungenschaft der nicht semitischen, sondern vermutlich turanischen Sumerer bereits vor, sie muß also noch um Jahrtausende zurückdatiert werden.

Haben wirklich die Germanen aus den baltischen Ländern die Kultur dorthin exportiert, so muß dies allerdings ganz erstaunlich früh und so gründlich erfolgt sein, daß ihnen selbst nichts davon übrig blieb. Es wurde festgestellt, daß schon mehr als zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung im Norden Kleinasiens die Khati und Naharaina von den Abhängen des Taurus her langsam gegen Süden vordrangen. Auch diese Stämme hält man für nicht semitisch, sie müssen daher wohl den arischen Völkern verwandt gewesen sein.

Zu den oben genannten asiatischen Reisenden kann ich mich selbst rechnen, da mir auch die alten Kulturstätten im Süden des Kaukasus und des kaspischen Meeres aus eigener Anschauung bekannt sind. Herr Much beklagt die Spärlichkeit archäologischer Funde am Kaukasus; möchte er doch nur eine gleichausgedehnte und reichhaltige prähistorische Fundstätte, gleichviel welchen Alters, in den Niederungen Nord-Deutschlands nachweisen, wie die ausgedehnten alten Ruinen und Gräberfelder von Samthawro im Süden des Kaukasus, oder auf dem hier gleichfalls in Frage kommenden Hochlande Armenien.

Im nördlichen Persien liegen z. B. die ausgedehnten, leider bisher fast unbeachtet gebliebenen Ruinen von Rhagae, wo zweifellos eine große Reihe von Städten übereinander getürmt wurde, heute in öder, baum- und strauchloser Salzsteppe, wo sich die Schutthügel früherer Wohnstätten von den befestigten Höhenzügen weit hinaus in die Ebene erstrecken. Glaubt der Autor wirklich, daß diese einst gewiß viele Hunderttausende beherbergende Stadt in eine derartige Wüstenei unserer Tage, wo man mit Mühe einen Trunk erfrischenden Wassers findet, hineingebaut worden ist?

Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß von dem Autor auch dieser historische Teil der Untersuchungen ebenfalls mit großem Fleiß behandelt worden ist. Eine Aussicht, seine Opponenten zu bekehren, konnte der Autor aber wohl nur haben, wenn er an der Hand unserer neuesten Erfahrungen über die Geschichte der Orientvölker, wie sie beispielsweise durch Herrn Maspero in seiner „Histoire aucienne des peuples de l'Orient classique" in so vollständiger und übersichtlicher Weise zusammengestellt wurden, alle genügend verbürgten Tatsachen,

welche auf die angeregte Frage Bezug haben, chronologisch durchging und verwertete. Es kann dem Zweck unmöglich genügen, die mannigfachsten Angaben aus wechselnden Zeiten, meist sehr jungen Datums, herrührend von den verschiedensten Autoren, mosaikartig zusammenzufügen, bloß weil der Wortlaut sich irgendwie im Sinne des beabsichtigten Beweises günstig erwies, alle gegenteiligen Angaben aber unbeachtet zu lassen. Während ihm die ägyptischen und assyrischen Dokumente meist nicht alt genug erschienen, sollen wir uns in Angaben aus der Zeit Julius Cäsars, Tacitus, Strabos und Herodot die Ueberzeugung von der Richtigkeit der aufgestellten Hypothese verschaffen.

Herr Much darf es auch der wohlwollendsten Kritik nicht übel nehmen, daß sie solche Beweisführung ablehnt; leider ist es auch fast unmöglich, darüber zu referieren.

Zum Beispiel sind ihm die hieroglyphischen Daten über die weißen Libyer in Aegypten kaum alt genug (S. 204), obwohl er selbst anführt, daß der bis vor kurzem noch mythische König Menes (4400 v. Chr., nicht 3180), der Begründer des Pharaonenreiches, als ihr Besieger gilt[1]). Er hält meine Vermutung, daß sich die Libyer von Asien aus an die Nordküste Afrikas verbreitet haben, für unwahrscheinlich, weil die Aegypter ihnen im Delta den Durchgang nicht gestattet haben würden. Hierbei fehlt wieder, wie so häufig, die richtige Würdigung der geographischen Grundlage. Das Delta war damals unwegsames Sumpfland, über welches selbst in der späteren Zeit machtvolle ägyptische Herrscher keine volle Gewalt auszuüben vermochten, wie viel weniger der erste Organisator des Reiches, der dabei die Libyer bereits im Besitz vorfand! Verdienstvolle Aegyptologen, wie der erfahrene Herr Wiedemann[2]), neigen sich der Ansicht zu, daß die weißen Libyer nicht nur im Delta, sondern auch weiter nilaufwärts während dieser ältesten Zeit verbreitet waren. Sie trugen übrigens keine „reichen Gewänder" (S. 204), sondern einfach geschnittene, aber bunt verzierte Fellmäntel um den sonst fast unbekleideten Körper, der „reich" tattauiert ist.

Herr Much lebt der Ueberzeugung, „daß auch nicht ein Typus unter den auf diesen Denkmälern erscheinenden Völkern Asiens zu finden sei, der mit den Libyern oder mit nordeuropäischen Völkern zu vergleichen wäre" (S. 205). Nun, da die Libyer damals bereits auf der Nordküste Afrikas wohnten, konnten sie nicht wohl mehr aus Asien dargestellt werden, aber es fehlt nicht an zahlreichen, anderen hieroglyphischen Figuren, welche hellfarbige Menschen Asiens zeigen und an arische Stämme erinnern, und darauf kommt es doch an; hierher gehören die vielfach vorhandenen Wagenkämpfer aus der Hethiterschlacht[3]) bei Quesha unter Ramses II., welche

---

[1]) Sicher beglaubigt ist als solcher Sieger erst Thutmosis I., also sehr viel später.

[2]) Die betreffende Stelle in den Schriften des Autors konnte ich im Augenblick nicht wiederfinden. Sie steht meines Wissens in einem Aufsatz der „Umschau" von Dr. Bechhold.

[3]) Felsentempel von Jpsambul. Die Hethiter sollen den Semiten verwandt gewesen sein, doch weicht die Darstellung durch Hautfarbe und Haartracht stark von derjenigen typischer Semiten ab; außerdem handelte es sich um einen Völkerbund der Hethiter.

zum Teil sehr hellfarbig, mit eigenem, lang herabwallendem Haar dargestellt wurden, und daneben andere mit fast kahlem Scheitel, auf dem nur ein hängender Schopf kenntlich blieb, und einem langen Schnurrbart begabt, bei ebenfalls sehr heller Hautfarbe. Ich erinnere ferner an die Rassentafel aus dem Grabe Setis I. im Tal Bibân-el-Melûk bei Deîr-el-bahri, wo eine Figur von durchaus nordischem Habitus erscheint, welche die Aegyptologen geneigt sind, für eine asiatische (Amoriter?) zu halten. Diese Amoriter Kleinasiens sind vielfach als indogermanischen Stämmen verwandt betrachtet worden[1]).

Dasselbe dürfte von den Pulasati und Zakkala gelten, welche Ramses III. zu Wasser und zu Lande in der Land- und Seeschlacht von Magadil schlug, wenn dieselben leider auch nicht farbig dargestellt sind[2]). Diese Stämme kamen an der Westküste Kleinasiens südwärts gezogen; ihr Weg verliert sich im Norden gegen das schwarze Meer hin, wo sie entweder über den Hellespont von den Nordküsten her, oder längs der Südküsten des Meeres von den Kaukasusländern her vorwanderten auf der alten Völkerstraße, von der die assyrischen Keilinschriften schon aus der Zeit der Sargoniden manches zu erzählen wissen. Auch die verdienten Söldner, welche unter dem Namen „Schardanen" im Heere des Pharao dienten, kamen nicht aus Sardinien, sondern, wie auch Herr Maspero bekräftigt, aus Kleinasien, wo der Name der alten Stadt Sardes noch an sie erinnert[3]).

Die Trümmer der geschlagenen, aus dem Nordosten herabgestiegenen Stämme, soweit sie nicht als Söldner in Aegypten Aufnahme fanden, oder unter dem Namen Philister in Palästina ansässig gemacht wurden, werden dann allerdings auf ihren Drachenschiffen den Weg westwärts genommen haben, wo sich in Sizilien und Sardinien Spuren von ihnen gefunden haben; sie mögen auch im weiteren Verlauf der Fahrt bis an die Nordküsten Deutschlands gekommen sein. Hier stimmen wir also mit Herrn Much wieder überein, nur zeigt der Pfeil der Wanderung seine Spitze in der entgegengesetzten Richtung.

Auch die Behandlung der Frage nach der Herkunft der Pferde ist nicht ganz einwandfrei. Der Autor möchte feststellen, daß der Orient die Pferde nicht früher gehabt hätte, als sie sich im Nordwesten Deutschlands nachweisen lassen, was die Orientalisten entschieden bestreiten werden, da sie die altassyrischen Reliefdarstellungen weiter zurückdatieren, als die deutschen Funde aus der jüngeren Steinzeit. Besonders verfehlt ist die Angabe, „daß Aegypten erst ein sorgfältig rassezüchtendes Land wurde", als im Norden das Pferd schon Haustier war (S. 297). Aegypten ist nämlich niemals ein „sorgfältig rassezüchtendes" Land gewesen, weil es bis auf den heutigen Tag überhaupt

[1]) Diese Darstellung in etwa $^2/_3$ Lebensgröße zeigte einen Aegypter, Semiten, Neger und einen Weißen von europäischem Habitus, nicht mit dem Fellmantel der Libyer, sondern einem Schurz bekleidet. Ich habe 1868 die Figuren noch ziemlich wohlerhalten gesehen, jetzt scheinen sie nicht mehr Beachtung zu finden, vielleicht haben sie zu sehr gelitten.

[2]) Rosellini, Mon. storica II, C. I.

[3]) Maspero l. c. S. 461. Ebenso lassen sich die unter den Seevölkern gleichfalls genannten „Shagalasha" auf die kleinasiatische Stadt „Shagolossus" zurückführen. Maspero betrachtet Phrygien als den wahrscheinlichen Ausgangspunkt der Bewegung.

kein für Pferde geeignetes Land war oder ist. Als die alten Aegypter die Pferde zum Ziehen ihrer Kriegswagen in Gebrauch nahmen, blieben sie zur Erhaltung einer brauchbaren Pferderasse auf beständige Auffrischung des Blutes durch Einführung von Pferden aus Asien angewiesen. Besonders Kappadokien war als pferdeproduzierendes Land geschätzt, und Herr Maspero bildet daher in seinem Werk ein heutiges, kappadokisches Pferd ab, um die überraschende Uebereinstimmung mit den altassyrischen Pferdedarstellungen zu zeigen. In Turkestan und Persien findet sich noch heute eine als turkmenisches Pferd bezeichnete Pferderasse, welche hochbeinig, von schlankem Gliederbau und feinem Kopf aber ohne Mähne ist. Diese auffallend feuerige Rasse erscheint so edel wie ein europäisches Vollblutpferd, an welches die Form, abgesehen von der Mähne, sehr erinnert, und sie ist dabei so wenig europäisch, daß sie sich selbst heutigen Tages nicht nach Europa exportieren läßt. Und da soll das Pferd kein asiatisches Tier sein!

Die angeführten, sowie eine Reihe ähnlicher Unkorrektheiten können im Leser unmöglich die Vorstellung hervorrufen, daß der Autor ganz ohne Voreingenommenheit an die Beurteilung der Tatsachen herangetreten ist, und es gelingt ihm daher auch nicht, von der Richtigkeit seiner Schlußfolgerungen den Leser zu überzeugen.

Dieser Eindruck ist um so bedauerlicher, weil dadurch die Fülle beigebrachter Tatsachen, aus denen gewiß viel zu lernen ist, so bald sie objektiver aufgefaßt und anders gruppiert werden, an Wert verliert. Oft genug entschlüpft dem Opponenten beim Lesen der Erörterungen ein befreiendes: „Na, also!“ Man glaubt sich auf dem besten Wege der Verständigung, um schließlich sich wieder dem „Caeterum censeo“ gegenüber zu sehen: „Die Indogermanen sind doch aus den Gletschern Norddeutschlands hervorgegangen!“

So lange diese Modekrankheit herrscht, wird es kaum gelingen, die davon Befallenen von ihrem Glauben abzubringen, die Herren sollten sich aber in ihren Bekehrungsversuchen mehr an die naturwissenschaftlichen, besonders die geophysischen Verhältnisse anschließen, um die von ihnen behauptete Entwicklung wenigstens möglich erscheinen zu lassen. Eine gelegentliche Erwähnung der Eiszeit, ohne die daraus zu ziehenden Konsequenzen und unmittelbar anschließend ein freundlicher Ausblick in die lachenden Gefilde des heutigen Nordwestdeutschlands kann als solche Berücksichtigung der natürlichen Existenzbedingungen nicht anerkannt werden. Die Abstammungslehre, welche doch auch für die Germanen gelten muß, darf der chronologisch geordneten Entwicklungsphasen nicht wohl entraten, zumal wo ein kontinuierlicher Prozeß in dieser Richtung am gleichen Orte behauptet wird. Die Notwendigkeit einer derartigen induktiven Beweisführung ist keine unbillige Forderung der Gegner, und ich glaube im Namen derselben zu sprechen, wenn ich ihrerseits eine durchaus objektive, vorurteilsfreie Beurteilung einer solchen Beweisführung in sichere Aussicht stelle.

Dabei dürfte Herr Much wegen seiner großen Sachlichkeit der Ausführungen leichter zu einer Verständigung mit den Gegnern gelangen als die meisten seiner Parteigänger. Er brauchte nur den von mir im Eingang dieser Besprechung hervorgehobenen Satz über

den Begriff „Heimat“ scharf im Auge behalten und sich der Ueberzeugung nicht zu verschließen, daß die bisher beigebrachten Tatsachen einen wirklichen Anfang der Entwicklung nicht erkennen lassen.

Werden die zu erklärenden Beobachtungen auf eine spätere Phase des Entwicklungsganges ausgedehnt und nicht auf einen Uranfang des Germanentums, so ist dadurch der augenblicklich so lebhaften Opposition die schärfste Spitze abgebrochen. Es wird sich alsdann wesentlich darum handeln, in welchem Urzustand wir Bevölkerungselemente der als „Heimat“ behaupteten Gegenden schon als „Germanen“ ansprechen wollen. Auch dann wird uns aber die Frage nach der Herkunft dieser ihrer Vorläufer nicht erspart bleiben.

Herrn Much gebührt aber ein besonderer, allseitig zu entrichtender Dank über die erstaunliche Mühewaltung, mit welcher er in seinem unter allen Umständen höchst interessanten Werk einen Schatz von wichtigen Tatsachen zugänglich gemacht hat.

Die Entwicklung des englischen Nationalcharakters.

Dr. J. H. Heiderich.

I.

Noch steht England im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Seine imperialistischen Neigungen, die, wenn auch anscheinend noch nicht so nahe liegende, Gefahr eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses des englischen Riesenreiches, eines Abschlusses gegen alle, die durch den Krieg in Südafrika erfolgte Erweiterung seines politischen Einflusses usw. beunruhigen die übrigen Völker, die gezwungen sind, mit wachsamen Augen alle Bewegungen des britischen Kolosses zu verfolgen.

Betrachten wir die Eigentümlichkeiten des Engländers, so werden wir finden, daß dieselben in erster Linie durch geographische Einflüsse, durch die insulare Lage seines Vaterlandes bedingt sind. Sicheres und bestimmtes Wesen ist nach Fr. Ratzel dem Insulaner überhaupt eigen; und wo fänden wir diesen Charakterzug schärfer ausgeprägt als bei dem Engländer? „Jedem Kinde der angelsächsischen Rasse wird der Wunsch anerzogen, überall der Erste zu sein. Das ist so unser System; und ein Mann beurteilt seine Größe und Bedeutung nach dem Schmerze, dem Neide und dem Hasse seiner Nebenbuhler“ sagt R. W. Emerson in seinen „Representative Men“. Sowohl individuell wie allgemein aufgefaßt, erscheint diese Ansicht nur allzu gerechtfertigt. Hohes Selbstgefühl zeichnet den Insulaner aus. Die Insellage verhindert trotz der ausgedehnten Beziehungen vom Festlande zu Großbritannien und umgekehrt die nivellierende Wirkung, welche der Verkehr unter den kontinentalen Völkern auszuüben pflegt, in nicht geringem Maße. Sie vollständig auszuschließen und zu verhindern, ist selbstverständlich unmöglich. So wenig der Mensch als Einzelperson imstande ist, alle von anderen Individuen ausgehenden und ihn berührenden Einflüsse gänzlich von sich zu weisen und völlig unabhängig von ihnen zu bleiben, so wenig, oder besser viel weniger, kann dies ein ganzes Volk, dessen Angehörige verschiedene Grade der Individualität, der

Unzugänglichkeit für äußere und innere Einflüsse und der persönlichen, individuellen Energie aufzuweisen haben.

Der Engländer besitzt nicht das gesellschaftliche und politische Anpassungsvermögen des Deutschen. Steif und ablehnend verhält er sich den Sitten und Gebräuchen des Festlandes gegenüber. Sie erscheinen ihm im Verhältnis zu den seinigen minderwertig und wenig zweckmäßig. Verständnislos, möchte man beinahe sagen, sieht er auf sie herab, und stolz wahrt er im tropischen Afrika wie an den Küsten des Eismeeres seine nationale Eigenart. Alles Nichtenglische ist ihm nicht ebenbürtig, nicht gleichwertig. Seine Lebensformen, sein gesellschaftlicher Kodex allein sind ihm der Gipfel der Vollkommenheit, sie allein sind für ihn maßgebend und mustergültig. Die Ausnahmen, Lord Lytton, Carlyle, Kingsley, Sidney Whitman u. a., welche reges Verständnis auch für fremde Eigenart, namentlich für die stammverwandte deutsche zeigten, bestätigen nur diese Eigenschaft. Ihre Versuche, den Engländern Verständnis und Interesse für kontinentale Anschauungen beizubringen, sind sehr zu loben und anzuerkennen; ob sie aber der englischen Gesamtheit gegenüber etwas erreicht haben, darf man füglich bezweifeln.

Die insulare Absonderung, welche dem englischen Volke kriegerische Verheerungen und Stürme erspart, denen die kontinentalen Völker nur zu häufig ausgesetzt sind und welche es ihnen erschweren, ja oft unmöglich machen, ihre kulturellen Gaben ruhig zu entwickeln, gestattete ihm, diese seine Eigenart möglichst ungestört zu vervollkommnen, ebenso wie sie ihm eine möglichst intensive, keinen Störungen von außen ausgesetzte Entwicklung seiner geistigen, kulturfördernden Gaben ermöglichte. Auch die starke, ebenfalls durch die insulare Lage bedingte Fischerbevölkerung, deren täglicher Kampf mit den Fluten des Meeres sie wetterfest, selbständig, bestimmt, auf sich selbst und ihre eigene Kraft vertrauend, aber wortkarg, vielfach unzugänglich und nicht zu langen Reden geneigt macht, dürfte dazu beigetragen haben, diesen Charakterzug fester Bestimmtheit und voll regsten Sicherheitsgefühls, zugleich aber auch mit einer gewissen Neigung zu allerdings kraftvoller Selbstüberschätzung weiter auszubilden. Diese, festländischen Anschauungen vielfach unsympathische, englische Eigentümlichkeit hat für England selbst viel Gutes im Gefolge gehabt.

So finden wir, um nur ein Beispiel herauszugreifen, daß sich germanische Rechtsanschauungen in England viel reiner erhalten haben, als dies in den germanischen kontinentalen Staaten der Fall war. Die Rechtsgewohnheiten der Angelsachsen, in großen Zügen immer dieselben, soweit wir in der Geschichte der germanischen Völker zurückgehen, bilden noch heute das Common Law, das gemeine Recht. Die Macht des römischen Rechts brach sich an den harten Köpfen dieser Inselbewohner. Der Engländer ist von allem, was im römischen Wesen Beschränktes und im römischen Rechtsbegriff Knechtisches lag, verschont geblieben. Zwar waren selbstverständlich auch römische Einflüsse in den englischen Staatskörper eingedrungen, doch weit weniger intensiv als auf dem Festland. Der Angelsachse gab sich sein eigenes Recht und niemals ist er Sklave der Rechtsformen geworden, die er sich selbst geschaffen hat (Vosberg-Rekow). So fand z. B. die Lehre von der Omnipotenz des Staates im englischen Volke keinen Anklang. Nicht der Staat, sondern das Individuum bleibt dem Engländer Selbstzweck, welches nur deshalb mit anderen Individuen Verbindungen eingeht, weil dies seinem Vorteil entspricht. Der Staat ist eine freie Schöpfung und allen Staatsangehörigen zu eigen. Infolgedessen war die englische Gesamtentwicklung von Anfang an eine freiere, individuellere als in den anderen europäischen Staaten. Die persönliche Entwicklung erfolgte sozusagen von innen heraus und wurde nicht durch drückende äußere Fesseln eingeschnürt und in ihrem Wachstum beeinträchtigt oder nach

anderen, dem Volkscharakter nicht entsprechenden und ihn benachteiligenden Richtungen hingedrängt.

Macaulay sagt über den insularen Charakter seiner Landsleute, dessen Bildung er in das 13. Jahrhundert verlegt, folgendes: „Die Quellen der edelsten Ströme, welche Fruchtbarkeit über weite Länder verbreiten und reich beladene Flotten zum Meere tragen, müssen in wilden und unfruchtbaren Gebirgsstrecken gesucht werden, die in den Landkarten ungenau verzeichnet und selten von Reisenden durchforscht sind. Solch einer Strecke mag die Geschichte unsres Landes während des 13. Jahrhunderts nicht unpassend verglichen werden. Wie unfruchtbar und dunkel auch dieser Teil unserer Annalen ist, so müssen wir doch dort den Ursprung unserer Freiheit, unsres Glückes und unsres Ruhmes suchen. Denn damals war es, wo das große englische Volk sich bildete, wo der Nationalcharakter jene Eigentümlichkeiten zu entwickeln begann, die er seitdem immer bewahrt hat, und wo unsere Väter im vollständigsten Sinne Insularen wurden, Insularen nicht bloß in der geographischen Lage, sondern auch in ihrer Politik, ihren Gefühlen und ihren Sitten. Da erst zeigte sich mit Bestimmtheit jene Verfassung, welche immer seitdem, durch alle Wechsel, ihr identisches Wesen bewahrt hat; jene Verfassung, deren Nachbildungen alle anderen freien Verfassungen der Welt sind, und die, trotz einiger Mängel, als die beste betrachtet zu werden verdient, unter der irgend eine große Gesellschaft noch jemals durch viele Jahrhunderte bestanden hat. Damals war es, wo das Haus der Gemeinen, dieses Vorbild aller repräsentativen Versammlungen, welche jetzt in der alten wie in der neuen Welt zusammenkommen, seine ersten Sitzungen hielt. Damals war es, wo das gemeine Recht sich zu der Würde einer Wissenschaft erhob und plötzlich ein nicht unwürdiger Rival der kaiserlichen Jurisprudenz wurde. Damals war es, wo der Mut jener Schiffer, welche die rohen Barken der fünf Häfen bemannten, zuerst die Flagge Englands furchtbar auf dem Meere machte. Damals war es, wo die ältesten Kollegien, welche noch bestehen, in den beiden großen nationalen Sitzen der Gelehrsamkeit gegründet wurden. Damals bildete sich jene Sprache, weniger musikalisch zwar als die Sprachen des Südens, aber an Kraft, an Reichtum, an Tauglichkeit für die höchsten Strebungen des Dichters, des Philosophen und des Redners, nur der Griechenlands nachstehend. Damals auch erschien der erste schwache Schimmer jener edlen Literatur, des Glänzendsten und Dauerndsten von dem vielen, was Englands Ruhm ist."

Seit Cromwell steigerte sich der insulare Charakter der Engländer zur höchsten Potenz. Alles Fremdartige wurde abgestoßen. Alles Englische nahm einen eigenartigen, besonderen, von allen übrigen abweichenden Charakter an. Befördert wurde diese Absonderung durch die maritime und religiöse Richtung, welche die englische Entwicklung von nun an einzuschlagen begann. Es bildete sich ein ganz eigenartiger Organismus mit ganz besonderen Lebensprinzipien, voller Eigentümlichkeiten, welche bestimmend in den Gang der geschichtlichen Entwicklung eingreifen sollten. Hier zeigt sich am klarsten, wie jede Nation zu jeder Zeit ein einheitliches Ganzes bildet, welches nur durch die dauernde, speziell auf ihre Eigenart zugeschnittene Berücksichtigung des Wohles des großen Ganzen sich gedeihlich entwickeln und jedem Staatsbürger nutzbringend sein kann.

II.

In zweiter Linie wären ethnische Momente als von größtem Einfluß auf die Entwicklung des englischen Volkes in Betracht zu ziehen. Kühne, wagemutige Völker waren es, welche sich der britischen Inseln bemächtigten. Dänen, Angeln und Sachsen waren nächst den Römern die ersten, welche zur Eroberung jener Gebiete auszogen und den ansässigen keltischen Völkerschaften die Herrschaft

streitig machten. Doch bringen sie nach erfolgter Festsetzung kein einheitliches Reich zustande. Sie zerfallen in verschiedene Königreiche und leben in beständiger Fehde untereinander. Politische Organisationskraft in großem Sinne, die Fähigkeit der Zusammenschweißung verschiedener kleiner zu einem einheitlichen großen Staatswesen geht ihnen ab. Sie ähneln hierin ihren kontinentalen Vettern und Stammesgenossen. Erst den Normannen gelingt es, dem Reiche einen einheitlichen Stempel aufzudrücken und die verschiedenen Völker zur Einheit vorzubereiten. Die normannischen Herrscher zentralisierten die Verwaltung und legten damit den Grund zu einem einheitlichen Staatsgebilde.

Zunächst sehen wir Normannen und Sachsen in feindseliger Stellung sich gegenüberstehen, bis die normannischen Besitzungen auf dem Festlande verloren gingen und die normannischen Barone, welche bis dahin die Normandie resp. Frankreich als ihr eigentliches Vaterland angesehen hatten, genötigt waren, diese Ansicht aufzugeben und England als solches zu betrachten. Die Schlacht bei Bouvines, welche den Verlust der englischen Besitzungen in Frankreich bis auf wenige befestigte Plätze im Gefolge hatte, führte diesen Umschwung herbei. Von da ab begann ein besseres Verhältnis zwischen Angelsachsen und Normannen Platz zu greifen. Schon im 14. Jahrhundert war die Verschmelzung der Stämme, allerdings sehr zu Ungunsten der Normannen, deren Stammeselemente fast gänzlich von den Sachsen absorbiert wurden, fast vollendet und die Grundlage eines einheitlichen Volkstums geschaffen, die Eroberer hatten die Sprache der Unterworfenen angenommen.

Noch mehr begünstigt wurde diese Entwicklung im Zeitalter des Merkantilismus durch das Emporsteigen der Gentry, welche von da ab eine maßgebende Stellung im englischen Staate einnahm. Die Reihen des hohen Adels wurden während des 16. Jahrhunderts in nicht geringem Maße aus der Gentry ergänzt. Die Stellung dieses Adels war eine weniger exponierte, als dies in den kontinentalen Staaten der Fall war. Wir sehen hier wohl den Einfluß des angelsächsischen Elements, welches, wieder zur Geltung gelangt, den altgermanischen Anschauungen entsprechend, selbst den König oder Herzog nur als ersten unter Gleichen betrachtend, nicht zu gänzlicher Unterordnung geneigt war. Eine außerordentlich glückliche Mischung. Die organisatorische, politische, zentralisierend wirkende Gestaltungskraft der Normannen, einerseits wohl durch ihren langen Aufenthalt in Frankreich erworben, andererseits bedingt durch die Gegnerschaft der Sachsen, durchtränkte das angelsächsische Element, ohne ihm seinen freiheitlichen Sinn rauben zu können.

Schon 1215, als die Magna Charta zu Runnymede zwischen König Johann einerseits und den verbündeten normannischen Baronen, englischen Freisassen und englischen Stadtbürgern andererseits geschlossen wurde, zeigt das Vorhandensein des englischen Elements seinen wachsenden Einfluß. Die königlichen Hoheitsrechte erlitten mancherlei Beschränkungen. Wer nicht geneigt ist, sich vor dem Herrscher zu beugen, wird auch dem unter jenem stehenden Adel keine allzu großen Vorrechte zugestehen; und so sehen wir, daß die vorhandene starke erbliche Aristokratie keinen kastenartigen Charakter annehmen konnte. Die scharfe Grenzlinie, welche im alten Rom den Patrizier vom Plebejer schied, existierte nicht. Der Adel ergänzte sich aus den Reihen des Volkes und sandte andererseits seine Mitglieder zum Volke herab, sich mit ihnen zu mischen. Heiraten zwischen Gliedern des hohen Adels und solchen des Volkes gehörten nicht zu den Seltenheiten. Es herrschte kein gehässiges Verhältnis zwischen Adel und Volk. Sie lebten im großen ganzen in gutem Einvernehmen. Mitglieder des höchsten Adels traten in das Haus der Gemeinen ein und fochten für dessen Privilegien wie jeder geringere Bürger. So war, wie Macaulay bemerkt, die englische Demokratie von früher Zeit an die am

meisten aristokratische und die englische Aristokratie die am meisten demokratische; eine Eigentümlichkeit, die bis auf den heutigen Tag gedauert und manche wichtige moralische und politische Wirkungen hervorgebracht hat.

Dem einzelnen Engländer verlieh diese versöhnliche Stellung den oberen Klassen gegenüber größeres Selbstvertrauen und größere Selbstachtung, als dies in den kontinentalen Staaten der Fall sein konnte. Er fühlte sich nicht zurückgesetzt, als Paria betrachtet; und er hatte Gelegenheit, durch persönliche Tüchtigkeit sogar in die Reihen jenes bevorzugten Standes hineinzugelangen. Er blieb dadurch frei von gewissen, durch die entgegengesetzte Entwicklung auf dem Kontinent bedingten häßlichen Charakterzügen, wie Neid, Mißtrauen und kleinlicher Gesinnung. Alles dies sollte seine Wirkung im Laufe der englischen Geschichte nicht verfehlen. Der politische Blick war ungetrübter. Er wurde nicht verdunkelt durch Mißtrauen und Neid den eigenen Volksgenossen gegenüber. Es fehlte die Opposition aus Haß, Mißgunst, aus persönlichen Beweggründen; die Opposition um jeden Preis, ohne das Wohl des Ganzen und ohne sachliche Gründe zu berücksichtigen. Die ganze Nation lebte als solche verträglicher zusammen. Das gegenseitige Vertrauen war ein größeres und eine Verständigung unter den verschiedenen Gruppen infolgedessen bedeutend leichter herzustellen. Es trug also in dieser Beziehung die erwähnte Entwicklung des Adels zur Einheit und dadurch zur Kräftigung des gesamten Staatswesens bei.

Andererseits macht Hansen in seinen „Drei Bevölkerungsstufen“ auf den Standpunkt Toynbees aufmerksam, der die agrarische Umwälzung als den Preis, den England für seine politische Freiheit bezahlt habe, bezeichnet; und er steht nicht an, denselben als durchaus begründet anzuerkennen. Die Begründung ist folgende: „Die Verwaltung innerhalb der Grafschaften beruht auf dem Selfgovernment. Alle Aemter, unter denen das des Friedensrichters das einflußreichste ist, sind Ehrenämter. Wählbar ist nur, wer in der betreffenden Grafschaft mit Grundbesitz angesessen ist, der eine festgesetzte Rente abwirft. Naturgemäß fällt dadurch dem Landadel die ganze Verwaltung und, da die Grafschaftsbeamten auch die Wahlen der Parlamentsmitglieder leiten, ebenfalls die Vertretung des platten Landes im Parlamente zu. Diese Einrichtung hat zur Folge gehabt, daß es in England nie an einer großen Anzahl trefflich geschulter Staatsmänner gefehlt hat, andererseits aber hat sie, weil man nur durch den Grundbesitz zu Amt und Einfluß gelangen kann, diesem einen Wert verliehen, der mit der Rente, die er abwerfen konnte, nicht mehr im Einklang stand. Da nun der englische Adel nach unten hin offen war, auch der Grundbesitz nicht, wie in den meisten Staaten des Kontinents, durch Fideikommisse gebunden war, so hinderte den durch gewerbliche oder kommerzielle Tätigkeit reichgewordenen Bürger nichts, Grundbesitz und alle damit verbundenen Rechte zu erwerben. In deren Besitz gelangt, war die Erlangung des Adelsprädikats nicht mehr schwierig, doch war sie zur Ausübung der Rechte und Uebernahme der Aemter nicht erforderlich.“

Wir sehen also zu den wirtschaftlichen Momenten, welche die Entwicklung der englischen Agrarverhältnisse bedingten, ein psychologisches hinzutreten, welches ohne Zweifel von nicht geringem Einfluß auf den Gang der Ereignisse gewesen ist und zur Beschleunigung desselben wohl nicht unerheblich beigetragen haben dürfte. Mit der zunehmenden Bedeutung des Bürgerstandes, der Gentry, mußte naturgemäß in dessen reicheren Angehörigen der Wunsch entstehen, ihren Einfluß zu steigern; und da dies in rationellster Form nur in der erwähnten Weise möglich war, so werden sie nichts unversucht gelassen haben, um dies ihr Ziel zu erreichen. An die Wanderung vom Lande in die Stadt schließt sich eine Rückwanderung reicher städtischer Bürger auf das Land. An die Stelle des Bauerndorfs

tritt das Landhaus, an die Stelle der bebauten Felder und Wiesen prunkvolle Gärten und Parks, Luxuszwecken dienend und mit eigentlicher Landwirtschaft nichts mehr gemein habend.

So sehen wir aus der geographischen Lage, ihren Vorteilen und Nachteilen, ihrem Einfluß auf den Volkscharakter; aus den vorhandenen Anlagen der verschiedenen Volksstämme und den aus ihrer Mischung resultierenden Charaktereigentümlichkeiten das englische Volk und seine Geschichte sich entwickeln. Zunächst unter starker äußerer Einwirkung durch die normannisch-französischen Eroberer, dann sich im Innern konsolidierend, einen einheitlichen, sagen wir, insularen Charakter annehmend und später auf Grund dieses nach außen tätig, mehr einwirkend als empfangend und sich zu starker Individualität herausbildend. „Die Geschichte bildet den Volkscharakter", so sagt man; aber wer macht die Geschichte? Gewiß ist der Einfluß einer glanzvollen oder im Gegenteil einer unglücklichen Geschichte von hervorragendem Einfluß auf ein Volk; aber in erster Linie macht sich ein Volk seine Geschichte selbst. Seine mehr oder weniger guten Eigenschaften, die Fähigkeit seines Volkscharakters, seine Klugheit und politische Urteilsfähigkeit werden stets bestimmend in den Gang seiner geschichtlichen Entwicklung eingreifen.

Eine Mischung verschiedener, derselben großen Rasse angehöriger, Volksstämme scheint hier in ihrer ausgleichenden Wirkung von günstigstem Einfluß zu sein. Der zu sehr zu politischer Dezentralisation neigende germanische Volkscharakter bedarf eines zentralisierenden Elements, welches ihn zur Bildung großer politischer Organisationen befähigt; der jedenfalls durch römischen Einfluß zu sehr zur Zentralisation neigende der romanisierten keltischen Stämme eines dezentralisierenden, um die Schädigungen allzu großer Zentralisation zu vermeiden, welche sehr häufig den Volkscharakter frühzeitig schwächen und ihn seiner Widerstandskraft berauben, ihm also eventuell nur eine beschränkte Lebensdauer zu verleihen vermögen. Ebenso scheint in der germanisch-slawischen Mischung der Volkscharakter einiger slawischer Stämme, der Sorben, Wenden, Obotriten usw., einen keineswegs ungünstigen Einfluß auf das germanische Element ausgeübt zu haben. Auch diese Mischung erwies sich national als zäh und widerstandsfähig. Vandalen, Goten, Langobarden usw. sind nach kurzer vorübergehender nationaler Blütezeit im Strome der Zeit versunken. Ueberall dagegen, wo sich Germanen, hauptsächlich aber Sachsen mit Kelten, resp. Kelten und romanisierten Germanen und Keltogermanen, oder Slawen mischten, bezw. sie als herrschende absorbierten, wie in England und Preußen, zeigen sie eine wunderbare Zähigkeit und unzerstörbare Lebenskraft nebst großer politischer Organisationsfähigkeit und einer Begabung zu kultureller Entwicklung, welche von keinem Volke übertroffen wird.

Die Vorteile solcher Mischung sehen wir verkörpert in den englischen Herrschergeschlechtern. Vor allem waren es die Tudors, welche den Engländern wirtschaftspolitisch neue Bahnen wiesen und sie dadurch auf ihre spätere Weltstellung vorbereiteten. Sie zogen deutsche, flandrische, französische und venetianische Kaufleute, Techniker, Handwerker usw. ins Land, welche den Engländern als Vorbild dienten und von welchen sie das Wesen des Handels, der Technik usw. erlernten. Sie beförderten die Entwicklung und das Emporsteigen der Gentry, welche seit den Tagen Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth zur maßgebenden Gewalt im Staate wurde. Von nun an überwogen die Interessen des Bürgertums und wurden vom Staate als die wichtigsten vertreten. Sein Nährboden ist Handel und Industrie. England, bis dahin ein kleines, menschenarmes, überwiegend agrarisches Land, bis dahin von fremden Kaufleuten wirtschaftlich beherrscht, tritt in eine neue Entwicklungsperiode ein. Ermöglicht wird dieselbe durch den einheitlichen nationalen Charakter des Staates, für dessen Entstehung wir bereits einige Gründe angeführt haben.

Im Bunde mit dem teilweise neu ergänzten Adel und dem Bürgertum der Städte leitet ein machtvolles Königtum diese Periode in glücklichster Weise ein, und nach ca. hundertjährigem Ringen sehen wir das englische Volk von der Handelsherrschaft der Fremden befreit und fähig, als gleichberechtigtes Glied in die Reihen der wetteifernden Völker Europas einzutreten.

Vom ältesten angelsächsischen Herrschergeschlecht an macht sich ein gewisser auf volkswirtschaftliche Ziele gerichteter Geist bei den englischen Herrschern geltend. Athelstan erließ schon im Jahre 925 ein Gesetz, nach welchem jeder Kaufmann in den Adelstand erhoben wurde, welcher dreimal eine Fahrt ins Mittelmeer unternommen hatte (Schanz). Der heimischen Volkswirtschaft dient großenteils ihre Politik, den Wohlstand ihres Volkes mehrend, und als Gegenleistung, das Vertrauen zu seinen Herrschern von seiten des Volkes steigernd und das monarchische Gefühl kräftigend.

Hinzu kommt die durch die insulare Lage ermöglichte Ausnutzung der politischen Konjunktur. Jeder zwischen den kontinentalen Staaten ausbrechende Krieg war für England von Vorteil und wurde dementsprechend von ihm ausgenutzt. Die englische Politik zeigte sich klüger, als die des stets uneinigen, England in die Hände arbeitenden Festlandes. Die Ausbildung der Seemacht, ihre kolonialen Erwerbungen erweiterten ihren Horizont, ließen sie mit größeren Faktoren rechnen und veranlaßten sie zu weitausschauenden Plänen, welche den stets aufeinander eifersüchtigen, von ihren Streitereien völlig in Anspruch genommenen und infolgedessen nicht so klar blickenden, auch in vielen Fällen wohl am Einspruch behinderten kontinentalen Mächten gegenüber sehr wohl zur Durchführung gebracht werden konnten und wurden. Auf diese Weise, auf Grund aller dieser Faktoren, wurde die riesenhafte Ausbreitung des englischen politischen und wirtschaftlichen Einflusses ermöglicht.

III.

Schließlich trug die koloniale Ausbreitung Englands nicht wenig zur Ausbildung des englischen Charakters bei. Der in die weite Welt hinausziehende Engländer nahm schon eine tüchtige Portion Selbstvertrauens und kühnen Wagemuts mit, denn sonst wäre er zu Hause geblieben. Draußen aber in täglichen Kämpfen mit wilden Tieren und wilden Eingeborenen, als Backwoodman allein im Urwald hausend und ihm mühsam unter ständigen Gefahren das zur Existenz Notwendige abringend, oder als Pelzjäger die Wälder durchstreifend, mußte sich naturgemäß seine Energie, seine Selbständigkeit noch gewaltig steigern.

Kehrt nun der Ausgewanderte zurück oder bleibt er im neuen Heimatland, immer wirken die, sagen wir kolonialen Eigenschaften verjüngend auf das Mutterland zurück. Hätten wir die glanzvolle Wiedergeburt des Deutschen Reiches wohl erlebt, wenn die größte Tat des deutschen Volkes als Ganzes, die Wiedergewinnung und Regermanisierung des slawischen Ostens, unterblieben wäre? Die Saat, welche König Heinrich der Finkler, Markgraf Gero, Albrecht der Bär, Heinrich der Löwe, der deutsche Orden u. a. gesät, und deren Früchte in dem neuerstehenden Markgrafentum, späteren Kurfürstentum Brandenburg schüchtern aufgehen und im Königreich Preußen und im neuen Deutschen Reiche zur prächtigsten Reife gelangen sollten. Am eigenen Leibe sehen wir hier die verjüngende Eigenschaft zeitgemäßer Kolonisation. Wieder zeigt das deutsche Volk alle Eigenschaften frischer Jugendlichkeit vom Meer bis zu den Alpen, von der Mosel bis zum Niemen, und nur als Folge jener gewaltigen Tat.

Schon Adam Smith hatte die Beobachtung gemacht, daß Kolonien an Reichtum und Volksmenge ungewöhnlich rasch emporblühen. Der Grund dieser

Erscheinung ist, wie sich Roscher treffend ausdrückt, daß die Kapitalien und Arbeitskräfte, überhaupt die sozialen Kulturverhältnisse hochgebildeter Völker hier mit der unerschöpflichen Natur eines jungfräulichen und im Ueberflusse vorhandenen Bodens vereinigt werden. Die drei großen Faktoren jeder Produktion stehen gewöhnlich in einem wechselnden Verhältnisse zueinander. Auf den niederen Kulturstufen herrscht Ueberfluß an fruchtbaren Grundstücken, aber es fehlt an beweglichen Kapitalien und geschickten Arbeitern, ebenso umgekehrt. Die Kolonien bilden hiervon eine Ausnahme. Ihre eigentümliche Doppelnatur gestattet das Zusammenwirken aller drei Faktoren in höchstmöglicher Stärke. Und alles dieses kommt auch dem Mutterlande zu gute. Tausenderlei Bande verknüpfen die Kolonialbevölkerung mit den Bewohnern des Mutterlandes. Materielle und ideale Vorteile erwachsen auf diese Weise dem kolonisierenden Volke. Beschäftigungslose Personen können nach den Kolonien abgeleitet werden, totliegendes Kapital findet dort genügenden Spielraum, um die Unternehmungslust seiner Inhaber zu befriedigen. Und mehr noch wird dem Mutterlande genutzt durch den frischen, hoffnungsfreudigen Aufschwung, welchen die Erweiterung ihres Spielraums leicht der ganzen Volkstätigkeit verschafft; im Gegensatz zu jener Verzagtheit, die mehr als irgend etwas sonst die wirklich vorhandenen Kräfte lähmt. Während andererseits der Optimismus kolonialer Volksbestandteile als rückwirkende Kraft diese Eindrücke noch zu verstärken geeignet ist.

Dieser durch nichts zu erschütternde, unzerstörbare nationale und individuelle Optimismus, wie wir ihn namentlich auch bei den Nordamerikanern bemerken können, ist eine Quelle der Kraft, welche nicht genug beachtet werden kann. Ihm erscheint nichts unmöglich. Er wagt alles und siegt infolge seines unerschütterlichen Selbstvertrauens, welches ihn auch in den gefährlichsten Situationen nicht verläßt. Er ist eine der Ursachen des beispiellosen Aufschwungs der Vereinigten Staaten und wirkt heute noch in England als treibendes Motiv für viele große politische und wirtschaftliche Unternehmungen. Interessant ist, daß wir ihm im Nordosten Deutschlands häufiger begegnen als im Süden, wo er als großspurig bezeichnet wird und keineswegs beliebt ist.

In steter Wechselwirkung entwickeln sich Englands Geschichte und der englische Volkscharakter. Je glanzvoller die Geschichte, um so stolzer und selbstbewußter der einzelne Engländer. Bei ihm gehen persönlicher und nationaler Egoismus Hand in Hand. Beide sind in jedem Gliede des englischen Volkes auf das untrennbarste verknüpft. Das insulare Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Einfluß einer langen ökonomischen und politischen Erziehungsarbeit, welchem alle Klassen des englischen Volkes in gleicher Weise ausgesetzt waren, vor allem aber die Resonanz der Weltmachtstellung, welche dem Staat stets neue, gewaltige Aufgaben stellt, welche ihn nie still stehen und nie ohne große Ziele läßt, hat dafür gesorgt, daß bis in die breitesten Schichten des Kleinbürgertums und der Arbeiterbevölkerung jegliches politische Spießbürgertum gründlich ausgemerzt und der Nation als Ganzes eine hohe politische Urteilsfähigkeit zuteil geworden ist. Jeder Engländer weiß, daß mit dem Fallen des Staates auch sein persönliches Interesse gefährdet ist und er handelt danach. Immer, auch in rechtlich zweifelhaften, aber dem Staat Vorteil bringenden Situationen, wird er auf der Seite seines Vaterlandes stehen. Der Staat schützt ihn und er schützt den Staat. Wo in der Welt Engländer wohnen mögen, stets hält das britische Reich schützend seine Hände über sie. Hart und sentimentalen Regungen unzugänglich ist das Wesen der englischen Politik, aber durchsättigt von dem Ernst nationalen Empfindens und nationaler Verantwortung. Nie wird sie das Wohl des Staates und seiner Angehörigen außer acht lassen, wenn auch auf Kosten anderer Nationen und deren Angehörigen. Alle diese

Faktoren haben mitgewirkt, das britische Weltreich zu schaffen und die eigenartige Individualität des selbstbewußten, die Welt als sein Eigentum betrachtenden Engländers herauszubilden.

Morphinismus und Gesetzgebung.

Dr. Edmund Blind.

Vor einiger Zeit teilte die französische Tagespresse in aller Kürze mit, daß der Gouverneur einer französischen Provinz im äußersten Osten Asiens sich veranlaßt gesehen habe, durch Dekret seinen sämtlichen Beamten das Opiumrauchen zu verbieten. Bald nachher brachten auch deutsche Blätter Artikel etwa folgenden Inhalts: „In Frankreich ist man nachgerade sehr besorgt über die drohenden Fortschritte, die das Opiumrauchen in vielen Kreisen der Bevölkerung zu machen beginnt. Auf dem letzten Kolonialkongreß in Paris ist auf die Erscheinung hingewiesen worden, daß fast alle Halbweltlerinnen in den großen französischen Seehäfen, Toulon und Marseille voran, eine Opiumraucherei halten. Man findet übrigens in diesen Städten zahlreiche Familien, deren sämtliche Mitglieder während eines Aufenthalts in Ostasien sich das Opiumrauchen angewöhnt haben und in Europa ruhig fortsetzen. In Paris ist dieses Laster noch nicht so sehr verbreitet, indessen greift es nach statistischen Erhebungen auch in der Hauptstadt rasch um sich, wo bereits zahlreiche, natürlich geheimgehaltene Opiumrauchereien existieren. Es verlautet, daß auf Anregung mehrerer hervorragender Persönlichkeiten demnächst eine Liga gegen das Opiumrauchen ins Leben treten soll."

Derartige Zeitungsnotizen mögen aber beim großen Publikum nur wenig Beachtung gefunden haben, denn was hat es für uns gebildete Europäer zu bedeuten, wenn einige energielose Seefahrer oder verkommene Abenteurer ein neues Laster nach Europa verpflanzen und wenn einige Halbweltdamen oder Vertreterinnen noch niedrigerer Gesellschaftsklassen in gewissen Hauptstädten dem berauschenden Opiumgenuß sich in die Arme werfen? Was bedeutet es für uns hochstehende Kulturvölker, die wir unsere besten Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen nach allen Richtungen hin so emsig durchstudieren, wenn im fernen Orient 40—60 pCt. der Bevölkerung durch mißbräuchlichen Opiumgenuß geistig und körperlich der Zerrüttung entgegengehen?

Aber ... das Opium hat eine jüngere Schwester, das Morphium, dessen Bedeutung nicht in unverzeihlicher Selbstüberhebung mit ironischem Achselzucken oder verächtlichem Stillschweigen übergangen werden darf. Das Morphium, der hervorragendste Bestandteil des von alters her als schmerzlindernde, beruhigende Droge bekannten und verbreiteten Opiums, ist ja bekanntlich wegen seiner hervorragend schmerzstillenden Wirkung und seiner dadurch bedingten Verbreitung eines der allerwichtigsten Pflanzengifte. Aber auf die Dauer blieb seine Verwertung nicht auf die segensreiche Wirkung als Schmerzlinderungsmittel beschränkt: gezeugt durch seine mißbräuchliche Anwendung

und indirekt verschuldet durch die Methode der Arzneimitteleinspritzung unter die Haut, entstand vielmehr als Kind des vorigen Jahrhunderts (von Jaksch) das Krankheitsbild des chronischen Morphinismus, d. h. der Morphiummißbrauch zu Genußzwecken und untrennbar mit ihm verbunden ein ganzes Heer seelischer und körperlicher Krankheitserscheinungen, insbesondere die unstillbare, trotz gleichzeitigen körperlichen Zerfalls stets zunehmende Sucht nach dem Gifte, das berauschend und gefährlich wie die Giftmädchen des alten Indiens sein Opfer nicht wieder freigibt.

Das Laster des Morphinismus — und zwar in Gestalt von subkutanen Einspritzungen im Gegensatz zu dem viel selteneren „Morphiumessen“ (Morphiophagie) — bildet ein weitverbreitetes Uebel, viel weiter verbreitet, als es der Laie im allgemeinen ahnt, und stellt für den Arzt sowohl als für den Sozialpolitiker ein unendlich wichtiges Kapitel dar; fordert es doch alljährlich massenhaft seine Opfer in der menschlichen Gesellschaft, genau wie seine ältere Schwester, die Trunksucht. Der einzige — aber wie schwerwiegende! — Unterschied von letzterer wäre vielleicht der, daß, „wenn durch Alkohol die Hand der Nation geschädigt wird, das Morphium deren Kopf vernichtet“ (Lewin). Während nämlich der Alkohol das Genußmittel κατ᾽ ἐξοχήν der breiten Volksschichten in erster Linie darstellt, hat der Morphinismus gerade in den „besseren“ Kreisen eine bereits nicht mehr zu unterschätzende Verbreitung gefunden, und „ohne den Wert des Menschen als solchen herabsetzen zu wollen, sind bei derartigen Morphiumsüchtigen sowohl die materiellen als die sozialen und ethischen Schädigungen besonders eingreifend und zwar nicht nur für den Kranken und seine Angehörigen, sondern auch in ihrer Rückwirkung auf den Gesamtorganismus des Volkskörpers“. Aber nicht nur der genußsüchtige Weichling der Großstadt unterliegt dem Laster, sondern auch auf dem Lande, wo der entfernt wohnende Arzt oft aus äußeren Gründen die Morphiumspritze aus der Hand geben muß, hat das Uebel bereits Wurzel geschlagen.

Allerdings wird die Frage nach seinem heutigen Umfange zahlenmäßig nur schwer oder gar nicht zu beantworten sein: der Morphinismus macht sich nicht, wie der Alkoholismus, auf der Straße breit, und gerade der den besseren Ständen angehörigen Mehrzahl der Morphinisten wird es nicht schwer fallen, ihre unselige Neigung zu verheimlichen. Auch der Apotheker wird selbst beim besten Willen — und der soll, so behaupten böse Zungen, aus geschäftlichen Gründen bisweilen fehlen — nur schwer beurteilen können, wieviel er von der Droge als segensreiches Schmerzlinderungsmittel, wieviel er als verderbliches Genußmittel verabreicht. Ziffernmäßige Angaben sind daher wohl nur der Statistik einzelner Nervenheilanstalten zu entnehmen, obwohl dort natürlich nur ein verschwindender Bruchteil der Morphiumsüchtigen bekannt wird. So berichtete z. B. Burkart aus den Jahren 1872—1880 erst über 36 Fälle, während die beiden folgenden Jahre deren allein schon 76 brachten und er bis zum Jahre 1884 189 Einzelbeobachtungen gesammelt hatte, von denen 137 auf die drei vorhergehenden Jahre allein kamen. Ein stetes Steigen! Diese Zahlen werden aber erst in das richtige Licht gerückt durch den Hinweis darauf, daß die erste Morphiumeinspritzung 1856 und die erste Publikation über Morphinismus erst 1864 erfolgten! Noch deutlicher spricht für die Verbreitung

dieser Toxikose die große Zahl der z. Z. bestehenden Morphiumentziehungsanstalten, die sich — ganz abgesehen von zahlreichsten, zu Entziehungskuren geeigneten Nervenheilanstalten — aus dem Inseratenteil der medizinischen Zeitschriften ergibt; Baden-Baden, Bonn, Elsterberg, Marbach, Donndorf, Stellingen, Rockenau, Tannenfeld, Bendorf, Fulda, Schierke, Lindenhof, Meiningen u. a. m. annoncieren fast ununterbrochen, und im Bäderalmanach empfehlen mindestens 36 Institute ausdrücklich Morphiumentziehungskuren!

Die Statistik ergibt aber auch die bedauerliche Tatsache, daß gerade Aerzte und Medizinalpersonen (Aerztefrauen, Apotheker, Studenten, Heilgehülfen und Krankenpersonal) in erster Linie, an zweiter Stelle Offiziere, Kaufleute usw. das Hauptkontingent der Morphiumsüchtigen bilden — eine echte soziale Gefahr!

Ursache und Anlaß zur Entstehung des chronischen Morphinismus kann jeder linderungsbedürftige Schmerz im weitesten Sinne des Wortes abgeben, sei er nun körperlichen oder seelischen Ursprungs; die Entstehung gleicht in ihrer Entwicklung vollkommen dem bekannteren Werdegang des chronischen Alkoholismus. Ein von einem schmerzhaften Leiden schwer heimgesuchter Patient erhält die erste Morphiumeinspritzung und siehe da! wie auf Zauberwort schwindet zum ersten Male nach vielleicht langen Tagen und nach endlosen Nächten die furchtbare Qual, der langvermißte Schlaf stellt sich infolgedessen als erquickender Erlöser ein und einige üble Neben- und Nachwirkungen treten dabei derart in den Hintergrund, daß sie gerne übersehen werden. Aber der wunderbare Erfolg ist nur vorübergehender Art gewesen, bald machen sich die früheren Beschwerden wieder bemerkbar — eine neue, so herrlich wirkende „kleine" Einspritzung wird sehnlichst erwünscht und damit beginnt die endlose schiefe Ebene, die in so vielen Fällen unaufhaltsam zum Morphinismus führt; denn selbst wenn das schmerzhafte Leiden gehoben ist, hört die stetig wachsende „Sucht" nach der Morphiumwirkung nicht immer auf, das ursprüngliche Schmerzlinderungsmittel wird leicht zum berauschenden, unentbehrlichen Genußmittel, dessen euphorische, beglückende und anheiternde Wirkung nicht mehr vermißt werden kann. Bald aber steigt dann auch die zur Erzielung dieses Effektes ursprünglich erforderliche Gabe von 0,005—0,01 gr auf das Doppelte, Dreifache, Fünfzig- und Hundertfache — und immer intensiver gestaltet sich die krankhafte Sucht nach dem Gifte.

Aber ebensowenig als jeder zum Trinker wird, der einmal Alkohol — und sei es auch im Uebermaß — genossen hat, verfällt nun jeder, der gelegentlich als Patient des Morphiums bedurfte, unweigerlich der Morphinomanie. Es gehört vielmehr hierzu offenbar eine besondere, angeborene oder erworbene Veranlagung: weiche, energielose Naturen sind es, die auch zu anderen Erkrankungen neigend (Neurosen, Psychosen, Trunk- und Spielsucht, perverse Triebe usw.) in ganz besonderer Weise auf Morphium reagieren, oder aber solche, deren Widerstandskraft durch Exzesse und schwächende Momente aller Art körperlich und seelisch minderwertig geworden ist. Während der Gesunde, Vollwertige, nach der ersten Morphiumeinspritzung in der Regel eine Reihe unangenehmer Nebenwirkungen empfindet, wird der Disponierte schon durch die erstmalige Injektion

„in einen wunderbaren Rausch oder in einen Halbschlaf versetzt, der ihm über manche Sorgen des Lebens hinweghilft. Andere fühlen sich nach der Injektion leicht und elastisch wie nie zuvor, nach der nötigen Dosis Morphium sind sie erst fähig, zu denken und zu arbeiten" (Fiedler). „Diese dem Individuum fremden Zustände des psychischen Wohlseins, der gesteigerten Leistungsfähigkeit und der erhöhten Widerstandskraft bekommen bei fortgesetzter Zufuhr von Morphium bald eine so dämonische Gewalt über den Menschen, daß er sich ihrer Herbeiführung und Ausnutzung leidenschaftlich hingibt: aus dem maßvollen Gebrauch wird bald der maßlose Mißbrauch" (Erlenmeyer).

Und seine Folgen bleiben nicht aus: sie lassen sich in zwei einzelne Stadien trennen, deren erstes die glückliche Zeit der Euphorie darstellt. Während dieser Epoche wird der Morphinist durch die Einspritzung in der bereits geschilderten Weise in einen Zustand seelischen Wohlbehagens und unendlich vermehrter körperlicher Leistungsfähigkeit versetzt, die er vorher nie erträumt hatte: Morphium wird weiter und weiter eingespritzt, nicht um etwa wie ursprünglich Schmerz zu beseitigen, sondern mit der bewußten Absicht, immer und immer wieder diesen beglückenden Zustand zu schaffen, diese selige Euphorie, die dem ihr Unterliegenden neue, nie gefühlte Kraft verleiht, die ihn über alle Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens, des Berufs, körperlicher Gebrechlichkeit hinwegsetzt. Allerdings steigt die dazu notwendige Giftdosis immer weiter: genügten einst die kleinen Gaben von 0,01—0,02 gr, so werden bald 0,4 und 0,5 gr erforderlich, ja es werden unter Umständen die mächtigen Tagesgaben von 2—3 gr verwandt, während die Maximalgabe pro Tag nach dem Arzneibuche 0,10 gr nicht überschreitet!

Allmählich aber verblaßt trotz zunehmender Giftdosis die euphorische Wirkung der Injektionen mehr und mehr, das künstlich erzielte Plus der geistigen und körperlichen Leistungen nimmt ab, die Vorboten des zweiten Stadiums, der marastischen Periode, stellen sich ein.

In erster Linie hat jetzt die krankhafte „Sucht" nach Morphium derart zugenommen, daß sie jede andere Regung unterdrückt, daß der Kranke nur noch einen einzigen Wunsch kennt, die Befriedigung seiner Leidenschaft. Von ihr wird er mit Leib und Seele abhängig, ihr opfert er alles — selbst seine Ehre, denn Betrug, Lüge, Fälschung von Unterschriften und von Rezepten, jedes, auch das verwerflichste Mittel ist ihm gut genug, wenn es sich um die Beschaffung des unentbehrlichen Giftes handelt. Wie die ethischen Gefühle und die Moral stumpft sich auch das Gefühlsleben ab: stets bereit, andere anzuklagen und sein eigenes Laster zu beschönigen, wird der Morphinist gleichgültig gegen Wohl und Wehe der Angehörigen und seiner Umgebung; er kennt gesellschaftliche Pflichten nicht mehr und sie fallen ihm um so schwerer, als die ewige Sucht nach Morphium ihn seelisch und körperlich abhängig und träge macht. So rasch wie sie einst anstieg, sinkt jetzt die Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten, bis endlich auch die Intelligenz Schiffbruch erleidet und jenes furchtbare Bild des „verfrühten Greisenalters", des senium artificiale praecox ex morphinismo sich entwickelt, das dem Menschen die Fähigkeit zu jedem Handeln raubt und ihm jeden sozialen Wert nimmt. Denn Hand in Hand mit diesem seelischen Zerfall sind körperliche Zerrüttungs-

erscheinungen ebenso trauriger und ebenso intensiver Art zur Entwicklung gekommen — ein Marasmus, ein allgemeines Siechtum, dem nur der Tod ein Ende setzt.

So macht denn der Morphinist unter gleichzeitigem physischem Zerfall auf moralischem, ethischem und intellektuellem Gebiete allmählich eine vollständige Wandlung zum Schlechten durch, die ihm jeden sittlichen Halt raubt: und dieser Gesichtspunkt ist natürlich betreffs der Beurteilung von Delikten aller Art — Verleumdung, Betrug, Urkundenfälschung — von größter Tragweite für die Rechtsprechung, namentlich wenn dem Vergehen wie in der Regel die rücksichtslose und ungesetzliche Beschaffung von Morphium direkt oder indirekt zugrunde liegt.

Von noch eminenterer gerichtsärztlicher Bedeutung ist es aber, daß bei ausgebildetem Morphinismus zeitweise echte Psychosen, richtige Geistesstörungen mit Unzurechnungsfähigkeit als reine Vergiftungserscheinung vorkommen. Es sind dies nicht nur Angstzustände, Gesichtshalluzinationen, Anfälle von Halbschlaf, sondern als deren wichtigste Form richtige Paranoia — Verfolgungswahn mit psychischer Schwäche, mit oder ohne Halluzinationen —; häufig aber treten auch abnorme Zustände auf, die keiner bestimmten Erkrankungsform entsprechen und keine sichere Diagnose zulassen, bei denen aber gleichfalls beängstigende Verfolgungsideen die Hauptrolle zu spielen pflegen. Diese Erscheinungen geben natürlich nur allzuoft zu Vergehen aller Art, ja sogar zu Verbrechen gegen die vermeintlichen Quäler und Verfolger der Umgebung Anlaß, auf deren gerichtsärztliche Bedeutung und Beurteilung noch zurückzukommen sein wird.

Der furchtbarste Moment im Leben und Leiden des Morphinisten ist aber ohne Zweifel der, wo Morphium nur noch in ungenügender Menge zugeführt wird, sei es nun mit voller Absicht zu Heilungszwecken oder aber aus zufälligem Mangel an der Droge. Ganz abgesehen von den allerverschiedensten, bis zu lebensgefährlichen Zuständen sich steigernden körperlichen Zufällen, zeitigt gerade die Abstinenz die schwersten und geradezu furchtbarsten seelischen Erscheinungen, die man als Entziehungssymptome zusammenfaßt. Unter unsäglicher Unruhe und mächtiger Aufregung erreicht jetzt die Sucht nach dem Gifte ihr Maximum (Erlenmeyer): „Sie steigert sich zunehmend, und zwar nicht nur nach Morphium, sondern auch nach allen seinen Ersatzmitteln, also nach den Opiaten, besonders aber nach dem Alkohol. Es spottet aller Beschreibung, was die Kranken darin zuweilen leisten — Rat und Ermahnung der Aerzte werden rücksichtslos in den Wind geschlagen, und damit beginnt sich jener unselige Zustand zu äußern, für den die Bezeichnung Demoralisation noch viel zu gelinde ist. Auf allen möglichen und unmöglichen, erlaubten und unerlaubten Wegen sucht sich der Kranke Morphium zu verschaffen — Bestechung, Einschmuggelung, Lüge, Betrug und Diebstahl, alles wird versucht. Wenn das alles vereitelt wird, wird das andere Register gezogen: Schimpferei, Verleumdung und Drohung — der Kranke will nichts hören, nichts sehen, nichts wissen, er will nur Morphium!"

Von weittragender forenser Wichtigkeit ist es nun, daß auch jetzt, als wirkliche Abstinenzsymptome, echte Psychosen mit Verlust der Zurechnungsfähigkeit auftreten können. Bald sind es Delirien,

bisweilen schwerster Form, mit reichlichen Halluzinationen aller Sinnesorgane, mit schrecklicher Angst und bisweilen Isolierung erfordernden Tobsuchtsanfällen; bald sind es vorübergehende geistige Störungen, wo sich neben mächtig gesteigerter Sucht nach Morphium und neben unsäglicher Unruhe als Grundton des Krankheitsbildes die Angst einstellt, die sich namentlich auf die weitere Beschaffung von Morphium bezieht und unter völliger Unzurechnungsfähigkeit des Patienten vielfach zu Fälschungen, zu Diebstahl führt, ein Zustand, in dem bisweilen Selbstmord das Ende des traurigen Liedes bildet. Endlich kommen langdauernde, über Monate sich erstreckende und von intensiver Schlaflosigkeit begleitete Anfälle von halluzinatorischem Verfolgungswahn vor, und aus dieser kurzen Schilderung ergibt es sich zur Genüge, wie oft im Laufe seiner Erkrankung der Morphinist mit dem Gesetz in Konflikt kommen kann: Verleumdung und falsche Anklagen, Diebstahl, Betrug und Urkundenfälschung, wie sie angewandt wurden, um in den Besitz von Morphium zu kommen, können ihn vor den Richter bringen, der Selbstmord, der den Kranken von seinen Qualen befreit, kann zu Streitfragen mit der Kirche, mit Lebensversicherungsgesellschaften Anlaß geben, er kann schwere Verbrechen auf sich laden, die im Tobsuchtsanfalle begangen sind oder sich während des Verfolgungswahns gegen vermeintliche Verfolger aus seiner Umgebung richteten ...

Infolgedessen beansprucht aber auch die strafrechtliche Beurteilung des Geisteszustandes beim Morphinisten die größte Bedeutung. Es haben denn auch gewichtige Stimmen (Lewin u. a.) darauf hingewiesen, daß Morphinisten körperlich und geistig krank sind und in rechtlicher Beziehung hiernach beurteilt werden müssen. Die Morphiumsucht kommt zunächst häufig bei der Frage nach der Zurechnungsfähigkeit in Betracht: wie oben ausgeführt, sind sowohl infolge der Intoxikation an und für sich als bei erzwungener Abstinenz echte Geistesstörungen nicht selten, und bei in diesem Zustande begangenen strafbaren Handlungen wird sich — namentlich sobald es sich um die Befriedigung der krankhaft gesteigerten „Sucht", um die Erreichung des unentbehrlichen Giftes direkt oder indirekt handelt — der Sachverständige vielfach dahin äußern können, daß die Bedingungen des § 51 des Reichs-Strafgesetzbuches gegeben waren, daß sich nämlich der Angeklagte bei Begehung der strafbaren Handlung in einem Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Aber der Morphiummißbrauch an und für sich bildet dabei nicht den Grund zur Annahme von Unzurechnungsfähigkeit, es muß vielmehr im einzelnen Falle die Geistesstörung als Grund derselben nachgewiesen sein.

Es ist ferner von kompetenter Seite betont worden, daß Morphiumsucht und Trunksucht als analoge Leiden auch civilrechtlich gleiche Bedeutung zu beanspruchen haben; auf die Morphinisten lasse sich nämlich anwenden, was von den Trunksüchtigen gelte (Lewin): „Sie sind körperlich und geistig krank und müssen straf- und civilrechtlich danach beurteilt werden; sie bleiben völlig unfreie Menschen. Interniert und entmündigt man sie, verhindert man sie, in Stellen einzurücken oder zu verbleiben, in denen sie Gelegenheit haben, andere zu schädigen, so ist behördlich alles getan, was medizinisch gefordert

werden kann. Meiner Ueberzeugung nach — so forderte damals Lewin vor Ausarbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuches — muß die Trunksucht alsbald zu einem gesetzgeberischen Akte ebenso Anlaß geben, als davon untrennbar die Morphiumsucht."

Der erste Teil dieser Forderung, das gesetzliche Vorgehen gegen den Alkoholismus, ist unterdessen im Bürgerlichen Gesetzbuch zur Verwirklichung gekommen; es ist aber leider ein solches gegen Morphiumsucht — und ich fasse die ihr gleichwertige, nur viel seltenere Cocainsucht mit ein — damit nicht verbunden worden.

Es ist daher auch seit Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches wiederholt gefordert worden, daß der betreffende § 6, 3 entsprechend erweitert werde und etwa folgende Fassung erhalte:

§ 6. Entmündigt kann werden:

3. wer infolge von Trunksucht „oder Morphiumsucht (Cocainsucht)" seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag, oder sich oder seine Familie der Gefahr des Notstandes aussetzt, oder die Sicherheit anderer gefährdet.

Wie häufig die beiden ersten Bedingungen des § 6, 3 (Unfähigkeit zur Besorgung eigener Angelegenheiten, Gefahr des Notstandes für die eigene Person oder die Familie) für Morphinisten zutreffen, erhellt aus den obigen Ausführungen ohne weiteres; aber auch der dritte Punkt (Gefährdung der Sicherheit anderer) hat seine große Bedeutung für Morphiumsüchtige, denn nicht nur während der Intoxikations- oder Abstinenzpsychosen (Tobsuchtsanfälle, Verfolgungsideen) wird der Kranke gefährlich, sondern es sei nur an die soziale Stellung und Verantwortlichkeit vieler Morphinisten erinnert, vor allem aber an ihre unselige Neigung, auch andere zum Laster zu verführen. Man denke nur daran, wie oft Ehepaare gemeinschaftlich dem verderblichen Genuß frönen, wie eine Kranke Leppmanns nicht nur Gatten und Dienstboten dazu verführt hatte, sondern sogar ihren Kindern Opium in die Milch mischte! Und doch gibt es für einen Morphinisten „nichts Schlimmeres, als einen Zweiten", weil durch die gegenseitige Verführung ein ewiger Circulus vitiosus geschaffen wird.

Von hervorragendsten Autoritäten hat es Krafft-Ebing ausgesprochen, daß „der ausgebildete Morphinist ein charakterloser, energieloser und willensschwacher Mensch ist, dem in foro criminis wohl immer mildernde Umstände zuzuerkennen sind und dem in der Wahrnehmung seiner Interessen und Pflichten immer ein Beistand not tut"; Lewin betonte es, „daß Morphinisten keine verantwortliche Stellung einnehmen dürften, sondern als Unmündige behandelt werden müßten", und Burkart schrieb folgendes: „Es gibt ein nicht unerhebliches Kontingent von Morphiumsüchtigen, denen unter Beibehaltung ihrer freien Selbstbestimmung es nicht möglich ist, das Morphium zu entziehen. Für solche ist dann nur noch Heilung zu erwarten, wenn sie unter Freiheitsentziehung in geschlossener Anstalt Entziehungskuren versuchen und nach gelungenem Versuche noch eine Reihe von Wochen und Monaten unter denselben Verhältnissen bleiben müßten. Freiwillig gehen sie nicht oder verlangen sofort ihre Entlassung nach kaum begonnener Kur. Gesetzlich sie zu halten wäre nur bei Abstinenzsymptomen, bei geistiger Verwirrung möglich. Also ist es als

großer Mangel zu bedauern, daß kein Gesetz existiert, welches es ermöglicht, gegen derartige willensschwache Personen vorzugehen zu ihrem eigenen und der Angehörigen Nutzen."

So lange die Umarbeitung des Gesetzes in diesem Sinne, deren Notwendigkeit sich hieraus unweigerlich ergibt, nicht erfolgt, so lange sind wir civilrechtlich gegen den Morphinisten als solchen machtlos; wenn sich auch eine gewisse seelische Inferiorität bei den zur Morphiumsucht disponierten und ihr verfallenden Individuen voraussetzen läßt, so bildet diese Annahme doch keinen genügenden Grund, um eine Entmündigung und im Anschluß an diese die zwangsweise Ueberführung des Morphinisten in eine Anstalt rechtlich zu ermöglichen zu einer Zeit, wo ihm einerseits noch zu helfen ist, andererseits sozialer Schaden noch vermieden werden kann.

Vorläufig müßten vielmehr, um diese Möglichkeit zu bieten, eine Reihe von Vorbedingungen erfüllt sein, wie sie z. B. in einem von Leppmann begutachteten Falle gegeben waren; in diesem war — wie dies ausdrücklich betont werden mußte — Entmündigung nur dadurch gerechtfertigt, daß „das Uebermaß der Reizmittel, die chronische Angiftung des Gehirns zerrüttend auf die Funktionen dieses an und für sich invaliden Organs wirkte, so daß aus der Geistesdefekten die Geisteskranke wurde".

Gerade dies ist der springende Punkt: erst der geisteskrank Gewordene kann entmündigt werden, denn der vorher bestehende Morphinismus kann nicht als Geistesstörung im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuchs aufgefaßt werden, auf die sich die Entmündigung stützen muß, und ebensowenig kann er etwa als Geistesschwäche, als Lücke im Geistesleben das Entmündigungsverfahren rechtfertigen.

Und doch wäre es auf das dringendste erforderlich, im geeigneten Momente, also vor Ausbruch der entmündigungsberechtigenden Geisteskrankheit, einschreiten zu können, weil nach der Entmündigung der Vormund über den Aufenthaltsort des Mündels zu bestimmen hat und dessen Ueberführung in eine geschlossene Anstalt, in diesem Falle also die Morphiumentziehungsanstalt — wie die des Trinkers in das Trinkerasyl — fordern kann, so lange noch Rettung erhofft werden, sozialer Schaden vermieden werden kann. Damit erst könnte der § 6, 3 des Bürgerlichen Gesetzbuchs als vollständig und als völlig zweckentsprechend angesehen werden: er wäre dann eine scharfe Waffe im Kampfe gegen das Morphium, das so oft aus der heilenden Arznei zum totbringenden Gifte wird.

Volksheilstätten und Sozialpolitik.

Dr. Alphons Fuld.

Seit jenem denkwürdigen Jahre, in welchem Robert Koch die Welt mit der Botschaft überraschte, daß es ihm gelungen sei, ein Heilmittel gegen die Lungentuberkulose zu finden, hat der Kampf

wider die tuberkulösen Erkrankungen nicht aufgehört, die Oeffentlichkeit zu beschäftigen. Zwar nur zu bald mußte man die kühnen Hoffnungen, welche durch Kochs Mitteilungen erweckt worden waren, wieder zu Grabe tragen; man mußte sich eingestehen, daß jene Entdeckung, deren wissenschaftliche Bedeutung außer Frage steht, für die praktischen Ziele der Heilkunst nur wenig leisten konnte. Das Mittel war weder zuverlässig noch ungefährlich, und als sich die Beobachtungen häuften, die von üblen Zufällen, von Verschlimmerungen des ursprünglichen Zustandes Kunde gaben, da konnte es nicht ausbleiben, daß das Tuberkulin ebenso rasch, wie es seinen Einzug gehalten, auch wieder von der Bildfläche verschwand. Aber eine Frucht ist doch aus jener wenig erfreulichen Epoche erhalten geblieben, das ist die Einsicht von der Notwendigkeit, mit besserem Vertrauen und größerer Energie gegen die sogen. unheilbaren Krankheiten vorzugehen. Es hatte erst des Rückschlages von der Tuberkulinbegeisterung bedurft, um weitere ärztliche Kreise an die Erfolge der Heilstätten zu erinnern, in denen seit Jahren schon zahlreiche Kranke durch die Anwendung physikalischer Heilmittel, durch Regelung der Diät, des Luftgenusses, der Ruhe und Bewegung gebessert oder auch vollkommen geheilt werden. So kam man dazu, die Heilstättenbehandlung in größerem Maßstabe durchzuführen und sie vor allem auch den minderbemittelten Volksschichten, den arbeitenden Klassen, zugänglich zu machen. Von Kommunalverbänden und wohltätigen Korporationen, vor allem von den Invaliditätsversicherungsanstalten sind mit bedeutenden Kosten Heilanstalten errichtet worden. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß zu Anfang des Jahres 1902 in Deutschland 57 Heilanstalten in Betrieb und 25 in der Entwicklung begriffen waren, dann gewinnt man erst eine Vorstellung von den gewaltigen Kapitalmassen, die hier zum größten Teil aus öffentlichen Mitteln festgelegt worden sind und natürlich den leitenden Kreisen auch die Pflicht auferlegen, dem humanen wie dem wirtschaftlichen Standpunkt gleichermaßen gerecht zu werden. Die Hergabe von Mitteln aus dem Vermögen der Versicherungsanstalten wird nur dann zu billigen sein, wenn durch die Heilstättenbehandlung zum mindesten eine ansehnliche Verlängerung der Lebensdauer und der Arbeitsfähigkeit erzielt wird; jedenfalls darf durch ihre Durchführung für den einzelnen Kranken nicht mehr verausgabt werden, als die Summe der Renten beträgt, welche er ohne diese Behandlung erhalten hätte. Des weiteren müssen aber auch jene Einrichtungen möglichst vielen Versicherten zugute kommen und einer möglichst großen Zahl von Familien auf eine längere Reihe von Jahren den Ernährer erhalten. Das ist sogar die Hauptsache; ob in einer Minderzahl von Fällen Heilung in medizinischem Sinne erfolgt, das ist vom praktischen und volkswirtschaftlichen Standpunkt von viel geringerer Bedeutung.

Es läßt sich nun heute kaum mehr bestreiten, daß in der Leitung der meisten Volksheilstätten diese sozialen Gesichtspunkte seither nicht diejenige Geltung errungen haben, die im Interesse einer gesunden Entwicklung erwünscht wäre. Man hat beinahe durchweg nur das lockende Ziel der Heilung der Tuberkulösen vor Augen und man zieht darum bei der Auswahl der Kranken diejenigen vor, welche sich noch im allerersten Stadium des Leidens befinden und darum die

günstigsten Aussichten auf Genesung bieten. Auch ist diesen Zielen entsprechend der Anstaltsaufenthalt von recht erheblicher Dauer; es könnte also, selbst wenn man zunächst noch im bisherigen Tempo mit der Errichtung von Heilstätten fortfahren sollte, doch immer nur einer relativ kleinen Zahl von Lungenkranken die Wohltat der Anstaltsbehandlung zuteil werden. Maßgebend waren hier vor allem die Wünsche, welche seit Jahren schon von den Leitern der Privatsanatorien in bezug auf das Krankenmaterial ausgesprochen werden. Man vergißt aber dabei nur das eine, daß es ein anderes ist um die Tuberkulose der wohlhabenden Klassen, ein anderes um die des Arbeiters. Während jene auch nach dem Verlassen der Anstalt die hygienische Lebensweise beibehalten können, die sie in der Anstalt erlernt haben, und nach wie vor alle nachteiligen Einwirkungen der Ernährung, der Kleidung, der Wohnung, des Berufes usw. streng meiden, steht der Arbeiter sofort wieder unter dem Einfluß aller jener sozialen und ökonomischen Schädlichkeiten, die schon zum Ausbruch der Krankheit ihr gewichtig Teil beigetragen haben. Gewiß ist der Tuberkelbazillus der Erreger der Tuberkulose, aber damit er im Organismus zur Wirksamkeit gelange, muß eine Krankheitsanlage bestehen, müssen in den Geweben gewisse Veränderungen vor sich gegangen sein, die zumeist das Produkt erblich überkommener, konstitutioneller Störungen oder auch sozialer und ökonomischer Schädlichkeiten sind. Und darum ist es kein Wunder, daß die Heilresultate der Volksheilstätten, trotz ihrer viel skrupulöseren Auswahl, lange nicht so günstige sind oder je werden können, wie die der Privatsanatorien. Die ständigen Klagen der Heilstättenärzte, daß die praktischen Aerzte nicht streng genug bei der Auswahl der Kranken verfahren, treffen einen Punkt, der an Bedeutung jedenfalls hinter den anderen Faktoren zurücktritt. Es ist ja leicht zu begreifen, daß die Heilstättenärzte den Wunsch hegen, in ihren Statistiken eine recht große Anzahl von Geheilten aufführen zu können; Aufgabe der Volksheilstätten ist es aber, von einem höheren Standpunkt aus ihrer sozialen Mission gerecht zu werden und vor allem die wirtschaftlichen Notstände, welche jene Volkskrankheit im Gefolge hat, in möglichst weitem Umkreise zu verhüten oder doch zu mildern.

Vorläufig entsprechen die Erfolge der Heilstätten noch keineswegs den aufgewendeten Mitteln. Nach statistischen Untersuchungen von Engelmann aus dem kaiserlichen Gesundheitsamt ist von den aus den Anstalten als erwerbsfähig Entlassenen nach drei bis vier Jahren nur noch die Hälfte arbeitsfähig, ja schon am Ende des zweiten Jahres überwiegt die Zahl der Gestorbenen und Arbeitsunfähigen und von der Gesamtzahl aller Entlassenen sind nach vier Jahren schon $^4/_5$ gestorben oder völlig arbeitsunfähig. Andererseits ist es recht interessant, daß von den Schwerkranken und als ungebessert und erwerbsunfähig Entlassenen ein nicht geringer Prozentsatz sich nach einer Reihe von Jahren als arbeitsfähig erwiesen hat. Von 2000 Fällen, die Reiche zusammengestellt hat und bei denen die Behandlungsdauer durchschnittlich drei Monate betrug, waren bei der Entlassung objektiv gebessert 62 pCt., nach fünf Jahren noch arbeitsfähig nur 38 pCt. Also bei der Mehrzahl der aus den Heilstätten Entlassenen ist der ursprüngliche Erfolg nach einigen Jahren wieder

geschwunden, während andererseits von den ungebessert Entlassenen nicht wenige späterhin wieder die Arbeitsfähigkeit zurückgewinnen. Solche Tatsachen lassen sich nicht mit dem Verlangen nach größerer Strenge bei der Aufnahme aus der Welt schaffen, sie beweisen lediglich, daß den Heilstätten für die Tuberkulose des Arbeiters eine ganz andere Bedeutung beizulegen ist, als sie den Privatsanatorien zukommt. Wenn man freilich, wie es heute schon viele Heilstättenärzte tun, die Verlängerung der Arbeitsfähigkeit, die sogen. wirtschaftliche Heilung in den Vordergrund rückt, dann erscheinen die Erfolge weniger unbefriedigend, dann hat aber auch die übliche Rigorosität bei der Aufnahme keinen rechten Sinn mehr und es könnten wohl bei entsprechender Abkürzung der Aufenthaltsdauer eine größere Anzahl Lungenleidender, namentlich auch Schwerkranke, denen es vor allem not tut, Aufnahme und sachgemäße Pflege finden. Ich habe mich schon seit Jahren an verschiedenen Orten in diesem Sinne ausgesprochen und es erfüllt mich mit Genugtuung, wenn in jüngster Zeit auch von anderen Aerzten und selbst von autoritativer Stelle ähnliche Anschauungen vertreten werden. Auf der Grundlage vergleichender Beobachtungen an Kranken, die zum Teil ambulatorisch, zum Teil in Heilstätten behandelt wurden, kommt Hammer zu dem Schluß, daß die wirtschaftlichen Erfolge beider Behandlungsarten keine besonderen Unterschiede aufweisen; er schließt daraus, daß die Heilstätten mehr für die schwer Erkrankten zu reservieren seien, bei denen durch die einfacheren Kuren kein Erfolg erzielt wurde. Und Prof. Moritz in Greifswald geht sogar so weit, daß er verlangt, die Heilstätten in Absonderungsstätten für die ernster erkrankten Tuberkulösen umzuwandeln. Ich möchte in ihnen allerdings lieber Sanatorien sehen für die schweren, aber besserungsfähigen Fälle, doch das ist am Ende ein Streit um Worte; jedenfalls wird die Entwicklung des Heilstättenwesens diese Richtung einschlagen müssen, wenn die aufgewendeten Mittel voll ausgenutzt werden sollen. Es wird darum in Zukunft notwendig sein, weniger schulmäßig und schablonenhaft bei der Auswahl der Kranken vorzugehen; man wird nicht allein den objektiven Lungenbefund, sondern auch die persönlichen, häuslichen und Berufsverhältnisse des Antragstellers berücksichtigen müssen und auf dieser Grundlage sich ein Urteil zu bilden suchen über die Zweckmäßigkeit der Anstaltsbehandlung. So manche unverdiente Härte, die jetzt zumeist die besten und arbeitsfreudigsten Elemente der Arbeiterschaft trifft, wird sich dann vermeiden lassen, und nur auf diesem Wege kann es gelingen, die großartigen Schöpfungen der Versicherungsanstalten der Gesamtheit der Versicherten nutzbar zu machen.

Berichte.

Biologie.

Alter und Tod. Eine Theorie der Befruchtung. Wohl der Vorgang bei der Befruchtung, aber nicht die Bedeutung der Befruchtung selbst ist bis jetzt von den Biologen sicher erkannt worden. Es liegt nahe, diese Bedeutung in der Verjüngung des Individuums zu finden. Tatsächlich ist für viele Lebewesen der

Eintritt der Geschlechtsreife der Vorabend des Todes; hier altert also der Komplex der somatischen Zellen, während gleichzeitig durch die Befruchtung die Keimzellen zu neuem Leben erwachen. — Als Gegner dieser Verjüngungstheorie ist Boveri aufgetreten, indem er auf jene Lebewesen hinwies, bei denen eine Notwendigkeit der Befruchtung zum Weiterleben der Art sich bisher nicht hat nachweisen lassen. Auch seien die Geschlechtszellen keineswegs senile Produkte eines im Sterben liegenden Körpers, sondern die lebenskräftigsten Teile eines auf der höchsten Stufe der Entwicklung stehenden Organismus. Er und Weismann erblicken das Wesen der Befruchtung in der Qualitätenmischung. Hiernach ist also die Vereinigung von Ei und Samenfaden nicht die Bedingung, sondern der Zweck der Befruchtung. Nur deshalb hätten sich Hemmungserscheinungen für ungeschlechtliche Fortpflanzung (beim Ei: Fehlen des Zentrosomas, beim Samenfaden: Fehlen des Protoplasmas) herausgebildet, damit die Befruchtung mit ihrer Qualitätenmischung zustande käme. — Eine dritte Theorie rührt von Bernstein her. Nach ihr folgt aus der Triebkraft des Stoffwechsels der lebendigen Substanz ein Wachstum, das an sich ins Unbegrenzte fortgehen könnte, wenn sich nicht äußere Hemmungen, wie Raumbeschränkung, Nahrungsmangel oder innere noch unbekannte Hemmungen einstellen würden; nun bedinge die Variabilität der lebendigen Materie eine Verschiedenheit der treibenden wie der hemmenden Kräfte; erfolge ein Zusammentreten von zwei Organismen (oder Teilen davon) derart, daß die treibenden Kräfte sich gegenseitig unterstützen und die Hemmungen sich aufheben, so müsse eine Förderung des Wachstums daraus resultieren. — Aber R. Hertwig hat darauf aufmerksam gemacht, daß Befruchtung und Entwicklungserregung noch nicht dasselbe seien; die lebendige Substanz leide durch Abnutzung, arbeite mit Unterbilanz, und diese werde durch die Befruchtung ausgeglichen. Die Befruchtungsbedürftigkeit sei also eine notwendige Folge des Lebens selbst. — Dieser letztere Gedanke aber muß weiter ausgebildet werden. Man muß vor allen Dingen das Wesen des Todes prüfen. Die Existenz eines physiologischen Todes muß für alle mehrzelligen Wesen angenommen werden, obgleich er für einzelne von ihnen, wie den Weinstock, noch nicht durch Beobachtungen erwiesen ist. Denn wo sich ein Altern der Organe findet, muß auch ein schließlicher Tod des Individuums angenommen werden. Die Abnahme der Teilungsfähigkeit der Zellen weist auf ein Nachlassen ihrer vitalen Energie hin. Im Stoffwechsel ist das Maß gegeben für die im Leben wirksame Energiemenge. Liegt der Stoffwechsel in chemischen Affinitäten zwischen dem Plasmamolekul und den Nahrungsstoffen begründet, so muß gerade durch den Stoffwechsel selbst das Plasmamolekul nach und nach gesättigt und konsolidiert werden. Und besonders differenzierte Zellen, wie die roten Blutkörperchen, die Nervenzellen und die Eizellen unterliegen dieser Sättigung am ehesten. Die ausgereiften Geschlechtszellen haben nur eine sehr beschränkte Lebensdauer, aber sie sind deshalb nicht, wie die Verjüngungstheorie will, Degenerationsprodukte, sondern Träger großer potentieller Energie, die durch die Befruchtung nur ausgelöst zu werden braucht, damit der Stoffwechsel sich wieder intensiv entfalte und dann in den meisten Fällen die Entwicklung einleite. Nach dieser Theorie folgt die Notwendigkeit der Befruchtung aus dem Wesen der chemischen Prozesse. (Priv.-Doz. A. Bühler, Biologisches Zentralblatt, 1904, No. 2—4.)

Zur modernen Entwicklung der Pflanzengeographie. Ihr Gründer ist Alexander von Humboldt. Von ihm rühren die klimatischen Vegetationszonen her, die sich teils horizontal mit der Annäherung an die Pole, teils (und zwar in ganz ähnlicher Weise) vertikal mit der Höhe über dem Meere abstufen. Zwanzig Jahre später erkannte der dänische Politiker und Forscher Schouw durch statistische Bearbeitung des riesigen Beobachtungsmaterials, daß sich auch unabhängig vom Klima bestimmte Florengebiete nachweisen lassen. Zu diesem „floristischen" Gesichtspunkt trat dann wieder einige Jahrzehnte später durch Grisebach und Decandolle der „edaphische", welcher die lokalen Unterschiede infolge der Bodenbeschaffenheit betont. Inzwischen aber hatten der Engländer Forbes und der Deutsche Unger die gegenwärtige Flora aus der Vergangenheit zu erklären gesucht und damit den palaiontologischen und geologischen Gesichtspunkt begründet, der nunmehr durch Engler zur allgemeinen Anerkennung gekommen ist. — Man unterscheidet nunmehr scharf zwischen der systematisch zu erforschenden „Flora" und der physiologisch zu erforschenden „Vegetation". Um die Erkenntnis der letzteren haben sich neuerdings besonders Warming und Schimper verdient gemacht; letzterer und Wiesner haben neben Temperatur und Feuchtigkeit das „Lichtklima" als dritten Vegetationsfaktor betont. Durch alle diese neuen Ergebnisse ist die

Pflanzengeographie so angewachsen, daß nur noch eine Mehrzahl von Forschern sie beherrschen kann. Engler und Drude geben daher seit sechs Jahren ein großes Sammelwerk heraus, von dem alle Jahre ein Band erscheint. Das Hauptziel jedes Bandes bildet das Problem der kausalen Entstehung der Pflanzendecke eines bestimmten Gebietes. (Prof. J. Wiesner, Die Zeit, Wien, No. 475.)

Vererbung erworbener Eigenschaften? In vielen Fällen wird von Vererbung gesprochen, wo eine solche, streng genommen, nicht vorliegt. Kulturgeschichtliche Erfahrungen (Füße der Chinesinnen, Schädelverstümmelungen mancher Indianerstämme) sowie die Tierexperimente (Schwanzverstümmelungen an Katzen und Mäusen, Milzexstirpationen an Meerschweinchen) sprechen gegen die Vererbung erworbener Eigenschaften. Auch durch die zunehmende Unfähigkeit junger Mütter zum Stillen wird eine solche durchaus nicht bewiesen. Allenfalls findet sie auf chemisch-physiologischem Gebiete statt, indem vielleicht gewisse Schutzkräfte vererbt werden. (Prof. Orth, Vortrag in der Berliner Medizinischen Gesellschaft, Februar 1904.)

Anthropologie.

Das Problem der Rasseneinteilung der Menschheit. Bisher existiert noch kein allgemein anerkannter Grundsatz für die Haupteinteilung der Menschheit. Wie aber auch immer die übrige Einteilung ausfällt, die drei Haupttypen kehren in irgend einer Form überall wieder. Es sind die protomorphen Rassen, denen Fritsch die metamorphen Rassen („in Duodezformat") gegenüber gestellt hat. Klaatsch hat die vergleichend-anatomische Methode weiter ausgebildet, indem er nicht einzelne, sondern viele Körpermerkmale zur Einteilung heranzog und Beziehungen zwischen Menschenrassen und tiergeographischen Provinzen aufstellte. Nach ihm ergibt sich folgendes Rassensystem: Das Skelett des Australiers zeigt die primitivste Form, aus der sich nach den Gesetzen der Variabilität sämtliche bei den später differenzierten Hauptrassen weiter ausgebildeten Merkmale zurückführen lassen. Natürlich hat sich auch der heutige Australier vom Urmenschen entfernt, nur weniger weit als die andern Rassen. Als Ursprungsland nimmt Klaatsch (gemäß der Schötensackschen Hypothese vom Einfluß der australischen Fauna und Flora auf die Herausbildung des aufrechten Ganges) Australien an. Dagegen ist es für die Tierwelt nachgewiesen, daß das Hauptgebiet der Entwicklung auf dem riesigen Länderkomplex der nördlichen Hemisphäre stattgefunden hat und daß von dieser Wiege aus immer wieder die älteren Formen nach den südlichen Ausläufern der Kontinente verdrängt wurden und hier isoliert weiter bestehen blieben, während die zurückgebliebenen Formen durch ältere ersetzt wurden. Sollte nicht ähnliches auch für den Menschen gelten? — Es ist überall schwer zu unterscheiden, was bei den gegenwärtigen Rassen metamorphe Mischung und was ursprünglicher protomorpher Mangel an Differenziertheit ist. Die leider noch wenig untersuchten Altamerikaner bilden vielleicht ein protomorphes Zwischenglied zwischen der weißen und der gelben Rasse, die Polynesier zwischen Australiern und Weißen, die Papua zwischen Australiern und Negern, die Hottentotten zwischen Negern und Weißen. Die Aino, Wedda und Dravida stellen wahrscheinlich eine protomorphe Vorstufe der Weißen, die Eskimo vielleicht entsprechend eine der Gelben und die Akka (Zwergvölker) der Neger dar. Dagegen sind die Negrito vielleicht eine Mischung zwischen Papua und Gelben, die Fidji-Insulaner zwischen Papua und Polynesiern. (Stratz, Archiv f. Anthrop., 1903, No. 3.)

Ursprung der brachycephalen Slawen. Auch im Gebiete der Karpathen bedingen Berg und Ebene erhebliche Unterschiede der körperlichen Erscheinungsweise der Bevölkerung. Für den Bergbewohner charakteristisch ist hoher Wuchs, stark in die Breite ausladender Schädel mit hohem Index und schmaler Stirn, helle Pigmentierung von Auge und Haar. In der Ebene herrscht ein dunkler Menschenschlag vor, vorwiegend aus Langschädeln bestehend. Auf die große Reinheit der Bergbewohner deutet schon ihr fast ungemischter brachycephaler Typus, dem nur etwa 8 pCt. Lang- beziehungsweise Mittelköpfe gegenüberstehen. Doch scheint es sich auch bei den Bergbewohnern um keinen ganz einheitlichen Stamm zu handeln,

vielmehr lassen sich zwei Typen unterscheiden: der eine ist ausgezeichnet durch hohe, hagere Gestalt, lange Gesichtsform und dunklen Teint, der andere durch kleine stämmige, untersetzte Statur, rundes Antlitz, Blondheit. Gegen Norden und Osten von der hohen Tatra verliert sich der reine Typ der Podhalanen, indem kleine, langköpfige Gestalten immer öfter auftreten. Nahe verwandt mit den Bewohnern der hohen Tatra erscheinen die brachycephalen Ukrainebewohner am rechten Dnjeprufer, die auch den sogenannten Poljeschuken physisch und linguistisch außerordentlich gleichen. Jedenfalls ist höchst beachtenswert die Lage eines besonderen brachycephalen Zentrums oder Herdes in dem Gebiet der Karpathen, während gegen Norden und Osten Herde des homo dolichocephalus auftreten. Bei den Polen speziell machen sich außerdem soziale Schichtungen der Schädelform geltend: die sogenannte Schljachte oder der Adel ist hochgewachsen und stark brachycephal und steht insofern jenen Podhalanen der Tatra und durch ihre Vermittelung den Slawen des Ukrainegebietes anthropologisch nahe; hingegen überwiegt in dem polnischen Bauernstande ein kleiner Menschenschlag mit etwas länglicherem (mesocephalem) Schädelkontour, wenigstens verhalten sich die Dinge so im Königreich Polen, wo allerdings starke Kreuzungen nachgewiesen sind. Nimmt man nun an, daß die Urslawen einen rundköpfigen, dunkelpigmentierten Typus darstellten, wie er heute noch in der Tatra vertreten ist und von hier durch ganz Mitteleuropa, Schlesien, Bayern bis zu den Alpen hindurchgeht (sogenannte kelto-slawische Rasse der Franzosen), und denkt man sich diesen Typus von dem erwähnten brachycephalen Zentrum der hohen Tatra nach Norden und Westen sich ausbreitend und über die Weichsel hinaus ostwärts vordringend, so würde im Hinblick auf die bekannte historische Entwicklung des sogenannten Reihengräbertypus die Hypothese ihre Berechtigung haben, daß von der hohen Tatra aus eine rundköpfige kriegerische Rasse sich verbreitete, die in der Ebene auf dolichocephale Nomadenstämme stieß und diese zum Teil absorbierte beziehungsweise sich assimilierte, zum Teil direkt vernichtete. Nur so erklärt sich ungezwungen der massenhafte Untergang der Langschädel in historischer Zeit. Die dolichocephalen Elemente im polnischen Bauernstande und unter den Großrussen sind wohl Nachbleibsel jener einst weitverbreiteten Bewohner der großen Ebenen, von denen wir jetzt mit Sicherheit wissen, daß sie einer dunkelpigmentierten Rasse angehörten. (Talko - Hryncewicz, Wisla, 1902, No. 6.) — R. W.

Die Rasse des schwedischen Volkes. Die Rasse des schwedischen Volkes interessiert insofern, als sie dasjenige Land bewohnt, aus welchem nach Sage und Geschichte die germanischen Völkerschaften vor mehr als zwei Jahrtausenden ausgezogen sind. Die ersten Forscher, die sich mit der schwedischen Rasse beschäftigten, sind Anders Retzius und von Düben. Neuerdings haben Gustav Retzius und Fürst sich diesem Problem zugewandt und umfangreiche Untersuchungen angestellt. Im ganzen wurden 44 900 Mann Wehrpflichtige und Soldaten untersucht. Die beträchtlichen Kosten dieses Unternehmens wurden von Retzius allein getragen. Obwohl die meisten Kulturstaaten für wissenschaftliche Zwecke, darunter oft für recht fernliegende Dinge von zweifelhaftem Wert, große Aufwendungen machen, scheint man Ermittelungen über die Rasse des Volkes, auf dessen Wehrfähigkeit und Steuerkraft doch die ganze Macht des Staates beruht, noch nicht genügend zu würdigen. Schweden war durch seine natürliche Lage gegen größere Einwanderungen und feindliche Einfälle geschützt. Alles weist darauf hin, daß die älteste Bevölkerung von den dänischen Inseln gekommen ist. Sie stand noch auf der als „mesolithisch" bezeichneten Entwicklungsstufe und hat erst in Schonen die verhältnismäßig hohe Gesittung der neueren Steinzeit erreicht. Was die Vermengung mit Fremden betrifft, so brachten die Wikingerflotten oft Gefangene heim. Von Nordosten breiteten sich die Lappen aus. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden zahlreiche Finnen angesiedelt. Zum Betrieb der Bergwerke sind im 17. Jahrhundert auch Wallonen ins Land gekommen, deren Nachkommen jetzt auf ungefähr 5000 Seelen geschätzt werden. Nicht ohne Einfluß sind die großen Kriege unter Gustav Adolf und Karl XII. gewesen; viele schwedische Offiziere und Soldaten, die lange im Ausland gedient hatten, brachten fremde Frauen mit nach Hause, und zahlreiche Ausländer nahmen Kriegsdienste in den schwedischen Heeren. Daher kommt es, daß der schwedische Adel größtenteils fremden Ursprungs ist. In den Städten und im Handelsstand finden wir infolge Einwanderung viele Familien mit fremden, deutschen, holländischen, französischen, italienischen Namen. In seinem germanischen Grundbestandteil stammt das schwedische Volk von der Rasse ab, welche seit der Steinzeit das Land bewohnt. Dies haben die Untersuchungen von A. Retzius und

Düben bewiesen oder höchst wahrscheinlich gemacht. Der Schädelindex hat sich seit der Steinzeit kaum geändert, er ist nur eine Einheit gestiegen, von 75,2 auf 76,6. Die durchschnittliche Körpergröße ist 170 cm. Die Großen neigen besonders zur Dolichocephalie. Unter ihnen befinden sich 68,8 pCt. echte Dolichocephale (Index unter 75). Was die Farbenmerkmale anbetrifft, so gehören die Schweden zu den hellfarbigsten Völkern. Eigentlich braune Haut kommt gar nicht vor. Helle Augen haben 66,7 pCt., rein braune Augen nur 4,5 pCt.; die übrigen 28,8 pCt. fallen auf die gemischten. (L. Wilser, Verhandl. des naturwiss. Vereins in Karlsruhe, Bd. XVI.)

Probleme der ethnischen Anthropometrie. Der Mißkredit, in den die Anthropometrie vielfach gefallen ist, beruht auf der Anwendung von Methoden, die nicht oft genug verurteilt werden können, da sie noch immer nicht ganz verschwunden sind. Nur zu viele Beispiele könnte man anführen, wo man einen einzelnen Durchschnittswert, der von einer Handvoll Einzelwerten abstrahiert wurde, brauchte, um ethnische Verwandtschaften aufzustellen. Gewiß ist die Veröffentlichung auch kleiner Beobachtungsreihen sehr dankenswert, aber das falsche Schlußfolgern von so schwachen Grundsätzen aus ist zu verurteilen. Kleine Veröffentlichungen müssen ad acta gelegt werden, bis das Material genügend angewachsen ist. — Das Hauptproblem der ethnischen Anthropometrie ist, ob es jemals reine, d. h. wesentlich gleichmäßige Rassen gegeben hat. Die frühesten bekannten Spuren der historischen Menschheit, die Reste der Nagada-Aegypter vor 5000 v. Chr. zeigen keine geringere Differenziertheit als die späteren, eigentlichen Aegypter. Auch die neolithische Long-Barrow-Rasse in Großbritannien besteht aus zwei verschiedenen Typen. Es ist noch eine ungelöste Frage, ob ein Unterschied zwischen der Variation bei Völkern, die nachweislich so stark gemischt sind, wie das englische, und der Variation in der jüngeren Steinzeit besteht. — Die Zoometrie muß in Zukunft als wesentliche Hülfswissenschaft der Anthropometrie betrachtet werden. Denn es handelt sich vor allem um die Probleme der Rassenkreuzung, welche auch bei den Tieren erforscht werden können. (Charles S. Meyers, The Journal of the anthropological Institute, London, 1903, No. 1.)

Ernährungsverhältnisse des wachsenden weiblichen Körpers. Nach den über einen Zeitraum von neun Jahren (1893—1902) sich erstreckenden Messungen von Dr. P. Jenko an Schülerinnen des Alexanderinstituts zu St. Petersburg entspricht dem Herabgehen des Körpergewichts im Winter eine Zunahme des Körpergewichts während der Sommermonate (Schulferien! also nicht bloßer Einfluß der Jahreszeit). Die Gesamtjahreszunahme des Körpergewichts steigt bis zum 13. Jahr, um dann in fallende Tendenz überzugehen. Vom 9. bis zum 19. Jahr sieht man den winterlichen Körpergewichtszuwachs mit den Jahren immer kleiner werden und schließlich in ein winterliches Fallen des Gewichts, das mit den Jahren sich steigert, übergehen. Hingegen wird die sommerliche Gewichtszunahme mit den Jahren immer größer. Auch die Körperlänge zeigt ein ungleiches Wachstum in den verschiedenen Jahreszeiten. Auf jüngeren Altersstufen wächst die Körperhöhe im Winter lebhafter als im Sommer; das Umgekehrte ist auf späteren Stufen der Fall. Die durchschnittliche jährliche Höhenzunahme junger Mädchen beträgt wie überall, so auch in St. Petersburg bis zum 13. Jahr ziemlich gleichmäßig 5—6 cm. Nach dem 13. Jahr stellt sich ein lebhaftes Fallen der jährlichen Wachstumszunahme ein. Die sogenannte Körperfülle, d. h. das Verhältnis des Körpergewichts zum Kubus der Körperhöhe zeigt anfänglich (bis zum 12. Jahre) einen wesentlichen Zuwachs und ein sommerliches Fallen. Nur während des 13. Lebensjahres nehmen die Schülerinnen ununterbrochen zu. Späterhin ist im Sommer eine Steigerung, im Winter ein Sinken der Körperfülle, mit den Jahren in gesteigertem Maße, zu bemerken. — Wie dieser merkwürdige Einfluß der Jahreszeiten sich erklärt, steht ganz dahin. Verschiedene Ernährungsweise kommt jedenfalls nicht allein als Erklärungsmoment in Betracht. Es müssen tiefergehende Ursachen wirksam sein, die wir wohl ahnen, aber nicht genau kennen und die schon im Interesse einer rationellen Massenernährung werden näher erforscht werden müssen. — R. W.

Mittelalterliche und moderne Schädel aus Pfünz bei Eichstätt. Für Bayern ist die große Lücke im Sammlungsmaterial zwischen den langköpfigen Schädeln der Reihengräber der Völkerwanderungszeit und den vorwiegend breitköpfigen der modernen Zeit noch wenig überbrückt. Die ersten Schädel aus der Zwischenzeit kamen aus dem alten Friedhofe bei St. Stephan in Lindau (etwa 11. Jahrhundert n. Chr.). Sie ergeben nach den Untersuchungen Rankes eine

Mischung der langköpfigen Germanen mit einem zahlreichen und lebenskräftigen Stock einer kurzköpfigen Urbevölkerung. Nun wurde 1899 neben einer uralten Kapelle beim römischen Kastell zu Pfünz (im fränkischen Jura) weiteres Material entdeckt, welches um so interessanter ist, als ebenfalls aus Pfünz auch zehn moderne Schädel für die Untersuchung und Vergleichung zur Verfügung stehen. Die mittelalterlichen Schädel zerfallen in eine ältere Gruppe von 21 und eine jüngere von 6 Exemplaren. Die ältere Gruppe ist gut erhalten: es sind darunter sicher 13 männliche und 6 weibliche, ferner 6 jugendliche, 3 aus mittleren, 8 aus höherem Alter und 4 senile, so daß im Gegensatz zu den Lindauer Schädeln, die nur von Erwachsenen stammen, eine ganze Bevölkerungsschicht zum Ausdruck gebracht wird. Während in Lindau die Mesocephalen überwiegen, sind in Pfünz mehr die Extreme vertreten und zwar besonders die Dolichocephalen. Vielleicht gehören die Bewohner von Lindau und Pfünz gar nicht demselben Stamme an, oder es muß wenigstens eine ungleichmäßige Vermengung der eingedrungenen Reihengräbervölker mit den seßhaften angenommen werden. Es gibt in Bayern ja auch Reihengräber mit überwiegend mesocephaler Bevölkerung, besonders südlich der Donau, so daß die Lindauer von diesem alten mesocephalen, die Pfünzer aber von einem nordbayrischen Stamme abgeleitet werden könnten. Vielleicht kann man aber auch annehmen, daß die Schädel aus Pfünz älter seien als die aus Lindau, so daß die Vermischung der Lang- und Kurzköpfe weniger weit vorgeschritten ist. — Die jüngere Gruppe der Pfünzer Schädel ist nicht zahlreich genug, um sichere Schlüsse daraus zu ziehen. Doch neigt sie tatsächlich mehr zur modernen brachycephalen Form. — Die modernen Schädel aus Pfünz sind besonders stark brachycephal. (Dr. Joh. Amtmann, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, 1903, Heft 1—2.)

Die Form der Mamma, besonders bei der Esthin. Das weibliche Geschlecht pflegt Rasseeigentümlichkeiten länger festzuhalten als das männliche. Um so bedauerlicher ist es, daß es bis jetzt fast nur in den fremden Erdteilen anthropologisch erforscht wird. Die Europäerin ist dem europäischen Gelehrten noch recht unbekannt. Besonders sollte auch die Mamma erforscht werden als ein Organ, dessen Entwicklungsgrad für die Ernährung des Säuglings und damit für die Lebensfähigkeit einer Rasse von größter Bedeutung ist. Der weibliche Busen ist nicht nur Organ der Liebe, sondern auch des Lebens. Leider ist die anthropologische Erforschung seiner Form nicht ganz leicht, da einerseits momentane Zustände, besonders sexuelle Erregungen, seinen Gewebsturgor verändern, andererseits im Alter meist das eintritt, was Mantegazza als den „Schiffbruch der Formen“ bezeichnet hat. Deshalb kommen für die Anthropologie besonders jugendliche Nulliparae, also geschlechtsreife Mädchen oder Frauen, die noch nicht geboren haben, in Betracht. Man kann mit Bartels folgende vier Hauptformen der Mammae unterscheiden: schalenförmige, halbkugelige, konische und ziegeneuterähnliche. Der Hauptunterschied zwischen ihnen liegt im Verhältnis der Höhe zum Durchmesser. Doch sollte man die schalenförmigen je nach der absoluten Größe des Durchmessers in zwei Gruppen sondern: entweder nämlich ist der Durchmesser normal, dann handelt es sich um eine noch mangelhafte Entwicklung, oder der Durchmesser ist über normal, nur dann handelt es sich um eine besondere anthropologische Varietät. Außerdem ist bei der Untersuchung, die in der Sprechstunde des Arztes am besten an stehenden Personen vorgenommen wird, auf die Form der Mamillen, auf ihre Distanz, auf die Lage der Mammae im Proportionsschema des Körpers zu achten. Sobald die höchste Reife überschritten ist, tritt der descensus mammae ein, jedoch in sehr verschiedener Altersstufe, bald schon mit 15 Jahren, bisweilen noch nicht bei 60 Jahren. Auch hierbei tritt der Einfluß der Rasse hervor, indem z. B. bei der Germanin der descensus besonders spät eintreten soll. Doch auch Maßnahmen, wie kalte Waschungen, verzögern ihn. Merkwürdigerweise scheint kein erheblicher Unterschied zwischen Nulliparen und gut konservierten Multiparen zu bestehen. — Bei der jugendlichen Esthin hatte die Mamma in 80 pCt. der Fälle eine halbkugelige, in 8 pCt. eine ausgesprochen schalenförmige und in 10 pCt. eine konische Form, ein sehr günstiges Verhältnis. Die Esthin pflegt ihr Kind ein oder mehrere Jahre lang zu stillen und gebiert leicht. (Dr. E. Hoerschelmann, Zeitschr. f. Morphol. und Anthropol.)

Psychologie.

Kongreß für experimentelle Psychologie. Der diesjährige psychologische Kongreß findet am 18.—20. April in Gießen statt. Es sind zahlreiche Vorträge und Demonstrationen angemeldet worden, unter denen wir als interessanteste anführen: Amann: Das psychologische Experiment an Kindern; Asher: Das Gesetz der spezifischen Sinnesenergie; Dessoir: Ueber die Gemeinempfindungen; Groos: Die Anfänge der Kunst und die Theorie Darwins; Külpe: Versuche über Abstraktion; Siebeck: Zur Psychologie des Musikalischen; Weygandt: Beiträge zur Psychologie des Schlafes; Ziehen: Messung der Reaktionszeiten bei Geisteskranken und Geistesgesunden. — Außerdem ist eine Ausstellung von Apparaten und Methoden geplant. Wir werden auf die Verhandlungen später zurückkommen.

Der Geist der japanischen Kultur. Der Psychologe weiß, daß man sich unter der sogen. „Aneignung der europäischen Civilisation" innerhalb eines Zeitraums von einer Generation keine Erwerbung neuer seelischer Fähigkeiten vorstellen darf. Es handelt sich nur um die Neuorganisation des schon bestehenden Denkapparats. So hat die Anwendung westlicher technischer Erfindungen sich besonders bei jenen Industrien glänzend bewährt, in denen die Japaner schon seit alten Zeiten, wenn auch in anderer seltsamer Art, Bemerkenswertes leisteten; für Chemie und Mikroskopie mußte die japanische Psyche besonders begabt erscheinen; die Japaner waren auch früher schon außerordentlich geschickte Wundärzte; ihre neuen Erfolge in der Kriegskunst entsprechen ganz ihren früheren. Dagegen zeigt auch das moderne Japan absolut kein Verständnis für die westliche Kunst jeder Art. Die japanische Psyche ist subtil und fein nuanciert, aber sie ist eng. Es fehlt ihr das Großzügige. Alles in Japan ist mehr für die Vergänglichkeit geschaffen, als in unserm Westen. Schon ihr Land ist steten Umwandlungen unterworfen. Flüsse verändern ihren Lauf, Küsten ihre Ufer, Ebenen ihr Niveau, die großen Vulkane ihre Gipfel; Täler werden aufgerissen und durch Lavaströme oder Bergabrutschungen wieder zugefüllt; Seen bilden sich und versiegen wieder. Nur in flüchtigen Dingen, in Lichteffekten und wechselnden Farben findet die japanische Landschaft ihren Reiz und ihren Charakter. Dem entspricht die Kultur. Jede japanische Stadt wird innerhalb einer Generation total umgebaut und besteht fast ausschließlich aus Holz. Zu den Erdbeben gesellen sich also die Feuersbrünste als fortwährende Umgestalter. Die Wände bestehen aus hölzernen Rahmen, die zweimal jährlich mit frischer Tapete bespannt werden. Im Gasthaus erhält jeder ein neues hölzernes Besteck, das dann vernichtet wird. Die Kleider werden bei jeder Wäsche wieder auseinander genommen usw. Auch der Buddhismus ist besonders in Japan eine Philosophie des beständigen Wandels. Namentlich die Jahreszeiten gelten als Symbole der Veränderung. Die Bevölkerung befindet sich in einer ewigen starken Binnenwanderung sowohl des gemeinen Volkes als der Beamten. In der Politik wechseln die Größen fortwährend, feststehend ist nur der Thron. — Für den japanischen Charakter war ein sehr großer Aufschwung ohne alle Beharrlichkeit möglich. (Lafcadio Hearn, Die Zeit, Wien, No. 490.)

Tortur und Geisteskrankheit. Daß der menschliche Geist während der Tortur jahrhundertelang in einen Zustand versetzt wurde, der alle Kriterien eines krankhaft gestörten Seelenlebens an sich trug, daß auch Geisteskranke, Verbrecher oder Unschuldige der Folterkammer überliefert wurden, und daß auf der Folterbank auch bei bisher Normalen akute Psychosen ausgelöst wurden, ist bekannt. Man bedenke auch, welche großen Mengen psychopathischer Individuen in den Verdacht der Zauberei und dann in die Hände des Hexenrichters gerieten. Aber schon damals hat man dem Hineinspielen krankhafter Prozesse Beachtung geschenkt, wenn auch mehr theoretische als praktische. Die Kommentatoren (z. B. Teichmeyer 1740) der Halsgerichtsordnung Karls V. (Karolina) bemühten sich, allerlei kranke Menschen, besonders aber die Epileptiker, von der Möglichkeit der Folter auszuschließen. Dabei dachten aber die Mediziner milder als die Juristen. Noch 1767 sollte eine des Kindesmordes verdächtige Epileptica der Folter unterworfen werden und kam nur durch einen Zufall davon. Am ehesten wurde jemand von der Folter befreit, wenn sein Geist so gestört war, daß man keine vernünftigen Aussagen von ihm erwarten konnte. Aus demselben Grunde wurden Kinder und Taubstumme, bisweilen auch Greise und Trunkene der „peinlichen Frage" enthoben. Nur beim Verdachte des Gattenmordes, der Kinderschändung und der Blutschande (der drei delicta nefanda) wurden auch Wahnsinnige, Unmündige und Taubstumme gefoltert. —

Merkwürdigerweise konnte die Geisteskrankheit des Täters auch seine Mitschuldigen der Folter entreißen. Aber die meisten Geisteskrankheiten wurden in früherer Zeit gar nicht als solche erkannt. Kam jemand, der mit seiner Psyche nicht ganz im reinen war, in die Folterkammer, so war er trotz der anwesenden, aber weit absitzenden Richter der „Milde“ des Scharfrichters bedingungslos preisgegeben. Aber auch dem Gesunden drohte eine artifizielle Tortural-Psychose. Der Macht der Suggestion in ihrer allergröbsten Form war außerdem Tür und Tor geöffnet. (Mönkemöller, Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie, 1904, No. 1—2.)

Rassen-Hygiene.

Ueber Krankheitsanlagen und ihre Bekämpfung. Immer mehr wird die große Bedeutung der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege anerkannt. Ihre Aufgabe ist eine doppelte: die Schädlichkeiten abzuhalten, welche die Lebensvorgänge in Unordnung bringen, und den Körper selbst in die Lage zu versetzen, alle ihm von der Natur verliehenen Abwehrmittel zur Entfaltung und Wirkung zu bringen. Diese Abwehrmittel des Körpers sind in dem Bau, der chemischen Zusammensetzung und der Tätigkeit des Organismus begründet. Die Empfänglichkeit beziehungsweise Widerstandskraft ist verschieden, nach Alter, Geschlecht und Rasse. Für einen Teil der Krankheiten kann jedoch die Disposition vermindert werden, und hierin hat die moderne Hygiene Großes geleistet. Namentlich sind die individuellen und Familienanlagen einer Beeinflussung zugänglich, indem Schädlichkeiten, wie Ermüdung, Hunger, Unterernährung, Verstimmung, Kummer und Sorgen abgehalten werden, welche die natürlichen Widerstandskräfte des Körpers herabsetzen. Viele Krankheitsanlagen sind aber angeboren, viele von den Vorfahren ererbt. Wenn in einer Familie bei aufeinanderfolgenden Generationen gleiche Krankheitserscheinungen auftreten, so ist das noch kein Beweis, daß hier die Krankheit selbst oder eine Krankheitsanlage vererbt worden ist. Denn es können allein die in gleicher Weise widerstehenden äußeren Umstände, es kann die von einer Generation zur anderen im engen Zusammenleben übertragene Infektion sein, welche immer wieder die gleiche Krankheit hervorrufen. Aber darüber kann doch kein Zweifel sein, daß familiäre Krankheitsanlagen existieren und es verschulden, daß gewisse Krankheiten, wie die Gicht, die Bluterkrankheit, die Zuckerkrankheit, vielleicht auch die Tuberkulose und andere immer wieder sich zeigen. Nirgends tritt dies klarer und deutlicher hervor, wie bei den Geisteskrankheiten, wo die Krankheitsanlage, die sogenannte erbliche Belastung, eine allerseits anerkannte hervorragende und verhängnisvolle Rolle spielt. Der Alkoholmißbrauch ist eine der wichtigsten von den Vorfahren verschuldeten Ursachen. Zwar ist es bei der Begründung einer neuen Familie in erster Reihe wichtig, daß sich das Herz zum Herzen finde, aber nicht weniger wichtig ist es, für die Nachkommen sogar noch wichtiger, ob Körperanlage zu Körperanlage paßt. Am bedenklichsten ist es, wenn beide Ehegatten die gleichen ungünstigen Konstitutionseigentümlichkeiten, die gleichen Krankheitsanlagen mitbringen, denn dann muß eine Verstärkung der Anlagen erwartet werden. Der Infant Don Carlos z. B. war ein geistig degenerierter und erblich schwer belasteter Mensch. In seiner dritten Ahnenreihe hatte er statt acht nur vier Ahnen, in seiner vierten Ahnenreihe statt sechzehn nur sechs Ahnen, so sehr war er das Produkt fortgesetzter Verwandtenehen mit erblicher Belastung. Oft genug wird es vergebens sein, gegen die schlechte Konstitution etwas Erfolgreiches zu unternehmen. Allein es gibt ein radikales Hülfsmittel, das nie versagt: wer vererbbare schwere Krankheitsanlagen besitzt, soll nicht heiraten, am wenigsten eine Person, welche die gleichen Anlagen mitbringt, sei sie eine Verwandte oder sie gehöre einer anderen Familie an. Das ist ja ein Verlangen, das sich gewiß leichter stellen als durchführen läßt; aber bei deutlich hervortretender gefährlicher Anlage bleibt doch kein besserer Rat. Einen solchen Rat zu erteilen ist Sache des Arztes, denn er allein ist imstande, sachverständig die Verhältnisse zu beurteilen. Aber nicht nur in dieser Frage, sondern in allen Fragen der Gesundheitspflege, insbesondere auch in der Bekämpfung der Krankheitsanlagen, ist der Arzt der zuständige Sachverständige, dessen Hülfe begehrt, dessen Rat befolgt werden sollte. (J. Orth, Blätter für Gesundheitspflege, 1903, 21.)

Die tuberkulöse Konstitution behandelte Dr. A. Köppen auf der 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in folgenden Ausführungen. Ohne Tuberkelbazillen keine Tuberkulose. Der Tuberkelbazillus ist für den befallenen Organismus ein sehr giftiger, äußerst schwer resorbierbarer Fremdkörper kleinster Dimension, der bemüht ist, auf Kosten seines Wirtes zu leben und sich zu vermehren. Die Giftigkeit ist die hervorragendste Eigenschaft. Vortragender zeigt an der Hand von Untersuchungsergebnissen, welche aus Versuchen an Menschen und Tieren, sowie aus Beobachtungen an tuberkulösen Menschen hervorgegangen sind, daß und wie tuberkulöse und Nichttuberkulöse dem tuberkulösen Gift gegenüber verschieden reagieren, daß aber auch zwischen Tuberkulösen Unterschiede bestehen, indem es Tuberkulöse gibt, welche diejenigen Eigenschaften erwerben, durch die Nichttuberkulöse ausgezeichnet sind. Diese Unterschiede beruhen auf der Verschiedenheit der Widerstandskraft und Regenerationsfähigkeit der Zellen. Alle Momente, welche die Vitalität der Zellen im allgemeinen beeinflussen, beeinflussen dieselben auch in ihrem Verhalten dem durch das tuberkulöse Gift gesetzten Reiz gegenüber. Solche Einflüsse sind vielfach und mannigfaltig; der durch dieselben veranlaßte Zustand ist die Disposition. Je nachdem der Organismus disponiert ist, kann er auf den spezifischen Reiz anders reagieren. Bei unverminderter Zellenenergie wird dem Vordringen des Tuberkelbazillus ein Ziel gesetzt und der Organismus geht gestärkt aus diesem Kampfe hervor. Ist die Energie vermindert, so stellt sich dem Tuberkelbazillus kein Hindernis entgegen, und die Konstitution des Organismus verschlechtert sich dem spezifisch-tuberkulösen Gift gegenüber. Hat sich so die Konstitution einmal etabliert, so kann die Aenderung der Disposition zum Guten die Konstitution nicht mehr beeinflussen, denn die Konstitution ist einseitig-spezifischen Ursprungs und kann nur durch spezifische Einwirkung beeinflußt werden. Die erworbene Konstitution hat nach dem Lamarckismus — durch Vererbung erworbener Eigenschaften — die angeborene Konstitution zufolge. Da seit Jahrhunderten die Menschheit unter dem Einflusse der Tuberkulose steht, so kommt jedem Menschen ein gewisser Grad von Konstitutionalismus zu. Die Konstitution ist deshalb kein absoluter, sondern ein relativer Faktor, dem gegenüber alle übrigen Faktoren zurücktreten. Zum Schlusse bespricht Vortragender die Tuberkulinreaktion, deren diagnostische Bedeutung er anerkennt, welche er aber, gezwungen durch die Schlüsse aus dem Mitgeteilten, nicht als eine Probe auf einen pathologisch-anatomischen Herd, sondern nur als eine solche auf die Konstitution gelten läßt.

Mäßigkeit und geringe Mortalität bei den Juden. Die Statistik ergibt, daß die Sterblichkeit der Juden in allen Ländern wesentlich geringer ist als der Nichtjuden. So starben in Preußen in den Jahren 1878—82 auf je 1000 Personen bei den Nichtjuden 25, bei den Juden 18, in den Jahren 1893—97 bei den Nichtjuden 22, bei den Juden 15. Aber die Differenz trifft wesentlich die Altersstufen unter 15 Jahren. Denn unter den Personen über 15 Jahren betrug die Todesrate 1893—97 bei den Nichtjuden 10,37, bei den Juden 10,77, war also so gut wie gleich. Unter schlechteren gesundheitlichen Verhältnissen ist nicht nur die Sterblichkeit überhaupt, sondern auch die Differenz zwischen der nichtjüdischen und jüdischen wesentlich größer. In Amsterdam z. B. beträgt die Todesrate bei den Personen zwischen 20 und 50 Jahren bei den Nichtjuden 60, bei den Juden nur 31. Dabei muß man freilich berücksichtigen, inwieweit die Juden etwa mehr den oberen Ständen angehören. Aber auch in New-York haben die Abkömmlinge der meist jüdischen Russen und Polen, trotzdem sie fast ausschließlich dem Proletariat angehören, nur eine Todesrate von 15, dagegen z. B. die Abkömmlinge der Deutschen eine solche von 22, die der Engländer von 26, der Yankees von 32, der Iren von 33, der Italiener von 35 und die der Tschechen gar von 44. — Allgemein wird die geringe Kindersterblichkeit und die geringe Zahl der Totgeburten und ferner auch eine geringere Morbidität, besonders was Tuberkulose und Syphilis anbetrifft, und eine größere Seuchenfestigkeit konstatiert. Aus alledem folgt aber eine längere Lebensdauer und ein stärkerer Bevölkerungszuwachs. — Wie ist nun diese Widerstandsfähigkeit zu erklären? Die strengere Speiseordnung könnte jetzt, nach Einführung der allgemeinen gesetzlichen Fleischbeschau, höchstens die Uebertragung der Tuberkulose durch das Fleisch tuberkulöser Kühe verringern. Dagegen kann kaum bezweifelt werden, daß die Innigkeit des Familienlebens bei den Juden die Kindersterblichkeit stark herabsetzt. Sodann aber ist an den Alkohol zu denken. Nach der amerikanischen Statistik starben in New-York von 1885—90 an Alkoholismus auf 100000 Einwohner bei den Russen und Polen 1,

bei den Italienern 3, bei den Yankees 6, bei den Deutschen 10, bei den Iren 31! Doch nimmt der Alkoholmißbrauch bei den Juden neuerdings stark zu, ebenso wie die Syphilis, und natürlich auch die Folgeerscheinungen beider: Unter den Paralytikern in Wien sind 20 pCt. Juden. (Dr. Hoppe, Intern. Monatsschr. zur Erforschung des Alkoholismus, 1903, No. 11—12.)

Zur Rassengeschichte der portugiesischen Juden. Juden aus Portugal kamen schon 1590, meistens aber um die Mitte des 17. Jahrhunderts teils direkt, teils über andere Großstädte nach Amsterdam. Sie vermischten sich nie mit den sogen. deutschen Juden, sondern bildeten eine besondere aristokratische Kaste. Vermischungen mit den Christen kamen allerdings vor, führten aber in der Regel zum Uebertritt in die reformierte Kirche und damit zum Austritt aus der Kaste. Innerhalb dieser also herrschte spätestens seit 1650 eine strenge Inzucht. Um das Vermögen zusammenzuhalten, beschränkten sie die Kinderzahl und zeigen infolgedessen eine geringe Sterblichkeitsziffer. Die Zahl der Nervösen und Entarteten ist eine sehr große. Dennoch findet kein Aussterben statt, trotz mindestens 250jähriger Dauer des angeblich so schädlichen Großstadtdaseins. Denn es leben zurzeit noch 5000 portugiesische Juden in Amsterdam, die sich auf 151 Geschlechter verteilen. Wenn einzelne Geschlechter ausgestorben sind, so haben sich andere um so stärker vermehrt. (Dr. Kohlbrugge, Internat. Zentralblatt für Anthrop., 1903, No. 6.)

Ueber die Sterblichkeit der verschiedenen Menschenrassen gelangt der Mathematiker Hunter auf Grund einer großen Versicherungsstatistik zu folgenden Resultaten: Die Sterblichkeit unter den Versicherten ist bei den Negern in der regulären Lebensversicherung um eine Kleinigkeit höher, in der Volksversicherung dagegen um 40 pCt. höher als bei den Weißen. Die Sterblichkeit unter den Chinesen ist doppelt so groß, wie die meisten von den englischen und amerikanischen Gesellschaften gebrauchten gewöhnlichen Sterblichkeitstafeln anzeigen. Die Sterblichkeit der Japaner ist um ca. 20 pCt. höher, als die genannten Tafeln angeben. Die Sterblichkeit unter den Eingeborenen von Indien ist ebenso hoch wie die der Chinesen. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1904, 3.)

Angeborene Entwicklungsstörung des Uterus und der Brüste. Es handelt sich um ein junges Mädchen von 23 Jahren, das noch nie menstruiert hat und bei der Untersuchung folgenden Befund ergibt: mons veneris normal, Labien, Nymphen und Hymen mangelhaft entwickelt, Uterus nur 2—2½ cm lang, das einzige auffindbare Ovarium nur kleinbohnengroß. Das Merkwürdigste aber war ein vollständiges Fehlen der Mamillae bei sonst wohl entwickelten Brüsten und normal gefärbtem Warzenhof. — Eine 21jährige Schwester hat ebenfalls noch nicht menstruiert, wohl aber eine zweite, erst 14jährige Schwester. (Prof. L. Kleinwächter, Wiener Med. Presse, 1903, No. 52.) — Es ist klar, daß in Fällen, wie den beschriebenen, die Heirat mit einem vollwertigen Manne vom Standpunkt der Rassenhygiene aus unerwünscht ist.

Ueber Gelenkerkrankungen bei angeerbter Syphilis. Hereditär-syphilitische Gelenkerkrankungen sind selten. Häufiger ist eine hereditär-syphilitische Augenerkrankung, die Keratitis parenchymatosa. Von 77 Fällen der letzteren Krankheiten waren aber in 56 pCt. Gelenkerkrankungen vorausgegangen, öfters mehrere Jahre vorher, und zwar meist am Kniegelenk. Da man an Syphilis nicht gedacht hatte, hatte man oft auf Grund falscher Diagnose operativ eingegriffen. Die Krankheit tritt meist vom 6. bis zum 12., aber auch noch bis zum 20. Lebensjahr auf. (Dr. von Hippel, Vortrag, gehalten auf dem mittelrheinischen Aerztetag, Nov. 1903.)

Soziale Hygiene.

Der Begriff der sozialen Hygiene. In der Märzsitzung der Deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege in Berlin sprach A. Grotjahn über das Thema: Was ist und wozu treiben wir soziale Hygiene? Er führte aus, daß die Hygiene, solange sie ausschließlich mit naturwissenschaftlichen Methoden

betrieben würde, über die hygienischen Beziehungen von elementaren Faktoren, Wohnung, Kleidung, Ernährung und Spaltpilzen zu dem biologisch umschriebenen Individuum nicht hinausgelangen könne. Damit darf sich aber die wissenschaftliche Hygiene nicht begnügen. Sie muß vielmehr auch die Einwirkungen der gesellschaftlichen Verhältnisse und des sozialen Milieus, in dem die Menschen leben, eingehend studieren. Damit wird sie zur sozialen Hygiene, die der bisher fast allein geübten physikalisch-biologischen Betrachtungsweise als notwendige Ergänzung zur Seite treten muß. Denn erst dann werden wir eine befriedigende Prophylaxe der verheerenden Volkskrankheiten in die Wege leiten können, wenn auch die Aerzte und Hygieniker sich daran gewöhnen, Aetiologie im weitesten Sinne des Wortes zu treiben und die Krankheitsursachen über ihre biologischen Anfänge hinaus auf die sozialen Faktoren, soweit diese als Ursachen auftreten, zurückzuverfolgen. Auch auf das Problem der körperlichen Entartung ging der Vortragende ausführlich ein. Er gab folgende Definition des Ausdruckes „soziale Hygiene“: 1. die soziale Hygiene als deskriptive Wissenschaft im weitesten Sinne ist die Lehre von den Bedingungen, denen die Verallgemeinerung hygienischer Kultur innerhalb einer Gesamtheit von örtlich, zeitlich und gesellschaftlich zusammengehörigen Individuen und deren Nachkommen unterliegt; 2. die soziale Hygiene als normative Wissenschaft ist die Lehre von den Maßnahmen, die die Verallgemeinerung hygienischer Kultur unter eine Gesamtheit von örtlich, zeitlich und gesellschaftlich zusammengehörigen Individuen und deren Nachkommen bezwecken. Zu den Wissenschaftsgebieten, die herangezogen werden müssen, um die physikalisch-biologische Seite der Hygiene durch eine soziale Betrachtung zu vervollständigen, zählt A. Grotjahn die Medizinalstatistik, die Bevölkerungsstatistik, die Volkswirtschaftslehre und die Anthropologie. — Bei dieser beachtungswerten Definition ist leider der Ausdruck „deskriptiv“ (als Gegensatz zu normativ) viel zu eng gewählt. Es kann sich nämlich bei diesem Teil der Hygiene, welcher Tatsachen konstatiert, sowohl um eine „Beschreibung“, als um eine zusammenfassende „Systematik“, als um „Auffassung kausaler Gesetze“ handeln. Allen diesen Zweigen gemeinsam steht der normative Teil der Hygiene gegenüber. (A. K.-H.)

Ueber den Alkohol als Krankheitsursache wurde von der Associazione Medica Triestina der statistische Ausweis bezüglich der Krankheitsfälle im Spitalsjahre 1902/03 veröffentlicht. So teilt u. a. einer der Aerzte, Dr. Menz, folgendes mit: Unter denjenigen Kranken, welche im verflossenen Jahre in die achte (psychiatrische) Abteilung des Spitals aufgenommen wurden, verdanken 16 pCt. der gesamten Kranken, 25 pCt. der männlichen Kranken ihre Krankheit unmittelbar dem übermäßigen Alkoholgenuß. Es kommen hier natürlich alle nur möglichen Fälle vor; akute und chronische Alkoholvergiftung, delirium tremens usw. Bei dieser Festsetzung ist jedoch keine Rücksicht genommen auf alle jene Krankheiten, die erfahrungsgemäß auch vom Alkoholmißbrauch herrühren, bei denen jedoch der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung nicht unmittelbar nachgewiesen werden kann. Würde man diese Fälle auch rechnen, so würden sich die oben angeführten Ziffern mehr als verdoppeln. Dr. Mariana, der die Statistik während eines Jahres in der Poliambulanz betrieben hat, weist nach, daß die Trinker 22 pCt. unter den neuralgisch Erkrankten, 33 pCt. unter den Neurasthenikern und 25 pCt. unter den an Muskelrheumatismus Erkrankten ausmachen. Dr. Alfred Brunner hingegen sucht den Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Tuberkulose festzustellen und benutzt dabei das Material, das ihm während eines Jahres bei der Abteilung für Tuberkulose zur Verfügung steht. Es waren 506 männliche Kranke in Behandlung. 371 unter diesen waren starke Trinker, 133 tranken zwar, doch nicht übermäßig, und 2 waren Abstinenten. Man sieht aus solchen einwandfreien Zahlen, wie sehr die heutigen Trinkanschauungen die Volksgesundheit bedrohen.

Zum Schutze der Jugend vor dem Alkoholismus ist man besonders in Holland bestrebt, die weitgehendsten Gesetze zu erbitten. Die holländische Regierung hat der zweiten Kammer eine Vorlage zur Abänderung des Ausschankgesetzes unterbreitet. Um wesentliche Verbesserungen dieses Gesetzes zu erzielen, wird folgende Petition gegenwärtig vom „Nederlandche Onderwijzers Propaganda-Club“ der Bevölkerung vorgelegt: Die Regierung wolle verbieten: 1. daß Personen unter 18 Jahren, die nicht von Aelteren begleitet sind, Lokalitäten besuchen, wo irgend ein alkoholisches Getränk verkauft wird; 2. daß solchen Personen, wenn unter Begleitung Aelterer in einer solchen Lokalität anwesend, irgend ein alkoholisches Getränk ver-

abfolgt wird; 3. daß Personen unter 18 Jahren in solchen Lokalitäten als Arbeitskräfte gebraucht werden. — Wie mitgeteilt wird, haben in Amsterdam allein schon jetzt über 16000 Einwohner, darunter mehr als 1600 Lehrerinnen und Lehrer, diese Petition unterzeichnet.

Die geplante Ansiedelung von Lungenkranken in Deutsch-Südwestafrika ist vorläufig nicht empfehlenswert. Allerdings kommt die Tuberkulose im Innern des Landes endemisch nicht vor. Ob aber das dortige Klima heilend wirkt, steht noch in keiner Weise fest. Zudem ist das Leben so teuer, der Komfort so gering und die Natur im großen und ganzen so wenig ansprechend, daß die Kranken besser in der Heimat bleiben. Die Kolonie ist ein werdendes Land und gehört den Gesunden. (Dr. Vagedes, Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, 1903.)

Bevölkerungsstatistik.

Statistik der italienischen Berufsgliederung. In Italien sind noch fast zwei Drittel der Erwerbstätigen (nämlich 9,5 von 14,7 Millionen) in der Landwirtschaft beschäftigt. Von dem Rest fallen 4,0 Millionen auf die Industrie (einschließlich des Handwerks), 1,2 auf den Handel. Von den in der Industrie Beschäftigten sind 1,1 Million allein in der Konfektionsbranche tätig und fast 2,0 Millionen in allen Bekleidungsindustrien zusammen. Ueber eine halbe Million sind im Baugewerbe, fast eine drittel Million bei der Herstellung von Nahrungs- und Genußmitteln beschäftigt. Der Bergbau umfaßt noch keine hunderttausend Personen, die Metallindustrie nur eine drittel Million, die chemische Industrie (wohl im weitesten Sinne gefaßt) ganze 23000 Personen. Dagegen werden unter „Holz- und Stroh-Industrie" 411000 gezählt, wobei der Nachdruck aber bei dem holzarmen Lande jedenfalls auf der Stroh-Industrie liegt; es handelt sich hierbei also um ein Anhängsel der Landwirtschaft. (Nach dem „Popolo Romano" und der „Deutschen Wirtschaftspolitik", 1904, No. 6, zusammengefaßt. A. K.-H.)

Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten ist im Jahre 1902 stark gestiegen, besonders im zweiten Halbjahre. Hier betrug sie 406000 gegen 324000 im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Besonders stark ist die Steigerung der Einwanderung aus den vorwiegend germanisch-industriellen Ländern. Während nämlich die Einwanderung aus dem germanisch-agrarischen Skandinavien sich im genannten Halbjahre auf der konstanten Höhe von 28000 hielt, und andrerseits auch die Einwanderung aus Italien nur unbedeutend zunahm (81000 gegen 78000) und aus Japan sogar abnahm (6000 gegen 10000), stieg die aus England und Wales auf 40000 gegen 25000, die aus Deutschland auf 26000 gegen 16000 und die aus Oesterreich-Ungarn, das man wenigstens teilweise hierher rechnen kann, auf 102000 gegen 73000. Die Einwanderung aus Rußland, das man in anderer Hinsicht mit Oesterreich-Ungarn vergleichen kann, stieg demgegenüber nur auf 69000 gegen 57000. (Nach den Angaben des New-Yorker Reports zusammengestellt. A. K.-H.)

Die Juden in Petersburg. Von den 19229 in Petersburg lebenden Juden beschäftigen sich 4748 mit dem Schneiderhandwerk oder dem Verkauf fertiger Kleidungsstücke, 11125 arbeiten in Typographien und Lithographien und 1655 bearbeiten Steine und Metalle. Eine nicht geringe Rolle spielen die Juden im geistigen Leben der Residenz: 380 sind Aerzte, 190 Dentisten, 258 Apotheker, 208 Advokaten, 423 haben sich der Wissenschaft, Kunst oder Literatur gewidmet, 268 Juden dienen in der Armee und in der Flotte und 3 stehen im Polizeidienst. (Jüdisches Volksblatt, 1904, No. 6.)

Recht und Sitte.

Die Gerechtigkeit im Strafrecht. Der deutsche Richter beugt das Recht nicht wissentlich; aber er ist befangen in den Anschauungen und Vorurteilen seiner Klasse. Bei Angeklagten seiner eigenen Gesellschaftsklasse wird er z. B. soziale

Entschuldigungsgründe viel eher zu würdigen wissen, als etwa bei einem Proletarier, dessen Empfindungen und Ehrbegriffe ihm unverständlich sind. Dies ist die von der sozialistischen Presse an der gegenwärtigen Strafrechtspflege geübte Kritik. Aber diese Kritik ist nicht genügend. Sie glaubt an eine Reform des Strafrechts aus dem Volksbewußtsein heraus. Nun lebt aber noch in weiten Schichten der Bevölkerung eine äußerst rohe Vergeltungsidee. Das jetzige Strafrecht steht auf dem Standpunkt der sogenannten Erfolgshaftung, d. h. es räumt dem objektiven Erfolg einen entscheidenden Einfluß auf das Strafmaß und auf die Strafbarkeit ein. Wenn nun aber der Täter den eingetretenen Erfolg nicht beabsichtigt hat, oder wenn umgekehrt der angestrebte Erfolg infolge zufälliger Momente verhindert worden ist, so ergeben sich starke Schwierigkeiten. Demgegenüber steht die soziologische Richtung, welche den Zweckgedanken, die Gesinnung des Täters und seine Gefährlichkeit für die Gesellschaft vorherrschen lassen will. Aber beide Richtungen können in bezug auf das Maß der Strafe nur willkürlich verfahren. Im handwerksmäßigen Betrieb der Strafjustiz wird die Schwere der Strafe einfach nach ihrer Dauer bemessen. In Wirklichkeit aber wird dieselbe Strafe von den verschiedenen Verurteilten ganz verschieden empfunden. Schon daraus folgt, daß das Prinzip der Gerechtigkeit zu Härten und Widersprüchen führt. Auch ist es unmöglich, die Wirkung der Strafe auf die Person des Verurteilten zu beschränken. Und „erzieherisch" wirkt die Strafe schon ganz und gar nicht. So wird man danach trachten müssen, daß in einer zukünftigen Gesellschaft überhaupt weniger „Recht zu sprechen" notwendig sein wird. (Otto Lang, Sozialistische Monatshefte, 1903, No. 12.)

Völker und Politik.

Das Deutschtum in Wallis, Piemont und Tessin. In Oberwallis wird lebhaft Klage geführt über ungerechtfertigte Unterdrückung der deutschen Sprache und gewaltsame Begünstigung welschen Wesens. Ein Einsender tritt im Briger Anzeiger lebhaft dafür ein, daß der unberechtigten und absichtlichen Begünstigung des Welschtums endlich energisch ein Riegel vorgeschoben werde. Das könne nur geschehen durch Zusammenschluß aller deutschgesinnten Oberwalliser zu zielbewußter Arbeit zum Schutze gegen die Willkür. Zu solcher Arbeit würde etwa gehören: Unterstützung der vorhandenen deutschen Schulen und Volksbibliotheken und Gründung neuer solcher Anstalten, energische Betonung des Rechts auf die deutsche Muttersprache durch Beschwerden bei den Behörden über jeden Fall von Verwelschung, Eingabe an die eidgenössischen Räte, Aufklärung der öffentlichen Meinung im Oberwallis selbst und in der ganzen deutschen Schweiz, Mitarbeit an den Walliser deutschgesinnten Zeitungen und Unterstützung derselben, kurz unermüdliche Wachsamkeit und kräftiges Einschreiten gegen verwelschende Maßregeln. Das Oberwallis, heißt es in dem Artikel des Briger Anzeiger, ist eine alte Alemannen-Ansiedelung, die sich so kräftig entwickelt hat, daß sie schon seit dem 12. Jahrhundert sich ausdehnen mußte. Nicht bloß nach dem Genfer See zu und nach Graubünden, sondern sogar über die Alpenhöhen ins Piemont sind sie gewandert. Noch heute haben diese Niederlassungen in romanischem Staat und unter romanischer Umgebung ihre deutsche Kultur bewahrt; südlich und östlich vom Monte Rosa sprechen noch 8000 Seelen deutsch in einer dem Walliserdeutsch ähnlichen Mundart und wehren sich zäh gegen Verwelschung. Auch im Tessin liegt noch eine solche walliserdeutsche Sprachinsel. Gurin oder Bosko, die zäh an ihrer deutsch-schweizerischen Art festhält und darin von der Züricher Ortsgruppe des Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums (Präsident: Prof. Dr. Meyer von Knonau) unterstützt wird. Andere kleinere Sprachinseln sind im Aussterben und werden von der welschen Kultur aufgesogen. (Berner Bund, 1903.)

Deutschland und Japan. Wir haben durchaus keine Veranlassung, aus Gefühlsneigung die Partei Rußlands oder Japans zu ergreifen, wie das bezüglich Rußlands die Ur- und Ueberdeutschen tun, wenn sie den Machern an der Seine sekundieren. Dagegen kann für uns ein Interesse an japanischen Erfolgen lediglich aus dem Gesichtspunkt vorliegen, als sie für Rußland das erste wirksame Halt bedeuten würden, nicht mehr ungestraft seine Hand immer weiter auszustrecken. — Die zahlreichen Söhne Albions, welche in der Zeit des Burenkrieges davon träumten,

Hand in Hand mit Rußland gegen Deutschland vorzugehen, müssen sich jetzt in die Tatsache schicken, daß England und Deutschland trotz aller Verdrießlichkeiten und Verstimmungen doch noch als beste Associés bei Weltgeschäften anzusehen sind. Für Deutschland ist die Tatsache des Krieges sehr günstig: Berlin ist bereits wieder das Zentrum der europäischen Politik geworden, wie man auch gegen diese Tatsache zetern mag. Man wird uns von beiden Seiten suchen, und die Bülowsche Politik der mittleren Linie, die kürzlich selbst mit aristotelischem Maßstabe gemessen wurde, wird hoffentlich zur rechten Zeit sich jeden Ausgang des Krieges dienstbar machen. (Dr. Alfred Funke, Die Finanz-Chronik, 1904, No. 8.)

Russen und Japaner. Bei den Japanern handelt es sich um keine Aufwallung eines ziellosen Chauvinismus. Scharf und leidenschaftslos sieht man dort die Realitäten auf diesem Planeten. Und auch die russische Politik hat eine großartige Konsequenz. Japan hat das ihm gegenüberliegende Festland Asiens nötig für seine Wirtschaftspolitik; Rußland kann die Japan gegenüberliegenden Häfen eben desselben Festlandes nicht entbehren. Der russische Soldat ist tapfer und weiß zu sterben, wie der deutsche. Aber auch der Mongole hat diese Tugenden zu allen Zeiten bewiesen. Rußland hat einen Krieg etwa 5000 englische Meilen von seiner Basis entfernt zu führen, und der einzige Schienenweg ist salopp gebaut und geht über öde Steppen und Schneefelder. Nur die Zerstörung der japanischen Flotte hätte Rußland sofort ein Uebergewicht gegeben und die stolzen Träume des Mikadoreiches zerstört. Aber Japan hat den Krieg begonnen mit einer Präzision und Energie, die an die Feldzüge Friedrich des Großen und Moltke erinnert. In den ersten drei Tagen des Krieges hat sich die Lage Rußlands ungemein verschlechtert. Denn Krieg ist allerdings eine Sache des Kopfes, in erster Linie aber des Magens. Die primitive sibirische Bahn wird sich für die Verproviantierung unzureichend erweisen. Ihre Zerstörung und Deckung, das ist das Objekt des Krieges; und fürwahr, das ist keine angenehme Aufgabe für den Befehlshaber. — Es könnte sein, daß die Krisis im fernen Osten viel schneller geregelt wird, als wir heute anzunehmen geneigt sind. (Dr. Karl Peters, Die Finanz-Chronik, 1904, No. 7.)

Ruthenen und Russen. Die Ruthenen oder Kleinrussen fühlen sich als eine von den Moskowitern oder Großrussen völlig getrennte Nation, zu der allein in der Ukraina (d. h. in Südrußland) 25 Millionen gehören. Aber die ruthenische Sprache ist im Zarenreiche verpönt. Während sonst dort Bücher in allen möglichen Sprachen erlaubt sind, solange ihr Inhalt nicht anstößt, gilt für die Ruthenen noch jetzt ein Ukas vom Jahre 1876, nach welchem auch die harmlosesten Bücher in ruthenischer Sprache einer besonderen Erlaubnis bedürfen. Diese Erlaubnis aber ist in den 28 Jahren nicht ein einziges Mal erteilt worden, ein völkerrechtliches Kuriosum! (R. Sembratorycz, Ruthenische Revue, 1903, No. 15.)

Ruthenen und Polen. Die Ruthenen, von denen u. a. die Osthälfte Galiziens bevölkert ist, werden hier von den Polen nach Möglichkeit unterdrückt und hassen diese grimmig. Es ist daher eine anerkannte Tatsache, daß die Ruthenen keinesfalls in den verlockenden Ruf der allslawischen Solidarität einstimmen können. Dieser Ruf ist nur eine Phrase, da jede der slawischen Nationen unter Umständen ganz rücksichtslos der anderen gegenüber verfährt. Deshalb ist eine Gravitation der Ruthenen nach dem Westen, ein Sympathisieren vor allen mit den Deutschen nicht nur Ausfluß der politischen Klügelei, sondern durch die Natur der Sache geboten. (M. Kiczura, Ruthenische Revue, 1903, No. 16.)

Erziehung und Unterricht.

Die Schulordnung nach den Richtungstalenten. Die verschiedenen Schüler unterscheiden sich nicht nur durch den Grad, sondern vor allem auch durch die Richtung ihrer Talente. Der eine ist für Mathematik begabt, ein anderer hat ein feines Gefühl für die Muttersprache usw. Die Grundlagen dieser Richtungstalente werden ausnahmslos schon auf die Schule mitgebracht. Es sind Methodenunterschiede, die im intuitiven Spiel der Aufmerksamkeit und der Assoziationen liegen. Der eine sieht rascher dieses, der andere jenes. Aus dem

freudigen Fleiß für das erfolgreichste Feld ergeben sich dann mittelbar auch sehr bald Differenzen des Wissens. — Das heutige Schulsystem steht dem verständnislos gegenüber. Weil die Eltern sich etwa durch technische Talente so viel Geld erworben haben, ihren Sohn aufs humanistische Gymnasium zu schicken, darf der Sohn die ihm angeerbten technischen Talente nicht entfalten, sondern muß griechische Vokabeln lernen und wird veranlaßt, seine Naturgabe als Allotria zu betrachten. In Wirklichkeit ist jede Naturgabe ein Kapital, auf das der werdende Mensch sein Leben aufbauen kann. Nur erkannt muß sie frühzeitig vom Lehrer werden. Die zwei untersten Jahre an den höheren Schulen sollten der Talentprobe dienen. Der Lehrer hat zu wählen, nicht zuzustutzen. Dann käme die Sonderung in die verschiedenen Talentklassen; bei dieser wäre Deutsch, bei jener Zeichnen, bei einer dritten Mathematik der dominierende Unterrichtsgegenstand. Diesen dominierenden Gegenstand erhielte jede Talentklasse für sich, ganz abgesehen von den Rangstufen. Der Lehrer, der ihn gibt, wäre der Ordinarius, der über den Aufstieg des Schülers in höhere Rangstufen allein zu entscheiden hätte. Die übrigen Lehrgegenstände aber, die nun lediglich der Allgemeinbildung zu dienen, also nur das absolut Nötigste zu bringen hätten, könnten für Angehörige verschiedener Talentklassen gemeinsam sein. — Diese Schulordnung brächte einen Vorteil für das ganze Reale, für die Berufs- und Brotfrage, indem die Naturgabe jedes Schülers in ein zinsbringendes Kapital verwandelt würde, aber sie brächte auch Vorteil für das Ideale, das Ethische der Erziehung, indem alle Quellen des Mißlingens, des Widerwärtigen verstopft würden. (Wilhelm Bölsche, Die Zeit, Wien, No. 471.)

Alkoholismus und Unterricht. Für wissenschaftlichen Unterricht in der Alkoholfrage an allen Schulen Großbritanniens und Irlands wurde, wie „The Alliance News“ mitteilt, soeben sämtlichen Aerzten Englands eine Petition vorgelegt, die in ganz kurzer Zeit mit 15000 Unterschriften sich bedeckte. Unter den Namen finden sich fast alle hervorragenden Professoren der Chirurgie und Medizin. Verlangt wird auch in erster Linie, daß bei der Ausbildung der Lehrer mehr Rücksicht auf die gründliche Einführung in die physiologische Hygiene genommen wird. Die Petition weist auch auf diejenigen Staaten hin, die bereits einen Temperenzunterricht aufweisen können und sagt, daß z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika gegenwärtig 22 Millionen Kinder einen solchen segensreich wirkenden Unterricht empfangen.

Erziehungsheim für schwächliche Kinder. Trüpers Erziehungsheim und Kindersanatorium in Jena versendet einen Prospekt, der wertvolle Mitteilungen über diese Anstalt, sowie über schwächliche Kinder und ihre erzieherische Behandlung im allgemeinen enthält. Das genannte Erziehungsheim ist bestimmt für Kinder beiderlei Geschlechts, welche derart mit Schwächen oder Fehlern des Nervensystems oder des Seelenlebens behaftet sind, daß sie den berechtigten Anforderungen der Schule nicht gewachsen sind und vorübergehend oder andauernd einer individualisierenden heilerzieherischen und heilpflegerischen Behandlung bedürfen. Aber auch solchen Kindern, die schon vor dem schulpflichtigen Alter oder während der Schulzeit dem Elternhause besonders Sorge und Schwierigkeiten in der Erziehung oder der Pflege bereiten, steht das Erziehungsheim und Kindersanatorium offen. Für den Unterricht geht das Streben dahin, denselben zu einem wahrhaft erziehenden zu gestalten, d. h. er soll nicht bloß einer regen Entwicklung der Intelligenz, sondern zugleich auch einer Veredelung des Gemütes und des Charakters dienen und dazu beitragen, daß die Zöglinge im späteren Leben je nach Anlage in höherem oder geringerem Grade praktisch brauchbar werden.

Deutscher Unterricht in den Kolonien. Vielfach wird die Meinung geäußert, daß der Deutsche in seinen Kolonien gar kein Interesse habe, dem Eingeborenen seine Sprache zu lehren. Dieser möge ruhig sein Pigeon-Englisch sprechen. Aber dieser Standpunkt ist sehr gefährlich. Schon einmal wurde er dem Deutschtume sehr verderblich, und zwar in den baltischen Ostseeprovinzen. Auch der Balte wollte aus dem gleichen Grunde, damit ihn sein Höriger nicht verstehe, und weil er zu stolz war, dem Knecht die Herrensprache zu gönnen — nicht haben, daß Esthen und Letten der deutschen Sprache sich bedienten; die Folge ist, daß diese jetzt zum Teil russifiziert sind, zum Teil ihren Stammdialekt fanatisch gegen das Deutsche ausspielen. Sollten die Deutschen nicht einmal durch Schaden klug werden? (Deutsche Kolonial-Zeitung, 1903, No. 50.)

Geistiges Leben.

Kunst und Moral. Wenn das Schlagwort „l'art pour l'art" nur bedeuten würde, daß die Kunst gegenüber der Moral, der Politik, der Religion selbständig sein muß, könnte jemand, der irgendwelches Verständnis für Kunst hat, dem widersprechen? Aber die Kunst darf sich nicht loslösen aus den kulturellen Zusammenhängen, sonst wird sie durchaus nur Oberfläche, verliert ihre Seele. In Wahrheit ist alles künstlerische Schaffen echter Art ein Werk des ganzen Lebens. Große Künstler sind niemals Aestheten oder Epikureer gewesen. Was immer aus dem Ganzen des Lebens heraustritt, verliert damit die tiefsten Wurzeln seiner Kraft. — Aber wie die bloße Kunst ist auch die bloße Moral unzugänglich. Auch hier schadet die Ueberspannung, die zu starke Konzentration, die alles andere preisgibt. Die bloße Moral kann über den Charakter des Gebotes nicht hinauskommen. — Echte Moral ist die Verwandlung der Wirklichkeit in Selbstleben, ein Aufnehmen der Bewegungen und Schicksale des Alls in das eigene Leben. Erst so entsteht die Einsetzung des ganzen Menschen in das Tun. Nun aber hat die Kunst und besonders die moderne Kunst schwere Probleme und Verwickelungen. Sie betont das Subjekt stärker wie früher und sie zeigt es jetzt als ein im Werden befindliches. Vor allem wird der nordische Mensch die Kunst so verstehen, daß er in ihr das Innerste seiner Seele ansprechen kann. Wie weit aber diese große Aufgabe gelingt, das liegt wesentlich an der Kraft des für sie aufgebotenen Lebensprozesses. Und hierbei kann die Moral nicht entbehrt werden. — Umgekehrt ist Kunst unentbehrlich für eine wahrhaft tiefe Moral. (Prof. R. Eucken, Die Zeit, Wien, No. 490—491.)

Bücherbesprechungen.

Ausgewählte Werke von P. J. Möbius. Band II und III Goethe. Leipzig, 1903, J. A. Barth. 264 und 260 S. à 3 Mk.

Seinem vortrefflichen Buche: Ueber das Pathologische bei Goethe, das im Jahre 1898 erschienen ist, hat Möbius in den beiden vorliegenden Bänden eine zweite und wesentlich vermehrte Auflage folgen lassen. Wenn Oskar Bulle in einem Aufsatze der Allg. Zeitung (1903, No. 272, Goethes Gartenmauer) von jeder Goethe-Biographie verlangt, daß sie ein Kunstwerk sein müsse, um ihren Zweck zu erfüllen: das Verständnis für die große eigenartige Persönlichkeit, die ihre Zeit und unsere ganze, ihr nachfolgende geistige Kultur mit ihrem Zauber erfüllt, in unserem deutschen Volke immer mehr anzubahnen und zu verbreiten, dann wird er diese Anforderungen bei Möbius erfüllt und in ihm einen Biographen Goethes finden, der sich den besten von ihnen dreist zur Seite stellen darf.

Die Vorzüge der ersten Auflage, Klarheit und volle Beherrschung des Stoffes, treten uns selbstverständlich auch in der zweiten entgegen, während manches ausführlicher behandelt und besprochen wird.

Ganz neu ist der zweite Teil, der unter anderem einen Versuch enthält, das geistige Wesen Goethes nach Gallschem Schema zu schildern. Die Vorliebe von Möbius für Gall ist bekannt, und er widmet den Beziehungen von Goethe und Gall einen eigenen Absatz; außerdem hat er hier unter dem Titel „Belege und Ausführungen" die wichtigsten Beweisstellen zusammengestellt.

Der erste Teil zerfällt in zwei Absätze, in „Goethe über das Pathologische" und in „Das Pathologische in Goethe".

Goethe neigte den populären Anschauungen über das Verhältnis von Geist und Seele zu. Für ihn waren für die Krankheiten des Geistes seelische Ursachen maßgebend, und er erblickt in ihnen eine Folge überwuchernder Leidenschaft. Die Leidenschaft aber macht für den Dichter den wahren Menschen und was ihn anzieht, ist nicht der normale Philister, sondern die problematische Natur.

Es wimmelt daher in seinen Werken von solchen problematischen Naturen, und Möbius führt uns die einzelnen pathologischen Gestalten Goethes vor, deren dichterische Umwandlung er vor unsern Augen sich vollziehen läßt. Gewiß ist das meiste ein Gebilde der Phantasie, aber trotz aller Phantasie gibt uns Goethe nichts, was er nicht erlebt hat, aber auch nichts so, wie es erlebt ist.

Und eben weil wir bei Goethe das dichterisch erfaßte Bild des wirklichen Lebens finden, deshalb sind seine Darstellungen so reich an pathologischen Zügen und an Hinweisen auf das Pathologische. Spielt doch das Pathologische bei ihm selber eine große Rolle, und es ist ein Verdienst von Möbius, dies besonders hervorgehoben zu haben.

Frühreife ist ein wichtiger Zug in dem Lebensbilde der meisten genialen Menschen, und bei Goethe begegnen wir ihr in hohem Grade. Der innere Zwang, das „Muß" spielt in seinem Leben eine große Rolle, und heftige Zornausbrüche durchzittern hin und wieder die Luft. Nach eigener Aussage waren seine Leidenschaften nie weit von Wahnsinn, und in Werthers Leiden schrieb er sich die Selbstmordgedanken vom Leibe.

Dabei durchzieht sein ganzes Leben eine Periodizität, eine Art von pathologischer Ebbe und Flut, und meist sind es die Zeiten der Erregung, wo er seine besten Dichterwerke verfaßt. Denn für die Hochbegabten werden die Zeiten der Erregung zu Schaffenszeiten und in Ausnahmefällen kann selbst das Kranksein zum Vorteile ausschlagen.

Diese Erregung zeigte sich auch darin, daß er — gleichsam zwei Seelen in sich vereinigend — sich in seiner Erregung beobachtet und analysiert. Goethe spricht selbst von einer wiederholten Pubertät, welche die genialen Leute, mit denen es eine eigene Bewandtnis habe, erlebten, während andere Leute nur einmal jung seien. Dieser Lebensfrühling, der sich in etwa 7—8jährigen Pausen wiederholte, blieb ihm treu bis in sein hohes Alter, und wenn er auch als Mensch der Natur ihren Tribut zollen und deshalb alt werden mußte, so ist doch Goethes Greisenalter — abgesehen von einigen kleinen Schwächen — der glänzendste Beweis von der ungeheuren Stärke seiner Natur, denn wann hat jemals ein 80jähriger Mann Dinge geschrieben wie der zweite Teil des Faust?

Das hier Gebotene kann in wenigen Zügen nur einiges aus dem reichen Inhalte der beiden Bände wiedergeben, und wenn schon die erste Auflage von der Kritik als eine der inhaltreichsten Früchte in der Goetheforschung der jüngsten Jahre bezeichnet wurde, dann muß dies von dem größeren Werke in noch höherem Grade gelten.

Wir möchten daher am liebsten auf das Werk selbst verweisen und es jedem empfehlen, dem es darum zu tun ist, die Tiefen und Höhen der gewaltigen Menschennatur zu ermessen, die sich Goethe nannte, und den großen Kampf zu verstehen, den der Mensch Goethe bis zur aufgeklärten Periode seines Greisenalters mit seinem eigenen Selbst durchzukämpfen hatte. Prof. Dr. Pelman.

Friedrich Nietzsches gesammelte Werke, I. Band, 3. Auflage; II. Band, Berlin, 1902, Schuster & Löffler.

Friedrich Nietzsche steht zu den Bestrebungen der Politisch-anthropologischen Revue in engster Beziehung. Sein Werk gipfelt eigentlich in der philosophischen Sanktion all der biologischen und kulturellen Ziele, zu deren Erreichung die Mittel zu ersinnen und wissenschaftlich zu durchleuchten diese Zeitschrift als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet. Es ist eine Ehrenpflicht, einmal in den Spalten ihres Textes mit Nachdruck darauf hinzuweisen, was alles sie Nietzsche verdankt — es ist nicht wenig —, und sie wird dieser Pflicht in einem Artikel, der sich die Aufdeckung dieser Beziehungen zum Gegenstand macht, hoffentlich bald genügen.

Die vorliegende Briefsammlung ist in erster Linie geeignet, die Persönlichkeit des Denkers und die Tragik, zu der ihn die Art seines philosophischen Eros in einer Zeit, an deren Schranken dieser Trieb sich noch brechen mußte, bestimmte, ergreifend vor Augen zu führen. Im ersten Band, dessen Vorwort uns durch Peter Gasts Feder kurz über die Adressaten und Nietzsches Verhältnis zu ihnen orientiert, ragt besonders der Briefwechsel mit den Jugendfreunden von Gersdorff und Deußen, mit dem Musikgelehrten Fuchs und mit von Seydlitz hervor; aber auch die übrigen Schreiben — an die schon von Kindheit her ihm bekannten G. Krug und W. Pinder, den Arzt Dr. Eiser, die Baseler Freundin Frau Baumgarten, die mit schwermütiger Grazie verehrte Madame O. u. a. — bieten eigentümliche Lichtblicke in Nietzsches Wesen. Vollends der einzig den Briefwechsel mit Erwin Rohde enthaltende zweite Band, den ein Vorwort von den

Herausgebern Schöll und Frau Förster-Nietzsche einleitet, und der auch die Antworten Rohdes umfaßt, zeigt uns den ganzen Nietzsche und überdies ein Freundschaftsverhältnis, dem die literarischen Dokumente des 19. Jahrhunderts wohl kaum ein zweites von der gleichen Art an die Seite zu stellen vermögen. Was aber an dieser Stelle besonders interessiert: in den vorliegenden Bänden rollt sich ein Leben vor uns ab, dessen höchste Hoffnungen und bitterste Enttäuschungen einzig im Kampf um die moralphilosophische Klärung des Lebens- und Kulturproblems erworben wurden. Da es unmöglich ist, in wenigen Zeilen von der Fülle hoher und tiefer Gedanken, Gefühle und Bestrebungen, die aus dieser Quelle ihre Säfte empfangen, auch nur einen ungefähren Ueberblick zu bieten, seien unter diesem Gesichtspunkt einige Proben in chronologischer Folge herausgehoben:

„Was war mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was war mir das ewige „Du sollst", „Du sollst nicht"! Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel: freie Mächte ohne Ethik! Wie glücklich, wie kräftig sind sie, reiner Wille, ohne Trübungen durch den Intellekt!" (an von Gersdorff, 1866, I, S. 26). — „Wir haben das Schicksal absichtlich auszunützen: denn an und für sich sind Ereignisse leere Hülsen. Auf unsre Verfassung kommt es dabei an: den Wert, den wir einem Ereignis beilegen, hat es für uns ... Je mehr sich unser Wissen in sittlichen Dingen mehrt und vervollständigt, um so mehr werden auch die Ereignisse, die uns getroffen haben, einen festgeschlossenen Kreis bilden" (an denselben 1867, I, S. 68). — „Laß nur mir noch ein paar Jahre Zeit, dann sollst du auch eine neue Einwirkung auf die Altertumskunde spüren und damit hoffentlich verbunden auch einen neuen Geist in der wissenschaftlichen und ethischen Erziehung unsrer Nation" (an denselben 1870, I, S. 179). — „Jeder hat zu tragen: verlernen wir über dem Tragen und Schwertragen auch das Auffliegen und Weithinausschauen nicht! Es verträgt sich nicht so übel miteinander! Es gibt viele Mittel, um stark zu werden und starke Flugschwingen zu bekommen: Entbehrungen und Schmerzen gehören dazu, es sind Mittel vom Haushalte der Weisheit. Ueber allem Jammer immer wieder ein Lied der Freude — nicht wahr, das ist das Leben! Das kann es sein!" (an Frau Baumgarten, 1882, I, S. 450). — „Ohne ein Ziel, welches ich nicht für unaussprechlich richtig hielte, würde ich mich nicht oben im Lichte und über den schwarzen Fluten gehalten haben! ... Wer hat denn soviel ausgestanden als ich? ... Und wenn ich nun heute über dem Allem stehe mit dem Frohmute eines Siegers und beladen mit schweren neuen Plänen — und, wie ich mich kenne, mit der Aussicht auf neue, schwerere und auch innerlichere Leiden und Tragödien und mit dem Mute dazu! so soll mir niemand darüber böse sein dürfen, wenn ich gut von meiner Arznei denke ... Ich war in allen Punkten mein eigener Arzt; und als einer, der nichts Getrenntes hat, habe ich Seele, Geist und Leib auf einmal und mit denselben Mitteln behandeln müssen" (an Rohde, 1882, II, S. 567). — „Aber das ist die Moral der Geschichte: entweder geht man an den Widerwärtigkeiten des Lebens zugrunde oder kommt stärker aus ihnen heraus" (an von Gersdorff, 1887, I, S. 490). — „Es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnisvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht" (an von Seydlitz, 1888, I, S. 495). Dr. Raoul Richter.

H. Weicker, Dr., Tuberkulose — Heilstätten — Dauererfolge. Leipzig, 1903, Verlag von F. Leineweber. Preis 1,50 Mk.

Die modernen Bestrebungen in der Bekämpfung der Tuberkulose scheinen einer Krisis entgegen zu gehen, obgleich es von Anfang an nicht an Zweiflern und Gegnern gefehlt hat, welche namentlich den mit so großem Geschrei in die Welt gesetzten Lungenheilstätten-Rummel bekämpft haben. Schon beginnt der Enthusiasmus merklich nachzulassen, und nicht mehr ferne wird die Zeit sein, wo man der Heilstättenbewegung ebenso skeptisch gegenüberstehen wird wie jetzt dem Tuberkulin-Schwindel.

Eine sehr gute kritische Studie über die Ergebnisse der Heilstättenbehandlung liegt in der genannten Schrift vor, die uns um so wertvoller erscheint, als sie über den Rahmen der traditionell einseitigen individual-medizinischen Betrachtung hinausgeht und biologische Gesichtspunkte zum kritischen Maßstab der Untersuchung macht.

Meist figuriert in den Statistiken, welche für die Heilstätten angeführt werden, der Begriff des Dauererfolgs in einer höchst einseitigen Weise. Wir stimmen daher dem Verfasser bedingungslos zu, wenn er betont, daß die Heilstätte zwar den Anstoß geben, nicht aber als die Ursache des Dauererfolges betrachtet werden darf, daß vielmehr die Annahme, daß andere Faktoren, welche in den Erkrankten zu suchen sind, hier ihre Wirksamkeit entfalten, nicht von der Hand zu weisen sei. Unter 3299 Patienten, welche in sechs Jahren die Heilstätten passierten, wurden bei 41,6 pCt. ein Dauererfolg von voller resp. teilweiser Arbeitsfähigkeit im Durchschnitt von sechs Jahren festgestellt. Das ist aber nur ein scheinbares Ergebnis, denn mit jedem weiter verflossenen Jahr nimmt die Arbeitsfähigkeit ab. Dabei handelt es sich nicht um Gesundung, sondern um eine Wiedererlangung der Arbeitsfähigkeit, wie es im Gesetz vorgeschrieben ist. Würde die Statistik nicht in den einseitigen wirtschaftlichen Begriff der Arbeitsfähigkeit eingespannt, sondern auf den medizinischen Begriff der Heilung beschränkt, dann würde die Lungenheilstättenbewegung in einem noch ungünstigern Lichte erscheinen.

Dazu kommt ein anderes Bedenken. Wenn auch jährlich 20000 Tuberkulosefälle in Heilstätten statistisch einwandfrei berechnet werden, so muß nie außer acht gelassen werden, daß jährlich in Europa über eine Million Menschen der Tuberkulose erliegen. Jene kleine Zahl ist daher nicht imstande, ein Urteil über die Tuberkulose als Volkskrankheit zu begründen, wozu größere Gebiete und längere Zeiträume notwendig sind.

Zwar ist die Sterblichkeitsziffer der Tuberkulose gesunken. Es wäre jedoch voreilig, ohne weiteres daraus den Schluß zu ziehen, daß auch die Erkrankungsfälle an Tuberkulose seltener geworden, ebensowenig wie die geringere Häufigkeit der Sterbefälle überhaupt uns berechtigt, zu folgern, daß sie eine Hebung der Gesundheit breiterer Volksmassen dokumentiere.

Der konstitutionelle Faktor spielt in der Tuberkulose eine große Rolle. Selbst bei sanitär trostlosen Verhältnissen erkrankt immer nur ein Teil der Individuen, der andere bleibt gesund. Der empfängliche Organismus bietet die Voraussetzung für die Schädigung. Das Problem der Disposition bleibt darum zu Recht bestehen.

Die Disposition ist aber meist eine ererbte Eigenschaft. Der sogen. „phthisische Habitus" ist der sinnenfällige Ausdruck der tuberkulösen Vererbung oder Degeneration. Der Verfasser fand 46,1 pCt. Patienten mit phthisischem Habitus, Reiche gibt nur 17,4 pCt. an, Turban aber fast 55,1 pCt. Anderseits wurde nur bei 20,6 pCt. eine naturgemäße Körperentwicklung mit gut proportioniertem und muskelkräftigem Bau festgestellt.

Verfasser fand außerdem bei 42,7 pCt. tuberkulöse Belastung, ist jedoch überzeugt, daß unter seinen Patienten ein weit höherer Prozentsatz tuberkulös Belasteter sich befindet. Wichtig ist es daher, in Erblichkeitsstatistiken nicht nur die Eltern zu berücksichtigen, sondern nach genealogischen Gesichtspunkten die ganze Erbmasse des Individuums in seiner Ahnentafel zu untersuchen.

Aber wenn auch mit diesen Hülfsmitteln die Zahl der Erkrankungen festgestellt wird, so gibt dies noch kein klares Bild von der Verheerung und Verbreitung der Tuberkulose, „denn soll von der Tuberkulosegefahr für die Kulturvölker gesprochen werden, so darf nicht nur die manifeste Tuberkulose ins Auge gefaßt werden, sondern es bleibt zu ergründen, inwieweit die Degenerierung der Massen, auch ohne daß die Tuberkulose manifest wird, auf tuberkulose Aszendenten zurückgeführt werden kann". Zu solchen Statistiken fehlen noch alle Voraussetzungen, welche erst eine vom Staat unternommene, alle Faktoren berücksichtigende Untersuchung schaffen kann. Der Staat hat aber das größte Interesse daran, über die physische Beschaffenheit seiner Bevölkerung als Rasse genau orientiert zu sein.

Selten habe ich ein Buch von einem Mediziner gelesen, das Fragen der Hygiene in einem so aufgeklärt biologischen Geiste untersucht wie das vorliegende; und man muß dem Verfasser sehr dankbar sein, daß er gezeigt hat, wie notwendig solche Untersuchungen für die elementarsten Fragen der sozialen Hygiene sind. Möge das vortreffliche Buch unter den Medizinern recht viele Leser finden, insbesondere aber mögen es jene großen Herren studieren, die in der Tuberkulosebekämpfung heute den Ton angeben und auf die Regierungsmaßnahmen entscheidenden Einfluß ausüben. Dr. L. Woltmann.

Gustav Ratzenhofer, Die Kritik des Intellekts. Positive Erkenntnistheorie. Leipzig, 1902.

Der Leitspruch, den der Verfasser seinem Buche vorausschickt, kennzeichnet in prägnanter Weise den grundsätzlichen Standpunkt seines ganzen philosophischen Denkens: „Es kann nur eine Wahrheit und nur einen Urgrund ihres Inhaltes geben." Mit dem vorliegenden Buch schließt Ratzenhofer seine Gedankenarbeit hinsichtlich der erkenntnistheoretischen Probleme ab, über welche er bisher fünf Schriften veröffentlicht hat. Außer der Kritik des Intellekts (1902) ist hier zu nennen: „Wesen und Zweck der Politik. Als Teil der Soziologie und Grundlage der Staatswissenschaften." Die drei Bände enthalten: Die soziologische Grundlage. — 1. Die Politik im allgemeinen. — 2. Die Politik im Staate. — 3. Die Staatspolitik nach außen. — 4. Die Gesellschaftspolitik. — 5. Der Zweck der Politik im allgemeinen. — 6. Die civilisatorische Politik im Staate. — 7. Die civilisatorische Staatspolitik nach außen. — Die civilisatorische Gesellschaftspolitik. — 9. Zur Kritik der Civilisation. — An dieses Werk schlossen sich an: „Die soziologische Erkenntnis" (nach unserer Ansicht die beste unter Ratzenhofers Schriften), „Der positive Monismus" und „Positive Ethik".

Der philosophische Grundgedanke, der alle Schriften durchzieht, ist der positive Monismus, die einheitliche Erkenntnis der Dinge und alles Geschehens. Aber sein Ziel ist nicht nur theoretisch, denn nach Ratzenhofers Ansicht bezweckt eine positive Wissenschaft „nicht tiefsinnige Betrachtung der Erscheinungen, sondern ihre Erforschung im Dienste unserer Entwicklung und Vervollkommnung". Daher ist theoretisch wie praktisch das Ziel des Verfassers, auf das er immer wieder zurückkommt, die Soziologie als „Wissenschaft der menschlichen Wechselbeziehungen" zu erfassen.

Die „Kritik des Intellekts" gliedert sich in vier Abteilungen, welche das Innenleben des Ich, die Außenwelt des Ich, das All und die Kritik der positiven Erkenntnis behandeln. Ueberall sucht der Verfasser die Gesetzlichkeit und Einheitlichkeit des Geschehens, die kausalen Zusammenhänge und dabei zugleich die Methoden des erkennenden Denkens zu zergliedern. Es ist unmöglich, auf alle Einzelheiten einzugehen. Uns interessiert besonders das Kapitel über „Das soziologische Problem und die Gesetzlichkeit aller Erscheinungen" (S. 133), auf das wir mit einigen Sätzen hinweisen möchten. Hier erkennt er den großen Einfluß an, den die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise Darwins auf die soziologische Erkenntnis ausgeübt hat, denn zwei soziologische Gedanken sind mit seinem Wirken verwachsen: Der Entwicklungsgedanke, welcher den Menschen in einen realen Zusammenhang mit der ganzen organischen Welt bringt, und der Gedanke vom Daseinskampf, welcher das soziale Leben als ein Resultat von Gegensätzen erkennen läßt. Die wichtigste Frucht dieser naturwissenschaftlichen Auffassung des sozialen Lebens war (nach Ratzenhofer) die Befestigung der alten Idee, daß die menschliche Natur von der Umgebung und ihren Lebensbedingungen abhängig sei, so daß alles Geschehen in einem großen Zusammenhang aufgefaßt werden muß.

Doch ist Ratzenhofer nur bedingter Anhänger der Anwendung der Biologie auf die Soziologie. Er schreibt (S. 146): „Aber die biologischen Gesetze sind nur ausnahmsweise auch Gesetze des sozialen Lebens und gewöhnlich nur Aehnlichkeiten, die auf der Einheit aller Entwicklung beruhen." Wenn er damit die traditionelle und sogen. „organische" Gesellschaftstheorie meint, mag er zum Teil recht haben. Die Biologie ist jedoch mehr als die bloße Lehre vom „Organismus", sondern auch die Lehre von der „Rasse", d. h. dem physiologischen Verhältnis der Organismen untereinander. In diesem Sinne bestehen nicht nur „Aehnlichkeiten", sondern tiefe entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge derart, daß der Organismus die Rasse, die Rasse aber die Gesellschaft erzeugt. Eine darauf begründete biologische Auffassung des sozialen Lebens beweist vielmehr, daß die biologischen Gesetze nicht ausnahmsweise, sondern allgemein gültige Gesetze der sozialen Entwicklung, keine „Aehnlichkeiten", sondern vielmehr reale und ursächliche Beziehungen sind. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß die gesellschaftlichen Wechselwirkungen einen intellektuellen Charakter besitzen und eine scheinbare Eigengesetzlichkeit annehmen.

Wir gedenken später, auf Ratzenhofers Theorien in zusammenhängender Form ausführlich zurückzukommen. Dr. L. Woltmann.

Archiv für die gesamte Psychologie. Herausgegeben von E. Meumann, ordentl. Prof. der Philosophie an der Universität Zürich. Leipzig, 1903, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Mit dem zwanzigsten Bande haben die vor fast einem Vierteljahrhundert von Wundt ins Leben gerufenen „Philosophischen Studien" zu erscheinen aufgehört. In ihnen wollte er der experimentellen Psychologie eine Stätte bereiten und ihre Arbeiten veröffentlichen, namentlich die des von Wundt geschaffenen Leipziger psychologischen Laboratoriums. Als im Jahre 1881 das erste Heft mit der Bezeichnung: „Philosophische Studien" erschien, war diese in gewisser Beziehung eine Herausforderung; sie sollte, wie Wundt beabsichtigte, ein „Kampfestitel" sein und zwar in doppeltem Sinne. Erstens sollte sie den Naturforschern und vornehmlich den Physiologen sagen, daß die Philosophie so gut wie irgend ein Gebiet der Naturforschung, eine ernst zu nehmende Wissenschaft sei, deren vor allem die Physiologie in ihren der Psychologie und der Erkenntnistheorie zugewandten Grenzgebieten nicht wohl entraten könne, wollte sie nicht auf völlig unwissenschaftliche Irrwege geraten. Dann aber sollte sie den Philosophen zu Gemüte führen, daß die Psychologie für ihn eine nicht zu entbehrende Vorschule sei, das Fundament für alle Geisteswissenschaften, und daß sie das nur sein könne, wenn sie mit den Hülfsmitteln und in dem Geiste exakter Methode betrieben werde. Denn noch vielfach spukt es in den Köpfen, daß nur das wirklich Philosophie genannt werden könnte, was Metaphysik sei. Die Aufgabe, nicht nur ein Kampfestitel, sondern auch ein Kampfesmittel zu sein, haben die „Philosophischen Studien" im Laufe der Jahre treu erfüllt, zugleich aber auch ihrer Fahne zu glänzendem Siege verholfen und ihrer Macht die Geister gebeugt. Damit hat der Kampfestitel seine Bedeutung und Berechtigung verloren, und an die Stelle der „Philosophischen Studien" ist nunmehr seit Frühjahr 1903 in dem gleichen Verlage von Wilhelm Engelmann das „Archiv für die gesamte Psychologie" getreten, das bei gleichen Zielen aber in bedeutend erweitertem Rahmen nunmehr ein Zentralorgan für die gesamten psychologischen Forschungen abgeben soll. Wenn auch Wundt von der Leitung der neuen Zeitschrift zurückgetreten ist, so hat er ihr doch seine Mitwirkung nicht entzogen, während die Herausgabe in die Hände des Professors der Philosophie an der Universität Zürich, E. Meumann, übergegangen ist. Die Psychologie ist wie eine indische Gottheit ein vielarmiges Wesen, das in alle Gebiete geistiger Betätigung eingreift. Jedes geistige Ereignis ist ihr Vorwurf, unter die erkenntnistheoretische Lupe gelegt. In hoc signo — in diesem Zeichen will das Archiv die Psychologen zu gemeinsamer Arbeit vereinigen. Damit will aber der Herausgeber nicht dem Sammeln von Einzelheiten in einem prinziplosen Eklektizismus das Wort reden, sondern hofft, nicht nur dem Verlangen nach Einigung und Konzentration gerecht zu werden, sondern auch den Anforderungen an eine kritische Sichtung der Ergebnisse der psychologischen Einzelarbeiten zu genügen. So wird das Archiv neben Abhandlungen aus allen Gebieten der Psychologie auch ausführliche kritische Besprechungen wichtiger Werke und in zusammenfassenden Literaturberichten eine Uebersicht über den Fortschritt der Forschung im ganzen Interessenbereiche des Psychologen bringen, so daß jeder dabei Befriedigung finden wird. H. O.

Prof. Dr. C. M. Fürst, Index-Tabellen zum anthropologischen Gebrauch. Jena, G. Fischer, 1902.

Gerade für die politische Anthropologie sind große, viele Tausende umfassende Volksuntersuchungen von großem Wert, und dabei spielt die Ausrechnung, wie jeder Erfahrene weiß, eine große, nicht gerade sehr angenehme Rolle. Der Mitherausgeber der Anthropologia suecica hat sich daher durch die Veröffentlichung dieser handlichen Tabellen, die dem messenden Anthropologen sein mühsames Geschäft wesentlich erleichtern, ein großes Verdienst erworben.

Ludwig Wilser.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

III. 3. — 1904.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Atavismus und Civilisation.

Professor Dr. C. Lombroso.

Obgleich uns Jahrtausende vom Zeitalter des primitiven Menschen trennen und eine noch längere Zeit verflossen ist, seitdem die Menschen aufgehört haben, Halbaffen und Menschenaffen zu sein, besitzen wir heute noch einen angeborenen und ererbten Trieb, gewisse Bewegungen und Gebärden zu machen, die aus jener entlegenen Periode vormenschlicher Entwicklung herstammen. Den Forschungen Darwins und Spencers verdanken wir diese Erkenntnis, die uns ermöglicht, in unseren eigenen Familien, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen an unseren Mitmenschen Beobachtungen zu machen, die auf ihren tierischen Ursprung hinweisen. Ich selbst habe gezeigt, wie gewisse Gestikulationen und Bewegungen der Neugeborenen einen affenähnlichen Charakter besitzen, so z. B., wenn sie sich mit den Händen fest anklammern, auf allen Vieren sich bewegen oder die Früchte vor dem Essen beriechen. Aber ein viel größeres Beobachtungsgebiet eröffnet sich uns, wenn wir auf frühere Entwicklungsepochen des Menschen zurückblicken und sein äußeres Benehmen während der verschiedenen Lebensalter verfolgen. Dann versteht man, daß viele Neigungen und Triebe, die bei den Kindern ganz von selbst auftreten, in gerader Linie von unseren ältesten Vorfahren abstammen. So kann man den Hang der Kinder, im Wasser zu plätschern, auf Wassertiere zurückführen, die einmal unsere Ahnen waren, was schon von den genannten großen Naturforschern vermutet wurde. Sich im Staube zu wälzen und damit das Gesicht zu beschmieren, was unseren civilisierten Gewohnheiten so sehr widerspricht, ist wahrscheinlich ein von primitiven Wüstenstämmen ererbter Instinkt, der heute noch den Araber zwingt, seine Waschungen mit Sand vorzunehmen. Die Angst der Kinder vor den Schlangen könnte sehr wohl aus jener Zeit herrühren, da die Menschen noch auf Bäumen hausten, um sich vor den nächtlichen Ueberfällen der Schlangen und Raubtiere zu schützen. Diese Furcht scheint mir jenem instinktiven Schrecken ähnlich zu sein, der unsere Haustiere befällt, wenn sie Raubtiere gewahr werden. Denn obgleich sie fern von jenen geboren werden und aufwachsen, ist ihnen doch seit Tausenden von Jahren eine ererbte Erinnerung an ihre Raubgelüste

erhalten geblieben. Man muß dabei auch an die fliegenden Drachen, die Riesenschlangen, die ungeheuer großen Fledermäuse erinnern, von denen die Märchen erzählen, und die einst, wie die Paläontologie gezeigt, tatsächlich existiert haben. Andererseits muß die bei den Kindern in einem gewissen Alter erwachende Liebe zu den Tieren, die ich auch als Rückschlags-Instinkt bei gewissen Epileptikern, Verbrechern und moralisch Schwachsinnigen gefunden habe — die Geschichte erzählt uns von der seltsamen Zoophilie Caligulas, Neros und selbst großer Männer, wie Schopenhauer —, sicherlich auf die Periode des Hirtenlebens zurückgeführt werden, wo man mit den Haustieren zusammen lebte, wenn auch zweifellos die Herrschsucht dabei eine Rolle spielen mag.

Es gibt Völker, die schon einen gewissen Fortschritt in der Gesittung gemacht haben und dennoch die Gebräuche und Gebärden primitiver Menschen nachahmen. Andere, wie z. B. die Juden und die Bewohner des Peurge-Tales, bedienen sich heute noch der Steingeräte und gewisser Medizinsorten aus der Urzeit. Ein Sizilianer oder Neapolitaner vermag allein durch Gesten und Bewegungen eine lange Rede zu halten. In Palermo sah ich, wie einer meiner Bekannten zwei oder drei Kopf- und Handbewegungen nach einer Person hin machte, die am anderen Ende der Straße stand. Er teilte derselben mit, wie er mir erklärte, daß ich von Venedig gekommen sei, um einen Kranken zu untersuchen, und daß ich in drei Tagen abreisen würde!

Die Völker des Orients und besonders die Neger sprechen fast nur durch Gesten; dabei verachten sie die Stühle und hocken sie auf der Erde wie die Affen. Am häufigsten kann man jedoch bei Entarteten und Geisteskranken primitive Bewegungen und Gebärden beobachten. Pitré teilt uns 70 verschiedene „Phrasen“ mit, welche die Verbrecher anwenden, um sich durch Zeichen und Gebärden zu verständigen. Bei Mikrocephalen findet man sehr oft die Neigung, auf allen Vieren zu gehen, zu klettern usw., was selbst bis ins erwachsene Alter fortdauert.

Ich habe schon früher nachgewiesen, daß alle schlechten Neigungen der Wilden sich bei unseren Kindern wiederholen und so unsere Abkunft von primitiven wilden Menschen bezeugen. Hier ist besonders die Grausamkeit und die Lüge zu erwähnen, ferner die Unvorsichtigkeit, Gemütsroheit, die Lässigkeit bei ernsten Dingen, die zu dem sonstigen Bewegungsdrang der Kinder in so großem Widerspruch steht, wenn es heißt, Böses zu tun: alle diese Charakterzüge sind Ueberbleibsel — Atavismen oder Rückschläge — aus der Zeit des Urmenschen, und nach meiner Ansicht ist auch das moralische Irresein nichts anderes als eine Fortsetzung des Kindheitszustandes aus der ältesten Zeit des Menschengeschlechts.

Ferner möchte ich auf gewisse übertriebene Neigungen der Kinder zu ihresgleichen hinweisen, die in jungen Jahren auftreten und später wieder verschwinden, oder aber, wenn sie einen krankhaften Charakter annehmen, fortdauern und zu schlechten Gewohnheiten führen, die nichts anderes als ein fernes Echo aus dem Zustande des tierischen Hermaphroditismus bedeuten. Der Mangel an Schamgefühl ist ebenfalls ein Atavismus, jedoch nicht ein Ueberrest aus dem Leben der Wilden, sondern eines noch früheren Zustandes, der diesem

vorausging: ein Rückschlag auf die Tierheit. Der Hang, Erde zu essen, erinnert unwillkürlich an die „geophagen“ oder erdeessenden Stämme, wie z. B. an die Otomachen. Dem Abscheu der Kinder gegen das Neue begegnen wir auch bei primitiven Völkern und selbst bei Tieren, wie ich in meinem Buch über den „Politischen Verbrecher“ gezeigt habe.

Die geradezu götzenhafte Verehrung, welche in katholischen Ländern die Kinder für die heilige Jungfrau hegen und die auch gegenüber Königen und allen Höhergestellten zutage tritt, ist ein Ueberrest jener Ehrfurcht und Anbetung, wie man sie in den primitiven Monarchien Afrikas und Asiens findet.

Selbst das Kriegsspiel der Kinder, ihr Vergnügen an der bunten Uniform und an den militärischen Uebungen erinnert an die noch nicht allzu lange verflossene Periode des Menschengeschlechts, wo der Krieger alles und der friedliebende Mensch nichts galt.

Die entwicklungsgeschichtliche Deutung dieser Tatsachen mag manchem unwahrscheinlich vorkommen, da es schwierig ist, sich vorzustellen, daß sie Erbstücke aus dem Leben unserer entferntesten Ahnen sind, deren wir uns nicht mehr erinnern. Aber dieser Zweifel schwindet, wenn wir auf den Wandmalereien in den Pyramiden und an den Baudenkmälern von Niniveh wahrnehmen, wie die unglücklichen Kriegsgefangenen die Hände falten, um sich fesseln zu lassen und so das Leben zu retten, oder sich auf die Knie werfen — dann gewinnen wir die Gewißheit, daß aus diesem im Laufe der Jahrhunderte vergessenen Gebrauch die Haltung und Stellung beim Gebet entsprungen ist, wie sich auch das lateinische Wort prex (= Gebet) aus dem semitischen Wort für Knie herleitet. Die Gebetsstellung ist eine atavistische Gebärde, die seit mehreren Jahrtausenden ererbt worden ist. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht, daß ich dieselbe bei einem vierjährigen Kinde beobachtete, das an Diphtherie litt und sich mit Hülfe der Stimme nicht verständlich machen konnte, ohne daß ihm jemand dergleichen gelehrt oder vorgemacht hatte.

Auch bin ich überzeugt, daß der Kuß in gleicher Weise einen atavistischen Ursprung hat. Man kennt den Gebrauch der Feuerländerinnen, ihren Säuglingen zu trinken zu geben. Da sie keine Trinkgefäße besitzen, so löschen sie ihren Durst, indem sie mit Hülfe eines Röhrchens das Wasser aufsaugen und aus ihrem Munde unmittelbar in den des Kindes laufen lassen. (Revue scientifique, déc. 1892.) Es ist sehr wahrscheinlich, daß aus diesem Brauch, den man auch bei den Vögeln und zuweilen als atavistischen Vorgang bei unsern Müttern beobachten kann, der erste Kuß entstand, der demnach mehr aus mütterlicher Fürsorge als aus Liebesglück entsprungen ist. In den Gedichten Homers und Hesiods findet man in der Tat auch nicht ein einziges Wort für Lippe, Busen und Kuß, das einen erotischen Sinn hätte, sondern immer wird der Kuß „mütterlich“ aufgefaßt. Bei Homer bedeutet Küssen die liebevolle Neigung des Vaters zum Sohne oder gilt es als ein Zeichen des Flehens und Bittens. In der bekannten Szene zwischen Hektor und Andromache küßt der erstere seine Gattin nicht, sondern liebkost sie nur mit der Hand. Nirgends ist vom Kuß die Rede, weder in dem Verhältnis der Venus zu Mars, noch des

Ulysses zu Kalypso, noch des Paris zur Helena. In den alten indischen Gedichten (Mahabharatha-Ramayana) sucht man vergeblich nach einem „Liebeskuß“; es gibt nur einen Eltern- und Kindeskuß, während man in den neueren Poesien der Indier zwölf verschiedene Arten des Küssens finden kann. Man darf daher mit großer Sicherheit annehmen, daß in den ältesten Zeiten bei Griechen und Indiern der Liebeskuß nicht existierte, wie er auch bei den wilden Völkern und bei den Asiaten nicht vorkommt.

In der Tat ist bei allen wilden und selbst halbcivilisierten Stämmen, wie bei den Japanern, der Kuß als Symbol der Liebe unbekannt. So wird uns berichtet, daß es bei den Chitagany-Stämmen nicht heißt: Küsse mich! sondern: Rieche mich! Aus diesem Grunde findet man auch kein Wort für Küssen in den Sprachen der wilden und barbarischen Völker, so daß es zweifellos eine Gewohnheit ist, die erst mit dem Aufhören der Barbarei entstand. Auch glaube ich, daß speziell das Küssen der Frauen untereinander, bei dem sie nur leicht mit den Lippen die Wangen berühren, ein Uebergangsstadium aus jener Art „Schnüffeln“ darstellt, das man bei einigen primitiven Völkern findet.

Daß die Wirkungen des Gebrauchs und der Gewohnheit in einer Rasse erblich werden können, ist nicht zu bezweifeln. Das Menschengeschlecht hat nun eine Reihe von Entwicklungsstufen durchgemacht und sich aus dem Zustande roher Bestialität bis zur höchsten Civilisation erhoben. Aber alle Stadien, welche durchlaufen wurden, haben einen Eindruck in der Seele des Menschen zurückgelassen, der in seinen Bewegungen, Instinkten und Gedanken zum Ausdruck kommt. Es gibt gleichsam eine Ideenschichtung in unserem Gedächtnis, in welcher wir nicht nur ererbte „Ueberbleibsel“ aus der vorgeschichtlichen, sondern auch aus den näher liegenden geschichtlichen Perioden aufbewahren.

So erkläre ich mir als einen Erinnerungs-Atavismus aus der Feudalzeit den Umstand, daß heute noch die Bauern und selbst vorurteilslose und freidenkende Männer ein instinktives Vorurteil für adlige Personen haben, selbst wenn sie noch so sehr heruntergekommen sind. Auf dieselbe Weise ist die Verehrung der Priester, die man bei allen Kindern, bei den Frauen und selbst hin und wieder bei — Freidenkern beobachten kann, als ein Rest aus der theokratischen Periode zu erklären. Ferner ist hier die Furchtsamkeit der Juden zu nennen, die während der Verfolgungen des Mittelalters und zur Römerzeit entstanden ist; denn in früheren Zeiten waren die Juden ein außerordentlich tapferes Volk, das den Tod nicht fürchtete. In Masada töteten sich während des römisch-jüdischen Krieges alle Einwohner, um nicht in die Hände des Feindes zu fallen. Heute noch sind die Juden furchtsam und feige, selbst in Ländern, wie in Italien und Frankreich, wo die Verfolgungen seit Jahrhunderten aufgehört haben.

Aus ähnlichen Ursachen ist auch der allgemeine Haß gegen die Verbrecher und das instinktive Erkennen des Verbrechertypus in jenen Zeiten entstanden, wo die rechtlich Gesinnten gegen die verbrecherischen Individuen sich vereinigten, die den Bestand der Gesellschaft bedrohten.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten.

Hans Fehlinger.

Kaum ein anderes Land der Erde wird von so sehr voneinander verschiedenen Völkern bewohnt, wie die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Obwohl die Ureinwohner dieses weiten Gebietes, die Indianer, nur mehr einen verschwindend geringen Prozentsatz der gesamten Bevölkerung bilden, so finden wir doch in dem Lande außer den Kaukasiern (Anglo-Amerikanern und sonstigen Abkömmlingen von Europäern) noch eine Anzahl anderer Rassen vertreten, in erster Linie die Neger und Negermischlinge, weiter aber auch eine verhältnismäßig große Zahl von Chinesen und Japanern. Aufschluß über das numerische Verhältnis dieser verschiedenen Völker zueinander, sowie über die Bevölkerungsbewegung im letzten Jahrzehnt, mit Beachtung der Rassenverschiedenheiten, geben die Resultate der im Jahre 1900 stattgefundenen allgemeinen Volkszählung in den Vereinigten Staaten[1]).

Die Zusammensetzung der Gesamtbevölkerung nach Rassen und die Anzahl der in den Jahren 1900 und 1890 auf jede dieser Rassen entfallenden Personen ist an folgender Gegenüberstellung ersichtlich[2]).

	1900		1890	
	Anzahl	pCt.	Anzahl	pCt.
Kaukasische Rasse	66 990 788	87,8	55 166 184	87,5
Neger und Negermischlinge	8 840 789	11,6	7 488 788	11,9
Chinesen	119 050	0,15	126 788	0,2
Japaner	86 000	0,1	14 399	—
Indianer	266 760	0,35	273 607	0,4
Alle Rassen	76 303 387	100,0	63 069 756	100,0

Es ergibt sich hieraus vor allem, daß das Verhältnis der verschiedenen Rassen zueinander im Lauf des Jahrzehnts so ziemlich dasselbe geblieben ist. Ziehen wir speziell die Negerbevölkerung (Neger und Negermischlinge) in Betracht, so ist zu bemerken, daß dieselbe in den zehn Jahren um 1 352 001 Personen, d. i. um 18,1 pCt. zunahm, während die kaukasische Rasse in der gleichen Periode um 11 824 604 Personen, d. i. um 21,4 pCt., zugenommen hat; die Neger und Negermischlinge nehmen verhältnismäßig langsamer zu als die Abkömmlinge europäischer Völker. Wenn wir speziell jene Staaten in Betracht ziehen, in denen der größte Teil der Negerbevölkerung (etwa neun Zehntel derselben) lebt, so tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen. In den südatlantischen Staaten nahm die kaukasische Rasse seit 1890 um 19,9 pCt. zu, die Negerbevölkerung aber nur um 14,3 pCt.; in den südlichen Zentralstaaten betrug die Zunahme der Personen kaukasischer Rasse im Lauf des Jahrzehnts von 1890 bis 1900 29,1 pCt., jene der Negerbevölkerung aber nur 19,9 pCt. Das schnellere Anwachsen der Zahl der Kaukasier gegen-

[1]) Twelfth Census of the United States. 10 Bände, Washington, 1901—1903.
[2]) Einschließlich Alaskas und Hawaiis, jedoch ausschließlich Porto Ricos und anderer neuerworbener Territorien.

über der Negerbevölkerung ist in den Südstaaten keineswegs durch Einwanderung europäischer Volkselemente oder Zuwanderung solcher aus den nördlichen Unionstaaten begünstigt, da die in Rede stehenden Staaten von diesen Bewegungen fast gar nicht betroffen werden. Die nicht in Amerika geborenen Angehörigen der kaukasischen Rasse bildeten in den südatlantischen und südlichen Zentralstaaten der Union bloß 2,3 pCt. aller Bewohner überhaupt. Ebenso ist die Wanderung von den Nord- und Weststaaten nach dem Süden eine sehr geringe; ein verhältnismäßig größerer Prozentsatz der in den Südstaaten lebenden Bevölkerung ist in diesen selbst geboren, als es in den übrigen Staaten der Fall ist.

Betrachtet man das Verhältnis der Rassen zueinander nach den verschiedenen Staatengruppen, so ist zu bemerken, daß in den nordatlantischen, sowie in den nördlichen Zentralstaaten die Bevölkerung fast ausnahmslos aus Angehörigen der kaukasischen Rasse besteht. In den nordatlantischen Staaten sind bloß 1,8 pCt. der Bevölkerung Neger und Negermischlinge, in den nördlichen Zentralstaaten 1,9 pCt., in den Weststaaten nur 0,7 pCt. Hingegen finden wir aber in den Weststaaten außer der kaukasischen und der Neger-Rasse noch Chinesen und Japaner in verhältnismäßig großer Anzahl (4,6 pCt.), welche Völkerschaften in den nordatlantischen und nördlichen Zentralstaaten nur eine verschwindend geringe Proportion darstellen. In den südatlantischen Staaten bilden die Kaukasier 64,2 pCt., die Neger 35,7 pCt., in den südlichen Zentralstaaten die ersteren 69,7 pCt., die letzteren 29,8 pCt. der gesamten Bevölkerung. In den Staaten Süd-Carolina und Mississippi herrscht das Negerelement vor; im erstgenannten Staat waren im Jahre 1900 782 321 Neger und Negermischlinge gegen 557 807 Personen kaukasischer Rasse, während in Mississippi im selben Jahr 907 630 Personen der Neger- und 641 200 Personen der kaukasischen Rasse angehörten; doch war im angeführten Jahr die absolut größte Zahl der Neger und Abkömmlinge von solchen im Staat Georgia zu finden gewesen, in welchem 1 034 813 Personen dieser Rasse angehörten.

Die Negerrasse hat in den 110 Jahren, seit allgemeine Volkszählungen in den Vereinigten Staaten vorgenommen werden, eine ständig abnehmende Proportion der Bevölkerung dieses Landes repräsentiert. Eine Ausnahme bildete nur das Jahrzehnt von 1800 auf 1810, da im letzteren Jahre die Neger einen etwas höheren Prozentsatz der Gesamtbevölkerung bildeten als in 1800. Im Jahre 1790, gelegentlich der ersten Zählung, waren 19,3 pCt. der Bevölkerung Neger, 1850 15,7 pCt., 1900 aber, wie bemerkt, nur mehr 11,6 pCt.

Von den im Gebiet der Vereinigten Staaten (außer den Philippinen und Porto Rico) befindlichen 119 050 Chinesen entfallen 25 767 auf Hawaii, 3116 auf Alaska und 304 auf auswärtige Militär- und Marinestationen. Im Hauptlande selbst befanden sich im Jahre 1900 89 863 Chinesen, gegen 107 488 im selben Gebiet zehn Jahre früher. Von den 89 863 Chinesen in 1900 war der weitaus größte Teil, nämlich 75,4 pCt., in den Weststaaten ansässig, gegen 90,1 pCt. in 1890; das ergibt eine Abnahme der Chinesen in diesem Teil des Landes um 30,1 pCt. im Lauf der zehnjährigen Periode. In den östlichen Staaten der Union ist hingegen während des letzten Jahr-

zehnts eine Zunahme der Chinesen um 11 490 bemerkbar gewesen. Die Angehörigen dieser Rasse zeigen eine bedeutende Beweglichkeit, welche auch in den vorstehenden Zahlen zum Ausdruck kommt. Obwohl sich die chinesischen Einwanderer in den Vereinigten Staaten nicht im mindesten der europäisch-amerikanischen Kultur anpassen mögen, verstehen sie es doch, sich geschickt in alle Verhältnisse zu fügen und auf vielen Gebieten als Konkurrenten der kaukasischen Rasse entgegenzutreten. In richtiger Erkenntnis der durch die chinesische Einwanderung geschaffenen Lage, und von der Voraussetzung ausgehend, daß die weitere Vermehrung dieses Volkselementes eine Gefahr für die Kulturstellung der Nation bedeuten würde, haben die Amerikaner durch legislative Mittel das Ueberströmen der Vereinigten Staaten mit Chinesen einzudämmen versucht, was denn auch zum großen Teil gelungen ist und in dem Rückgang der chinesischen Einwohnerschaft seinen Ausdruck findet.

Von den 86 000 Japanern, welche 1900 in den Vereinigten Staaten, bezw. den auswärtigen Territorien derselben ihren Wohnsitz hatten, kamen 61 111 auf Hawaii, 279 auf Alaska und 284 auf außerhalb der Vereinigten Staaten gelegene Militär- und Marinestationen. Im Hauptlande befanden sich in 1900 24 326 Japaner gegen bloß 2039 im selben Gebiet zehn Jahre vorher. Die japanische Bevölkerung entfällt nahezu ausschließlich auf die Weststaaten. Zuversichtlich ist in der nächsten Zeit ein starkes Anwachsen der Einwanderung aus Japan vorauszusehen, wenn nicht, wie es im Falle der Chinesen geschehen ist, dieselbe durch politische Mittel eingeschränkt wird.

Die Indianer zeigten im Lauf des Jahrzehnts von 1890 auf 1900 eine absolute Abnahme, und zwar im Hauptlande der Vereinigten Staaten um 4,5 pCt.; mit Ausnahme der südatlantischen Staaten hatte jede der geographischen Divisionen einen Rückgang der indianischen Bewohnerschaft zu verzeichnen. Die eingeborenen Indianer Alaskas zählten im Jahre 1900 29 539 gegen 25 354 in 1890; sie nahmen während des Jahrzehnts um 16,5 pCt. zu. Der übergroße Teil der Indianer des Hauptlandes lebt in den Weststaaten (96 522), sowie auch in den nördlichen und südlichen Zentralstaaten (57 366 bezw. 68 164), namentlich in den Ebenen des Stromgebietes des Mississippi. In den nordatlantischen Staaten waren im Jahre 1900 8559 Indianer ansässig, in den südatlantischen Staaten 6585. Der Rückgang der Indianerbevölkerung ist in der besonders großen Sterblichkeit, welche unter derselben herrscht, begründet.

Alle Rassen mit Ausnahme der Neger zeigen ein Ueberwiegen der Personen männlichen Geschlechtes; dasselbe beträgt bei Kaukasiern, welche von in Amerika geborenen Eltern stammen, 2 pCt., bei jenen, deren Eltern eingewandert waren, 0,3 pCt., bei den eingewanderten Europäern 8,2 pCt., bei den Chinesen 86,6 pCt., bei den Japanern 66,0 pCt. und bei den Indianern 0,9 pCt. Hingegen überwiegt bei den Negern die Anzahl der weiblichen Personen jene der männlichen um 0,6 pCt. Aehnliche Verhältnisse sind auch in anderen Ländern zu finden, wo die Einwanderung in beträchtlichem Maße zur Volksvermehrung beiträgt. Seit den letzten zehn Jahren haben in den Vereinigten Staaten die Personen männlichen Geschlechtes um 20,9 pCt., jene weiblichen Geschlechtes um 21,1 pCt. zugenommen. Das Miß-

verhältnis der Geschlechter bei den ostasiatischen Einwanderern hat insbesondere in den westlichen Unionsstaaten, in denen sich die Masse dieser Völker konzentriert, zu einer Reihe bedauernswerter Mißstände geführt.

Von der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten im Jahre 1900 waren 10 460 085 im Ausland geboren, von der des Hauptlandes (also ausschließlich der Territorien Alaska und Hawaii) 10 356 644. Davon stammten aus Deutschland 25,8 pCt. (gegen 30,1 pCt. in 1890 und 26 pCt. in 1850), aus Irland 15,6 pCt. (gegen 20,2 pCt. in 1890 und 42,8 pCt. in 1850), aus Großbritannien 11,3 pCt. (gegen 13,5 pCt. in 1890 und 16,8 pCt. in 1850), aus Schweden, Norwegen und Dänemark 10,3 pCt. (unverändert gegen 1890; in 1850 bildeten die Eingewanderten aus diesen Ländern weniger als 1 pCt.), aus Kanada 11,4 pCt. (gegen 10,6 pCt. in 1890 und 6,6 pCt. in 1850); während die Einwanderung aus Deutschland, Großbritannien und Irland zurückgeht, ist andererseits eine ständige Zunahme der aus Ost- und Süd-Europa stammenden Personen zu bemerken; so bildeten die Oesterreicher und Ungarn im Jahre 1850 weniger als ein Zehntel Prozent aller eingewanderten Bewohner, 1890 aber schon 3,3 pCt. und 1900 5,6 pCt., die Italiener stiegen von 0,2 pCt. in 1850 auf 2 pCt. in 1890 und 4,7 pCt. in 1900, die Russen von 0,1 pCt. in 1850 auf 2 pCt. in 1890 und 4,1 pCt. in 1900. Die eingewanderte Bevölkerung aus Oesterreich hatte in dem Jahrzehnt 1890—1900 um 124,1 pCt. zugenommen, jene aus Ungarn um 133,5 pCt., aus Italien um 165,2 pCt., aus Rußland um 132,2 pCt., wogegen die in den Vereinigten Staaten ansässigen Deutschen im Verhältnisse zur Gesamtbevölkerung des Landes seit dem Jahre 1890 um 4,2 pCt., die Irländer um 13,5 pCt., die Engländer um 7,4 pCt. zurückgingen. Diesen Wechsel der Nationalität der Einwanderer sieht man in den Vereinigten Staaten mit Besorgnis vor sich gehen, und man sucht Mittel und Wege zu finden, um die überhandnehmende osteuropäische Einwanderung einzudämmen.

Von allen Bewohnern der Vereinigten Staaten im Jahre 1900 stammten 21 074 679 von Eltern ab, welche nicht in diesem Lande geboren waren, während von 5 124 260 Einwohnern entweder Vater oder Mutter aus dem Ausland stammten. Von diesen insgesamt 26 198 939 Personen gehörten 25 928 462 der kaukasischen Rasse an; die übrigen 270 477 Personen fremder Abstammung verteilten sich auf die Neger und Negermischlinge, Chinesen und Japaner. Personen, deren Eltern in Deutschland geboren waren, bildeten 23,8 pCt. aller von Ausländern abstammenden Bewohner, jene, deren Vater oder Mutter in Deutschland geboren war, 6,1 pCt. der Bewohner fremder Abstammung. Das deutsche Element bildete daher etwa drei Zehntel der gesamten aus dem Auslande stammenden Bevölkerung der Vereinigten Staaten, wogegen 19 pCt. derselben aus Irland, 11,6 pCt. aus England, Schottland und Wales, 4,1 pCt. aus Frankreich und dem französischen Kanada, 2,8 pCt. aus Italien, 8,3 pCt. aus den skandinavischen Ländern, 2,6 pCt. aus Polen und 2,6 pCt. aus Rußland stammten; der Rest kam auf Personen aus andern Ländern.

Bei Beurteilung des durchschnittlichen Alters der Bevölkerung der Vereinigten Staaten zur Zeit der Vornahme der Volkszählung von 1900 und der hierbei hinsichtlich der einzelnen Volkselemente hervor-

tretenden Verschiedenheiten ist vor allem eine Gruppierung der Bevölkerung in Eingeborene und Eingewanderte notwendig. Das Durchschnittsalter der Eingewanderten ist zumeist ein bedeutend höheres, als das der im Lande selbst geborenen Personen, da unter den Einwanderern die Erwachsenen bedeutend überwiegen. Es ergibt sich, daß das Durchschnittsalter der eingeborenen Amerikaner kaukasischer Rasse, deren Eltern bereits in den Vereinigten Staaten geboren waren, 25,4 Jahre betrug, dagegen das der eingewanderten Europäer 40,3 Jahre. Das durchschnittliche Alter der Personen kaukasischer Rasse, deren Eltern erst in die Vereinigten Staaten eingewandert waren, belief sich auf 20,9 Jahre; der Unterschied gegen die erstgenannte Gruppe ist darauf zurückzuführen, daß sowohl die Kinderanzahl der eingewanderten Volkselemente eine relativ größere ist als die der eingeborenen Amerikaner kaukasischer Rasse, weiter aber werden in dieser Gruppe Kinder gezählt, deren Eltern in der Statistik in der Gruppe „Eingewanderte" verzeichnet wurden. Das durchschnittliche Alter der Neger und Negermischlinge war im Jahre 1900 23,3 Jahre, also etwas geringer als das der eingeborenen Personen kaukasischer Rasse, die von in Amerika geborenen Eltern stammen; das der Indianer 24,4 Jahre. Die Chinesen und Japaner sind zum großen Teil Eingewanderte; trotzdem ist ein weitgehender Unterschied in den Altersverhältnissen bemerkbar; das durchschnittliche Alter der Chinesen war 40,3 Jahre, das der Japaner nur 26,5 Jahre. Die Ursache dieser Differenz ist darin zu erblicken, daß die Japaner in einem früheren Alter auswandern als ihre Nachbarn; auch das Verbot der Einwanderung chinesischer Arbeiter in die Vereinigten Staaten, also eine politische Ursache, trägt dazu bei, diesen Unterschied hervorzurufen, da seit Erlaß dieses Gesetzes der Zuzug neuer Einwanderer aus China ein nur schwacher ist. 60,2 pCt. aller in den Vereinigten Staaten lebenden Chinesen waren im Alter von 30—49 Jahren und 15,6 pCt. im Alter von 50—59 Jahren, während der größte Teil der Japaner (70,9 pCt.) im Alter von 15—29 Jahren und nur 26,2 pCt. in einem solchen von 30—49 Jahren standen.

Die relative Anzahl der Personen im Alter von 5—29 Jahren ist unter der Negerbevölkerung eine größere (56,8 pCt.) als bei der kaukasischen Rasse (53,5 pCt.), dabei sind die eingewanderten Europäer außer acht gelassen; hingegen ist die Proportion der Personen in allen höheren Altersstufen bei den Negern eine geringere (23,3 pCt.) als bei der kaukasischen Rasse (32,5 pCt.), ein Beweis für die durchschnittlich geringere Lebensdauer der Neger und Negermischlinge. Eine gänzlich verschiedene Erscheinung tritt bei der Betrachtung der einzelnen Altersstufen der Indianerbevölkerung zutage; während die relative Anzahl der Personen im Alter bis zu einschließlich 19 Jahren ungefähr dieselbe ist (50,6 pCt.), wie bei den eingeborenen Amerikanern kaukasischer Rasse (49,6 pCt.), ist die Anzahl jener in den Altersstufen von 20—39 Jahren eine geringere (26,8 pCt. gegen 30,5 pCt.). In allen höheren Altersstufen ist jedoch die relative Anzahl der Personen indianischer Rasse (22,6 pCt.) eine größere als bei den Kaukasiern (19,9 pCt.).

In den Eheverhältnissen der verschiedenen Bevölkerungselemente der Vereinigten Staaten sind gleichfalls bedeutende Ab-

weichungen bemerkbar. So ist die Proportion der Verheirateten unter den Negern geringer als bei der kaukasischen Rasse und den Indianern, während sowohl die verwitweten wie die geschiedenen Personen bei Negern und Indianern einen größeren Prozentsatz der Gesamtheit bilden, als bei den Kaukasiern. Die folgende Zusammenstellung gibt hierüber weiteren Aufschluß. Es waren

	kaukasische Rasse		Neger und Negermischlinge		Indianer	
	männliches Geschlecht pCt.	weibliches Geschlecht pCt.	männliches Geschlecht pCt.	weibliches Geschlecht pCt.	männliches Geschlecht pCt.	weibliches Geschlecht pCt.
ledig	60,1	54,8	63,5	57,5	60,0	51,3
verheiratet	36,4	37,8	32,4	32,5	34,4	37,4
verwitwet	3,0	7,7	3,4	9,3	4,2	9,7
geschieden	0,2	0,3	0,3	0,5	0,3	0,8
unbekannt	0,3	0,1	0,4	0,2	1,1	0,8

Die ehelichen Verhältnisse der Chinesen und Japaner sind abnorme, da der größte Teil der Einwanderer aus Ostasien männlichen Geschlechtes ist. Von den männlichen Chinesen waren 37,3 pCt. verheiratet (doch haben die meisten ihre Frauen in der Heimat zurückgelassen), von den Chinesinnen 47,7 pCt.; von den Japanern nur 17,3 pCt., von den Japanerinnen 41,6 pCt. Ein verhältnismäßig großer Teil der Chinesinnen, sowie auch der Japanerinnen, sind Prostituierte.

Im Jahre 1900 war bloß eine geringfügige Anzahl der im Alter von 15—19 Jahren stehenden männlichen Bevölkerung verheiratet, nämlich 1 pCt. Die Proportion der verheirateten weiblichen Personen in dieser Altersklasse kann als Maßstab dienen, um zu erkennen, inwieweit frühzeitige Heiraten derselben vorkommen. Es ergibt sich, daß von allen weiblichen Personen kaukasischer Rasse, die von eingeborenen Eltern stammten, innerhalb der angegebenen Altersgrenzen 12,2 pCt. verheiratet waren, dagegen nur 5 pCt. jener von eingewanderten Eltern abstammenden, weiter 10,9 pCt. aller eingewanderten Europäerinnen und 15,7 pCt. aller Negerinnen in demselben Alter. Die relative Anzahl der im Jahre 1900 gezählten verheirateten weiblichen Personen in dieser Altersklasse ist bei allen Bevölkerungselementen eine größere gewesen als vor zehn Jahren. Die Ergebnisse beider Zählungen zeigen, daß die frühzeitigen Heiraten der Negerinnen etwas häufiger sind als bei den Kaukasiern. Die Töchter der Einwanderer heiraten am wenigsten zeitlich. Dieser Umstand ist dadurch erklärlich, daß der größte Teil derselben erwerbstätig ist. Auch in der Altersklasse 20—24 Jahre zeigt sich ein ähnliches Verhältnis; es waren von den Töchtern der Einwanderer 34,3 pCt. verheiratet, dagegen von denen der eingeborenen Amerikaner kaukasischer Rasse 49,8 pCt., von den eingewanderten Europäerinnen 45,8 pCt., von den Negerinnen 54,9 pCt. Von den weiblichen Personen kaukasischer Rasse, die von eingeborenen Eltern stammen, war im Jahre 1900 in den Altersklassen 20—44 Jahre ein geringerer Prozentsatz verheiratet als in 1900, dagegen eine verhältnismäßig etwas größere Anzahl in den Altersklassen 45—64 Jahre. Von den weiblichen Personen derselben Rasse, jedoch von eingewanderten Eltern stammend, ist in der Altersklasse von

20—24 Jahren in 1900 ein größerer Teil verheiratet gewesen als in 1890, in allen anderen Altersstufen bis zum 54. Jahre ist dagegen dieses Verhältnis zurückgegangen. Der Prozentsatz der verheirateten Negerinnen in den Altersklassen von 20—54 Jahren war in 1900 geringer als in 1890, in den höheren Altersklassen ist das Verhältnis dasselbe geblieben wie vor zehn Jahren.

Die relative Anzahl der Verheirateten unter den Männern im Alter von 20—24 Jahren kann als Maßstab der frühzeitigen Heiraten bei dem männlichen Geschlecht angenommen werden. Die Ergebnisse der Zählung zeigen, daß auch in diesem Falle die zeitlichen Heiraten bei den Negern häufiger sind. Es waren in der genannten Altersklasse 33,8 pCt. aller Neger verheiratet, gegen 23,3 pCt. der männlichen Kaukasier von eingeborenen Eltern, 12,9 pCt. jener von eingewanderten Eltern und 17,1 pCt. der Einwanderer. Seit dem Jahre 1890 hat das Verhältnis der verheirateten männlichen Personen in dieser Altersklasse bei allen Bevölkerungselementen zugenommen. Die relative Anzahl der verheirateten männlichen Kaukasier, die von eingeborenen Eltern abstammen, ist in der Altersklasse 25—29 Jahre in 1900 dieselbe gewesen wie vor 10 Jahren, nämlich 56,2 pCt., in allen folgenden Altersklassen war jedoch ein Rückgang zu bemerken. Einen ähnlichen Rückgang zeigen auch die von eingewanderten Eltern abstammenden männlichen Personen kaukasischer Rasse, sowie die Neger, in jeder Altersklasse von 25 Jahren aufwärts.

Die relative Verringerung der Häufigkeit der Eheschließungen in den mittleren Altersklassen steht im Zusammenhang mit der Aenderung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, welche eine Vermehrung des mittellosen Arbeiterstandes zur Folge hat.

Im Jahre 1900 wurden im Hauptlande der Vereinigten Staaten 16 187 715 Familien gezählt, wobei die in Pensionen usw. in einer Gemeinschaft lebenden Personen als Familien angenommen wurden; auf eine Familie kamen im Durchschnitt 4,7 Personen. Zieht man die Ergebnisse früherer Zählung in Betracht, so ergibt sich, daß die Zahl der durchschnittlich auf eine Familie entfallenden Personen in den letzten 50 Jahren ständig zurückgegangen ist; so entfielen im Jahre 1890 auf eine Familie durchschnittlich 4,9 Personen, in 1880 5,0 Personen, in 1870 5,1, in 1860 5,3 und in 1850 5,6 Personen. Hierbei ist zu bemerken, daß in den beiden letztangeführten Zählungsjahren nur die freien Familien berücksichtigt worden waren.

Bloß in den beiden Staaten Nord- und Süddakota und im Indianer-Territorium ist die Zahl der Personen per Familie im Laufe des letzten Jahrzehnts gestiegen. Obwohl hinsichtlich der Feststellung der Größe der Familien eine Unterscheidung nach Rassen nicht vorgenommen wurde, so zeigt sich doch, daß in jenen Gebieten, wo die Negerbevölkerung am stärksten vertreten ist, auch die Anzahl der Personen pro Familie eine größere erscheint. Es kamen in den nordatlantischen Staaten auf eine Familie durchschnittlich 4,4 Personen, in den nördlichen Zentralstaaten 4,5 Personen, in den Weststaaten 4,1 Personen, dagegen in den südatlantischen und südlichen Zentralstaaten je 4,9 Personen auf eine Familie. Ein bemerkenswerter Gegensatz zwischen den Nord- und Weststaaten einerseits und den Südstaaten andererseits tritt auch darin hervor, daß in den letzteren die relative

Anzahl der Familien mit sieben oder mehr Personen bedeutend größer ist, als in dem übrigen Gebiete der Union; dies ist aus der folgenden Zusammenstellung ersichtlich:

	relative Anzahl der Familien im Jahre 1900 mit 7—10 Personen	mit 11 oder mehr Personen
Südatlantische Staaten	22,3 pCt.	3,1 pCt.
Südliche Zentralstaaten	22,5 „	2,9 „
Nordatlantische Staaten	15,6 „	1,1 „
Nördliche Zentralstaaten	17,1 „	1,7 „
Weststaaten	14,3 „	2,5 „

Hierbei sind nur die tatsächlichen Familien in Betracht gezogen, nicht aber andere in wirtschaftlicher Gemeinschaft lebende Gruppen von Personen.

Von den 15 963 965 Familien im eigentlichen Sinne des Wortes eigneten 4 727 542 ihre Heimstätten, während 8 223 775 solche gemietet hatten; in 534 978 Fällen war ein diesbezügliches Verhältnis unbekannt geblieben. Von den Kaukasiern besaßen 49 pCt. der Familien ihre eigenen Wohnstätten, dagegen von den Negern und Negermischlingen nur 21,8 pCt.; die Indianerbevölkerung eignete zum größten Teil, nämlich 91,4 pCt., ihre Heimstätten, wogegen 91,4 pCt. der Chinesen und Japaner die ihren gemietet hatten und nur 8,6 pCt. solche selbst besaßen.

Die gelegentlich der Volkszählung von 1900 gepflogenen Erhebungen über Analphabeten erstreckten sich nur auf Personen im Alter von 10 Jahren oder darüber, wie dies auch in früheren Jahren der Fall gewesen ist. Die Anzahl der Analphabeten ist eher zu niedrig als zu hoch angegeben, da es feststeht, daß in manchen Fällen Personen, die tatsächlich des Lesens und Schreibens nicht kundig waren, nicht als Analphabeten verzeichnet worden sind. Doch ist keine größere Fehlerhaftigkeit als bei früheren Zählungen zu vermuten, weshalb die Resultate ganz gut vergleichbar sind.

Die Gesamtzahl der Analphabeten, welche 1900 ermittelt wurde, war 6 246 857, von welchen 6 180 069 sich im Hauptlande der Vereinigten Staaten befanden und 66 788 in Alaska, Hawaii und im Militär- und Marinedienst der Vereinigten Staaten außerhalb des Gebietes desselben. Die Verteilung der Analphabeten auf die einzelnen Bevölkerungselemente in den Jahren 1900 und 1890 veranschaulicht die folgende Zusammenstellung, wobei jedoch nur das Hauptland der Vereinigten Staaten berücksichtigt ist.

Rassen	1900		1890	
	absolute	relative	absolute	relative
	Anzahl der Analphabeten		Anzahl der Analphabeten	
Kaukasische Rasse	3 206 746	6,2 pCt.	3 212 574	7,7 pCt.
davon geborene Amerikaner	1 913 611	4,6 „	2 065 003	6,2 „
„ Eingewanderte . . .	1 287 135	12,9 „	1 147 571	13,1 „
Neger und Negermischlinge	2 853 194	44,5 „	3 042 668	57,1 „
Chinesen	25 396	29,0 „	} 69 460	—
Japaner	4 386	18,2 „		—
Indianer	96 347	56,2 „		—
Zusammen	6 180 069	10,7 pCt.	6 334 702	13,3 pCt.

Von allen Analphabeten waren im Jahre 1900 51,8 pCt. Kaukasier und 48,2 pCt. Angehörige anderer Völkerschaften. Diese Zahlen, verglichen mit den Ergebnissen von 1890, zeigen einen geringen Rückgang der Analphabeten unter den farbigen Bevölkerungselementen. Im Jahre 1890 waren von allen Analphabeten 50,8 pCt. Kaukasier und 49,2 pCt. Angehörige anderer Rassen. Während in 1890 die Neger und Negermischlinge noch 48,1 pCt. aller Analphabeten bildeten, ging dieses Verhältnis in 1900 auf 46,2 pCt. zurück. Die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten im Alter von 10 Jahren und darüber war in 1900 57 949 824; davon waren 10,7 pCt. Analphabeten, während vor 10 Jahren 13,3 pCt. und in 1880 17,0 pCt. Analphabeten unter der gesamten Bewohnerschaft innerhalb der angegebenen Altersgrenze gezählt worden waren. Seit 1880 ist die Zahl der Analphabeten nicht nur relativ, sondern auch absolut zurückgegangen, obgleich bei der letzten Zählung eine viel größere Anzahl von Indianern berücksichtigt wurde, als es früher der Fall war; bei allen Zählungen bis einschließlich 1890 waren nämlich alle nicht civilisierten Indianer vollständig außer acht gelassen worden. Eine absolute Abnahme der Anzahl der Analphabeten war seit 1880 bei allen Bevölkerungselementen zu bemerken, mit Ausnahme der eingewanderten Europäer, unter welchen die Zahl derselben seit 1890 um 12,2 pCt. gestiegen ist (von 1 147 571 auf 1 287 135). Ganz besonders beachtenswert ist der Rückgang der Zahl der Analphabeten im Lauf des letzten Jahrzehnts unter der Negerbevölkerung.

Von allen Analphabeten bildeten die weiblichen Personen in 1900 51,3 pCt., die männlichen 48,7 pCt. Ein ähnliches Verhältnis war auch schon bei früheren Zählungen konstatiert worden; es bildeten die des Lesens und Schreibens unkundigen weiblichen Personen in 1890, sowie auch in 1880 52,4 pCt. aller Analphabeten überhaupt. Zieht man den Rassenunterschied in Betracht, so ergibt sich, daß der Gegensatz der Geschlechter in bezug auf die Zahl der Analphabeten bei den Chinesen und Indianern am bedeutendsten ist; von den Kaukasiern waren 6,0 pCt. der männlichen und 6,6 pCt. der weiblichen Personen analphabetisch, dagegen bei den Negern 43,1 pCt. der männlichen und 45,8 pCt. der weiblichen Personen, während von den Chinesen 27,4 pCt., von den Chinesinnen 66,2 pCt., von den Japanern 18,1 pCt., von den Japanerinnen 20,0 pCt., endlich von den Indianern 52,5 pCt. und von den Indianerinnen 59,9 pCt. Analphabeten waren.

Die Registration der Geburten und Sterbefälle erfolgt zwar in einem großen Teil des Gebietes der Vereinigten Staaten nicht mit jener Genauigkeit, die erwünscht wäre, und es ist daher die amtliche amerikanische Statistik in dieser Hinsicht etwas mangelhaft; doch genügen die vorhandenen Daten, um einige hervortretende Eigenheiten erkennen zu lassen.

Die Zahl der in den Vereinigten Staaten im Jahresdurchschnitt auf je 1000 Einwohner entfallenden Geburten wird für das Jahrzehnt vom 1. Juni 1890 bis 31. Mai 1900 mit 35,1 berechnet. Die Volkszunahme während dieser Periode infolge des Ueberschusses der Geburten über die Sterbefälle betrug 12 315 361; die durchschnittliche jährliche Rate des Geburten-Ueberschusses war 17,7 per 1000 Einwohner. Von den europäischen Staaten hatten, nach dem Bericht des

Registrar General of England, im Jahrzehnt 1890—1899 insbesondere Oesterreich, Ungarn, Deutschland und Italien eine höhere Zahl der Geburten per 1000 Einwohner aufzuweisen, nämlich in der angegebenen Reihenfolge 37,2 bezw. 40,5, 36,2 und 35,5. Doch war in allen diesen Ländern die Sterblichkeitsrate in dem erwähnten Jahrzehnt eine höhere (27,1 bezw. 30,3, 22,5 und 24,6 per 1000 Einwohner), als die für die Vereinigten Staaten angegebene (17,4 per 1000 im Jahresdurchschnitt der Periode 1890—1900), so daß der Ueberschuß der Geburten in diesem Lande ein größerer ist als in den europäischen Staaten.

Da für das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten die durch die Zählung ermittelten Daten nicht vollständig verläßlich sind, so wird im folgenden nur auf jene Teile der Union Rücksicht genommen, in denen die regelmäßige Registration der Todesfälle erfolgt. Dieses Registrationsgebiet umfaßt die sechs Neu-Englandstaaten, ferner New-York, New-Jersey, Michigan und den Distrikt Columbia, sowie 153 Städte mit je über 8000 Einwohnern in anderen Staaten. Die Bevölkerung des Registrationsgebietes ist 28,8 Millionen, d. i. 38 pCt. der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten.

Die Sterblichkeitsrate der drei Hauptklassen der Bevölkerung, nämlich eingeborener Personen kaukasischer Rasse, Eingewanderter derselben Rasse und der farbigen Rassen differiert bedeutend. Dies geht aus der Tatsache hervor, daß im Registrationsgebiet die Sterblichkeitsrate der eingeborenen Kaukasier um etwa 3 per 1000 geringer ist als jene der eingewanderten Europäer, obwohl unter dem erstgenannten Bevölkerungselement eine weit größere Zahl von Kindern (auch die in Amerika geborenen Kinder der Einwanderer) mit inbegriffen ist. Die Sterblichkeitsrate der eingeborenen Kaukasier ist etwa 13 per 1000, jene der eingewanderten Europäer 10 per 1000 geringer als die der farbigen Rassen.

Die Zahl der Sterbefälle im Registrationsgebiet während des Jahres 1900 war 512 669, d. i. 17,8 per 1000 der Bevölkerung. In den Städten kamen auf 1000 Einwohner 18,6, in den ländlichen Distrikten 15,4 Sterbefälle. Im Jahre 1890 war die Sterblichkeitsrate im Registrationsgebiet 19,6 per 1000 gewesen. Der Rückgang der Sterblichkeit seit 1890 entfällt fast ausschließlich auf die Städte und ist in den besseren Vorkehrungen zur Verhütung, bezw. Eindämmung von Krankheiten, sowie in der größeren Sorgfalt, welche in den letzten Jahren der Einhaltung sanitätspolizeilicher Bestimmungen zugewendet worden war, begründet. Bei dem Umstande, daß der größte Teil des Registrationsgebietes städtisch ist (75,2 pCt.), dagegen die außerhalb desselben wohnende Bevölkerung zumeist auf ländliche Distrikte entfällt, kann angenommen werden, daß die Sterblichkeitsrate für das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten eine geringere ist, als die für das Registrationsgebiet ermittelte.

Nach Geschlechtern gesondert ergibt sich, daß im Jahre 1900 auf je 1000 Sterbefälle weiblicher Personen 1138 Sterbefälle männlicher Personen kamen, gegen 1116 im Jahre 1890. Der Unterschied ist bei Personen kaukasischer Rasse größer als bei der farbigen Bevölkerung; bei ersteren kamen im letzten Zählungsjahr auf je 1000 Sterbefälle weiblicher Personen 1141 solche männlicher Personen, dagegen war das Verhältnis bei den farbigen Rassen 1000 zu 1092.

Dieser Umstand hat seine Begründung darin, daß die farbige Bevölkerung (hauptsächlich Neger und Negermischlinge) viel mehr in der Agrikultur als in der Industrie tätig ist, daher weniger den Berufskrankheiten und anderen mit dem industriellen System verbundenen schädigenden Einflüssen und Gefahren ausgesetzt ist. Während im ländlichen Gebiet der Registrationsstaaten im Jahre 1900 auf 15 Todesfälle weiblicher Personen 15,8 solche männlicher Personen unter je 1000 Einwohnern kamen, ist das Verhältnis in den Städten 17,2 zu 20,0. Die Sterblichkeitsrate der männlichen Personen war in allen Staaten des Registrationsgebietes, mit Ausnahme von Vermont, größer als die der weiblichen. In den industriell mehr entwickelten Staaten, wie New-York, New-Jersey usw., tritt der Gegensatz deutlicher hervor als dort, wo die Landwirtschaft überwiegt, wie in Maine, New-Hampshire usw. Die Häufigkeit der einzelnen Todesursachen ist gleichfalls bei beiden Geschlechtern sehr verschieden. Eine Reihe derselben ist es, welcher männliche Personen viel zahlreicher erliegen als weibliche; so kamen z. B. auf je 1000 Todesfälle weiblicher Personen, deren Ursache Krankheiten der Leber waren, 1463 Todesfälle männlicher Personen; bei Typhus ist das Verhältnis 1000 weibliche zu 1361 männlichen; weiter entfielen auf 1000 Sterbefälle weiblicher Personen, deren Ursache Krankheiten der Knochen und Gelenke waren, 1333 solche männlicher Personen. Endlich sind noch die folgenden Krankheiten, welche beim männlichen Geschlecht viel häufiger die Todesursache bilden als beim weiblichen, hervorzuheben. Es kamen auf je 1000 Sterbefälle weiblicher Personen an Brustfellentzündung 1277, an Geschlechtskrankheiten 1266, an Nierenkrankheiten 1262, an Schwindsucht 1179, an Lungenentzündung 1177, an Herzkrankheiten 1088 und an Malaria 1065 Sterbefälle männlicher Personen. Hingegen waren Rheumatismus, Masern, Bronchitis, Diphtheritis, Wassersucht, Skrofulose und Tabes bei weiblichen Personen etwas häufiger die Todesursache als bei männlichen; noch mehr gilt dies von Krampfhusten, Influenza, Tumor, Krebs, Bauchfellentzündung; es kamen auf je 1000 Sterbefälle weiblicher Personen von diesen letztgenannten Krankheiten nur 881 bezw. 750, 713, 586 und 576 solche männlicher Personen an denselben Krankheiten.

Von den 28 807 269 Einwohnern des Registrationsgebietes im Jahre 1900 waren 27 555 800 kaukasischer Rasse, 1 180 546 Neger, 14 010 Indianer, 48 565 Chinesen und 8348 Japaner. Die Anzahl der auf je 1000 Personen jeder Rasse entfallenden Sterbefälle ist aus der folgenden Zusammenstellung ersichtlich.

	Im gesamten Registrationsgebiet	In den Städten	In ländlichen Distrikten
Kaukasische Rasse	17,3	17,9	15,3
Neger und Negermischlinge	30,2	31,1	19,1
Indianische Rasse	22,8	50,1	20,2
Chinesen	18,8	19,4	1,3
Japaner	10,3	10,4	—

Die Zahl der Japaner, für welche Daten vorliegen, ist eine zu geringe, um den angegebenen Ziffern einen besonderen Wert zum Zweck des Vergleiches zukommen zu lassen. Auch besteht die japanische wie die chinesische Bevölkerung der Vereinigten Staaten zum großen Teil aus erwachsenen Männern, wodurch die Vergleich-

barkeit noch weiter beeinträchtigt wird. Geradezu erstaunlich ist die große Sterblichkeit unter den Negern und Negermischlingen, sowie auch unter der Indianerbevölkerung. Dieselbe ist die Ursache für die stete Verminderung der letztgenannten Rasse und für die langsamere Zunahme der Neger im Vergleiche mit der kaukasischen Bevölkerung. Eine Reihe von Krankheiten scheint besonders für die Neger und Indianer bei weitem gefährlicher zu sein als für die Kaukasier. Es entfielen im Jahre 1900 auf 100 000 Personen kaukasischer Rasse 173,5 Sterbefälle an Tuberkulose, auf dieselbe Anzahl von Negern und Negermischlingen 485,4 Fälle, auf die Indianer 506,8 Fälle. Die Sterblichkeit an Lungenentzündung per 100 000 Einwohner war bei den Kaukasiern 184,8, bei den Negern 355,3, bei den Indianern 228,4. Die Sterblichkeitsrate ist weiter bei den Negern eine besonders hohe an Malaria (63,2 per 100 000 gegen 6,5 bei den Kaukasiern), Typhus (67,5 gegen 32,4 bei den Kaukasiern), Darmkrankheiten (214 gegen 129,5 bei den Kaukasiern), Krankheiten des Nervensystems (308 gegen 213,7 bei den Kaukasiern). Dagegen war die Sterblichkeit der Neger eine geringere als die der Kaukasier an Scharlach (2,6 gegen 12 bei den Kaukasiern), Krebs und Tumor (Neger 48, Kaukasier 66,7 per 100 000 Einwohner). Das durchschnittliche Alter aller im Jahre 1900 verstorbenen Personen kaukasischer Rasse war 35,8 Jahre, bezw. 53,4 Jahre für die Altersstufen über dem 15. Lebensjahr. Dagegen stellte sich das durchschnittliche Sterbealter der farbigen Rassen (eine Unterscheidung derselben wird in der amtlichen Statistik leider nicht gemacht) auf 28 Jahre, bezw. für jene Personen, die erst nach dem vollendeten 15. Jahr starben, auf 44,1 Jahre. Alle diese Ziffern beweisen, daß die Sterblichkeit unter der Neger- und Indianerbevölkerung eine außerordentlich große ist, daß diese Rassen weniger widerstandsfähig sind als die Kaukasier, trotzdem sie als Ackerbauer viel weniger schädlichen Einflüssen ausgesetzt sind als die kaukasische Rasse.

Das Gesetz in der Geschichte.

Dr. Albrecht Wirth.

Eduard Meyer ist einer der gelehrtesten Historiker der Gegenwart. Er steht hoch über dem blinden Maulwurfsgeschlecht fanatischer Spezialisten, sein ausgesprochenes Ziel ist die universalistische Betrachtung der Entwicklung der Menschheit. Aber seine neueste Schrift „Zur Theorie und Methodik der Geschichte“[1]) ist eine Bankerotterklärung der Wissenschaft: Historie soll eine Photographie, im besten Fall ein kunstvolles Gemälde der Wirklichkeit bilden, aber sie ist unvermögend, Gesetze menschlichen Wirkens ans Licht zu stellen. „Die Geschichte“, so beginnt die Schrift, „ist keine systematische Wissenschaft.“ Das ist lediglich folgerichtig von dem einseitig individualisierenden und differenzierenden Standpunkte Meyers aus. Denn

[1]) Halle a. S., 1902, Max Niemeyers Verlag.

Wissenschaft ist ein geschlossenes System von Erkenntnissen; ist kein System zu ergründen, so geht die Wissenschaft leer aus.

Gibt es wirklich keine Gesetze in der Geschichte? Die rein politischen Historiker verneinen es. Meyer erklärt, daß weder er selbst jemals ein historisches Gesetz gefunden, noch bei irgend einem anderen einem solchen begegnet sei. Ganz recht. Die politische Historie beschäftigt sich nur mit Einzelerscheinungen, die variieren. Erst die Betrachtung der Massenerscheinungen, wie sie Lamprecht und die Biologen, die Rassenforscher angebahnt haben, erst sie fördert zutage, was über den einzelnen hinausgeht, was vielen, was allen gemeinsam ist. Erst sie findet Gesetze. Erst so war es heutigen Gelehrten möglich, die Dekadenz des Römerreiches mit der Babylons und der modernen Zeiten in Parallele zu stellen, war es schon für Aristoteles möglich, die Abfolge von Königtum, Adels-, Volks- und Pöbel-Herrschaft für ein allgemein verbindliches Gesetz zu erklären. Viele Geschehnisse, wie Wanderungen, wie Handelskrisen, wie religiöse Bewegungen, die doch zweifelsohne alle einen wesentlichen Bestandteil des Weltgeschehens ausmachen, können von dem individualisierenden, von dem rein politischen Historiker gar nicht erfaßt werden, da sie oft an gar keinen einzelnen Namen geknüpft sind, da sie mit elementarer Kraft hervorbrechen. Das Elementare, sei es dämonisch regellos oder aber gesetzlich bestimmt, kann nur von dem Massen-Beurteiler gewürdigt werden.

Ich habe von einer Bankerotterklärung der Wissenschaft gesprochen. Denn wozu ist schließlich die Wissenschaft da? Sie muß in letzter Linie doch auf das Leben, auf die praktische Lebensführung zurückwirken. Wozu studiert die medizinische Wissenschaft Epidemien? Doch wohl, um den Ausbruch einer epidemischen Krankheit zu verhüten, oder, wenn der Ausbruch schon erfolgt ist, eine Ausbreitung der Krankheit durch die von der Forschung gelehrten Mittel zu verhindern. Man läßt der Epidemie nicht Zeit noch Raum, sich individuell zu entwickeln. Ein Maschinenbauer, der rein empirisch, wie die politischen Geschichtsschreiber, vorgehen wollte, würde Millionen auf Experimente verschwenden, und dazu sein Leben gefährden: seine wissenschaftliche Kenntnis von den Gesetzen der Physik und Mechanik, seine Kunde von dem früher Geleisteten befähigt ihn, mit dem geringsten Aufwand die besten und sichersten Maschinen zu konstruieren. Der Wasserbauingenieur benutzt seine Erfahrungen über das Anschwellen und Versiegen der Flüsse zu der Herstellung zweckmäßiger Schleusen und Dämme. Und selbst der Theoretiker, der spekulative Mathematiker, läßt sich durch seine wissenschaftliche Erforschung mathematischer Grundgesetze darin leiten, wie weit und in welcher Richtung er vorzugehen hat. Nur in der Geschichte soll das alles anders sein. Die Geschichte soll nur einem theoretischen Zweck dienen. „Ihre Aufgabe", sagt Meyer, „ist, die Erforschung und darstellende Erzählung von Vorgängen, die einmal der realen Welt angehört haben." Damit ist die Geschichte in das Reich der darstellenden Künste oder Fertigkeiten verwiesen und aus dem Reich der Wissenschaften verbannt. Und doch, was könnte die Geschichte als Wissenschaft nicht alles der Gegenwart leisten, was könnte sie nicht für die praktische Gestaltung des politischen und wirtschaftlichen Lebens bedeuten?

Wenn gezeigt werden kann, wie man die Epidemie einer gefährlichen Volksaufwiegelung, einer verhängnisvollen Dekadenz, einer Bevölkerungsabnahme, einer Wirtschaftskrise verhüten, oder wenigstens in ihrer Ausbreitung zu hemmen vermag; wenn die biologische, die rassenpsychologische Forschung darüber aufklären kann, was von dem kriegerischen Volk der Japaner bei einem Zusammenstoß mit Rußland zu erwarten, und was von der unsteten, sprunghaften, wenig schöpferischen Art der Japaner in Absicht auf eine Buddhisierung Asiens und eine Mobilisierung gegen die Westmächte nicht zu befürchten ist; wenn die Ueberzeugung von der belebenden Kraft des Zusammenstoßes zweier hoher Kulturen, einer Kraft, die sich bei der Stärkung des Katholizismus durch den protestantischen Angriff, des Brahmanismus durch die buddhistischen Gedanken sich offenbart hat, wenn diese Ueberzeugung dazu führt, die wachsende Gefahr des Panislamismus den Völkern des Abendlandes klar zu machen; wenn die Betrachtung von dem Ueberhandnehmen der Industrie gegenüber der Landwirtschaft überall, in allen Ländern die gleichen Mißstände und Rückbildungen aufweist; wenn endlich Keuzung mit Angehörigen einer minderwertigen Rasse von der biologischen Forschung mit untrüglicher Sicherheit als schwächend, als verhängnisvoll erkannt wird: wie sollte das alles nicht auf die Einrichtung unseres staatlichen und privaten Lebens zurückwirken, wie sollte das nicht den Wert geschichtlicher Wissenschaft für die Praxis dartun!

Was bisher von den Historikern der Massen nicht oder zu wenig beachtet wurde, und dessen Mangel ihren Gegnern den vorzüglichsten Anhalt zu absprechendem Urteil gab, das ist die Beobachtung, daß die Massen durchaus nicht gleichartig, daß sie, je nach ihrer Anlage, nach ihrer Rasse verschieden sind. Lamprecht glaubt, das gleiche Schema der Entwicklung auf alle Völker, oder mindestens auf alle Kulturvölker anwenden zu dürfen. Er berücksichtigt nicht, daß etwa die Entwicklungsfähigkeit des einen Volkes von der eines anderen ungemein abweicht. Hier ist der Kernpunkt, hier liegt die Hauptschwierigkeit in der Herausarbeitung von geschichtlichen Gesetzen. Je nach der Rasse, und dann noch je nach der geographischen Lage eines Volkes, und nach der Zeit und den Umständen, unter welchen ein Volk in eine bestimmte Entwicklungsepoche eintrat, ändert sich die Wirkung der allgemeinen Gesetze, ändert sich derart, erzeugt so viele Variationen und Nebenwirkungen, daß viele an der Möglichkeit, ein Gesetz in dieser wirren Vielgestaltigkeit zu unterscheiden, ganz und gar verzweifelten. Es verhält sich damit wie mit der Wirkung des Lichtes, verhält sich wie Nacht und Tag. Das Licht zersplittert sich in tausend Farben, es bricht sich anders im Wassertropfen, anders im Meere. Und doch gibt es ganz bestimmte, mathematisch und spektroskopisch festzulegende Gesetze von der Schnelligkeit, von der Wärme, von der Brechung des Lichtes. Nicht minder herrscht die größte Ungleichheit zwischen den Einzelerscheinungen eines Tages und des andern; nie ist der Wind, nie die Temperatur, nie die Feuchtigkeit an einem Tage ganz dieselbe, wie im Vorjahr. Und doch können wir Tages- und Jahreszeiten mathematisch berechnen. Auch können wir das allgemein gültige Gesetz ohne Gefahr eines Widerspruches verkünden, daß es bei Tag und im Sommer wärmer, als bei Nacht und im Winter. Das

klingt alles sehr einfach. Aber man muß eben Leuten, die noch nicht einmal so etwas Einfaches und Naturgegebenes wie die Wirkung der Rasse begreifen, mit den augenfälligsten Dingen kommen.

Es ist ganz richtig: nie und nirgends wiederholt sich die Geschichte! Aber das ist kein Grund, deshalb auf das Aufspüren von Allgemeingesetzen gänzlich zu verzichten. Auch die Natur wiederholt sich niemals, und doch gibt es Naturgesetze. Wenn auch die Geschichte in dem unendlichen Reichtum ihrer Einzelereignisse sich nie wiederholt, so kann es doch sehr wohl geschichtliche Gesetze geben. Die Durchdringung und Verschlingung dieser Gesetze mit den singulären Urphänomenen, mit der naturgegebenen Rassenanlage und der geographischen Stellung zu verfolgen, das eben bildet den Reiz und den Wert historischer Forschung. Wenn Historie so einfach ausgerechnet werden könnte, wie es Lamprecht tut, so wäre es nur ein Schaukelspiel; wenn sie aber nur in lauter Einzelvorgänge zerfiele, wie sie die extrem ausgeartete Richtung der Diplomatiker auffaßt, so wäre sie ein Sandhaufen ohne Halt und Zusammenhang. Der Grundgedanke wahrer Wissenschaft ist Entwicklung. Diese wird aber von den Lamprechtianern in ein Prokrustesbett gepreßt und von den extremen Individualisten überhaupt aus ihrem Bette hinausgeworfen. Hier findet sie kein Heim, dort wird sie vergewaltigt.

Der physische Typus Raffaels.

Dr. Ludwig Woltmann.

Wie eine pietätvolle und liebliche Neugierde die Nachgeborenen bewegt, den irdischen Spuren und Erinnerungen großer Menschen nachzugehen, so treibt ein ähnliches Bedürfnis den wissenschaftlichen Denker, die natürliche Herkunft der Genies und die physische Gestalt ihrer Persönlichkeit als sinnenfällige Hülle der schaffenden Seelenkräfte zu erforschen. Namentlich hat der anthropologische Geschichtsforscher, der den großen Unterschieden der Rassenbegabung in der Geschichte auf Schritt und Tritt begegnet, zu ergründen, welcher Rasse die ragenden Talente angehört haben, da in der physischen Organisation sich die Seelenanlagen offenbaren und das Genie die Blüte und Krönung der Rasse bedeutet.

Da Rasse und Volk nicht dasselbe sind und die Rassen ihre Sprache wechseln können, so sind die Namen der Personen innerhalb einer Mischbevölkerung kein zwingender Beweis für ihre Abstammung. Immerhin haben die Familiennamen einen relativen Wert als Fingerzeige und Hülfsbeweise der Untersuchung, und sie erhalten sogar anthropologische Bedeutung, wenn sie in solchen Zeiten auftreten, wo die Rassenmischung noch wenig fortgeschritten ist.

Raffaels Familienname lautet Santi. Man könnte leicht zu der Annahme geneigt sein, daß Santi, Einzahl Sante, von dem lateinischen sanctus (= heilig) herstamme. Im Mittelalter war man tatsächlich dieser Ansicht und romanisierte Santi in Sanzio, weshalb man nicht

selten die Bezeichnung Raffael Sanzio findet, die in der Form Santz auch in die deutschen Namen des Mittelalters übergegangen ist.

Der Name Sante kommt als Familien- und Personenname im 14. und 15. Jahrhundert in der Gegend von Urbino nicht selten vor. Auch mehrere Maler werden unter diesem Namen aufgeführt, aber es gibt keine sicheren Beweise dafür, daß sie Vorfahren oder Seitenverwandte der Familie Raffaels gewesen sind. Wie Passavant berichtet, lebte in Colbordolo, dem Geburtsort von Raffaels Vater, Giovanni Santi, um die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts ein gewisser Sante, von dem seine Nachkommen den Familiennamen del Sante oder Santi annahmen. Der Name Sante kommt auch sonst in Ober- und Mittelitalien häufig vor, selbst heute noch, oder in Ableitungen wie Santini, Santoni.

Wie der größte Maler, so hatte auch der größte Musiker Italiens, Giovanni Pierluigi da Palestrina, sonst einfach Palestrina genannt, denselben Familiennamen Sante.

Ueber den Ursprung dieses Namens kann nicht der geringste Zweifel bestehen. Mit dem lateinischen Sanctus und dem italienischen Santo hat er nicht das geringste zu tun. Sante ist vielmehr ein echt germanischer Name, entweder langobardischer oder viel wahrscheinlicher gotischer Herkunft. Im Nhd. entspricht ihm das Wort Sandt. Zusammensetzungen mit Sante sind z. B. Sandheri, Sandebert oder Santepert.

Raffaels Mutter hieß Magia Ciarla und war die Tochter des Battista Ciarla, eines tätigen Handelsmannes in Urbino. Der Name Magia ist deutsch und stammt von Maga, Mago = Mach im Nhd. Andere Formen dieses Namens sind Maggi oder Macchi. Nach Muratori soll Ciarla von Charles abstammen, welcher Name von den Franken nach Italien gebracht wurde. Ciarla ist demnach gleichbedeutend mit Carla.

Ob die Familie Ciarla fränkischer Herkunft gewesen oder diesen Namen nur angenommen hat, ist schwer zu entscheiden. Seit Karl dem Großen war die fränkische Einwanderung nach Italien ziemlich stark, und manche Adelsgeschlechter haben von Franken ihren Ursprung genommen. Indes weist der väterliche Familienname Raffaels unzweifelhaft auf seine germanische Abkunft hin. Doch braucht die Vererbung des Namens mit der Vererbung der physischen Rassenmerkmale nicht parallel zu gehen, da sie nur nach der vaterrechtlichen Seite geschieht und die jeweilig hinzutretende mütterliche Erbmasse darin nicht zum Ausdruck gelangt. Zur Entscheidung müssen also anthropologische Gesichtspunkte herangezogen werden.

Ueber das körperliche Aussehen von Giovanni Santi wissen wir nichts. Im Palazzo ducale von Urbino sieht man eine ihn darstellende Büste, aber ich habe nicht erfahren können, auf Grund welcher Ueberlieferungen oder Andeutungen dieser Kopf angefertigt wurde. Die Büste macht den Eindruck, als ob sie ein Phantasiewerk wäre, als wenn der Künstler den Kopf Raffaels nur ins Männlichere und Aeltere umgesetzt habe. Ueber den physischen Typus der Mutter wissen wir mehr. In der Casa di Raffaello in Urbino befindet sich ein in die Wand eingelassenes Freskobildnis, das Frau Magia und Raffael als Madonna mit Bambino darstellt und das ziemlich gut erhalten ist.

Es ist mehr als merkwürdig, daß die Zeitgenossen Raffaels nicht die geringste Notiz über das Aeußere des damals schon weltberühmten Malers hinterlassen haben. Was spätere Biographen berichten, beruht nicht auf unmittelbarer Anschauung, sondern sind Beschreibungen, die dem Porträt in den Florentiner Uffizien entnommen sind.

Glücklicherweise besitzen wir jedoch einige farbige Bildnisse und das Skelett Raffaels, also Objekte, die uns hinreichend instand setzen, seinen anthropologischen Charakter zu bestimmen. Nach dem Skelett zu urteilen, das bei Restaurierungsarbeiten im Pantheon gefunden wurde, war Raffael kaum mittelgroß und dolichocephal. Auf Grund dieses anatomischen Befundes liegt es nahe, ihn der mediterranen Rasse zuzuschreiben. Doch dieser Annahme widersprechen die Merkmale, die aus den beglaubigten Bildnissen des Malers sich ergeben und welche vielmehr beweisen, daß Raffael ein Glied der germanischen Rasse mit femininem Typ und leichter Beimischung des dunklen Pigments war.

Das Selbstbildnis in den Uffizien stellt den Maler im Alter von 23 Jahren dar. Nach dem Urteil von Kunstverständigen ist dieses Bild mehrfach übermalt worden, nur Mund und Nase blieben unberührt. Hier hat Raffael ein schmales Gesicht, langen Hals, sanfte dunkelgraue Augen und dunkelblonde oder braunrötliche Haare. Beim näheren Studium sieht man jedoch, daß die Haare in ihrem Grundton viel heller sind, als es in der gewöhnlichen Distance des Betrachters scheint.

Ruhmor hat in seinen „Italienischen Forschungen" zu beweisen versucht, daß das Bildnis in den Uffizien unmöglich die wirkliche Gestalt Raffaels wiedergebe. Dieser gelehrte Forscher führt aus: Das Bild sei vielfach erneuert worden, es stelle entweder eine andere Person dar oder es sei von einer späteren Hand in den Haaren und Augen übergangen worden, nachdem es Raffael unfertig hinterlassen habe, wie das auch bei anderen Raffaelischen Gemälden geschehen sei. „In der Tat", schreibt er, „zeigt sich in diesem dunklen Haare, in diesem undurchsichtigen Auge keine Spur eines pastösen Auftrags bestimmter, klar verstandener Licht- und Formensprache." Diese Kritik ist durchaus berechtigt. Die Iris ist mit wenig scharfem Rand gemalt, links ist die Pupille kaum angedeutet. Die geradezu nachlässige Bildung der Augen steht in größtem Gegensatz zu der Sorgfalt, mit der Nase und Mund gearbeitet sind, und mit der Raffael auf anderen Bildnissen die Augen zu behandeln pflegt.

Ruhmor hält ein anderes Porträt für das richtige, das sonst mit dem Namen des Bindo Altovito, eines Florentiner Patriziersohnes, bezeichnet wird. H. Grimm ist in seinen „Fünfzehn Essays" dieser Auffassung beigetreten. Beide berufen sich auf einen Satz aus Vasaris Künstlerbiographien, wo es in bezug auf Raffael heißt: „a Bindo Altovito fece il ritratto suo, quando era giovane", und sie schließen daraus, daß hiermit gemeint sei, Raffael habe sein eigenes Bildnis gemalt und es dem Bindo Altovito geschenkt. Die Deutung dieses Satzes kann nicht beanstandet werden, um so weniger, als Vasari von Raffaels Bildnis einen Stich gibt, der in der Tat mehr dem des Bindo Altovito als dem in den Uffizien gleicht. Ich stimme also Ruhmor und Grimm in der Ansicht bei, daß Vasari dieses Bildnis für dasjenige Raffaels hielt, bin aber ferner der begründeten Ueberzeugung, daß

Vasari sich geirrt hat, denn nach meinen Untersuchungen kann das unter dem Namen des Bindo Altovito gehende Bildnis unmöglich das Porträt Raffaels sein, da es mit den anderen unzweifelhaft beglaubigten Darstellungen des Malers nicht in Uebereinstimmung gebracht werden kann.

Das Bild des Bindo Altovito hat in Kopfstellung und allgemeinem Gesichtstypus viel Aehnlichkeit mit dem Bild in den Uffizien. Die Haare sind hellblond, die Augen blau; die Nase ist dicker und gebogen, das ganze Gesicht hat mehr Rundung und Völle, und obgleich ein gewisser Adel der Züge und eine Sinnigkeit des Ausdrucks nicht fehlt, so hat es doch nicht die tiefe Geistreichigkeit und den melancholisch-hingebenden Zug, der auf allen anderen Bildnissen Raffaels so charakteristisch hervortritt.

Die größere Rundung und Völle des Gesichts erklärt Ruhmor durch den seltsamen Einfall, daß der Spiegel nicht ganz plan gewesen sei, mit dem der Maler sein Bild herstellte, und daß dadurch einige Formen leicht verschoben worden seien! — Ich halte diese Hypothese für gänzlich unbegründet, da man unmöglich annehmen kann, daß Raffael diese auffallenden Abweichungen an seinem eigenen Spiegelbilde nicht bemerkt haben sollte. Daß dieses Bild aber nicht das Porträt Raffaels sein kann, ergibt sich, abgesehen von allen anderen Bedenken, aus einem anatomischen Merkmal, das Ruhmor und Grimm bei dem Vergleich der Bilder nicht aufgefallen ist. Sowohl auf dem Bildnis in den Uffizien, wie in der Libreria zu Siena und auf der Schule von Athen in den Stanzen des Vatikan zeigen die Augen Raffaels übereinstimmend eine starke fast pathologische Blepharoptosis, derart, daß das obere Augenlid bis zur Hälfte herabsinkt und in auffallendem Grade die Augenöffnung bedeckt. Das ist eine Eigentümlichkeit, die dem Bilde des Bindo Altovito gänzlich fehlt und dem Porträt Raffaels so charakteristisch ansteht.

Ein anderes angebliches Porträt Raffaels soll auf einem Gemälde in den Stanzen des Vatikan zu sehen sein, das die Zurückweisung Attilas durch Papst Gregor den Großen darstellt, und wo der Stabträger den Kopf Peruginos und der Kreuzträger den des Raffael tragen soll. Der letztere hat hellblaue Augen, doch ist das Gesicht von so breiter und grober Bildung, der Hals so kurz und dick, der ganze Gesichtsausdruck den übrigen Bildnissen so wenig entsprechend, daß in diesem Stabträger unmöglich Raffael erkannt werden kann.

Gegenüber den Hypothesen Ruhmors muß dem Bildnis in den Uffizien ein wenn auch bedingter ikonographischer Wert zugeschrieben werden. Es bedarf indes gewisser Korrekturen, die sich aus dem Vergleich mit den anderen Bildnissen notwendig ergeben, und die sich namentlich auf die Farbe der Augen und Haare beziehen.

Im Berliner Museum befindet sich ein Altarbild von Giovanni Santi, das Maria und das Jesuskind darstellt und von jeher als Raffael und seine Mutter gedeutet wird. Hier haben beide hellblonde Haare, das Kind blaue Augen, während die Mutter graue Mischaugen mit bläulichem und bräunlichem Schimmer zeigt.

Auf dem schon erwähnten Freskobildnis in Urbino haben beide ebenfalls hellblonde oder strohgelbe Haare. Die Augen des Kindes sind leider geschlossen. Soweit man nach dem Zustande des Bildes

urteilen kann, hat die Mutter weder blaue noch braune, sondern höchstwahrscheinlich graue Mischaugen.

In der herrlichen Libreria des Domes zu Siena sind in der Darstellung der „Canonisation der heiligen Catharina" Raffael und Pinturicchio als Kerzenträger in ganzer Gestalt abgebildet. Beide haben hellblonde Haare und rosig-weiße Haut. Während aber Pinturicchio deutlich blaue Augen hat, was durch sein Selbstporträt in der Hauptkirche von Spello in Umbrien bestätigt wird, hat Raffael graugelbliche Augen, ein Umstand, den Ruhmor bei seinen Vergleichen gar nicht in Betracht gezogen hat. Diesem von Pinturicchio herrührenden Bildnis Raffaels, der damals sein Schüler und Gehülfe war, muß man in der Beurteilung seines physischen Typus die größte Bedeutung zuschreiben. Nur glaube ich nicht, daß Raffaels Haare in diesem Alter so auffallend hellblond und flachsgelb gewesen sind, wie sie auf diesem Bildnis dargestellt sind, denn Pinturicchio, der hier fast ebenso helle Haare zeigt, trägt auf dem Bildnis von Spello zwar auch blonde, aber nicht derartig helle Haare, wie sie durch die leuchtenden Farben des ganzen Gemäldezyklus in der Libreria bedingt sind.

Anderseits können aber Raffaels Haare nicht so dunkelblond gewesen sein, wie auf dem Porträt in den Uffizien, das nachweislich mehrfach übermalt wurde, zumal ältere Kopien hellere Haare aufweisen und Raffael auch auf dem Auferstehungsbild von Perugino in der Gemäldegallerie des Vatikan, wo er in dem schlafenden Soldaten dargestellt ist, mittelblonde Haare zeigt.

Die blauen Augen des Kindes auf dem Altarbild im Berliner Museum stehen der Auffassung nicht entgegen, daß Raffael als Erwachsener graue Mischaugen gehabt, die er offenbar von seiner Mutter geerbt hat. Denn ich habe oft die Beobachtung gemacht, daß Mischaugen bei kleinen Kindern nicht deutlich ausgeprägt sind, sondern erst im Laufe der Jahre stärker hervortreten, indem sie ihren bläulichen Schein verlieren und sogar einen bräunlichen Farbenton annehmen können, wie das bei Raffael der Fall ist.

Nach alledem dürfen wir mit großer Gewißheit annehmen, daß Raffael in seiner Jugend echtes gelb-blondes Haar und bläuliche Augen gehabt hat, daß aber mit zunehmendem Alter sowohl Haare wie Augen dunklere Färbung annahmen, so daß die Haare mittelblond und die Augen dunkelgrau wurden.

Daß Raffael ein femininer Typ gewesen ist, geht aus den zarten und anmutigen Zügen seiner Gesichtsbildung hervor, und wenn man den Jüngling auf dem Gemälde in der Libreria zu Siena in Mädchenkleider steckte, würde niemand sein männliches Geschlecht erraten können. Die für einen erwachsenen Jüngling auffallend starke Hüft- und Taillenbildung und die im Verhältnis zu den Waden stark entwickelten runden Oberschenkel sind unverkennbare Merkmale des femininen Typus, der eine hinreichende Erklärung für die relativ kleine und zarte Statur dieses germanischen Genies abgibt. Raffaels Feminismus zeigt sich auch in seinem Seelencharakter, dessen Anmut und Zartheit von den Biographen gerühmt wird und der sich in seiner Kunst widerspiegelt, wo selbst Riesen und wilden Kriegern runde und weiche Formen der Glieder zugeteilt werden.

Das Bild des Bindo Altovito muß demnach bei einer Untersuchung über den anthropologischen Typus Raffaels vollständig ausscheiden. Es ist tatsächlich das Porträt dieses Florentiner Patriziersohnes, das auch als solches einen großen ikonographisch-historischen Wert behält. Dies Bild gehört zu den vielen anderen Zeugnissen, welche beweisen, daß der Florentiner Adel des Mittelalters und der Renaissance-Zeit blond und blauäugig, also germanischer Abkunft gewesen ist. Ueberdies ist der Name Bindo Altovito germanisch. Bindo kommt im Nhd. nur noch als Familienname vor, in der Form von Binde oder in Zusammensetzungen, wie Bindewald. Altovito ist zusammengesetzt aus Aldo und Wido. Die Familie war langobardischen Ursprungs, nach einigen Forschern stammte sie von Tebalduolo Longobardo, nach anderen von Longobardo di Corbizza, dessen Sohn Altovita hieß und der Familie ihren Namen gegeben hat.

Ideen zur vergleichenden Religionswissenschaft.

Professor Dr. Thomas Achelis.

Wollte man möglichst kurz die Eigentümlichkeit der modernen Wissenschaft bezeichnen, so könnte man ihre Methodik eine experimentelle nennen. Aller Scharfsinn früherer Denker hat höchstens an gelegentliche Beobachtungen angeknüpft, um der „schöpferischen Spekulation" den entsprechenden Ansatzpunkt zu verschaffen, aber eine kritische Revision des erforderlichen Materials für die Forschung lag außerhalb des Gesichtskreises der Untersuchung. Erst die neuere Naturwissenschaft hat die folgenschwere Bedeutung dieses grundlegenden Mittels uns erschlossen, und von hier aus ist diese Erkenntnis auch auf andere Gebiete gedrungen. Jede Vergleichung, wie sie jetzt alle Disziplinen handhaben, ist im Grunde nur eine andere Form des Experiments; denn auch hier wird in der Fülle des zuständigen Materials der immer wiederholte Versuch gemacht, inmitten der sinnverwirrenden Flut der Veränderungen leitende Gesetze für die Entwicklung aufzufinden, die dann gegenüber den einzelnen Ausnahmen das Normale, Typische darstellen. Erst als die Sprachwissenschaft anfing, über den Rahmen der jeweiligen Sprache hinaus wenigstens die nächstverwandten Idiome zur Erklärung heranzuziehen, gelangen ihr weitreichende Aufschlüsse etymologischer und psychologischer Art, von denen sie sich früher nichts hatte träumen lassen. Noch viel umfassender ist aber der Standpunkt der vergleichenden Mythologie und Religion oder der vergleichenden Rechtswissenschaft, da hier (wenigstens vielfach) das spezifisch Ethnographische, was die Sprachen stets als Solitärprodukte einer gewissen Gruppe erscheinen läßt, zugunsten des nunmehr auftauchenden allgemein Menschlichen wegfällt. So sehr nämlich das ethnische Moment aus leicht erklärlichen Gründen auch hier eine Rolle spielt, — das Recht z. B. ist zunächst lediglich ein unmittelbarer Ausdruck der betreffenden sozialen Beziehungen —, so sehr ergeben sich auf der anderen Seite gewisse gleichartige Züge,

die uns einen psychologischen Aufbau der allgemeinen Ideen erlauben, die in den großen Schöpfungen des menschlichen Geistes ihre adäquate Verwirklichung gefunden haben. Erst von diesem Augenblick an, und wohlgemerkt, als ein einigermaßen erschöpfendes Material vorlag, konnte eine induktive vergleichende Behandlung der einschlägigen Probleme einsetzen, während jede frühere Verallgemeinerung lediglich eine phantastische Spekulation war. In erster Linie, ehe noch von irgend einer psychologischen und begrifflichen Bearbeitung die Rede sein kann, würde es sich somit um die kritisch wichtige Vorfrage der Materialbeschaffung handeln.

Als die Sanskritforschung auf Grund der neuentdeckten Veden die Zustände in jener nebelumsponnenen, jeder exakten historischen Kenntnis entzogenen Epoche schilderte, erschien diese angeblich primitive Gesittung in einem anziehenden, idyllischen Lichte, wie etwa die Legenden des alten Testaments. Damit stimmten nun sehr schlecht die Berichte der neueren Reisenden über Völkerschaften, die noch jetzt auf Stufen roher Gesittung stehen; neben Gutartigkeit bekundete sich öfter eine entsetzliche Brutalität und Verkommenheit. Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß hier Voreingenommenheit vielfach eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat, selbst Max Müller hat gelegentlich diesen Uebelstand auch bei der christlichen Mission hervorgehoben.

Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß selbst so vorsichtige Beobachter und Beurteiler wie Ch. Darwin nicht von einem solchen Mißgeschick verschont blieben; bei seiner Weltumsegelung erschienen ihm die Feuerländer so kläglich und bejammernswert, daß er sie kaum zu den Menschen zählen wollte und ihre Sprache nach dem Vorgange von Cook mit einem heiseren Räuspern verglich, während sich nachher herausstellte, daß ihr Wortschatz sich auf etwa 33 000 Worte belief. Andererseits hat auch bei Anthropologen eine seltsame Tendenz, die Religion aus dem Bereich sozialpsychischer Erscheinungen zu verdrängen, dazu beigetragen, den objektiven Bestand des ethnologischen Bildes zu verkennen; bestimmte, von vornherein feststehende Definitionen des Begriffes der Religion gaben den Maßstab für die Beurteilung derartiger Ansichten und Gebräuche ab — es war einmal die Parole der religionslosen Völker ausgegeben — und schließlich mußte das vieldeutige Wort Aberglaube die verpönte Religion ersetzen. Das sind Torheiten, die glücklicherweise nicht mehr allzu häufig vorkommen; bei allen einsichtigen, kompetenten Forschern ist es eine ausgemachte Tatsache, daß, ebenso wie z. B. Recht und Sitte oder Kunst und Gewerbe, so auch Religion ein integrierendes Glied in der Kette geistiger Anlagen und Schöpfungen bildet, die wir mit der Existenz des Genus homo sapiens unmittelbar gegeben vorfinden. Was unseren Blick verwirrt, ist nur die Enge der Auffassung, der bestimmte, dogmatische Begriff, den wir bei der Untersuchung anwenden (schon aus diesem Grunde werden wir erst am Schluß unserer Betrachtung uns mit einer Definition befassen). Material steht uns also in ausgedehntem Maße zu Gebote, es fragt sich lediglich, inwieweit dasselbe erst einer kritischen Revision unterzogen werden muß, um irgendwie verläßliche Schlüsse zu gestatten. Das hier im einzelnen auseinanderzusetzen, wäre nicht angezeigt — es ist das

Sache der fachwissenschaftlichen Methodik —, nur soviel mag bemerkt werden, daß, wie schon früher angedeutet, die stets anwachsende Fülle des Stoffs eine kritische Entscheidung über die Wahrheit oder Trüglichkeit eines Berichtes verbürgt. Die Vergleichung derselben oder ähnlicher Fälle ist eben eine Art Experiment, so daß, wie der treffliche Tylor sagt, der Ethnograph in seiner Bibliothek über eine Schilderung mit leidlicher Sicherheit zu urteilen vermag, ohne sich an eine Autorität sklavisch zu binden. Auch scheiden durch diesen kritischen Läuterungsprozeß allmählich etwaige frühere Fehlschlüsse, psychologische Deutungen und Erklärungen, ja als verbürgt angenommene Tatsachen von selbst aus, wie es eben die Geschichte einer jeden Wissenschaft mit sich bringt. Immerhin lassen sich, um nicht in der ungeheuren Flut des Materials zu ersticken, verschiedene Gruppen in demselben unterscheiden, bei denen die Darstellung der religiösen Entwicklung einsetzt, so die Mythologie, Recht und Sitte (Gebräuche, Institutionen usw.) und endlich bestimmte, mehr oder minder allgemein anerkannte religiöse Urkunden und Dokumente. Auf allen diesen Gebieten hat, wie wir gleich sehen werden, gerade die Vergleichung neuerdings ganz überraschende Ergebnisse zutage gefördert.

Nachdem der beschränkte Boden der griechisch-römischen Kultur verlassen war und man zu dem umfassenden Bilde einer indogermanischen Gesittung aufstieg, mußten sich dem erstaunten Blick mit logischer Konsequenz gewisse große Gesetze für diesen großartigen Prozeß erschließen, die durch die Entdeckungen der Völkerkunde zu einer fast ausnahmslosen Allgemeingültigkeit sich erweiterten. Was Ratzel als Grundprinzip der Mythologie ausspricht, zeigt sich in der Tat überall, in allen Zonen und bei allen Völkern: Die Religion hängt überall mit dem tiefen Kausalitätsbedürfnis des Menschen zusammen, das für jedes Geschehen eine Ursache oder einen Urheber erspähen will. Ihre tiefsten Wurzeln berühren sich also mit der Wissenschaft und sind mit dem Naturgefühl tief verschlungen. Agathias sagt von den Alemannen, daß sie Bäume und Bäche, Berge und Täler verehren; wir dürfen kühnlich die Allbeseelung, die dieser Verehrung zugrunde liegt, für die ganze Menschheit annehmen. Diesem Bedürfnis kommt sehr passend die Neigung entgegen, alle Naturerscheinungen in höherem Grade zu beleben oder selbst zu vermenschlichen, indem man ihnen eine Seele beilegt, die einmal ihre eigenen Bewegungen und Veränderungen, dann aber auch ihre Beziehungen zur näheren und ferneren Umgebung leitet. (Völkerkunde I, 38.)

Von diesen alle sprachlichen und ethnographischen Schranken weit übersteigenden Uebereinstimmungen, die, wie schon bemerkt, uns das so lange vergeblich gesuchte Porträt des allgemein Menschlichen entschleiern, seien hier einige namhaft gemacht: Zuerst der eben berührte Seelenbegriff, der sich seinerseits an Krankheit und Tod und andererseits an Träume anlehnt und sich unendlich weiter verzweigt; es seien nur erwähnt die Geister der Abgeschiedenen, die göttliche Ehren genießen, seien sie freundlich oder schädlich, die Hausgötter und Schutzheiligen, die Stammesheroen und Nationalgottheiten usw. Wir wollen nur an einen sehr häufig wiederkehrenden Zug in dem Leben der Sonnenhelden erinnern: Sie werden in ihrer Jugend aus-

gesetzt, von Tieren oder Hirten aufgezogen, zeichnen sich durch ungewöhnliche Taten aus, bis sie nach längerer Knechtschaft oder mancherlei abenteuerlichen Fahrten wieder in ihre Heimat zurückkehren, ihre Mutter befreien von. einem lästigen Bedränger, den Usurpator vertreiben und nun als rechtmäßige Erben den Thron besteigen, um dann meist eines ungewöhnlichen Todes zu sterben. Dies ist der gemeinsame Rahmen, in den sich das wechselvolle Leben eines Perseus, Herakles, Theseus, Siegfried, Wolf Dietrich, Kyrus, Krishna (um nur die Hauptvertreter anzuführen) leicht einfügen läßt. Diese Heroen erscheinen auch meist als Kulturgründer, vielfach auch als Bringer des segenspendenden Feuers, ein Moment, worin z. B. der hellenische Prometheus mit dem polynesischen Maui auffällig (selbst bis ins Detail hinein) zusammentrifft. Die nord- und südamerikanischen Völkerschaften liefern dafür noch weitere Belege und Parallelen. Oefter genießen auch die niederen Götter gegenüber der großen umfassenden Gottheit, die den Bitten der Sterblichen unnahbar in den Wolken thront, besondere Verehrung, da sie sich um die Kleinigkeiten des tagtäglichen Lebens mehr kümmern. Dieselben Uebereinstimmungen lassen sich, wie der oben angeführte Ratzel erklärt, auch auf dem Gebiet des Märchens und der Sage konstatieren: Die Aehnlichkeiten sind auf diesem Gebiet so häufig, daß selbst Beobachtern, welche gar nicht einmal weit um sich sahen, solche Anklänge auffielen. Hartt, der eine Sagensammlung des Amazonengebietes anlegte, fand sofort die Schwanenjungfrau, den Werwolf, das Ueberholen im Wettlauf eines schnellen Tieres (Hirsch) durch ein langsameres (Schildkröte) heraus. Und sie sind nicht vereinzelt, sondern treten in ganzen Mythenbauten und Sagenkreisen auf, wie Bleek einen im „Reineke Fuchs in Afrika" dargestellt hat. Die Einkleidungen mögen von Ort zu Ort wechseln, wesentlich bleiben zwei Dinge zu beachten: der unverwüstliche Grundgedanke und die zufällig in diesem oder jenem Teil unverändert erhaltenen Einzelheiten der Einkleidung. Ideen scheint der Mensch in unbeschränkter Menge und Mannigfaltigkeit erzeugen zu können; und man mag dann an spontane Entstehung gleichartiger Ideen in weitentlegenen Kreisen glauben. Wenn einst eingehende Forschungen nachweisen sollten, daß neben der Armut an materiellen Gütern der Reichtum an Gedanken in Märchen und Sagen bei den Buschmännern überraschend sei, so würden wir darin nichts Erstaunliches sehen (Anthropogeographie II, 718).

Nebenbei bemerkt, haben gerade in der letzten Zeit die sorgfältigen Untersuchungen der amerikanischen Folkloristen und Anthropologen (von der Tätigkeit des berühmten Smithsonian Institution in Washington noch ganz abgesehen) sehr viel interessantes Material zutage gefördert. Das ist um so bedeutsamer, als hier, wie überall, wohin die moderne Civilisation mit ihrem nivellierenden Einfluß gelangt, die originellen Blüten einheimischer Gesittung rettungslos absterben. Endlich bedarf es noch einiger Worte, um zu erklären, inwiefern wir die Mythologie unmittelbar in den Rahmen der religionswissenschaftlichen Untersuchung gezogen haben. Vom Standpunkt der Völkerkunde aus lassen sich nämlich beide Gebiete beim besten Willen nicht voneinander trennen; ursprünglich bilden Mythologie, Kultus und religiöse Anschauungen ein unteilbares Ganzes. Die ganze Natur erscheint den

Stämmen niederer Gesittung als eine fortwährend sich erneuernde Schöpfung göttlicher Kräfte und Persönlichkeiten, die zu den Menschen in einem unmittelbaren Verhältnis stehen; deshalb gilt es, durch Opfer, Zeremonien und Gebete ihre Gunst zu erkaufen, und eben aus diesem Grunde spielt der Zauberer und Priester bei ihnen eine so bedeutungsvolle Rolle. Die eigentlich ethischen Anforderungen, die wir an das Wesen und den Begriff der Gottheit knüpfen, sind stets erst ein relativ spätes Ergebnis, ein Anzeichen übrigens, daß erst vertiefte Erkenntnis höhere sittliche Ideale vorbereitet. Wenn auch ein ursprünglicher Dualismus selbst bei den Naturvölkern nicht geleugnet werden kann, so charakterisiert sich doch dieser Gegensatz durch die Beziehung des Nützlichen zum Schädlichen so harmlos, daß eben eine schärfere Kritik hier nicht zu ihrem Recht kommt. Auch hier können wir uns nicht auf eine genauere Darlegung der verschiedenen gottesdienstlichen Formen einlassen, es muß genügen, wenn wir bemerken, daß auch hier durchaus typische Züge wiederkehren, so z. B. im Opfer, dessen Grundcharakter sich als eines Druckes, der auf die Gottheit nach dem Schema: Do, ut des, ausgeübt wird, vom Fetischismus an sich bis auf unsere Tage getreu erhalten hat.

Ebenso bezeichnend ist die Bedeutung der überall gleichartigen Fasten und Gelübde von den Mokisso und Quixille in Afrika an durch das Judentum hindurch bis in den Katholizismus hinein, der in seiner ganzen Organisation noch manche Reste uralter volkstümlicher Anschauungen erhalten hat. In den höheren Religionen (so im Brahmanismus, bei Zoroaster, bei den Aegyptern, Juden usw.) ist dann die Wirksamkeit des Wortes als eines unwiderstehlichen dämonischen Zaubermittels in der Hand geschickter und herrschsüchtiger Priester ins Unglaubliche gewachsen, nebenher geht die spekulative Verwertung dieses Begriffs, besonders in der Lehre von der Weltschöpfung. Daß sich der Kultus endlich zufolge der umfassenden animistischen Weltanschauung der Naturvölker auf die ganze Fülle der Wirklichkeit bezieht und daß er somit in Stein-, Baum-, Wasser-, Erde-, Feuer-, Tierkultus und andere Formen zerfällt, mag nur beiläufig bemerkt werden; charakteristisch ist besonders für die ungemein hohe Wertschätzung, welche den Tieren zuteil zu werden pflegt, das innige sympathetische Verhältnis zwischen beiden Welten, die kaum durch eine geringe Stufe voneinander getrennt sind. Die bekannte Lehre der Metempsychose, ja der Inkarnation der Gottheit in Tierleibern, das buntschillernde Reich der Märchen, das nicht, wie man sich wohl einbildet, lediglich und von Anfang an bloßes ästhetisches Spiel gewesen ist, legt von diesem Glauben ein nur zu beredtes Zeugnis ab. Dazu gehört, um noch einen Beleg anzuführen, der indianische Totemismus, d. h. die Anerkennung eines bestimmten Tieres als Schutzgottes für einen Stamm.

Eine zweite sehr reiche Fundgrube für die Untersuchung bietet das Studium der Sitten und Gebräuche, die, je mehr wir uns den Stufen primitiver Gesittung nähern, einen religiösen Charakter tragen. Schon die ursprüngliche, auf Blutseinheit gegründete Geschlechtsgenossenschaft bietet für diese Einheit religiöser und rechtlicher Anschauungen einen schlagenden Beleg. Man denke nur an die eine so äußerst wichtige Institution der Blutrache, die, für die Konsolidarität

des ganzen Verbandes so unentbehrlich, sich zugleich als eine rechtliche (durch die Mitgliedschaft des Stammes gebotene) und als eine religiöse, d. h. sakral begründete Pflicht ausweist. Alle für das individuelle und soziale Leben bedeutsamen Ereignisse werden ganz von selbst zu Anlässen einer Sanktionierung, eines offiziellen Kultus. Einige Andeutungen in dieser Richtung mögen genügen; Krieg und Frieden, Jahresfeste, Erntefeierlichkeiten, Geburt und Erziehung, die so wichtige Pubertätsweihe, Verheiratung und Tod, die besonderen Vereinigungen der wehrfähigen Männer, die sogen. Geheimbünde, von denen die höhere Kultur nur noch einen schwachen Abglanz in der mittelalterlichen Vehme kennt, alles das gehört in denselben Rahmen. Man sollte auch (nebenbei bemerkt) nicht soviel unnütze Liebesmüh mit der völlig unsicheren Bestimmung verschwenden, ob irgend eine Institution oder Sitte ursprünglich religiös oder rechtlich gewesen sei, — beides fällt eben für die Naturvölker zusammen, und erst die spätere Entwicklung hat durch immer stärkere Differenzierung einen Gegensatz hervortreten lassen.

Die dritte Quelle endlich für die vergleichende religionswissenschaftliche Untersuchung, wo nicht mehr, wie bisher, die Völkerkunde ihre Beihülfe leisten kann, ist das Studium der heiligen, d. h. für eine größere oder geringere Menge von Gläubigen als rechtskräftig anerkannten Bücher, wie sie in der Hauptsache Asien hervorgebracht hat, speziell die fünf Länder: Indien, Persien, China, Palästina und Arabien. Indien, die Heimat allein von vier Religionen (der Brahmanismus, der nördliche und südliche Buddhismus und der Jainismus, ein Seitenschößling des letzteren) nimmt in diesem Kreise unzweifelhaft die erste Stelle ein, zunächst durch die in verschiedene Rezensionen zerfallende Veden, dieser ältesten Urkunde vom Glauben unserer indogermanischen Vorfahren (die wichtigste Gruppe bildet der Rigveda = sanhitâ, welcher die ältesten religiösen Gesänge enthält). Auf genauere Ausführungen dürfen wir uns auch an dieser Stelle nicht einlassen, wir wollen nur noch nach Max Müller die Zahl der auf schriftliche Urkunden begründeten Religionen hinzufügen, es sind ihrer acht, nämlich folgende: 1. die vedische, 2. der Buddhismus, 3. die Zoroasterlehre des Avesta, 4. die Lehre von Confucius, 5. der Tâoismus, 6. das Judentum, 7. das Christentum, 8. der Islam.

Alle diese Religionen schreiben ihr Dasein her von einzelnen hervorragenden Männern, ihren Stiftern, wie der gewöhnliche Ausdruck lautet; nun wird man schwerlich heutigestags noch der abenteuerlichen Vorstellung einer übernatürlichen Offenbarung huldigen, die aller geschichtlichen und psychologischen Kontinuität widerstreitet, noch ganz davon abgesehen, daß die betreffenden Urkunden zum Teil so umfassend sind, daß selbst der schreibseligste Gelehrte sie nicht zu verfassen imstande gewesen wäre. Man bedenke nur, daß der buddhistische Kanon aus 275 000 Zeilen besteht, jede Zeile zu 32 Silben gerechnet, daß eine siamesische Uebersetzung 3683 Bände füllt und eine tibetanische 325 Bände, deren jeder in der Pekinger Ausgabe vier bis fünf Pfund wiegt. So sehr nun auf der einen Seite der Zusammenhang des Individuums und des sozialen Niveaus auch für religiöse Wandelungen und Epochen von Bedeutung ist, so wenig kann und darf man auf der anderen das Wesen und die Wirksamkeit der Genies,

die sich turmhoch und unvergleichlich über ihre Mitmenschen erheben, auch in dieser Sphäre verkennen. Das wahrhaft Schöpferische besteht bei ihrer Tätigkeit in einer ungeahnten Fortbildung bislang verkannter Elemente und Anschauungen, die durch diese Umgestaltung in das Zentrum des geistigen Lebens rücken und dadurch den Anschein des Neuen gewinnen. Dadurch ist zugleich eine planmäßige Ausscheidung unfruchtbarer und schädlicher Bestandteile der Ueberlieferung geboten, so daß deshalb alle Reformatoren ganz von selbst als Feinde der bisherigen Organisation erscheinen, — die Geschichte der Religionen liefert hierfür nach allen Seiten hin, zum Teil sehr traurige, Beispiele und Belege. Im gewissen Sinne ist ein solcher religiöser Genius der schärfste und individuellste Ausdruck einer Stimmung, Gesinnung und Weltanschauung, der sich überhaupt denken läßt, und anderseits bekundet sich seine weltumfassende Macht gerade durch die sozialpsychologische Erkenntnis und Kraft, weil er eben die tiefsten und allgemeinsten Triebfedern der menschlichen Natur erfaßt. Denn die Religion, gleichsam Herzenssache des einzelnen, das allerpersönlichste Gut, ist doch ihrer ganzen Anlage und Wirksamkeit nach ein sozialer Faktor von eminenter Tragweite, das umfassendste kollektive Element, das sich denken läßt.

Wir haben im vorstehenden mit einigen flüchtigen Strichen die schier ungeheure Fülle des Materials gekennzeichnet, die nach unserer Meinung eine gewissenhafte, objektive Forschung nicht übergehen darf. Es verbietet sich nun von selbst, hier in eine detaillierte Besprechung einzutreten — es ist das eben Sache der wissenschaftlichen Bearbeitung selber —, im allgemeinen wird man, wie in jeder historischen und soziologisch-psychologischen Darstellung die spezifischen, eigenartigen Verhältnisse und Züge von den stets wiederkehrenden typischen Erscheinungen sondern müssen, um schließlich der Aufgabe der Religionswissenschaft überhaupt zu genügen, sowohl die Entwicklung der religiösen Anschauungen als auch das Wesen, den Ursprung und gewisse allgemeine Elemente im religiösen Glauben durch die psychologische Analyse festzustellen; dies werden wir nunmehr zu bestimmen haben.

Der erste Teil des Programms, soweit ausschauend er auch ist, birgt verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten, wenigstens nicht prinzipiell; es handelt sich hier zunächst nur um eine objektive Aufnahme und Klassifizierung der verschiedenen Formen der religiösen Entwicklung, beginnend mit den niedrigsten Stufen, wo noch kaum ein Funken sittlicher Gesinnung und vernünftiger Auffassung erscheint, bis zu den erhabensten monotheistischen Weltanschauungen, die die zartesten Regungen des menschlichen Herzens und die tiefsinnigsten Ahnungen unseres Denkens gleichmäßig zum Ausdruck bringen. Aber diese Bezeichnungen umfassen, wie alle Abstrakte, eine ganze Fülle konkreten, in und unter sich verschiedenen Lebens; man vergleiche einmal daraufhin das Weltbild eines Negers und eines Griechen etwa aus der homerischen oder gar perikleischen Zeit, die beide mit dem Namen naturalistisch belegt werden dürfen! Gewiß ist das maßgebende Prinzip in beiden Fällen dasselbe, nämlich die animistische, anthropomorphe Auffassung der Dinge und Kräfte, aber wie unendlich viel gröber, materieller, sinnlicher spiegelt sich eben dieser selben

Auffassung die Welt in Afrika als in Griechenland! Man vergißt eben nur allzu häufig, bei diesen allgemeinen Schemata die besondere völkerpsychologische Eigenart mit in Rechnung zu stellen, ein Versäumnis, unter dem die ganze Betrachtung naturgemäß leidet. Außerdem muß man sich wohl gegenwärtig halten, daß selbst der blödeste Fetischanbeter seine Verehrung nicht dem Klotz oder Stein als solchen weiht, sondern der darin verkörperten Kraft, was schon daraus hervorgeht, daß die Gottheit ihren jeweiligen Wohnsitz beliebig verändert, weshalb dann der bisherige heilige Gegenstand als völlig wertlos weggeworfen wird. Selbstverständlich liegt hier aber keine bewußte Unterscheidung vor, wenigstens nicht in der bei weitem größeren Mehrzahl der Fälle, sondern diese Scheidung und Trennung des Zufälligen vom Notwendigen und Stetigen ist lediglich eine instinktive, vom Gefühl beherrschte, während die Reflexion, wie immer, so ganz besonders beim Naturmenschen, sich erst nachträglich einstellt[1]).

Im übrigen ist diese Entwicklung nicht so zu verstehen, daß mit dem bekannten Schema: Fetischismus, Schamanismus, Polytheismus usw. eine allgemeine, für jeden einzelnen Fall genau abgegrenzte Stufenfolge dargestellt wäre, vielmehr herrschen je nach Lage der Sache bald diese, bald jene Richtungen vor. Es hat nie eine konkrete, fast möchte man sagen, historische Religionsform gegeben, die nur aus Fetischismus bestanden hätte und anderseits entbehrt kaum eine, nicht einmal unser hochgelobtes christliches Bekenntnis fetischhafter Elemente. Man kann umgekehrt sagen, und das stimmt auch mit dem logischen Begriff einer echten, psychogenetischen Entwicklung überein, daß auch die niedrigste und dürftigste Stufe im Keime, der unter günstigen Bedingungen eben zur Entfaltung gelangt, alle späteren Gebilde in sich enthält. Aber, wie gesagt, selbst unsere mit stärksten ethischen Accenten gefestigte Religion entbehrt durchaus nicht, wie die einfachste psychologische Analyse des Kultus, ja des Dogmas lehrt, magischer Mittel und Kräfte, die für den Naturmenschen anscheinend den ganzen Bestand seiner religiösen Welt ausmachen. Endlich erhärtet sich durch diese Perspektive auch die große Wahrheit, daß die jeweiligen Unterschiede in der Prägung der religiösen Ideale keinen absoluten, sondern nur einen relativen Wert beanspruchen können. Die Geister werden zu Göttern, ohne daß dadurch ein unüberbrückbarer Gegensatz geschaffen würde, vielmehr gestaltet sich gemäß der wachsenden intellektuellen Bildung aus dem ursprünglichen Chaos blind durcheinander wogender Persönlichkeiten eine gewisse Ordnung heraus, die der sozialen Organisation entspricht. Der ursprünglich lediglich oder doch zum größten Teil materiell aufgefaßte Dualismus wird allmählich

---

[1]) Damit verträgt sich übrigens wohl eine halb kindliche, halb raffiniert schlaue Ausbeutung des Fetisches, wie sie Bastian auf einer seiner ersten Reisen beobachtete, wo es sich um den Nachweis eines Diebstahls handelte: „Der arme Gott schien mir seine Berühmtheit etwas teuer erkauft zu haben, denn er erhielt schon im voraus unbarmherzige Schläge, damit er ja nicht die Sache auf die leichte Achsel nähme. Nachdem sich der Zauberer in den exaltischen Zustand prophetischen Hellsehens gearbeitet hatte, verkündete er den Zuschauern mit dem Tone zweifelloser Bestimmtheit, daß sie das Messer am nächsten Morgen an der Seite des Fetisches wiederfinden würden" (San Salvador, S. 61). Die Sache liegt hier außerdem so, daß es sich um die Manipulation eines um sein soziales Ansehen bangenden Zauberpriesters handelt, der selbstredend kein Mittel unversucht lassen darf.

ethisch vertieft und manche schreckhafte, phantastische Züge verblassen mehr und mehr, wenn auch noch weit in die Zeiten höherer Gesittung hinein der Wert des Menschenlebens auch in der Religion nicht sehr hoch gehalten wird, — die Kindesopfer und andere Ueberlebsel aus blutigen Zeiten sind dafür nur allzu beredte Zeugnisse.

Außerdem lassen sich nun noch anderweitige Abweichungen und Richtungen in der Entwicklung unterscheiden; bisweilen wird der Gegensatz des Menschlichen und Göttlichen absichtlich auf die Spitze getrieben und somit die anthropomorphe Anschauung möglichst unterdrückt, höchstens gibt es noch in der Person besonderer göttlicher Inkarnationen eine Vermittelung zwischen beiden Welten; umgekehrt verliert sich auch dieser Kontrakt und Widerspruch, so daß der Mensch aus eigener Kraft und Erkenntnis zur Gottheit aufsteigt. Dafür ist der ursprüngliche Buddhismus ein leuchtendes Beispiel.

Aus dieser induktiven völkerpsychologischen Untersuchung erwächst nun ganz organisch die zweite, eigentlich recht wissenschaftliche Aufgabe, den Ursprung und Gehalt, das Wesen der Religion zu bestimmen. Nicht rein spekulativ, dann würden wir zu leeren Idolen kommen, aber auch nicht ohne besonnene Anwendung unseres, die Fülle aller konkreten Einzelheiten überblickenden Denkens. Es würden sich in erster Linie, wie für alle sozialpsychischen Schöpfungen, so auch für die Religion gewisse allgemeine Entwicklungsgesetze ergeben, die ohne Rücksicht auf den jeweiligen Inhalt sich rein formal in dem Verlauf betätigen. Der Einfluß der Kultur im allgemeinen auf die Religion, der stetige Prozeß einer Assimilierung und Umbildung gewisser Urelemente, die engere Beziehung des Religiösen zum Sittlichen und andere Momente mehr gehören in diesen Rahmen. Ein sehr wichtiger Punkt, der auch für die Gegenwart ein unmittelbares Interesse besitzt, ist die Frage nach der sozialen Bedeutung der Religion, die sich höchst instruktiv in den verschiedenen Entwicklungsphasen verfolgen läßt; wir brauchen nur an das Verhältnis der Kirche zum Staat zu erinnern, um die ganze Tragweite dieses Problems damit zu veranschaulichen. Soziologisch genommen ist freilich der wechselvolle Kampf, der sich zwischen einer immer wachsenden Differenzierung und der doch sich wieder geltend machenden Tendenz nach Einheit und Zentralisation abspielt, vielleicht ebenso bedeutsam. Ein weiteres äußerst wichtiges Problem umschließt den so vielumstrittenen Ursprung der Religion. Zunächst ist es geraten, sich vor allzu weitgehenden Erwartungen zu hüten; wir können nach Lage der Dinge nicht hoffen, die Geburtsstunde der Religion mit mathematischer Genauigkeit festzustellen und gleichsam eine vorreligiöse Epoche der Menschheit davon abzutrennen. Aus psychologischen Erwägungen sowohl wie auch aus allen empirischen Nachweisen geht unzweideutig die Tatsache hervor, daß wir in der Religion eine soziale Erscheinung zu erblicken haben. Wie weder Wissenschaft noch Erfahrung von einem isolierten Urmenschen wissen, wie vielmehr unsere ganze prähistorische Kenntnis von einer, sei es auch noch so kümmerlichen sozialen Gruppe ausgeht, so hat es auch im gewissen Sinne stets Religion gegeben.

Wenn wir trotzdem die oben gestellte Frage aufwerfen, so kann das nur etwa folgenden Sinn haben: Welche Faktoren müssen wir

in unserer psychologischen Rekonstruktion als besonders wirksam denken, um eine religiöse Anschauung zum Unterschied von einer rechtlichen oder künstlerischen ins Leben treten zu lassen? Es handelt sich somit um eine recht heikle und unsichere, durch kein untrügliches Experiment zu beweisende Hypothese — daher die so merkwürdig kontrastierenden Antworten, die deshalb nicht an wissenschaftlicher Gediegenheit gewinnen, weil sie nicht selten mit verblüffender Sicherheit und Ueberzeugungstreue vorgetragen werden. Die Furcht vor den grausigen, übermächtigen Naturgewalten, der unersättliche Kausalitätsdrang, der uns eine sei es auch noch so unzulängliche Antwort auf alle Rätselfragen des Daseins aufnötigt, die so begreifliche Personifizierung der eigenen menschlichen Gefühle und Begehrungen oder mehr idealistisch die Empfindung des Unendlichen usw., alles mögliche ist hier in Rechnung gestellt und versucht worden. Wir müssen gestehen, daß alle diese Versuche deshalb unzureichend sind, weil sie eben nur eine Seite des ganzen Prozesses betonen; weder das Nachdenken als solches, noch die Angst und Verwirrung des Menschen gegenüber der Allmacht der Natur, noch das Verlangen und die Begehrlichkeit seines Herzens allein hat die Götter und die Religion geschaffen, sondern alles zusammen ließ in Verbindung mit einem freilich völlig unbewußten Gefühl einer über die beschränkte Persönlichkeit hinauswirkenden Kraft das Wundergebilde der Religion entstehen, in dem ein alles sonstige Verstehen und Begreifen weit übersteigender Glaube heimisch ist. Man muß sich außerdem erinnern, daß dem Naturmenschen alle mechanische Erklärung völlig unzugänglich ist, daß er sich deshalb nur an die konkrete Anschauung hält, wie sie ihm das körperliche Leben bietet, daß ihm Tod, Zerstörung seiner Persönlichkeit oder gar der ganz hohle Begriff des Nichts durchaus unverständliche Dinge sind. Und endlich überträgt er ja nur bei Lichte besehen das eigene, ihm lediglich vertraute seelische Dasein mit allen einzelnen Funktionen, nur noch unendlich gesteigert und vergrößert, auf die religiöse Idealwelt, die somit als psychologische Projektion seines Inneren, das dieser Erweiterung und Ergänzung bedarf, gefaßt werden könnte. Ein Mensch ohne Religion, d. h. ohne Glauben an Kräfte und Gestalten, deren Wirksamkeit er in seiner Hülflosigkeit und Phantastik auf Schritt und Tritt zu spüren vermeint, wäre somit ein Rätsel in der organischen Entwicklung. Soll aber eine besondere geistige Kraft namhaft gemacht werden, die hierbei mehr in Betracht käme als andere, so ist es das Gefühl, das Gemüt und nicht, wie man naturwissenschaftlich immer noch meint, der Verstand, das Fragen nach den Ursachen. Und ist dies auch, wie wir gern zugestehen wollen, vorhanden, so erfolgt es doch, und das ist entscheidend, nicht aus wissenschaftlichen, erkenntnistheoretischen, sondern umgekehrt aus rein praktischen Bedürfnissen, auf höheren Entwicklungsstufen aus einer Sehnsucht nach Ruhe und Befriedigung.

Selbstverständlich ist eine absichtliche, planmäßige Schöpfung der Religion seitens des Menschen ausgeschlossen, es gilt für uns lediglich, den Mutterboden für diese organische Entfaltung des menschlichen Geistes nach einer bestimmten Richtung hin zu bezeichnen, und dieser muß in der eben beschriebenen Stimmung gesucht werden, die über

das Empirische und Beschränkte des augenblicklichen Zustandes, der gegenwärtigen Not und Angst nach einer Befreiung und (um den schärfsten Ausdruck zu gebrauchen) Erlösung verlangt. Das sind die ekstatischen Höhepunkte, die in ihrer ganzen Erhabenheit allerdings nur von einzelnen besonders veranlagten Individuen genossen werden, indem sie sich durch die vielfach geschilderte unio mystica eins fühlen mit der von ihnen lebendig empfundenen Gottheit[1]). Auch für unsere weit fortgeschrittene Bildung besteht, wie man sich leicht überzeugen kann, noch diese Nötigung zu einer solchen supranaturalen Ergänzung, die an und für sich genommen durchaus nicht in das Nebelmeer der schwärmerischen Mystik auszumünden braucht. Denn auch unser Wissen ist und bleibt Stückwerk, wir sind eben eingeschlossen in die Schranken von Raum und Zeit, all unsere Erkenntnis dringt nur bis zu einer bestimmten Grenze, wo Hypothesen die Stelle von Beweisen einnehmen, und vor allem ist es uns nicht vergönnt, wonach wir bezeichnenderweise doch streben, von unserem beschränkten Standpunkt aus das Universum, „alle Wirkungskraft und Samen" zu schauen.

Hier tritt der religiöse Glaube, der seinerseits noch durch unendlich viele, fein verzweigte praktische Beziehungen des Lebens und Handelns gefestigt ist, in seiner bedeutungsvollen Ergänzung des sonst lückenhaften Weltbildes rettend ein und bewahrt den Menschen vor Skeptizismus und trostlosem Pessimismus. Es ist deshalb wahrlich kein Zufall, wenn gerade die Religion von den ältesten Tagen der Menschheit an bis auf unsere Gegenwart trotz aller Angriffe und Mißachtung eine zentrale Stelle unter den geistigen Mächten einnimmt. Wie bereits früher angedeutet, sind ursprünglich Religion, Mythologie und Kultus ein untrennbares Ganzes; auch Recht, Sitte und nicht minder die Kunst trugen anfänglich ein ausschließlich religiöses Gepräge. Der Madonnentypus in der neueren Kunst ist ein Beleg dafür, daß auch später diese Beziehung durchaus nicht abgeschwächt ist. Selbst die Wissenschaft (freilich durchaus nicht immer zu ihrem Vorteil) kann diese Verwandtschaft nicht verleugnen. Wie gesagt, auch für uns besteht noch die Berechtigung der Religion als einer sozialen Triebfeder ersten Ranges mit ungeschwächter Kraft fort und alle so ruhmredig angepriesenen Surrogate vermögen nicht ihren eigentlichen Gehalt zu ersetzen. Freilich muß man nicht so verblendet sein, denselben in gewissen abstrakten, toten Formeln und Dogmen zu suchen, dann zerstört man unwissentlich die wahre Religiosität, wie die traurige Geschichte der christlichen und anderer Kirchen nur allzu klar gezeigt hat; es wird deshalb unsere letzte Pflicht sein, das Wesen der Religion einer kurzen kritischen Prüfung zu unterziehen.

---

[1]) Man glaube nicht, daß dies nur ein Vorrecht höherer Kulturstufen sei; nur die Formen und Erscheinungen wechseln, der Grund und Gehalt bleibt derselbe. Vergleiche z. B. den Bericht von einem ekstatischen Traumbild, durch das ein junger Indianer durch den großen Geist zu seiner künftigen Laufbahn berufen wird (Bastian, Zur naturwissenschaftl. Behandlungsweise der Psychologie durch die Völkerkunde, Berlin, 1883, S. 138 ff.); nur ist hier natürlich alles nach Lage der Sache gröber und materialistischer gefaßt, als z. B. bei den eigentlichen Mystikern und Heiligen der Kirche.

Die Religion ist, wie wir sahen, ihrer ganzen Geschichte nach eine soziale Funktion, ohne die eine Entwicklung des Menschengeschlechts völlig unmöglich wäre; sie ist deshalb auch ein unentbehrliches Bedürfnis des menschlichen Geistes trotz aller Verirrungen und Verunstaltungen, die auch ihr nicht erspart geblieben sind. Jene eigenartige Stimmung, welche für die Entfaltung gerade religiöser Gefühle maßgebend ist, wie wir sahen, ist auch öfter als Frömmigkeit bezeichnet, jedenfalls besteht sie in einer gewissen Ehrerbietung höheren Mächten gegenüber, denen sich der Mensch unterworfen fühlt. Dieser elementare Bestandteil läßt sich z. B. auch im sittlichen Empfinden nachweisen und zwar in schrankenloser Allgemeingültigkeit. So stark die ethischen und religiösen Ideale der einzelnen Völker voneinander abweichen mögen, so lassen sie sich doch sämtlich auf diese Grundwurzel, diese primitive, auf allen Gesittungsstufen wirksame Gemütsregung zurückführen, die wir deshalb auch für die Religion in gleicher Weise in Anspruch nehmen. Nicht minder verschiedenartig mögen die Motive gewesen sein, die in den einzelnen Taten der menschlichen Entwicklung zu dieser ehrfürchtigen Stimmung und Haltung des Gemütes geführt haben; anfänglich wirkte unzweifelhaft Angst und Schrecken dabei mit ein, bis eine geklärtere Erkenntnis ruhige Ergebung und selbstgewollte Anerkennung einer überlegenen Kraft an die Stelle treten ließ. Aber die Grundstimmung eines Abhängigkeitsgefühles, wie es Schleiermacher schildert, ist dieselbe, und ohne diese ist Religion ein Unding, in der Tat nur eine schlaue Erfindung herrschsüchtiger Priester, wie das 18. Jahrhundert vermeinte.

Im übrigen entspricht aber auch, wie eine kurze Ueberlegung lehrt, eine solche Unterordnung des Individuums seiner psychischen Bestimmung und zugleich den Grundgesetzen seiner geistigen Entfaltung, weil eben ohne eine solche Einschränkung seiner Persönlichkeit ein organischer Fortschritt auf geistigem Gebiete unmöglich wäre (das gilt z. B. in erster Linie von der Erziehung). Nun hängt zwar, wie wir uns überzeugten, Religion und Sittlichkeit eng zusammen und des weiteren Religion auch mit dem ganzen praktischen Leben der Völker, aber trotzdem greifen die religiösen Anschauungen stets über diesen engeren Rahmen hinaus in das Gebiet des Unendlichen, Unfaßbaren, rein Idealen, das der einfachen Verstandestätigkeit entzogen bleibt.

Wundt erklärt: Religiös sind alle diejenigen Gefühle und Vorstellungen, die auf ein ideales, den Wünschen und Forderungen des menschlichen Gemütes vollkommen entsprechendes Dasein sich beziehen. Da die Erfahrung höchstens entfernte Annäherungen an ein solches Ideal darbieten kann, so lebt es zunächst nur in der Vorstellung des Menschen; es ist ein Erzeugnis seiner Phantasie und seines Gefühls, und deshalb dient vor allem das künstlerische Schaffen, das von frühe an die sinnliche Wirklichkeit zu idealisieren bestrebt ist, gleichzeitig der Aeußerung und der Erweckung religiöser Gefühle (Ethik S. 41). Durch den unvermeidlichen Gegensatz mit der Not des gewöhnlichen Lebens erhält dieses Idealbild selbstredend ganz von selbst die leuchtendsten Farben — besonders sind dahin die bekannten Paradiesvorstellungen der Völker zu rechnen —, auch hier tritt erst später eine ethische Läuterung der betreffenden Anschauungen ein, so daß die Erlösung aus den Fesseln des Leibes, aus der Hinfällig-

keit und Bedürftigkeit unserer materiellen Existenz das eigentliche Ziel dieser religiösen Sehnsucht wird, was dann wieder, wie leicht ersichtlich, zur Mystik führt. Beziehen wir aber diese Stimmung und Gesinnung, wie es bei dem konkreten Naturell des Menschen auf den ersten Entwicklungsstufen sich ganz von selbst versteht, auf einzelne übermächtige Naturgewalten, auf Persönlichkeiten, so ist diese ehrfürchtige Scheu, die in Opfer und Gebeten ihren ebenbürtigen Ausdruck findet, doppelt begreiflich. Und abermals läßt sich dieselbe Entwicklung beobachten; während es sich anfänglich meist[1]), wenn nicht durchgehends, um bloße Abwehr drohender Gefahren handelt, die schadenbringenden Götter besänftigt werden usw., ringt sich erst ganz allmählich eine reinere und höhere Auffassung durch, welche in einer freien, nicht durch mechanischen Druck erzwungenen Anbetung zum Durchbruch kommt.

Im übrigen ist es aber recht gleichgültig und nebensächlich, ob wir schließlich eine haarscharfe Definition des vielumstrittenen Religionsbegriffs zutage fördern; nicht nur bei den Ethnologen, sondern fast ebenso sehr bei den Philosophen hat der Zank um seligmachende Formeln Schaden angerichtet, statt die Untersuchung weiter zu bringen. Die Hauptsache ist, daß wir in der Erklärung den Nachdruck auf das Gefühl und nicht auf den Verstand und Willen legen, mag man den eigentlichen Kern der Religion in der eben beschriebenen ehrerbietigen Gesinnung, in Demut, Anbetung, Frömmigkeit oder gar in dem Bewußtsein der geistigen Einheit des Menschen und Gottes finden; bei all diesen Ausdrücken kommt es nicht so sehr auf einen abgeschlossenen Tatbestand, sondern auf die psychologische Erfassung der betreffenden Gefühle auf den verschiedenen geistigen Entwicklungsstufen an. Denn auch hier kann nur eine behutsame psychologische Vergleichung und eine damit Hand in Hand gehende Analyse der einzelnen geschichtlichen Erscheinungen zum Ziele führen. Solcher Arbeiten sind neuerdings verschiedene unternommen, zum Teil von abweichenden Standpunkten aus, die somit dogmatisch sich als verhängnisvolle Marksteine für die ganze Untersuchung erwiesen, aber meist doch in derselben Richtung, d. h. zunächst mit der Absicht, das zuständige Material seinem ganzen Umfange nach tunlichst zu berücksichtigen und dann erst mit dem Bestreben, das leitende Entwicklungsgesetz in der Flucht der Erscheinungen ausfindig zu machen. Es ist nur sehnlichst zu wünschen, daß sich in dieser schwierigen Aufgabe Ethnologen, Theologen und Philosophen, als die drei gleichmäßig beteiligten Forscher, begegnen und zu ihrer Bewältigung die Hand reichen mögen, anstatt, wie bislang häufig, sich gleichgültig einander gegenüber zu stehen oder gar in fruchtlosen und erbitterten Fehden zu bekämpfen.

---

[1]) Es ist übrigens beachtenswert, daß gelegentlich auch bei den Naturvölkern idealere Richtungen in Gebeten zum Ausdruck gelangen; so führt Brinton einige solcher Formeln auf, die bei den Peruanern und Mexikanern in Gebrauch waren und die sich kaum von christlichen Gelübden unterscheiden lassen (The Myths of the New World, III. Aufl., Philadelphia, 1896, S. 341 ff.).

Eine Theorie des Völkertodes.

Dr. M. H. Hartung.

Eine prinzipielle Umwandlung in der Geschichtsphilosophie bereitet sich von seiten jener Forscher vor, die in der Geschichte einen Naturprozeß erblicken und die auf- und absteigenden Stufen der Kulturentwicklung auf die „stillen, aber unausgesetzt wirkenden Kräfte populationistischer, volkswirtschaftlicher und gesellschaftlicher Art zurückführen, von denen schließlich trotz alledem und alledem die Geschicke der Völker endgültig bestimmt werden". Das Hauptgewicht ist dabei auf die „populationistischen Kräfte" zu legen, denn an ihrer Hemmung und Förderung finden die gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Faktoren einen Maßstab ihrer Bedeutung.

Die statistische Methode der sogen. „Demographie" unterrichtet uns über die zahlenmäßigen Veränderungen in den Geburten, Todesfällen, Eheschließungen, Altersschichtungen einer Bevölkerung oder Population. Aber dies genügt nicht, es müssen auch die qualitativen Veränderungen in Betracht gezogen werden, um die in einem Volk vorhandene physische und geistige Leistungsfähigkeit in ihrer Blüte und Entartung zu verfolgen. Kurz, es muß die biologische Methode herangezogen werden, um nach ähnlichen Gesichtspunkten, wie die Zoologie die Entstehung, Wandlung und Vernichtung einer Tiergattung untersucht, auch die Geschicke der Völker unserem Verständnis zu erschließen.

Die bei einem Ueberblick über die Kulturgeschichte in die Augen springende Erscheinung von dem Auftreten und dem Verschwinden ganzer Völkerschaften ist für den Historiker immer ein anziehendes Problem gewesen. Freilich ist man früher selten über eine moralisierende Betrachtung hinausgekommen, bis Gobineau versuchte, die Völkerentartung auf eine Vermischung der höheren mit niederen Rassen zurückzuführen. Aber Gobineau verschob nur das Problem. Er war zu sehr ein Gegner der naturwissenschaftlichen Denkweise, als daß er auch die Frage nach den letzten Ursachen des Verfalls aufgeworfen, geschweige beantwortet hätte.

Erst Darwin hat diesen Schritt getan und „Licht auf die Geschichte des Menschen" geworfen. Im Anschluß an seine epochemachenden Untersuchungen sind dann nicht wenige Versuche gemacht worden, Völkertod und Dekadenz nach biologischen Gesichtspunkten zu beleuchten. Wir erinnern hier besonders an Jacoby, Lapouge, Ploetz. Die Zahl dieser Versuche ist neuerdings um eine Arbeit vermehrt worden, die trotz mancher Mängel Anspruch auf kritische Beachtung verdient, das Buch von Franz Krauß „Der Völkertod", das eine „Theorie der Dekadenz" geben will[1]).

Der Gedanke, von dem der Autor ausgeht, und der ihm als Arzt besonders nahe liegen mußte, ist der Satz, daß die innere und äußere Kraftentfaltung eines Volkes von seiner Gesundheit abhängig sei, und daß es sich hier ebenso wie mit dem einzelnen Individuum verhalte. „Dasselbe natürliche Gesetz, Siechtum und Tod, gilt für ganze Völkerexistenzen." Dem Vergleich der Naturgesetzlichkeit der Völkererschöpfung und der Naturnotwendigkeit des Einzeltodes sind daher die Betrachtungen des Verfassers speziell gewidmet. Die Frage nach der Ursache der „Begrenztheit des Lebens" ist in letzter Beziehung eine Frage nach dem Wesen des individuellen Lebens selbst. Sie fällt zusammen mit der Regeneration. Tod und Regeneration gehören untrennbar zum Naturgang der Organisation. Nur für die

[1]) Franz Krauß, Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz. Leipzig, 1903, Deutikes Verlag.

einzelligen Organismen, welche wachsen und sich teilen, gibt es keinen individuellen Tod, es sei denn, daß er durch zufällige äußere Ursachen hervorgerufen wird. Wie verhält es sich aber mit dem Tode, der aus inneren Ursachen, „aus einem inneren Erschöpfungszustande" heraus erfolgt? Diese inneren Ursachen findet Krauß in der komplizierteren Organisation, in der Arbeits- und Funktionsteilung der Zellen, welche ihrem Wachstum und ihrer Vermehrung eine Grenze setzt. Nur der Keimsubstanz bleibt die „Unsterblichkeit", die ungehinderte Wachstums- und Vermehrungsenergie erhalten.

Wie verhält sich aber nun die Organismuseinheit zur Volkseinheit? Gibt es auch hier ein natürliches Gesetz des Todes? Die Volkseinheit stellt eine viel losere Einheit in der inneren Verknüpfung ihrer Glieder dar. Die Aehnlichkeiten sind jedoch unverkennbar, denn dasselbe Gesetz der Funktions- und Arbeitsteilung herrscht hier wie dort. Doch will der Verfasser nicht zugeben, daß ein innerer Grund ausfindig gemacht werden könnte, aus welchem der Völkertod in ähnlicher Weise gedeutet werden könnte wie der individuelle. „Warum sollte sich ein Volk erschöpfen, seine Verjüngungskraft einbüßen, warum sollte es sterben, da doch jedes seiner Glieder normalerweise im Besitze der unverkürzten Verjüngungskraft bleibt?" Die Völkererschöpfung ist daher nach des Autors Meinung nicht aus „Naturnotwendigkeit" zu erklären, und wo die Erscheinungen der Dekadenz zutage treten, sind sie nicht als Zeichen eines natürlichen Erschöpfungsvorgangs, sondern als Ausfluß eines „naturwidrigen Völkerlebens" zu betrachten. Kurz, die Dekadenz beruht auf „Verschlechterung und Verlotterung des Charakters". Die Betrachtungen des Autors spitzen sich daher vornehmlich auf die Psychologie des Individual- und Volkscharakters zu. Diese Kapitel enthalten manche interessante Bemerkungen; vielen können wir aber absolut nicht beistimmen. Erst im neunten Kapitel kommt er wieder auf das Thema zurück, auf die Ursachen der Dekadenz. Reichtum, Macht und Kultur meint er, seien an sich unvermögend, die Entartung mit Notwendigkeit hervorzurufen. „Es kommt nicht so sehr darauf an, daß Macht, Einfluß und Reichtum erworben werden, sondern *wie* sie erworben und verwendet werden." Die Ursachen sind vielmehr *moralische Fehler, Schwächen und Irrtümer* der Völker. Die Möglichkeit solcher Abirrungen liegt in dem Spielraum der Veränderungen, welche in allem organischen und in Organisation begriffenen Leben zu erkennen sind. Die Disharmonie in den Charakteranlagen der Einzelnen und der Gesamtheit kann seine Ursache in der „geschlechtlichen Blutmischung" haben, ferner in Not und Entbehrung, oder darin, daß die Natur vereinzelte disharmonische Bildungen nicht vermeiden konnte.

Dem Leser wird es aufgefallen sein, daß der Autor im Verlaufe seiner Darstellung mit sich selbst in Widerspruch geraten ist, daß er anfangs den Völkerverfall und Völkertod als einen *naturgesetzlichen* Vorgang bezeichnet, aber am Ende ihn als einen *naturwidrigen* Vorgang auffaßt. Der Grund für diesen Mangel an Folgerichtigkeit liegt in seinen moralischen Vorurteilen, in der Idee, daß die Völker vom moralischen Standpunkt ebenso unsterblich sein müßten, wie das Keimplasma der Organismen.

Der Anfang des Buches läßt tiefgehende und aufklärende Untersuchungen erwarten, aber am Ende ist man trotz aller einzelnen Glanzpunkte in der Darstellung enttäuscht. Der Autor verbaut sich selbst den Zugang in die innersten Geheimnisse des Völkerverfalls, indem er mit Bewußtsein und Absicht *die natürliche Auslese und Anpassung im Daseinskampf* als ein Erklärungsprinzip ablehnt. Und hier liegt auch der Grundmangel der Schrift, abgesehen von manchen ganz sonderbaren physiologischen Vorstellungen über „Stoffstromsystem und Nervenstromsystem" und veralteten Anschauungen über Vererbung, die mit den Tatsachen nicht übereinstimmen.

Wir halten vielmehr den Völkerverfall für einen ähnlichen Vorgang wie den Einzeltod, beide für gleiche organische Notwendigkeiten, die sich auf verschiedenen Stufen des natürlichen Lebensprozesses vollziehen. Wie einzelne Individuen, verfallen auch ganze organische Arten der Tiere und Pflanzen einem unvermeidlichen Untergang im natürlichen Daseinskampf, ebenso die Menschenrassen.

Die Ursache des Rassetodes ist die soziale Arbeits- und Funktionsteilung, auf der alle Kultur beruht. Sie führt notwendig zu Einseitigkeiten und extremen Differenzierungen. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Arbeitsteilung zugleich eine geistige und technische, also eine überorganische ist, welche dadurch Individuen und ganze Schichten der natürlichen Fortpflanzung und Zuchtwahl entzieht. Ferner sind disharmonische Charaktere ebensosehr naturnotwendige Bildungen bei den Menschen wie bei den Tieren. Während aber hier die abweichenden Varianten durch eine harte Zucht der Natur immer wieder aus dem Fortpflanzungsprozeß ausgeschaltet werden, bleiben sie in den kultivierten Gesellschaften erhalten, infolge der sympathischen Instinkte, des familiären Schutzes, erblich überkommener Reichtümer, Klassenprivilegien usw. Wird durch diese Einrichtungen die natürliche Auslese aufgehoben, oder allzusehr eingeschränkt, ist der Rasseverfall unvermeidlich. Es ist daher ein Vorurteil, wenn Krauß meint, daß „jedes Glied des Volkes normalerweise im Besitze der unverkürzten Verjüngungskraft bleibe". Die Verjüngungskraft geht in der Gesellschaft ebenso einzelnen Schichten und Gliedern verloren, wie den Organzellen eines lebenden Körpers. Die Naturvölker haben daher eine viel längere Lebenszeit als die Kulturvölker, die ihren Geist nur auf Kosten der physiologischen Kräfte entfalten können. Die kulturschaffenden und genießenden Gruppen sind einem unabwendbaren Aussterbeschicksal verfallen. Inzucht, Unfruchtbarkeit, Mangel an Auslese, geistiger Individualismus usw. sind die Vernichter der höheren Stände. Solange das Volk aus seinen mittleren Schichten Talente aufsteigen lassen kann, hält sich die Kultur unverändert auf der Höhe. Diese mittleren Schichten, der selbständige Bauern- und Handwerkerstand in den civilisierten Staaten, bilden gleichsam das Keimplasma der Rasse, das von einer Generation zur anderen, geschützt von allen Schädigungen intensiver Kultur, als ein physiologischer Fonds von Kräften und Begabungen übertragen wird. Wird diese Schicht zu stark in Anspruch genommen, voreilig durch Treibhauskultur erschöpft und ermüdet, dann ist das Ende der Kultur mit dem Ende der Rasse besiegelt.

Bei all diesen Problemen kommt aber noch eins in Frage. Das ist die Zusammensetzung der Völker aus verschieden begabten Rassenelementen, was Krauß in seinem Buche mit keinem Worte erwähnt hat. In solchen Fällen ist der Rassetod noch viel deutlicher als ein natürlicher Vorgang zu begreifen, und da bei fast allen Völkern, außer bei den primitivsten Negerrassen, eine solche überlegene fremdrassige Schicht als Kulturerzeugerin aufzuweisen ist, so darf dieser anthropologische Faktor bei der Untersuchung des Völkertods nicht vernachlässigt werden.

Die rassenanthropologischen Gesichtspunkte übersieht der Verfasser auch bei der Beurteilung der internationalen Beziehungen. Er hält den Krieg für einen „Ausfluß der Völkerentartung" und versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß der steigende Verkehr „die bisher noch bestehenden gewaltigen Unterschiede in der kulturellen und moralischen Beschaffenheit der Völker des Erdballes allmählich ausgleichen" werde. Das erscheint uns vollständig unbegründet in einem Zeitalter, wo der Nationalismus in aufsteigender Linie begriffen ist, wo zwar Wirtschaft und Wissenschaft die internationalen Beziehungen erweitern, aber die nationalen Differenzierungen und Abschließungen durch eine naturnotwendige Reaktion der Volksseele einen erneuten Aufschwung nehmen.

Zur Geschichte des öffentlichen Geistes in Deutschland.

Dr. A. J. Brannau.

Der öffentliche Geist spielt in der politischen Entwicklung der Völker eine viel größere Rolle, als die gewöhnliche Königs- und Kriegsgeschichtsschreibung annimmt. Schon in der Horde finden wir primitive Aeußerungen der öffentlichen Meinung, die auf die Entscheidungen der versammelten Gemeinschaft und der Häuptlinge einen großen Einfluß ausübt. Bei den civilisierteren Völkern bilden sich politische Parteien, und, wenn dieselben zu bewußten Zielen und zu wissenschaftlichen Einsichten fortschreiten, politische Programme und Theorien. In der Presse, in Versammlungen und namentlich in den Volksvertretungen erhalten dann die Bedürfnisse und Interessen der sozialen Gruppen ihren intellektuellen Ausdruck, um Gesetzgebung und Verwaltung ihren Zwecken dienstbar zu machen.

Mögen auch die Kämpfe der Parteien oft einen rohen und „ungebildeten" Ton annehmen, mag es auch in den Parlamenten mitunter recht ungemütlich hergehen, so kann man daraus doch keine Schlüsse ziehen, welche Parteiwesen und Parlamentarismus als soziale Institutionen diskreditieren könnten. Die parlamentarischen Redeschlachten, selbst die „mechanischen" Kampfesmittel bei den Obstruktionen sind — Ventile für die Ableitung der Leidenschaften des Volks und seiner Demagogen. Heute werden Gegensätze und Feindschaften in Schimpfreden und Obstruktionslärm, in Preßfehden und Beleidigungsklagen ausgeglichen, die in früheren Zeiten zu öffentlichen Aufständen, zu blutigen Kämpfen geführt hätten. Damit sollen die rohen Szenen keineswegs gerechtfertigt werden, aber eine solche Auffassung mildert die Vorwürfe, welche heute so oft gegen den „niedergehenden Parlamentarismus" erhoben werden.

Unter den modernen Staaten ist es besonders England, das in der Entwicklung des Parlamentes, der politischen Programme und Parteien allen anderen Völkern vorangeschritten ist. Hier erkämpfte sich das Volk in Kämpfen der Parteien untereinander und in Kämpfen gegen die Krone eine öffentliche Verfassung, welche der entsprechende Ausdruck der modernen Volkswirtschaft war, die sich aus mittelalterlichen Zuständen heraus entwickelt hatte.

Die konstitutionellen Rechte, welche die innerpolitische Entwicklung Englands hervorbrachte, bestanden in erster Linie in der möglichst strengen Sonderung der gesetzgebenden, juridischen und exekutiven Gewalten, eine Einrichtung, die kontinentalen Historikern, wie Montesquieu, als besonders charakteristisch auffiel; in der bürgerlichen Freiheit, der Freiheit des Erwerbs, des Verkehrs, der Presse, der Versammlung und Rede; dann in der politischen Freiheit des einzelnen, d. h. in dem Recht, an der Leitung der Staatsangelegenheiten nach Maßgabe seiner Leistungen teilzunehmen.

Wie die politischen Einrichtungen, so sind auch die Programme der politischen Parteien Englands für die anderen Völker Europas vorbildlich gewesen. Die Konservativen oder Torys und die Liberalen oder Whigs sind die beiden politischen Gruppen, die sich seit Karl II.

um die Herrschaft im Parlamente stritten. Die einen waren die Anhänger des Hofes, die anderen bildeten die Opposition, die ersteren traten für die Aufrechterhaltung der königlichen Autorität, die letzteren für den Einfluß des Bürgerstandes ein. Zu einer eigentlichen Volkspartei wurden die Whigs aber erst seit der Parlamentsreform von 1832, wo die Zahl der Wähler auf das Doppelte stieg. Aber auch die Konservativen verschlossen sich nicht dem Fortschritt des Zeitgeistes, so daß in England, wie in keinem anderen Staate sonst, der Gegensatz zwischen Liberalen und Konservativen sich nur auf die Schnelligkeit fortschreitender Entwicklung und auf die äußere Politik bezieht. Ein Wechsel der Parteien in der Regierung ist daher nicht mit den großen Erschütterungen verbunden wie in anderen Staaten.

Die Proklamierung der Unabhängigkeit und Republik von Nordamerika (1776) ist der direkte Ausfluß der politischen Ideenentwicklung, die in England sich seit Jahrhunderten vollzogen hatte und hier ihre Vollendung fand. Politisch und religiös freiheitlich gesinnte Menschen waren es gewesen, welche die Heimat verlassen hatten und deren Nachkommen nach den Freiheitskämpfen eine Republik gründeten, welche das vollkommenste Beispiel einer repräsentativen Demokratie bei einem großen civilisierten Volke ist.

Die Erklärung der Bürger- und Menschenrechte in Frankreich, die zugleich ein Widerhall englischer Zustände und der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, sowie der Ideen der Aufklärungsphilosophie ist, formulierte die allgemeinen Grundsätze, die für das soziale und öffentliche Leben der neueren Zeit maßgebend wurden. Sie hob die Vorrechte des feudalen Standes und den Zunftzwang auf und bestimmte, daß alle Bürger vor dem Gesetz gleich seien, daß alle nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten gleiche Ansprüche auf öffentliche Würden, Stellen und Aemter haben, daß nur ihre Tugenden und Talente einen Unterschied bestimmen könnten. Das Gesetz, heißt es im sechsten Artikel, ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle Bürger haben das Recht, persönlich oder durch ihre Repräsentanten zu seiner Bildung mitzuwirken. Das Volk ist souverän und eigener Herr seines Schicksals. Deshalb werden die geschichtlichen Umwälzungen in Permanenz erklärt: daß ein Volk jederzeit das Recht habe, seine Verfassung durchzusetzen, zu reformieren und zu ändern, daß ein Geschlecht die künftigen Geschlechter nicht an seine Gesetze binden könne.

Was die Geschichte des öffentlichen Geistes während der letzten anderthalb Jahrhunderte in Deutschland anbetrifft, so fanden am frühesten die französischen Ideen im Westen, in den industriell am meisten fortgeschrittenen Rheinlanden, Widerhall und Zustimmung. Begeisterte Aufnahme wurde ihnen in Mainz, Koblenz, Speier, Worms entgegengebracht, wo sich revolutionäre Tendenzen mit republikanischen Zielen zum erstenmal öffentlich bemerkbar machten. In Mainz wurde 1792 ein Klub der Freunde der Freiheit und Gleichheit gegründet. Hier verstieg sich ein Führer der politischen Aufklärung zu dem Satz: „Ich bin überzeugt, daß alles Menschenelend in den bisherigen Regierungsverfassungen daher gekommen ist, weil sie sich nicht auf den unfehlbaren Grundsätzen der Menschenrechte aufbauten.“ In demselben Jahre fand in Mainz der erste „Rheinische deutsche Nationalkonvent“ statt, auf dem die Freiheit der Republik proklamiert

und der ganze Landstrich von Landau bis Bingen für „einen unabhängigen und unzertrennlichen Staat“ erklärt wurde, dem freilich nur eine sehr kurze Dauer beschieden war.

Das alte römische Reich deutscher Nation war am Ende seiner Tage angekommen. Es hatte sich in viele Staaten mit Sonderinteressen aufgelöst. Nach außen zeigte es die Schwäche eines Sterbenden, im Innern herrschte Reaktion und Polizeiwillkür. Nur Spott und Hohn fand der Zustand des Reiches in dem „Roten Blatt“ von J. Görres, in welchem er 1798 die Trauerbotschaft vom Ende des Deutschen Reiches mit den Worten mitteilt, daß es „sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und einem hinzugekommenen Schlagfluß, bei völligem Bewußtsein und mit allen heiligen Sakramenten versehen“ gestorben sei. In der „Tyrannenrute“ klagt 1799 ein aufgeklärter Deutscher: „Wir haben keine Preß- und Redefreiheit und keine freie Handlung; haben nicht den mindesten Einfluß auf die Regierung und die Wahl der Beamten; nicht den mindesten Einfluß weder auf die Art der Erhebung noch auf die Art der Verwaltung unserer Finanzen. Man behandelt uns offenbar ungerecht und wir müssen schweigen, müssen zusehen, wie das überflüssige Wild unsere Ernte vernichtet, ohne uns beklagen zu dürfen. Wir werden gedrückt, schwer gedrückt, und wo sollen wir uns beschweren, um Hülfe zu erhalten? Man nimmt uns unsere Söhne, dem Vieh gleich führt man sie zur Schlachtbank, und wir müssen es geduldig leiden. Mit tränenden Augen müssen wir es sehen, wie sie stückweis an auswärtige Fürsten verkauft, in alle Weltteile geführt und hingeschlachtet werden. Wer kann hingegen alle die Wohltaten, welche andere freie Völker genießen und wir entbehren müssen, hier herzählen? Nur deutsche Fürsten und deutscher Adel können sich wahrer Freiheit rühmen.“

Die politischen Aufklärer aus dem Gelehrtenstand fanden beim Volke aber kein Verständnis für ihren Enthusiasmus, und als die Franzosen durch die Preußen aus den Rheinlanden vertrieben wurden, begann dort eine Zeit politischen Druckes und eines blutigen Martyriums, in welchem die „Klubbisten“ und Anhänger französischer Ideen heftig verfolgt und ausgerottet wurden.

Es war in erster Linie der Gelehrtenstand und die akademische Jugend, welche den französischen Ideen Begeisterung entgegenbrachten. Aber auch die Führer der deutschen Dichtung und Philosophie, wie Kant, Schiller und Fichte, nahmen die Ideen Rousseaus und der Erklärung der Menschenrechte begeistert auf. Der alte Kant schrieb 1798 im „Streit der Fakultäten“, daß die Revolution trotz aller Greueltaten und Gefahren in den Gemütern aller Zuschauer Teilnahme und geradezu Enthusiasmus erregt habe, die ein Ausfluß der moralischen Anlage im Menschengeschlecht seien. Kants Lehren von der moralischen Freiheit des Individuums blieben nicht ohne Gewinn für die Entfaltung des öffentlichen Geisteslebens, und jene Männer des Rheinlands, welche zuerst freiheitliche Ideen ins politische Leben umzusetzen wagten, waren nachweisbar von den Gedanken Kants und Schillers beseelt. Aber erst einige Jahre später erhielten diese Gedanken einen kräftigeren politisch-nationalen Ausdruck in Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ (1807), die von dem Bewußtsein getragen sind, das politisch zersplitterte Volk geistig zu sammeln und durch eine freie Erziehung

zu neuen Aufgaben heranzubilden. Nur in einer gänzlichen Veränderung des bisherigen Erziehungswesens sieht er das „einzige Mittel, die deutsche Nation im Dasein zu erhalten“. Die Bildung soll nicht das Vorrecht eines einzelnen Standes sein. „Es bleibt sonach uns nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch ist, die neue Bildung zu bringen, so daß dieselbe Bildung nicht Bildung eines besonderen Standes, sondern daß sie Bildung der Nation schlechthin als solcher und ohne Ausnahme aller einzelner Glieder derselben werde, in welcher aller Unterschied der Stände, der in anderen Zweigen der Entwicklung auch fernerhin stattfinden mag, völlig aufgehoben sei und verschwinde, und daß auf diese Weise unter uns Volkserziehung, eigentümliche deutsche Nationalerziehung entstehe.“

Die Idee, allen Gliedern der Nation gleichmäßig geistige Erziehung und Bildung zu gewähren, führte zu einem ausgeprägten Individualismus, der die feudale Gesellschaft und den absolutistischen Staat erschütterte. Diese Idee fand einen genialen Staatsmann, der sie zu verwirklichen suchte, in Freiherrn von Stein. In seinem „Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde des preußischen Staates“ tritt er für die physische und moralische Regeneration durch Erziehung und Unterricht der Jugend ein, für eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode, die jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt.

Stein erkannte schon früh die Notwendigkeit einer allgemeinen Nationalrepräsentation. Im Interesse des Königs selbst scheint es ihm notwendig, der „höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestrebungen Leben geben kann“. Nur hierin sah er ein gesundes Mittel, um das Volk von der Bureaukratie und den König von der Diktatur der Beamten zu befreien, um Aufopferungsgeist für die Existenz des Staates und den nationalen Geist zu erwecken und zu beleben.

Vom Jahre 1807 begann die liberale Gesetzgebung und die Schulreform. Dem Adel wurde die Steuerfreiheit entzogen, allgemeine Gewerbefreiheit wurde eingeführt und die Leibeigenschaft aufgehoben. Es war eine Revolution von oben.

Während das alte deutsche Reich zerfiel, hatte sich Preußen durch schwere siegreiche äußere Kampfe zu einer Vormacht in Deutschland entwickelt, und nun begann es auch, unter dem Druck der napoleonischen Herrschaft, durch innere organisatorische Arbeit seine Kräfte zu entfalten. Langsam, aber sicher wurde die rückständige und mittelalterliche Politik überwunden, so daß in der Folge die nationale und liberale Entwicklung des öffentlichen Geistes mit der inneren und äußeren Geschichte Preußens aufs engste verbunden war.

In einer Proklamation vom 17. März 1813 versprach der König von Preußen „Freiheit und Berechtigung aller Stände in Staatsangelegenheiten eine Stimme zu haben“, stellte 1815 dem Volke eine aus den Provinzialständen gebildete Volksvertretung in Aussicht, mußte aber unter dem Druck des „Deutschen Bundes“ und der feudal gesinnten Hofpartei sich einer reaktionären Restaurationspolitik zuwenden, die nachher zu den schwersten inneren Konflikten zwischen Volk und Regierung führte. In Süddeutschland und in den kleineren Staaten zog die nationale und liberale Bewegung immer weitere Kreise. Die

geistige Blüte der Nation wurde die Trägerin des öffentlichen Geistes, der namentlich in Versammlungen, in der Presse und Literatur sich Ausdruck verschaffte. Groß- und Kleinbürgertum, Handwerker und Arbeiter hatten sich noch nicht gesondert und das Volk stand einmütig gegenüber der Regierung. Seit jener Zeit beginnen in Deutschland die ersten Anzeichen und Ansätze politischer Parteibildungen, besonders nachdem 1824 die Provinzialstände ein öffentliches Organ der Volksstimmung geworden waren und dieselben eine Volksvertretung und die Gewährung einer Verfassung verlangten. Der König erklärte aber in absoluter Selbstherrlichkeit: „Mein Volk will nicht das Mitregieren von Repräsentanten.“ Der König könne und dürfe nur nach dem Gesetze Gottes und des Landes und nach eigener freier Bestimmung herrschen, aber nicht nach dem Willen von Majoritäten.

Das Volk dachte jedoch anders. Da die politische Aufklärung und Erregung immer mehr zunahm, wurden endlich 1847 die Landstände zu einem vereinigten Landtag zusammenberufen. Im Unterhaus, das sich aus den Provinziallandtagen, der Ritterschaft, den Vertretern der Städte und Landgemeinden zusammensetzte, bildete sich gegenüber den konservativen Elementen eine geschlossene liberale Partei, die Volksrechte im großen Maße, Aufhebung der Zensur, Abschaffung des Adels verlangte. Innerhalb der Liberalen schieden sich in den nächsten Jahren eine liberal-konstitutionelle und eine demokratisch-republikanische Gruppe aus. Diese Scheidung wurde noch tiefgehender in der Nationalversammlung zu Frankfurt (1848), wo die demokratische Partei die Wahl eines Vollziehungsausschusses und eines Präsidenten verlangte, der dem Parlament verantwortlich sein sollte, nachdem schon im Vorparlament von ihr die Aufhebung der erblichen Monarchie und eine föderative Bundesverfassung nach dem Muster der amerikanischen Freistaaten beantragt und verworfen worden war. Der Bürgerkrieg auf den Straßen Berlins ließ nur vorübergehend die Volksparteien erstarken. Erst 1852 gewährte der König eine Art Konstitution und das Haus der Abgeordneten. In den folgenden Jahren hatten hier die Vertreter der konservativen Richtung das Uebergewicht bis 1857, wo die Wahlen eine große Majorität für die Liberalen ergaben.

Der Krieg von 1866 führte zu einer Einigung der meisten deutschen Staaten unter Preußens Führerschaft. Die Liberalen verloren an Einfluß, weil sie sich in den Lauf der historischen Entwicklung nicht hineinfügen konnten und in einen fruchtlosen Konflikt mit der Regierung gerieten. 1867 kam die Verfassung des norddeutschen Bundes zustande mit der Gewährung des allgemeinen gleichen Wahlrechts, das nach dem Kriege 1871 auch die Grundlage der politischen Verfassung des neuen Reiches wurde.

Seit der Gründung des Reiches mit einer einheitlichen Volksvertretung kann erst wieder von einem nationalen und politischen Leben in Deutschland gesprochen werden.

Seitdem sind auch sozialistische Vertreter des Volks in die Parlamente gezogen, welche zugleich die alten demokratisch-republikanischen Forderungen aufnahmen. Die sozialistische Bewegung begann in Deutschland etwa seit 1840 und knüpfte an ähnliche Tendenzen in Frankreich und England an. Die sozialistische Agitation, wie sie von Weitling und danach von Marx und Engels betrieben wurde, hatte

nur beschränkte und vorübergehende Wirkungen. Das „Kommunistische Manifest", das 1847 die Arbeiter aller Länder zum Klassenkampf gegen den Staat und das Bürgertum aufrief, fand in Deutschland nur einen wenig ausgebildeten Arbeiterstand vor, denn die industrielle Entwicklung stand noch in den Anfängen. Aber schon ein Jahrzehnt später weckte Lassalle den nötigen Widerhall, um den festen Grund zu einer sozialdemokratischen Arbeiterpartei zu legen. Seitdem hat mit dem Aufschwung von Industrie und Handel und mit der Zunahme der großen Städte die Zahl ihrer Anhänger stark zugenommen.

Aber wie alle Parteien, so ereilt auch sie das Schicksal innerer Zersetzung und Gruppenbildung, welche sie vom radikalen Utopismus immer mehr zu naheliegenden erreichbaren Zielen führt. Kritik, Opposition und Kampf sind notwendig für das gesellschaftliche und politische Leben. Nur so setzt sich die Selbstregulierung des Lebensprozesses durch. Aber zu einer fruchtbaren Opposition und Kritik gehört zweierlei: erstens, daß die Sozialdemokratie sich von ihrem trostlosen Internationalismus befreit, und daß sie den utopistischen Kommunismus aufgibt, der wider alle natürliche Entwicklung des Individuums und der Völker ist. Auf der anderen Seite müssen Staat und bürgerliche Parteien einsehen, daß sie den Arbeiterstand nur dann zur positiven politischen und nationalen Mitarbeit gewinnen können, wenn der berechtigte Anspruch der Arbeiterklasse auf eine größere Teilnahme an dem Reichtum, der Macht und der Bildung der Nation anerkannt wird. Die Entscheidung dieser Fragen dünkt uns die nächste Aufgabe des öffentlichen Geistes in Deutschland zu sein.

Berichte.

Biologie.

Es gibt plötzliches Ergrauen der Haare! In der Politisch-anthropologischen Revue, III, S. 64, werden die Berichte über plötzliches Ergrauen der Haare als „einfache Ammenmärchen" hingestellt. In Virchows Archiv, XXXV, S. 275, sind von L. Landois verschiedene Fälle veröffentlicht worden, in denen ein rasches Ergrauen des Haares oder ein partielles Ergrauen beobachtet wurde. Indem wir auf die angegebene Quelle verweisen, sei hier nur ein frappanter Fall kurz wiedergegeben. Am 9. Juli 1886 wurde in die Greifswalder medizinische Klinik ein 34jähriger Schriftsetzer wegen Delirium tremens aufgenommen, wobei Prof. Dr. Mosler und Dr. Lohmer ausdrücklich feststellten, daß der Patient blondes Kopf- und Barthaar besaß. Derselbe zeigte außer den gewöhnlichen Erscheinungen des Deliriums eine auffallende Schreckhaftigkeit. Bis zum 12. Juli morgens wiesen die Haare keine Veränderung auf; in der Nacht vom 12. zum 13. schlief der Kranke zum ersten Male von 2 Uhr bis zum Morgen ununterbrochen und ruhig. Am 13. morgens bemerkten die Aerzte, daß Kopf- und Barthaar des Kranken größtenteils ergraut waren. Als letzterer am 14. aufstand und sich vor dem Spiegel kämmen wollte, rief er erschrocken: „Ach Gott! mir sind ja die Haare grau geworden!" — Mikroskopisch fand Landois, „daß die meisten Haare von der Wurzel bis zur Spitze weiß geworden waren, einige nur in ihrer Wurzelhälfte, andere in der Spitzengegend, einige in ihrer Länge mit abwechselnden grauen Stellen versehen. Interessant erscheint die Tatsache, daß das graue Aussehen lediglich auf einer abnorm starken Ansammlung von Luft sowohl im Marke als in der Rinde beruhte, und daß daneben das gewöhnliche Haarpigment vollkommen erhalten war." — Nach den einwandfreien Angaben Landois ist der Vorgang nicht zu bezweifeln; der innere Zusammenhang bleibt uns freilich rätselhaft. — Dr. H. Reeker.

Aenderung der Blutzusammensetzung im Hochgebirge. Viault fand beim Menschen auf den Höhen der Kordilleren eine Hyperglobulie, also eine erhöhte Anzahl der roten Blutkörperchen, und später im Jahre 1892 bei Säugetieren im Hochgebirge besonders kleine Blutkörperchen. Andere Forscher bestätigten diese Beobachtungen, wieder andere aber bestritten sie. Auch konnte man sich nicht darüber einigen, ob die Kleinheit der Körperchen ihr Bildungsstadium oder ihre Degeneration bedeute. Genauere Untersuchungen und Tierexperimente auf dem Monte Rosa ergeben nun folgendes Resultat: Die Hyperglobulie ist bei 1200 m Meereshöhe noch nicht zu bemerken, sie stellt sich bei 1800 m nach einigen Tagen, bei 3000 m nach einigen Stunden ein. Sie findet sich zunächst nur in den peripheren Organen, nicht in den großen Arterien. Bei längerem Aufenthalte greift sie aber auch in sie über; jetzt muß also die Gesamtzahl der roten Körperchen im Blute vermehrt sein. Merkwürdigerweise verschwindet die Erscheinung schon 1—2 Tage nach der Rückkehr in die Ebene, ohne daß Spuren davon im Urin nachzuweisen wären. — Als Erklärung der ganzen Erscheinung glaubte Grawitz eine vermehrte Ausatmung von Wasserdampf in großen Meereshöhen annehmen zu können. In Wirklichkeit ist aber die Wasserdampf-Ausatmung in verdünnter Luft sogar eher vermindert. Die anfängliche, nur periphere Hyperglobulie erklärt sich vielmehr so, daß infolge der Erweiterung der Hautgefäße das Blut hier langsamer fließt, die Körperchen also als seine schwersten Bestandteile sich hier anhäufen. Der Rest des Problems läßt sich noch nicht lösen. (Dr. C. Foà, Rendiconte della Reale Accademia dei Lincei, 1903, No. 9—10.)

Stoffaustausch zwischen Kind und Mutter. Die Tatsache, daß es in neuerer Zeit gelungen ist, zunächst auf anatomischem Wege zu konstatieren, daß in den Organismus der schwangeren Frau zellige Elemente der fötalen Placenta gelangen, ist der Ausgangspunkt sehr interessanter Untersuchungen physikalischer und biochemischer Art geworden, welche die grundsätzliche Wichtigkeit dieser Frage beweisen. So wissen wir wesentlich durch Kollmann, daß das Chorioepithel sich im mütterlichen Blute auflöst und durch Ascolis, daß die Placenta mit Hülfe eines proteolytischen Encyms eine Rolle als Verdauungsorgan spielt. Veit hat die Hypothese aufgestellt, daß es sich bei alledem um den Wegtransport der Stoffe der regressiven Metamorphose des fötalen Organismus handele. — Eigene Versuche an trächtigen Kaninchen, Katzen, Hunden, Ziegen und Affen haben die schon früher bekannte, aber wiederholt angezweifelte Behauptung, daß Stoffe vom Fötus zur Mutter übergehen (und zwar über den Weg durch die Nabelgefäße) unzweifelhaft bewiesen. (A. Kreidl und L. Mandl, Zentralblatt für Physiologie, 1903, No. 11.)

Anthropologie.

Altersbestimmung des Neandertalmenschen. Konstantin Koenen hat in mehreren Arbeiten behauptet, daß der Neandertalmensch oder wenigstens die Höhle, in der er lag, tertiär und zwar oligozän sei. Darüber ist vom geologischen Standpunkte aus folgendes zu sagen. Die Höhle besaß ein Eingangsloch, das vielleicht zu klein war, um einen erwachsenen menschlichen Körper hindurch zu lassen. Kein kompetenter Beurteiler hat den Neandertaler in situ gesehen. Der Lehm ist niemals genauer petrographisch untersucht worden. Schon im Jahre 1859, als Fuhlrott seine erste Arbeit über den Neandertaler veröffentlichte, war die Höhle durch Abbruch fast völlig verschwunden. Die neben den Knochen im Lehm eingelagert gewesenen Hornsteine, durch welche Koenen das tertiäre Alter jener beweisen will, können nur nach anderen Hornsteinen des Neandertals beurteilt werden und diese stammen allerdings aus dem Tertiär und zwar wahrscheinlich aus dem Eocän, sind aber mariner Abkunft. Der Lehm selbst in den Höhlen des Neandertals ist diluvialem Lehm völlig gleich, und tertiärer Lehm ist überhaupt noch nirgends sicher nachgewiesen. Die Hornsteine sind klein und wenig abgeschliffen; dies zeigt, daß ein kurzes kleines Gewässer, gleich der heutigen Düssel, die Schotter gebracht und die tertiären Hornsteine schon in ihrer fertigen jetzigen Form aus einer älteren Geröllablagerung empfangen hat. Erodiertes felsiges Flußbett und seine Geschiebe gehören zusammen. Wenn nun das Lehmgeschiebe diluvial ist, muß auch die Oberfläche des an sich devonischen Kalksteins, welcher die Höhlen bildet, diluvial

sein. Es ist kein Grund vorhanden, im Neandertale tertiäre Höhlen anzunehmen. Rollsteine und Knochen brauchen nicht gleichzeitig in die Höhle gelangt zu sein. Wie und wann die Knochen hineingelangt sind und ob es sich ursprünglich um ein vollständig und richtig liegendes Skelett handelte, weiß man nicht. Es ist also überhaupt unmöglich, mit geologischen Gründen das Alter des Neandertalmenschen zu bestimmen. Sein diluviales Alter ist nur aus seiner anatomischen Uebereinstimmung mit den Resten von Spy und Krapina zu folgern. Für den von Koenen aufgestellten „zweiten" Neandertalmenschen, d. h. die von Rautert 250 m von jener Höhle entfernt aufgefundenen Extremitäten- und Beckenknochen läßt sich geologisch durchaus kein Altersunterschied dem sogen. „ersten" gegenüber feststellen; diese Knochen könnten sowohl diluvial sein, als auch erst in ganz junger Zeit eingeschwemmt sein. (H. Rauff, Verh. d. naturhist. Vereins der Rheinlande, Westfalens usw., 1903, S. 11—90.)

Ein neuer Schädelfund vom Typus des Neandertalers. In der Gegend nördlich von Krakau entdeckt man immer neue prähistorische Höhlen. In einer von ihr, der von Oborzyskow, fand im Jahre 1902 Czarnovski 70 cm unter einer ungestörten Lage von schwarzer Erde eine neolithische Feuerstätte. Am Rande von ihr lagen in gleicher Höhe unmittelbar auf dem Liegenden die Reste eines menschlichen Schädels, nämlich der größere Teil des Stirnbeins und Teile vom Scheitelbein. Sofort fielen die hervorstechenden Augenbrauenwülste und die fliehende Stirn auf. In den Maßen erwies sich der Schädelrest gut übereinstimmend mit dem neandertaloiden „Schädel von Brünn", so jedoch, daß die des neugefundenen Schädels von Oborzyskow denen des eigentlichen Neandertalschädels noch näher stehen, als die des Schädels von Brünn. Und trotzdem gehört der Schädel von Oborzyskow unzweifelhaft der neolithischen Periode an. Während also die neandertaloide Rasse im allgemeinen paläolithisch ist, scheint sie in der Gegend der westlichen Karpathen, wiewohl auch anderswo sporadisch die Eiszeit überdauert zu haben. (Zaborowski, Bull. et Mém. de la Soc. d'Anthrop. de Paris, 1903, No. 5.)

Die durchschnittliche größte Breite des menschlichen Hirnschädels. Nach der „Frankfurter Verständigung" unter den Anthropologen handelt es sich hierbei um die größte Breite eines Schädels „senkrecht zur Sagittalebene, wo sie sich findet, nur mit Anschluß des Zitzenfortsatzes und der hinteren Temporalleiste". Es ist etwa das ganze Material der Literatur, soweit es nach dieser Methode gemessen zu sein scheint, im ganzen nicht weniger als 15350 Schädel verwandt worden. Der breiteste je gemessene und in der Literatur verzeichnete ausgewachsene und weder krankhaft noch künstlich veränderte menschliche Schädel zeigt 173 mm Breite, der schmälste 101 mm oder gar, wenn man einer in der italienischen Literatur vorhandenen Notiz Glauben schenken will, nur 86 mm. Die breitesten Schädel sind alle männlich, die schmälsten weiblich. Rechnet man je 1 pCt. des Materials für die extrem-breiten und die extrem-schmalen Schädel ab, so beträgt die Breite der mehr normalen Schädel bei einem Materiale von 5600 Schädeln 125—159 mm für das männliche, aber nur 120—153 für das weibliche Geschlecht, bei einem Materiale von 15350 Schädeln 125—160 mm für das männliche und 120—152 für das weibliche Geschlecht. Das arithmetische Mittel der Breite beträgt bei dem Gesamtmateriale 143,2 mm für das männliche, 136,3 mm für das weibliche Geschlecht. Uebereinstimmend zeigt sich also, daß der männliche Hirnschädel der Menschheit um 6—7 mm breiter und dementsprechend geräumiger ist als der weibliche. Ein gleichwertiges Resultat ergibt die Betrachtung der Rassenherkunft der Schädel: Die extrem-breiten Schädel stammen nämlich mit verschwindenden Ausnahmen aus Europa, die extrem-schmalen dagegen meist aus Afrika oder Australien. Der schmälste überhaupt bekannte menschliche Hirnschädel gehörte einer Negerin. (Mies und P. Bartels, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, 1904, No. 1.)

Eine Spur von Zwergrassen in Europa. Das Knochenmaterial aus sieben Gräbern bei Verona repräsentiert im allgemeinen dieselbe neolithische Bevölkerung, die aus der Höhle von Isniello auf Sizilien und auch aus Frankreich wohlbekannt ist. Aber darunter befand sich ein Schienbein von extremer Kleinheit, welches noch kleiner ist, als das zwergenhafte Schienbein aus Schweizersbild, welches Kollmann als Spur einer alteuropäischen Pygmäenrasse angesprochen hat. Dabei ist aber das Schienbein aus Schweizersbild wegen seiner Schlankheit wahrscheinlich weiblich, das aus Verona wegen seiner mehr gedrungenen Form männlich. (Giuffrida-Ruggeri, L'Anthropologie, 1904, No. 1.)

Die Entfärbung der Neger — mißglückt! Ein amerikanischer Arzt hatte festgestellt, daß unter dem Einfluß der Kathodenstrahlen die Haut der Neger sich entfärbte, ja sogar weiß wurde, ohne dadurch zu welken. Aber die Schwarzen, die sich diesem Verfahren unterwarfen, befanden sich sehr schlecht dabei. Wenn ihre Haut den Pigmentstoff verlor, funktionierte ihr Organismus, der eine zu lange Anwendung der X-Strahlen augenscheinlich nicht vertragen konnte, nicht mehr gut, so daß die Versuche eingestellt werden mußten. Es bleibt den Negern nach dieser herben Enttäuschung also nichts anderes übrig, als auch weiterhin Neger zu bleiben. (Berliner Zeitung, 1904, No. 163.)

Psychologie.

Die Erblichkeit der Geisteskräfte wird den Gegenstand einer Untersuchung bilden, die der berühmte Anthropologe Francis Galton angebahnt hat. Dieser Gelehrte, der sich bereits große Verdienste um das Studium der Vererbung erworben hat, hat in den letzten Jahren umfassende Versuche gemacht, durch statistische Erhebungen die Erblichkeit körperlicher und geistiger Anlagen festzustellen und ihre Gesetze aufzufinden. Jetzt hat er ein eigenartiges Unternehmen begonnen. Er hat nämlich an die Mitglieder der Londoner Royal Society, der vornehmsten Gelehrtenvereinigung Englands, ein Rundschreiben nebst einem Fragebogen ergehen lassen mit der Bitte um möglichst genaue Angaben über die Persönlichkeiten der nahen Verwandtschaft jedes einzelnen. Er geht dabei von der Annahme aus, daß ein gewisses Maß hervorragender geistiger Bildung dazu gehört, um Mitglied der Royal Society zu werden, und daß es demgemäß von besonderem Wert sein muß, einen Schluß daraus ziehen zu können, inwieweit diese Anlagen schon bei den Vorfahren oder bei den übrigen Verwandten solcher Gelehrten zu finden wären. Galton ist, trotzdem er es nach seiner Meinung mit lauter Größen der Wissenschaft zu tun hat, in seinen Ansprüchen vorsichtig, indem er nicht verlangt, daß ihm auf dem Fragebogen auch solche Eigenschaften mitgeteilt werden, die für die Familie des Betreffenden nicht ehrenvoll erschienen. Das Ganze soll eben nur ein Versuch sein, von verhältnismäßig unvoreingenommenen und zuverlässigen Personen ein Material zu erhalten, das auf anderem Wege nicht leicht zu beschaffen sein würde. Man darf auf die Ergebnisse einigermaßen gespannt sein. Wenn sie nach dem Urteil Galtons wertvoll genug ausfallen, so sollen ähnliche Nachfragen auch in anderen engeren Kreisen abgehalten werden, um so allmählich bessere Hülfsmittel zur Aufklärung der schwierigen Vererbungsfrage beizubringen.

Die Suggestion in der Völkerpsychologie. Für alle Naturvölker und für alle Kulturvölker verschiedenster Zeiten hat die Suggestion eine große völkerpsychologische Bedeutung. Schon die alten Aegypter haben die Suggestion auch therapeutisch verwandt. Auch hat man bei den sogen. „Medizinmännern" so verschiedener Gegenden, wie Haiti, Südafrika und Australien, genau das gleiche hypnotische Verfahren beobachtet. Das „Blutbesprechen", der mittelalterliche „Liebeszauber", sind weitere Beispiele von Suggestion, die Amulette sind Mittel einer Fremd- oder Autosuggestion, und die gelegentlich beobachtete Anästhesie bei gefolterten Märtyrern, Hexen usw. sind durch Hypnose zu erklären. Allerdings ist bei der völkerpsychologischen Suggestion der aktive Hypnotiseur nicht immer so offenkundig wie in der Klinik. Oft ist er vom Objekte durch ein oder zwei Zwischenglieder getrennt. Die Großmutter, die ihre Enkel gruselig macht, der Schamane, der seinen Zögling zur Produktion ekstatischer Zustände erzieht, sind Fälle direkter Hypnotiseure. Ein Amulett, ein Buch, eine Zeitung können dagegen Mittelglieder bilden, so daß der Hypnotiseur einer fernen Vergangenheit angehören kann. — Der faszinierende Einfluß der Schlangen auf die Volkspsyche geht weit über die Furcht vor dem Schlangenbiß hinaus. Die über die ganze Erde verbreiteten Tierverwandlungssagen werden der jeweiligen Jugend durch Priester, Häuptlinge und Gentilälteste suggestiv übermittelt und führen gelegentlich zu Halluzinationen. „Aberglaube" und „Autoritätsglaube" stehen der Suggestion nicht ganz fern. Wenn Agassiz ein so leidenschaftlicher Gegner Darwins war, so muß man daran denken, daß er in seiner Jugend als Pfarrerssohn unter starker theo-

logischer Suggestion stand. Auch sonst spielt die Suggestion in der Geschichte der Wissenschaft eine merkliche Rolle. Ganze Zeiten, so z. B. die Rousseaus, werden von Schlagworten wie dem von der „Natur“ suggeriert, man will z. B. auch Naturmaße und -gewichte haben und inszeniert in suggestivem Drange so gigantische Unternehmungen, wie eine Gradmessung der Erde. — Auch beim Gebrauch indifferenter Heil- und Genußmittel liegt oft Hypnose vor. Auch mancher Haschischrausch ist nicht toxisch, sondern suggestiv. (O. Stoll, Journal für Psychologie und Neurologie, 1904, No. 1—2.)

Psychische Epidemien. In einem Spessartdorfe wollte vor einigen Jahren ein zehnjähriges hysterisches Mädchen die Muttergottes gesehen haben und führte mit ihr in Gegenwart der ganzen Gemeinde Zwiegespräche. Jahrelang hielt sich der Wunderglaube. Namentlich ein von Jugend auf psychopathischer Mensch hielt mit dem Mädchen Betstunden ab, wurde immer erregter, mußte schließlich in eine Irrenanstalt gebracht werden und starb hier in religiöser Ekstase. — In einem Rhöndorfe wollte eine Frau vor einigen Jahren vom Teufel besessen sein, die ganze Bevölkerung glaubte ihr und beschuldigte eine alte Frau als Hexe, bis diese selbst daran glaubte und sich erhängte. Nun wollte ein Pfarrer öffentlich den Teufel austreiben. Als man die Frau endlich in ein Irrenhaus brachte und hier ihre Anfälle ignorierte, gingen diese nur noch in aller Stille vor sich. — In beiden Ereignissen bildete ein Fall psychischer Abnormität den Ausgangspunkt für eine lebhafte psychische Erregung einer größeren Volksmenge und beide Male fiel dieser Erregung ein anderer Mensch zum Opfer. (Weygandt, Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie, 1904, No. 3.)

Kultur- und Völkergeschichte.

Die prähistorische Zusammengehörigkeit des Kaukasus und der Donauländer. Aus der Abwesenheit der Löwen- und der Seltenheit der Stierornamente in den kaukasischen Bronzegürteln schloß Virchow (1895), daß die Metallkultur der Kaukasusländer nicht erst von Assyrien herübergekommen, sondern autochthonen Ursprungs sei. Dagegen zeigen die durchbrochenen Bronzeglöckchen, Dolchknaufe, Zierscheiben, die dreikantigen Pfeilspitzen und gewisse Bronze- und Eisenbeile die Zugehörigkeit des Kaukasus zu einem Kulturkreise, welcher von Ungarn bis über den Ural nach Sibirien hineinreicht. Aber dieser skythische, wohl vom Ural-Altaigebiet ausgehende Kulturzusammenhang ist nach Reinecke nicht viel älter als etwa 500 v. Chr. In eine viel ältere Zeit dagegen reicht die Untersuchung der kaukasischen Fibeln, Brillenspiralen, Knöpfe, Knopfnadeln, Heftnadeln, der Nadeln mit Seitenöse, der Rollnadeln, Scheibennadeln, Radnadeln, Volutennadeln, der Fingerringe, Ohrringe, Armbänder, Halsringe, Hängekreuze, der rad-, beil-, vogel- und glockenförmigen Medaillons, der durchbohrten Astragali, der Bronzeröhren, Spiralröhren, Pinzetten, des Bernsteinschmucks, der Schaftrillbeile, Hammerbeile, Doppelbeile, der Sichelsägen, Pfeilspitzen, Lanzen, Dolche und Schwerter, der geometrischen und symbolischen Ornamente, des Grubenschmelzes (émail en champ-levé) und der plastischen Idole. Alle diese Geräte, für die sich Parallelen weder in dem skythisch-sibirischen Kulturkreise, noch in den alten Kulturstätten im Süden des Kaukasus nachweisen lassen, beweisen einen prähistorischen Kulturzusammenhang des Kaukasus mit dem Abendlande und zwar besonders mit den Donauländern im Norden der Balkanhalbinsel, mit jenen Ländern, in denen die gräkoitalischen und illyrischen Völkerschaften, bevor sie in die klassischen Gefilde Griechenlands und in die sonnigen Fluren Italiens hinabstiegen, gemeinsam die älteste Phase der Metallkultur durchlebten. Man muß also für die Zeit einen danubisch-kaukasischen Kulturkreis annehmen. Und zwar ist dessen Kultur früher an der Donau als im Kaukasus gewesen, denn nur an der Donau finden sich die allmählichen Uebergänge von der Steinzeit zur Metallzeit. Die Metallkunst ist wesentlich fertig von der Donau nach dem Kaukasus gebracht worden. — Einzigartig auf der Erde (abgesehen von einem sporadischen Funde von Tello in Babylonien) steht die alte Kaukasuskultur durch ihren Besitz von Schmuckgeräten aus reinem Antimon da. Aber auch hierfür findet sich die abendländische Parallele, indem in West-

preußen und besonders in Ungarn (und sonst nirgends) wenigstens Legierungen mit Antimon, wodurch das Kupfer oder das Zinn eine größere Härte erhielt, gefunden worden. Vielleicht weisen die Dolmen, die sich in einem kleinen Teil des Kaukasus finden, auf nordwesteuropäischen Ursprung hin. Die kaukasische Bestattungsform (als auf der Seite „liegender Hocker") hat ihre Parallele in der älteren Bronzezeit Europas. Die von Virchow untersuchten kaukasischen Schädel sind vorwiegend dolichocephal oder mesocephal, entsprechen also dem arischen Typus. Doch gilt dies nach neueren Untersuchungen nur für die nordkaukasischen Schädel, deren Träger nach Topinard auch blond waren, während die transkaukasischen Schädel vorwiegend brachycephal zu sein scheinen. Bestätigt sich das, so wäre es ein neuer Beweis für die Wanderung der Indogermanen von Norden nach Süden und nicht umgekehrt. Der indogermanische Kultur- und Rassenzusammenhang von der Donau nach dem Kaukasus scheint dann schon in prähistorischer Zeit durch eine erste uralaltaische Völkerwelle unterbrochen zu sein. (Dr. Wilke, Zeitschrift für Ethnologie, 1904, No. 1, S. 39—104.)

Der türkische Ursprung der Bulgaren. Die zuerst für das Jahr 485 vom armenischen Historiker Moïse von Corena erwähnten Bulgaren, welche das alte Mösien endgültig 680 n. Chr. unterworfen haben, gaben diesem Lande seinen heutigen Namen: Bulgarien. Auf ihren türkischen Ursprung ist schon lange hingewiesen worden, aber einigen Autoren galten sie noch immer als ursprüngliche Slawen. Aber ihr früherer Wohnsitz lag südlich von dem der Russen. Nach dem arabischen Schriftsteller Aboutfeda (um 1400), welcher seinerseits das geographische Werk Alestakrys aus dem X. Jahrhundert unter Augen hatte, lag Bulâr (später Bulghâr), die Hauptstadt der Bulgaren in ihrem älteren Wohnsitze unweit des linken Wolgaufers, nicht weit vom Einflusse der Kama. Hier blieb wohl der größere Teil der Bulgaren auch nach 680 wohnen. Nach Ibn Haukal wurde Bulghâr im Jahre 968 n. Chr. von den Russen zerstört; es wurde wieder aufgebaut, von Timur wieder zerstört, aber noch heute existiert dort ein Dorf namens Bolgary, in dessen Nähe sich großartige Ruinen befinden. In diesen Ruinen fand man türkische, armenische und arabische, aber keine slawischen Inschriften. Die Wolga, welche von den türkischen Stämmen selbst „Itel" (d. h. der Fluß) genannt wurde, erhielt erst von den ursprünglich aus Asien eingewanderten Bulgaren ihren jetzigen Namen. Da jedoch die Türkvölker den Buchstaben B nicht haben, müssen die Bulgaren eigentlich Vulgaren oder Volgaren geheißen haben, woraus erst die byzantinischen Griechen, die ja ihrerseits kein V haben, „Bulgaren" gemacht haben. — Jene Bulgaren nun, die nach Mösien („Klein-Bulgarien") übergewandert waren, werden von den alten Schriftstellern als Weiß-Bulgaren bezeichnet. Sie haben also wohl durch Rassenmischung eine hellere Hautfarbe erhalten, während die in „Groß-Bulgarien" am Wolgaknie zurückgebliebenen sogen. „schwarzen" Bulgaren die ursprüngliche dunklere Hautfarbe der ural-altarischen Rasse behalten hatten. (Adolphe Bloch, Bull. et mém. de la Societé d'Anthrop. de Paris, 1903, No. 5.)

Die Stammväter der Buren. Unter den burischen Stammvätern sind hier diejenigen Einwanderer nach Südafrika verstanden, welche sich vor dem Festsetzen der Engländer dort niedergelassen haben. Es sind im ganzen nur 1526, wovon etwa 1400 rücksichtlich ihres Heimatlandes bekannt sind. Da ergibt sich nun die überraschende Tatsache, daß über die Hälfte (745) aus dem jetzigen deutschen Reichsgebiet und nur etwas über ein Viertel (434) aus Holland stammt. Zu den Reichsdeutschen kommen noch 34 Schweizer und 2 Oesterreicher, zu den Holländern noch 23 Belgier. Aus allen romanischen Ländern zusammen stammen nur 74, aus den skandinavischen 55, aus den slavischen 9, aus England 3 und aus Ungarn 1. Als Grund dafür, daß trotz des Ueberwiegens der Reichsdeutschen nicht Hochdeutsch, sondern Niederdeutsch die herrschende Sprache Südafrikas wurde, gibt Colebrander, dessen Broschüre über die „Abstammung der Buren" (Verlag des Niederländischen Verbandes) obige Zahlen entnommen sind, an, daß die Mehrzahl der Reichsdeutschen aus dem Norden, also aus Gegenden mit niederdeutscher Umgangssprache stammt. Doch kann man der beigegebenen ausgezeichneten Karte, auf der der Heimatsort des burischen Stammvaters mit einem Kreuzchen angegeben ist, entnehmen, daß die reichsdeutsche Auswanderung nur gerade zur Hälfte aus dem niederdeutschen Sprachgebiete stammt. Die Auswanderungsorte dehnen sich ziemlich gleichmäßig den Rhein und seine Nebenflüsse bis nach Zürich, Stuttgart und Würzburg hinauf und die Elbe bis nach Böhmen hinein aus. Uebrigens stammen auffallend viel „Buren" (d. h. Bauern) nicht vom platten Lande, sondern

aus größeren Städten, so 116 aus Amsterdam, 27 aus Utrecht, 24 aus Hamburg, 23 aus Berlin, je 17 aus Rotterdam und Leyden, je 16 aus Braunschweig, Kopenhagen und dem Haag, je 12 aus Köln und Haarlem, je 11 aus Königsberg, Magdeburg und Bremen, 10 aus Lübeck, je 9 aus Oldenburg und Hanau, je 8 aus Frankfurt a. M., Dresden, Hannover, Delft und Groningen usw. Der Sieg des Niederdeutschen über das Hochdeutsche hat noch andere Gründe als den oben erwähnten. Außer an die politische Herrschaft Hollands in Südafrika ist noch an drei Umstände zu erinnern. Erstens überwogen im 17. Jahrhundert, also in der ersten grundlegenden Zeit, die Holländer bedeutend: 1657—1675: 32 Holländer gegen 6 Reichsdeutsche und, schon mit abnehmender Tendenz, 1675—1700: 48 Holländer gegen 32 Reichsdeutsche. Die späteren Reichsdeutschen fanden also das Holländische schon als herrschende Sprache vor. Zweitens wiegt unter den Stammmüttern der Buren das holländische Element sehr stark vor: 390 Holländerinnen gegen 76 Reichsdeutsche. Es heißt aber „Muttersprache" und nicht „Vatersprache". Drittens ist die Zahl der eingewanderten Stammütter überhaupt viel geringer als die der Stammväter (611 gegen 1553). Zwar kommt unter den holländischen Einwanderern fast auf jeden Mann eine Frau (434 und 390). Für die reichsdeutschen Einwanderer dagegen hat sich der soziologische Prozeß offenbar ebenso abgespielt, wie noch heute großenteils in Nordamerika: Der intelligente, wirtschaftlich bald hochkommende junge Einwanderer nimmt sich eine Tochter des Landes zur Frau, ordnet sich dieser, die die Landessitten besser kennt, im täglichen Umgang unter und verfällt so auch ihrer Sprache. — A. K.-H.

Rassen-Hygiene.

Galton contra Malthus. Das scheinbar einfachste Mittel, einer Uebervölkerung vorzubeugen, ist der Malthusianismus, d. h. die Empfehlung der sexuellen Enthaltsamkeit. Aber vom Standpunkt der Rassenhygiene aus ist dieses Mittel das denkbar schlechteste. Denn eine solche Empfehlung würde vorzüglich nur von denjenigen Personen befolgt werden, die ihrer Triebe und Leidenschaften Herr sind, deren selbstlose Gesinnung sich zu solchen idealen Maßnahmen verstehen kann, kurz, die eine höhere seelische und geistige Kultur treiben. Die ganze übrige rohe und dumpfe Masse würde nach wie vor Kind auf Kind in die Welt setzen. Dadurch würde aber die Nation dauernd heruntergezüchtet und erlitte eine qualitative Einbuße von unberechenbarer Tragweite. Galton hat nun erkannt, daß die Menschheit leider schon jahrtausendelang auch ohne Malthus solche negative Zucht betrieben hat, und daß man, um dies in Zukunft zu vermeiden, gewissermaßen Anti-Malthusianismus treiben muß. Vor allem waren und sind es die Klöster, die gerade die geistigsten und feinfühligsten Menschen von der Fortpflanzung ausschließen. Die allgemeine Zuchtlosigkeit des ausgehenden Mittelalters dürfte wohl in diesem Umstand begründet sein. Für Frankreich kam dann die Hugenottenaustreibung und die Bartholomäusnacht hinzu. In der Gegenwart beschränken nicht nur in Frankreich die besser „situierten" Familien ihre Kinder. Und die intellektuellsten Menschen kommen überall am spätesten zur Heirat. Ihnen steht das geistig durchschnittlich weniger veranlagte „Proletariat" gegenüber, dessen Name es ja schon andeutet, daß es dem Staate vorzüglich durch seine Nachkommenschaft dient. Der Ausleseprozeß aber, durch den die tüchtigsten Glieder des Proletariats regelmäßig in die situierten Klassen hinaufrücken sollen, funktioniert doch keineswegs so einwandsfrei, wie das z. B. Ammon hingestellt hat. Gewandtheit, Routine, Raffinement und Skrupellosigkeit bringen es nur zu häufig weiter, als innere Tüchtigkeit, auch da, wo das Sieb der gesellschaftlichen Auslese nicht durch Konnexion und Protektion durchlöchert ist. Und doch ist die Züchtung geistig hochstehender Menschen weit wichtiger und viel aussichtsreicher als die Erziehung. Ohne eine anti-malthusianische Züchtung müssen die „Eugenics" Galtons vom Proletariat verschlungen werden. Hier liegt eine viel ernstere Gefahr für die Situierten, als in der Sozialdemokratie. (H. Driesmans, Die Umschau, 1904, No. 14.)

Rassenpathologie der arktischen Naturvölker. Die Neigung zu Geisteskrankheiten ist bei den Jakuten des Kolymschen Regierungsbezirkes eine ganz außerordentliche. Die Jakutin ist ausnahmslos hysterisch. Es werden verschiedene

Formen unterschieden. Eine davon, „Menerik“, tritt epidemisch, mit Krämpfen verbunden, als eine Art Besessenheit auf und zwar in Gestalt von Paroxysmen; eine andere Form, „Girer“ der Jakuten, zeigt mehr den beständigen Charakter des hysterischen Irreseins. Manche Schamanen erzeugen „Menerik“ künstlich: die Betreffenden fangen an zu hüpfen, zu singen usw. und zeigen alle Merkmale gewöhnlicher „Besessenheit“. Infolge ihrer außerordentlichen Suggestibilität neigt das polare Weib sehr zu sogen. „emjurer“ (jakutisch), ein außerordentlich kompliziertes Krankheitsbild mit den Elementen der großen Hysterie („Irer“, „abas“, „ssoguer“, „ungar“ sind die jakutischen Bezeichnungen seiner verschiedenen Stadien). — Das verheerende Umsichgreifen der Psychosen ist Begleiterscheinung, genauer Teilerscheinung des allgemeinen degenerativen Niederganges jener Kinder der Polarnacht, die von der Berührung mit der Kultur nur zwei Geschenke, den Alkohol und die Syphilis erhielten. (S. Mickewitz, Die Hysterie im äußersten Nordosten Sibiriens, 1903.) — R. Weinberg.

Forschungen über erbliche Geisteskrankheiten durch sechs Jahrhunderte. Die klinische Geschichte der Menschheit kann nur mittels der Daten von Königsdynastien geschrieben werden, welche so berühmt sind, daß man ihre Vorfahren und Seitenverwandte vollständig kennt. Lehrreich, wenn auch nur durch mühsame historische Textforschung zu ermitteln und nicht allzu ergiebig sind die klinischen Ahnentafeln französischer Könige. Eine solche Ahnentafel mit detaillierten Quellenauszügen ist in 16jähriger Arbeit für Ludwig XI. († 1483) aufgestellt worden. Es läßt sich zeigen, daß, was nicht allgemein bekannt ist, Ludwig XI. kurz vor seinem Tode wahnsinnig wurde. Auch Karl VI. († 1422) war bekanntlich wahnsinnig. Aber hier ist ein unglücklicher Bruch vorhanden, denn es ist sehr zweifelhaft, ob Ludwigs Vater Karl VII. wirklich der Sohn Karls VI. war. So ist also der väterliche Stammbaum Ludwig XI. nur mit Vorsicht zu benutzen, obgleich Karl VI. in direkter väterlicher Linie von dem großen Ludwig IX. (dem Heiligen, † 1270) abstammt. Aber der mütterliche Stammbaum kann die Linie ausfüllen. Denn die Mutter Ludwigs XI. kam aus dem Hause Anjou, und auch dieses geht in direkter Abstammung auf Ludwig den Heiligen zurück, dessen Ahnen ihrerseits bis ins 9. Jahrhundert zurück zu verfolgen sind. Auf diese Weise ist die klinische Ahnentafel Ludwigs XI. auf 20 Generationen zurückverfolgt worden. Aber über die „Gesetze“ der Vererbung ließ sich nichts Sicheres daraus ableiten. (Auguste Brachet, Pathologie mentale des Rois de France, Louis XI. et ses ascendants, Paris, 1903, Hachette, 913 S.)

Herzfehler und Schwangerschaft. Ueber dieses Thema hielt Dr. Freund, Straßburg i. E., einen Vortrag auf dem mittelrheinischen Aerztetag. Während man früher der Schwangerschaft bei Herzfehler eine äußerst ungünstige Prognose stellte, herrschte in letzter Zeit ein zu großer Optimismus. Mit Recht hält von Leyden die Mitte, da $^1/_4$ tödlich verlaufen. Die Verschlimmerung der Klappenfehler entsteht durch Degeneration des Herzmuskels und besonders durch Erweiterung. Das Herz erleidet in der Schwangerschaft sowohl eine Hypertrophie wie eine Dilatation. Während der Schwangerschaft wird durch Steigerung des Druckes im Bauchraume eine höhere Arbeitsleistung vom Herzen gefordert, indes bei der Geburt Schwankungen des Blutdruckes entstehen. Chlorotische sind besonders durch die Schwangerschaft gefährdet, da sie sich durch angeborene Engigkeit der Arterien, durch Kleinheit des Herzens, durch Herzleiden, durch Infantilismus auszeichnen; bei ihnen ist auch die künstliche Frühgeburt kein souveränes Mittel. (Wiener Med. Presse, 1903, No. 48.)

Ueber Alkoholismus und Degeneration bringt Virchows Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin im jüngsten Hefte einen Aufsatz von Prof. G. von Bunge in Basel. Dieser hatte, wie allgemein bekannt sein dürfte, in einer Aufsehen erregenden Schrift über die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen, als Ursache dieser Erscheinung auch den Alkoholismus des Vaters nachgewiesen. In dem genannten Aufsatze, in dem er ebenfalls zeigt, daß „die chronische Alkoholvergiftung des Vaters die Hauptursache der Unfähigkeit zum Stillen bei der Tochter ist“, führt er gleichzeitig den Nachweis, daß auch die Häufigkeit der Tuberkulose und der Nervenleiden vieler Kinder auf Alkoholismus in außerordentlich vielen Fällen zurückzuführen sind.

Soziale Hygiene.

Dem X. Internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus, der im nächsten Jahre in Budapest abgehalten werden wird, darf man um so mehr mit Spannung entgegensehen, als ein rühriges Organisationskomitee, das unlängst unter dem Vorsitze des Bürgermeisters der Haupt- und Residenzstadt Budapest, Johann Halmos, seine erste Sitzung abhielt, eine besondere Vorbereitungskommission wählte, deren Präsident Hofrat Dr. Otto Schwartzer de Babercz und deren Sekretär Dr. Philipp Stein ist. Die Vorbereitungskommission ist bereits mit den hervorragendsten Vertretern der Wissenschaft in Verbindung getreten. Für das Bureau des Kongresses wurde eine geeignete Räumlichkeit im Zentral-Rathause zur Verfügung gestellt; alle Zuschriften sind zu richten an das „Bureau des X. Internationalen Kongresses gegen den Alkoholismus, Budapest IV, Kôzponti várasháza.

Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege in Italien. Nach der letzten offiziellen Statistik in Italien hat die Gesamtsterblichkeit in den letzten fünf Jahren abgenommen, von 28 p. M. im Jahre 1887 auf 22 p. M. im Jahre 1902. Besonders auffällig ist dieser Rückgang für die Infektionskrankheiten: die Zahl der Todesfälle an Blattern ist von 549 auf 73 pro Million Einwohner gefallen, an Scharlach von 494 auf 48, an Typhus von 739 auf 351, an Diphtheritis von 952 auf 139. Auch das Sumpffieber und die Pellagra zeigen eine deutliche Abnahme der Todesfälle, das erstere von 710 auf 302 und die letztere von 125 auf 72. Merkwürdigerweise hat die Mortalität infolge von Tuberkulose nicht einen so bedeutenden Rückgang zu verzeichnen, nämlich nur von 2161 auf 1582. (Nach Gaz. degli osped., 1903, Nov. 24.) — Buschan.

Die Trinkerfrage in Irland. Der Vize-Präsident des irischen Landwirtschafts-Ministeriums, Horace Plunkett, erklärt in einem im Februar veröffentlichten Buche („Ireland in the New-Century"), daß nach seiner Meinung der Charakter der Iren unter dem Mangel an moralischem Mute litte, daß es sich hierbei aber noch um kein organisches, sondern nur um ein funktionelles Leiden handele. Die 4½ Millionen Irländer haben im allgemeinen eine sehr geringe Lebenshaltung, konsumieren aber jährlich für 13—14 Millionen Pfund Sterling Alkoholgetränke. Es gibt in Irland mehr Branntweinschenken als (im Verhältnis zur Bevölkerung) in irgend einem anderen Lande der Welt. Aber die Beamten fürchten unpopulär zu werden, wenn sie die Berechtigung zur Errichtung neuer Schenken verweigern würden, auch wo gar kein Bedürfnis vorliegt. Es sind Versuche im Gange, die Beamten selbst durch große Versammlungen in eine Art von Organisation zu bringen, damit sie sich gegenseitig in dem Widerstande gegen die Volksseuche unterstützen und keine unnötigen Berechtigungen weiter erteilen. (The Journal of Mental Science, 1904, No. 4.)

Beweis für die Schäden des Mieders (Korsetts). Auch hier haben die Röntgenstrahlen der Wissenschaft und der hygienischen Kultur einen großen Dienst erwiesen. Mittels der Radiographie läßt sich nämlich die Lage und der Grad der Gedrücktheit der Brust- und Bauchorgane bei jungen weiblichen Personen vor und nach Anlegung des Mieders genau studieren. Mädchen, die noch nie ein Mieder getragen haben, besitzen überhaupt keine „Taille". Diese ist ein Kunstprodukt und entsteht durch eine Verkürzung sowohl des queren, als des sagittalen Durchmessers unter Bildung einer verstärkten Wirbelsäulekrümmung. Das Herz wird gehoben und nach außen gedreht. An der Lunge beweist die Verminderung der Helligkeit im Röntgenbilde eine Kompression. Bei dauerndem Miedertragen nimmt der Leib die bekannte Faßform an, aus der sich dann der Hängebauch entwickelt. — Statt des Mieders kann ein Halteband für die Brüste ohne Schaden getragen werden. (Dr. Oskar Kraus, Wiener klinisch-therap. Wochenschrift, 1904, No. 6.)

Verdauung und Arbeit. Es ist bekannt, daß eine starke körperliche Tätigkeit kurz nach einer Mahlzeit die Verdauung stört und aufheben kann. Unter dieser Bedingung werden in der Tat die Magenabsonderungen mehr oder weniger vermindert. Die geistige Arbeit kann dieselbe Wirkung hervorbringen. Umgekehrt vermindert aber auch die Arbeit der Verdauung die seelische Tätigkeit in allen Formen. Der französische Forscher Féré hat nach der Med. Woche interessante Experimente angestellt, um zu ermitteln, in welchem Verhältnis die Verdauungs-

arbeit die Muskeltätigkeit herabsetzen kann. Er hat gefunden, daß diese Herabsetzung viel beträchtlicher war, als man es ahnen konnte. Im Verlauf der ersten Stunde, die dem Einnehmen einer Mahlzeit folgt, erreicht die ohne Ermüdung ausgeführte Arbeit kaum die Hälfte der in nüchternem Zustande vollbrachten Arbeit; aber die Verminderung wird vom Beginn bis zum Ende dieser ersten Stunde ständig größer. Von ungefähr 75 pCt. in den ersten zehn Minuten fällt die Arbeitsleistung von der 45. bis zur 60. Minute bis auf 10 pCt. Der Einfluß der Würze der Reizmittel, wie Tabak und Alkohol, macht sich in einer sehr deutlichen Art bemerkbar, indem er die Ermüdung beseitigt, aber nur für eine sehr kurze Zeit, die niemals zehn Minuten überschreitet; nachdem erscheint die Müdigkeit wieder und zwar stärker, als sie es ohne diese vorübergehende Erregung gewesen wäre.

Zunahme der Alkoholabstinenz. In England konnte die englische Großloge des Guttemplerordens auf ein sehr erfolgreiches Jahr zurückblicken; sie zählt jetzt über 120000 Mitglieder in 2375 Logen. Ein erfreuliches Wachstum des Ordens war vor allem auch im Heer und in der Marine zu verzeichnen. Die umfangreichste Großloge des internationalen Guttemplerordens ist jetzt die schwedische mit fast 240000 Mitgliedern. Auch in Deutschland macht der Orden gewaltige Fortschritte, hat er doch ca. 150 neue Logen im letzten Jahre erhalten, ein Beweis, daß auch in Deutschland der Abstinenzgedanke mehr und mehr an Boden gewinnt.

Zur Hygiene des Rauchens. Der Tabaksgenuß kann nicht bekämpft, aber er kann zu einem möglichst unschädlichen gemacht werden. Aus diesem Bestreben heraus sind die „nikotinfreien" Zigarren entstanden. Aber hierbei ist gerade derjenige Bestandteil, auf den es dem Raucher wesentlich ankommt, entfernt, dagegen sind die übrigen Rauchgifte (Methylamine, Ammoniak, Schwefelwasserstoff, Blausäure, Kohlenoxyd) nicht beseitigt; außerdem ist das ganze Aroma zerstört, so daß die Zigarre wie Stroh schmeckt. Die bisherigen Versuche, die Rauchgase durch imprägnierte Watte oder Asbest zu filtrieren, haben sich auch nicht bewährt. Dagegen hält fasriges Material, welches mit Eisensalzen imprägniert ist, wenigstens das Brenzöl, den Schwefelwasserstoff und einen Teil der Blausäure und der Pflanzenbasen zurück. (Dr. H. Thoms, Chemiker-Zeitung, 1904, No. 1.)

Bevölkerungsstatistik.

Bevölkerungszunahme in Europa. Die Bevölkerung Europas hat während des vergangenen Jahrhunderts nicht unbeträchtlich zugenommen. Setzt man die Bevölkerung des Jahres 1800 gleich 1000, dann betrug sie

im Jahre 1810: 1060,
„ „ 1820: 1141,
„ „ 1830: 1254,
„ „ 1840: 1340,
„ „ 1850: 1425,
„ „ 1860: 1516,
„ „ 1870: 1637,
„ „ 1880: 1750,
„ „ 1890: 1946,
„ „ 1900: 2158.

Demnach hat sich die Bevölkerung Europas innerhalb der letzten 100 Jahre mehr als verdoppelt. Diese Zunahme erstreckt sich aber nicht gleichmäßig auf alle Teile des Kontinents. Sie ist schwächer im Westen und Südwesten (bei den lateinischen Völkern), hingegen sehr hoch im Osten am entgegengesetzten Ziel (bei den jüngeren Kulturstaaten). Dort stieg sie von 1000 auf nur 1600 (Südwesteuropa) und 1948 (Westeuropa) an, hier jedoch von 1000 auf 2492 (Osteuropa). (Revue de statistique, 1904, S. 16.) — Buschan.

Die Verteilung der westlichen Juden. Wie wenig Juden verhältnismäßig Palästina und Syrien beherbergt, geht daraus hervor, daß in der gesamten Türkei nur etwa 1 pCt. aller Juden wohnen. Dagegen umfaßt Osteuropa 7½ Million und

die Vereinigten Staaten haben eine Million Juden meist osteuropäischer Herkunft. Nur eine Million Juden wohnt in Westeuropa, davon aber über die Hälfte, nämlich 568000, in Deutschland. Dem folgt die zweite germanisch-protestantische Großmacht, nämlich England, mit 200000. In Deutschland und England zusammen wohnen also etwa drei Viertel aller Westjuden. Welchen Einfluß die religiöse oder anthropologische Eigenschaft des Wirtsvolkes hat, zeigt der Gegensatz der beiden niederländischen Staaten: Während in Belgien nur 3000 Juden wohnen, leben ihrer in dem etwa gleichgroßen Holland 97000! Das ganze große Frankreich hat nur 70000 Juden, Italien zeigt dieselben Verhältnisse, nämlich 50000, Spanien und Portugal zusammen aber aus bekannten historischen Gründen noch keine 3000. Auch die skandinavischen Länder haben wegen ihrer Abgelegenheit von den Hauptströmen der jüdischen Völkerwanderung zusammen nur etwa 8000 Juden. (Nach den Angaben von Prof. Haman. A. K.-H.)

Kinderlosigkeit in England. Frankreich ist nicht mehr das einzige Land, das durch den Rückgang der Geburten von sich reden macht. Wenn man den Ausführungen des Bischofs von Ripon Glauben schenken darf, so steht es in anderen Ländern und besonders in England nicht besser um die Zunahme der Bevölkerung. Der Bischof, der eine flammende Philippika gegen die Kinderlosigkeit hielt, teilte darüber folgende interessante Tatsachen mit: In Skandinavien ist die Zahl der Geburten seit den letzten 20 Jahren um 4, in Frankreich um 14, in Großbritannien um 15, in England und Wales, ohne Schottland und Irland, um 17 und in Australien um 30 pCt. gesunken. In London steigt die Anzahl der Heiraten, während die Anzahl der Geburten andauernd sinkt. Es wird angenommen, daß in England in jeder Woche etwa 500 Kinder weniger als früher geboren werden. Unter den Reichen und Wohlhabenden ist die Kinderlosigkeit in England am häufigsten festgestellt worden. (Berliner Tageblatt, 1904, No. 218.)

Auswanderung der Chinesen. Der größte Teil der ausgewanderten Chinesen lebt in dem relativ kleinen Hinterindien. Hier befinden sich allein in Siam 2,5 Millionen, auf Malakka 985000, im französischen Indochina 150000, im englischen Birma 40000, insgesamt also 3,675 Millionen. Hierauf folgt die ostasiatische Inselwelt mit 3,187 Millionen. Die 2,6 Millionen Chinesen auf Formosa sind freilich japanische Untertanen geworden. Aber in Japan selbst leben exterritorial 7000, auf den Philippinen 80000 und auf dem Sunda-Archipel, wo die Portugiesen schon im Jahre 1520 Chinesen vorfanden, gar 600000 Chinesen. Geringer als nach Süden und nach Osten ist die chinesische Auswanderung nach Norden. Leben doch in dem nahen Korea nur 3700, in den weiten russisch-asiatischen Ländern nur 25000 Chinesen. Alle Auswanderung der Chinesen geht auf dem Seewege vor sich. Auf ihm konnten daher 30000 Chinesen bis nach Australien und 272800 nach Amerika gelangen (H. Gottwaldt, Broschüre im Verlag von Nößler, Bremen, 1903). — In den letzten Wochen hat nun auch die chinesische Auswanderung nach Südafrika begonnen. Und zwar werden ihrer gleich viele Tausende auf einmal verfrachtet. Uebrigens trifft man schon in Weltgegenden, wo man es nicht erwarten sollte, z. B. auf der Insel Kuba, chinesische Dörfer mit hochummauerten buddhistischen Kultstätten. — A. K.-H.

Erziehung und Unterricht.

Schulärztliche Erfahrungen und Wünsche. Nach dem Vorgange von Wiesbaden und Königsberg haben in den letzten Jahren die meisten deutschen Großstädte, viele kleinere Kommunen und selbst schon ein Bundesstaat (Sachsen-Meiningen) offizielle Schulärzte eingeführt. Nach drei Richtungen kann sich deren Tätigkeit erstrecken. Die Schulräume sind zwar an sich meist tadellos vom Architekten hergestellt, aber es hapert in bezug auf ihre tägliche nasse Reinigung, die am besten vom städtischen Straßenreinigungsdepartement ausgeführt würde, in bezug auf Aborte und Waschgelegenheiten, auf die zugleich rationelle und schönwirkende Ausschmückung der Schulzimmer. Auf den Unterricht und die Leitung der Schule haben die Aerzte heute noch fast nirgends Einfluß, obgleich

z. B. der Schulanfang, der Nachmittagsunterricht, die Menge der häuslichen Arbeiten, die Schwere der Mappen, das Strafsystem usw. in das hygienische Gebiet hineinreichen. Die dritte Aufgabe der Schulärzte betrifft die Untersuchung der Kinder selbst, welche sowohl bei der Aufnahme, als später in regelmäßigen Abständen durch Klassenbesuche des Arztes und außerdem durch Kontrolluntersuchungen zu erfolgen hat. Jedes Kind hat einen „Gesundheitsschein", der es durch die ganze Schule begleitet. Die Kontrolluntersuchungen müssen an allen, auch den anscheinend gesundesten Kindern vorgenommen werden. Am wenigsten haben die Schulärzte bisher gegen die Infektionskrankheiten (Schulepidemien) ausrichten können, und zwar deshalb nicht, weil der bureaukratische Apparat, den der Schularzt anrufen muß, zu langsam funktioniert. Der Schularzt sollte das Recht haben, wenigstens vorläufig jede ihm verdächtige Klasse zu schließen. Nach Desinfektion der Räume und nach Ablauf der Inkubationszeit der betreffenden Krankheit könnten dann die gesund gebliebenen Kinder mit dem Unterricht sofort wieder beginnen. So würden auch die von der Schule jetzt so unangenehm empfundenen, viele Wochen dauernden Schließungen vermieden sein. Sodann hat der Schularzt auf die Schädlichkeit der Korsetts und sonstiger unpassender Kleidung, auf die Notwendigkeit von Turnen, Spielen, Schwimmen usw. auch schon bei den kleinen Mädchen hinzuweisen, vorm Alkoholgenuß zu warnen und für die richtige Benutzung und Erweiterung der Ferienkolonien und der Walderholungsstätten zu sorgen. (Dr. M. Cohn, Monatsschrift für soziale Medizin, 1903/04, No. 4.)

Der Unterricht im ersten Schuljahre. Dem Herkommen gemäß werden die Kinder gleich nach dem Eintritt in die Schule in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeführt. Täglich müssen die Kleinen einige Stunden in gebückter Haltung, in gesundheitsschädigender Schulluft auf einer hygienisch meist zweifelhaften Bank sitzen. Vor dem Eintritt völlige Freiheit, nun auf einmal nur wenig unterbrochenes Stillsitzen! Dieser Uebergang ist zu unvermittelt. Das Kind möchte mit seiner Phantasie etwas anfangen, seine Hände gebrauchen, möchte bauen, malen, hantieren. Durch den herkömmlichen schroffen Bruch wird die natürliche Entfaltung gehindert. Ein greifbarer Versuch zur Besserung wurde durch die Lersnerschule in Frankfurt a. M. gemacht. Hier wird im ersten halben Jahre weder Lesen noch Schreiben geübt, dagegen viel Analysieren und Lautieren kleiner Sätze und Worte des Anschauungsunterrichtes, dazu malendes Zeichnen, kleine Ausflüge, Spielen, Gesang, Grimmsche Märchen und Heysche Fabeln. Erst im zweiten Halbjahre wird mit dem Vorführen der Buchstaben, und zwar nur im Druck, begonnen. Das Schreiben beginnt dann erst im vierten Vierteljahre und zwar gleich ins Heft. Das Resultat ist überraschend. Denn schon am Schluß des ersten Schuljahres schreiben die Kinder kleine Sätze nach dem Gehör! Das Ganze läuft daraus hinaus, dem eigentlichen Lernen den Boden zu bereiten durch Oeffnen der Sinne in dem völlig dominierenden Anschauungsunterrichte. (A. J. Endris, Neue Bahnen, 1904, No. 2.)

Völker und Politik.

Mitteleuropa und die Balkanhalbinsel. Die Türken verloren seit 1697 zuerst Ungarn und die Ukraine, dann im 18. Jahrhundert das Banat, die Bukowina, die Nordküste des Schwarzen Meeres, sodann 1817 Serbien, 1829 Griechenland, 1861 Rumänien, 1878 Bosnien, Bulgarien, Armenien und Cypern, 1885 Ostrumelien, schließlich 1898 Kreta. Auf den von der Türkei abgerissenen Gebieten blieben nur kleine Ueberreste mohammedanischer Gläubiger zurück, im übrigen aber zeigten sich, als der Schleier der Türkenherrschaft weggezogen wurde, wieder die allbekannten Völkerschaften. Die Balkanhalbinsel ist ein wahres Völkermuseum. Die treffliche Lage und Beschaffenheit zog alle Völker immer wieder aufs neue an. Turanier, Semiten und Arier trafen sich hier. Unter den Ariern aber sind es nicht nur Griechen, Illyrier, Rumänen, nicht nur die Slawen, sondern auch Germanen. Für die Zeit des Altertums beweisen das Typus, Sagen, Namen, Charaktere und ständische Gliederung; die Tanagrafiguren könnten mit ihren blonden Haaren und blauen Augen einen idealisierten deutschen Typus darstellen. Dazu

kommt dann der Einfluß der Völkerwanderungszeit. In Serbien, Montenegro und Albanien deutet schon der hohe Wuchs germanisches Blut an. Sehr merkwürdig ist die Verwandtschaft des skandinavischen Bauernhauses mit den auf der Balkanhalbinsel überwiegenden Hausformen. In der Römerzeit erinnern jene „Seeräuber", die gleichzeitig über das Schwarze Meer und über Dalmatien zogen und von Pompejus besiegt wurden, sehr an die späteren Wickinger. In Dalmatien wird noch heute die uralt deutsche Göttin der Fluren und des Herdes, Freya, von dem jetzt slawisch redenden Landvolke verehrt. Die Osmanen, besonders in den höheren Ständen, zeigen wenig mehr vom ursprünglichen turanischen Typus: In Kleinasien vermischten sie sich u. a. mit den Resten der „Galater", die bei Lichte besehen Germanen sein dürften. Dazu kommt die mehrhundertjährige Vermischung der Vornehmen mit kaukasischen Frauen. Es ist vielleicht mehr als ein Zufall, daß die Bulgaren mehr zu den gleichfalls mit tatarischem Blute gemischten Russen neigen, während die mehr mit Germanen versetzten Serben mit Oesterreich manche Berührungspunkte zeigen. In bezug auf Charakter und Haltung stehen jedoch die Osmanen den Germanen am nächsten; sie sind noch am ehesten befähigt zu leitender Stellung. Die christlichen Balkanvölker können sich schon deshalb schwer selbst regieren, weil die Türken seinerzeit die herrschenden Klassen unter ihnen getötet oder ihre Jugend durch Einreihung in die Janitscharen-Regimenter zu eigenem Vorteil verwandt hatten. So taumeln die beiden größten Völker der eigentlichen Balkanhalbinsel als eine Beute von Ehrgeizigen dahin. Dabei berufen sich die Bulgaren auf die Zeit um 900, wo ihr Fürst Simeon von der Donau bis zum Olymp herrschte, die Serben aber auf die Zeit um 1340, wo ihr Fürst Duschan von Bosnien bis nach Mittelgriechenland gebot. Man sieht, beider Ideale sind undurchführbar. Dabei haben die Türken stets eine äußerste Durcheinandermischung der christlichen Balkanvölker begünstigt, so daß befriedigende Grenzlinien unmöglich sind. Namentlich gilt dies von Makedonien, das wegen seiner Völkervermengung eine Balkanhalbinsel im kleinen genannt zu werden verdient. Dabei sind alle Balkanvölker begabt und tüchtig. Albanier, Bulgaren, Rumänen sind hervorragende Soldaten. Im Frieden zeigt sich die Vorliebe für bestimmte Berufe; so sind die Bulgaren als Gärtner tätig bis vor die Tore von Wien und die Albanier bilden in Konstantinopel besonders die Zünfte der Lastträger und der Brunnenmeister. Griechen und Rumänen dürften besonders für die moderne Industrie begabt sein. Europa kann noch Freude an allen diesen Kindern erleben, wenn sie erst in richtige Geleise kommen. Den richtigen Weg zur Verbesserung der Zustände haben offenbar zwei Länder eingeschlagen, Rumänien und Bosnien-Herzegowina — beide Länder, wir dürfen es mit Genugtuung sagen, unter deutscher Führung. Dabei waren wenigstens die Bosnier und Herzegowiner ein besonders unbändiger Volksstamm. Und doch hat in Bosnien Oesterreich eine Arbeit geleistet, die ihm in manchem älteren Kronlande, dank der konstitutionellen Doktrin, noch nicht gelungen ist. Schließlich darf man aber nie vergessen, daß es noch 220 Millionen Mohammedaner auf der Erde gibt, und daß die Politik nicht allein vom Wirtschaftsleben, sondern auch von der Religion beeinflußt wird. Katholizismus und Islam sind stärkere Gegensätze als Protestantismus und Islam. Die germanisch-protestantischen Länder werden hier also mit ihrem größeren Rationalismus im Vorteil sein. Doch würde eine schroff protestantische Politik ebenso schädlich sein, als eine klerikale. Günstig wird hier der Dreibund, der eine Atmosphäre von Mäßigung und gegenseitigem Wohlwollen geschaffen hat, während sein eigentlicher Vorgänger, das alte römische Reich deutscher Nation gerade am Glaubenskampf zugrunde ging. Der Dreibund darf dem Osmanenreiche die Hand bieten zu gegenseitiger Stärkung, zur Verbreitung höherer Kultur bis nach Vorderasien, zur Ordnung der Balkanländer und zur Unterbringung der Industrie-Exporte Mitteleuropas, dessen Interessen namentlich durch die zunehmenden Abschlußbestrebungen Alt-Amerikas und Größer-Englands schwer bedroht sind. (Alexander von Peez, Deutsche Monatsschrift, März 1904.)

Die wirtschaftliche Grundlage der Weltmachtspolitik. Der Imperialismus ist eine allgemeine Erscheinung unserer Epoche. Die Menschheit durchschreitet gegenwärtig die Krise des Imperialismus, sowie sie früher die Krisen des Liberalismus, des Protektionismus, des Kolonialfiebers durchschritten hat. Imperialismus und Sozialismus bilden heutzutage die fundamentalen Gegensätze, in England wie in der Union, in Japan wie im Moskowiterreiche, in Deutschland wie in Frankreich und Italien. Der Imperialismus erscheint überall als die äußerste Anstrengung des Kapitalismus, seinen Reichtum und seine politische Herrschaft zu bewahren. Er

erweckt alle die alten historischen Faktoren, den dynastischen Geist, den militärischen Ehrgeiz, die nationale Begierde, aber er galvanisiert sie alle, läßt ihnen keine eigene Kraft, zwingt sie, nur ihm zu dienen. In den alten Weltreichen eines Xerxes, Dschengis-Chan, Karl des Großen, Napoleon usw. war das ökonomische Element den anderen nebengeordnet und mußte letztere mit in Rechnung ziehen. Jetzt aber leidet in allen Kulturstaaten die Bourgoisie unter der Ueberproduktion an Waren und kann sich, um neue Absatzmärkte zu erobern, mit dem territorialen status quo nicht begnügen. Daher der Drang, Weltreiche zu schaffen. Das Schulbeispiel für diesen, auf kapitalistischer Grundlage beruhenden Imperialismus ist England. Es gab eine Zeit, wo die englische Industrie und der englische Handel ohne Konkurrenz dastanden. Jetzt finden sie sich fast plötzlich von Deutschland, von Amerika, ja selbst von Japan bedroht. England spielt in der Weltwirtschaft nicht mehr die einzige Rolle: das ist die Basis der Bestrebungen Chamberlains nach einem großbritischen „Zollverein“. Auch die Vereinigten Staaten leiden unter der Ueberproduktion; der Imperialismus in Washington ist nur noch das letzte Hülfsmittel der Bourgoisie gegen den drohenden Bankrott. Und auf wirtschaftlicher Grundlage beruht auch in Deutschland das Programm der Weltpolitik, zu dessen Vorkämpfer sich Wilhelm II. gemacht hat, und welches charakterisiert wird durch den Erwerb von Kiautschau und den Karolinen, sowie durch die Beschlaglegung (la mainmise) auf Kleinasien und Mesopotamien. Der chinesische Markt aber war das Ziel sowohl des russischen als des japanischen Imperialismus. Der Konflikt beider ist also eine notwendige Schicksalsbestimmung. — Ueberall verstehen es die regierenden Klassen, die Volksstimmung ihren egoistischen Zielen dienstbar zu machen, und zwar vermittels der Presse. Niemals vorher ist die Idee eines eifersüchtigen und in sich geschlossenen, den anderen Ländern feindlichen und sie verachtenden Vaterlandes so verteidigt worden, wie jetzt. So verbindet sich der Nationalismus entweder mit dem Imperialismus, oder er ist überhaupt nichts anderes als sein unklarer und demagogischer Ausdruck. (Paul Louis, Mercure de France, 1904, No. IV.)

Geistiges Leben.

Die Natur im Spiegel des antiken Geistes. Nach Hertz' geistreichem Worte ist es das Schibboleth der modernen Naturwissenschaft zu prüfen, „ob die denknotwendigen Folgen des Bildes auch die Bilder der naturnotwendigen Folgen der Gegenstände selbst seien“. Diese kritische Art der Naturbetrachtung entstand aus einem Apriori heraus, welches sich von dem der Vergangenheit wesentlich unterscheidet. Auf die Naturvölker und die ältesten Kulturvölker, ja bis in die Tage der Renaissance hinein und noch weiter wirkt die Natur anders, mächtiger, persönlicher. Die ältesten Kulturvölker Vorderasiens stehen im Zeichen des Animismus, der mythischen Personifikationen des Dämonenglaubens und der Naivität. Aber allmählich tritt ein Wandel ein. Wie riesenhafte, überirdische Mächte, die ursprünglich stumpfe und rohe Naturgewalten waren, langsam verblaßten, d. h. anthropomorph wurden, oder wie Gestirne, Feuer und Wasser nur noch den Namen für persönliche Götter hergaben, so geschah es auch mit der Natur als solcher, indem sie in steigendem Maße von der Peripherie menschlicher Einsicht mehr ins Zentrum, ins Intime, Vertraute, Subjektive rückte. Und das vollzog sich mit der feineren Kenntnis und Kultur der Seele, aber indem die Natur als mythische Totalerscheinung sich dabei immer rascher entselbstet, ziehen unzählige Götter herauf, angetan mit dem Besten dieser untergegangenen Welt. Doch auch sie selbst müssen dann sterben als die Natur das Sinnbild des Geistigen wird und der individuelle und kritische Typus des Menschen an Festigkeit gewinnt. Nun folgen sentimentale Naturschilderungen und stimmungsvolle Idyllen. Schon orientalische Völker haben diesen Uebergang vom naiven Dämonenglauben über den Polytheismus zur sentimentalen Natursymbolisierung durchgemacht. In den ältesten Erzählungen der Genesis schimmert durch spätere Uebermalungen hindurch die ursprüngliche Volksseele, so im Kampfe Jakobs mit der Gottheit, in den „Nephilim“ (den hebräischen Titanen), den „Mahanajim (Engelchen), allgemein in der ältesten Teophanie (Gotteserscheinung); das alles fließt aus einem einst hell flammenden Animismus, bei dem der Einzelne sein Fühlen, Wollen und Empfinden in das Sein der Dinge legt. Die „Elohim“

bedeuten wahrscheinlich ganz im Anfange „übermenschliche Kräfte“, riesenhafte Naturgewalten, die an heiligen Orten, wie dem Rücken des Karmelgebirges, der großen Jordanquelle usw. hausten. Der „heilige Stein“, beth-el, ist das „Haus Gottes“. Ganz allmählich vollzog sich der Uebergang zunächst zur Monolathrie, d. h. der alleinigen Verehrung eines einzigen, nationalen Gottes (noch im Deuteronomiom), dann, etwa seit Elias, zum entnationalisierten Monotheismus, zum ethischen Jahwismus. — Auch bei den Griechen steht ein naiver Animismus am Anfang. Aus den Naturdämonen bilden sich höhere Gottheiten heraus. Dann kommt, zuerst in der Blütezeit der Lyrik, die Anschauung, bei der die Natur Sinnbild der Geistigen wird, bei der das Landschaftliche um seiner selbst willen geschildert wird. Auch Plato und Aristoteles sind durch diesen Geist gegangen. Und schon ziehen sie herauf, die Meister der sentimentalen Schilderung, der innigen Stimmung, des Idylls, die Meister des Hellenismus und der Kaiserzeit. Die Poesie erhält durch ein gesteigertes Naturgefühl, durch die Glut sinnlicher und erotischer Empfindsamkeit völlig neue Accente. Die Natur, nicht der Mensch ist Selbstzweck der Schilderung. Dann erfolgte der letzte Typus antiker Naturbetrachtung, die der Neupythagoräer, Philos, der Gnostiker und Kirchenväter: Das ganze Kapital antiker Hervorbringungen vom altbabylonischen Polydämonismus an kam in Mischung. In Jesus war der ganze Schatz uraltjüdischer Naturbetrachtung, etwas Heiteres und Frohes, das ganz am Grunde der jüdischen Volksseele geflackert hatte, wieder wach geworden. Eine hinreißende Naturpoesie hat sich in seiner Seele reflektiert, und die großen Lebensrhythmen seines Volkes wob er hinein mit goldenen Fäden. In seinen Gleichnissen ist die Natur Freundin und Heimstätte der Dämonen. In der Johannesapokalypse ist das Dämonische in Freude und Angst noch gesteigert. Die bösen Geister, die ausgetrieben werden müssen, spielen besonders bei Tertullian eine große Rolle. Von hier aus erhielt Alchemie und Astrologie neue Nuancen. Auch in der Weltlichkeit der Renaissance wucherte die dämonische Urform der Naturbetrachtung immer wieder auf. Der religiös universale Theisinus und der neue Geist im Norden konnten nur stückweise den Kampf gegen den antiken Dämonismus in der Naturanschauung aufnehmen. (Dr. Franz Strunz, Zeitschrift für Naturwissenschaften, 1903, No. 6.)

Bücherbesprechungen.

Alois Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, 1903.

In einer französischen Zeitschrift war jüngst zu lesen, daß Deutschland aufgehört habe, das Land der Philosophie zu sein. Es ist seltsam, eine solche Ansicht in einer Zeit zu vernehmen, wo der Ruf Fr. Nietzsches durch alle Länder erklingt, wo in Deutschland die organische Entwicklungslehre, die physiologische Psychologie, die ökonomische und anthropologische Geschichtstheorie sich eines fortwährend steigenden Interesses erfreuen. Denn in all diesen Richtungen ist ein philosophischer Trieb, ein synthetisches, nach vernünftig begründeter und einheitlicher Erkenntnis der Dinge strebendes Prinzip lebendig. Die Physiker und Chemiker sind selbst Philosophen geworden, d. h. sie erforschen nicht nur die Gegenstände der Natur, sondern suchen sich auch selbst Rechenschaft zu geben über die Methoden und die Denkprozesse, durch welche der Mensch zur Erkenntnis der Dinge gelangt. R. Meyer, Helmholtz, Hertz, Oswald u. a. sind, ihren großen Vorbildern Galilei und Newton folgend, auch philosophisch interessiert, und neuerdings hat H. Driesch in scharfsinnigster Weise die Erkenntnismethoden der Biologie in den Kreis philosophischer Betrachtungsweise gerückt.

Es macht sich das innerste Bedürfnis nach einer neuen Weltanschauung und nach neuen Idealen bemerkbar, wobei speziell der Wert der Naturwissenschaft für ein vollkommenes Weltbild geprüft wird. In einer solchen Zeitstimmung ist A. Riehls Einführung in die Philosophie der Gegenwart ein höchst erfreulicher und zuverlässiger Führer, zumal hier ein Gelehrter zu uns spricht, der nicht nur einer der klarsten und selbständigsten Denker unter den deutschen Philosophen der Gegenwart ist, sondern auch über eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung

verfügt. Die glänzend geschriebenen acht Vorträge zeichnen sich durch die innige Verknüpfung geschichtlicher und systematischer Forschung aus. Nach Riehl ist die Philosophie die einheitliche Erforschung und Beurteilung der Welt. Sie ist nicht nur ein System des Wissens, sondern auch ein praktisches geistiges Verhalten. Sie wird „Kunst der Geistesführung" genannt und mit Platon als eine „Form des Lebens" bezeichnet. Die Geschichte der Philosophie ist daher nicht nur eine Entwicklung von Systemen, sondern auch von geistigen Persönlichkeiten.

Die wichtigsten Erörterungen beziehen sich auf das Problem, den Begriff der Erfahrung allseitig auszumessen, die Formen des Denkens und die Formen der Dinge in ihrer Beziehung zueinander zu prüfen. Riehl sieht in den Dingen nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Vorgänge, welche die spezifischen Empfindungen und Bewußtseinsprozesse im Subjekt hervorrufen. Die physische und psychische Natur ist in gleicher Weise den Methoden der Wissenschaft unterworfen; Physik und Psychologie ist der Inhalt des exakten Wissens.

Aber aus dem exakten Wissen können wir nicht allein die Ideen der Lebensanschauung gewinnen. Sie gehen aus dem praktischen Verhalten und Tun des Menschen hervor. Hier denkt der Autor an eine ästhetische Erfassung der Welt: „Die künstlerisch erfaßte und zur Höhe des Geistes herangehobene Erscheinung bedeutet mehr als die natürliche. Die Kunst ist ein Komplement des Lebens — ohne Kunst kann man nicht leben." Im ästhetischen Verhalten zieht das persönliche Element im Menschen seine Kreise, die in die Religion einmünden.

Hier bricht der Verfasser ab, wo nach unserer Ueberzeugung erst die Probleme der Weltanschauung und Lebensführung beginnen; und hier ist auch der Punkt, wo wir mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, sozusagen über ihn hinausgehen. Wir fragen: Ist das Persönliche nur ein Zufall in der Welt, nur ein dürftiger Ersatz dafür, daß wir mit mechanischen Ursachbegriffen nicht weiter kommen? Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß die persönlichen, formbildenden Kräfte in der Natur ebenso elementare Realitäten sind wie Atombewegungen. Ist auch der Zweckbegriff ein „Fremdling in der Naturwissenschaft", so ist der Zweck doch eine Tatsache in der Natur selbst. Riehl sagt: „Die Teleologie gehört nicht zur Erkenntnis der Natur, sondern zu ihrer Beurteilung." — Ist aber Beurteilung nicht auch Erkenntnis?

Was wir damit sagen wollen, ist, daß die Quellen der Erkenntnis nicht nur in unseren Sinnen, sondern auch in unseren Gefühlen liegen, nicht nur in den Erfahrungen, sondern auch in jenen Offenbarungen, wie sie der religiöse Mensch empfindet. Eine Kritik der Erfahrung muß daher notwendig mit einer Kritik der Offenbarung schließen, wie sie aus der Geschichte der Religionen gewonnen wird. Auch für die Religion verlangen wir Platz in der Weltanschauung und Freiheit der Entwicklung. Dr. Ludwig Woltmann.

Prof. Dr. Julius Wolf, Das Rassenproblem in der Weltwirtschaft. Zeitschrift für Sozialwissenschaft, VI, 1, 1903, zuerst im „Wissen für Alles" 1902 erschienen.

Mit Recht hält Verfasser die Rasse, die Art der Blutmischung verschiedener Völker für entscheidend bei ihrem Wettbewerb auf dem Weltmarkt, für ausschlaggebend in der Weltwirtschaft und erklärt es für „eines der reizvollsten Probleme, welche die nationalökonomisch-soziologische Wissenschaft kennt, hier der Schlußfolge von Ursache und Wirkung nachzuspüren". Die Ungleichheit der Rassen steht ihm außer Frage, ebenso die Ueberlegenheit der Nordeuropäer: „Heute gehört den Germanen die Welt." Wenn er aber glaubt, nach der Entwicklungslehre müsse man auch den zurückgebliebenen Rassen die Fähigkeit zugestehen, „im Laufe der Jahrtausende zur Leistungsfähigkeit der höheren und höchsten Völker aufzusteigen", so muß ihm die Naturwissenschaft antworten: gewiß haben sich auch die edelsten Rassen aus halb tierischen Urzuständen emporgearbeitet, den heutigen Wilden ist dies aber gerade wegen des ungeheueren Vorsprungs und übermächtigen Wettbewerbs der Kulturvölker nicht mehr möglich. Wolf wundert sich, warum nicht gerade die mindestbefähigten Rassen, die doch „die ältesten sein dürften", am

„meisten vorgeschritten“ seien; dazu ist zu bemerken, daß der Mensch nur einmal entstanden ist und es also ältere und jüngere Rassen nicht geben kann, daß aber die niederen Rassen sich zuerst abgesondert und entfernt haben und eben dadurch in der Entwicklung „zurückgeblieben“ sind. Welches unter den germanischen Völkern wird nun in dem heißen Ringen um die Vorherrschaft siegreich sein? Nach Wolf kann es sich bloß um England und Deutschland handeln, deren Weltmachtstellung aber durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika „gefährdet“ sei, und es gelte daher, „Mittel der Abwehr gegen jenen Staat zu finden, dessen Größe mit aus der Mischung deutschen und britischen Blutes erwachsen ist“. Ohne Zweifel wird unser Volk mit seinen angelsächsischen Vettern am härtesten um die Weltherrschaft zu kämpfen haben, und der Sieg, oder doch ein ehrenvoller, auf Gleichberechtigung beruhender Friede kann ihm nur winken, wenn es versteht, die nordgermanischen Staaten, die zwar klein sind, aber einen unverbrauchten Kern edelster Rasse enthalten, als treue Bundesgenossen zu gewinnen. Ludwig Wilser.

J. Goldfriedrich, Die historische Ideenlehre in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Geisteswissenschaften, vornehmlich der Geschichtswissenschaft und ihrer Methoden im 18. und 19. Jahrhundert. R. Gärtner, Berlin, 1902, 544 S.

Der sogen. „geschichtswissenschaftliche Streit“, der im letzten Jahrzehnt zwischen Lamprecht und einigen Mitstreitern auf der einen Seite und der Mehrzahl der deutschen Historiographen und selbst einigen Philosophen auf der andern Seite ausgekämpft wurde, hat ein lebhaftes Interesse für die Historik, d. h. für die Methodik der Geschichtswissenschaften in weiten Kreisen erweckt. Wohl aus diesem Gedankenkreise heraus ist das vorliegende, mit unendlicher Mühe geschriebene und auch nicht ohne Mühe zu lesende Werk entstanden, welches für die so viel reichhaltigere deutsche Entwicklung etwa das leistet, was Picavet 1891 für die einfachere französische Ideengeschichte leistete. Es ist von einem entschieden modernen, d. h. aus den Bedürfnissen der gegenwärtigen wissenschaftlichen Probleme herausgeschöpften Standpunkte aus geschrieben, wird aber auch den älteren Auffassungen, soweit diese nur ihrerseits im Zusammenhang ihrer Zeit standen, durchaus gerecht. Goldfriedrich unterscheidet die Masse (auch die Masse der Gebildeten) und die Eminenz, die geistige Führerschaft. Demnach muß man nach ihm auch populäre und eine eminente Wissenschaft, eine Wissenschaft im weiteren und eine im prägnanten Sinne unterscheiden, die beide schließlich gleichberechtigt seien, wenn auch die letztere in der Geschichte einer jeden Wissenschaftsgruppe später auftritt, also zugleich eine historische Stufe bedeutet. Die ältere und jetzt nur noch „populäre“ Wissenschaftsstufe begnüge sich mit der richtigen Feststellung von komplexen Einzelheiten, die neuere und jetzt noch „eminente“ Wissenschaftsstufe suche die Einzelheiten in ihre Relationen zu zerlegen und diese in ein System zu bringen. Der Komplexanschauung stehe also die Relationssystematik gegenüber. Die Komplexanschauung aber begnüge sich entweder wirklich mit einer einfachen Beschreibung, oder sie hypostariere für die festgestellten Einzelheiten transzendente Ursachen; im ersteren Falle sei sie noch rein „wissenschaftlich“, im letzteren „metaphysisch“. Goldfriedrich unterscheidet also in der Geschichte der historischen Ideenlehre drei Stufen, die „metaphysische Komplexanschauung“, die „wissenschaftliche Komplexanschauung“ und die „Relationssystematik“.

Man wird zugeben müssen, daß durch diese wissenschaftssystematische Dreiteilung die Beurteilung und richtige Zuweisung der einzelnen vorgetragenen Ideenlehren wesentlich erleichtert wird, wenn auch Goldfriedrich (S. 501) selbst zugibt, daß die drei Grundanschauungen häufig in eigenartigen Kombinationen auftreten. Auch sonst erleichtert sich Goldfriedrich die Arbeit durch knappe, prägnante Bezeichnungen, welche die entwicklungsgeschichtliche Einreihung der betreffenden Aeußerung ermöglichen. Wenn z. B. Hegels bekanntes Wort: „Wer, was seine Zeit will und ausspricht, ihr sagt und vollbringt, ist der große Mann der Zeit“ auf seine Stellung in der Geschichte der Ideenlehre hin charakterisiert werden soll, so sagt Goldfriedrich einfach: bei Hegel hat die bei einer Eminenz auftretende Idee die Bedeutung der Repräsentanz und Konzentration.

Der Inhalt des Buches ist in kurzen Worten folgender: Nach einem Rückblick (S. 1—65) auf die Bedeutung der Idee bei einigen sie begründenden Philosophen, namentlich Platon und Leibniz, und auf einige Geschichtsphilosophen, namentlich Augustin, Vico (1725), Wegelin (1770—76), Winkelmann und Herder, wird gezeigt, wie bei Kant die Idee für die Geschichte nur erst methodologische Bedeutung hat, wie sie dann aber durch Schelling und Fichte und besonders durch Hegel und Humboldt (1822) ihre Ausbildung als metaphysische Ursache der singurälen geschichtlichen Komplexe erhält (S. 66—172). Diese geschichtsmetaphysische Ideenlehre finde dann ihre Epigonen (S. 173—247) bis etwa 1870, indem noch Trächsel (1857), Rosenkranz (1859) und Hermann (1870) typische Vertreter von ihr seien. Gleichzeitig tauche in Lotze der erste „Relationsphilosoph" auf, der „als solcher sich des Ideenproblems annimmt" (S. 255), ohne aber damit auf die gleichzeitige Geschichtswissenschaft schon zu wirken. Denn selbst Lazarus und Steinthal, die im Anschluß an Herbart damals die Völkerpsychologie begründeten, gehörten zwar nicht mehr der metaphysischen, wohl aber der nur wissenschaftlichen Komplexstufe an (S. 263—287). Erst als in den siebziger Jahren nach dem Vorgang der Westnationen auch in Deutschland eine Soziologie entsteht (Lilienfeld 1873, Schäffle 1875, Gumplowicz 1885, Tönnies 1887, Simmel 1890, Grupp 1891, Ratzenhofer 1893 und Barth 1897) siegt zunächst hier, ferner in der gleichzeitig ausgebildeten modernen Logik (Wundt und Sigwart) die relationssystematische Auffassung der historischen Idee. Dagegen hinkten die eigentlichen Historiker nach. Die Behandlung der Frage bei Ranke entspräche in der Praxis genau der geschichtsmetaphysischen Ideenlehre, während Zitelmann (1876), Lorenz (1886) u. a. die wissenschaftliche Komplexstufe vertreten. Erst Lamprecht habe dann „die geschichtliche Ideenlehre in der Praxis der Geschichtswissenschaft im engeren Sinne eindringlich und ausgreifend richtig gestellt" (S. 456).

Nachdem auch die neuesten Erscheinungen von Wichtigkeit, wie die von Flügel (1898), Breysig (1900) und Lindner (1901) eingehend besprochen sind (S. 470—490), gibt Verfasser eine eigene theoretische Auseinandersetzung über die historische Idee (S. 491—541). Kleine Unvollkommenheiten in der Disposition und im Stil enthält das Werk in Fülle. Warum steht z. B. Krause (1829) unter den Epigonen, wenn S. 189 ausdrücklich hervorgehoben wird, daß er keiner sei? Auch weiß man sehr häufig nicht, wessen Meinung eigentlich vorgetragen wird, die eigene oder die des besprochenen Schriftstellers. Aber es muß auch anerkannt werden, daß hier ein umfangreicher bibliographischer Stoff mit zähem Fleiß verarbeitet und unter einen einheitlichen und wertvollen Gesichtspunkt gebracht ist.

Dr. A. Koch-Hesse.

Hirschfeld, Das Ergebnis der statistischen Untersuchungen über den Prozentsatz der Homosexuellen. Spohr, Leipzig, 1904, 60 S.

Der überaus eifrige Leiter des „wissenschaftlich-humanitären Komitees" in Berlin, das die genauere Kenntnis der Homosexualität und Abschaffung des § 175 sich zum Ziele gesetzt hat, veröffentlicht soeben eine höchst interessante statistische Arbeit über die Verbreitung der Inversion in Deutschland, welche als grundlegend zu bezeichnen ist. Der statistische Weg ist der einzige, der hier zum Ziele führt und Verfasser weiß sehr gut, alle ihm anhaftenden Fehler auf das möglichste einzuschränken und geht überall mit der äußersten Vorsicht vor, so daß wohl jeder Unvoreingenommene überzeugt werden muß. Er hat zwei Methoden angewandt: 1. die der Stichproben und 2. die der ausgesandten Fragebogen. Bei der ersten hat er sich bei absolut zuverlässigen Homosexuellen nach ihren Erfahrungen im Kreise ihrer Bekannten erkundigt. Natürlich gibt das nur ein einseitiges, beschränktes Bild. Deshalb machte er Enqueten, indem er 1. an 3000 Studenten der Charlottenburger technischen Hochschule und 2. an 5721 Arbeitern der Metallbranche, die voraussichtlich, weil es sich um ausgeprägte männliche Arbeit handelt, die wenigsten Invertierten aufweisen würden. Es handelt sich also um eine wissenschaftliche Frage und dieselbe ward höchst dezent auseinandergesetzt. Trotzdem wurde sie von einem Teile der Presse und einseitigen Zeloten stark angefeindet und Hirschfeld sogar wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften in Anklage versetzt, als ob durch

eine wissenschaftliche Belehrung jemand von einem Hetero- in einen Homosexuellen verwandelt werden könnte und umgekehrt! Beide Wege führten zu ähnlichen Resultaten, wie auch eine vor zwei Jahren durch von Römer bei fast 600 Amsterdamer Studenten vorgenommene Enquete, was alles sehr für die Richtigkeit der Schlüsse spricht. So kommt denn Verfasser zum Schlusse, daß als Minimum in Deutschland 1200000 Personen sich befinden, die rein oder überwiegend homosexuell veranlagt sind, davon allein 56000 in Berlin! Man sieht also, daß das eine furchtbare Zahl ist, daß es sich gar nicht um „Lasterhafte" handelt, sondern um eingeborene Homosexuelle, deren Natur nicht zu ändern ist und daß die Rechtsprechung auf sie Rücksicht zu nehmen hat, indem vor allem der ominöse § 175 wegfallen muß, zumal die Zahlen der Verurteilungen bez. der Personen und der Tatbestände rein lächerlich erscheinen gegenüber der Wirklichkeit. Die Methode der Stichproben ergab außerdem interessante Einblicke in die Prozentzahlen bei einzelnen Berufen. So fanden sich z. B. die höchsten Prozentzahlen (5 pCt. und darüber) von Homosexuellen beim Hochadel, Seeoffizieren, Kouleurstudenten, Klosterschülern, Bürgerschülern usw., die geringsten (1—2 pCt.) bei Post- und Eisenbahnbeamten, Kunstinstituts- und Warenhauspersonal, Gymnasiasten usw. Die Broschüre ist allen angelegentlichst zu empfehlen, die die Homosexualität mit naturwissenschaftlichen Augen und als soziales Phänomen studieren wollen. Sie werden durch diese mustergültige Arbeit sicher mancher Vorurteile sich begeben, die sie vorher hatten.

Medizinalrat Dr. P. Näcke.

Eugen Dühren, Neue Forschungen über den Marquis de Sade und seine Zeit. Verlag von M. Harrwitz, Berlin, 1904. Preis 10 Mk.

Für den Kulturpsychologen und Sittenhistoriker ist das gesellschaftliche Leben in Frankreich während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Fundgrube merkwürdiger Stimmungen und Gewohnheiten. Und wer gelernt hat, die Geschichte des Menschen physiologisch zu betrachten und zu erkennen, daß der Sexualinstinkt und das Geschlechtsleben einen großen Einfluß auf die soziale und individuelle Lebensstimmung ausübt, wird immer wieder jene Zeit zum besonderen Studium heranziehen.

Außer mehreren französischen Autoren ist es besonders E. Dühren, der seit mehreren Jahren bemüht ist, das Geschlechtsleben in England und Frankreich und die dadurch verursachte Verderbnis der Sitten auf Grund zeitgenössischer Quellen zu schildern.

Das neueste Werk dieses Autors enthält spezielle Forschungen über den Marquis de Sade, diesen sonderbaren Romanschreiber und rätselhaften Charakter, auf dem Hintergrunde der sexualen Sittengeschichte Frankreichs vor und während der Revolution.

Die Geistesstimmung dieser Zeit verbindet in sonderbarer Mischung größtes theoretisches Interesse — Aufklärung — mit einer ungeheuren Lässigkeit auf dem Gebiete der sinnlichen Liebe. Ganze Kreise der vornehmen Welt gehen im Dienst der Venus auf und fallen einer schauderhaften Korruption zum Opfer. Mit großer, immer das historisch-psychologische Interesse im Auge behaltenden Geschicklichkeit führt uns der Verfasser durch die Geschichte der Prostitution, die Liebesbörsen, die petites maisons der Vornehmen, wobei er auch die zweideutige Rolle der Polizei ins rechte Licht stellt. Die Ausartungen des Geschlechtslebens, die Verschönerungs-, Reiz- und Heilmittel in der galanten Welt, das Theaterleben, Tanz, Ballett, die Erotik in Kunst und Literatur werden aus Archiven und zeitgenössischen Schriften beleuchtet.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem Charakter und den persönlichen Lebensschicksalen des Marquis, der einer bestimmten Art geschlechtlicher Ausartung den Namen gegeben hat. Außerdem gibt der Verfasser einen Auszug aus den von ihm entdeckten Manuskript des Hauptwerkes de Sades, das ein ganzes System der Psychopathia sexualis enthält, und schließt mit einem Kapitel über seine soziologischen und politischen Anschauungen, die manche bemerkenswerte Anklänge an Nietzsches Herren- und Sklavenmoral enthalten.

Man muß dem Verfasser nachrühmen, daß in der Art der Darstellung und Behandlung des delikaten Stoffes der größte Ernst und die strengste Zurückhaltung geübt wird. Der Naturforscher des Menschengeschlechts lernt aber wieder einmal aus diesen Sittenschilderungen, wie viel Weltgeschichte „vom Unterleib her" ihren Ursprung nimmt!

Arthur R. H. Lehmann, Krankheit — Begabung — Verbrechen. Ihre Ursachen und ihre Beziehungen zueinander. Mit 48 Illustrationen im Text. Verlag von J. Gnadenfeld & Co., Berlin W. 30. Preis 6 Mk.

Der Verfasser dieser Schrift sucht eine einheitliche kausale Erklärung der Krankheitserscheinungen zu geben und ihre Beziehungen zu Begabung und Verbrechen darzulegen.

Alle Krankheiten haben dieselbe Ursache in chemischen Veränderungen des Stoffwechsels. Auch die Krankheitsanlagen bestehen in einer spezifischen Verderbnis der Säfte, indem Stoffe, die bei einem normalen Zustand ausgeschieden werden, zurückgehalten und abgelagert werden. Diese Ablagerung kann an verschiedenen Stellen des Körpers geschehen und bedingt so die verschiedenen Arten der Krankheiten. Verfasser unterscheidet Vorderbelastung, Hinterbelastung usw. Die Bakterien sind nicht die Ursachen der Krankheiten, sie sind nicht einmal Krankheitsauslöser, sondern Nebenprodukte der Krankheitsstoffe, denn „wir müssen annehmen, daß auch sämtliche Bazillen durch Urzeugung im kranken Körper entstehen können, und zwar sind sie dann die Folge und nicht die Ursache der Krankheiten".

Die folgenden Abschnitte des Buches beschäftigen sich mit dem Gehirn als Sitz psychischer Funktionen und deren Lokalisation. Es ist im wesentlichen eine Darstellung der Lehren von Gall, Spurzheim, mit scharfen Ausfällen gegen die gegenwärtige Richtung in der Psychologie.

In dem Kapitel über Vererbung bekennt sich der Verfasser als Anhänger der Lehre vom „Versehen", die „auf Tatsachen beruht, die sich mit Leichtigkeit vermehren ließen". Er glaubt auch an den „geheimen Consensus" zwischen Mutter und Kind. „Wenn dieser Umstand, d. h. erhöhte Gehirntätigkeit, bei einer Schwangeren vorhanden und durch irgend welche auslösende Ursache die erwähnten chemischen Vorgänge in ihrem Gehirn eintreten, so kommt es zu einer heftigen Emotion der betroffenen Gehirnpartie, und dasselbe wiederholt sich gleichzeitig in dem entstehenden Gehirn des Fötus." Oder: „Da eine Lungenerkrankung der Eltern eine Ansammlung von Krankheitsstoffen vom Unterleibe an voraussetzt, so ist es zu verstehen, wie auch bei der Frucht diese Partieen mangelhaft organisiert sein werden."

Doch genug des Unsinns! Das Buch gehört zu jener Sorte von Literatur, deren zweifellos begabte und vom besten Willen beseelte Autoren eine gewisse Geistreichigkeit und philosophischen Hypothesendrang mit dem oberflächlichsten Dilettantismus verbinden. Der „geniale Hensel" und der „sehr gewissenhafte und zuverlässige Leipziger Naturarzt Kuhne" spielen in der Schrift eine nicht geringe Rolle. Wir sind wirklich keine Bakteriomanen, und wir sind auch der Ueberzeugung, daß das Gehirn aus einem System von über- und untergeordneten Organen besteht, und daß die Psychologie vieles von Gall lernen kann und schon gelernt hat, doch schießen nach unserer Ueberzeugung die Angriffe des Verfassers gegen die moderne Bakteriologie und Psychologie weit über das Ziel hinaus. Ein Autor, der mit den Vertretern exakter Wissenschaft so umspringt, wie es hier geschieht, sollte auch etwas mehr kritische Strenge gegen sich selbst und die Hensel, Kuhne und Genossen anwenden. Diesen glaubt er die haarsträubendsten Dinge.

Nach Dilettantenart weiß er alles, wo die Wissenschaft noch ungelöste Probleme sieht, und wo keine Einheit der Ursachen und keine Brücke zwischen den Erscheinungen ist, da wird sie im Handumdrehen gemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

III. 4. — 1904.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Der Kampf um den Darwinismus.

Dr. F. B. Lauertz.

Es geht ein Märchen durch die Lande, daß der Darwinismus tot sei oder mindestens auf dem Sterbebette liege. Einige Zoologen und Botaniker haben sich über gewisse Punkte der Darwinschen Theorie skeptisch geäußert und betont, daß manche Anschauungen derselben reformbedürftig seien, und dogmatisch denkende, rückwärts strebende Leute haben dann mit dem größten Eifer in die Welt posaunt, daß der Darwinismus selbst von den naturwissenschaftlichen Gelehrten „überwunden" und preisgegeben sei. In einem solchen Gerede liegt eine große Irreführung der öffentlichen Meinung, denn wer imstande ist, die Gesamtheit der biologischen Forschungen auf dem Gebiete pflanzlichen, tierischen und menschlichen Lebens zu überschauen, muß vielmehr zu der Ueberzeugung kommen, daß die Grundlagen des Darwinismus, und das sind insbesondere das biogenetische Grundgesetz und die Selektionstheorie, immer mehr befestigt werden und ihre große Bedeutung für die Entwicklung der Lebensformen auf Schritt und Tritt beweisen. Außerdem hat sich der so gefürchtete Einbruch des Darwinismus in die Anthropologie, die Geschichts- und Geisteswissenschaften machtvoll durchgesetzt, und schon sind die großen Wandlungen im Vormarsch begriffen, die sich auf diesen Gebieten der Wissenschaft vollziehen werden.

In diesem Zusammenhang ist es von Interesse, darauf hinzuweisen, daß nun auch die letzte Säule unter den Gegnern der Deszendenztheorie gesunken ist — Rudolf Virchow, der immer wieder von urteilslosen Leuten, deren Namen hier zu nennen eine allzugroße Ehre sein würde, als Sturmbock gegen die Abstammungslehre angeführt wird. Sätze wie: „Art läßt nicht von Art", oder: „Daß der Mensch ebensogut vom Schafe oder vom Elefanten als vom Affen abstammen könnte", mußten unzweifelhaft den Glauben erwecken, daß Virchow nicht nur ein Gegner des Darwinismus, sondern auch der Deszendenztheorie überhaupt war. Nun ist aber Virchow nie das große wissenschaftliche Genie gewesen, das die öffentliche Meinung aus ihm gemacht hat; in der Anthropologie speziell hat er oft daneben gehauen, und vom wissenschaftlichen Standpunkt wäre seine Gegner-

schaft kaum zu berücksichtigen, wenn er nicht im Glauben der Menge als „der Naturforscher" gegolten hätte. Immerhin ist es doch erfreulich, wenn nun bekannt wird, daß Virchow auch gelegentlich seine eigenen Ansichten desavouiert hat. C. Rabl erzählt nämlich in seiner Rektoratsrede über die züchtende Wirkung funktioneller Reize, daß Virchow ihm gegenüber geäußert habe: „Ich bin kein Gegner der Deszendenztheorie." — Wir nehmen davon gerne Kenntnis; nur wäre es sehr zu wünschen gewesen, wenn Virchow schon zu seinen Lebzeiten die zweideutige Rolle abgelegt hätte, die er trotz alledem nun einmal gespielt, und die alle freidenkenden Männer so schmerzlich berührt hat.

Höchst einseitig gehen jene Gelehrten vor, welche die „Rückkehr zu Lamarck" predigen, die wir für einen bedauerlichen Rückschritt in der biologischen Naturforschung halten. Wie hoch wir auch Lamarck als einen Mitbegründer der modernen Entwicklungslehre verehren, so haben wir doch manchmal den Eindruck, als ob die Neo-Lamarckisten gar nicht mehr wüßten, was Darwin eigentlich gelehrt hat, als wenn sie seit ihren Jugendtagen seine Werke nicht mehr gelesen und sich nur dunkel erinnerten, was in ihnen geschrieben steht.

Auch können jene Einwürfe nicht ausschlaggebend sein, welche von seiten der „Entwicklungsmechanik" oder der experimentellen Embryologie gegen den Darwinismus ins Feld geführt werden. Alle die Versuche, welche von dieser Schule an Eizellen und Embryonen gemacht werden, sind für die Biologie von größter Wichtigkeit, aber sie sind nicht imstande, die historische Methode, welche Darwin in die Biologie eingeführt hat, durch ein einfaches Experiment im Reagenzrohr und unter dem Mikroskop zu ersetzen. Die Entstehung der Arten und Rassen ist ein historischer und gesellschaftlicher Vorgang und daher immer nur mit Rücksicht auf das Milieu, die Zeit und die Beziehung der einzelnen Glieder aufeinander zu erklären. Das hat Darwin in vorbildlicher Weise geleistet, und dies ist auch gegenüber jenen zu betonen, welche durch „Mutationen" und „direkte Anpassung" die Arten entstehen lassen wollen. Mutationen und direkte Anpassungen mögen neue Eigenschaften hervorrufen, aber damit dieselben zu Eigenschaften von Arten und Rassen sich verdichten, müssen sie durch die natürliche Auslese im Daseinskampf geprüft und entweder erhalten oder ausgemerzt werden. Dieser Teil des Darwinismus, die Selektionstheorie, ist nach unserer Ueberzeugung ein unentbehrliches Rüstzeug biologischer Forschung. Erfreulicherweise hat es den Anschein, als ob die Gegnerschaft gegen dieses Prinzip in letzter Zeit wieder nachlasse und selbst unter den Neo-Lamarckisten besonnenere Ansichten Platz greifen.

Während die Theorie Darwins nach der Seite der Selektions- und Vererbungslehre namentlich durch Weismann ausgebaut wurde, war es E. Häckel beschieden, sie nach der Seite des biogenetischen Zusammenhangs der Keimes- und Stammesgeschichte tiefer zu begründen und zu vervollkommnen. Wenn auch das „biogenetische Gesetz" keine ursprüngliche Idee Häckels ist, die er selbst zum erstenmal ausgesprochen, so ist doch die Anwendung dieser Idee auf die verschiedenen Arten und namentlich auf den Menschen sein ureigenstes Schaffensgebiet, auf dem er viele Gedankenarbeit geleistet und mit der Einzelforschung innerlich verbunden hat.

Weismanns „Vorlesungen über die Deszendenztheorie“ und Häckels „Anthropogenie“ oder Keimes- und Stammesgeschichte des Menschen sind daher zwei Werke, die Marksteine in der Geschichte der Entwicklungstheorie bedeuten.

In Weismanns Vorlesungen ist es namentlich die gründliche Erörterung des Vererbungsproblems und die Hervorhebung seiner Bedeutung für die Artentstehung, welche dieses Buch so wertvoll machen. Viele Hypothesen und Diskussionen über Vererbung leiden daran, daß in ihnen zu wenig Rücksicht auf die Tatsachen der Vererbung genommen wird. Weismann geht aber von den Tatsachen aus, und hier muß man ihm unbedingt zustimmen, wenn er immer und immer wieder betont, daß es keine Vererbung der Wirkungen des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe gibt und für den Prozeß der Artentwicklung daher auch nicht in Betracht kommen kann. In Wirklichkeit hat noch niemand einwandfreie Tatsachen einer Vererbung der Wirkungen des Gebrauchs und Nichtgebrauchs nachgewiesen, und es erscheint daher fast komisch, wenn man allerhand gelehrte Leute eifrig bemüht sieht, Dinge zu erklären, die in Wirklichkeit gar nicht existieren, sondern nur ihren Vorurteilen entspringen.

Die Weismannsche Vererbungstheorie ist für die Anthropologie von größter Tragweite, namentlich in ihren historischen und sozialen Anwendungen. Es ist noch nicht der geringste Beweis dafür erbracht worden, daß die Uebung und Nichtübung von Muskeln und Nerven in ihren Wirkungen erblich ist. Im Gegenteil, täglich und durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechts hindurch kann man die Beobachtung machen, daß eine solche Vererbung nicht stattfindet. Wenn es tatsächlich eine Vererbung „erworbener“ Eigenschaften im Sinne der Lamarckschen Theorie gäbe, würde die Vervollkommnungs- und Entartungsgeschichte der menschlichen Rassen ein ganz anderes Bild zeigen, als sie in Wirklichkeit darbietet. Die nähere Zergliederung der anthropologisch-historischen Vorgänge zeigt nämlich, daß überall der Vererbungsprozeß durch die Selektion der angeborenen Anlagen im Daseinskampf beherrscht wird, indem dieselbe Eigenschaft entweder ausscheidet oder sich anhäuft und den Vererbungsprozeß in bestimmte Bahnen leitet.

Das „biogenetische Grundgesetz“, dessen Allgemeingültigkeit in großen Zügen unzweifelhaft ist, muß dem Anthropologen eine Helferin für seine Forschungen sein. Die Anthropologie muß auf die Anthropogenie und diese wieder auf die Biologie gestützt werden. In diesem Sinne hat Häckel die Anthropogenie geschaffen, indem er den tiefen ursächlichen Zusammenhang zwischen der Keimesgeschichte (Ontogenie) und der Stammesgeschichte (Phylogenie) des Menschen allseitig aufdeckte. Ein jedes Organ des Menschen hat seine Stammesgeschichte und ist als hervorgegangen aus einem kontinuierlichen Vererbungs- und Anpassungsprozeß zu erklären. Aus niederen und höheren Stufen der Ahnenreihe hat der Mensch seine Organe und Funktionen ererbt, die seine tierische Abstammung unzweifelhaft dartun.

Eine biologisch aufgefaßte Anthropogenie stellt auch die „Affentheorie“ in ein ganz anderes Licht, als es manchem lieb sein mag. Es ist gar köstlich anzusehen, wie ängstliche Gemüter auf Grund der Tatsache, daß manche Organe des Menschen nicht auf die Affen,

sondern auf andere Tiere zurückweisen, die Abstammungstheorie beschönigen und schmackhafter machen wollen. Wie der „Darwinismus", so ist diesen Leuten auch die „Affentheorie" ein überwundener Standpunkt. Aber weder Darwin noch Häckel noch sonst jemand hat je behauptet, daß der Mensch von den uns bekannten Affen direkt abstamme. Wie dem jedoch sein mag, ob wir von Vorfahren oder Seitenverwandten der Affen den Stammbaum menschlichen Adels ableiten wollen, die Zwischenglieder müssen notwendigerweise einen affenähnlichen Zustand durchgemacht haben. Um die „Affentheorie" kommen wir nicht herum!

Wie auch immer der Kampf um den Darwinismus bei einseitigen Spezialgelehrten und in den Köpfen verworrener Leute, welche ihre Metaphysik retten möchten, auslaufen mag, für den Biologen und Anthropologen bleiben die wesentlichen Grundgedanken der Darwinschen Theorie unverrückbare Grundlagen der natürlichen Entwicklungslehre.

Grundfragen der historischen Anthropologie.

Professor G. de Lapouge.

Um die Aufeinanderfolge der Rassenschichten und die gegenwärtige Zusammensetzung einer Bevölkerung zu erforschen, ist es notwendig, sich prinzipiell über die Methoden der historischen Anthropologie zu verständigen und in kritischer Weise die Beweismittel zu prüfen, die uns zur Verfügung stehen.

I.

Die Dokumente, welche uns instand setzen, die vergangene Geschichte der Völker in rassenanthropologischer Hinsicht aufzuhellen, sind von dreierlei Art, entweder anatomische Reste, bildliche Darstellungen oder schriftlich überlieferte Nachrichten.

Anatomische Zeugnisse. — Sie bestehen aus den Ueberresten von Individuen, die durch Zufall umgekommen und nicht in üblicher Weise bestattet worden sind. Derartige Reste findet man in den Ablagerungen von Höhlen oder in sonstigen Anschwemmungen, meist isoliert und zerbrochen, Ueberbleibsel irgend welcher Individuen. Viel zahlreicher sind die teils erhaltenen, teils in einzelne Stücke zerfallenen Skelette, die aus Grabstätten stammen und von hervorragenden Personen herrühren müssen, da ihre Zeitgenossen sie in einer Grotte, unter einem Dolmen oder Hügel bestatteten. Solche außergewöhnlichen Begräbnisse haben uns die Körperreste von Königen, Priestern und Vornehmen aufbewahrt, während die der Armen und Sklaven bis fast auf die letzten Spuren verschwunden sind.

Der sozialen Anthropologie gelingt es immer mehr zu zeigen, daß in den verschiedenen Geschichtsepochen und über die ganze Erde hin die Rassenunterschiede zwischen den Klassen desselben Volkes viel größer sind, als zwischen den analogen Klassen ver-

schiedener Völker. Wenn dies für die historischen Völker gilt, so ist es wohl auch die Regel für die vorhistorischen und frühesten Völker des Altertums, und es liegt deshalb die Annahme sehr nahe, daß die aus den höheren Klassen herstammenden Knochenreste uns nur ein unvollkommenes Bild von der Gesamtbevölkerung geben. Sicherlich finden wir auch in den Gräbern der Vornehmen Ueberreste von Sklaven und Kebsweibern, aber Schlußfolgerungen bezüglich des Durchschnitts daraus zu ziehen, bleibt immer bedenklich. Wenn also anatomische Zeugnisse vorliegen, muß man immer in Rücksicht ziehen, daß es sich dabei meist um die oberen Schichten handelt und daß die gefundenen Merkmale nicht auf das gesamte Volk übertragen werden dürfen, dessen anthropologischer Charakter uns unbekannt bleibt.

Bildliche Darstellungen. — Die bildlichen Darstellungen, wie Statuen und Gemälde, gewähren uns kaum einen genaueren Einblick in den Durchschnittstypus einer Bevölkerung. Sie gehören fast nur den civilisierten Epochen an, und was wir aus nachweislich vorgeschichtlicher Zeit besitzen, hat nur den Wert, uns über die unvollkommene Technik jener Zeiten zu unterrichten. Ueberdies hat die Kunst nie zur Darstellung des gemeinen Volkes gedient. Nur Göttern, Königen und Vornehmen hat das Altertum Statuen errichtet. Zwar findet man auf den griechischen Vasen, den Bas-Reliefs verschiedener Länder, auf den Mauern ägyptischer Gräber Figuren von Leuten niederen Standes und von Barbaren, die über ihre gesellschaftliche Stellung keinen Zweifel aufkommen lassen, wie es bei den Skelettresten aus Grabmonumenten so leicht geschehen kann, aber im allgemeinen muß man doch gestehen, daß die niederen Klassen der Völker uns am wenigsten bekannt sind. Dies ist um so bedeutungsvoller, weil die gegenwärtigen Generationen aus diesen Klassen hervorgegangen sind, da die oberen Klassen in allen Zeiten infolge von Genußsucht, geschlechtlichen Ausschweifungen und der sozialen Auslesevorgänge in kurzer Zeit vernichtet wurden. Die auf der Akropolis in Athen gefundenen Statuen, die aus der Zeit vor den Perserkriegen stammen, stellen nur blonde Athener von germanischem Typus dar. Wo sind heute ihre Nachkommen? Ich vermute, daß man unter den heutigen Einwohnern von Athen mehr Nachkömmlinge von Sklaven als freien Bürgern finden würde.

Die ikonographischen Zeugnisse, sowohl aus dem Altertum wie aus neueren Zeiten, unterrichten uns also in erster Linie über den Typus ausgestorbener Familien und Stände, sehr wenig dagegen über die wirklichen Vorfahren der gegenwärtigen Bevölkerung eines Landes.

Schriftliche Nachrichten. — Eigentlich anthropologische Beschreibungen finden wir nur bei den griechischen Schriftstellern. Ohne Erfolg habe ich fast alle ägyptischen und babylonischen Texte durchforscht, die bis jetzt veröffentlicht worden sind. Die oft phantastisch geschilderten Züge wie die Person selbst, der sie zugeschrieben werden, geben uns eher eine Idee davon, wie man sich Götter und Heroen vorstellte, als von dem Durchschnittstypus der Bevölkerung zur Zeit des Schriftstellers. Wenn es sich um historische Personen handelt, die der Autor selbst gesehen, wird ihnen fast immer ein hoher Rang oder irgend eine andere auszeichnende Eigenschaft zugeschrieben. Wenn man bedenkt, daß die Sklaverei die Grundlage

der antiken Gesellschaften war, daß die Sklaven hinsichtlich ihrer Menge die Bürger bei weitem übertrafen und viel größere Aussicht hatten, Vorfahren der gegenwärtigen Bevölkerungen zu werden, so muß man es sehr bedauern, daß die alten Schriftsteller sich nie herabgelassen haben, die Sklaven näher zu beschreiben. Nur aus Worten, welche den Namen der Sklaven zugefügt sind, können wir uns allenfalls eine wenn auch sehr unbestimmte Vorstellung von dem Typus einzelner unter ihnen machen.

Im großen und ganzen ist das Material, das uns zum anthropologischen Studium vergangener Völker zur Verfügung steht, vollständig unzureichend, da es uns nur über die herrschenden Kasten unterrichtet und nur einen dunklen Begriff von der zahlreichen Menge der Armen und Sklaven gibt, die zu Vorfahren von Königen, Kaisern, Adeligen und Bauern geworden sind.

Hüten wir uns also vor der gefährlichen Täuschung, in dem, was von den Menschen der älteren und neueren Steinzeit sowie der frühesten Geschichte berichtet wird, vollständige Bilder der einstigen Bevölkerung zu sehen. Denn wahrscheinlich haben außer den ethnischen Elementen, welche wir kennen, noch andere existiert, die nicht die geringste Spur in den Grabstätten hinterlassen haben, und wir besitzen kein sicheres Mittel, um den verhältnismäßigen Anteil der verschiedenen Rassen in einer Gesamtbevölkerung genau abzuschätzen.

II.

Die historische Anthropologie muß sich davor hüten, die Aufeinanderfolge der Bevölkerungen auf einem und demselben Boden allzu einfach aufzufassen. Die Geschichtsschreiber berichten von Völkern, welche andere aus ihren Wohnsitzen vertrieben, und wir sind zu der Annahme geneigt, daß diese Völker sich untereinander verdrängten wie Bälle auf einem Billard oder auf dem Spielplatz einer Schule, und daß alles verschwindet und nichts zurückbleibt. Sie erzählen auch von besiegten und ausgerotteten Völkern, und wir glauben ihnen, daß alle Männer und Weiber aus dem Leben verschwanden, wie ihre Namen aus der Geographie und Geschichte.

Hierin liegt ein doppelter Irrtum. Es sind nicht die geräuschvollen von Poeten und Historikern aufgeschriebenen Ereignisse, die von Grund aus die Völker verändern; es gibt vielmehr zahlreiche andere, ebenso oder noch stärker wirkende Faktoren, welche unaufhörlich die Zusammensetzung einer Bevölkerung beeinflussen.

Diese Ursachen sind sehr zahlreich. Positiv wirken diejenigen Faktoren, welche eine Bevölkerung dadurch modifizieren, daß Elemente aus einem fremden Volke hinzugefügt werden; negativ sind diejenigen Ursachen zu nennen, welche eine bestimmte Schicht aus einer und derselben Bevölkerung ausmerzen; neutral solche, die weder eine Hinzufügung fremder noch eine Ausmerzung eingeborener Elemente herbeiführen. Beispiele für positive Faktoren sind: 1. Einfall von Eroberern, 2. Vereinzelte Invasion von friedlichen Einwanderern. — Negative Faktoren sind: 1. Auswanderung, 2. Ausrottung durch Krieg, Pest, endemische Krankheiten oder Hungersnot. — Neutrale

Faktoren sind: 1. Ungleiche Fruchtbarkeit, 2. Innere Verschiebungen der Bevölkerung.

Eroberungen. — Der Einfall einer Erobererschar ruft im allgemeinen nur eng begrenzte Veränderungen hervor. Selten sind die Eroberer sehr zahlreich. Die Eroberung Englands geschah durch eine Handvoll Normannen. Die Franken, welche Gallien eroberten, waren nur einige zehntausend Mann stark. Die arabischen Eroberungen wurden von kleinen Stämmen durchgeführt. Man könnte leicht die Beispiele vermehren und Zahlen angeben. Anderseits bringen die Eroberer nicht immer ihre Familien mit, nicht einmal die Frauen ihrer eignen Rasse. Die Eroberung ist häufig das Werk von Kriegsscharen und nicht von Stämmen, die ein neues Vaterland suchen. Die Kriegsscharen können aber einer Vermischung mit der besiegten Bevölkerung nicht entgehen. Die aus ihr gewählten Frauen lehren den Kindern des Siegers die Sprache und die Sitten des besiegten Volkes, und von der ersten Generation ab setzt sich eine Art sozialer Vermischung durch, welche die physiologische Vermischung vollendet. Unter diesen Umständen werden die Eroberer sehr schnell absorbiert, wie man noch im letzten Jahrhundert bei den Eroberungen der Araber in Zentralafrika beobachten konnte.

In den Fällen, wo die Sieger mit Frauen und Familien ankommen, kann sich eine geschlossene Kaste bilden. Dann erhalten sie ihre Rasse ziemlich lange, wie es bei den Spartiaten geschah. Danach tritt der Wettkampf mit den Eingeborenen und die Milieu-Auslese in Wirkung, wenn die Periode der kriegerischen Eroberung vollendet ist.

Interstitielle Einwanderung. — Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat die friedliche Niederlassung von einzelnen Individuen oder kleinen Gruppen größere Umwälzungen in den Bevölkerungen hervorgerufen als die kriegerischen Einfälle. Die barbarischen Völker und die alten Städte waren zwar weniger imstande, die Fremdlinge zu naturalisieren als die modernen Völker. Indes bezeugen alle Nachrichten aus dem Altertum, sowohl griechische, lateinische als assyrische, überall große Massen von ausländischen Söldnern oder von solchen, welche durch die Annehmlichkeiten des Landes oder durch Handelsabsichten angelockt wurden. Es genügt, das Corpus inscriptionum graecarum durchzulesen, um sich eine Vorstellung von der Menge Leute zu machen, die im Auslande lebten und dort starben.

Der wirksamste Faktor, die alten Völker mit fremden Elementen zu durchsetzen, war indes die Sklaverei. An dem Beispiel von Amerika können wir erkennen, welche Wirkungen nach einer bestimmten Zeit der Sklavenhandel hervorzurufen vermag. In antiken Zeiten hat der Sklavenhandel eine noch größere Menge Menschen nach allen Richtungen der Welt zerstreut. Es wäre eine der genauesten Untersuchung würdige Frage, ob möglicherweise die Brachycephalen Westeuropas mit dem Sklavenhandel aus Asien und dem Balkan zusammenhängen. Zuerst wurden zwar die herrschenden Schichten von der Sklaveneinfuhr nicht berührt, aber infolge der Freilassung, der historischen Umwälzungen und endlich durch die Abschaffung der Sklaverei wurden die Nachkommen der Herren und Knechte einander gleichgestellt. Wer vermag die Abkömmlinge der maurischen, batavischen oder parthischen Kriegsgefangenen in Italien aufzuzählen? Wer kann

unter den Einwohnern Griechenlands die Söhne thrazischer, karischer oder skythischer Sklaven herausfinden? Selbst Neger sind in antiken Zeiten durch ganz Europa verschleppt worden. Die römischen Kaiser haben unter dem Namen von Colonen in ihrem Reiche mehr Barbaren angesiedelt, als die großen Invasionen dorthin gebracht haben. Die historischen Dokumente ermöglichen uns, einem Teil dieser Kolonien nachzuspüren, und viele barbarische Grabstätten liefern uns viel mehr Reste von diesen Colonen und ihren Nachkommen als diejenigen der Eroberer. Die fremden Truppenteile, die an einem Ende des Reichs ausgehoben und am anderen in Garnison gelegt wurden, haben in gleicher Weise große Menschenmassen eingeführt. So hat man arabische Reiter und Franken und Germanen den Parthern entgegengestellt. Noch früher besaßen die Aegypter und der Perserkönig griechische Söldner, und die Karthager hatten gallische Truppen in den Garnisonen Numidiens untergebracht.

Während des Mittelalters und der neueren Zeit hat die „interstitielle Invasion", wenn auch mit geringerer Kraft, fortgedauert. Der Leibeigenen-Stand hat im Verlauf mehrerer Jahrhunderte die Landbevölkerung herausgebildet, während die Städte fortwährend Massen von Ausländern aufnahmen. Von den Juden will ich nicht reden, aber auch Italiener, Lombarden, Toskaner, Napolitaner sind durch Handelsinteressen in Frankreich zurückgehalten worden. Man findet selbst zahlreiche Spuren von Orientalen, Syrern und später noch viel mehr von Griechen in Italien und Frankreich. Die religiösen Verfolgungen in Spanien, Schottland und Frankreich haben aus einem Land in das andere zahlreichere Individuen verpflanzt als die Eroberung durch die Römer oder Barbaren. Die Archive eröffnen uns außerdem eine Einsicht in die Wanderungen jener Individuen, welche ihr Vaterland im stillen verlassen haben, um anderswo ihr Brot zu finden. So ist eine beträchtliche Menge von Einwohnern aus Limousin und der Auvergne im 16. Jahrhundert allmählich nach Spanien ausgewandert, was aus den alten Notariatsarchiven ersehen werden kann, in denen die bezüglich der Auswanderer-Angelegenheiten getroffenen Maßnahmen aufbewahrt sind.

Im 19. Jahrhundert haben außerordentlich große Wanderungen stattgefunden. Seit dem 16. Jahrhundert hat z. B. Amerika einen fortwährenden Zustrom von Europäern aufgenommen, denen sich zahlreiche Neger aus Afrika beigemengt haben. Während des letzten Jahrhunderts haben diese Wanderungen einen ungeheueren Umfang angenommen; doch ist es zweckmäßiger, dieselben unter dem speziellen Gesichtspunkt der Auswanderung zu behandeln.

Auswanderung. — Jede Bevölkerung, die sich in einem Lande ansiedelt, ist notwendigerweise aus einem anderen ausgezogen. Massenauswanderungen haben in vorhistorischen und noch in frühhistorischen Zeiten sehr oft stattgefunden. Von den ersten Pharaonen an bis auf die Araber und Mongolen haben Wandervölker, wie Wellen des Meeres aufeinanderfolgend, die Zentren der civilisierten Staaten umschwärmt und von Zeit zu Zeit überschwemmt. Nur selten findet man dasselbe Volk während mehrerer Jahrhunderte innerhalb derselben Wohnsitze. Wenigstens ändern sich die Landesgrenzen. Wenn man näher zusieht, bemerkt man, daß es sich bei diesen Verschiebungen meist um ein Zurückdrängen handelt. Ein fremdes Volk erobert z. B. eine Provinz

und die Bevölkerung läßt sich in einem anderen Landesteil nieder, mit Ausnahme derer, die sich unterwerfen oder in den Kämpfen umkommen. Auswanderungen finden ferner statt, wenn Hungersnot, Habgier oder Abenteuerlust einen Teil des Volkes in ferne Länder treibt. Es bilden sich Wanderscharen, die in der Ferne mit bewaffneter Faust eine Kolonisation ins Werk setzen, während das eigene Land sich entvölkert und keinen Zustrom aus anderen Völkern erhält.

Die Eroberung von Amerika hat eine große Abwanderung dieser Art ins Leben gerufen und gibt uns ein ungefähres Bild von den Vorgängen, die in vorhistorischer Zeit auf größerer Stufenleiter sich vollzogen haben. Mächtiger wirkt die fortdauernde Auswanderung von einzelnen oder von kleineren Gruppen, die sich daran anschließt. Denn ein Land kann in derselben Zeit höchstens diejenige Zahl von Auswanderern stellen, die seiner Gesamtbevölkerung entspricht. Aber im Verlauf von hundert Jahren kann es allmählich eine viel beträchtlichere Zahl aussenden, ohne daß es dabei entvölkert wird.

Die Einzelauswanderung ist für die älteren und selbst neueren Zeiten schwer zu kontrollieren. Indes können uns die früher erwähnten notariellen Aktenstücke und die statistischen Aufzeichnungen der Gegenwart immerhin über die Ausdehnung derselben genügend unterrichten.

Die Wandlungen, die in einer Bevölkerung durch die Auswanderungen hervorgerufen werden, sind nicht nur quantitativer, sondern auch qualitativer Art, wenigstens für die Auswanderungen in der Gegenwart. Eine der merkwürdigsten Entdeckungen der Anthropo-Soziologie ist die ungleiche Kopfform, welche zwischen den Auswandernden und den daheim Bleibenden festgestellt wurde. Diese Verschiedenheit, die in allen Ländern gefunden wurde, wo der Homo alpinus und homo europaeus zusammen wohnen, führt schließlich zu einer sehr schnellen Erhöhung des Kopfindex, indem die dolichoiden Elemente ausgeschieden werden. Es liegt hier eine ethnische Tatsache von weittragender Bedeutung vor, und man muß nur bedauern, daß das Material für analoge Untersuchungen in bezug auf die älteren Völker fehlt.

Ausrottung von Bevölkerungen. — Ein Volk kann durch eine Reihe von Ursachen einen beträchtlichen Verlust an Einwohnern erleiden, ohne den kleinsten Teil seines Wohnraumes zu verlieren, und zwar infolge von Krieg, Krankheiten und Hungersnot.

Jedermann weiß, welche Rolle der Krieg bei der Ausrottung der Einwohnerschaft Athens und Spartas gespielt hat. Die Babylonier und Assyrer sind ähnlichen Faktoren erlegen. Der hundertjährige und dreißigjährige Krieg hat eine ungeheuere Zahl Menschen in Frankreich und Deutschland dahingeopfert. Die Bürgerkriege wirkten nicht minder unheilvoll wie die Kämpfe gegen äußere Feinde. Yünnan und andere Provinzen Chinas sind vor nicht langer Zeit auf diese Weise entvölkert worden. Wenn auch die modernen Kriege nicht mehr so mörderisch sind wie früher, so haben wir doch auch in der Gegenwart erlebt, daß die Kämpfe in Paraguay und in Südafrika schließlich den Charakter eines Ausrottungskrieges annahmen.

Wir können heute kaum begreifen, daß Hungersnöte zu ähnlichen Wirkungen führen. Die periodische Hungersnot in Indien rafft jedesmal Millionen von Menschen dahin, und da sie vorwiegend die ärmeren

Schichten betrifft, wird sie zugleich zu einem mächtigen Faktor der sozialen Auslese. Was heute noch in Indien passiert, geschah früher in allen Ländern der Welt. Eine einzige schlechte Ernte reichte hin, um die ärmere Bevölkerung zu dezimieren, um so mehr, wenn wegen Mangels an nationalem Kapital kein Getreide von auswärts gekauft werden konnte, oder Verkehrshemmnisse die Zufuhr behinderten.

Die Pestseuche gehört jetzt der Vergangenheit an, wenigstens für die europäischen Kulturstaaten. Im Mittelalter raffte diese Seuche oft die gesamte Einwohnerschaft eines Dorfes, den vierten oder dritten Teil eines ganzen Landes dahin. Indien und China werden heute noch von solchen Verheerungen heimgesucht. Cholera und Pocken sind nicht weniger verwüstend aufgetreten. In früheren Zeiten haben zwar die langsameren Verkehrsmittel und die geringere Dichtigkeit der Bevölkerung eine schnelle und allgemeine Ausbreitung der Seuchen behindert, aber der Mangel aller Hygiene machte die Städte oft zu wahren Kirchhöfen. Endemische Krankheiten, wie die Malaria, haben eine ähnliche, aber weniger verheerende Rolle gespielt. Wenn eine Bevölkerung fortwährend dezimiert wird und der Geburtenüberschuß die Sterblichkeitsziffer nicht mehr übertrifft, ist schließlich die Ausrottung oder Schwächung eines Volkes das Ergebnis eines lange Jahre sich hinziehenden Prozesses. Die endemischen Seuchen, die besonders jene noch nicht durch die Milieu-Auslese angepaßten Individuen befallen, sind eine furchtbare Geißel für fremde Eroberer und Einwanderer. Diese Milieu-Auslese ist von größter politischer Bedeutung, da sie allmählich der eingeborenen Bevölkerung ein Uebergewicht verschafft und selbst die letzten Spuren der fremden Eindringlinge vertilgt, indem schließlich auch die Mischlinge infolge geringerer Widerstandskraft ausgemerzt werden.

Es ist eine immer sich wiederholende Erfahrung, daß das Erobererblut im Verhältnis zu der eingedrungenen Masse sehr geringe Spuren hinterläßt. Im Verlauf seiner Geschichte hat Aegypten Einwanderungen gesehen, die mehrere hundert Mal stärker als seine jetzige Einwohnerzahl waren. Wo sind die zehn Millionen Neger geblieben, die am oberen Nil eingeführt wurden? Was ist aus den Asiaten und Europäern bis auf die Griechen geworden? Was aus den Arabern und Türken? Kaum vermag man festzustellen, daß der Durchschnittstyp seit den ersten Pharaonen sich geändert hat, und nach siebentausendjähriger Mischung hat man noch Mühe, fremdartige Typen aufzufinden, es sei denn, daß sie erst in neuerer Zeit hinzugekommen sind. Die Sklavenmassen, die von den Römern nach Italien gebracht wurden und die man nach Millionen zählen muß, haben keine deutlicheren Spuren hinterlassen als die Gallier, Langobarden und Normannen. Die amerikanischen Neger bieten das einzige Beispiel für eine ohne Mischung vollzogene Milieu-Anpassung. Der Grund liegt darin, daß sie ein für sie günstigeres Land vorfanden, und sie würden sich noch stärker vermehrt haben, wenn sie nicht durch die Konkurrenz mit den Eingeborenen gehemmt worden wären. Die definitive Akklimatisation der Weißen, selbst in den Vereinigten Staaten, ist ein noch ungelöstes Problem, denn wenn auch die weiße Bevölkerung zunimmt, so scheint doch die Geburtenziffer der Familien nach mehreren Generationen durch physiologische und soziale Schädigungen herabgesetzt zu werden.

Innere Verschiebungen. — Die Binnenwanderungen aus einer Region in eine andere, vom Lande in die Städte, vermehren noch vermindern direkt eine Bevölkerung, aber sie verändern ihre Verteilung und sind der Ausgangspunkt für intensive soziale Auslesevorgänge. In einem Lande, wo ethnisch verschiedene Elemente zusammenwohnen, können die Binnenwanderungen, seien sie individuell oder familiär, ohne Aufsehen in unmerklicher Weise die Bevölkerung derjenigen Oerter auf das tiefste umändern, welche die Wanderer aussenden oder in sich aufnehmen. Diese Wirkungen sind um so auffälliger, insofern diese Binnenwanderungen wie diejenigen ins Ausland, demselben Gesetz der Dissoziation unterworfen sind. Denn es sind vornehmlich die dolichoiden Elemente, welche wandern, und die brachycephalen in ihrer Heimat zurücklassen. Daher stammt die größere Langköpfigkeit der Städte, so daß die meisten einen geringeren Index haben, als die Durchschnittsbevölkerung Frankreichs und Bordeaux z. B. einen noch geringeren als die am meisten dolichoiden Departements. Daher stammt ferner die enorm zunehmende Kurzköpfigkeit der Landbewohner, derart, daß Frankreich, das bis zur Renaissance dolichocephal war, nun zu den brachycephalen Ländern gerechnet werden muß. Die inneren Wanderungen gehören demnach zu den Faktoren, welche die ethnische Zusammensetzung der Völker in ausschlaggebender Weise beherrschen; sie sind von größerer Wirkung als Eroberung und Einwanderung.

Wir besitzen für die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ziemlich vollständige statistische Dokumente über die wichtigsten civilisierten Völker. Für die vorhergehenden Epochen kann man nur Hypothesen aufstellen, auf Grund der Nachrichten, die wir aus den Aktenstücken der Notariatsarchive gewinnen. Für die neuere Zeit sind die Akten unserer Standesämter von größter Bedeutung, doch reichen dieselben in Frankreich leider nur zwei bis drei Jahrhunderte zurück, in anderen Ländern über einen noch kleineren Zeitraum. Aus der antiken Zeit wissen wir fast nichts. Das Corpus inscriptionum latinarum und die Notitio dignitatum unterrichten uns über eine große Beweglichkeit der Bewohner innerhalb des römischen Reiches, aber es handelt sich dabei meist um die Niederlassung von syrischen Kaufleuten in Gallien oder von maurischen Reitern in einer bretonischen Garnison. In der vorrömischen Epoche gab es sozusagen nur Außenwanderungen, da die zahlreichen gallischen Staaten sehr klein waren.

Ich gehe an dieser Stelle nicht auf die indirekten Wirkungen der Binnenwanderungen ein, auf das städtische Leben, die durchschnittliche Erhöhung des Kopfindex usw. Ich verweise in dieser Hinsicht auf meine früher erschienenen Werke: Les sélections sociales (Paris, Fonternoing 1896), L'Aryen, son rôle sociale (ebendort 1899), und auf die Schriften von O. Ammon: Die natürliche Auslese beim Menschen (Jena, 1893), Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen (1895), und Anthropologie der Badener (1899).

Ungleiche Vermehrung. — In bezug auf die besonderen Wirkungen einer ungleichen Vermehrung der verschiedenen anthropologischen Bestandteile einer Bevölkerung verweise ich auf die vorhin genannten Schriften. Es ist für jedermann einleuchtend, daß bei einem Volke, das aus zwei verschiedenen ethnischen Elementen A und B besteht und von denen der eine Teil im Durchschnitt je zwei, der andere

dagegen vier Kinder aufzieht, das zahlenmäßige Verhältnis der beiden sich unaufhörlich zugunsten der Rasse B verschiebt, so daß dieselbe, selbst wenn sie anfangs nur wenig zahlreich war, doch schließlich ein unbestrittenes Uebergewicht in einem Zeitpunkt erlangt, den man mathematisch berechnen kann. Nur vollzieht sich der Prozeß in Wirklichkeit weniger schnell und unter verwickelteren Verhältnissen.

Eines der sichersten Ergebnisse der ethnischen Analyse ist die Tatsache, daß zwischen den verschiedenen Klassen einer Bevölkerung größere Rassendifferenzen bestehen können als zwischen verschiedenen Völkern. Für die Länder, wo der homo europaeus und homo alpinus nebeneinander wohnen, ist dies durch statistische Untersuchungen von vielen Zehntausenden Individuen nachgewiesen worden.

In Japan sind die Rassen, obgleich von den unseren sehr verschieden, in einer ähnlichen Weise übereinander geschichtet, die Dolichocephalen in den oberen und die Brachycephalen in den unteren Klassen. Man darf aber daraus nicht schließen, wie es von Unbesonnenen geschehen ist, daß die Rassen mit einem langen Gehirn naturnotwendig berufen wären, überall die obersten gesellschaftlichen Stellen einzunehmen, denn in Süditalien verhält sich die Sache umgekehrt, weil die dolichocephalen Rassenelemente hier dem Homo alpinus gegenüber minderwertiger sind, ähnlich wie diese Rasse gegenüber dem homo europaeus, und in Afrika sind die langköpfigen Neger trotz ihres geringeren Index den herrschenden Europäern durchaus unterlegen.

Im allgemeinen zeigen die höheren Klassen eine geringere Fruchtbarkeit und die Städte eine geringere als die Landbewohner. Die höheren sozialen Schichten und die Stadtbewohner haben außerdem oft eine Tendenz zum Aussterben. Dies würde die Regel sein, wenn man bloß nach dem äußeren Eindruck urteilen würde, aber man muß auch die Nachkommen der Frauen, der Deklassierten und der aufs Land zurückkehrenden Individuen berücksichtigen. Denn auf diese Weise könnten immerhin Abkömmlinge römischer Senatoren und der antiken Bürger von Athen und Ninive erhalten geblieben sein.

Die Polygamie oder vielmehr die Polygynie kann für die oberen Klassen ein Mittel sein, ihre Geburtenziffer auf der Höhe zu erhalten oder zu vermehren. Aber dies trifft auch nicht immer zu, wie die vornehmen Familien der Muselmanen beweisen, denn diejenigen, welche die meisten Frauen besitzen, haben nicht immer die zahlreichste Nachkommenschaft.

Die Erhöhung des Schädelindex in Frankreich hat seine Ursache in der stärkeren Vermehrung der ländlichen Bevölkerung. Das gleiche gilt für Oberitalien und ganz Mittel-Europa.

Aus alledem ergibt sich, daß wir uns über die ältesten Völker nur teilweise eine exakte Vorstellung machen können, daß namentlich diejenige Epoche, wo eine Rasse auftritt oder verschwindet, uns gänzlich unbekannt bleibt, da unsere Nachforschungen sich nur über wenige Generationen erstrecken. Es ist ferner eine Tatsache, daß die ethnische Zusammensetzung einer Bevölkerung sehr veränderlich ist, und zwar aus Ursachen, die nur mit Mühe genauer erfaßt werden können. Die Wirkungen jeder einzelnen Ursache in den verschiedenen

Epochen eines jeden Volkes zu erforschen, würde von größtem Interesse sein. Aber welcher Historiker, welcher geduldige Forscher würde verstaubte Archive durchsuchen und wagen, eine solche Arbeit zu unternehmen? Solange diese Untersuchungen noch nicht erledigt sind, bleiben die Forderungen einer kritischen Methode hinsichtlich des Studiums der anthropologischen Geschichte der Völker unerfüllt. Man darf daraus aber nicht den Schluß ziehen, als ob wir über die vergangenen Zeiten überhaupt nichts wüßten, und daß es überflüssig sei, sich mit den bisherigen Untersuchungen über diesen Gegenstand zu beschäftigen: Im Gegenteil, wir sind über viele Tatsachen genau unterrichtet. Wir müssen uns nur vor dem Glauben hüten, als ob wir schon alles wüßten und daß das Gemälde, von dem wir nur wenige Striche zeichnen können, schon vollendet sei.

Kultur und Rasse.

Professor Karl Penka.

1. Aeltere rassentheoretische Ansichten.

Es gibt nicht leicht eine Frage der politischen Anthropologie, die in gleicher Weise unser theoretisches Interesse in Anspruch nimmt und von hervorragend praktischer Bedeutung ist, wie die Frage von der gleichen oder ungleichen Befähigung der Menschenrassen zur Schaffung einer höheren Kultur. Wenn derzeit die Lehre von der Ungleichheit der Rassen noch nicht allgemein anerkannt ist, so liegt die Ursache hiervon nicht allein in dem Umstande, daß noch nicht alle gegen dieselbe vorgebrachten Einwände genügend widerlegt worden sind, sondern auch darin, daß in gleicher Weise seit langer Zeit herrschend gewordene Anschauungen wie tiefeingreifende materielle Interessen der Anerkennung der Richtigkeit jener aus den Tatsachen der Geschichte gezogenen Schlußfolgerungen sich entgegenstellen, die eben zur Aufstellung jener Lehre geführt haben.

Angesichts der Tatsache, daß die verschiedenen Erdteile so große Verschiedenheiten in der Kultur der sie bewohnenden Völker aufweisen, lag es nahe, die Ursache dieser Erscheinung in der Verschiedenheit der physischen Organisation dieser Völker, insbesondere in der Verschiedenheit des wichtigsten Organs des Menschen, nämlich des Gehirns, zu suchen. Und so schließt auch Herder, dessen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" der erste umfassende Versuch sind, die tieferen Ursachen der Geschichte der Völker aufzufinden, trotzdem er es ablehnt, bestimmte Rassen gleichsam als auf verschiedener Abstammung beruhende Varietäten des ihm überall als ein und dieselbe Gattung erscheinenden Menschengeschlechtes anzunehmen, das elfte Buch dieses Werkes mit folgenden Worten: „Große Mutter Natur, an welche Kleinigkeiten hast du das Schicksal unseres Geschlechtes geknüpft! Mit der veränderten Form eines menschlichen Kopfes und Gehirnes, mit einer kleinen Veränderung im Bau der Organisation und der Nerven, die das Klima, die Stammesart und die

Gewohnheit bewirkt, ändert sich auch das Schicksal der Welt, die ganze Summe dessen, was allenthalben auf Erden die Menschheit tue und die Menschheit leide.“ Außer dem durch äußere und innere Ursachen bewirkten Charakter der Völker sind nach seiner Meinung es noch die Orts- und Zeitumstände, auf welche die großen Ereignisse der Geschichte zurückgehen. Auch sie vollziehen sich mit der Gesetzmäßigkeit von Naturereignissen. „In der physischen Natur zählen wir nie auf Wunder; wir bemerken Gesetze, die wir allenthalben gleich wirksam, unwandelbar und regelmäßig finden. Wie? und das Reich der Menschheit mit seinen Kräften, Veränderungen und Leidenschaften sollte sich dieser Naturkette entwinden? Setzt Chinesen nach Griechenland und es wäre unser Griechenland nie entstanden, setzt unsere Griechen dahin, wohin Darius die gefangenen Eretrier führte, sie werden kein Sparta und Athen bilden.“ „Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit.“ Diesem Grundsatze zufolge müßten wir uns hauptsächlich davor hüten, „den Taterscheinungen der Geschichte verborgene einzelne Absichten eines uns unbekannten Entwurfes der Dinge oder gar die magische Einwirkung unsichtbarer Dämone anzudichten, deren Namen man bei Naturerscheinungen auch nur zu nennen sich nicht getraute. Das Schicksal offenbart seine Absichten durch das, was geschieht und wie es geschieht; also entwickelt der Betrachter der Geschichte diese Absichten bloß aus dem, was da ist und sich in seinem ganzen Umfange zeigt. Warum waren die aufgeklärten Griechen in der Welt? Weil sie da waren und unter solchen Umständen nichts anderes als aufgeklärte Griechen sein konnten.“

Aehnlich wie Herder legte auch G. Klemm in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit“ (Bd. I, Leipzig, 1843, S. 195—200) bei seiner Einteilung des Menschengeschlechtes das größere Gewicht auf die geistigen als auf die körperlichen Eigenschaften des Menschen im Gegensatze zu Blumenbach, der bei der Aufstellung seiner fünf Rassen (der kaukasischen, mongolischen, äthiopischen, amerikanischen und malayischen Rasse) sowie zu Prichard, der bei der Aufstellung seiner sieben Rassen (die indoatlantischen, turanischen, amerikanischen, Hottentotten-, Neger-, Papua- und australischen Rasse) die körperlichen Eigenschaften berücksichtigt hatte. Derselbe gelangte bei der Betrachtung der Sitten und Gebräuche, der Denkmale und Kunstwerke, der Einrichtungen, der Sagen, des Glaubens und der Geschichte der verschiedenartigen Nationen zu der Ansicht, daß die ganze große Menschheit ein Wesen sei wie der Mensch selbst, die in zwei zusammengehörige Hälften, eine aktive und eine passive, eine männliche und eine weibliche, geschieden sei. Die erste oder aktive Hälfte sei die bei weitem weniger zahlreiche Art. In körperlicher Hinsicht zeigten die Jünglinge dieser Menschenrasse, wo sie rein und unvermischt auftrete, die Erscheinung des Apollo vom Belvedere, die Männer die des farnesischen Herkules; in geistiger Hinsicht sei vorherrschend der Wille, das Streben nach Herrschaft, Selbständigkeit und Freiheit; eigentümlich sei ihr rastlose Tätigkeit, das Streben in die Weite und Ferne, der Sinn für Fortschritt, sowie der Trieb zum Forschen und Prüfen, Trotz und Zweifel. Dies zeige sich deutlich in der Geschichte der Nationen, welche die aktive Menschheit bilden, der Perser, der Araber,

der Griechen, Römer und Germanen. „Diese Völker wandern ein oder aus, stürzen alte wohlbegründete Reiche, gründen neue, sind kühne Seefahrer, bei ihnen ist Freiheit der Verfassung, deren Element der stete Fortschritt ist; Theokratie und Tyrannei gedeihen nicht, obschon diese Nationen für alles Erhabene Sinn zeigen und ihre Kraft dafür dransetzen. Wissen, Forschen und Denken tritt an die Stelle blinden Glaubens; hier gedeihen Wissenschaft und Kunst und diese Nationen haben darin das Höchste geleistet. Der Geist dieser Nationen ist in steter Bewegung, auf- und absteigend, aber immer vorwärts strebend. Ihre Heimat ist die gemäßigte Zone, von welcher aus sie alle übrigen Zonen erobert und beherrscht haben."

Ganz anders sei die zweite, die passive Rasse, die Klemm die mongolische nennen würde, wenn nicht schon seine Vorgänger diesen Namen für die asiatische Mongolenrasse allein in Anspruch genommen hätten. Zu ihr sollen die Chinesen, Mongolen, Malayen, Hottentotten, Neger, Finnen, Eskimos und Amerikaner gehören. Aber auch Europa hätte eine solche passive Urbevölkerung gehabt, deren Ueberreste sich noch hie und da unter dem Landvolke nachweisen ließen. „In den nach Norden zurückgedrängten Finnen, in den Bretons, den Iren und vielleicht den Slaven dürften Reste der passiven Urvölker sich nachweisen lassen, welche von den aus Asien gekommenen griechischen und germanischen Heldenscharen unterjocht wurden." Von den Kaukasiern seien die genannten Völker zwar hauptsächlich durch die Passivität, aber auch durch die Hautfarbe und die Schädelform verschieden. Ueberall auf der Erde finde man dieselben in ihren Sitzen gerne verharrend, ohne Streben in die Ferne, in großer Anzahl beisammen; die Flüsse und Seen, welche den aktiven Menschen als Straßen dienen, seien ihnen Grenzen; sie leben harmlos und friedfertig unter dem Einfluß von Schamanen, beherrscht von den Oberhäuptern, die entweder dem Schoße des Volkes selbst als Aelteste, Reichste, Weiseste entsprossen oder als fremde Eroberer hingekommen wären. Dieselben hätten zwar schon früh Beobachtungen und Erfindungen gemacht, aber sich mit den ersten Ergebnissen zufrieden gegeben, so daß ihre Kenntnisse auf den unteren Stufen stehen geblieben seien. Dies sei die Folge ihrer geistigen Trägheit, ihrer Scheu vor dem Denken und Forschen, vor jedem geistigen Fortschritt. Sie besäßen zwar mannigfaches Wissen und mannigfache Fertigkeiten, allein es fehle ihnen eine eigentliche lebendige Wissenschaft, eine eigentliche freie Kunst.

Klemm schließt diese hier kurz wiedergegebene Charakteristik mit folgenden Worten: „Die passiven Nationen mit ihrer Sanftmut und Geduld, ihrem Streben nach Genuß und Ruhe, ihrem Haften am Hergebrachten und Angewöhnten, Angeerbten, Angelernten haben alle Vorzüge des Weibes, Anmut, Höflichkeit, Halten an der Sitte, Abscheu vor dem Gewaltsamen und alle Gebrechen desselben, Schlauheit und List, Halten am Augenblick, Mangel an Umsicht."

Hat auch Klemm in seiner aktiven Rasse Rassen vereinigt, die, wenn auch einerseits nahe miteinander verwandt, doch sich anderseits soweit voneinander unterscheiden, daß sie als selbständige Rassen geschieden werden müssen, und hat er vollends in seiner passiven Rasse vollständig verschiedene Rassen und Völker zusammengefaßt,

von denen einige, wie die Aegypter, in die erste Rasse hätten aufgenommen werden sollen, und paßt auch, streng genommen, die von ihm gegebene Charakteristik seiner passiven Rasse nur auf die Völker der mongolischen Rasse Blumenbachs, so kann er doch das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, wenigstens an einigen Völkergruppen den innigen Zusammenhang zwischen der physischen Organisation derselben und ihrer politisch-kulturellen Entwicklung, sowie die Gebundenheit der letzteren durch erstere dargelegt zu haben.

Merkwürdigerweise entspricht Klemm weder der unvermischte Mensch seiner passiven noch der unvermischte Mensch seiner aktiven Rasse ganz seinem Ideale, ebensowenig wie die von ihnen geschaffenen Kulturen. Er sieht erst in der Verschmelzung der ursprünglich getrennten aktiven und passiven Rasse die Erfüllung des Zweckes, den die Natur in allen Zweigen ihrer organischen Schöpfung verfolge. „Wie das einzelne männliche oder weibliche Individuum, wenn es allein steht, dem Zwecke der Natur nicht nachkommt, ebenso ist ein Volk, das nur aus Mitgliedern der aktiven oder nur der passiven Rasse besteht, etwas Unvollkommenes, etwas Halbes. Die reinen nomadischen Mongolen sind ein trübseliges, der wahren Kultur nicht fähiges Geschlecht; die reinen, der aktiven Rasse angehörigen Tscherkessen sind eine barbarische, wütende, der wahren Kultur ebensowenig fähige Nation. Erst durch Vermischung beider Rassen, der aktiven und passiven, ich möchte sagen durch die Völkerehe, wird die Menschheit vollständig, erst dadurch tritt sie ins Leben und treibt die Blüte der Kultur. Daher finden wir denn auch im germanischen Europa, wo die aktive und passive Rasse vielleicht am gleichmäßigsten gemischt ist, die wahre Kultur, die wahre Kunst, die eigentliche Wissenschaft, das meiste Leben, Gesetz und Freiheit."

Ein Blick auf die kulturellen und politischen Verhältnisse Zentral- und Südamerikas mit seinen aus der Verbindung von Völkern seiner aktiven Rasse mit Völkern seiner passiven Rasse hervorgegangenen Mischlingen (Mulatten, Mestizen, Terzeronen, Quateronen, Quinteronen usw.), die wegen ihrer schlechten Eigenschaften von den Weißen auf dieselbe Stufe wie die Neger und Indianer gestellt werden, hätte Klemm von der Unrichtigkeit seiner Anschauung betreffs der veredelnden Wirkung einer solchen Völkerehe überzeugen können.

Ganz unter dem Einflusse der Schellingschen Naturphilosophie steht die von K. G. Carus aufgestellte Einteilung der Rassen, die derselbe in seiner als Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethes erschienenen Schrift: „Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwicklung (Leipzig, 1849) veröffentlicht hat. Wie fortwährend und in jedem Augenblick die Erde einesteils tageshell erleuchtet, andernteils in Nacht gehüllt und nach zwei Seiten von Dämmerung umfangen sei, welche immerfort in Morgen- und Abenddämmerung zerfalle, so gebe es auch „in merkwürdiger Symbolik eine große Viergliederung der Menschheit, welche durchaus in ihrem letzten Grade nur auf jenen vierfachen Zuständen des Planeten beruhe: der Nacht des Planeten entsprächen die Nachtvölker: der äthiopische Stamm, durch dunkle, oft vollkommen schwarze Färbung ausgezeichnet; dem Tage des Planeten die Tagvölker: die kaukasischen, europäischen und in Asien bis zu den Hindus verbreiteten

höheren Stämme, alle von mehr oder minder weißer Färbung; der Dämmerung des Aufganges die östlichen Dämmerungsvölker: die mongolisch-malayischen Stämme mit dunklerer oder hellerer gelblicher Färbung; der Dämmerung des Unterganges die westlichen Dämmerungsvölker: die amerikanischen Stämme. Bei allen diesen Stämmen sei, obwohl sie zu einer und derselben Art gehören, die Befähigung zur höchsten Geistesentwicklung keineswegs ein und dieselbe, sondern nach einer gewissen Stufenfolge verschieden und zwar in der Weise, daß die geringere Befähigung auf die Nachtvölker falle, während die größere den Tagevölkern zuteil geworden sei, während die Dämmerungsvölker den deutlichen Uebergang zwischen beiden bilden.

Carus gründet seine Behauptung von der ungleichen Befähigung der Menschenrassen hauptsächlich auf die wesentliche Verschiedenheit des mittleren Rauminhaltes der Schädel derselben, wie sie Morton durch Messungen von 256 Schädeln aller verschiedenen Menschenstämme gefunden hatte, wenn er auch zugibt, daß nicht allein die räumliche Größe des Gehirns es sei, welche die Kraft des Geistes bedinge. Dazu komme noch, daß die Stellung der Kiefer bei den Nachtvölkern am meisten tierähnlich, bei den Tagvölkern am rein menschlichsten gefunden werde, wie auch bei den Tagvölkern mehr das Vorderhaupt, bei den Nachtvölkern mehr das Hinterhaupt vorwalte. Auch entspreche das, was wir von dem geistigen Leben dieser Rassen, ihren Sprachen und Schriftarten wissen, durchaus der angegebenen Stufenfolge.

Einige Jahre nach dem Erscheinen von Carus' Monographie veröffentlichte Graf Gobineau sein dieselbe Frage behandelndes vierbändiges Werk: „Essai sur l'inégalité des races humaines" (Paris, 1853—55; 2. Auflage in zwei Bänden 1884), das in deutscher Uebersetzung L. Schemann (Stuttgart, 1898—1901) herausgegeben hat. Derselbe unterscheidet drei Rassen: die schwarze, die gelbe und die weiße; auf letztere allein geht alles zurück, was es an menschlichen Schöpfungen in Wissenschaft und Kunst Großes, Edles und Fruchtbares auf Erden gebe; innerhalb der weißen Rasse komme der arischen Familie die erste Stelle zu; in körperlicher Hinsicht zeige dieselbe die Merkmale der unvermischten Germanen: weiße Hautfarbe mit blondem Haar und blauen Augen; in geistiger Hinsicht zeichne sich dieselbe aus durch gewaltige Energie und hohe Intelligenz, Eigenschaften, wie sie besonders der Herrscherberuf erfordere; dagegen fehle ihr, wenn sie von aller Mischung mit dem Blute von Schwarzen frei sei, die künstlerische Schöpferkraft; ihre Heimat sei auf den Hochebenen Zentralasiens zu suchen, von wo sie sich nach allen Richtungen hin verbreitet habe. Wie man sieht, sind diese Anschauungen Gobineaus über unser Problem von den Anschauungen seiner Vorgänger, insbesondere Klemms, im wesentlichen nicht verschieden. Nur in einem Punkte gehen beide weit auseinander, nämlich in der Beurteilung der Bedeutung der Rassenmischung für die Geschichte der Völker und ihrer Kultur. Für Gobineau sind alle arischen Völker degeneriert, die nicht mehr aus reinen Ariern bestehen, sondern sich mit Angehörigen der niederen Rassen vermischt und so ihren inneren Wert verloren hätten. „Die ungleichartigen Bestandteile, die in dem degenerierten Menschen vorherrschen, bilden eine ganz neue und in ihrer Eigenart nicht glückverheißende Nationalität; er gehört

denen, die er noch für seine Väter ausgibt, nur sehr in Seitenlinien an. Er und seine Civilisation mit ihm wird unmittelbar an dem Tage sterben, wo der ursprüngliche Rassebestand sich derartig in kleine Teile zerlegt und in den Einlagen fremder Rassen verloren erweist, daß seine Kraft fortan keine genügende Wirkung mehr ausübt." Und da bereits alle arischen Völker mehr oder weniger vermischt seien und die Verschmelzung aller Rassen immer weiter schreite, sei der Tag nicht mehr gar zu ferne, wo die Menschheit auf allen Gebieten, an Leibeskraft, an Schönheit, an Geistesgaben auf den äußersten Grad der Mittelmäßigkeit herabsinken werde.

Gobineaus eigenartige Stellung in der Geschichte der Entwicklung der anthropologischen Geschichtsauffassung liegt darin, daß er die Rasse als den einzigen für die Entwicklung einer höheren Kultur ausschlaggebenden Faktor betrachtet, neben dem die äußeren Umstände, wie das Klima, die Bodenbeschaffenheit, die Art der Nahrungsbeschaffung, die Form der Siedelung, die Organisation der Familie und des Eigentums, die sozialpolitische Gliederung der das Land bewohnenden Bevölkerung, die Gesetzgebung, die Religionsform gar nicht in Betracht kämen, daß er nur in der Vermischung der Rassen, nicht auch in der physiologischen Verschlechterung der Weißen durch die Einwirkung des Klimas, schlechter Ernährung und ungesunder Wohnungen eine Degenerationserscheinung erblickt und die große, nach Millionen zählende Menge von noch ungemischten oder wenig vermischten, in keiner Weise degenerierten arischen Elementen übersieht, wie sie das nordwestliche Europa bewohnen und die ganz im Gegensatz zu Gobineaus düsteren Prophezeiungen die Civilisation in den letzten fünfzig Jahren auf eine noch höhere Stufe gehoben haben, als sie zur Zeit der Abfassung seines Werkes bestanden hat, und die auch, ohne mit Schwarzen vermischt zu sein, auf dem Gebiete der Kunst Großartiges geschaffen haben.

Dagegen kann nicht entschieden genug im Sinne der Gobineauschen Anschauungen betont werden, daß alle an und für sich noch so trefflichen sozialpolitischen Institutionen an und für sich nicht wirksam, sondern nur Mittel zum Zweck sind und der mit ihrer Einführung angestrebte Zweck nur dann erreicht wird, wenn das sie einführende Volk anthropologisch nicht wesentlich verschieden ist von dem Volke, das sie geschaffen hat, und daß im entgegengesetzten Falle nur zu leicht das Gegenteil von dem eintritt, was man mit ihrer Einführung angestrebt hat. Es hatte stets etwas ungemein Verlockendes für den praktischen Politiker, von dem man zunächst eine Verbesserung der kulturellen und politisch-wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes erwartet, die Uebernahme von Einrichtungen vorgeschrittener Länder zu empfehlen. Und nur zu oft hat man gesehen, daß ihre Einführung dem Lande mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. So galt es seit dem 18. Jahrhundert als unzweifelhaft, daß England seinen großartigen politischen und kulturellen Aufschwung, den es seit den Tagen der Königin Elisabeth genommen, hauptsächlich seiner freien Verfassung verdanke. Hatte doch damals die Wissenschaft sowohl wie die allgemeine Meinung sämtliche Völker Europas für gleichartig gehalten, die nur in Sprache und Sitte voneinander verschieden seien. Und so wurde unter Hinweisung auf England fast in allen Ländern Europas

im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Einführung von Verfassungen als unerläßliche Bedingung zur Ordnung der öffentlichen Verhältnisse und Hebung der Kultur verlangt; welchen tatsächlichen Erfolg die Einführung der konstitutionellen Regierungsform für viele Länder Europas hatte, braucht hier wohl nicht weiter ausgeführt zu werden. Ebenso möge nur kurz darauf hingewiesen werden, daß, während die an die Einigung Deutschlands geknüpften Erwartungen reichlich erfüllt wurden, die an die Einigung Italiens geknüpften Hoffnungen in mehr als einer Hinsicht unerfüllt geblieben sind.

Gobineau hat mit seinen Ansichten in keiner erheblichen Weise die Denk- und Anschauungsweise seiner unmittelbaren Zeitgenossen beeinflußt. Sowohl von linguistisch-historischer wie von naturwissenschaftlicher Seite wurden gegen die Richtigkeit derselben Zweifel und Widerspruch erhoben. So hat der berühmte Sprachforscher Aug. Friedr. Pott Gobineaus Werk ein eigenes Werk mit demselben Titel (Die Ungleichheit menschlicher Rassen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt. Lemgo und Detmold, 1856) entgegengestellt, in dem derselbe bei aller Anerkennung des Geistes und der Gelehrsamkeit, die Gobineau in seinem Werke zeige, doch schwere Bedenken gegen seine Lehre und deren Begründung geltend macht. „Es regiert“, führt Pott aus, „nicht bloß die in die Rassen gelegte Verschiedenheit der Anlage, nicht das reine oder gemischte Blut der Völker: nicht bloß ihr Wohnsitz und die mit ihm verbundene Gunst oder Ungunst des Klimas, der Lage, der Nachbarn; die Zeitstellung und mit ihr überkommene Erbschaften usw. Es wirken beide Hauptursachen — sich wechselweis bedingend — zusammen.“ Der Richtigkeit des Satzes von der überwiegenden geschichtlichen Rolle, welche die weiße Rasse bisher beinahe in jeder Beziehung gespielt hat, will derselbe nicht widersprechen; allein dem Beurteiler falle es schwer aufs Herz, werde ihm, auf die vergleichsweise doch immer erst kurze Erfahrung von ehemals und jetzt hin, zugemutet, den dahinten gebliebenen Menschenrassen die Möglichkeit eigenen Fortschreitens für alle Zeiten absprechen und ihnen sonach die Hoffnung auf eine reichere und glücklichere Zukunft rauben zu sollen. Die Behauptung von einer für die unendliche Zeitferne unabweisliche Inferiorität der bei weitem größeren Zahl von Völkern wolle ihm ohne die allerstrengste Prüfung ebensowenig zu Kopf als zu Herz. Es sei durchaus noch nicht ausgemacht, wieviel von der Ueberlegenheit der weißen Rasse auf Rechnung eines größeren Maßes von geistiger Kraft und wieviel auf Rechnung der äußeren Umstände zu setzen sei. Daß sämtliche auf der Erde nachweisbaren zehn Civilisationen (der Inder, Aegypter, Assyrer, Griechen, Chinesen, Römer, Germanen, der Alleghanen, Mexikaner und Peruaner) der Initiative der weißen Rasse entsprungen seien, sei zweifelhaft; wenn an den Völkern und in ihren Geschicken fast alles vom Blute herkomme, wo bleibe da für sie menschliche Freiheit und Selbstbestimmung? man könnte vielleicht mit nicht viel minderem Rechte vom einzelnen behaupten, sein ganzes Schicksal, Tugend und Weisheit oder Torheit und Laster, alles dies und mehr noch stecke in seinem Blute und alle seine Taten wären weder zu loben noch zu tadeln, die Völker wären ebensowenig Herren ihrer Geschicke, als man sie für das, was sie tun und nicht tun, verantwortlich

machen könnte — ein trostloser Gedanke für den Genius der Geschichte. Pott glaubt im Gegensatz zu Gobineau an den endlosen Fortschritt der Menschheit, an dem auch die farbigen Menschenstämme teilnehmen würden, die ja der weißen Rasse gegenüber als unentwickelte Kinder zu betrachten seien, von denen man ja auch nicht bestimmt wissen könne, welche verborgenen Kräfte in ihnen schlummerten.

Aus den Reihen der Naturforscher erhob sich gegen Gobineaus Anschauungen der bekannte Bonner Anatom und Anthropologe H. Schaaffhausen, der in seinem auf der Versammlung deutscher Aerzte und Naturforscher zu Bonn am 24. September 1857 gehaltenen Vortrage: „Die Entwicklung des Menschengeschlechts und die Bildungsfähigkeit seiner Rassen“ (abgedruckt im Deutschen Museum, 1858, No. 5, und aufgenommen in seine „Anthropologischen Studien“, Bonn, 1885, S. 222 f.) unsere Frage behandelt, allerdings in einer recht oberflächlichen Weise, so daß man wohl von einem näheren Eingehen in seine Ausführungen absehen darf.

Abgesehen von ihrer Einseitigkeit und mangelhaften Begründung standen der Annahme der Gobineauschen Ideen noch andere Umstände entgegen, die mit der wissenschaftlichen Forschung als solcher in keiner unmittelbaren Beziehung stehen. Die Doktrinäre der französischen Revolution, so sehr sie auch sonst das Christentum bekämpften, hatten demselben eine ihrer wirksamsten Lehren entlehnt: die Lehre von der Gleichheit aller Menschen. Diese Lehre bildete die theoretische Grundlage aller jener Aktionen, die die Verdrängung des Adels aus seiner früheren sozialpolitischen Stellung zum Zwecke hatte. Diese Lehre wurde aber auch bald von den demokratisch-liberalen Parteien der einzelnen Länder Europas übernommen und als eine wirksame Waffe benutzt, um die bevorrechtete Stellung des Adels zu bekämpfen. Aus den Kreisen der berufsmäßigen Politiker drang sie dann in die weitesten Kreise der Gesellschaft: konnte unter solchen Umständen eine Lehre auf Anerkennung hoffen, die das gerade Gegenteil von dem behauptete, was die allgemeine Ansicht war und aus der man allenthalben die praktischen Konsequenzen zu ziehen beflissen war? Dazu kam noch ein anderes Moment. Es erschien gleichsam als ein Postulat der Humanität, d. i. jener von unseren großen Dichtern und Denkern getragenen Geistesrichtung, die durch harmonische Ausbildung der den Menschen als solchen auszeichnenden intellektuellen und ethischen Eigenschaften ihn auf die Höhe des Gattungslebens bringen will, die den Menschen trennenden Gegensätze aufzuheben, als sie durch die Hervorhebung derselben zu verschärfen. Und so hat auch bezeichnenderweise Pott seinem Werke folgende Worte W. v. Humboldts (Ueber die Kawisprache, III, 426) als Motto vorgesetzt: „Wenn es eine Idee gibt, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgendeine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechts beweist, so ist es die der Menschlichkeit, das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben und die gesamte Menschheit ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe als einen großen, nahe verbrüderten Stamm, ein zur Erreichung eines Zwecks, der freien Entwicklung innerlicher Kraft bestehendes Ganzes zu behandeln.“

2. Gegner der anthropologischen Geschichtsauffassung und Pioniere der neuen Richtung.

Ein Jahr nach dem Erscheinen von Potts der Kritik der Gobineauschen Anschauungen gewidmetem Werk erschien der erste Band von H. Th. Buckles „History of civilization in England" (London, 1857), der auch bald von A. Ruge ins Deutsche übersetzt (Leipzig und Heidelberg, 1860) große Verbreitung fand und in allen gebildeten Kreisen ungeheures Aufsehen erregte. Buckle verwarf in entschiedener Weise die Annahme ursprünglicher Rassenunterschiede. Er tat dies mit folgenden Worten (S. 36): „Während aber diese ursprünglichen Rassenunterschiede nichts als Hypothesen sind, lassen sich die Verschiedenheiten als Wirkungen des verschiedenen Klimas, der Nahrung und des Bodens befriedigend erklären und mittelst dieser Einsicht werden sich manche Schwierigkeiten, welche das Studium der Geschichte bisher verdunkelt, aufklären. Ich unterschreibe mit Vergnügen die Bemerkung eines der größten Denker unserer Zeit, der über die Annahme der Rassenunterschiede sagt: »Von allen Arten gemeiner Ausflüchte, womit man sich der Betrachtung entzieht, welche Wirkung soziale und sittliche Einflüsse auf den Geist des Menschen haben, ist die gemeinste die, daß man die Verschiedenheiten im Betragen und Charakter innewohnenden natürlichen Unterschieden zuschreibt.« Mills Principles of political economy. Vol. I, pag. 390." Bei dem großen Einflusse, den Buckles Werk auf die Denk- und Anschauungsweise seiner Zeit ausübte, war es nur ganz natürlich, daß Gobineaus Anschauungen vollständig in Vergessenheit gerieten. Es ist übrigens nicht auffallend, daß nicht nur der politische, sondern auch der ökonomische Liberalismus, zu deren Hauptvertretern J. St. Mill gehörte, die Annahme von Rassenunterschieden verwarf, denn sowohl der eine wie der andere hat die Annahme von der Gleichheit der Menschen zur theoretischen Voraussetzung. Doch widerlegten nur zu bald die Tausende und Tausende von Existenzen, die überall dort, wo der ökonomische Liberalismus zur Geltung gekommen, auf sich selbst gestellt im wirtschaftlichen Wettkampfe unterlagen, in trauriger Weise diese Lehre. Erwähnenswert ist auch, daß Mill ein eifriger Vorkämpfer der bürgerlichen, gesellschaftlichen und politischen Gleichstellung der Frauen war.

Die durch das im Jahr 1859 erschienene Hauptwerk Darwins: „On the origin of species by means of natural selection" hervorgerufene Bewegung war auch für die Behandlung unserer Frage insofern von Bedeutung, als man jetzt vielfach die charakteristischen Merkmale der Rassen nicht mehr als dauernd, sondern als veränderlich betrachtete und damit eine der Hauptthesen Gobineaus verwarf. Ja, man ging jetzt sogar so weit, daß man umgekehrt der Kultur als solcher einen Einfluß auf Gehirn und Schädel zuschrieb und die Ansicht aussprach, unter ihrem Einflusse würden allmählich die Verschiedenheiten der Rassen verschwinden und alle Völker eine gleichartige Rasse bilden (Wallace) oder sich wenigstens nur teilweise erhalten (Schaaffhausen, siehe dessen Abhandlung: „Die Lehre Darwins und die Anthropologie" in seinen „Anthropologischen Studien", S. 455). Insbesondere erklärte man auf diese Weise die große Verschiedenheit, die in körperlicher Hinsicht ein bedeutender Teil der Bevölkerung

Deutschlands, Frankreichs, Rußlands und anderer Länder Europas gegenüber ihren Vorfahren aufweist, insofern sie weder die somatischen Eigentümlichkeiten, wie die noch erhaltenen Skelette der alten Germanen, Gallier und Slawen zeigen, noch von der gleichen Komplexion sind, welche die alten Schriftsteller den zuletzt genannten Völkern zuschreiben.

Erst gegen die Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts trat ein Umschwung in der Richtung der von Herder, Klemm, Carus und Gobineau ausgesprochenen Ansichten ein. So betonte wieder mit Entschiedenheit gegen Buckle die Wichtigkeit des Rassenelementes Fr. von Hellwald in seiner „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung“ (1. Auflage, Augsburg, 1874). „Der Kraft seiner äußeren Natur“, lauten seine Sätze, „der geographischen und klimatischen Bedingungen steht die noch stärkere Kraft der inneren Natur, der Vererbung des angeborenen Rassencharakters entgegen, welcher die Taten der Völker bestimmt.“ „Wie der Charakter der einzelnen Individuen, so ist auch der der Völker konstant.“ Er weist darauf hin, daß das Gehirn des Negers kleiner, überhaupt tierähnlicher als das des Europäers, daß dessen Windungen weniger zahlreich, ihr ganzes Nervensystem minder fein entwickelt sei als beim Europäer. Seine alte Ansicht, daß auch die Standesunterschiede im Urgrunde auf rassenhaften Verschiedenheiten beruhen, sei durch die Untersuchungen Hölders neuerdings bestätigt worden. Was die wichtige Frage der Konstanz der Rassencharaktere anlangt, so hat sich vor allem der Baseler Anatom und Anthropologe J. Kollmann um ihre Lösung verdient gemacht. Seitdem er im Jahre 1882 die Ansicht aufgestellt hat, daß die somatischen Eigenschaften der europäischen Rassen, soweit sie als Ausdruck der Rasse zu betrachten seien, seit dem Diluvium (Quartärzeit) weder Klima noch andere Einflüsse geändert haben, daß, wenn sich die charakteristischen Gegensätze der Rassen in den verschiedenen ethnischen Gebieten allmählich abschwächen, dies von der Wirkung der unausgesetzten Kreuzungen herrühre, welche seit Jahrtausenden stattfänden (Mitteil. d. Wiener anthrop. Ges., XI, 7), war er unablässig bemüht, dieselbe durch vergleichende Untersuchungen aller Teile des Skeletts immer mehr zu begründen und auch ihre Richtigkeit für die Rassen der andern Erdteile nachzuweisen, ohne sich jedoch in Gegensatz zur Deszendenztheorie zu stellen. („Die Menschenrassen Europas und Asiens.“ Vortrag, gehalten in der Sektion für Anthropologie der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg [1889]; „Ueber die Beziehungen der Vererbung zur Bildung der Menschenrassen.“ Vortrag, gehalten in der allgem. Versammlung der deutsch. anthropol. Versammlung in Braunschweig [1898].) Zu dieser Ansicht ist auch R. Virchow gekommen, der sich über diese Frage in folgender Weise ausgesprochen hat: „Es ist noch niemals beobachtet worden, daß die weiße Rasse sich irgendwo verändert hätte, weder die Rasse selbst noch ihre Varietäten. Eines der größten Experimente, die Besiedlung von Australien, ist im Sinne der Persistenz der weißen Rasse ausgefallen. Dasselbe ist in Südafrika der Fall gewesen. In Amerika ist dieselbe Zähigkeit der weißen Rasse und ihrer Varietäten nachgewiesen seit drei Jahrhunderten. Wenn man auch behauptet, daß der Nordamerikaner eine erkennbare Veränderung nicht bloß des geistigen Wesens, sondern auch der körperlichen Eigen-

schaften erfahren hat, so ist doch kein Individuum daraus hervorgegangen, welches sich direkt mit einer Rothaut vergleichen ließe. Es gibt weder in Nord- noch in Südamerika eine neue amerikanische Rasse. Diese großartigen Experimente, welche unbewußt von den Völkern bei Gelegenheit ihrer Wanderungen angestellt wurden, erstrecken sich freilich erst auf wenige Jahrhunderte, aber die Persistenz der Rassen ist doch auch schon für Jahrtausende bezeugt durch die ägyptischen Denkmäler. Aus den verschiedenen Perioden der Vorzeit, selbst aus solchen, die bei uns prähistorisch sein würden, sind Abbildungen der damaligen Völker erhalten, die auch für das Auge des Neulings die Verschiedenheit der Rassen erkennen lassen. Da sind neben zweifellosen Negern auch Semiten und Arier dargestellt, zum Teil sogar in Farben, aber es gibt keine Uebergänge zwischen ihnen." (Virchow, Rassenbildung und Erblichkeit, Festschrift für Bastian. Berlin, 1896). Indem Kollmann konstatiert, daß die Abbildungen auf den ägyptischen Monumenten zeitlich an die neolithische Periode Zentral- und Westeuropas heranrücken, schließt er mit Recht, daß nicht allein die Beschaffenheit der Knochen, sondern auch die Weichteile, wie die Farbe der Augen, der Haare, der Haut, die Formen der Muskeln, des Fettes, der Knorpel sich vererben.

3. Die arische Rasse die erste Kulturrasse.

Bald nach dem Erscheinen von Hellwalds Kulturgeschichte wurden die ersten Versuche unternommen, mit Hülfe der überraschend reichhaltigen Ueberreste, wie sie die seit der Mitte des Jahrhunderts nun systematisch betriebenen Ausgrabungen aus allen vorgeschichtlichen Perioden zutage gefördert haben, tiefer in das Dunkel der Urzeit vorzudringen, als es bis dahin mit Hülfe der historischen Nachrichten und der Sprachvergleichung möglich gewesen war. Solche Versuche wurden unternommen von Th. Pösche („Die Arier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie". Jena, 1878), L. Lindenschmit („Handbuch der deutschen Altertumskunde", I. Teil, 1. Lieferung. Braunschweig, 1880), mir („Origines Ariacae. Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker und Sprachen". Wien und Teschen, 1883 und „Die Herkunft der Arier. Neue Beiträge zur historischen Anthropologie der europäischen Völker". Ebenda, 1886) und O. Schrader („Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums". Jena, 1883).

Wenn auch die genannten Männer in der Lokalisation der Urheimat des arischen Urvolkes auseinander gingen, stimmten sie doch darin überein, daß dieselbe nur in Europa gesucht werden könne, und waren bemüht, durch eine Reihe neuer Beweise die bereits vor ihnen von einzelnen Gelehrten aufgestellte Behauptung von der europäischen Herkunft der Arier auf feste Grundlagen zu stellen. Tatsächlich gelang es ihnen auch, die alte Ansicht von der asiatischen Herkunft derselben derartig zu erschüttern, daß sie heute kaum mehr einen ernsten Vertreter findet. Ihre Untersuchungen ergaben ferner, daß dem arischen Urvolke zwar die Kenntnis irgend eines der Metalle und der Schrift fehlte, daß jedoch dasselbe in festen Siedelungen

Ackerbau und Viehzucht trieb und sich geschliffener Geräte und tönerner Gefäße bediente. Pösche und ich waren außerdem noch bemüht, auf Grund der Zeugnisse der alten Geschichtsschreiber und Dichter, der ikonographischen Denkmäler des Altertums, der Beobachtungen von Forschungsreisenden über die körperliche Beschaffenheit der noch lebenden arischen Völker, der damals auf Veranlassung Virchows durchgeführten Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den Schulkindern Deutschlands und Oesterreichs, sowie der Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen der in vorgeschichtlichen Gräbern gefundenen Schädel und Skelette den physischen Typus des arischen Urvolkes zu bestimmen, von der Ansicht ausgehend, daß es einmal eine Zeit gegeben haben müsse, in der Volk und Rasse zusammen fielen und daß unter den verschiedenen Typen, welche die arischen Völker aufweisen, nur einer als der eigentliche arische Typus angesprochen werden könne; es ergab sich, daß dieser kein anderer sein könne, als der Typus, den noch heute die Nordgermanen am wenigsten vermischt zeigen und dessen Merkmale folgende sind: hoher Wuchs, blondes Haar, blaue Augen, helle Hautfarbe, Dolichocephalie, Leptoprosopie und Leptorhinie. Ich habe dann weiter im Anschluß von M. Wagners Anschauungen über die Entstehung des Menschen zu zeigen gesucht, daß wir in diesem Typus das Ausleseprodukt der Eiszeit zu betrachten haben und daß er sich in den nicht vergletscherten Teilen Mittel- und Westeuropas entwickelt habe; daß die aus den Urbewohnern der drei südeuropäischen Halbinseln, den Semiten Vorderasiens und den Hamiten Nordafrikas bestehende mittelländische Rasse ihm zunächst verwandt sei, der sich dann die gleichfalls wie die mittelländische und arische Rasse durch den dolichocephalen Schädelbau gekennzeichneten negroiden Völker Asiens, Australiens und Afrikas in der Weise anschließen, daß die negroiden Völker Asiens und Australiens einerseits (die frühgeschichtlichen Kuschiten Vorderasiens, die Drawida- und Mundavölker Indiens, die Ureinwohner Ceylons, die unvermischten Papuas der Halbinsel Malakka und Indonesiens sowie die Australier), die negroiden Völker Afrikas anderseits (die Sudan- und Bantuneger, Hottentotten und Buschmänner) immer niedrigere Entwicklungsformen darstellen. Jedenfalls hat es einst eine Zeit gegeben, in welcher diese negroiden Völker, bevor noch Völker fremder Rassen (der arischen, semitischen, mongolischen und malayischen Rasse) oder auch kräftigere negroide Völker die Urbewohner der einzelnen Landstriche verdrängt oder überschichtet haben, in ununterbrochener Aufeinanderfolge und allmählichen Uebergängen das südliche Asien, Indonesien und Australien einerseits, Afrika anderseits bewohnten. Wenn in Europa zwischen dem Verbreitungsgebiete der arischen Rasse im Norden und dem Verbreitungsgebiete der ihr zunächst verwandten mittelländischen Rasse im Süden in breiter, nicht nur die Mitte, sondern auch den Osten ausfüllender Ausdehnung Völker wohnen, die, trotzdem sie arische Sprachen reden und auch in somatischer Hinsicht Merkmale der arischen Rasse aufweisen, durch sonstige Abweichungen von den typischen Eigentümlichkeiten derselben, vor allem durch die so überaus häufig vorkommende Brachycephalie und Brachyprosopie, sowie durch die dunkle Komplexion den Charakter von Mischvölkern aufweisen, so ergab sich daraus die Notwendigkeit,

für Europa das Vorhandensein noch einer dritten Rasse anzunehmen. Diese konnte unmöglich in Europa entstanden sein, da sich alle ihre somatischen Eigentümlichkeiten auch bei den mongoloiden Völkern Asiens finden, lag es nahe, eine nähere Verwandtschaft mit diesen, insbesondere mit den Ural-Altaiern anzunehmen und die weitere Vermutung daran zu knüpfen, daß sich nach dem Ende der Eiszeit, als die Protoarier dem nach Norden ziehenden Renn gefolgt waren und Mittel- und Westeuropa wenigstens teilweise seine frühere Bevölkerung verloren hatte (Periode des Hiatus), mongoloide Elemente nach Europa eingedrungen, allmählich von den später von Norden aus sich ausbreitenden Ariern arisiert und infolge von Vermischungen ein bedeutendes Element in der Zusammensetzung der arischen Völker dieses Ländergebietes geworden sind.

Es konnte nicht fehlen, daß aus all diesen Untersuchungen auch Licht auf unsere Frage nach dem Verhältnis zwischen Kultur und Rasse fiel. Die Arier hatten in einer Reihe von südlich gelegenen Ländern, in Indien, in Persien, in Griechenland und Italien mächtige Reiche geschaffen und deren Kultur auf eine bedeutende Höhe gebracht. Diese mächtigen Reiche und blühenden Civilisationen hatten jedoch weder in Indien, noch in Persien, noch in Griechenland einen langen Bestand; sie hatten nur solange Bestand, als das arische Element, das sie geschaffen, physisch und numerisch stark genug war; das war jedoch nicht lange der Fall, da die arische Rasse als eine nordische Rasse erfahrungsgemäß sich in tropischen und subtropischen Ländern für die Dauer nicht akklimatisiert, sondern allmählich degeneriert und erlischt. Wenn das römische Reich und die römische Civilisation sich länger erhalten hat und in Italien noch am Ausgang des Mittelalters mächtige Städterepubliken geblüht haben und auf dem Gebiete der Kunst und Industrie bedeutende Schöpfungen entstanden sind, so lag die Ursache hiervon in dem Umstand, daß das arische Element in Italien durch die gallische und später durch die germanische Invasion neue Verstärkungen und Auffrischungen erhalten hatte und so konnte auch L. Woltmann in seinem Aufsatze: „Die Germanen und die Renaissance in Italien" (Polit.-anthropol. Revue, II, 11) auf Grund der Eigennamen und des physischen Typus die bedeutendsten Vertreter der Renaissance als Abkömmlinge von Germanen nachweisen. Wenn man weiter bedachte, daß seit Beginn der Neuzeit diejenigen Länder an der Spitze der kulturellen Entwicklung stehen und dieselbe zu einer bewunderungswürdigen Höhe emporgeführt haben, in denen Völker leben, die den arischen Rassencharakter verhältnismäßig am reinsten bewahrt haben, so vor allem die Länder des nordwestlichen Europas und diejenigen Gebiete Amerikas, die den Hauptteil ihrer Bevölkerung aus eben diesen Ländern Europas erhalten haben, was lag da näher als aus diesen Tatsachen den Schluß zu ziehen, daß wir in der arischen Rasse die erste Kulturrasse zu erblicken haben?

Und doch stehen diesen Tatsachen andere gegenüber, welche geeignet sind, diese Schlußfolgerung als unberechtigt erscheinen zu lassen. Wie kommt es denn, daß bis zur römischen Kaiserzeit und noch später nicht weniger als vier arische Völker, die alten Germanen, Gallo-Briten, Litauer und Slawen, keine höhere Kultur aufweisen, trotzdem sie Länder bewohnt haben, die man zur Entwicklung einer höheren

Kultur infolge ihrer klimatischen Verhältnisse, ihrer Lage, der Fruchtbarkeit des Bodens und sonstiger Vorzüge für besonders geeignet halten muß und auch wirklich hält. Sollte wirklich Fr. Ratzel, der Begründer der modernen „Anthropo-Geographie", recht haben, wenn er („Völkerkunde", 2. Aufl., Leipzig und Wien, 1894, I, 17) mit der größten Entschiedenheit betont, daß man von Haus aus überhaupt keinen Unterschied zwischen Natur- und Kulturvölkern machen dürfe, daß, wenn von Naturvölkern die Rede sei, wir nicht an einen anthropologischen oder anatomisch-physiologischen, sondern an einen ethnographischen Unterschied denken dürften, daß Naturvölker bloß „kulturarme" Völker seien, die durchaus nicht weniger begabt als Kulturvölker zu sein brauchten. „Es können Völker von jeder Rasse, von jedem Grade natürlicher Ausstattung entweder noch nicht zur Kultur fortgeschritten oder in der Kultur zurückgegangen sein. Die alten Deutschen und Gallier traten der römischen Kultur verhältnismäßig nicht minder kulturarm gegenüber als uns die Kaffern oder Polynesier und manches, was sich heute zum Kulturvolk der Russen zählt, war zur Zeit Peters des Großen noch reines Naturvolk. In der Tat ist die Kluft des Unterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig von der Größe des Unterschiedes ihrer Begabung. Man erwäge, daß in dem, was die Höhe der Kulturstufe ausmacht, in dem gesamten Kulturbesitz eines Volkes, eine Fülle von Zufälligkeiten wirksam ist, die uns höchst behutsam machen sollten, daraus sogleich Schlüsse auf die körperliche, geistige und seelische Ausstattung des Volkes zu ziehen. Hochbegabte Völker können kulturarm ausgestattet sein und dadurch den Eindruck einer allgemein niedern Stellung innerhalb der Menschen machen. Chinesen und Mongolen gehören derselben Rasse an und doch welcher Unterschied der Kultur! ... Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu tun. Es wäre zwar töricht, zu leugnen, daß in unserer Zeit die höchste Kultur von der sogen. kaukasischen oder weißen Rasse getragen wird; aber anderseits ist es eine ebenso wichtige Tatsache, daß seit Jahrtausenden in aller Kulturbewegung die Tendenz vorherrscht, alle Rassen heranzuziehen zu ihren Lasten und Pflichten und dadurch Ernst zu machen mit dem großen Begriff „Menschheit", dessen Besitz zwar als eine auszeichnende Eigenschaft der modernen Welt von allen gerühmt, an dessen Verwirklichbarkeit aber von vielen noch nicht geglaubt wird. Blicken wir aber nur über den Rahmen der kurzen und engen Begebenheiten hinaus, die man anmaßend die Weltgeschichte nennt, so werden als Träger der jenseits liegenden Ur- und Vorgeschichte Glieder aller Rassen anzuerkennen sein."

Ratzel tritt auch der Ansicht der „Entwicklungstheoretiker" entgegen, welche in den Naturvölkern die ältesten noch zutage stehenden Schichten der Menschheit erkennen, über welche andere Teile der Menschheit, die sich im Kampf ums Dasein zu höherer Begabung emporgerungen und sich reicheren Kulturbesitz erworben hätten, längst hinausgeschritten seien. Dieser Anschauung gegenüber verweist derselbe darauf, daß die Vernunft, von allem die Grundlage, ja die Quelle von allem, Allgemeingut der Menschheit sei, daß der Sprache und Religion, die ja alle Völker besitzen, der Vorrang vor allen andern Aeußerungen des Menschen zu geben sei und daß man

hinsichtlich der politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen sehr große Unterschiede bei den Naturvölkern finde und daß es sicher sei, daß man diese Unterschiede weniger auf abweichende Begabung als auf große Verschiedenheit der Entwicklungsbedingungen zurückführen müsse.

Ratzel spricht also der körperlichen und geistigen Ausstattung der Rassen eine größere Bedeutung für die Entwicklung einer höheren Kultur ab, allerdings auf dem Wege von Erwägungen, die kaum jemanden wirklich überzeugen dürften, und legt dagegen das größte Gewicht auf die äußeren Umstände. Mittlerweile hat er seine Anschauungen über diese Frage stark geändert und in seinem im „Türmer-Jahrbuch" für das Jahr 1904 veröffentlichten Essay über „Nationalitäten und Rassen" (S. 43—77) erklärt er, daß es jeder wisse, daß es in der Menschheit große Unterschiede gebe, die die Natur selber bestimmt habe, wenn auch niemand wisse, wie tief die Unterschiede seien; im allgemeinen stünden die Neger unter den Weißen, die Australier unter den meisten Negern. „Es hat keinen Sinn, uns zu verhehlen, daß die Unterschiede der natürlichen Ausstattung der verschiedenen Rassen der Menschheit die Gleichheit der Leistungen und der Ansprüche ausschließen. Daher liegt auch hier das Heil nur in der Abstufung und Teilung der Aufgaben, die mit räumlicher Sonderung sich verbinden sollte, um die Gefahr der Vermischung von der höheren Rasse fernzuhalten."

H. Schurtz versucht in seiner „Urgeschichte der Kultur" (Leipzig und Wien, 1900, S. 74) unser Problem in der Weise zu lösen, daß er annimmt, daß, gerade so wie sich aus dem Silur und der Trias an die Daseinsbedingungen gut angepaßte Tierformen neben höher entwickelten Formen aus der letztvergangenen Erdperiode erhalten hätten, so auch einzelne Gruppen der Menschheit mit einer antediluvialen Kultur neben höchststehenden Vertretern europäischer Gesittung fortleben, weil sie sich an die Verhältnisse ihrer Umgebung so vollkommen angepaßt hätten, so daß der Trieb zum Fortschreiten auf der Bahn der Kultur vollständig erloschen sei. Doch diese Annahme, die gewiß richtig die Kulturzustände der Naturvölker erklärt, erklärt keineswegs, wie es gekommen, daß erst in so später Zeit die genannten arischen Völker, die ja gleichfalls seinerzeit an die Verhältnisse ihrer Umgebung vollkommen angepaßt waren, zu einer höheren Kulturentwicklung gekommen sind.

Auch M. Much hat in seinem Werke: „Die Heimat der Indogermanen" (Berlin, 1902, S. 259 f.) unsere Frage zum Gegenstand seiner Betrachtungen gemacht. Er findet die Ursache darin, daß nicht nur der Mensch überhaupt zu seiner Entwicklung einer weitaus längeren Zeit bedarf als das Tier, sondern auch die einzelnen Unterarten der menschlichen Spezies, die einzelnen Rassen, sich in dieser Hinsicht erheblich unterscheiden. Während bei den Völkern der heißen Länder die Fruchtbarkeit der Individuen sich zuweilen schon nach dem zehnten Jahre einstelle, mit dem vierzehnten bis fünfzehnten Jahre ihre Selbständigkeit beginne, benötige der Mittel- und Nordeuropäer zwanzig und mehr Jahre, um zu einer Selbständigkeit zu kommen, sei aber noch zu einer Zeit schaffenskräftig, in der im Orient die Männer schon längst ihre Arbeitskraft verloren hätten. So hätten auch frühreife

Völker, mögen sie zu noch so hoher Kultur emporgestiegen sein, nur eine kurze Dauer. „Und so sind die Indogermanen in der Kulturentwicklung zwar langsamer vorgeschritten, es war ihnen eine längere Jugend und Lehrzeit beschieden als den alten, auf einem üppigeren Boden am Euphrat und Nil aufgewachsenen Völkern, deren Kultur wie in einem Treibhause zu baldiger Blüte aufgeschossen, aber auch ebenso bald verfallen ist. Die Kultur der Indogermanen war eine dauerhafte und sieht heute noch nach Jahrtausenden ihren Gipfelpunkt vor sich, wogegen selbst indogermanische Völker, wie die Inder, Perser und Griechen, die durch Berührung mit jenen rasch aufgeblühten und rasch verwelkten Völkern des Orients zu einer frühreifen Kultur gelangten, wieder herabgesunken sind, weil die Zeit der jugendlichen Entwicklung nicht lange genug gedauert hat, um einen solchen Vorrat körperlicher und geistiger Kräfte anzusammeln, der den üblen Folgen der leiblichen Vermischung und Verschmelzung mit jenen unausgereiften Völkern hätte Widerstand leisten können."

Dagegen ist zu bemerken, daß allerdings die Entwicklung jedes der arischen Rasse angehörenden unvermischten und nicht entarteten Individuums zwar langsamer vor sich geht, aber ungleich länger bis zur Erreichung der vollen geistigen und körperlichen Reife dauert, als bei den Individuen jeder anderen Rasse und daß sich hierin nur in abgekürzter Form der ungleich längere Entwicklungsprozeß wiederholt, den die arische Rasse als solche im Vergleiche mit den anderen Rassen durchgemacht hat, daß jedoch die Entwicklung der arischen Rasse als solcher am Ende der Quartärzeit schon ihren Abschluß erfahren hatte und daß die nach dem Süden und Osten vorgedrungenen ersten Arier geradeso körperlich und geistig ausgestattet ihre arische Heimat verlassen haben, wie die späteren Germanen. Die Ansicht, daß die arische Rasse die charakteristischen Merkmale ihrer physischen Erscheinung auf der skandinavischen Halbinsel erworben habe, ist aus mehr als einem Grunde als unrichtig zurückzuweisen.

4. Die Urheimat der unvermischten Arier.

Als sich ergeben hatte, daß wir in der blonden, langschädeligen und schmalgesichtigen Rasse die Schöpferin und Trägerin der arischen Ursprache zu betrachten haben, war es gleichsam selbstverständlich, die Heimat der unvermischten Arier nur in jenem Ländergebiete zu suchen, in dem sich diese Rasse bis zum heutigen Tage am zahlreichsten, kräftigsten und am wenigsten mit fremden Elementen gemischt erhalten hatte. Große Gebiete Europas und Asiens kommen übrigens von vornherein schon deswegen nicht in Betracht, weil das arische Urvolk, das das Meer, sowie die Buche und den Aal kannte, ein Land bewohnt haben mußte, das an das Meer grenzte und in dem die Buche und der Aal sich findet, die Buche dagegen nicht weiter östlich von einer Linie Königsberg—Donaumündungen vorkommt und der Aal in allen jenen Flüssen fehlt, die sich mittelbar oder unmittelbar in das Schwarze oder Kaspische Meer ergießen. In dem soeben charakterisierten Ländergebiete wiederum, das die norddeutsche Tiefebene und die skandinavischen Länder umfaßt, glaubte ich Südskandinavien, d. i. die dänischen Inseln, Jütland, Schleswig und

Schonen als die eigentliche arische Urheimat ansprechen zu sollen, weil sich nur hier und sonst nirgends in den für die Frage der Urheimat in Betracht kommenden Ländern der Uebergang von der primitiven Kultur der vorausgegangenen paläolithischen Periode zu der bereits den Ackerbau und die Viehzucht kennenden Kultur der neolithischen Periode, wie sie auch die linguistische Paläontologie als die Kultur des arischen Urvolkes festgestellt hat, nachweisen läßt: es ist dies die Kultur der mesolithischen Periode der altdänischen Länder, wie wir sie hauptsächlich aus den dänischen Muschelhaufen kennen. Aus denselben Gründen hat dann auch M. Much in dem schon angeführten Werke die „erste Heimat" der Indogermanen in dieses Gebiet, dessen mesolithische Periode mit der schon früher erwähnten Hiatus-Periode Mittel- und Westeuropas zeitlich zusammenfällt, verlegt. Die Behauptung L. Wilsers, daß die skandinavische Halbinsel die Urheimat der Arier sei, ist unbegründet; die skandinavische Halbinsel ist zwar die Heimat der Germanen, nicht aber auch die Heimat aller anderen arischen Völker.

Daß sich gerade in diesem Gebiete der Uebergang zu der höheren Kulturstufe der neolithischen Periode vollzog, hatte mehrere Ursachen: zu diesen gehört gewiß der Reichtum an dem zur Herstellung von Geräten aller Art ausgezeichnet verwendbaren Feuerstein, die Fruchtbarkeit des Bodens, das so günstige Klima und vor allem die Tüchtigkeit seiner Bewohner. Den ersten Anstoß hierzu gab jedoch jedenfalls, wie in so vielen anderen Fällen, die Not; auch hier vollzog sich ein Vorgang, den man auch sonst in ähnlichen Fällen zu beobachten Gelegenheit hatte. Treffend bemerkt hierüber Klemm in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" (I, 206): „Die herumschweifende Lebensweise ist nur in den großen Ebenen möglich; auf den Inseln oder in abgeschlossenen Tälern kommt der Mensch aus dem ursprünglichen Zustande des Jägers und Fischers zu dem des Ackerbauers." Die protoarischen Vorfahren der späteren Ackerbauer und Viehzüchter waren als Jäger und Fischer nach dem Norden gekommen und hatten hier ihre frühere Lebensweise fortgesetzt. Als jedoch, wie aus der Aufeinanderfolge der nacheiszeitlichen Baumvegetation hervorgeht, die zuerst eine hochnordische Vegetation (Zwergbirke, Silberwurz und Zwergweide), dann aus Zitteraspen, Birken und Erlen bestehende Laubwälder, hierauf dichte Kiefernwälder, noch später Eichenwälder und zuletzt seit dem Beginne der neolithischen Zeit Buchenwälder aufweist, das Klima immer milder und milder wurde und das Renn, auf dem zuerst, wie in dem letzten Teil der Quartärzeit, hauptsächlich ihre Existenz beruht hatte, sich nach dem höheren Norden zurückgezogen hatte und auch andere Tiere, wie das Elentier, verschwunden waren und die Jagd auf die vorhandenen Tiere der stets wachsenden Bevölkerung nicht mehr die nötige Nahrung bot, als infolge der seit jener Zeit eingetretenen Senkung Südskandinaviens (von Karlskrona-Landskrona an), durch die eben das Klima einen immer mehr insularen, für die Verbreitung der Buche äußerst günstigen Charakter erhielt, zugleich mit der Entstehung des englischen Kanals und des südlichen Teils der Nordsee die Belte und der Sund entstanden waren und die nun entstandenen Inseln und Halbinseln eine Auswanderung außer-

ordentlich erschwerten, wenn nicht unmöglich machten, da, abgesehen von den Schwierigkeiten einer Seefahrt, jedenfalls auch die früheren Bewohner eines Landstriches jede neue Zuwanderung abzuwehren bestrebt gewesen sein dürften, lag es nahe, seinen Unterhalt vor allem durch den Uebergang zum Ackerbau und zur Viehzucht sich zu verschaffen zu versuchen. Und wenn es richtig ist, daß man in Frankreich sogar in den jüngeren Abschnitten der paläolithischen Kultur, dem Azylien und Arisien, Spuren von Getreidebau und Viehzucht nachweisen könne, erscheint es um so begreiflicher, wenn unter günstigeren Verhältnissen eine schon einmal geübte Tätigkeit wieder aufgenommen wurde. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieser Uebergang zuerst von den mehr im Innern der Inseln und Halbinseln wohnenden Jägern vollzogen wurde und daß die am Meeresufer vom Fischfange lebenden Menschen noch länger bei ihrer früheren Lebensweise verharrten.

Damit war ein großer Schritt nach vorwärts getan. Zunächst erlangte nun jede Familie durch Okkupation einen festen Besitz, auf dem sie eine feste Wohnstätte errichtete. Eine unmittelbare Folge hiervon war, daß die Menschen sich nicht mehr damit begnügten, nur ihren eigenen Körper zu schmücken, wie das ja bei Menschen aller Rassen auch auf den untersten Kulturstufen der Fall ist, sondern daß sie jetzt auch das Bedürfnis hatten, ihre nächste Umgebung, mit der sie ja fest verbunden waren, so vor allem ihre Wohnstätte zu zieren und auch den verschiedenen, zum Teil neu erfundenen Arten der Geräte und Waffen eine gefälligere Form zu geben. Und so entstanden jene geschliffenen Geräte und Waffen aus Feuerstein, deren Schönheit und Zweckmäßigkeit wir noch alle bewundern und die nirgends sonst in so vollendeter Gestalt und in solcher Fülle gefunden worden sind als in den skandinavischen Ländern. Dies war auch möglich, weil nun jetzt eine größere Teilung der Arbeit als es auf einer der früheren Kulturstufe der Fall war, eintreten konnte. Zunächst gewährte die Winterszeit, während der die Feldarbeiten größtenteils ruhen, die Muße, um Arbeiten zu verrichten, für die dem Jäger und Fischer auch der Winter keine Zeit gewährt. Dazu kam noch, daß auf dieser Kulturstufe jene Form der Familie entstehen mußte, die Grosse die Großfamilie genannt hat und die sich noch bis heute in den serbischen Hauskommunionen erhalten hat, aber auch für alle andern arischen Völker als die älteste uns bekannte Form der Familie nachweisen läßt, wie Schrader in seinem „Reallexikon der indogermanischen Altertümer" (Straßburg, 1900) unter dem Worte „Familie" gezeigt hat. Bei einer solchen Großfamilie kann in ganz anderer Weise das Prinzip der Arbeitsteilung zur Geltung kommen, als es bei der Einzelfamilie möglich ist.

Wie wir uns eine solche Großfamilie der Urzeit vorzustellen haben, ist nicht schwer, wenn wir die Mitteilungen lesen, die uns serbische Schriftsteller über ihre Hauskommunionen gemacht haben, wie denn überhaupt die Slawen der Balkanhalbinsel viele Einrichtungen der arischen Urzeit noch bis heute bewahrt haben. M. Marković teilt in seiner Monographie über die serbische Hauskommunion (Leipzig, 1903, S. 20) die Beschreibung der serbischen Hauskommunionen mit, wie sie aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts der bekannte

Wuk St. Karadschitsch gegeben hat: „Die Serben leben meistens in Hauskommunionen. In manchen Häusern finden wir vier bis fünf Verheiratete. Einzelfamilien gibt es wenig. Entsprechend der Zahl der Verheirateten ist die Zahl der kleinen Nebenhäuschen, die um das Haupthaus herumliegen, welches allen gemeinsam zum täglichen Aufenthalt dient. Dort finden die gemeinsamen Mahlzeiten statt, dort wohnen und schlafen die alten Leute, während alle andern in ihrem eigenen Häuschen schlafen, das aber ohne Feuer ist, im Winter wie im Sommer. In jeder Hauskommunion ist ein Hausvater, der regiert und das Haus sowie das sonstige Vermögen verwaltet." Marković hebt nun als einen besonderen Vorteil der Hauskommunion hervor, daß sie nicht nur die erforderlichen Arbeitskräfte stets als Familienmitglieder im Hause habe, sondern auch eine zweckmäßige Arbeitsteilung erleichtere. „Die Arbeitsteilung in der Hauskommunion", sagt derselbe S. 82, „erstreckt sich keineswegs nur auf landwirtschaftliche Arbeiten und die Besorgung des Haushaltes; soweit möglich, werden in derselben auch alle andern Bedarfsartikel der Mitglieder, Kleider, Schuhe, Möbel usw. hergestellt. Dadurch ist es ermöglicht, daß den kräftigeren Mitgliedern eine Arbeit zugewiesen wird, die ihre Kraft völlig ausnützt, ohne dieselbe zu vergeuden oder zu ruinieren. »Jeder nach seiner Fähigkeit« ist das Leitmotiv der Hauskommunionsarbeiten." Auf dieser Kulturstufe hat jeder erwachsene Mensch als Arbeitskraft einen besonderen Wert und man findet es begreiflich, daß der Bräutigam dem Vater seiner Braut einen Kaufpreis als Ersatz für die ihm abgehende Arbeitskraft bezahlen mußte.

Für die Pflege des Gesanges, der Dichtung sowie der Tradition war diese Familienorganisation gleichfalls nicht ohne Bedeutung. Gerade so wie früher alle Mitglieder der serbischen Hauskommunionen, wie Marković erwähnt, abends nach des Tages Arbeit zusammenkamen, Männer und Frauen, Greise und Kinder, und dann in gemeinsamen Liedern, durch die Erzählungen der Alten die Taten der Vorfahren gepriesen wurden, so mochte es gewiß auch in der arischen Urzeit gewesen sein.

So groß auch der Fortschritt war, der durch den Uebergang von der Kulturstufe des Jägers und Fischers zur Kulturstufe des seßhaften, sich eines festen Besitzes erfreuenden Ackerbauers und Viehzüchters eingetreten war, so schwer war es, diese Kulturstufe zu überwinden und sich zu einer höheren Stufe emporzuarbeiten, auch wenn die geistige Begabung der Arier noch so groß gewesen sein mag. Wie ich an anderer Stelle bereits dargelegt habe („Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas". Mitteil. d. Wiener anthropol. Ges., 1897, XXVII, S. 24 f.), erfolgte die erste arische Besiedlung Europas, Asiens und Afrikas auf dem Wege der Ausbreitung, der erst viel später die eigentlichen Auswanderungen folgten; demnach zerfällt die Geschichte der arischen Besiedlung Europas in zwei große Perioden: in die Periode der allmählich fortschreitenden Ausbreitung und in die Periode der großen, einheitlich geleiteten Auswanderungen ganzer Völker und Stämme, wie sie für die sogen. Völkerwanderungszeit geschichtlich bezeugt sind. Ich habe dann weiter gezeigt („Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten". Mitteil. d. Wiener anthropol. Ges., 1900, XXX, S. 38 f.), daß

die erste arische Besiedlung in der Form von Einzelsiedlungen erfolgt ist, daß dagegen erst in der Auswanderungsperiode die Besiedlung der neugewonnenen Länder in Dörfern und Städten erfolgte. In den in der Ausbreitungsperiode von der Urheimat aus nach allen Richtungen hin von den Ariern besiedelten Ländern Europas, Asiens und Afrikas haben sich dann allmählich die arischen Kulturvölker entwickelt, wie sie die Geschichte und Sprachwissenschaft kennt; und so hat jedes arische Volk oder jede arische Völkergruppe ihr engeres Heimatsgebiet, das von der Heimat des arischen Urvolkes wohl zu unterscheiden ist. Denn nur auf einem großen Raume, in langer Zeit und unter der Einwirkung von allophylen Elementen konnten jene großen Verschiedenheiten unter den arischen Sprachen entstehen, die so lange den strengen Nachweis ihrer Zusammengehörigkeit und ihrer Abstammung von einer gemeinsamen Grundsprache erschwerten.

Wie sehr die Siedlung in Einzelhöfen der Entwicklung einer eigenen höheren Kultur hindernd im Wege steht, sieht man an dem Kulturstand jener Länder, in denen diese Siedlungsform tief in die historischen Zeiten hineinreichte oder gar in denen sie noch gegenwärtig besteht. Prokopius berichtet in seiner um die Mitte des 6. Jahrhunderts verfaßten Beschreibung der Kriege der Goten, daß die Slawen und Anten in Einzelsiedlungen (*σποράδην διεσκηνημένοι*) lebten. Und noch im 18. Jahrhundert war Kleinrußland, das eigentliche Heimatland der Russen, von Städten und Märkten abgesehen, allgemein in Einzelhöfen bewohnt. Ebenso liegen noch jetzt die Bauernhöfe der Letten im ganzen Lande zerstreut umher; nur hin und wieder trifft man zwei bis drei Gehöfte nebeneinander.

5. Bedingungen höherer Kulturentwicklung.

Daß die Entwicklung einer höheren Kultur die G r ü n d u n g v o n S t ä d t e n zur Voraussetzung hat, ist längst erkannt und ausgesprochen worden. „Der Ackerbau ist die erste Stufe zur Gesittung", sagt H e l l w a l d in seiner „Kulturgeschichte", „weil er dem Nomadentum gegenüber schon eine Verdichtung der Menschen bedingt. Der Ackerbauer steht aber aus dem nämlichen Grund hinter dem Städter zurück. Die Stufe des Ackerbauers, an sich ein ungeheurer Fortschritt, muß also wieder überwunden werden durch die Stufe der Städtebildung, wenn sie nicht ein Kulturhemmnis sein will. Beide sind ebenso berechtigt als notwendig." U n d d a m i t h a b e n w i r z u g l e i c h d e n H a u p t g r u n d g e f u n d e n, w a r u m d i e S l a w e n, L i t a u e r, G e r m a n e n u n d G a l l i e r (K e l t e n) s o s p ä t e r s t z u e i n e r h ö h e r e n K u l t u r e m p o r g e s t i e g e n s i n d.

Die Germanen hatten zwar weit früher eigentliche Dörfer als die Slawen in ihrer alten Heimat und hatten damit eine höhere Stufe auf der zur Entwicklung einer höheren Kultur führenden Leiter erreicht, hatten aber lange Zeit auch keine Städte. Als dieselben von den mittleren Landschaften Schwedens, ihrer eigentlichen Heimat, aus nach Südskandinavien und dann nach Deutschland vordrangen und sich daselbst niederließen, überall zumeist die früheren Bewohner aus ihren Gebieten verdrängend, geschah dies in der Form von Dörfern, die in

allen grundlegenden Eigentümlichkeiten (der Art der Dorfanlage, der Hufenverfassung, der Feldwirtschaft mit Gewannen und Flurzwang) denselben Typus in weiten Gebieten Deutschlands wie in Skandinavien aufweisen. Nur die friesisch-westphalischen Einzelhöfe sind keltischen Ursprungs und von den Germanen nach Vertreibung ihrer früheren keltischen Besitzer in Besitz genommen worden. Immerhin sind die in Deutschland von den eingedrungenen Germanen begründeten Dörfer nicht alt, weil nach den auf Grund der Ortsnamen geführten Untersuchungen R. Norrbys, wie ich dem von Almgren im „Internat. Zentralblatt für Anthropologie und verwandte Wissenschaften" (1902, S. 154) erstatteten Referate entnehme, auch die ältesten schwedischen Dörfer höchstens in die ältere Eisenzeit zurückgehen. Wenn man auch in neuester Zeit die früher für die Entstehung der germanischen Lautverschiebung angenommene Zeitgrenze weiter nach rückwärts und wohl mit Recht glaubt verschieben zu müssen — H. Meyer (Zeitschr. für deutsches Altertum, 1901, S. 127) glaubt sie kaum später als etwa 1000 v. Chr. setzen zu dürfen —, so werden wir doch kaum den Beginn der germanischen Besiedlung Deutschlands wegen des innigen Zusammenhangs, der unzweifelhaft zwischen dem Vordringen der Germanen und der großen, die letzten Jahrhunderte der vorchristlichen Zeit füllenden Keltenbewegung besteht, über die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. hinaussetzen dürfen.

Daß es jedoch in Deutschland wie auch in den skandinavischen Ländern lange Zeit keine von Germanen angelegte Städte gab, ist eine allgemein bekannte Tatsache. Tacitus (Germ. 16) sagt hierüber ganz kurz: „Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est." Die ersten Städte in Deutschland verdankten den Römern ihre Entstehung, die unter Kaiser Augustus und dessen Nachfolgern anfingen, Pflanzstädte anzulegen, die zugleich als Grenzfestungen dienten oder aus den Niederlassungen bei festen Lagern hervorgingen; so entstanden Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Bingen, Koblenz, Remagen, Bonn, Köln, Xanten, Utrecht, Leiden im Rheintal, Augsburg, Regensburg, Passau, Salzburg und Wien im Gebiete der Donau. Aber erst nachdem Karl der Große den Anfang gemacht hatte, feste Plätze anzulegen, fing in großem Umfange Heinrich I. an, teils zur Sicherung der im slawischen Osten begründeten Herrschaft, teils zum Schutze der von den Einfällen der Magyaren bedrohten Gegenden offene Orte zu befestigen oder Burgen zu erbauen, unter deren Schutz allmählich städtisches Leben erwuchs. Seinem Beispiele folgten die Markgrafen der östlichen Gebiete. Viele deutsche Städte entstanden wiederum aus Pfalzen, Bischofssitzen, Marktplätzen usw. Seitdem begann in Deutschland ein höheres Kulturleben.

Viel früher als in Deutschland wurden im heutigen Frankreich und England Städte gegründet, und zwar nicht allein von den Griechen und Römern, sondern auch von den Gallo-Briten (den „Kelten der P-Gruppe"), welche aus ihren früheren Sitzen infolge des Vordringens der Germanen vertrieben, in den Gebieten der Keltikaner (der „Kelten der Q-Gruppen") nun als Herren sich niedergelassen und zur Sicherung ihrer Herrschaft eine Reihe von befestigten Städten angelegt hatten. Auf diese Gallo-Briten gehen alle Städte zurück, in deren Namen als zweiter Teil das so häufige -durum, -dunum, -magus usw. erscheint.

In dem Umstande, daß das alte Gallien früher ein städtisches Leben hatte als das alte Germanien, liegt die Hauptursache, daß seine Bewohner in der römischen Zeit auf einer viel höheren Kulturstufe standen als die Germanen.

In die letzten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends v. Chr. fällt der Beginn der großen arischen Auswanderungsperiode; in diesen Jahrhunderten gelangten zunächst die Hellenen und Italiker aus ihren mitteleuropäischen Stammländern in ihre historischen Sitze. In diesen lebten sie in Dörfern und Städten, die sie teilweise schon vorfanden, teilweise neu anlegten. Es waren aber weder die Hellenen in Griechenland, noch die Italiker in Italien die ersten arischen Ansiedler. Noch in der Ausbreitungsperiode zur Stein-Kupferzeit waren thrakische Ansiedler nach Griechenland und illyrische Ansiedler nach Italien in Einzelsiedelungen vorgedrungen (Ligurer). Doch schon lange vor dem Beginne der großen arischen Auswanderungsperiode, in der sich der Bevölkerungsüberschuß Mittel- und Nordeuropas über alle Länder Europas ergoß, hatte einerseits aus dem illyrischen ostalpin-pannonischen, anderseits aus dem thrakischen Gebiete der Balkanhalbinsel, in dem sich bis spät in die römische Zeit das arische Element in ungebrochener Kraft erhalten hatte, wiederholt Vorstöße größerer Völkerschwärme nach Italien bezw. nach Griechenland und Kleinasien stattgefunden. Diese in größeren Mengen eingedrungenen Illyrier und Thraker ließen sich in Dörfern nieder und erbauten Städte: auf sie gehen in Italien die der Bronzezeit angehörenden Pfahlbauten des Gardasees und die Terramaren der Emilia, sowie die Gründung jener Städte zurück, die durch den Charakter der Namensbildung ihren illyrischen Ursprung anzeigen. Und deren Zahl ist keine geringe. Für Griechenland und Kleinasien waren die Gründungen von Städten von noch größerer Bedeutung: in ihnen entwickelte das thrakische Element, das sich in seinen Stammsitzen zwar kräftig erhielt, aber zu keiner höheren Bildung gelangt war, eine ansehnliche Kultur (die mykenisch-kretische Kultur) und wenn die Eigenart so mancher Kunstwerke dieser Periode an die Eigenart der hellenischen Kunst erinnert, so erklärt sich dies aus der Tatsache, daß eben beide Völker — die Thraker und die Hellenen — derselben Rasse angehörten und unter denselben Verhältnissen und unter demselben Himmel sich aus ihrer früheren Barbarei entwickelten. Die thrakische Abstammung der vorhellenisch-arischen Bevölkerung Griechenlands und der griechischen Inseln, sowie Kleinasiens, die jedenfalls aus derselben Ursache in den Gebieten der von ihr unterworfenen anarischen Urbevölkerung die Städte angelegt hatte, wie wir sie auch sonst kennen gelernt haben, nämlich zur Sicherung ihrer Herrschaft, ist nicht nur durch die gleiche Art der Bildung vieler Namen derselben, sowie vieler Stammnamen, sondern auch durch ausdrückliche Zeugnisse der alten Geschichtsschreiber erwiesen.

Bedenkt man, daß das thrakisch-arische Element in Griechenland und in Kleinasien schon Städte gründete und in denselben eine keineswegs unbedeutende Kultur entwickelte zu einer Zeit, in der die Vorfahren der späteren Germanen noch in Einzelsiedelungen lebten, bedenkt man weiter, daß auch die Hellenen schon zu einer Zeit in Griechenland erschienen, in der gleichfalls noch nicht die Vorfahren

der späteren Germanen ebensowenig wie die der späteren Gallo-Briten und Slawen dazu gekommen waren, in Dörfern, geschweige in Städten zu leben und daß die Hellenen, zum Teile wenigstens, die Errungenschaften der vorhellenisch-thrakischen Kultur übernahmen, so wird man den großen Unterschied in der Kultur der Germanen zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Geschichte und der Kultur der Griechen begreiflich finden. Niemand darf aber aus dieser Tatsache folgern, daß die Vorfahren der späteren Germanen an und für sich nicht ebenso befähigt gewesen wären, dieselbe Kultur zu entwickeln wie die Hellenen, wenn sie etwa gegen Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. nach Griechenland gekommen wären.

Was besonders in Griechenland frühzeitig die Entstehung einer höheren Kultur fördern mußte, war, abgesehen von den Anregungen der benachbarten ägyptischen Kultur, der Umstand, daß in diesem Lande eine dichte Urbevölkerung vorhanden war, welche nach ihrer Unterwerfung in das Verhältnis der Hörigkeit trat. So gestalteten sich die ökonomischen Verhältnisse der arischen Herren vom Anfang an günstiger als in den Ländern, in denen keine ältere Bevölkerung im Lande war oder sich vor den eindringenden Ariern in weniger anziehende Gegenden, wie es Gebirge sind, zurückgezogen hatte. Es entstand ein reicher Grundadel, der, der Notwendigkeit für die wichtigsten Lebensbedürfnisse durch eigene Arbeit zu sorgen enthoben, Zeit für die Pflege geistiger Interessen gewann; aus ihm gingen die Könige der einzelnen Landschaften hervor. Ermöglichte die Gründung von Städten mit ihrer dichteren Bevölkerung eine viel weitergehende Arbeitsteilung, die unerläßliche Voraussetzung für die Entwicklung einer höheren Kultur, als sie in der Großfamilie erreichbar ist, so wurden nun der Kunst, Kunstindustrie und Technik ganz andere Aufgaben gestellt, als sie in einem sozialpolitischen Verbande gestellt werden, in dem es keine Standesunterschiede gibt. Die bei allen Rassen der Welt auf allen Kulturstufen nachweisbare Vorliebe für den äußeren Schmuck des Körpers, die auf einer höheren Stufe auch die Wohnstätte umfaßt, treibt den Menschen dazu, so bald er eine höhere soziale Stellung erlangt hat und im Besitze reicherer Mittel ist, diese seine höhere Stellung auch in seiner äußeren Erscheinung und seiner Wohnung zum Ausdruck zu bringen. Denn der Trieb, seinen Körper auszuschmücken, zu bemalen und zu behängen ist nach einer treffenden Bemerkung Klemms nichts anderes als die Darstellung der Eigenschaften, mit denen der Mensch seinen Genossen zu erscheinen wünscht: entweder als groß, kräftig oder als zornig oder lieblich.

Und so ließen sich die Könige der mykenisch-kretischen Kulturperiode stolzen Sinnes, wie es die unvermischten Arier sind, jene prächtigen Paläste mit ihrer prächtigen Einrichtung erbauen, die wir noch jetzt in ihren Trümmern bewundern. Selbstverständlich hätten sie dieselben nicht erbauen lassen können, wenn es nicht Leute gegeben hätte, die einer solchen Aufgabe gewachsen gewesen wären. Auch die begabtesten Neger, selbst wenn diese alle Bauwerke Assyriens und Aegyptens studiert hätten, hätten dies sicherlich nicht vermocht.

Aehnlich vollzog sich ja auch die Kulturentwicklung in der uns näher liegenden und geschichtlich genau verfolgbaren Periode des Mittelalters. Auch hier gingen die äußern Antriebe zur höheren Ent-

wicklung der Kunst, Kunstindustrie und Technik zunächst von den höheren Ständen aus, denen dann später die inzwischen mächtig gewordenen Städte folgten. Und so entstanden auf Geheiß der Könige die prächtigen Pfalzen, auf Geheiß des Adels die mächtigen Burgen und auf Geheiß der Bischöfe und Aebte die herrlichen Münster. Dem Vorbilde der höheren Stände folgten dann, wie wir dies ja täglich in unserem „demokratischen" Zeitalter beobachten können, in Kleidung, Schmuck, Wohnung und Einrichtung die niederen Stände; und so hat sich allmählich das allgemeine Kulturniveau gehoben und die Ständegliederung als ein bedeutender Kulturfaktor gewirkt.

Bei diesem Hergang wird es begreiflich, daß überall zuerst die Kunst, Kunstindustrie und Technik zur Entwicklung gelangte und die Wissenschaft erst später gepflegt wurde und auch da im Anfange nur so weit, als sie praktischen Zwecken diente. Doch hat sich schon früher ohne jede äußere Anregung und ohne Hinblick auf einen praktischen Zweck jener wissenschaftliche Sinn geregt, der in der griechischen und indischen Philosophie die ersten Versuche gemacht hat, die „Welträtsel" zu lösen, ein Beweis, wie tief, im Gegensatze zu andern Rassen, in der Eigenart der arischen Rasse der Sinn für die rein theoretische, nur der Erkenntnis der Wahrheit dienende Forschung wurzelt. Gleichwohl beruht auf dieser vom Hause aus rein theoretischen, nie wie jetzt so intensiv gepflegten Forschung und ihren Ergebnissen der Hauptunterschied der gegenwärtigen Kultur gegenüber jeder andern ihr vorausgegangenen und die Möglichkeit ihrer unbegrenzten Fortbildung, die schon so oft zu der falschen Ansicht geführt hat, als sei überhaupt der Mensch als solcher einer unendlichen Vervollkommnung fähig; denn während der Kunst durch ihren Zweck und ihre Darstellungsmittel enge Grenzen gezogen sind, ist das Gebiet der Wissenschaft unbegrenzt. Und daher kommt es, daß es unserer Zeit trotz ihrer ungleich reicheren Mittel nicht gelungen ist, eine der früheren großen Kunstperioden zu erreichen, geschweige zu übertreffen, während im Vergleich mit unseren wissenschaftlichen Erkenntnissen die wissenschaftlichen Erkenntnisse jeder der früheren Perioden geradezu kümmerlich sind. Und wenn heute im Gegensatze zu jener Zeit, als die Grenzen des Dorfes oder gar des Einzelgehöftes auch den geistigen Horizont seiner Bewohner begrenzten und auch die besten Gedanken keine Aussicht hatten, eine kongeniale Aufnahme und kongeniale Fortbildung zu erfahren und für alle Bedürfnisse des Haushaltes die Großfamilie mit ihren beschränkten Mitteln aufkommen mußte, heute kein guter Gedanke ausgesprochen, keine brauchbare Erfindung gemacht wird, die nicht in der kürzesten Zeit an irgend einem auch noch so entfernten Punkte der civilisierten Welt aufgegriffen und weiter ausgebildet wird, wenn heute auch der ärmste Mann um einen geringen Betrag sich Kleider und Genußmittel verschaffen kann, zu deren Herstellung die Materialien aus dem entlegensten Teile der Erde gebracht werden, so ist dies auch nur eine Frucht jener Liebe zur reinen Erkenntnis der Dinge, wie sie so viele Männer beseelt hat, die an dem Aufbau unserer europäisch-arischen Wissenschaft und unserer auf dieser beruhenden Weltanschauung gearbeitet haben. Denn alle unsere Erfindungen, auf denen der hochentwickelte Verkehr der Gegenwart beruht, gehen in ihren ersten Anfängen auf Erkenntnisse zurück,

die man nicht zu irgend einem praktischen Zweck, sondern nur in dem Bestreben nach tieferer Erkenntnis der Erscheinungen der Natur und deren Gesetze gewonnen hatte[1]).

Ueberall, in Europa und Asien, wo der Boden den Ackerbau ermöglichte, haben die Arier höhere Kulturen begründet, aber erst nachdem sie Städte gegründet hatten. Dagegen sanken sie in allen jenen Gebieten, deren Steppen- oder Wüstencharakter den Ackerbau unmöglich macht, auf die Stufe von herumziehenden Viehzüchtern herab. So mußten die Arier, als sie bei ihrer Ausbreitung nach dem östlichen Europa und dem westlichen Asien in Steppengegenden gekommen waren, den Ackerbau aufgeben und als Wanderhirten ihr Leben fristen (Herodots „nomadisierende Skythen"); ebenso durchzogen einige persische Stämme als Wanderhirten die Wüsten Persiens. Daß es aber notwendig war, Städte zu errichten, war die Folge einer Eigenschaft, die zwar jeder Rasse, aber keiner in so hohem Maße zukommt, als der ungeschwächten und unvermischten arischen Rasse: der gewaltigen Expansionskraft, die die arischen Völker immer und immer dazu trieb, die Grenzen ihres Gebietes zu erweitern, die benachbarten Länder ihrer Herrschaft zu unterwerfen und zur Sicherung ihrer Herrschaft gegenüber der unterworfenen Vorbevölkerung Städte und Burgen anzulegen. Daß in solchen eroberten Ländern allmählich sich geordnete Zustände entwickelten und eine höhere Kultur entstand, geht auf eine Fähigkeit zurück, die ebenso wie die Expansionskraft keiner anderen Rasse in dem Maße zukommt, als der arischen: ihrer politischen Befähigung, die es versteht, allmählich die Interessen ursprünglich feindlich gegenüberstehender Elemente auszugleichen und das gesellschaftlich-staatliche Leben in feste Formen zu bringen. Die von den arischen Herren geschaffenen sozial-politischen Organisationen haben in der Regel auch lange Zeit Bestand gehabt; erst als das Klima, religiöser Fanatismus, der Haß und der Ehrgeiz politischer Parteien, lange dauernde Kriege die Reihen der arischen Herren gelichtet hatten (G. Vacher de Lapouge, Les sélections sociales, Paris, 1896) und vielfache Vermischungen mit der Vorbevölkerung, die zwar in der Regel die Sprache ihrer Herren angenommen, doch die geistigen und körperlichen Eigentümlichkeiten ihrer Rasse beibehalten hatte, eingetreten waren, geriet allmählich die sozial-politische Organisation des Landes, seine äußere Machtstellung und seine Kultur in Verfall. Und so kam es, daß es heute Länder gibt, in denen fast nur mehr die Sprache Zeugnis davon ablegt, daß einmal noch ein anderes Bevölkerungselement daselbst ansässig war, als das gegenwärtige und dessen Völker stolz auf ihre frühere politische und kulturelle Stellung, doch ohne Kenntnis der wirklichen Ursachen ihres Verfalles, nun alle möglichen Mittel in Anwendung zu bringen suchen, um ihre frühere Stellung wiederzugewinnen.

---

[1]) Darauf beruht der große Unterschied zwischen der arisch-europäischen Kultur und der Kultur des bedeutendsten Kulturvolkes der mongolischen Rasse, der Chinesen. Richtig bemerkt hierüber Hellwald in seiner „Kulturgeschichte": „Während die Chinesen in universeller Bildung manchem europäischen Volke, vielleicht dem ganzen Abendland überlegen sind, läßt sich von den Wissenschaften nicht das Gleiche behaupten. Die ganze Naturanlage drängt die Chinesen nur nach praktischen Dingen hin und alle ihre Entdeckungen und Erfindungen sind nicht so sehr Resultate wissenschaftlicher Vorbildung und Nachforschung, als Folge praktischer Handgriffe und Verbesserungen."

Aus den bisherigen Darlegungen ist es wohl klar geworden, daß ohne die Aufschlüsse, die die politische Geschichte gewährt, ein Verständnis der Kulturgeschichte und ihrer Entwicklung unmöglich ist und daß es verkehrt ist, wenn man die politische Geschichte von der Kulturgeschichte trennt und letzterer sogar gegenüber der ersteren einen höheren Rang und eine größere Bedeutung einräumt. Bedenkt man, daß bei den arischen Völkern die Entwicklung der Kultur mit der Entwicklung der politischen Verhältnisse Hand in Hand geht, die Gestaltung der politischen Verhältnisse auf das engste mit den Eigenschaften zusammenhängt, die der arischen Rasse als solcher zukommen, nämlich ihrer Expansionskraft und ihrer politischen Befähigung, so sieht man deutlich, daß die „äußeren Umstände“ für die Entwicklung der Kultur dieser Völker eine weit geringere Bedeutung haben als die Eigenschaften, die in der arischen Rasse als solcher liegen.

6. Charakter der heutigen Kultur der arischen Völker.

Die heutige Kultur der arischen Völker ist die Schöpfung der Gehirnarbeit der letzten Jahrhunderte und hat ihren Anfang genommen, seitdem die Fürsten und ihre Regierungen durch Errichtung von gelehrten Schulen Stätten der freien Forschung begründet haben. Dieser ihr Ursprung gibt ihr auch den ihr eigentümlichen Charakter, durch den sie sich von der Kultur aller früheren Perioden derselben Völker wesentlich unterscheidet: es ist eine Kultur, die auf den Ergebnissen der Wissenschaft fußt und in der der Intellekt und die Erkenntnis die führenden Rollen übernommen haben. Es hat auch vorher keine Periode gegeben, in der es so viele intellektuelle Berufe gegeben und in der so viele Tausende Menschen denselben angehört hätten als die gegenwärtige. Dieser Charakter beherrscht auch unser Erziehungssystem; nicht mehr die ästhetisch-ethische Ausbildung der Jugend, wie sie einst die Hellenen, noch die ethische, wie sie bis in die neueste Zeit vor allem die Engländer angestrebt, erstrebt unsere heutige Schule; diese sucht zunächst den Verstand zu schärfen und einen möglichst großen Teil unseres Wissensschatzes ihren Schülern zu übermitteln. Diese Richtung ist sogar in Berufe gedrungen, in denen man früher die körperliche Energie und gewisse ethische Eigenschaften als die wichtigsten Vorbedingungen zweckentsprechender Berufstätigkeit betrachtet hat; zu diesen Kreisen gehört vor allem das Militär, in dem heute die intellektuell-wissenschaftliche Ausbildung zu einer ganz anderen Bedeutung gelangt ist, als es jemals früher der Fall war.

Diese intensive Pflege des Intellektualismus verleiht im Vergleich zu den früheren Kulturperioden der arischen Völker der heutigen Kulturperiode einen neuen, in gewisser Hinsicht fremdartigen Zug[1])

---

[1]) Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß bei allen arischen Völkern alter und neuer Zeit die Vertreter der körperlichen Kraft, Entschlossenheit und Tatenlust — der Kriegerstand — die erste Stellung im Staate eingenommen hat. Dagegen nahm im alten Aegypten die Priesterkaste den ersten Rang ein und ihr gehörte auch der Landesherrscher an. Auch bei den alten Juden hatte der Priesterstamm Levi eine bevorzugte Stellung. In dem klassischen Lande des Intellektualismus, China, sind die Gelehrten der erste Stand und bilden den Adel, aus dem die Beamten auf

und jedenfalls sind die zahlreichen, den europäischen Völkern beigemischten Elemente zum Teil die Ursache, daß dieselbe diesen einseitigen und zugleich vorwiegend auf die Verfolgung materieller Vorteile abzielenden Charakter angenommen hat. Doch abgesehen davon birgt die heutige Kultur, die immer mehr in den großen Städten sich konzentriert, für ihre Träger die schwersten Gefahren hinsichtlich der körperlichen und geistigen Gesundheit derselben in sich; nicht daß dieselben in derselben Weise von Seuchen bedroht wären, wie sie einst die Bevölkerung der Städte heimsuchten; die Hauptgefahr liegt darin, daß die Tausenden und Tausenden von manuellen Arbeitern bald infolge der mangelhaften Nahrung und ungesunden Wohnräume der physischen Entartung anheimfallen, während die an der Spitze der Kulturarbeit stehenden Gehirnarbeiter, bei denen nach den Untersuchungen mehrerer Forscher das rein arische Element stärker vertreten ist als in den Schichten der manuellen Arbeiter, nur zu leicht, wie L. Woltmann (Politische Anthropologie, Eisenach und Leipzig, 1903, S. 275) richtig bemerkt, in einen Zustand der Erschöpfung und Ueberreizung des Nervensystems geraten, der nicht ohne schädliche Folgen für die Nachkommenschaft bleibt.

Dies ist übrigens nur eine bei der Zunahme der einseitigen Gehirnarbeit besonders deutlich werdende Teilerscheinung jener allgemeinen Wirkung, die überhaupt die immer weiter gehende Teilung der Arbeit, auf der ja die große Entwicklung der modernen Civilisation beruht, notwendigerweise bei allen Kulturmenschen mit sich bringt. Niemand hat ergreifender diese schädliche Wirkung der modernen Kultur auf den Menschen geschildert als Schiller, der in dem sechsten seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen ausruft: „Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem Besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt hervor, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten? Woher wohl dieses nachteilige Verhältnis der Individuen bei allem Vorteil der Gattung? Warum qualifizierte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles trennende Verstand seine Formen erteilten. Die Kultur selbst war es, welche der neueren Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte notwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß und, wenn es not tat, zum Ganzen

Grund von Prüfungen für die öffentlichen Aemter gewählt werden, wogegen der Krieger Gegenstand der Verachtung ist. Man sieht deutlich daraus, welche Eigenschaften des Menschen den verschiedenen noch unvermischten Rassen als die höchsten und zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten wichtigsten gelten.

werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser Teile ein mechanisches Leben im ganzen sich bildet. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäftes, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge, fragmentarische Anteil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbsttätig geben, sondern wird ihnen mit skrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält."

Seit Schillers Zeiten haben sich die von ihm beklagten Uebelstände noch bedeutend verschlechtert; wurzeln sie doch nur zu tief im eigentlichen Charakter der gegenwärtigen Kultur. Und so kommt es, daß die Zahl der Menschen immer geringer wird, die zu einer harmonischen Ausbildung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte gelangen und jenes Ideal eines καλὸς κἀγαθός erreichen, dessen Erreichung hauptsächlich der Jugendunterricht bei den alten Griechen angestrebt hat. Dazu kommt noch, daß der größte Teil der europäisch-arischen Völker aus zwei, einige derselben aus drei Rassenelementen zusammengesetzt sind, so daß bei vielen Individuen dieser Völker von allem Anfang an eine durch die Erziehung nicht auszugleichende Disharmonie des Charakters vorhanden ist. Alle diese Umstände erzeugen jenes als „Kulturmüdigkeit" bezeichnete Unbehagen, das trotz aller großartigen äußeren Fortschritte den heutigen Kulturmenschen nicht verlassen will und ihn nur zu geneigt macht, allen Verbesserungsvorschlägen, mögen sie auch noch so utopistisch sein, sein geneigtes Ohr zu leihen und das sich einerseits schon wiederholt in neuerer Zeit in den großen Städten, den Hauptmittelpunkten der modernen Civilisation, in der Form von politischen Kundgebungen in geradezu stürmischer Weise Luft gemacht, anderseits jene tiefe Sehnsucht nach der Rückkehr zur Natur hervorgerufen hat, der seinerzeit von J. J. Rousseau in so hinreißender Weise Ausdruck gegeben worden ist.

Ursprung und Blüte der italienischen Malerei.

Dr. Ludwig Woltmann.

Die anthropologische Geschichtsforschung hat die Aufgabe, bei allen Völkern die soziale Schichtung und historische Aufeinanderfolge der Rassen sowie die Individualtypen der Talente und Genies festzustellen, von denen die ersten Anfänge und die entscheidenden Taten ausgegangen sind. Nur auf diesem Wege ist es möglich, den originalen Anteil einer Rasse an einer Kulturleistung zu umgrenzen und die Unterschiede in der Rassenbefähigung nach Art und Grad zu

ergründen. Wenn auch eine bloß psychologische Betrachtung mit der Kraft künstlerischer Intuition dieses Problem in großen Zügen zu lösen vermag, so bleibt der Wert solcher Deduktionen doch immer subjektiv und für alle diejenigen zweifelhaft, die einwandfreie und handgreifliche Beweise verlangen. Diese Beweise kann nur eine exakt-anthropologische Analyse liefern, indem sie einmal rein morphologisch die Rassenschichten und Individualtypen nach Körpergestalt und Pigment vergleicht und andrerseits nach genealogischen Gesichtspunkten ihre Herkunft zu ergründen sucht.

Diese Methode habe ich auf die europäische Kulturgeschichte und insbesondere auf Italien angewandt und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß die ganze nachrömische Civilisation im wesentlichen ein Werk der germanischen Rasse ist. Um das Jahr 1000 beginnt eine neue Kulturepoche Europas, indem sich der geistige Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte vollzieht, sowohl in Deutschland und England, wie in Frankreich, Italien und Spanien, nachdem die kriegerischen Eroberungen im wesentlichen vollendet waren. Dieser Wandel macht sich auf dem Gebiete der Literatur, Musik und bildenden Kunst deutlich bemerkbar, nirgends aber deutlicher als in der italienischen Malerei. Italien ist auch das geeignetste Objekt für eine solche Untersuchung. In keinem Lande finden wir so zahlreiche und vortreffliche ikonographische Hülfsmittel, Bildnisse, Büsten, Statuen und dergleichen wie hier. Unterstützt wird die Untersuchung der Bildwerke durch eine umfangreiche genealogische und biographische Literatur. Die Ergebnisse einer solchen anthropologisch-historischen Erforschung Italiens dürften daher von allgemeinerer Bedeutung sein und zu deduktiven Schlüssen in solchen Fällen berechtigen, wo ein derartig zahlreiches und einwandfreies Material nicht vorhanden ist, aber alle historischen Vorgänge und psychologischen Beobachtungen einen ähnlichen Einfluß der germanischen Rasse auf die Kulturentwicklung des betreffenden Landes erraten lassen.

Unzweifelhaft ist die Malerei die höchste und größte Leistung der italienischen Kultur gewesen. In Architektur und Skulptur haben die Griechen ebensoviel oder mehr geleistet. Wie hoch man auch die Malerkunst der Griechen auf Grund der erhaltenen Reste und der literarischen Nachrichten einschätzen mag, so kann es doch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die Renaissance-Malerei das Höchste und Vollendetste gewesen ist, was das Menschengeschlecht in dieser Kunst hervorgebracht hat. Kein anderes Volk, keine andere Epoche kann ein Gleiches aufweisen.

Die Uebergangszeiten, die in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern meist kurz abgetan werden, sind für den historischen Anthropologen ein höchst anziehendes Problem. Hier stirbt das Alte ab, entsteht das Neue und mischt sich mit dem Alten. So sehen wir, wie die antike italienische Malerei und Kunst überhaupt im 10. Jahrhundert auf der tiefsten Stufe der Entartung und des Verfalls anlangt. In dieser Zeit ersterben die letzten Traditionen, und man kann annehmen, daß mit ihnen auch die letzten Kräfte der romanischen Malertalente erschöpft waren. An ihre Stelle trat die byzantinische Kunst mit ihren steifen schematischen Gestalten auf Madonnen- und Heiligenbildern. Wer je die italienischen Bildergalerien durchwandert

hat, erkennt diese Bilder sofort an ihrem dunkeln Farbenton, an der braunen Hautfarbe und den meist schwarzen oder braunen Haaren der Figuren. Nun ist es eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der Kunstgeschichte Italiens, daß seit dem Jahre 1000 neben der byzantinischen Kunst eine neue Malweise auftritt. Die Wandlungen, die sich in dieser Zeit vollziehen, zeigen sich in erster Linie in der Tatsache, daß auf den Bildern ein neuer Menschentypus dargestellt wird. Die Haare werden blond, die Gestalten lang, die Haut hell. In diesen neuen Gestalten offenbart sich zugleich eine neue Seele, anfangs noch schüchtern und mit steifen Gebärden, aber man erkennt, wie sie nach künstlerischem Ausdruck ringt und vor der schweren Aufgabe nicht zurückschreckt, eine neue Technik und einen neuen Stil der Darstellung zu schaffen.

Besonders charakteristisch sind für diese ästhetische Wandlung mehrere Freskobilder in Rom, von denen das eine aus der Zeit um das Jahr 1000, die andern aus dem Anfang des 11. und 12. Jahrhunderts stammen.

Das älteste Bildwerk der beginnenden Renaissance befindet sich in einer altchristlichen Kirche auf dem Forum in Rom, in Santa Maria antica, und stellt eine Kreuzigung dar. Auf diesem Bilde hat Christus blonde Haare, ebenso der rechtsstehende Heilige (Johannes?) und die beiden Kriegsknechte in langobardischer Tracht, von denen der eine dem Herrn die Lanze in die Seite stößt, der andere den Stab mit Schwamm emporhebt. Dies ist wohl die älteste Fresko-Darstellung der Kreuzigungsszene, die es gibt.

In Sant' Urbano, einer auch Tempio di Bacco genannten kleinen Kirche in der Campagna bei Rom können ähnliche Beobachtungen gemacht werden. Zwischen den korinthischen Pilastern befinden sich Wandmalereien aus dem 11. Jahrhundert, welche die Leidensgeschichte und mehrere Heiligenlegenden darstellen. Auf diesen Fresken haben fast alle Figuren, namentlich Krieger und Mönche, dunkel- oder hellblonde Haare, und eine auffallend helle und rosig-weiße Haut. „Trotz aller Aermlichkeit der Ausführung", schreibt ein Kunsthistoriker, „ist das Hauptkennzeichen des neuen Stils, die lebhafte Bewegung und die gleichsam mit Anstrengung sprechende Gebärde schon deutlich vorhanden." Unter der Kreuzigung steht der Name des Malers: Bonizzo fet. MXI.

Fast ebenso alte Fresken befinden sich in der Unterkirche von San Clemente aus der Zeit der Zerstörung dieser Kirche im Jahre 1084. Hier ist besonders merkwürdig das sogenannte Votivgemälde des Beno de Rapiza und seiner Familie. Fast alle Personen haben rötliches oder rötlich-blondes Haar.

Ein anderes Beispiel der neuen Kunst bilden die Freskenreste aus Sant' Agnese, die in einem Saal der Gemäldegalerie des Lateranpalastes zu sehen sind und dem 12. Jahrhundert angehören. Daß das blonde Haar nicht etwa „Mode" oder bloßer Kunststil ist, bezeugt der Umstand, daß einzelne Personen schwarze Haare erkennen lassen.

Wie diese Bildwerke beweisen, ist um jene Zeit ein neues Geschlecht und zwar von germanischem Typus aufgekommen. Daraus ist zu schließen, daß im 11. und 12. Jahrhundert in Rom eine starke germanische Bevölkerungsschicht vorhanden war. Der Name Rapiza

(= Rabitz) kommt im 11. Jahrhundert wiederholt in den Registern von Farfa vor, einem langobardischen Kloster auf römischem Stadtgebiet. Ein anderer römischer Rapiza, der Comes oder Graf war, zeichnete sich zur Zeit Gregors VII. aus. Daß auf römischem Gebiet ein langobardisches Kloster bestand, bezeugt, daß die Langobarden sich dort festgesetzt hatten. Man braucht nur die Senatorenlisten und die Namen der Patriziergeschlechter des 11. und 12. Jahrhunderts durchzusehen und man ist erstaunt, so viele echt germanische Namen zu finden. Ueberdies läßt sich genealogisch nachweisen, daß die römischen Adelsfamilien des Mittelalters (die Colonna, Aldobrandini, Orsini usw.) mit wenigen Ausnahmen aus germanischen Geschlechtern hervorgegangen sind.

Daß die ausübenden Künstler germanischer, wohl vornehmlich langobardischer Herkunft gewesen sind, ist höchst wahrscheinlich. Der einzige Künstlername jener Zeit, der glücklicherweise erhalten blieb, Bonizzo, ist langobardisch. Es ist merkwürdig, daß die ersten Anfänge der neuen Malerkunst in Rom gefunden werden, das später in der Renaissance fast gar nichts mehr leistete. Die Ursache liegt darin, daß Rom vom 11.—13. Jahrhundert von heftigen Parteikämpfen erschüttert wurde, in denen die germanischen Ritter sich befehdeten und ihre Geschlechter gegenseitig zu Tode trafen. Rom hatte keinen germanischen Bevölkerungsstrom vom Lande in die Stadt, wie er in Oberitalien, in Toscana und der Lombardei vorhanden war und dem Florenz die große Fruchtbarkeit an hervorragenden Genies verdankt. Der größte Teil der Florentiner Talente oder ihrer Vorfahren sind nachweislich vom Lande eingewandert. Denn Toscana und die Lombardei hatten einen germanischen Bauernstand, und dieser Ursache ist allein ihre beispiellose und fast unerschöpfliche Produktion von Talenten zu verdanken. In Rom war die germanische Schicht schnell erschöpft, und es fand keine Zuwanderung statt, um die Lücken auszufüllen. Es ist also eine anthropologische Ursache, warum Rom in der Renaissancezeit so wenig leistete und die hoffnungsvollen Keime der neuen Kunst schon so früh absterben mußten. Denn die Renaissancemalerei ging nicht von Rom aus, sondern unabhängig davon erblühte sie durch eigene Entwicklung in Florenz und Toscana, wenn auch fast ein ganzes Jahrhundert später.

Daß die langobardische Kunst die Vor- und Stilübung zur Renaissance gewesen ist, zeigen auch die Malereien aus dem 11. Jahrhundert im Dom zu Cividale. Ueberhaupt ist das langobardische Herzogtum Friaul jahrhundertelang (vom 8.—11. Jahrhundert) eine Stätte germanischer Kunstübung gewesen. Obgleich Friaul später noch eine Menge hervorragender Talente hervorbrachte, wie Giorgione, Tizian, Pordenone, Giovanni usw., so waren doch Florenz und Toscana dazu bestimmt, den hervorragendsten Schöpfungsherd der Renaissance zu bilden, während die ersten Anfänge in Rom und Friaul zu einer höheren Entwicklung nicht gelangten.

Es ist ein spezielles Problem, zu untersuchen, warum gerade Toscana dazu berufen war, die Heimat der neuen Kunst zu werden. Es ist gänzlich unerwiesen, daß dies etwa das Werk der etrurischen Rasse gewesen sei, die längst ausgestorben war. Denn in Toscana können wir denselben Prozeß verfolgen wie in Rom. Auch hier sehen

wir, wie der byzantinische Typus schrittweise durch den germanischen ersetzt wird, wie Künstler mit germanischen Namen: Auripert, Berlinghieri, Orlandi (= Roland), Guido da Siena, Coppo di Marcovaldo usw., auftreten und wie die germanische Rasse in Cimabue und namentlich in Giotto die neue Kunst zum Siege führte.

Cimabue (Ochsenspitz) war eigentlich nur ein Spitzname des Künstlers, der zu einer Familie Gualtieri = Walther gehörte. An der germanischen Abstammung Cimabues ist nicht zu zweifeln. Auf dem Gemälde der triumphierenden Kirche in Santa Maria Novella zu Florenz befindet sich sein lebensgroßes Porträt in Profilstellung mit rötlichen Haaren und blondem Spitzbart. Ein anderes Porträt sieht man in den Uffizien, auf welchen der blonde Bart mehr abgerundet ist und das Auge dunkelblaue Farbe zeigt.

Giottos Vater nannte sich Bondone, was das Vergrößerungswort von Bonde = Bauer ist. Bonde hieß der Freisasse im skandinavischen Norden, in England und Schleswig, und der Familienname Bondi kommt gegenwärtig noch in Schweden wie in — Italien vor. Giotto soll nach einigen von Ambrogiotto oder Rugierotto herkommen, nach anderen ein selbständiger Name sein, wobei auch an den Namen der Goten zu denken ist, der als Familienname in Toscana heute noch gefunden wird. Physisch-biographische Notizen über Giotto besitzen wir nicht. Die von ihm erhaltenen Porträts in Montefalco und in S. Croce zu Florenz lassen ein ausgeprägtes germanisches Profil und blonde oder rötliche Haare erkennen.

Die bedeutendsten Nachfolger Giottos im 15. Jahrhundert zeigen ebenfalls den nordischen Rassetypus. Masaccio, dessen Familienname Guidi (= Wido, Witte) war, hatte blondes Haar und blaue Augen, ferner Filippino Lippi, Botticelli und Benozzo Gozzoli, dessen Vor- und Familienname germanischen Ursprungs ist.

Die hervorragendsten Talente der Renaissancemaler Leonardo, Tizian, Giorgione, Bellini, Raffael, Pinturrichio, Michelangelo haben zum größten Teil den reinen nordischen Typ, zum geringeren eine leichte Beimischung der brünetten Rasse. Nur Verrochio und Perugino nähern sich mehr dem alpinen Typ. Doch verraten die Augen des einen und die Haare des anderen, daß auch ihnen nordisches Rasseblut beigemischt ist.

Daß Raffael Santi ein Abkömmling der germanischen Rasse ist, glaube ich in meiner Skizze über den physischen Typus desselben gezeigt zu haben. Aber auch für die anderen ragenden Talente der Hoch-Renaissance, Leonardo, Michelangelo, Tizian usw. kann dieser Beweis mit dem Maße von Gewißheit, das in diesen Untersuchungen überhaupt möglich ist, in ähnlicher Weise erbracht werden. Dabei übergehe ich hier eine ganze Reihe von Wahrscheinlichkeitsbeweisen, die nur aus der allgemeinen anthropologisch-sozialen Geschichte Italiens verstanden werden können und die ich einer Spezialarbeit vorbehalten muß. Hier möchte ich nur auf die allerwichtigsten Tatsachen hinweisen.

Leonardo da Vinci wurde in der Gemeinde Vinci geboren, einige Meilen von Empoli in einem seitlichen Tal des Val d'Arno. Den Mittelpunkt der Gemeinde bildet ein altes Kastell, das auf einem westlichen Ausläufer des Monte Albano liegt und aus jener Zeit

(9. bis 11. Jahrhundert) stammt, wo ganz Ober- und Mittelitalien von germanischen Ritterburgen übersät war. Das Kastell hat wohl seinen Namen nach einem Vinco (= Wincke) erhalten, einem langobardischen oder fränkischen Ritter, der sich dort niederließ. Später war die Burg im Besitz der Adimari (= Hadimar), im 13. Jahrhundert in den Händen der mächtigen Familie der Grafen Guidi (= Wido).

Etwa eine halbe Stunde von dem Kastell entfernt liegt auf einem Vorsprung am westlichen Abhang des Monte Albano die Geburtsstätte Leonardos, ein kleiner Flecken Anchiano, der heutzutage nur aus einem Schulgebäude und einem Bauernhaus besteht. Der Name Anchiano ist germanischen Ursprungs und gehörte einst einem Kastell zu, das dort stand und den Adimari den Beinamen der Signori d'Anchiano gab. Rings um Vinci liegen noch mehrere alte Kastelle germanischen Ursprungs und mit altdeutschen Namen: Cerreto Guidi, Lamporrechio, woher der Dichter Berni stammt, und Tizzana. Diese Ortsnamen sowie die vielen germanischen Familiennamen, die man dort findet, ferner die Tatsache, daß man neben den brünetten Urbewohnern und Mischlingstypen auch heute noch unverfälschte germanische Gestalten mit blauen Augen, heller Haut und dem charakteristischen Profil antrifft, sind unzweifelhafte Anzeichen dafür, daß dieser Landstrich, wie das übrigens vom ganzen Arnotal historisch feststeht, von den Germanen besiedelt worden ist.

Die Familie Leonardos läßt sich bis auf einen Ser Guido di Ser Michele da Vinci im Jahre 1339 zurückführen, der als Notar in Florenz tätig war. Auch Leonardos Vater Ser Piero übte diesen Beruf aus, der in der Familie traditionell war. Seine Mutter war eine gewisse Catharina, über die sonst wenig bekannt ist. Doch scheint Leonardo seine körperlichen und geistigen Eigenschaften von der väterlichen Seite geerbt zu haben. Denn Vasari schreibt über Pierino da Vinci, einem Neffen Leonardos väterlicherseits und sehr begabten früh verstorbenen Bildhauer: „Als der Knabe drei Jahre alt war, hatte er ein schönes Gesicht, gelocktes Haar, zeigte Anmut in jeder Bewegung und eine bewundernswerte Lebendigkeit des Geistes in allem, was er tat", und er fügt hinzu, daß der Vater Pierinos sich des Kindes um so mehr gefreut hätte, weil Gott „in dem Sohn den Bruder wieder geschenkt" habe. Der Knabe war wohl das Ebenbild seines Oheims, denn Vasari rühmt an Leonardo die Schönheit seiner Gestalt und die unübertreffliche Anmut seiner Bewegungen. Sonst berichten die Biographen, daß er von großer Statur und außergewöhnlicher Körperkraft und Gewandtheit war und daß er eine seltene Harmonie der körperlichen und seelischen Kräfte besessen habe. Sonstige anthropologisch verwertbare Nachrichten werden von den Biographen nicht mitgeteilt. In dieser Hinsicht sind wir auf seine Porträts angewiesen, die teils farbige, teils gezeichnete Bildnisse sind. Alle ikonographischen Zeugnisse lassen den schmalen Kopf, die schmale leicht gebogene Nase und das lockige Haupthaar erkennen. Seine Augen waren blau, Haupt- und Barthaare hellblond. Unzweifelhaft war Leonardo ein Glied der nordischen Rasse (Homo europaeus Linné). Da außer den Etruskern, die zur nordischen Rasse gehörten, aber gegen Ende des Altertums ausgestorben waren, hier nur die Germanen in Betracht kommen, die Vinci und Anchiano nachweislich gegründet haben, so dürfte die

germanische Abstammung dieses herrlichen Menschen eine Tatsache sein, die nicht mehr bestritten werden kann.

Michel Angelo Buonarroti stammte aus einer Familie, deren Stammbaum bis zum Jahre 1200 zurück verfolgt werden kann, wo ein Bernardo als Ahn aufgeführt wird, der zwei Söhne hatte, Berlinghieri und Buonarrota. Von den zwei Söhnen des ersteren, Buonromano und Buonarrota, führte der ältere die Stammlinie der Familie fort, die wegen des häufigen Gebrauchs des Namens Buonarrota schließlich ebenso benannt wurde. Buonarrota ist zusammengesetzt aus Buono und Hrodo (= Rohde, Röhte) und entspricht dem altdeutschen Guotrot. Langobarden und Franken liebten es, in Personennamen das guod durch bonus wiederzugeben. Die fast ausschließlich germanischen Namen in den älteren Generationen weisen hier, wie in den Genealogien vieler anderer italienischer Familien, auf germanische Abkunft hin. Bei den Buonarroti selbst bestand die Tradition, daß ihr Urahn von dem Grafen von Canossa abstammte, der eine Schwester Heinrichs II. zur Frau hatte. Tatsache ist, daß die Grafen Canossa Michelangelo immer als ihren Verwandten betrachtet haben.

Ueber das körperliche Aussehen Michelangelos haben wir genaue Beschreibungen von Vasari und Condivi, die im wesentlichen übereinstimmen und die wir durch die Bildnisse kontrollieren können, die von ihm selbst oder von seinen Schülern angefertigt wurden. Ascanio Condivi schreibt: Michelangelo ist von guter Leibesbeschaffenheit, der Körper eher sehnig und knochig als fleischig und fett, vor allem gesund, sowohl von Natur als durch körperliche Uebungen und durch seine Enthaltsamkeit, obwohl er als Kind kränklich und Zufällen unterworfen war. Er ist im Gesicht immer gut gefärbt gewesen und sein Wuchs ist von der Art: er ist von mäßiger (Vasari sagt mittlerer) Leibesgröße, breit in den Schultern, im übrigen Körper eher schwach als stark. Die Schläfenteile des Kopfes ragen stark hervor, mehr als die Ohren. Die Nase ist ein wenig gequetscht, nicht von Natur, sondern weil ein gewisser Torrigiani in seiner Jugend ihm mit einem Faustschlag den Knorpel der Nase beinahe losmachte, so daß er für tot nach Hause getragen wurde. Die Stirn ragt im Profil weiter vor als die Nase. Die Augenbrauen haben wenig Haare. Die Augen könnte man eher klein nennen als groß, von Hornfarbe, aber veränderlich, mit gelblichen und blauen Flecken gesprenkelt. Haare und Bart sind schwarz.

Dieses in ähnlicher Weise auch von Vasari beschriebene Aussehen wird durch die Porträte bestätigt. In erster Linie kommt hier das Bildnis von Bugiardini in Betracht, das im Palazzo Buonarroti in Florenz sich befindet und den Eindruck einer sehr genauen und peinlichen Darstellung macht. Hier ist auch das gefleckte Aussehen der Iris zu erkennen, namentlich auf dem rechten Auge, während das linke fast ganz blau zu nennen ist. Die Hautfarbe ist auf diesem Bilde weder hell noch dunkel, sie zeigt eine mittlere gelblich-weiße Farbe, jedoch nicht ohne Rötung. Die Profilbildnisse lassen einen absolut langen Schädel mit etwas fliehender Stirn und vorspringenden Augenwülsten erkennen. Eigentümlich ist das rundliche Vorspringen der Seitenpartien des Schädels, was wohl in einem pathologischen Knochenwachstum begründet ist. Vielleicht hängen damit die „Zufälle" seiner Jugendkrankheit zusammen.

Prüft man die körperlichen Merkmale Michelangelos von anthropologischen Gesichtspunkten, so muß man sagen, daß er, obgleich aus einer ursprünglich germanischen Familie stammend, ein Mischling aus der nordischen und der brünetten (wohl alpinen) Rasse war, und daß in ihm das dunkle Pigment der letzteren überwog.

Tiziano Vecellio, der Meister der venezianischen Schule und in seinen höchsten Leistungen Raffael und Michelangelo ebenbürtig, stammte aus Pieve di Cadore, einem Grenzdistrikt am Abhang der Karnischen Alpen, nahe bei Tirol, der bald zum deutschen Reiche, bald zum Erzbistum Aquileja gehörte und erst 1420 in venezianischen Besitz überging. Diese Gegend wurde zuerst von den Langobarden eingenommen, aber auch nach der eigentlichen „Völkerwanderung" fand noch eine Einwanderung von Germanen, namentlich von Bajuvaren statt, die bis in das 13. Jahrhundert dauerte. Die Romanisierung hat sich in diesen Distrikten relativ spät durchgesetzt. In der Nähe von Cadore liegen die Sieben und Dreizehn Gemeinden, die letzten germanischen Sprachinseln auf italienischem Boden, ferner die heute noch deutschen Dörfer Zahre (italienisch = Sauris), Bladen (ital. = Sappada) und Tischwang (ital. = Timan). Im 16. Jahrhundert erstreckten sich Reste des deutschen Sprachgebietes bis nach Vicenza und zu den Monti Berici (Berico = nhd. Behrich). Ueberhaupt darf man nicht vergessen, daß Ober- und Mittelitalien bis in das 13. Jahrhundert hinein eine deutsche Provinz war. Um diese Zeit wurden die Italiener in Frankreich noch „Lombarden" genannt, während die von den nördlichsten Teilen Italiens, wie aus Como und Umgebung, kommenden Künstler noch viel später als „Tedeschi" bezeichnet wurden.

Der Stammvater der Vecelli war Ser Guecello aus Pozzale, der 1321 zum Podestà von Cadore gewählt wurde. Der Name Guecello kommt in jenem Distrikt während des Mittelalters sehr häufig vor. So findet man ihn in dem Grafengeschlecht der Camino, das von einem Guido herstammte, nach langobardischem Rechte lebte und seit dem 11. Jahrhundert im Besitze von Cadore war. Schon die Schreibweise des Namens weist auf seinen deutschen Ursprung hin, da das Gu in italienischen Namen immer dem deutschen W entspricht. Vecellio leitet sich ab von Wezo, Wezilo, Wezelo, Wecello, das im nhd. Wetzel lautet. Der Vorname Tizian ist höchstwahrscheinlich eine Ableitung von Tizzo, ähnlich wie Tizzan und Tizzana, so daß der Maler auf gut deutsch: Tietz Wetzel heißen würde.

Was das körperliche Aussehen Tizians anbetrifft, so ist in ihm der germanische Typus nicht zu verkennen. Biographische Notizen, welche anthropologisch verwendbar wären, habe ich bisher nicht ausfindig machen können. Aber seine Porträts zeigen ein schmales Gesicht, schmale leicht gebogene Nase, fliehende Stirn, blaue Augen und eine auffallend rötliche Hautfarbe. Was die Farbe des Haupt- und Barthaares anbetrifft, so ist dieselbe auf den meisten bekannten Bildnissen nicht zu erkennen, da er auf denselben mit grauweißem Haar und Bart dargestellt ist. Nur auf dem Porträt in der Wiener Galerie, das ihn in jüngeren Jahren darstellt, kann man an dem unter dem schwarzen Käppchen über die Stirn hervordringenden Haupthaar die rötliche Farbe erkennen, während der Bart mehr rötlich-blond erscheint. Das ganze Bild hat aber so stark nachgedunkelt, daß man

auf Grund dieses einen Zeugnisses kaum entscheiden kann, ob seine Haare mehr hellblond oder dunkelblond gewesen sind. Jedenfalls hatten sie einen rötlichen Schimmer.

Für den germanischen Typus Tizians spricht auch das Porträt seiner Tochter Lavinia, die gelbblondes Haar und blaue Augen hat. Von der Mutter Lavinias ist uns anthropologisch nichts bekannt, aber immerhin ist der anthropologische Typus der Tochter ein relativer Hinweis auf denjenigen des Vaters.

Von Antonio Allegri, Correggio genannt, dem ebenbürtigen Genossen Raffaels, Michelangelos und Tizians in der Hoch-Renaissance Italiens, wissen wir sowohl in Hinsicht seiner Lebensschicksale wie seines Bildungsganges sehr wenig. Anthropologisch wertvolle Nachrichten fehlen ganz und gar; aber auch die Porträts lassen uns hier im Stich, da unter den Kunsthistorikern über die Echtheit seiner Bildnisse große Meinungsverschiedenheiten bestehen.

Neben Tizian sind als hervorragende Meister der venezianischen Schule Bellini und Giorgione zu nennen. Bellini (Belo, Bell, Bellin ist ein deutscher Name) hatte blaue Augen und helle gelbblonde Haare. Giorgione stammte aus einem Friaulischen Adelsgeschlecht namens Barbarelli. Der Adel Friauls ist nachweislich langobardischer und fränkischer Herkunft. Giorgione war von riesenhafter Statur, weshalb ihm der Name Giorgione, der lange Georg, beigelegt wurde. Sein lockiges Haupthaar war dunkel mit rötlichem Schein, während der Bart hellblond und die Augen blau waren. Jacopo Sansovino, dessen Familienname eigentlich Tatti (langobardisch) lautete, hatte, wie Vasari berichtet, weiße Haut, rötlichen Bart und, wie seine Bildnisse zeigen, blaue Augen. Daß Pinturrichio, eigentlich Betti, blond und blauäugig war, ist schon in dem Aufsatz über Raffael erwähnt worden. Ueber eine Menge von Künstlertalenten zweiten und dritten Ranges, die zum Teil blond und blauäugig, zum Teil Mischlinge verschiedenen Grades sind, gedenke ich an anderer Stelle ausführlich zu berichten.

Nach der Renaissance und nach einer Zeit des Manierismus geriet die italienische Malerei in einen trostlosen Verfall, aus dem sie sich bis auf den heutigen Tag nicht emporgerafft hat. Es scheint, als ob die intensive Blüte des 15. und 16. Jahrhunderts alle hervorragenden Malertalente der Rasse bis auf die letzten Anlagen erschöpft hat.

Meine nächste Aufgabe wird sein, in ähnlicher Weise zu zeigen, daß auch die Leistungen des italienischen Volkes auf dem Gebiet der Literatur, Musik und Wissenschaft ihre anthropologischen Wurzeln in der germanischen Rasse haben.

Aus dem Hindu-Gesetzbuch des Manu.

Dr. F. Gernandt.

Die rassenhygienischen und rassenpolitischen Ideen, welche neuerdings in der medizinischen und historischen Wissenschaft immer mehr an Einfluß gewinnen, sind uralte und weitverbreitete Instinkte, die das Menschengeschlecht auf seinem ganzen Werdegang begleitet haben und

nur zeitweise durch den Einfluß christlicher Moral und demokratischer Aufklärung verdrängt worden sind. Die Ehegesetze, die Standesprivilegien, der Fremdenhaß sind die elementarsten Aeußerungen dieses physiologischen Selbsterhaltungstriebes. Die Ehegesetze der germanischen Stämme, die in den Monumenta Germaniae, unter anderen Urkunden zerstreut, zu lesen sind, bieten noch ein fruchtbares Feld für interessante rassenhygienisch-historische Untersuchungen. Aber das merkwürdigste und vollendetste System eines auf Rassenhygiene und Rassenpolitik konsequent aufgebauten Gesetzbuches sind die Verordnungen des Manu, welche die religiösen und bürgerlichen Pflichten der Inder umfassen und noch jetzt ein „über alle menschlichen Meinungen erhabenes Ansehen" genießen.

Manu (= Mensch) ist eine mythische Person und gilt als Vater der Menschen und in der Tradition als Verfasser des Manavadharmaçastra in zwölf Büchern, das aber in Wirklichkeit nichts als uralten Brauch enthält und von der Gelehrtenschule der Manavas seine Namen erhalten hat.

Das Gesetzbuch des Manu wurde mehrfach ins Englische übertragen. Auch gibt es eine alte deutsche Uebersetzung (Weimar, 1797), welche indes sehr selten geworden und den meisten wohl nicht zugänglich ist. Es wäre daher wünschenswert, daß nach der neuesten und kritisch besten Ausgabe von Jolly (London, 1887) eine neue Uebersetzung in deutscher Sprache unternommen würde. Aus den zwölf Kapiteln des Buches teilen wir folgende Paragraphen mit, welche für die Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse sind.

Erstes Kapitel.

99. Wenn ein Brahmine ans Licht kommt, wird er erhaben über der Welt geboren, ist das Haupt aller Geschöpfe und bestimmt, die Schatzkammern religiöser und bürgerlicher Pflichten zu bewahren.

105. Er gibt Reinheit seiner lebenden Familie, seinen Vorfahren, seinen Nachkommen bis ins siebente Glied, und er allein verdient die ganze Erde zu besitzen.

108. Uralter Gebrauch ist das allervollkommenste Gesetz, gebilligt in der heiligen Schrift und in den Verordnungen göttlicher Gesetzgeber: daher muß jeder aus den drei vorzüglichsten Kasten uralte Sitten genau und beständig beobachten.

Drittes Kapitel.

4. Der Wiedergeborene heirate eine Frau aus der nämlichen Klasse, welche alle Merkmale der Vortrefflichkeit besitzt.

5. Einem wiedergeborenen Mann ist es erlaubt, diejenige Frau zur Ehe und heiligen Vereinigung zu wählen, welche nicht von seinen Vorfahren väterlicher oder mütterlicher Seite bis ins sechste Glied abstammt und aus deren Familienname sich keine Verwandtschaft mit seinem Familienstamm vom Vater oder von der Mutter her annehmen läßt.

6. Wenn er sich mit einer Frau vermählen will, muß er sorgfältig folgende zehn Familien vermeiden, mögen sie auch noch so vornehm und reich an Kühen, Ziegen, Schafen, Gold und Getreide sein.

7. Die Familie, welche die vorgeschriebenen religiösen Zeremonien verabsäumt hat; die, welche keine männlichen Erben hat; die, in welcher der Veda nicht gelesen wird; die, welche dickes Haar auf dem Leibe hat; und diejenigen Familien, welche

zu Hämorrhoiden, Schwindsucht, schlechter Verdauung, Fallsucht, Aussatz und geschwollenen Beinen neigen.

8. Eine Jungfrau mit rötlichem Haar oder mit irgend einem ungestalten Gliede, eine von Natur kränkliche, eine, die zu viele oder keine Haupthaare hat, eine, die unerträglich geschwätzig ist, oder die entzündete Augen hat, soll er nicht heiraten.

9. Noch eine, die den Namen eines Gestirns, eines Baumes, eines Flusses, einer barbarischen Nation, eines Bergs, eines geflügelten Tieres, einer Schlange oder eines Sklaven hat, oder deren Namen etwas Entsetzenerregendes bezeichnet.

10. Er muß eine Jungfrau zur Frau wählen, deren Gestalt keinen Fehler und die einen angenehmen Namen hat, deren Gang voll Anstand, so wie der Gang eines Flamingo oder eines jungen Elefanten ist; deren Haar und Zähne sowohl an Stärke als Größe das Mittel halten und deren Körper vorzüglich weich ist.

12. Zur ersten Ehe der wiedergeborenen Klassen wird eine Frau aus der nämlichen Klasse empfohlen; aber diejenigen, welche Neigung haben, wieder zu heiraten, müssen Frauen, wie sie nach den Klassen aufeinanderfolgen, den Vorzug geben.

15. Männer der wiedergeborenen Klassen, welche sich aus Verstandesschwäche in gesetzwidrige Ehen mit Frauen aus der niedrigsten Klasse einlassen, bringen ihre Familien und Nachkommen sehr bald zum Stande der Sudras herab.

19. Wer auf unrechtmäßige Weise das Naß der Lippen einer Sudra trinkt, wer durch ihren Atem befleckt wird, und wer sogar ein Kind mit ihr zeugt, dessen Verbrechen gegen die Gesetze sind unversöhnbar.

49. Eigentlich wird ein Knabe durch die größere Stärke männlicher Kraft, und ein Mädchen durch die größere Wirksamkeit der weiblichen gezeugt; durch Gleichheit ein Zwitter oder ein Knabe und Mädchen; bei Schwäche oder Mangelhaftigkeit hat gar keine Empfängnis stattgefunden.

51. Kein der Gesetze kundiger Vater muß irgend ein auch noch so kleines Geschenk für die Verheiratung seiner Tochter nehmen, denn der, welcher aus Geiz ein Geschenk deswegen nimmt, ist ein Verkäufer seines Kindes.

Fünftes Kapitel.

148. In der Kindheit muß ein Weib von ihrem Vater abhängen, in ihrem jungfräulichen Alter von ihrem Ehemanne, und wenn er tot ist, von ihren Söhnen, wenn sie keine Söhne hat, von den nahen Verwandten ihres Gatten; hat er aber keine hinterlassen, von den Verwandten ihres Vaters, und wenn sie keine väterlichen Blutsfreunde hat, vom Landesherren: ein Frauenzimmer muß nie nach Unabhängigkeit streben.

154. Sollte ein Ehemann auch die eingeführten Gebräuche nicht beobachten, in eine andere Frau verliebt sein, oder keine guten Eigenschaften haben, so muß ein tugendhaftes Weib ihn immer als einen Gott verehren.

Neuntes Kapitel.

3. Ein Frauenzimmer ist nie imstande, Unabhängigkeit zu ertragen.

9. Nun aber gebiert die Frau einen Sohn, der mit eben solchen Eigenschaften begabt ist wie der Vater, folglich um rechte gute Kinder zu bekommen, muß er seine Frau sorgfältig bewachen.

27. Das Gebären der Kinder, das Säugen derselben nach der Geburt und die tägliche Sorgfalt für die Haushaltung kommt der Frau zu.

33. Im Gesetze wird die Frau als das Feld und der Mann als der Samen betrachtet: auch vegetabilische Körper werden durch die gemeinschaftliche Wirkung des Samens und des Feldes hervorgebracht.

34. In einigen Fällen hat die Zeugungskraft des Mannes vorzüglichen Einfluß, in anderen die Gebärmutter des Weibes; sind sie aber beide im Gehalte gleich, so wird das Kind außerordentlich geschätzt.

35. Wie aber bei einer Vergleichung der männlichen und weiblichen Zeugungskräfte ersteren der Vorzug gegeben wird, so hält man überhaupt das männliche Geschlecht für vorzüglicher, weil die Geburten aller zeugenden Wesen durch Merkmale der männlichen Kraft ausgezeichnet sind.

36. Wenn Samen auf ein zu gehöriger Zeit bebautes Feld gestreut wird, so kommt auf diesem Felde eine Pflanze von der nämlichen Beschaffenheit, von welcher der Same ist, mit besonderen sichtbaren Eigenschaften hervor.

38. Wenn Ackersleute hinieden auf der Erde Samen von vielen verschiedenen Gestalten zu gehöriger Zeit gesät haben, so gehen sie doch, ob sie auch in demselben gepflügten Felde liegen, nach ihrer besonderen Gattung auf.

39. Reis, welcher in sechzig Tagen reift, und Gewächse, die umgepflanzt werden müssen, Mudga, Tila, Masha, Gerste, Lauch und Zuckerrohr sprossen alle nach der Beschaffenheit ihrer Samenkörner auf.

40. Daß aus dem Samen einer Pflanze eine andere wachsen sollte, ist unmöglich; der gesäte Same kann in keinem anderen als seinen eigentümlichen Sprößlingen hervorkeimen.

44. Weise, welche die Vorzeit kennen, sehen diese Erde als die Frau des Königs Prithu an; und demnach erklären sie, daß ein bebautes Feld dessen Eigentum ist, welcher das Holz ausrottete oder welcher es reinigte und pflügte; und daß ein Antilop dem ersten Jäger gehört, welcher es tödlich verwundete.

45. Nur dann ist ein Mann vollkommen, wenn er aus drei vereinigten Personen, seinem Weibe, sich selbst und seinem Sohne besteht.

88. Einem trefflichen schönen Jüngling aus der nämlichen Klasse gebe jedermann seine Tochter gesetzmäßig zur Heirat, wenn sie gleich noch nicht ihr Alter von acht Jahren erreicht hat.

89. Aber es ist besser, daß eine Jungfrau, ob sie gleich mannbar ist, bis an ihrem Tod zu Hause verbleibe, als daß man sie an einen Bräutigam verheiratet, der keine Vorzüge hat.

90. Obgleich eine Jungfrau mannbar ist, so verziehe sie doch noch drei Jahre, aber nach dieser Zeit wähle sie sich selbst einen Bräutigam von gleichem Stande.

Zehntes Kapitel.

3. Der Brahmine ist der Herr aller Klassen.

4. Die drei wiedergeborenen Klassen sind die der Priester, der Krieger und der Kaufleute, aber die vierte oder die dienende Klasse ist einmal geboren.

5. In allen Klassen dürfen die, und nur die allein, welche in gerader Linie von Frauen aus der nämlichen Klasse, von Frauen, die zur Zeit der Heirat Jungfrauen waren, geboren sind, für Mitglieder der nämlichen Klassen gehalten werden, aus welchen ihre Väter sind.

6. Zwischen den verschiedenen Klassen gibt es Misch- und Zwischenklassen mit speziellen Rechten.

12. Von einem Sudra mit Frauen aus den Klassen der Kaufleute, Krieger und Priester werden Söhne vermischten Geschlechts, Ayogava, Cshattri und Chandala, die niedrigsten unter den Sterblichen, geboren.

24. Die Vermischungen der Klassen führen zu „unreinen Klassen“.

31. Aus diesen Vermischungen gehen verwerfliche und verächtliche Menschen hervor, die noch viel verruchter sind als der Stammvater — „weil böse Eltern noch bösere Kinder zeugen".

59. Ein Mann von verworfener Geburt, mag er den Charakter seines Vaters oder seiner Mutter annehmen, ist doch nie imstande, seinen Ursprung zu verbergen.

61. Das Land, wo dergleichen Leute geboren werden, welche die Reinheit der vier Klassen zerstören, geht bald samt seinen Eingeborenen zugrunde.

64. Wenn ein Stamm, der von einem Brahminen und einer Sudra-Frau seinen Ursprung herschreibt, eine regelmäßige Folge von Kindern aus den Verbindungen seiner Frauen mit anderen Brahminen aufweisen kann, so soll der niedrige Stamm im siebenten Menschenalter zum höchsten erhoben sein.

67. Der, welcher von einem erhabenen Manne und einer verworfenen Frau gezeugt wurde, kann sich durch seine guten Handlungen Achtung erwerben; aber der, welchem eine vorzüglichere Frau und ein verworfener Mann das Leben gaben, muß selbst immer verworfen bleiben.

69. So wie gutes Getreide, welches auf gutem Boden wächst, in jeder Rücksicht vortrefflich ist, so kann ein Mann, welcher von einem achtungswürdigen Vater mit einer verehrungswürdigen Mutter gezeugt ist, auf die Rechte der Wiedergeborenen Anspruch machen.

72. Die väterliche Seite hat einen größeren Einfluß.

80. Der Brahmine soll den Veda lehren, der Krieger das Volk verteidigen, die Kaufleute Handel, Viehzucht und Feldbau treiben.

Zum Schluß sei noch eine merkwürdige Bestimmung aus einer anderen alten indischen Rechtsordnung, aus dem „Gesetzbuch der Gentoos" mitgeteilt, die sich auf die Erbrechte bezieht:

Als Leute, die nicht erben können, werden aufgezählt: „wer ohne Hoden geboren ist; wer eines Verbrechens wegen aus seinem Stamm, seiner Verwandtschaft oder Familie verstoßen wurde; wer blind geboren; wer von Mutterleibe an taub, wer blödsinnig ist; wer Gutes und Böses nicht unterscheiden kann; wer keinen Begriff von Religion hat; ein Stummer; wer ohne Hand, Fuß, Nase, Zeugungsglied oder Gesäß geboren worden; wer unheilbar krank ist, wer Schwindsucht hat, wobei er Blut und Schweiß von sich gibt".

Derjenige, der an ihre Stelle tritt und statt ihrer erbt, muß ihnen Lebensunterhalt und Kleidung geben. Wenn aber die Söhne dieser Leute von allen vorbeschriebenen Mängeln frei sind, so sollen sie ihren Anteil an dem Eigentum des hinterlassenen Erbes haben.

Der Psychologen-Kongreß in Gießen.

Dr. Georg Lomer.

Der Kongreß für experimentelle Psychologie, welcher der erste seiner Art in Deutschland, ja in Europa war, vereinigte dementsprechend eine große Anzahl von bedeutenden Gelehrten der verschiedenen Nationen. Die Zahl der Kongreßmitglieder betrug etwa hundert, außerdem nahmen etwa dreißig Herren und Damen als „Hörer" teil. Gründliche psychologische Vorbildung war für die Teilnehmer zur conditio sine

qua non gemacht worden. Außer europäischen Ländern, wie Frankreich, Schweden, Rußland, Oesterreich, Holland, hatten auch überseeische Interessenten aus Kanada, Kairo, Tokio ihre Teilnahme zugesagt. Man sah Gelehrte verschiedener Fächer. Dem Umstande entsprechend, daß die experimentelle Psychologie zu den meisten Gebieten modernen Geisteslebens Beziehungen hat, waren nicht nur zahlreiche Psychologen von Fach, Psychiater und Philosophen anwesend, sondern auch Pädagogen, Physiologen, Juristen und sogar vereinzelt: Theologen.

Von den Psychologen seien genannt Netschajeff-St. Petersburg, Heymans-Groningen, Alrutz-Upsala, Henri-Paris; von den Psychiatern: Ranschburg-Budapest, Sommer-Gießen, Weygandt-Würzburg; von den Philosophen: Müller-Göttingen, Schumann-Berlin, Stern-Breslau, Tschermack-Halle, Claparède-Genf.

Die Eröffnung des Kongresses fand am 18. April mit einer Begrüßungsansprache von Prof. Sommer in der Aula der Ludwigs-Universität statt. Zu dem reichen Arbeitsprogramm des Kongresses waren etwa fünfzig Vorträge angemeldet, deren Inhalt folgende großen Gebiete umfaßte: 1. Individualpsychologie, 2. Psychophysiologie der Sinne, 3. Gedächtnis, 4. Verstandestätigkeit, 5. Bewußtsein und Schlaf, 6. Ausdrucksbewegungen und Willenstätigkeit, 7. Gefühle und Aesthetik, 8. Kinderpsychologie und Pädagogik, 9. Kriminal-Psychologie, 10. Psychopathologie, 11. Reaktionsversuche an Normalen und Geisteskranken.

Mit dem Kongreß zugleich wurde eine Ausstellung von neuen experimentalpsychologischen Apparaten und Methoden eröffnet, welche in den Laboratorien und anderen Räumen der psychiatrischen Klinik untergebracht waren und eine ausgezeichnete Uebersicht gaben über die bis jetzt vorhandenen und bewährten Hülfsmittel zur Untersuchung psychischer Funktionen.

Aus der großen Zahl der gehaltenen Vorträge soll hier nur über diejenigen berichtet werden, welche für uns von besonderem Interesse sind. Müller-Göttingen stellte einen Fall von ungewöhnlichem Gedächtnis vor in der Person eines Dr. K. Letzterer war imstande, ein Zahlenquadrat von 25 Ziffern innerhalb weniger Sekunden derart sich einzuprägen, daß er die Zahlen in jeder gewünschten Reihenfolge, von oben, von unten, schräg, quer, spiralig hersagen konnte. Nannte man ihm eine fünfstellige Zahl, so gab er nach kürzestem Ueberlegen diejenigen Zahlen an, deren Quadrate zusammen die fünfstellige Ziffer ergeben. Es gelang ihm ferner, eine Reihe von 204 Zahlen in der Zeit von 12½ Minuten so vollkommen auswendig zu lernen, daß er sie nach jeder gewünschten Richtung reproduzieren konnte. Während Müller über ihn Vortrag hielt, lernte er in kurzer Zeit eine Summe von 100 Zahlen auswendig und war dann nicht nur imstande, diese letzteren herzuzählen, sondern gab im Anschluß daran sogar Müllers Vortrag fast wörtlich wieder. Sein Gedächtnis ist vorwiegend visuell, er prägt sich das Bild der Zahlen und Dinge ein und bedient sich nur sekundär motorisch-akustischer Nachhülfen. Mnemotechnischer Kunstgriffe wie die meisten anderen Rechenkünstler, z. B. Diamanti, bedient er sich nicht. Auch ist bemerkenswert, daß sein Gedächtnis nicht einseitig, sondern auch nach anderen Richtungen hin ebenso vortrefflich ist. Defekte irgend welcher Art weist Dr. K. geistig oder körperlich nicht auf, was ihn gleichfalls in Gegensatz zu vielen „Fachleuten" dieser Art stellt.

Wreschner-Zürich teilte „Experimentelles über Assoziation von Vorstellungen" mit. Er konstatierte u. a., daß abstrakte Begriffe langsamer assoziiert, d. h. dem psychischen Organismus einverleibt werden als konkrete. Auch bestehen zwischen Gebildeten und Ungebildeten sowie zwischen Mann und Weib ganz bedeutende Unterschiede: Der Mann assoziiert viel schneller, ist also reizempfänglicher als das Weib.

Groos-Gießen sprach „Ueber die Anfänge der Kunst und die Theorie Darwins“. Nach Darwins Meinung ist die Kunst in erster Linie aus dem Konkurrenzkampfe um das Weib entstanden. Das Streben, sich vor anderen begehrenswerter zu machen, äußerte sich in dreierlei Tendenzen, in kunstvoller Bewegung oder Tanz, in rhythmischen Tönen oder Musik, und drittens im Farbenschmuck. Der Vortragende erinnerte an die noch jetzt bei vielen Völkerschaften üblichen Musik- und Tanzfeste. Auch in der Tierwelt, insbesondere bei den Vögeln, finden sich jene Auszeichnungstendenzen, während gerade die näheren Verwandten des Menschen, die höheren Säuger, meist nicht nach dem Liebesprinzip, sondern mehr nach dem Prinzip des Kampfes um das Weibchen werben. Die brüllenden Laute, welche einige Affenarten, z. B. der Gibbon bei der Werbung ausstoßen, ändern nichts an dieser Tatsache. Ebensowenig der für uns wenig ästhetische, für den Beteiligten jedoch hochästhetische Umstand, daß einige Affen dem Weibchen zu gewissen Zeiten ihr buntfarbiges Hinterteil zuzuwenden pflegen. Der Kampf bleibt trotzdem die Hauptlosung. Nach Groos' Meinung — und er steht nicht vereinzelt da — sind die Tänze und die Körperschmückung der Wilden in der Mehrzahl nicht aus erotischen, sondern aus sozial-religiösen Motiven entsprungen. Der Tanz ist vielfach lediglich Sache der Männer und der Zutritt zum Tanzzelte den Weibern bei schwerer Strafe verboten. Wie eigenartig berührt diese Tatsache, wenn man sie mit unseren modernen Tanzgewohnheiten vergleicht, deren Zweck und verborgener Sinn sehr sexueller Natur ist. — Im übrigen ergeht sich der Kunstsinn des primitiven Menschen in merkwürdigen Spekulationen. Die reine Schönheit des menschlichen Körpers an sich ist dem Menschen erst spät aufgegangen. Er liebte es in Urzuständen vielmehr, alle möglichen Körperteile mit naturwidrigen Verstümmelungen zu „schmücken“ und fand sie ohne diese nicht schön genug. (Wer denkt hier nicht unwillkürlich an die Ohrringe unserer Frauen und an das Korsett!) Erst die Hellenen und die Menschen der Renaissance gelangten auf einen freieren Standpunkt und wurden die Anbeter der reinen Form!

Siebeck-Gießen sprach über „Die Psychologie des Musikalischen“. Die Musik an sich hat, nach seiner Auffassung, keinen Gefühlsinhalt. Wir „fühlen“ diesen vielmehr erst in sie „hinein“, weil die Musik in uns die Gefühle auslöst. Wir projizieren also gewissermaßen unsere Innenerlebnisse nach außen und legen jedem äußeren Gegenstande, der in uns eine Stimmung auslöst, selbst einen gewissen Stimmungswert bei. Die Musik hat die eigenartige Fähigkeit, in uns Stimmungen auszulösen, die uns sonst ganz fremd sind, die für uns gewissermaßen unbekannte Qualitäten sind. Auf diese Weise kann sie uns eine Ahnung von höheren Harmonien geben, als wir sie im Alltagsdasein sonst erleben.

W. Stern-Breslau sprach über „Die Sprachentwicklung eines Kindes“. Er bemängelt, daß derartige Beobachtungen sich meist nur auf die drei ersten Lebensjahre erstrecken, sogar in dem grundlegenden Werk von Preyer über die Seele des Kindes. — Stern hat den Wortschatz seines eigenen Kindes in bestimmten Abschnitten aufgezeichnet und registriert, um feststellen zu können, wann diese oder jene Wortgruppe zuerst auftrat. Zuerst äußerte das Kind Substantiva und Interjektionen, ziemlich zuletzt kamen abstrakte Begriffe. Es dauert sehr lange — nämlich Jahre — bis der erste vollständige Satz gebildet wird. Der Wortsatz des Kindes ist im Anfang so gering, daß es mit einem einzigen Wort verschiedene Dinge bezeichnet. Neubildung von Worten findet nicht statt. Der gesamte Wortschatz stammt aus der Umgebung des Kindes. Nur die Verwertung desselben ist seine eigene Sache. — Nicht alle Worte, die ein Kind hört, merkt es sich. Es verfährt vielmehr elektiv und behält nur, was seinem Entwicklungsgrade entspricht. Das aktive Moment tritt früher in den Neigungen des Kindes hervor als das

passive. Es interessiert sich zunächst viel mehr für das, was es selber tut, als für das, was andere tun. Das Wort: „ich will" lernt es eher als „ich soll!" Und ehe es das Wörtchen „nein" in der einfachen Bedeutung der Negation (der Behauptung, daß etwas nicht so sei) kennen lernt, braucht es dasselbe längst als Widerspruchs- und Abwehrwort.

Ein zweiter Vortrag Sterns handelte „Ueber den gegenwärtigen Stand und die künftigen Aufgaben der Aussageforschung". Stern tadelt lebhaft die mangelhafte psychologische Vorbildung der heutigen Juristen, welcher wir eine Reihe von voreiligen Urteilsfällungen verdanken. Insbesondere ist die Methode der Konfrontation, wie sie heute geübt wird, zu verwerfen. Nach sexuellen Delikten ist oft die Aussage eines Kindes für die Verurteilung maßgebend. Die Macht der Suggestion und Autosuggestion wird hier meist unterschätzt. Man sollte sich wenigstens bemühen, sie auf ein Minimum herabzudrücken, indem man nicht nur ein, sondern stets eine Reihe von Individuen konfrontiert!

Lay-Karlsruhe sprach „Ueber das Wesen und die Bedeutung der experimentellen Didaktik". Er kritisiert das mangelhafte Verständnis vieler Lehrer für eigenartige Begabungen und Intelligenzen unter den Schülern und zählt eine Anzahl berühmter Namen auf, deren Träger in der Schule nicht „verstanden" worden sind. Zur Remedur dieser und ähnlicher Uebelstände verlangt Lay die Errichtung von Lehrstühlen für experimentelle Didaktik an den deutschen Universitäten, wie sie im Auslande zum Teil bereits bestehen sollen.

Damit möge die Uebersicht über das Vortragsmaterial erschöpft sein. Ebenso reichhaltig wie das Vortragsgebiet war die Ausstellung. Sie umfaßte vier Gruppen, nämlich als Gruppe I: Psychophysiologie der Sinne, Gruppe II: Motorische Methoden, graphische Registriermethoden, Ausdrucksbewegungen, Gruppe III: Untersuchung geistiger Funktionen (Gedächtnis, Auffassung, Assoziationen usw.) speziell für Pädagogik und Psychopathologie, Gruppe IV: Einrichtung psychophysischer Laboratorien, Zeitmessung, Reaktionsversuche.

Das wichtigste Resultat des Kongresses dürfte neben der erteilten wissenschaftlichen Anregung, dem eingeleiteten Gedankenaustausch und dem Bekanntwerden der neueren Untersuchungsmethoden in weiteren Kreisen die Gründung einer „Gesellschaft für experimentelle Psychologie" sein, zu deren Vorsitzenden Müller-Göttingen, stellvertretenden Vorsitzenden Sommer-Gießen gewählt wurde.

Berichte.

Biologie.

Die züchtende Wirkung funktioneller Reize. Der Kampf um die Deszendenztheorie ist heute fast völlig verstummt. Die Mehrzahl der Biologen hat sich längst daran gewöhnt, in der Deszendenztheorie eine der bestfundierten Theorien zu erblicken, über welche wir heute verfügen; sie hat gelernt, sich ihrer als eines der verläßlichsten Rüstzeuge bei ihren Forschungen zu bedienen; sie hat erkannt, daß sie der einfachste und natürlichste Ausdruck für die ungeheure Menge von Tatsachen ist, mit denen uns Entwicklungsgeschichte, vergleichende Anatomie und Paläontologie bekannt gemacht haben. Widerstreit der Ansichten besteht nur darüber, ob das Erklärungsprinzip Darwins ausreicht, ob die Schlußfolgerungen, welche Darwin aus der künstlichen Zuchtwahl für die natürlichen Vorgänge zog, richtig sind, ob die natürliche Zuchtwahl als wirklich das wichtigste, ja geradezu ausschlaggebende Erklärungsprinzip für die Entstehung der Arten angesehen werden kann. Roux und Spencer haben darauf hingewiesen, daß zahlreiche Eigentümlichkeiten der Organismen nicht durch natürliche Zuchtwahl aus Einzelvariationen

entstanden sein könnten, während Weismann betont, daß dieselbe der einzige formbildende und Arten schaffende Faktor in der organischen Natur sei. Vries hat dann die Selektionstheorie überhaupt verworfen und an ihre Stelle die Mutationstheorie gesetzt mit der Ansicht, daß plötzliche unvermittelte und stoßweise Variationen die Arten hervorrufen. Dazu kommt die Grundfrage, wie Variationen zustande kommen. Sind die Arten entstanden auf Grund richtungsloser, individueller, sogen. fluktuierender Variationen, wie sie der Züchter benutzt, um neue Rassen zu bilden, oder halten die Variationen, mit denen die Artenbildung beginnt und von denen sie ausgeht, gleich von ihrem ersten Auftreten an eine bestimmte Richtung ein? Und welche Faktoren bestimmen die Richtung der Variationen? Gibt es überdies eine Vererbung erworbener Eigenschaften? Werden nur solche Variationen vererbt, die das Keimplasma direkt betreffen oder auch solche, welche zu irgend einer Zeit der individuellen Existenz eines Organismus von seinen einzelnen Organen erworben werden? Um diese Fragen zu beantworten, muß man bedenken, daß zwischen Form und Funktion der Organe ein inniger Kausalzusammenhang sowohl im fertigen entwickelten Organismus wie auch besonders während seiner Entwicklung besteht. Die Entwicklung eines Tieres ist nur verständlich in Hinblick auf die künftige Funktion seiner Teile. Wie ist es aber zu verstehen, daß die Funktion des entwickelten fertigen Tieres seine Entwicklung beherrscht und bestimmt? Dies führt zu der Annahme, daß die Ausübung der Funktion von seiten des Tieres und die Anpassung an die Funktion einen Reiz auf dessen Keimzellen ausübt und daß die Keimzellen auf diesen Reiz mit einer bestimmten, demselben entsprechenden Veränderung oder Anpassung antwortet? Die Versuche von Fischer und Standfuß weisen nach, daß die Reize der ungewohnten Temperaturen bei Schmetterlingen die Keimzellen in dem gleichen Sinne verändern wie den ganzen Körper und seine Organe. Gewiß liegt da die Annahme nahe, daß dasselbe auch bei der Einwirkung anderer Reize der Fall sein werde, daß namentlich auch funktionelle Reize, wenn sie auch zunächst nur die funktionell beanspruchten Organe zu ändern scheinen, doch auch gleichsinnige Veränderungen in den Keimzellen herbeizuführen vermögen? Den funktionellen Reizen muß nicht bloß im Leben des einzelnen Individuums, sondern auch im Leben der Art eine züchtende Wirkung zuerkannt werden. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Keimzellen auf einen Reiz mit einer Ueberkompensation der aus ihnen hervorgehenden Organanlagen antworten. Damit ist aber der Schritt zum Auftreten einer Variation beim entwickelten Tier gegeben, die in der Richtung der höheren funktionellen Betätigung des Organs liegt. Die Vervollkommnung ist dann die Folge bestimmt gerichteter, durch die funktionelle Beanspruchung regulierter Veränderungen, die Folge der züchtenden Wirkung funktioneller Reize. Auch die Rückbildung und Verkümmerung eines Organes läßt sich von diesem Standpunkt leicht begreifen. Ist die funktionelle Beanspruchung eines Organs beim entwickelten Tier eine geringe oder fällt sie völlig weg, so antwortet der Keim mit einer geringeren Proliferation und einer geringeren Differenzierung. (Prof. Dr. Carl Rabl, Rektoratsrede. Leipzig, 1904, Verlag von Wilhelm Engelmann.)

Anthropologie.

Die ältesten Spuren des Menschen in Australien. In Warrnambool (Viktoria) wurden Abdrücke im Dünenkalk gefunden, die von australischen und englischen Gelehrten als Fuß- und Gesäßspuren des Menschen gedeutet werden. Man muß annehmen, daß die ältesten australischen Küstenbewohner von Fischen und Muscheltieren lebten und daher zu zeitweisem Aufenthalt am Meeresufer und auf den angrenzenden Dünen gezwungen waren. Die Fußspuren sind zwar schmal und klein, aber grazile Knochenbildung des Fußes ist bei niederen Rassen durchaus nicht selten, wie z. B. bei den Eingeborenen der Andameninseln und von Neuguinea. Prof. Bücking hat nun festgestellt, daß der Dünenkalk von Warrnambool ein Gestein ist, das sich mit Wahrscheinlichkeit in diluvialer oder gar noch früherer Zeit gebildet hat. Wir sind wohl auch zu dem Schluß berechtigt, daß die in dem Gestein befindlichen Abdrücke ebenfalls jenem vergangenen geologischen Zeitabschnitt zugerechnet werden müssen, da sie doch nur zu einer Zeit entstanden sein können, wo die das Gestein bildende Masse noch weich war. Danach hätte der Mensch

in der Spättertiär-Zeit im Uebergang der pleistozänen Epoche zum Diluvium in Australien existiert. Seit Jahren sind wir auch schon im Besitz von anderweitigen Tatsachen, durch welche jene frühe Existenz des Menschen bezeugt wird, darunter ein von Menschenhand bearbeiteter Knochen eines ausgestorbenen Beuteltieres. Als ein weiterer Beweis für die Annahme, daß der Mensch bereits während der Spättertiär-Zeit in Australien gelebt hat, ist die abgebrochene Krone eines fossilen menschlichen Backenzahns anzusehen, die zusammen mit Knochen ausgestorbener Tiere gefunden wurde, ferner sind vor einigen Jahren wiederum zwei menschliche, ebenfalls fossile Backenzähne aufgefunden worden. Es liegt aber keinerlei Bedenken vor, diese Zähne als vollgültigen Beweis für die Existenz des Menschen auf australischem Boden entweder während der Spättertiär-Zeit oder während jener Epoche, die den Uebergang zum Diluvium bezeichnet, zu betrachten, auch dann, wenn die Abdrücke von Warrnambool sich nicht als vollgültige Lösung der Frage herausstellen sollten. (M. Alsberg, Globus 1904, No. 7.)

Der Ursprung der Kelten. M. Reinach hat bemerkt, daß die ethnologischen Namen eine Pest für die Anthropologie bedeuten. Das trifft besonders zu in bezug auf die Keltenfrage, indem man der dunklen rundköpfigen Rasse Frankreichs diesen Namen beigelegt hat. Aber Nation, Volk und Rasse sind ganz verschiedene Begriffe. Die Nation ist ein historisch-sprachlicher Begriff, während die Rasse nur naturwissenschaftlich-anthropologisch verstanden werden kann. Die dunkle rundköpfige Rasse (homo brachycephalus, var. alpina oder homo alpinus) hat sich seit Tausenden Jahren mit den eingeborenen europäischen Elementen vermischt. In Zentralasien, nördlich des Himalaja, wo man ihr in größter Reinheit begegnet, hat sie auch gelbe Haut, spärlichen Bartwuchs, Mongolenfalten, flache Nase, vorspringende Backenknochen. Hier liegt ihr Ausbreitungszentrum. Es ist ein schlimmer Irrtum gewesen, Europa eine brachycephale „finnische“ Urbevölkerung zuzuschreiben. Denn in der älteren Steinzeit gibt es hier nur langköpfige Rassen, während seit der neueren Steinzeit sich die Brachycephalen immer stärker beimischen, und wo die Rassen übereinander geschichtet sind, bildete sie immer die obersten Schichten. Sie haben Europa in mehreren Wellen überschwemmt, trotzdem haben sie in der Geschichte nur eine subalterne Rolle gespielt. Hohe Berge und Meere haben ihr Vordringen gehemmt, weshalb sie auf Inseln und Halbinseln nur selten angetroffen werden. Sie erstrecken sich von Osten nach Westen in einer Keilform, deren Basis am Ural und deren Spitze am atlantischen Ozean liegt. Sie haben keinen ethnischen Namen und keine Spur ihrer Sprachen hinterlassen. Es ist also ganz falsch, diese Menschen als Kelten zu bezeichnen. Die ersten Kelten zeigen vielmehr alle körperlichen Merkmale der nordischen Rasse und sind in älteren Zeiten von den Germanen schwer abzutrennen. Auch ist ihre Bezeichnung indogermanischen Ursprungs. Kelten ist gleich Helden. Im 5. Jahrhundert ungefähr überschritten sie die Pyrenäen, unterwarfen die zu der mittelländischen Rassen gehörigen Iberer und verschmolzen mit ihnen zu dem Volk der Keltiberen. Die letzte Welle der keltischen und zugleich die ersten der Germanen bildeten die Cimbern, Teutonen und Ambronen. Zur Zeit des Seefahrers Pytheas wohnten diese Völker noch auf der cimbrischen Halbinsel und in Dänemark. Die Belgier hatten zu Cäsars Zeit noch das Andenken ihrer germanischen Abstammung bewahrt. Cäsar fand Gallien in drei Teile geteilt, deren Einwohner sich durch Sprache, Einrichtungen und Gesetze unterschieden. Im Süden herrschten die Iberer vor, in der Mitte die Gallier, vermischt mit Brachycephalen, während die Stämme im Norden der Seine und der Marne einen reineren Rassetypus bewahrt hatten. (L. Wilser, Extrait de L'Anthropologie, 1903, T. XIV.)

Haarfarbe und Intelligenz. In den Schulen zu Lille haben Untersuchungen über die Beziehungen der Haarfarbe zur Geistestätigkeit stattgefunden. Sie haben zu eigentümlichen Feststellungen geführt. Es zeichnen sich nämlich die Knaben mit nußbraunen Haaren am meisten aus, während die blondhaarigen Mädchen am besten lernen. Die nußbraunhaarigen Knaben und die blondhaarigen Mädchen sind die besten Rechner, aber im Stile sind sie unbedeutend. Die schwarzhaarigen Schüler beider Geschlechter verfügen über eine lebhafte Vorstellungskraft und schreiben einen fesselnden Stil; sie besitzen Beweglichkeit und Ursprünglichkeit, kurz sie erscheinen im Vergleich mit den Braunhaarigen als die geborenen Stilisten. Die Truth bemerkt dazu: Man darf wohl behaupten, daß die nußbraunen Buben und die blonden Mädchen vlämländisches Blut in ihren Adern haben. Ihr Gehirn wird nicht plötzlich mit Blut

gefüllt, wenn sie aufstehen, um etwas vorzutragen, und deshalb bleiben sie Meister ihrer Sprechwerkzeuge. Mit einem Wort, sie kontrollieren sich ständig. Die dunkelhaarigen Kinder stammen wahrscheinlich von den Kelten, d. h. Galliern ab (?). Wenn sie nur einen Augenblick den Mund halten könnten, so würden sie sich besinnen können. Die rothaarigen Buben und Mädchen an den Liller Schulen schneiden in jeder Beziehung am schlechtesten ab, selbst in gesundheitlicher Hinsicht. Die schwarzhaarigen Knaben sind übrigens auch gesunder als die nußbraunen oder blonden und mehr für Lob oder Tadel empfänglich als die anderen.

Psychologie.

Der Begriff des Instinktes einst und jetzt. Die Geschichte wissenschaftlicher Begriffe zu verfolgen, ist von größter Wichtigkeit, da sie sich gemäß der zunehmenden empirischen Erkenntnis verändern, oder mit der verschiedenartigen Naturauffassung und wechselnden Weltanschauung zusammenhängen. In der älteren griechischen Philosophie werden die Tiere als Lebewesen ähnlicher Art wie die menschliche Natur aufgefaßt, die nur auf niedriger Stufe stehen oder mit Unvollkommenheit behaftet sind. Nach Heraklit unterscheiden sich die Tierseelen von denen der Menschen nur graduell. Auch die Epikuräer faßten die Tierseele als ein der menschlichen Seele ähnliches, nur etwas niederer stehendes Wesen auf. Von besonderem Interesse ist die Tierpsychologie des Plutarch. Unter den neueren Forschern schrieb Brehm den Tieren sehr gerne menschliche Gefühle und menschlichen Verstand zu, und verwarf die herkömmliche kirchliche Instinktlehre, welche den Menschen so streng von den Tieren schied. Interessant sind die Anschauungen des Jesuiten Wasmann. Er leitet die Tätigkeiten der Tiere ausschließlich aus den Instinkten ab, wobei er aber den Begriff des Instinktes weiter faßt, als die meisten anderen Autoren zu tun pflegen. Er schreibt den Tieren ein sinnliches Gedächtnis und sinnliches Vorstellungsvermögen zu, aber keine Intelligenz. Dabei versteht er unter Intelligenz nur solche geistige Tätigkeit, bei welcher ein subjektives Zweckbewußtsein vorhanden ist und formelles Schlußvermögen sich zeigt. In diesem Sinne hat nur der Mensch Vernunft und Freiheit. Mit der Lehre Darwins beginnt für die Kenntnis der organischen Welt eine neue Zeit. Er führte den Instinkt auf die ererbte Organisation des Nervensystems zurück. Der Instinkt vermittelt die Verbindung des Menschen mit dem Tierreich. Wohl ist das Tier durch die Instinkte beherrscht, aber man findet daneben schon die individuelle Erfahrung, die Tätigkeit des Verstandes, welche in der Tierreihe eine immer höhere Bedeutung gewinnt. Beim Menschen ist die Intelligenz am höchsten ausgebildet und treten demgemäß die Instinkte zurück; aber letztere liegen noch in der Tiefe seiner Seele, sie zeigen sich in den Trieben und Leidenschaften. Auch der Ausdruck der Gemütsbewegungen hat eine instinktive Grundlage, was Darwin durch den Vergleich mit den tierischen Ausdrucksbewegungen eingehend darlegt. Die Zweckmäßigkeit der Instinkte fand durch Darwins Selektionslehre eine natürliche Erklärung. Hinsichtlich des Ursprungs der Instinkte läßt Darwin zwei Möglichkeiten offen. Ein Teil derselben ist unabhängig von der Verstandestätigkeit lediglich nach den Gesetzen der Variation und der natürlichen Zuchtwahl aus Reflexion hervorgegangen, ein anderer Teil ist nach dem Prinzip der Vererbung erworbener Eigenschaften als erblich gewordene Verstandestätigkeit aufzufassen. Häckel und Eimer bezeichneten die Instinkte als „ererbte Gewohnheiten“, Preyer als „vererbtes Gedächtnis“, Weismann dagegen faßte sie prinzipiell als Keimesvariationen auf, die der Selektion unterliegen. Ihre Zweckmäßigkeit erklärt sich dadurch, daß unter den zahlreichen Variationen der Instinktanlagen diejenigen ausgewählt werden, welche für das Bestehen der Art die nützlichsten sind. Bei Tieren läßt sich schwer feststellen, welche Handlungen aus Instinkt und welche aus Bewußtsein geschehen: die instinktiven Handlungen werden von allen in derselben Weise ausgeführt, während die auf Verstand und Gewohnheit beruhenden Handlungen bei den einzelnen je nach ihrer individuellen Erfahrung verschieden sind. Physiologisch betrachtet, beruhen Instinkte und Reflexe auf ererbten Bahnen der Nerven, während das Gedächtnis und die Verstandestätigkeit mit der Bildung normaler Nervenbahnen zusammenhängen. Will man die jetzige naturwissenschaftliche Lehre vom Instinkt in wenigen Sätzen zusammenfassen, so kann dies in folgender Weise

geschehen: die Handlungsweise der Tiere ist größtenteils durch die Reflexe und die Instinkte bestimmt, insbesondere beruhen die Kunstfertigkeiten der Tiere nicht auf dem Verstand, sondern auf Instinkten. Unter Instinkten sind ererbte Fähigkeiten zu verstehen, welche auf der körperlichen Organisation, insbesondere auf ererbten Bahnen des Nervensystems beruhen. Der Instinktbegriff kann nicht dazu dienen, den Menschen vom Tierreich zu trennen, sondern er stellt eine Verbindung her, da die Triebe und Leidenschaften des Menschen aus den Instinkten der höheren Tiere hervorgingen. Die Zweckmäßigkeit der Instinkte bedarf keiner metaphysischen Erklärung, sondern ist nach den Prinzipien der Deszendenztheorie natürlich abzuleiten. (H. E. Ziegler, Zoologische Jahrbücher, 1904.)

Rassen-Hygiene.

Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse? Diese Frage ist in jüngster Zeit von mehreren Hygienikern mit einem großen Aufwand von statistischem Material behandelt worden, z. B. von Prinzing, Gruber, Kruse. Ist es richtig, daß die natürliche Auslese die minderwertigen ausmerzt, so ist es ein törichtes Beginnen, sie am Leben zu erhalten und zur Fortpflanzung zu verhelfen. Wenn Degeneration wirklich droht, dann dürfen wir uns nicht falscher Sentimentalität und Humanität hingeben, sondern müssen die Individuen opfern, falls Bestand und Wohl der ganzen Rasse auf dem Spiele steht. Demgegenüber ist zu betonen, daß, wenn dies auch der Fall sein sollte, wir doch nicht anders handeln können, da die wohlwollende Zuneigung der Artgenossen zueinander ebenfalls ein Ereignis der Naturzüchtung und durch sie zu einem Ausstattungsstück unserer Spezies geworden ist. Sie ist der Grundstein jeder höheren Gesittung und der Stärkegrad des individuellen Triebes zur gegenseitigen Hülfeleistung, d. h. die Festigkeit des nationalen Zusammenhaltens ist ausschlaggebend im Wettstreit der Völker untereinander. Zur Förderung der Volksgesundheit kann nicht genug getan werden. Es ist zuzugeben, daß die Statistiken eine Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer und eine größere Gesundheit und Kraft der Bevölkerung beweisen. Die Widerstandsfähigkeit ist aber kein absoluter Begriff, sondern ist zu messen an den schädlichen oder günstigen Einwirkungen, denen ein Individuum oder eine Rasse ausgesetzt ist. Sind die Schädlichkeiten groß, dann muß auch die Widerstandskraft groß sein, während unter günstigen Lebensverhältnissen auch minder widerstandsfähige Individuen oder Rassen gedeihen und blühen können. Die Hygieniker haben nicht bewiesen, und es kann auch von ihnen nicht bewiesen werden, daß die durchschnittliche Widerstandskraft der Bevölkerung gegen Schädlichkeiten auf gleicher Höhe geblieben ist. Das könnte statistisch nur ermittelt werden, wenn die Bevölkerung eines Tages sich in die früheren, ungünstigeren Lebensverhältnisse zurückversetzt sähe und nun gezwungen wäre, ihre Widerstandskraft an derselben zu erproben. Es ist kein Zweifel, daß die Zahl der erliegenden Individuen mit einem Male eine verhältnismäßig große werden würde. Ein solcher Rückschritt ist wohl denkbar, wenn der durchschnittliche Wohlstand zurückgeht, und dies liegt keineswegs außer Bereich der Möglichkeit. Werden die Ernährungs- und Pflegeverhältnisse schlechter, dann wird nicht nur die Sterblichkeit im allgemeinen, sondern auch die Kindersterblichkeit wieder zunehmen. Je mehr Individuen durch die vorübergehend verbesserten Einkommens- und Lebensverhältnisse künstlich erhalten worden sind, desto größer wird unter ihren Nachkommen das Sterben sein. Die verminderte Widerstandsfähigkeit gegen Schädlichkeiten wird in die Augen springen und Darwin wird recht behalten. Seine Lehre hat auch für die Kulturvölker Geltung. (Otto Ammon, Deutsche Welt, 1904, Nr. 21.)

Soziale Hygiene.

Das Studium der Alkoholfrage. Für das Studium der Alkoholfrage haben sich die Berichte über die verschiedenen internationalen Kongresse gegen den Alkoholismus als besondere Fundgruben erwiesen; enthalten sie doch außer-

ordentlich wichtiges und zuverlässiges Material von den hervorragendsten Kennern dieses Gebietes. Der soeben im Verlage von Gustav Fischer-Jena erschienene Bericht über den vorjährigen Kongreß in Bremen (zu beziehen durch alle Buchhandlungen) reiht sich seinen Vorgängern würdig an. An den Vorträgen von Bergman, Legrain, Plötz, Rüdin, Forel, Cramer, Helenius, Peter Behrens, Delbrück, Keferstein u. v. a. darf niemand vorübergehen, der es ernst mit dem Studium der Alkoholfrage meint. Der Bericht bietet außerdem eine Fülle von Einzelheiten, und er zerstört das Lügengewebe, das seinerzeit um den Bremer Kongreß gesponnen wurde. Aus einer vom Herausgeber Franziskus Hähnel angegebenen Statistik ergibt sich, daß den Kongreßverhandlungen 1829 Personen beigewohnt haben. Die Kongreßmitglieder verteilten sich auf sämtliche Erdteile und fast sämtliche Staaten Europas.

Volksbäder und Ruhehallen. Auf der Hauptversammlung der Gesellschaft für Volksbäder in Kassel berichtete Prof. Dr. Sommer-Gießen darüber folgendes: Die Volksbäder bilden einerseits einen Teil der körperlichen Gesundheitspflege, andrerseits ein wichtiges Mittel der psychischen Hygiene. Es handelt sich nicht nur um Hautpflege, sondern besonders beim Schwimmen und den körperlichen Uebungen in und auf dem Wasser um Ausbildung der Willenskraft und geistige Beherrschung des Körpers. Es empfiehlt sich, die auf Volkshygiene gerichteten Absichten miteinander in Beziehung zu setzen. Seit mehreren Jahren ist Sommer für die Einrichtung von öffentlichen Schlaf- und Ruhehallen eingetreten, die ein wichtiges Mittel zur Prophylaxe der nervösen Störungen werden können. Der betreffende Plan wurde in der Zeitschrift für Krankenpflege entwickelt und von der Tagespresse lebhaft aufgenommen, hat jedoch bisher eine praktische Ausführung nicht gefunden. Der Zweck besteht darin, als Gegengewicht gegen die Hast des modernen Verkehrslebens Gelegenheiten zum Ausruhen auch am Tage für einige Zeit als Bestandteil der öffentlichen Hygiene zu schaffen. Will die psychische Hygiene vorwärts kommen, so muß sie sich an die ältere Schwester, die körperliche Hygiene, eng anschließen. Sommer schlägt daher vor, die Idee der öffentlichen Schlaf- und Ruhehallen probeweise in großen Städten mit den Volksbadeeinrichtungen zu verbinden, was konstruktiv und betriebstechnisch leicht geschehen kann. Faßt man bei den Volksbädern, speziell den Schwimmhallen, als hygienisches Moment die aktive Bewegung ins Auge, so bildet die Organisation des Ausruhens trotz des scheinbaren Gegensatzes eine physiologische Ergänzung dazu: Die Verbindung von Volksbädern mit öffentlichen Ruhehallen erscheint dadurch inhaltlich gerechtfertigt. Beide Einrichtungen sind Mittel nicht nur der körperlichen, sondern besonders auch der psychischen Hygiene, deren Ausgestaltung sozial dringend notwendig erscheint.

Geisteskrankheiten in Stadt und Land. Bei Gelegenheit des XIV. internationalen medizinischen Kongresses zu Madrid berichtete J. F. Sutherland über die merkwürdige Tatsache, daß die Häufigkeit der Geisteskrankheiten in Großbritannien auf dem flachen Lande größer ist, als in den Städten. Das hat den Vortragenden veranlaßt, die geographische Verteilung der Geisteskrankheiten in England, Schottland und Irland näher zu verfolgen und auf Beziehungen zur Emigration, Bevölkerungsdichtigkeit und Sterblichkeit zu achten. Einen Einfluß der Rasse glaubt er in diesem Falle deshalb ausschließen zu können, weil die gleichen Verhältnisse in ganz verschiedenen Gegenden Englands vorherrschen. Eine Erklärung der Erscheinung findet er vielmehr 1. in dem Abfluß der gesunden, kräftigen Elemente zu den Städten, und 2. in der größeren Kindersterblichkeit in den Städten, was zu früher Eliminierung aller schwachen, psychopathisch prädisponierten Elemente führen soll. Steckt da nicht ein arger Trugschluß dahinter? — R. Weinberg.

Förderung der Zahnpflege bei Schulkindern. Die steiermärkische Statthalterei hat an alle Bezirkshauptmannschaften kürzlich einen Erlaß, betreffend die Förderung der Zahnpflege bei Schulkindern, gerichtet. Derselbe begünstigt jede in dieser Richtung im Wege der Schulbehörden eingeleitete Aktion, macht auf die vom Landes-Sanitätsrate abgefaßte einschlägige Belehrung aufmerksam, ordnet die Ausgestaltung der Armenkrankenbehandlung im Sinne der unentgeltlichen Hülfeleistung für arme Zahnkranke an und verlangt, daß die in der bezeichneten Richtung gemachten Wahrnehmungen und erzielten Erfolge in einem besonderen Abschnitte des Jahres-Sanitätsberichtes übersichtlich dargestellt werden.

Bevölkerungsstatistik.

Sind die Rothäute im Aussterben? Diese Frage wurde bisher immer dahin beantwortet, daß die Welt bald im wahrsten Sinne des Wortes den „letzten der Mohikaner" gesehen haben würde, denn die „Mohawks", von denen Jenimore Cooper wohl das Wort „Mohikaner" ableitete, gehörten trotz Chingachgock und Unkas bisher noch immer zu den an Kopfzahl bedeutendsten Stämmen der unter kanadischer Herrschaft stehenden Indianer. Der vor kurzem erschienene jährliche Zensus des Departements für indianische Angelegenheiten in Ottawa scheint nun aber die vorherrschende Meinung vom Aussterben des roten Mannes Lügen zu strafen, denn zum ersten Male seit der im Jahre 1878 erfolgten Zählung zeigt sich ein merkbares, wenn auch nur geringes Wachstum der indianischen Bevölkerungsziffer. Trotzdem die Sterblichkeit unter den Rothäuten noch immer verhältnismäßig groß ist — 2143 Todesfälle und 2311 Geburten wurden im letzten Jahre registriert —, wuchs die Bevölkerung doch um 121 Seelen und beträgt jetzt 108233 gegen 108112 Personen im Jahre 1902. Mit Ausnahme der noch gänzlich wilden, jenseits der Grenzen der Reservationen lebenden Eingeborenen, deren Zahl man auf 20845 schätzt, findet man Indianer in größerer Anzahl noch in Britisch-Kolumbien, Ontario, der Nordwestprovinz, den Provinzen Quebec, Manitoba, Nova Scotia, Athabasca, Neu-Braunschweig und auf der Prinz Eduards-Insel. Zwei der ehemals bedeutendsten Stämme sind infolge von Tuberkulose und Kinderkrankheiten fast dezimiert; die übrigen Stämme, namentlich die heute zum größten Teil völlig civilisierten und wohlhabenden Delawaren und Huronen, befinden sich aber auch materiell in aufsteigender Linie. Trotzdem erwähnt das Departement in seinem Jahresbericht merkwürdigerweise, daß eine Vermischung mit der weißen Bevölkerung kaum stattfindet, und daß die Indianer trotz ihrer Loyalität gegenüber der herrschenden Rasse geistig vielmehr in einem Bündnis- als in einem Abhängigkeitsverhältnis zu der Regierung stehen. (Berliner Tageblatt, 1904, Nr. 197.)

Geburtenziffer der Familien in Paris. Nach dem Statistischen Jahrbuche der Stadt Paris gab es im Jahre 1901 733959 Familiengruppen (einschließlich der Verwitweten und Geschiedenen). Von diesen war die Anzahl der Kinder bei 69177 unbekannt, bei den übrigen war festzustellen, wieviel Kinder jede Familie besaß. Es hatten 313489 Familien gleich 31,9 pCt. nur ein einziges Kind und 166282 gleich 25 pCt. waren kinderlos. Die übrigen Familien besaßen mehr als ein Kind, und zwar 271576 weniger als sechs und 14035 mehr als sechs Kinder. (Zwei Familien hatten je 16 Kinder.) Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß eine zahlreiche Nachkommenschaft eine seltene Erscheinung ist und daß in denjenigen Haushaltungen, die nicht steril sind, man sich mit einem einzigen Knaben oder Mädchen begnügt. (Journ. de la Soc. statist. de Paris, 1904, pag. 49.) — B.

Einwanderungsgesetze in England. Die englische Gesetzesvorlage richtet sich vor allem gegen Verbrecher, Prostituierte, Zuhälter und Mittellose. In England hat die Zahl der Fremden in den letzten Jahren stark zugenommen. Im Jahre 1881 belief sie sich auf 135000, im Jahre 1891 auf 219000, im Jahre 1901 auf 290000. In einigen Plätzen haben sie die Eingeborenen fast verdrängt (in Ost-London). Auch nimmt die Kriminalität unter den Fremden zu. Die Vorlage ist ferner gegen die Einwanderung russischer Juden gerichtet.

Erziehung und Unterricht.

Weshalb haben wir höhere Schulen? Unter höheren Schulen versteht man in Preußen die Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen usw., alle Schulen, die unter Aufsicht der Provinzialschulkollegien stehen, vielleicht auch die Seminarien für die Ausbildung der Volksschullehrer und -Lehrerinnen. Auf Grund der Volkszählung von 1895 würden etwa 16 pCt. aller Schüler die höheren Schulen besuchen. Im Prinzip vermitteln die höheren Schulen weder eine umfangreichere, noch eine intensivere Bildung als die Elementarschulen. Auch die Methoden sind im wesentlichen dieselben, häufig haben die Elementarlehrer viel größere pädagogische Ein-

sicht und Durchbildung. Nur die Verteilung des Lehrstoffs ist eine andere, so daß ein direkter Uebergang von der Volksschule auf die höhere Schule nur in Ausnahmefällen möglich ist. Schon auf der untersten Stufe beginnt der Unterschied. Es sind weniger pädagogische Gründe als äußere Ursachen, welche die höheren Schulen haben entstehen lassen. In letzter Hinsicht ist es die gesellschaftliche Gliederung, die sich auch in der Organisation des Schulwesens ausspricht. Früher war es der Stand und die Rasse, heute ist es das Vermögen, das die Unterschiede hervorruft; dadurch, daß das Schulgeld immer höher geschraubt, dagegen der Volksschulbesuch immer mehr erleichtert wird, muß eine viel stärkere Differenzierung zwischen höheren und anderen Schulen eintreten. Die Freistellen ändern wenig an dem allgemeinen Zustand, kommen auch vielfach mehr den wenig besitzenden Angehörigen der oberen Klassen, den Lehrer- und Beamtensöhnen, als gerade sehr Bedürftigen zugute. Der Gegensatz zwischen höheren und Elementarschulen wird oft durch den Hinweis gerechtfertigt, daß eine gewisse Erblichkeit der höheren Schichten wünschenswert sei. So sehr das auch in gewissem Grade stimmen mag, so ist es doch noch stets für jede Aristokratie verhängnisvoll gewesen, wenn sie sich nach unten hin abgeschlossen hat. Und daß andrerseits die immer größer werdende Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten große Gefahren mit sich führt, ist doch nicht zu leugnen. Ueberdies haben die Söhne vermögender Eltern viele Mittel, um Examinia zu bestehen, auch wenn ihre Begabung eine geringe ist. Bezeichnend ist, daß auf den Gymnasien 44,17 pCt. das vorgesteckte Ziel in einem Jahr nicht erreichten, und der Prozentsatz derer, die das Abiturientenexamen überhaupt in normaler Zeit machen, dürfte sehr gering sein. Auf Grund spezieller Berechnung kann nun festgestellt werden, daß von 6761 Schülern, die Quarta bis Obertertia sämtlicher höherer Berliner Schulen besuchen, 3435 Schüler wirklich verdienen, in der höheren Schule zu sein, dagegen 3226 Gemeindeschüler den Platz der letzteren einnehmen müssen, wenn es nach der Befähigung ginge. Bestände eine allgemeine Schule, so könnten die Versetzungen viel schärfer sein, und nur die Elite würde bis nach oben kommen: eigentlich dürfte nur der Prozentsatz bis zur Absolvierung kommen, den der Staat für die liberalen Berufe braucht, alles andere könnte vorher abgestoßen werden. Solange es Menschen gibt und solange sie ungleich sind und ihre Eigenschaften auf ihre Kinder vererben, wird es auch verschiedene Stände oder Gesellschaftsklassen geben. Das soziale Problem besteht aber darin, wie man vor allen Dingen das Aufsteigen aus den unteren in die höheren Schichten befördert. Dazu könnte aber eine alle Schichten des Volkes umfassende Einheitsschule mit am besten beitragen. Die Kinder der höheren Gesellschaftsklassen werden auch in einer solchen, weil sie bessere Anlagen ererbt haben, weil sie im Hause mehr geistige Anregung finden, weil sie hygienisch besser gestellt sind und aus mancherlei anderen Gründen doch immer einen gewaltigen Vorsprung vor ärmeren, aus ungebildeten Kreisen stammenden Kindern haben. Den Vorteil aber böte die einheitliche Schule, daß Kinder aller Volksklassen gemeinsam aufrücken und daß allen die Möglichkeit geboten würde, sich eine höhere Bildung und damit die Fähigkeit, weiter aufzusteigen, zu erwerben. Freilich sind das ziemlich utopische Gedanken. Wenn indes soziale Reformen überhaupt nötig sind, so werden sie nicht zum letzten auch unser Schulwesen mit berücksichtigen müssen. (Prof. G. Koch, Pädagogisches Archiv, 1904, 5.)

Geistiges Leben.

Naturwissenschaft und Religion. In einer Volksversammlung, über welche der „Vorwärts" berichtet, sprach E. Bernstein über das Thema: Ist Religion Privatsache? Dabei gab er eine historische Darstellung der verschiedenen hauptsächlichen Religionen und ihrer Merkmale. Zweifellos hätten dieselben im Laufe der Geschichte auch viel Gutes gewirkt und den Bedürfnissen der Masse in früherer Zeit entsprochen. Jetzt allerdings seien die Religionen überflüssig. Dem Dogmenglauben trete die Naturwissenschaft gegenüber, die im Laufe der letzten Jahrzehnte gewaltige Fortschritte gemacht und die Unhaltbarkeit wesentlicher Glaubenssätze nachgewiesen habe. Daher der Ruf der Kirche nach Umkehr der Wissenschaft. Prof. Pfleiderer wies demgegenüber darauf hin, daß die Religion kein Hemmnis für die Wissenschaft bilde. Ob die Religion entbehrt werden könne, erscheine ihm

sehr fraglich. Naturwissenschaft und Religion müßten Hand in Hand gehen. Auch die Naturwissenschaft habe den Urgrund aller Dinge nicht beweisen können. Selbst die Sozialdemokraten hätten in gewissem Sinne Religion — ihre Ideale. — Wir können dieser Auffassung nur zustimmen. Es ist ganz unmöglich, daß die Naturwissenschaft die Religion verdrängen könne, da sie ein qualitativ anderes Verhältnis des Geistes zur Welt und zum Ich ausdrückt. Die Marxistischen Theoretiker befinden sich in einer großen intellektuellen Selbsttäuschung, wie schon früher mehrere Kritiker nachgewiesen haben. Wie viel Wissenschaft auch im modernen Sozialismus stecken mag, so ist derselbe doch, psychologisch betrachtet, für die Massen zu einer Religion geworden, zu einem Glauben und einer Hoffnung, die mit Naturwissenschaft nichts zu tun haben. Die religiösen Affekte haben sich nur in anderer Richtung bewegt, und es liegt so viel Metaphysik im modernen Sozialismus, daß er sogar den ganzen Geschichtsprozeß in seiner Entwicklung durch innere Vorherbestimmung auf die sozialistische Gesellschaft zusteuern läßt. Wenn wir sagen, daß die Religion als eine Funktion des Bewußtseins unausrottbar ist, so meinen wir dies im allgemeinen und keineswegs in Hinsicht irgend einer bestimmten Form derselben. Für ihre Entwicklung verlangen wir Freiheit, wie für alle anderen geistigen Aufgaben der Menschheit. Religion muß fortwährend in Völkern und Individuen, je nach dem Stand unserer Einsichten, Erfahrungen und inneren Erlebnisse, neu geschaffen werden. Daher verlangen wir Trennung von Kirche und Staat und Selbständigkeit der Gemeinden, sowie die Ausscheidung wenn nicht des historischen, wohl aber des dogmatischen Religionsunterrichts aus den öffentlichen Schulen.

Bücherbesprechungen.

L. F. Ward, Soziologie von heute. Uebersetzung aus dem Englischen. Innsbruck, 1904. Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung. 84 S.

Man muß dem Uebersetzer dankbar sein, daß er die kleine Schrift des amerikanischen Soziologen den deutschen Lesern zugänglich gemacht hat. Denn uns ist keine ähnliche in so sachlicher und doch geistreicher Form verfaßte Arbeit bekannt, die einen Ueberblick über die wichtigsten soziologischen Theorien mit solch tiefer kritischer Einsicht verbindet, denn überall ist zu erkennen, daß der Autor selbst in der Soziologie auf das gründlichste bewandert ist.

Wir befinden uns noch im Anfangsstadium der Soziologie als exakter und zugleich historischer Wissenschaft. Es ist daher leicht verständlich, daß die soziologischen Theorien wie die Anschauungen über Begriff und Umfang der Soziologie selbst weit auseinandergehen. Jeder Soziologe geht noch seine eigenen Wege, verfolgt seinen eigenen Gedanken bis zu den letzten Konsequenzen, um das ganze Gebiet der sozialen Erscheinungen zu begreifen. Daß dies nicht ohne große Einseitigkeiten und Widersprüche zugehen kann, ist begreiflich.

In erster Linie ist die „Soziologie als Anthropologie" zu nennen. Die naturwissenschaftliche Gewohnheit, schreibt der Verfasser, nach dem Ursprung und der Entwicklung der Dinge zu fragen, führt dahin, daß die Aufmerksamkeit auf primitive, uncivilisierte, barbarische und wildlebende Menschen gelenkt wird, und dieses Feld wird nun so breit und anziehend, daß es die Aufmerksamkeit festhält. „Es kann nicht geleugnet werden, daß Anthropologie als die Wissenschaft vom Menschen als eines ihrer Gebiete die Gesetze und Formen der menschlichen Gemeinschaft betrachtet, und von diesem Standpunkt aus bildet die Soziologie einen Zweig der Anthropologie."

Die „biologische Schule" betrachtet die menschliche Gesellschaft als Organismus in strikter Analogie mit dem tierischen und pflanzlichen Körper. Die allgemeine Idee von einem „sozialen Organismus" geht schon auf Aristoteles zurück, wurde aber erst durch Comte und Spencer tiefer begründet. Die hauptsächlichsten Vertreter sind Bluntschli, Lilienfeld, Schäffle, neuerdings Novicow und Worms. Der Autor zergliedert die einzelnen Arten und Stufen der Analogien, wie sie von den „Organisisten" angewandt werden, und schließt: Alles, was von der Doktrin des sozialen Organismus übrig bleibt, ist, daß die Gesellschaft, wie ein Tier oder eine

Pflanze, aber ebenso auch wie Sprache, Gesetz, Staat, Kunst und Wissenschaft, etwas Organisiertes ist — eine Organisation hat. Organisation ist ein allgemeiner oder kosmischer Prozeß und in ihren grundlegenden Eigenschaften gleichförmig.

Die „politische Oekonomie" untersucht den materiellen Produktionsprozeß der Gesellschaft, während die „soziale Oekonomie" mehr den wirtschaftlichen Prozeß vom Standpunkt des Gesamtwohles und der Erhaltung des ganzen betrachtet.

Einige Forscher sehen in der Soziologie nichts anderes, als einen neuen Namen für die „Geschichtsphilosophie", wieder andere halten sie für einen Aufbau aus den Ergebnissen zahlreicher sozialer Einzelwissenschaften, wie der Demographie, Kulturgeschichte, Linguistik, Sozialethik, Rechtsphilosophie usw.

Le Play und seine Schule definieren die Soziologie als „Beschreibung sozialer Tatsachen", und stellen sie sehr nahe an die Ethnographie. Aber Beschreibung und Anhäufung von Tatsachen ist noch keine Wissenschaft, die vielmehr ein konstruktives und synthetisches Element in sich trägt.

Espinas brachte die Soziologie in engsten Zusammenhang mit den „tierischen Gesellschaften". Er zeigt, daß der Unterschied zwischen tierischer und menschlicher Gesellschaft darin besteht, daß die Tiere die Umgebuug nicht dauernd in ihrem eigenen Interesse umformen, daß jene mehr auf Instinkt, diese auf Vernunft begründet ist. Die psychischen Gesetze, welche die Assoziation der höheren Organismen beherrschen, sind nach Giddings das „Bewußtsein der Art" (Sympathie, Rassegefühl) und das „Ueberleben des Sozialen", indem das Zusammenleben entstand, weil es sich im Durchschnitt als vorteilhafter für jeden einzelnen im Daseinskampf erwies.

Dürkheim faßt die Soziologie als „Lehre von der Arbeitsteilung" auf, und untersucht besonders die Tatsachen der Erfindung, Teilung und Spezialisierung der Arbeit in bezug auf ihre gesellschaftsbildenden Wirkungen.

G. Tarde machte die Nachahmung zum Prinzip gesellschaftlichen Lebens und bemühte sich in den sozialen Tatsachen „allgemeine Gesetze nachahmender Wiederholung" festzustellen. Andere, wie Carpenter, Thoreau, Fouillée, weisen auf einen „unbewußten sozialen Zwang", die Gefühle der Gewohnheit, Autorität, des Zeremoniells, der öffentlichen Meinung, der sozialen Kontrolle und dergleichen hin und glauben hierin das innere psychische Band zu finden, das die Glieder zusammenhält.

Gumplowicz hat die Theorie vom Rassenkampf aufgestellt, die „auf dem einzig zufriedenstellenden Wege die ganze Frage nach dem Ursprung und damit der wahren Natur der Gesellschaft selbst" erschließt. Frühere Vertreter dieser Idee sind Spencer und Bagehot, neuerdings hat Ratzenhofer in mehreren Schriften ähnliche Ansichten vertreten und den ganzen Prozeß der „sozialen Assimilation" durch aufeinanderfolgende Unterwerfungen aufgedeckt.

Alle diese Theorien und Ideen sind natürlich einseitig und widerspruchsvoll. Es gibt aber viele Wege der Forschung, und sie können mit vielen kleinen Bächen verglichen werden, die alle in einer Richtung fließen und sich schließlich zu einem einzigen Strom vereinigen, welcher die gesamte Wissenschaft der Soziologie darstellt.

Nur in einem Punkt können wir dem Verfasser nicht zustimmen, und zwar in dem Abschnitt über die anthropologische Auffassung der Sozialwissenschaft. Hier scheint er über die gesamte Literatur nicht genügend unterrichtet zu sein und erlaubt er sich scherzhafte Bemerkungen, die nur von seiner Unkenntnis in diesen Dingen herrühren können. Woher weiß er, daß Alexander der Große keine „blonde Bestie" gewesen? Das Gegenteil ist richtig, und es gibt auch nicht den geringsten Anhalt dafür, daß Napoleon eher ein homo mediterranens als europaeus war. Seine weiße Haut, die blauen Augen, seine in der Jugend blonden Haare, sein Familienname Bonipert, der ein germanischer Name des italienischen Mittelalters ist, alles das deutet eher darauf hin, daß er der nordischen Rasse entstammt, und, wie sich aus anderen Merkmalen ergibt, Zumischung von alpinem Rasseblut erfahren hat. Ganz falsch ist aber die Schlußbemerkung: „Sicher ist, daß die Theorie, welche aus den Tatsachen der Anthroposoziologie formuliert wird, auf alle früheren Civilisationen, die um das Mittelmeer, im Tale des Nil und Euphrat entstanden sind, nicht anwendbar ist." Ich habe in meiner „Politischen Anthropologie" gezeigt, daß diese Theorie für alle Stufen der Gesellschaft und Kultur Geltung hat, wofür es noch eine Menge anderer Beweise und Tatsachen gibt, die in jenem Buche nicht angeführt sind. lw.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

III. 5. — 1904.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die nordische Rasse und die Eries der Südsee.

Dr. L. B. Bachmann.

Der talentvolle Gustav Klemm, welcher als der eigentliche Begründer der Lehre angesehen werden muß, die heute unter dem Namen Gobineaus allgemein bekannt ist, formulierte seine historische Rassentheorie in folgenden merkwürdigen Sätzen:

„Mittlererweile war im Hochlande um das Himalajagebirge ein anderes Geschlecht herangereift; sein Körper war anders geschaffen, sein Schädel in den vorderen Teilen besonders ausgebildet, seine Haut rein und eine farblose Decke der Muskeln, sein Knochenbau fester und kräftiger, zur Arbeit und Mühe war Leib und Geist gerüstet, im Herzen aber war der Trieb zu rastlosem Schaffen, zum Denken, Forschen, Dichten, wie ein göttlicher Funke eingepflanzt. Es lebte dieser Stamm nicht in den Tälern und Ebenen, sondern im rauhen Gebirge, ursprünglich jagend, dann raubend, im kecken Uebermute die passiven Nachbaren bald anfallend, bald ihnen nützend durch Vertilgung der schädlichen, aus der Vorwelt herübergeretteten Ungeheuer, oft sich selbst bekämpfend. Wie sich dieser Stamm über die Erde verbreitet, läßt sich nicht nachweisen; doch scheint es, daß er in früher Zeit schon Afghanistan, Iran, Arabien, Kaukasien, Kleinasien und Griechenland betreten, dann aber die Alpen besetzt und später in den deutschen Gebirgen wie in Skandinavien sich ausgebreitet habe. Die Hiksos, welche Aegypten bezwangen, die Perser, welche die theokratischen Monarchien der Meder, Assyrer und Babylonier stürzten, die Horden der Griechen, die Romuliden, welche die etruskischen Theokratien und Monarchien überwanden, die Germanen, die Araber und Türken (wohl zu unterscheiden von den passiven Mongolen), die unbändigen Tscherkessen, die Inkas von Mexiko, die Eries der Südsee — diese scheinen Mitglieder jenes kaukasischen Stammes zu sein, der in kleiner Anzahl als unbändige Kriegerschar auftritt, die passiven großen Reiche anfällt und bezwingt, das Priestertum stürzt oder mit dem Königtum vereint und die in den passiven Nationen begonnene Kultur auffaßt und weiter ausbildet."

Die fortgeschrittene Wissenschaft hat Klemms Ideen zum Teil als irrtümlich nachgewiesen, z. B. den asiatischen Ursprung der Arier, zum großen Teil aber bestätigt; namentlich ist der allgemeine Grund-

gedanke seiner arischen Rassetheorie als ein sicheres Fundament der Kulturwissenschaft anerkannt worden.

Die „kaukasische Rasse“, welche er durch hellere farblose Haut und entwickelteres Vorderhaupt charakterisiert, ist in zwei oder drei Elemente aufgelöst worden, und es hat sich gezeigt, daß unter ihnen insonderheit das nordische Rasseblut es ist, das der aktive Träger der Politik und Kultur ist, daß diese Rasse in Europa ihren Ursprung genommen und schon in ältesten Zeiten nach Süden und Osten sich ausgebreitet hat, kurz: daß sie die erste und älteste Kulturrasse darstellt.

Ujfalvy hat nachgewiesen, daß die Inder, Perser, Skythen ursprünglich den nordischen Rassetypus gehabt haben. Daß die Römer, Griechen, Etrusker, Gallier demselben Typus angehörten, darüber kann heute nicht mehr der geringste Zweifel sein. Durch die Untersuchungen von Maspero, Wiedemann und Fritsch sind die Beziehungen der nordischen Rasse zu Aegypten aufgedeckt worden, wenn auch das meiste in Hinsicht ihres physiologischen Einflusses auf die ägyptische Kultur noch zu erforschen ist. Ich will hier nur erwähnen, daß Wilser auf Grund der anthropologischen Merkmale der Mumie Ramses des Großen diesen für einen Abkömmling der nordischen Rasse hält. Wenn die Ansicht von Cope und Wilser richtig ist, daß die Sumerier des Zweistromlandes „Kaukasier“, d. h. Nordländer oder Mischlinge aus der Kreuzung der nordischen und mittelländischen Rasse gewesen sind, dann sind wir damit den „babylonischen Ariern“ Gobineaus auch näher gerückt.

Die anthropologische Analyse der Juden und Kleinasiaten hat erwiesen, daß auch ihnen ein nicht geringer Teil blonder Rasse beigemischt ist.

Schrenk fand in Sibirien die mongolischen Stämme mit kaukasischen Typen, selbst mit Blonden durchsetzt. Bälz und andere stellten in China und Japan einen groben mongolischen und einen feineren Typus fest. Nach Poesche wurden die letzten Reste der Blonden, der „chinesischen Arier“, im Hoangho-Tal gefunden, und daß die „bleichen Pferdegesichter“ schon in den ältesten Zeiten nach China gekommen sind, bezeugen die chinesischen Annalen. Neuerdings hat A. Wirth berichtet, daß er in Japan, besonders im Norden von Nippon, erstaunlich helle Haut und braune, gelegentlich ins Rötliche übergehende Haare gefunden habe, und daß zwei Drittel des Adels und der Intelligenz dem „feinen Typus“ angehören.

Soviel wir von den Inkas wissen, hatten sie kaukasische, von den Eingeborenen abweichende Körpermerkmale. Dazu kommt noch die merkwürdige Tatsache, daß die Indianer Nordamerikas überhaupt zwei Typen erkennen lassen, einen rundköpfigen, schlitzäugigen und plattnasigen und einen dolichocephalen mit heller Haut und braunem, nicht selten gewelltem Haar. Nach Boas bilden die Rund- und Langköpfigen trotz der Mischungen konstante Typen, was wohl auf ursprüngliche Rassenfremdheit hinweist. Merkwürdig ist, daß diese Rassenverschiedenheit sich auch in der sozialen Gliederung bemerkbar macht. John Russell Bartlett berichtet nämlich folgendes: „Ich fand, daß bei allen Stämmen ein großer Unterschied zwischen den Häuptlingen und den Reichen einerseits und den Massen andererseits vorhanden war. Das, was einem Stamm eigentümlich

ist und ihn von einem anderen unterscheidet, kann der Beobachter in allen Klassen des Stammes wohl erkennen, wie man z. B. einem Engländer leicht ansieht, ob er den höheren Klassen oder dem Handarbeiterstande angehört. So auch bei den Indianern. Die Häuptlinge und deren Familien sind allemal hübsche Exemplare des Genus Homo, gut gebaut, schlank und kräftig, mit vollem Gesicht und meist auch heller von Hautfarbe als die übrigen." — Bartlett führt diese Unterschiede, wie das in ähnlichen Fällen selbst heute noch von einseitigen anatomischen Anthropologen geschieht, auf Kleidung und Nahrung zurück, während dieselben viel wahrscheinlicher, analog den Erfahrungen über Klassenbildung in allen anderen Ländern, in ursprünglichen anthropologischen Verschiedenheiten ihre Ursache haben.

Nicht minder interessant ist die Tatsache, daß die arischen Bewohner Vorderindiens sich auch weiter nach Osten ausgebreitet haben. Hillebrandt hat den Zusammenhang von Altindien und der Kultur des Ostens aufgedeckt, und Hirth hat gezeigt, wie Elemente der griechischen Kunst bis nach China und Japan vorgedrungen sind. Auf dem Malayischen Archipel haben die arischen Einwanderer eine höhere Kultur geschaffen. Auf der Insel Lombock und in einigen Ortschaften von Java — besonders auch in den höheren Familien des alten Mataramreiches — soll nach Häckel heute noch der indogermanische Charakter in der Physiognomie deutlich ausgeprägt sein.

Aber noch weiter nach Südosten gelangten die Arier. Auch die Eries der Südsee, wie sie Klemm nannte, gehören der nordischen Rasse an. Das ist nach den Untersuchungen unzweifelhaft, welche P. Huguenin in dem Bulletin de la société Neuchateloise de géographie (Bd. XIV) veröffentlicht hat. Es handelt sich um die Insel Tahiti, wo die sogenannten Königstypen, von Huguenin „familles d'Arii" genannt, von den anderen Bewohnern sich deutlich unterscheiden. Die Glieder dieser Familien zeichnen sich durch eine das Mittelmaß überschreitende Körperlänge aus. Ihre Haut ist heller als die der übrigen Tahitianer. Die Augen sind nicht schwarz, sondern Huguenin beobachtete speziell in der Königsfamilie von Raiatea und Huahine helle Augen mit bläulichem Schein. Haare und Bart sind viel heller und neigen zur rötlichen Farbe. In einer anderen Königsfamilie von Raiatea beobachtete er sehr große Gestalten, Adlernasen, lebhafte Augen und noch hellere Haut als bei den vorgenannten.

Die „Arii" sollen die letzten Einwanderer sein, die als Eroberer auf die Insel kamen. Stärker und intelligenter als die Eingeborenen, haben sie die herrschende Klasse der Huiraatiraa und das gemeine Volk, die Manahune, sich unterworfen. Die „Arii" achten streng darauf, „Mißheiraten" zu vermeiden, woher es kommt, daß sie die Mischlinge mit großer Verachtung behandeln.

Durchmessen wir so in großen Schritten den Kreis der Völker, und überdenken wir zum Schluß noch die aufklärenden Untersuchungen Woltmanns über den Einfluß der Germanen auf die Kultur der romanischen Völker, so kann heute kein Zweifel mehr bestehen, daß die Theorie von Klemm und Gobineau über die geistigen Unterschiede der Menschenrassen und die Ueberlegenheit der arischen Familie in ihren wesentlichen Grundzügen richtig ist und sicher durch die fortschreitende Forschung immer mehr bestätigt werden wird.

Zeitliche und räumliche Gesetzmäßigkeiten in der Geschichte der Menschheit.

(Vorläufige Veröffentlichung.)

* * *

Leitwort: „Wir dürfen nicht zögern .... uns durch Zusammenschluß so stark als möglich zu machen, um in breiter Front den gewaltigen Vormarsch anzutreten, um die erhabene Aufgabe zu lösen, die unserer Rasse zufällt, nicht allein um ihrer selbst willen, sondern auch als ein ehrenvollster Tribut an das große Ganze der Weltkultur, als freigewordenen Erben der bewunderungswürdigen lateinischen und angelsächsischen Völker, die das Ihrige reich und herrlich getan haben." „Wir wissen, daß nach uns die „neue Welt", Amerika, auf den Plan treten wird. Wollen wir uns vor dem Richterstuhle der Weltgeschichte einst sagen lassen, daß wir diesem weniger gaben, als wir von jenen Herrscher-Völkern des älteren Europas empfingen? .... Es ist der Zeitpunkt nahe gerückt, wo die „politischen" und die „geistigen" Werte sich zu Machtfragen von sekulärer Bedeutung verschmelzen und verdichten." Georg Fuchs, 1902.

Von dem Augenblicke an, wo man erkannt hat, daß alle Kultur Vordereuropas in unserm mit der Völkerwanderung beginnenden Weltalter von germanischen Köpfen hervorgebracht ist und daß lediglich die Araber, die, wie alle reinen, mit Chetitern nicht vermischten Semiten den Germanen an Intellekt und Gesinnungsadel verwandt sind, in dem einzigen Falle der maurischen Blüte als ihre Stellvertreter auftreten und sich unbeschadet mit ihnen mischen konnten, von diesem Augenblicke an verliert die übliche, von der Sprache entnommene Einteilung der vordereuropäischen Nationen in „germanische" und „romanische" ihre historische Berechtigung, wenigstens als Haupteinteilung. Die richtige Haupteinteilung ist vielmehr so vorzunehmen, daß man zunächst für jede Nation einzeln, aber unter Zusammenfassung ihrer Gesamtleistung auf ökonomischem, wie auf politischem, auf künstlerischem, wie auf wissenschaftlichem Gebiete die Wellenlinien der Entwicklung aufzustellen sucht und dann diejenigen Nationen zu Gruppen zusammenfaßt, bei denen jeweilig Wellentäler und Wellenberge gleichzeitig oder doch nur mit einer geringen gegenseitigen Verschiebung stattfinden. Man gelangt dann bald zu der sieghaften Ueberzeugung, daß seit mindestens anderthalb Jahrtausenden im vordereuropäischen Völkerkonzerte einerseits die Stimmen aus der Pyrenäenhalbinsel, aus dem früheren Gallien und aus Britannien, andererseits die Stimmen aus Vorderitalien (d. h. Oberitalien und Toskana, vergl. Aufsatz II), aus dem alten Germanien und vielleicht aus Skandinavien zusammengehören. Es handelt sich also kurz um den Gegensatz des Westens und des Ostens von Vordereuropa; die historisch richtige Einteilung des Völkerkreises hat eine geographische Unterlage, was nicht wunder nehmen kann, da die andere natürliche Unterlage aller Geschichte, die anthropologische, dem ganzen Völkerkreise, wie oben erwähnt, in wesentlich gleicher Weise zur Produktion der Kultur gedient hat, also nicht den Hauptunterschied zwischen den Nationen bedingen kann.

Nun muß man, wie im ersten Aufsatz dieser Serie erwähnt, in der Geschichte unseres Weltalters fünf Zeitglieder unterscheiden, deren

jedes drei- bis vierhundert Jahre dauert, und für die ich, aus demselben Bedürfnisse heraus, aus dem der Mathematiker seine Formeln, der Musiker seine Noten usw. schafft, kurze Bezeichnungen (Pe, Se, Te, Re und Me) vorgeschlagen hatte. Ich werde aber im vorliegenden Aufsatze diese Zeichen zwecks leichterer Verständlichkeit für neu hinzugekommene Leser nicht benutzen, vielmehr einfach von fünf Blütezeiten (I—V) sprechen. Die Berechtigung ihrer Aufstellung erhöht sich durch den Umstand, daß die beiden geographischen Hauptgruppen der vordereuropäischen Nationen mit der schöpferischen Teilnahme an diesen Blütezeiten untereinander abwechseln. Dies soll folgende Tabelle zeigen.

Westgruppe	Ostgruppe
	I. Frühgermanische Blüte, kulminiert im 6. Jahrhundert, und zwar a) bei den Ostgoten, b) bei den Burgundern, Bajuwaren usw. Wirtschaftliche Grundlage: Hausfleiß, + nachrömische Wirtschaftsformen. Politische Grundlage: Gemeinfreiheit und Sippenverbände + nachrömische Rechtsformen.
II. Blüte während des Karlingerreichs, kulminiert im 9. und teilweise im 10. Jahrhundert, und zwar a) bei den Mauren, b) bei den Franken, c) bei den Angelsachsen. Wirtschaftliche Grundlage: Gutswirtschaft. Politische Grundlage: Grundholdentum + Großdynastentum. (Unter Abweichungen in Britannien.)	
	III. Blüte unter dem römisch-deutschen Reiche, kulminiert im 13. Jahrhundert, und zwar: a) bei den Italienern, b) bei den Deutschen mittelhochdeutscher oder mittelniederdeutscher Zunge. Wirtschaftliche Grundlage: Zünftlerisches Handwerk + Dreifelderwirtschaft der Pachtbauern. Politische Grundlage: Genossenschaftliches Städtebürgertum + Niederer Adel.
IV. Blüte der sogenannten „Neueren Zeit", kulminiert im 16. und 17. Jahrhundert, und zwar: a) bei den Spaniern (einschließlich Portugiesen), b) bei den Franzosen, c) bei den Engländern. Wirtschaftliche Grundlage: Merkantilistische Manufaktur + Export — Landwirtschaft. Politische Grundlage: Individualistisches nationales Staatsbürgertum.	
	V. Moderne Blüte, kulminiert wohl im 20. Jahrhundert, und zwar: a) in dem unerwarteten Aufleben stark germanischer Gegenden des geeinten Italiens, b) in dem gewaltigen Aufschwung des Deutschtums auf allen Gebieten. c) in der ersten Hochblüte des skandinavischen Geistes. Wirtschaftliche Grundlage: Großindustrie + intensiver bäuerlicher Kleinbetrieb. Politische Grundlage: Ein sozialpolitisch geschützter Subjektivismus. (Unter Abweichungen in Italien.)

Man bemerke aber noch, daß sowohl innerhalb der Westgruppe, als innerhalb der Ostgruppe der Accent mit der fortschreitenden Entgermanisierung (bezw. Entarabisierung) im Süden und der fort-

schreitenden Kultivierung (und Mischung?) im Norden immer mehr von Süden nach Norden geht.

Die Westgruppe besitzt in unserm Weltalter nur zwei, die Ostgruppe drei absolut verschiedene Entwicklungsstadien, deren jedes sich in Form einer Kurve darstellen ließe. Für den ganzen Völkerkreis handelt es sich also um fünf große Kulturwellen, von denen abwechselnd immer eine im Osten und eine im Westen kulminiert. Das Ganze ist ein verwickelter Prozeß, dessen Rhythmus man mit zwei verschiedenen, einander gleichberechtigten Methoden untersuchen kann.

Entweder man betrachtet den Völkerkreis als ein geschlossenes Ganze. Dann ergeben sich die fünf vordereuropäischen Geschichtsstufen, die mit den fünf Geschichtsstufen des antiken, hintereuropäischen Völkerkreises (vergl. Aufsatz II) in eigentümlichen Homologieen, Analogien und Katanalogien stehen (vergl. Aufsatz I). So betrachtet, lösen sich also (wenigstens auf dem Kontinente) die gemeinfrei-sippenhafte, die großgrundherrliche, die genossenschaftliche, die individualistische und die sozialpolitisch-subjektivistische Geschichtsstufe einander ab. Diese ganze, auf den Völkerkreis zielende Betrachtungsweise hat ihre volle Berechtigung, weil die Nationen unter fortwährender gegenseitiger Beeinflussung stehen, und weil die Blütezeiten der Westgruppe auch von der Ostgruppe, die Blütezeiten der Ostgruppe auch von der Westgruppe mehr im Verborgenen und weniger groß, weniger schöpferisch mitgemacht werden. So erlebte die Genossenschafts-Stufe des römisch-deutschen Reiches im gleichzeitigen normännischen Stammes-Staate auf britischem Boden eine Art kleinerer Wiederholung. So wurde die individualistische Kultur der national geeinigten Westmächte von den einzelnen deutschen Territorialstaaten oft sklavisch nachgeahmt. Jedoch sind es im ersten Drittel (in den ersten vier Generationen nach dem „Merkpunkte") einer neuen Geschichtsstufe (z. B. 1417—1528 für die vierte, 1789—1900 für die fünfte Geschichtsstufe) noch Nationen der bisher blühenden Gruppe (Italien und Deutschland 1417—1528, Frankreich und England 1789—1900), welche in wichtigen Dingen die geistige Führerschaft behaupten (vergl. weiter unten).

Die andere Methode, die in obiger Tabelle schematisch zusammengestellten Tatsachen zu betrachten, ist die Untersuchung der einzelnen Nationen für sich, oder auch, was hier wesentlich dasselbe bedeutet, die Untersuchung je einer der beiden Völkergruppen, deren Blütezeiten sich zueinander genau so verhalten, wie die Jahreszeiten der Nord- und Südhemisphäre der Erde zueinander: wenn bei uns die Trauben reifen, springen dort die ersten Frühlingsknospen auf.

Nehmen wir als Beispiel die Ostgruppe. Dann stellt sich hier mit großen, in sich wiederum regelmäßigen Modifikationen der ganze Prozeß seinem Hauptstrome nach so dar, wie das schon Wilhelm Scherer[1]) für das Spezialgebiet der deutschen Literaturgeschichte völlig zutreffend zusammengefaßt hat, wenn er von den drei deutschen Blüteperioden spricht: „Um das Jahr 600 n. Chr. Geburt ... erlebt das germanische Nationalepos seine Blüte." „Um das Jahr 1200 kommen ... jene ... Stoffe der Heldensage wieder in Aufnahme, und die uns bekannten Gedichte von den Nibelungen und von Gudrun

[1]) W. Scherer, „Gesch. der deutschen Literatur". 5. Aufl., 1898, S. 18—19.

entstehen, zugleich aber wirken Epiker und Lyriker vom ersten Range, Wolfram v. Eschenbach, Gottfried v. Straßburg, Walter von der Vogelweide." „Um das Jahr 1800 besitzt Deutschland seinen Goethe, seinen Schiller." „Die Höhepunkte sind gleichsam Wellenberge, und den Wellenbergen müssen Wellentäler entsprechen. Der tiefste Stand der deutschen Literatur . . . fällt in das 10. und 16. Jahrhundert." Ganz demselben Hauptstrome folgt z. B. die politische Machtstellung, nur daß sie in der ersten Blüteperiode als stoffliefernde Eroberungszeit der Poesie mindestens um ein Jahrhundert vorausschritt, daß sie in der zweiten Blüteperiode mit ihrer größten Machtfülle unter Kaiser Heinrich VI. (1190—97) ihr genau gleichzeitig verlief, und daß sie in der dritten Blüteperiode ihr mindestens um ein Jahrhundert nachfolgte. Der allgemeine Kulturhistoriker, welcher den Durchschnitt aus den Kurven aller Kulturzweige zu nehmen hat, muß deshalb die von Scherer angegebenen Zahlen etwas auseinander rücken; doch dies nur nebenbei. Wichtiger ist uns hier, daß nicht alle Kulturzweige sich dem nationalen Hauptstrome bedingungslos unterwerfen, sondern gerade an der Stelle, wo der Hauptstrom am tiefsten steht, wie artesische Brunnen hervorsprudeln. Es sind das für das 16. Jahrhundert in Deutschland besonders Malerei und Plastik, aber auch gewisse Zweige des Erwerbslebens und der Weltanschauung. Diese Kulturzweige haben Blütezeiten gleichzeitig mit der allgemeinen Kultur ihrer Nation; aber sie können gerade dazwischen noch eine besondere Blütezeit haben. Die deutsche Plastik z. B. blüht unter dem Alten Reich, wo in der späteren Stauferzeit die herrlichen Skulpturen in Naumburg und Wechselburg, in Freiberg und Bamberg entstehen. Und sie blüht wieder um 1900 unter dem Neuen Reiche, wo ein Klingerscher Beethoven entsteht. Aber sie gelangte auch einmal dazwischen zu bedeutender Entfaltung unter den formenden Händen vor allem Peter Vischers. Diese sekundären Kulturblüten brauchen entgegen der u. a. von Lamprecht vertretenen Auffassung nicht als besondere nationale Entwicklungsstufen bezeichnet zu werden, und zwar deshalb nicht, weil sie erstens nur partiell sind, d. h. sich, wie erwähnt, nur bei einzelnen Kulturzweigen finden, und weil sie zweitens nur ephemer sind, weil sie zwar organisch, langsam aus der Vergangenheit herauswachsen, dann aber, eben auf ihrer Höhe angelangt, sich hier weder halten, noch langsam herabsinken, sondern so gut wie plötzlich abschneiden. Als Dürer im Jahre 1526 sowohl im Bildnisse („Holzschuher" in Berlin) als im Idealgemälde („Vier Apostel" in München) gerade seine Vollkraft erreicht hatte, legte er, geistig krank an seiner Zeit, seinen Pinsel für immer nieder, um zwei Jahre darauf zu sterben. Und als 1529 auch Vischer starb und der jüngere Holbein endgültig nach dem zukunftsfrohen England übersiedelte, da zählte das soeben noch so reiche Deutschland, da Veit Stoß als Greis von 90 Jahren nicht mehr mitrechnete und Lukas Kranach ein oberflächlicher Bilderfabrikant geworden war, keinen einzigen Künstler ersten Ranges mehr. In den gleichen Jahren aber versiegte auch die Produktivität der deutschen Humanisten, sank auch der deutsche Protestantismus von einer großen Bewegung der Geister zu einem Pfaffengezänk und zu einem bequemen Instrument pfründelüsterner Fürsten herab. Dieses plötzliche Verwelken einer eben entfalteten wunderbaren Blüte ist

vielleicht die merkwürdigste Erscheinung innerhalb der gesamten deutschen Geschichte. Und trotzdem findet sie sich genau so in der italienischen Geschichte. Kein Geringerer als Burckhardt hat es ausgesprochen, daß mit dem berüchtigten „sacco di Roma“ von 1527, der Plünderung Roms durch das Heer der soeben entstandenen spanischen Weltmonarchie die Renaissance im großen Stile zu Ende war.

Dieser doppelte, sowohl für Italien, als für Deutschland geltende Prozeß muß, wenn die oben aufgestellte Tabelle richtig ist, in der Gegenwart sich in einem ebenfalls doppelten, nämlich sowohl für Frankreich als für England geltenden Prozesse in wichtigen Kulturzweigen wiederholen. Und dies ist wirklich so. Beschränken wir uns hier der Kürze halber auf die Malerei, so hatten einst Italien und Deutschland sowohl während der letzten Generation vor dem geistigen Zusammenbruch (Lionardo, Michelangelo und Raffael, Giorgione und Tizian, Dürer und Holbein) als während der vorletzten Generation (Botticelli, Ghirlandajo und Perugino, Bellini und Mantegna, Schongauer und Memlinc) einen reichen und reifen Früchtegarten hervorgebracht. Ganz entsprechend dauert sowohl in Frankreich als in England die eigentliche Früchtezeit der modernen Malerei zwei Generationen. Denn nach 1870 wirkten in Frankreich die großen Impressionisten, wirkten Gustave Moreau († 1898) und Puvis de Chavannes († 1898) und in England Watts, Burne-Jones († 1898), Crane, Whistler und Beardsley; und vor 1870 wirkten in Frankreich Corot († 1875), Millet († 1875) und Courbet († 1877) und in England die „Praeraphaeliten“. Dagegen wurde es schon 1900 in Paris, besonders aber 1902 bei der internationalen Ausstellung in Turin, den denkenden Beobachtern klar, daß in beiden noch 1870 unbedingt führenden Ländern der geistige Nachwuchs völlig fehlte und daß damit die schon seit Kant und Goethe vorbereitete „Verschiebung des kulturellen Gleichgewichts im europäischen Völkerkonzerte“ endlich vollendete Tatsache geworden ist. „Der Nachwuchs fehlt. Man blättere alle Bände der englischen Revuen durch und suche junge Kraft in England, man lese alle Dichtungen nach Wilde und Darson, man versenke seinen Blick in alle Bilder nach Watts und in alle Zeichnungen nach Beardsley.... Wo leuchten jene sibyllinischen Zeichen der Jugend ..., die eine wahrhaftige Wiedergeburt ankündigen, die mehr ist als Renaissance, mehr als ein Wiederaufleben: nämlich ein neues Leben, d. h. organisches Emporwollen von elementarer Gewalt da und dort, oben und unten, und aus allen Quellen und Wurzeln des Volksganzen!“[1]) Ganz das gleiche, nur noch offensichtlicher gilt für Frankreich, aus dem ein Henri van de Velde genau aus den gleichen Motiven nach Deutschland übersiedelt, wie einst Holbein aus Deutschland nach England. Und an die Blütezeit Spaniens hat sich aus Gründen, die hier zu weit führen würden, den einzigen Goya ausgenommen, überhaupt keine moderne Früchtezeit angeschlossen.

Das ganze Phänomen, welches darin besteht, daß das Knospen, Entfalten, Duften und Verwelken einer Kulturblüte und das sich anschließende Reifen und plötzliche Abbrechen einer Kulturfrucht einen

[1]) Georg Fuchs, „Holland und die groß-deutsche Kultur.“ In „Deutsche Kunst und Dek.“ 1902, S. 528.

gesetzmäßigen, d. h. nach Generationen genau berechenbaren Verlauf hat, wiederholt sich tatsächlich überall in der Menschheitsgeschichte und kann, wenn überhaupt, nur anthropologisch erklärt werden.

Wenn fast die gesamte vordereuropäische Kultur unseres Weltalters ein Werk der germanischen Rasse ist, so schließt das nicht aus, daß diese nicht in sehr verschiedenen Modifikationen aufgetreten ist. Wer biologisch geschult ist, weiß, daß überall auch in der Menschheitsgeschichte Ausleseprozesse stattfinden, und daß, wenn die Auslesebedingungen sich ändern, auch die zur Führerschaft und zur eigentlichen Kulturproduktion berufenen Schichten und Nuancen der Rasse in einem jeden Lande sich ändern müssen. Ueberschaut man aber die fünf vordereuropäischen Zeitglieder, so muß man sich überzeugen, daß die Auslesebedingungen beim Uebergang vom gemeinfreien Dasein (I) durch das Grundholdentum (II) zur kleinstädtischen Innungsmitgliedschaft oder ministerialen Ritterschaft (III) oder beim Uebergang vom kleinstädtischen Handwerkerdasein durch die merkantilistische Manufaktur (IV) zur großstädtischen Industrie (V) sich so gründlich ändern, daß durch die jeweilig neue Zuchtwahl eine ganz andere Rassenschicht zur Führerschaft gelangt.

Vielfach ist übrigens der Wechsel der Rassenschicht durch eine militärische Eroberung noch besonders markiert, und immer findet durch ihn eine mehr oder weniger tiefe Sprachveränderung statt: Für die Westgruppe kann ja überhaupt niemand bezweifeln, daß hier im zweiten Entwicklungsstadium eine andere Rassenschicht tätig war, als im ersten. Denn südlich der Pyrenäen ging aus der maurischen Kultur nach jahrhundertelangem Kampfe die spanische hervor, nördlich von ihnen verwandelte sich sehr langsam die fränkische in eine französische, und jenseits des Aermelkanals trat nach der Zwischenstufe des Normannenstaates mit seiner frühfranzösischen Gesellschafts-Sprache die englische an Stelle der angelsächsischen. Aehnlich aber, und nur wesentlich früher, wie aus dem fränkischen das französische Wesen entstand, wurde innerhalb der Ostgruppe das gotisch-langobardisch-nachrömische zum italienischen. In Spanien wie in England, in Frankreich wie in Italien findet sich trotz großer Verschiedenheit der äußeren Entwicklungsformen im wesentlichen der gleiche Prozeß des Rassenschicht-Wechsels. Sollte allein Deutschland eine Ausnahme machen? Keineswegs: Wie Italien ein um drei Jahrhunderte früheres Abbild der französischen Entwicklung bietet, so das alte Deutschland ein um drei Jahrhunderte früheres der englischen, wobei zu bemerken ist, daß in beiden Fällen der frühere Prozeß der weniger gründliche, der weniger radikale ist. In Britannien folgte auf die jütisch-angelsächsische Zeit (II) nach dem normannischen Zwischenzustand (III) die englische (IV), in Germanien auf die bajuwarisch-burgundische Zeit (I) nach dem althochdeutschen (+ altsächsischen) Zwischenzustand (II) die mittelhochdeutsche (+ mittelniederdeutsche) (III). Aber in Germanien wiederholt sich nun der Prozeß. Wie zuerst die althochdeutsche Sprache etwa Ottfrieds (II), so ist jetzt die alt-neuhochdeutsche Luthers (IV) nur eine Zwischenstufe; denn uns mutet heute das herrliche Burglied Luthers kaum weniger altertümlich an, als Luthern etwa ein Lied Walters von der Vogelweide erschienen sein

mag, und dabei dürfte sich die Literatursprache des 20. Jahrhunderts (V) noch weiter (und zwar im „impressionistischen" Sinne) verändern.

Man kann zusammenfassend kurz sagen, daß im vordereuropäischen Weltalter in den Westländern je zwei, in den Ostländern je drei von Grund aus verschiedene Rassen-Schichten am Werke waren. Dagegen gehören die Dürer, Vischer, Sachs, Luther und Reuchlin noch ganz der alten, fortwährend aus dem halbfreien Bauernstande schöpfenden genossenschaftlichen Städtekultur an, nur daß es sich jetzt nicht mehr um Kleinstädte, sondern um Mittelstädte handelt; desgleichen war Hutten der letzte bedeutende Sproß des gleichzeitig mit dem Handwerkertume blühenden, gleichzeitig mit ihm verfallenden Rittertums. Alle diese großen Zeitgenossen bildeten trotz schöpferischer Anteilnahme an der damals in den Westlanden heraufkommenden individualistischen National-Kultur keine absolut neue, durch veränderte Zuchtwahl entstandene Rassen-Schicht, sondern nur eine besondere letzte Nuance der bisher führenden Schicht. Desgleichen hat man seit langem erkannt, daß die italienische Renaissance im engeren Sinne, die um 1417 mit Brunellesco, Donatello, Masaccio und Castagno beginnt und bald nach dem Tode Raffaels (1520), bald nach dem Erscheinen von Ariosts „Orlando furioso" (1516) endigt, nur eine neue Nuance, nur die letzte süße Frucht jener langen Blüte-Periode ist, die einen Anselmus, Franz von Assissi und Thomas von Aquino, die einen Dante, Petrarca und Bocaccio, die die Pisaner Bildhauer und den großen Maler Giotto hervorbrachte. Gerade die Untersuchungen Ludwig Woltmanns in den letzten Heften dieser Revue haben es ja zur Sicherheit gebracht, daß ein und derselbe Rassen-Auslese-Prozeß in Italien spätestens etwa vom Jahre 1000 an bis gegen 1600 waltete.

Jedes der großen nationalen Entwicklungsstadien ist nicht nur dann vorhanden, wenn die Uhr der vordereuropäischen Gesamt-Geschichte seine richtige Stunde anzeigt, sondern es hat lange Vorbereitungszeiten und Fortsetzungszeiten. Die Fortsetzungszeit der Genossenschafts-Kultur (III) reicht, wie erwähnt, in voller früchte-reicher Pracht über fünf Generationen bis etwa 1528, sie reicht mit vereinzelten Gaben sogar noch drei Generationen weiter, indem für Deutschland etwa der Schuster und Mystiker Jakob Böhme („Aurora" 1612), für Italien etwa der sozialistische (also der Individualkultur feindliche), zudem philosophisch ganz reaktionäre Campanella („Civitas Solis" vor 1623) die letzten geistigen Winterfrüchte darstellen, und indem erst der dreißigjährige Krieg dem römisch-deutschen Reiche zwar nicht formal, aber doch tatsächlich den Todesstoß gab. Umgekehrt beginnen die vorbereitenden Anzeichen einer modern-deutschen und modern-italienischen Blüte nicht erst bei Kant, Herder und Goethe, bei Galvani, Volta und Canova, sondern schon ganz deutlich fünf Generationen früher, nämlich in der Wissenschaft bei Kepler (1571—1630) und Galilei (1564—1642), in der Kunst bei Elzheimer (1578—1620) und Caravaggio (1569—1609), sie beginnen ganz scharf zugesehen sogar noch um drei Generationen früher, nämlich in der Wissenschaft bei Kopernikus (Hauptwerk 1507—43), in der Kunst bei den ersten perspektivischen Koloristen beider Länder, nämlich bei Grünewald (Hauptwerk um 1525) und Correggio (Hauptwerke 1518—1534). So lagern sich durch vier Generationen (etwa 1500—1620), gerade während im

Westen die individualistische Nationalkultur (IV) ihre Hochblüte erreicht, im Osten die Ausläufer des vorhergehenden (III) und die Vorläufer des späteren (V) Entwicklungsstadiums übereinander. Man erblickt so Zeitgenossen, zwischen denen eine Welt zu klaffen scheint, und die doch beide typische Vertreter ihrer Länder sind, aber Länder unter absolut verschiedener Kultur. Bis in die biographischen Einzelheiten hinein läßt sich nachweisen, daß zwischen Luther und Kopernikus, zwischen Dürer und Grünewald, zwischen Raffael und Correggio, zwischen Böhme und Kepler, zwischen Campanella und Galilei keine kulturellen Brücken zu existieren scheinen.

Und doch müssen, will man nicht jede organische Auffassung der National-Geschichte preisgeben, schließlich doch solche Brücken vorhanden sein. Es ist doch wohl kein Zufall, daß sowohl der Sippengeist der Frühzeit (I), wie der genossenschaftliche Geist der alten Handwerkskultur (III), wie der sozialpolitische Geist der modernen Industriekultur (V), also alle drei „bindigen" Kulturen in demselben Deutschland ihre stärkste Ausbildung finden, während der "brüchige", lockernde Sinn, der sowohl in der selbstgenügsamen Großgrundherrschaft der Karlingerzeit (II), als im staatsbürgerlichen Individualismus der neueren Zeit (IV) steckt, mehr jenseits der Vogesen blühte. Geheime, an die Länder gebundene Fäden verbinden also die alternierenden Geschichtsstufen der vordereuropäischen Entwicklung.

Das Hauptproblem aber lautet nun: wie entsteht überhaupt eine Geschichtsstufe aus der vorhergehenden. Prüfen wir zu diesem Zwecke die eigentliche Entfaltungszeit („Frühepoche") der modernen Kultur, also die vier zwischen 1755 und 1871 liegenden Generationen („Zeitschnitte"), und zwar in dem hierfür maßgebenden Lande, in Deutschland. Am charakteristischsten für den ersten Zeitschnitt ist entschieden der sogenannte „Sturm und Drang", dessen Wesen in einem radikalen Bruch mit der bestehenden, von den Westnationen herüberstrahlenden Staatsbürgerkultur besteht, in der Sehnsucht nach einer vermeintlichen Natur, d. h. nach einer urwüchsigen, gänzlich primitiven Kulturstufe, deren Stimmung man in den pseudo-urkeltischen Liedern „Ossians" und in der staatenlosen Gesellschaft Rousseaus findet. Von der Antike wird nur Homer, also auch wieder eine relativ primitive Stufe verstanden. — Mit Goethes italienischer Reise (1786) und mit der „Iphigenie" (1787) beginnt der zweite Zeitschnitt der modernen deutschen Literatur, dem sich seit Langhans' Berliner Propyläenbau (1789), seit Schadows erster natursinniger Idealplastik (1788), seit Carstens' erstem Erfolg mit allegorischen Gemälden (1789) ein entsprechender Zeitschnitt in der bildenden Kunst anschließt. Es ist nunmehr die klassisch-griechische Geschichtsstufe der Antike, die man mit heißem Begehr in die deutsche Geistesentwicklung aufnehmen möchte. Aber auch das Interesse für die cäsarisch-römische Geschichtsstufe schließt sich bald daran an; eine römische Kunstauffassung atmet aus Danneckers berühmter „Ariadne" (1806—1816), wie aus Goethes „Römischem Haus" im Weimarer Park; eine spätrömische Gesellschaftsauffassung spricht aus der Vorliebe so vieler bedeutender Deutscher für den korsischen Imperator nicht minder, wie aus der freien Behandlung des Geschlechtslebens im Kreise des Prinzen Louis Ferdinand oder in Schlegels „Lucinde" (1799). Der theoretische Ausdruck dieser Stimmungen aber ist Niebuhrs

„Römische Geschichte“ (1811). Doch hält sich daneben die Vorliebe für eine primitive Kultur. Aber nicht mehr den vermeintlichen Urzustand der Menschheit will man nach Art der Stürmer und Dränger mit wüstem Schimpfen gegen die staatsbürgerliche Konvention heraufführen, sondern man richtet seine Gedanken positiv auf den ältesten, historisch bekannten Zustand der eigenen Rasse, auf die Germanen etwa zu Cäsars und Tacitus Zeiten. (Vergl. z. B. Arndts Schrift „Germanien und Europa“ 1803). „Arnim und Brentano gaben (1805—1808) . . . eine deutsche Liedersammlung heraus, worin der kosmopolitische Charakter von Herders Volksliedern national geworden war.“[1]) Auch die Märchensammlungen Tiecks (1797) und der Brüder Grimm (1812) erneuern urgermanische Stimmungen. Fichte (1807) knüpft namentlich in seiner vierten „Rede“ ausdrücklich an den Zustand der Germanen vor der Völkerwanderung an und läßt seine Vorliebe für eine nichtmonarchische Staatsform, wie die urgermanische es ja auch war, durchblicken. Jahns „Deutsches Volkstum“ (1810) schlägt in dieselbe Kerbe. Auch diese Stimmung fand, wie die cäsaro-phile, ihren theoretischen Ausdruck in einem bahnbrechenden Geschichtswerke, nämlich Eichhorns „Deutscher Staats- und Rechtsgeschichte“ (1808). Die urgermanistische Stimmung paßte aber auch vorzüglich für jene Zeit, in der wie einstmals unter Cäsar und Augustus die Eroberungsheere eines fremden Kaisers über den Rhein zogen, ein Zusammenhang, der zu bewußter Klarheit in Kleists grandioser „Hermannsschlacht“ wurde. Wie aber in der Urzeit die Germanen schließlich den Spieß umgekehrt und das Römerreich zerstört hatten, so zogen 1813 seit fast einem Jahrtausend zum ersten Male wieder deutsche Heere in Paris ein. — Wie dann einst aus den Völkerwanderungen ein neues Entwicklungsstadium der germanischen Geschichte entstanden war, so entsteht jetzt aus den Heerwanderungen von 1813 und 1815 ein neuer dritter Zeitschnitt mit einer neuen Stimmung. Aus glücklichen Feldzügen heraus erwächst meistens der monarchischen Gewalt eine Stärkung. So gelangt denn jetzt der Absolutismus zum Siege über demokratische Ansprüche, ganz wie einst im Staate Dietrich von Berns[2]). Die andere wichtige Signatur dieses Zeitschnittes ist die allmähliche Konzentration der deutschen Einzelstaaten zu zunächst noch partikularen, dann immer größeren Komplexen. Was sich einst in der Frühzeit auf militärischem Wege vollzogen hat, vollzog sich jetzt in der Form der Zollvereinigungen. Ein ähnlicher Parallelismus findet auf geistigem Gebiet statt. Wie einst die ostgotischen Baumeister aus antiken Elementen einen neuen und letzten Endes doch germanisch empfundenen Stil geschaffen hatten, so gelang es jetzt Schinkel in Berlin und Klenze in München (beide seit 1816 an ihren neuklassizistischen Hauptwerken tätig) im Gegensatz zu ihren Vorgängern in den ersten beiden frühmodernen Generationen, einen wirklich neuen Raumstil aus antiken Bauteilen zusammenzusetzen. Wie ferner in Ravenna und Rom einst zum ersten Male germanische Hände an Wandmalereien beschäftigt gewesen waren, so führten seit 1815 in der Casa Bartholdi zu Rom zum ersten Male seit vielen Jahrhunderten die sogenannten Nazarener:

[1]) W. Scherer, ebenda, S. 636.
[2]) Felix Dahn, „Urgesch. d. germ. u. röm. Volkes“. Bd. I, S. 297.

Cornelius, Overbeck, Veit usw. kunstgeschichtlich hochbedeutende, wenn auch im Vergleich mit der gleichzeitig französisch-englischen Malerei primitive, nicht realistische Wandmalereien aus. Die Wissenschaft bewahrte nach 1815 ihr Interesse für das alte Germanentum, aber nicht mehr vornehmlich für die cäsarisch-taciteische, sondern für die burgundisch-ostgotische Geschichtsstufe, die sich zur Sage von den Nibelungen verklärt hat (vergl. Lachmanns Arbeiten über das Nibelungenlied 1816—29). Die offizielle Philosophie, welche im vorigen Zeitschnitte gänzlich pantheistisch gewesen war, wird jetzt theistisch und religiös-positiv. Es ist, als handelte es sich um eine neue Bekehrung des gebildeten Germanentums zu einem Christentum, das freilich noch ebensowenig orthodox war, wie einst der frühgermanische Arianismus. Für die Gesamtstimmung des Zeitschnittes aber hat das Schlagwort vom Byzantinismus ausnahmsweise eine wirkliche historische Berechtigung, indem die Blüte von Byzanz ja mit dem frühgermanischen Entwicklungsstadium zusammenfiel, mit ihm zugleich also auch wieder aufgenommen werden konnte. — Im vierten, letzten, etwa 1842—71 dauernden Zeitschnitt der frühmodernen Epoche gelangt dann das deutsche Städtewesen, der deutsche Gewerbefleiß nach langem Stillstande zur rapiden Entfaltung. Es ist, als ob die produktiven Kräfte der alten Handwerkerkultur des römisch-deutschen Reiches zu der von den Westmächten übernommenen merkantilistischen Staatsbürgerkultur hinzutreten, um aus dieser Verbindung die moderne Industrie zu schaffen. Die absolutistische Gewalt muß durch diese Bewegung starke Erschütterungen (1848!) erleiden. Die Idee des Kaisertums auf einer partikularen Grundlage und mit dem demokratischen Oele des städtischen Bürgertums gesalbt, entsteht wieder wie aus der Erinnerung an die Politik der Staufer-Zeit. Aber durch den Gegensatz zwischen der süddeutschen und der norddeutschen Großmacht wird, so wie einst durch den Gegensatz zwischen Staufern und Welfen, die Einigung erschwert. Und als besondere Gefahr tritt der 1838 geborene Ultramontanismus auf und betont eine neue Liebe für das Papsttum. In der bildenden Kunst bemerkt man seit der Berliner Ausstellung von 1842 eine Zunahme der realistischen Technik, wodurch die primitive, „nazarenische“ Stufe des vorigen Zeitschnittes allmählich überwunden wird, und wodurch man sich um 1870 herum einem Dürer, Holbein und vor allem den deutschen Kunstgewerblern von 1500 sehr nahe verwandt fühlt. In der Baukunst feierten der „romanische“ und der „gotische“ Stil ihre Auferstehung und verdrängten fast gänzlich die barocke wie die klassizistische und neu-klassizistische Architektur. Schwinds Wartburg-Fresken (1855—56) führen die große Blütezeit von 1200 lebendig herauf, der Gemäldecyklus im Römer in Frankfurt, an dem fast alle bedeutenden Maler der Zeit mitarbeiten, erläutert in idealen Bildnissen die Geschichte des römisch-deutschen Kaiserreichs. Schnor von Carolsfeld († 1872) und Joseph Ritter von Führich schufen, wie der spätere Overbeck, eine nicht nur religiöse, sondern direkt kirchliche Malerei. Das ganze Wirken Ludwig Richters, und in anderer Nuance das der Waldmüller und Spitzweg, dann das der Deffreger, Knaus und Vautier besteht in einer Verherrlichung der alten, gemütlichen, kleinbürgerlichen Handwerkerkultur, die dann ihren letzten großen,

wenn auch bereits mit absichtlicher Komik ausposaunten Triumph in der Musik, in Richard Wagners „Meistersängern“ fand. Wagner, der bei weitem größte Künstler dieser Generation, hatte weit stärker als die andern den Widerwillen gegen die in Paris konzentrierte Kultur der abgelaufenen Geschichtsstufe, gegen diese „Lügengeburt der mißleiteten Menschheit“, wie er sie nannte, empfunden, und hielt ihr vor allem das romantische Ideal der alten Ritterkultur („Tannhäuser“, „Lohengrin“, „Tristan“ usw.) entgegen. Dieselbe Handwerker- und Ritter-Kultur ist das Lieblingsthema der gerade damals üppig blühenden „Kulturgeschichtsschreibung“ und des historistischen Romans, sie beeinflußt die Nationalökonomen und Staatsrechtler und tritt in Form des sogenannten „Gemütsbedürfnisses“ als Gegenpol der aufklärerischen Logik bei dem führenden Philosophen der Zeit, bei Hermann Lotze auf. Der durchschnittliche geistige Betrieb der Zeit aber erhält ein nüchternes scholastisches Gepräge, vor dem sich einzelne Geister, wie zur Zeit der wirklichen Scholastik, zu einer mystischen Naturverehrung retten, die in großer, reiner Form bei Fechner und in getrübtem Strome in den pessimistischen Schriften der sechziger Jahre auftritt.

Diese sehr unvollständige kleine Skizze der frühmodernen deutschen Gesamtentwicklung zeigt doch wohl schon mit genügender Deutlichkeit, daß es sich hierbei um nichts anderes, als um eine ungemein abgekürzte Wiederholung der gesamten Geschichte Deutschlands handelt, und zwar so, daß eine jede der vier Generationen ein ganzes Entwicklungsstadium des Vaterlandes rekapituliert. Der letzte Zeitschnitt (1842—71) rekapituliert die genossenschaftliche Handwerks- und Ritterkultur des römisch-deutschen Reiches, die mit ihren je fünf Generationen Vorbereitungs- und Fortsetzungszeiten 887—1528 gedauert hat, — der vorletzte Zeitschnitt (1815—42) die frühgermanische, frühchristliche, — der drittletzte (1787—1815) das urgermanische, cäsarisch-taciteische — und das viertletzte (1755—1787) das noch vorgermanische, allgemein germanoide. Dabei können aber jedesmal Erscheinungen einer dem rekapitulierten Zustande gleichzeitigen, vorgeschritteneren Kultur, die seinerzeit vielleicht vom Vaterlande irgendwie rezipiert worden sind, mit rekapituliert werden.

Wegen der Aehnlichkeit mit dem bekannten „biogenetischen Entwicklungsgesetze“ möchte ich die ganze hier aufgestellte Regel als frühepochale kulturgenetische Rekapitulation der nationalen Entwicklungsstadien bezeichnen. Zum Unterschiede von der biogenetischen Entwicklung handelt es sich aber hier nie um das alleinige Vorhandensein eines bestimmten Stadiums, sondern stets nur um das Hinzutreten zu einer schon vorhandenen Kultur. Nicht nur bleibt das bisherige Stadium, in unserm Beispiele also die individualistische, merkantilistische Staatsbürgerkultur und „Aufklärung“ noch während der ganzen Epoche bestehen, sondern auch die einzelnen hinzurekapitulierten Stimmungen sterben mit dem Ende des sie rekapitulierenden Zeitschnittes nicht aus. So erhält sich z. B. die klassizistische Richtung, die um 1800 rekapituliert wurde, auch während der beiden nächsten romantischen Zeitschnitte und verschmilzt dann allmählich mit andern Stimmungen. Nur das jeweilig Neue folgt der oben ausgesprochenen Regel.

Wie verhalten sich denn nun aber die Nationen der Westgruppe, vor allem Frankreich, in derselben frühmodernen Epoche? Um es

kurz zu sagen: Für eine Rekapitulation nach Art der gleichzeitigen deutschen finden sich nur vereinzelte, wenn auch sehr interessante Anklänge, die aber namentlich in der zweiten Hälfte der Epoche immer seltener werden. Statt dessen steht eine kulturgenetische Rekapitulation anderer Art hier im Vordergrunde. Nicht die nationalen Entwicklungsstadien, die zwar je in einer einzigen Geschichtsstufe des Völkerkreises kulminieren, aber mit ihren Vorbereitungen und Fortsetzungen noch je etwa eine halbe Geschichtsstufe vorher und nachher dauern, werden hier rekapituliert, sondern die Geschichtsstufen des Völkerkreises selbst. Da nach dem Gesagten die Geschichtsstufen nur halb so lang sind, als die Entwicklungsstadien, so ist hier das Tempo der Rekapitulation nur halb so schnell. Um ein paar Beispiele hierfür anzugeben, war schon im ersten Zeitschnitte (vor 1789) im Lours-Seize-Stil der Bau- und Gerätkunst jene selbständige, neue antikisierende Richtung geschaffen, die in Deutschland erst unter Schinkel und Klenze gelang, und die der ost- und westgotischen Geschichtsstufe (I) entspricht. — Im zweiten Zeitschnitt war dann das Reich Napoleons eine in seiner räumlichen Ausdehnung, wie in manchen andern Dingen (z. B. in der Stellung zum Papsttum) gerade lächerlich genaue Wiederholung des Reiches Karls des Großen (II). — Die fromme Zeit der „Restauration" wiederholte dann die kluniacensische Richtung des 11. und 12. Jahrhunderts. Um 1829 entdeckte die französische Kunst (infolge der militärischen Expedition gegen Algier) aufs neue den Orient, den das französische Volk erstmalig in den Kreuzzügen kennen gelernt hatte. Die Geburt des parlamentarischen Bürgerkönigtums von 1830 wiederholte das Heraufkommen des alten Bürgertums und der Parlamente der Westnationen im 13. Jahrhundert (III). Der letzte Zeitschnitt der Frühepoche rekapituliert dann die letztvergangene Geschichtsstufe (IV); infolgedessen muß Frankreich dem gleichzeitigen Deutschland, welches ja erst das in der vorhergehenden Geschichtsstufe (III) kulminierende Entwicklungsstadium rekapituliert, noch immer ungemein überlegen sein. Die Februarrevolution von 1848 wiederholt die Revolutionszeiten des 16. Jahrhunderts, das zweite Kaiserreich das Sonnen-Königtum des 17. und 18. Jahrhunderts. Nicht vornehmlich durch militärische Großtaten, sondern durch das unleugbare kulturelle Prestige, durch den Glanz der Hofhaltung, die Charme schöner Frauen, durch die kokette Ueberredungskunst der Theater, den raffinierten Pinsel der Künstler, den pointierten Geist der Literaten und die illustre Klarheit aufklärender Gelehrten hat Frankreich wie einst unter den Louis die Hegemonie im europäischen Kontinent — bis diese ganze vor den deutschen Waffen vielleicht noch zu rettende Luxuskultur unter den Fackeln der Kommune (1871), wie einst beim Sturm auf die Bastille (1789), zusammenbricht. Daß die französische Malereigeschichte zwischen 1848 und 1870 (abgesehen von den damals noch wenig gewürdigten Corot, Millet und Courbet) eine sklavisch genaue abgekürzte Wiederholung der vordereuropäischen Malereigeschichte zwischen 1498 und 1789 ist, hat mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit Richard Muther[1]) auf-

[1]) Rich. Muther: „Ein Jahrhundert französischer Malerei." Berlin, 1901, Kap. VII. „Die Cinquecentisten der Napoleonzeit", Kap. VIII. „Die Tenebrosi", Kap. IX. „Velasquez", Kap. X. „Das neue Rokoko", S. 125—177.

gedeckt, wohl ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, daß er dabei den Spezialfall einer allgemeinen geschichtsphilosophischen Gesetzmäßigkeit vor sich hatte.

Es gibt also zwei grundverschiedene Typen des kulturgenetischen Rekapitulationsprozesses, von denen, was die frühmoderne Epoche (1755—1871) anbelangt, der eine vornehmlich in Deutschland und Italien und nur vereinzelt bei den Westmächten, der andere vornehmlich in Frankreich und England und nur in untergeordneter Resonanz bei den Ostmächten stattfindet. Untersucht man nun aber die nächst-zurückliegende Frühepoche, die Frührenaissance (1386 bis 1498), so findet sich, wie hier auszuführen leider wegen des Raummangels unmöglich ist, genau das umgekehrte Verhältnis der beiden Rekapitulationstypen bei West- und Ostmächten. Dadurch und durch die Anwendbarkeit auf alle möglichen anderen Frühepochen (selbst in der indischen, der neupersischen Geschichte usw.) wird die Bedeutung des ganzen Vorgangs absolut klar- und sichergestellt: Nationen, die einer Blütezeit entgegensehen, rekapitulieren mit radikalem Anfangspunkte und rapidem Tempo die vier letzten Entwicklungsstadien des Landes, dagegen Nationen, die soeben eine Blütezeit durchgemacht haben und nur noch die letzten Früchte einheimsen wollen, mit weit späterem Anfangspunkte und in nur halb so schnellem Tempo die vier letzten Geschichtsstufen des Völkerkreises.

Das ist meine Theorie von der kulturgenetischen Rekapitulation, eine Theorie, die manchem wohl zu „einfach", zu mechanistisch, andern zu „kompliziert", zu gesucht erscheinen mag und die doch nichts anderes ist, als ein knapper Ausdruck unzähliger exakter, in mühsamer Arbeit zusammengebrachter Relations-Tatsachen. Eine plausible Erklärung für diese Theorie ist durchaus nicht so schwierig, als es auf den ersten Blick erscheint, wobei allerdings zu bemerken ist, daß eine jede solche Erklärung, im Gegensatz zur eigentlichen Theorie, zunächst nur hypothetischer Art ist. Ich denke mir die Sache nämlich so: Wenn die Entwicklungsstadien einer Nation, die Geschichtsstufen eines Völkerkreises sich gewissermaßen auf dem chronologischen Längsschnitt der Kultur offenbaren, so würden sich auf einem populationistischen Querschnitte die verschiedenen geistigen und sozialen Schichten ein und derselben Nation zu ein und derselben Zeit sichtbar machen lassen. Nun weiß man aber, daß z. B. noch heute in den untersten Schichten des deutschen Volkes selbst so urwüchsige Anschauungen wie Animismus, Fetischismus, Vergeltungsrecht usw. ihr Wesen treiben. Man wird also kaum fehlgehen, anzunehmen, daß jederzeit in einem Volke alle von ihm durchgemachten Entwicklungsstadien und, als Zwischenglieder, auch die Geschichtsstufen der alternierenden Völkergruppe latent vorhanden sind. Zur Erklärung der kulturgenetischen Rekapitulationen bedarf es also nur der Annahme, daß diese latenten Nationalkräfte unter bestimmten historischen Konstellationen produktiv werden, emporsteigen, gewissermaßen aus dem potentiellen in den kinetischen Zustand übergehen und als wahrhafte Triebkräfte den nationalen Status von Grund aus verändern. Es ist dann sehr wohl möglich, weiter anzunehmen, daß in einer Nation, die soeben jahrhundertelang geblüht hat, die

Triebkräfte aus den untersten Schichten schon vorher emporgestiegen sind, so daß in der neuen Frühepoche nur die oberen Schichten in Bewegung geraten können, die eigentlichen Tiefen der Nation aber stagnieren und den produktiven Nachwuchs verweigern — während in zukunftsfrohen Nationen infolge der jahrhundertelangen kulturellen Brache das Genie in allen Volksschichten anzutreffen ist. Stets kann die Opposition dort zuerst zu fruchtbaren Taten fortschreiten, wo sie von der bestehenden Geschichtsstufe (im Querschnitte der Nation) am weitesten entfernt ist. Stets wird aber auch dann die von der untersten, noch geniale Köpfe beherbergenden Schicht aufsteigende Opposition Schritt für Schritt alle darüber liegenden Schichten in Bewegung versetzen.

Kritik des Jenenser Preisausschreibens.

Professor Dr. G. de Lapouge.

Am 1. Januar 1900 wurde ein Preisausschreiben veröffentlicht, das die Frage zur Beantwortung stellte: Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in bezug auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten? — Dreißigtausend Mark (nachträglich noch durch eine erhebliche Summe vermehrt) wurden für die besten Schriften ausgesetzt, von denen die erste mindestens einen Preis von zehntausend Mark erhalten sollte. Das Preisrichter-Kollegium war aus den Professoren Conrad, Schäfer und Ziegler zusammengesetzt.

Dieses Preisausschreiben erregte große Freude und Genugtuung bei allen denjenigen, welche sich mit den Beziehungen der Biologie zur Geschichte und zu den Rechtseinrichtungen beschäftigten, besonders bei den Vertretern der anthropologischen Soziologie. Das Preisausschreiben war mit „Erläuterungen“ versehen, die wegen ihrer Einseitigkeit einiges Bedenken erregen mußten. Indes konnte man sich doch der Hoffnung hingeben, daß aus der Konkurrenz einige bedeutsame Werke hervorgehen würden, welche den Verlauf der menschlichen Geschichte und die sozialen Tatsachen durch die Gesetze der Erblichkeit und Auslese aufhellen und praktische Vorschläge für eine Reform der Gesetzgebung bringen würden, um die Rasse zu veredeln und zu verbessern.

Eitle Hoffnung! Keine neue Entdeckung, kein grundlegendes Werk, kein kühner Vorschlag zur Rassenverbesserung ist aus dem Jenenser Preisausschreiben hervorgegangen, und um das Maß des Mißgeschicks voll zu machen, haben die Preisrichter so schlecht ihres Amtes gewaltet, daß die einzige Arbeit, deren Autor, L. Woltmann, sich mit dem gegenwärtigen Stande der in Frage stehenden Probleme durchaus vertraut zeigt und ihre Lösungsversuche in klarer Weise auseinandersetzt, von ihrem Verfasser, unzufrieden über die Ergebnisse der Preisverteilung, mit vollem Recht zurückgezogen worden ist. Wenn auch keine der vor-

liegenden Arbeiten bedeutsame neue Entdeckungen, neue originale Gesichtspunkte zutage förderte, so hat wenigstens diejenige von Woltmann mit außerordentlicher Sachkenntnis und großer Klarheit die gegenwärtigen Ergebnisse dieser Wissenschaft zur Darstellung gebracht. Alle anderen Schriften lassen, im Gegensatz dazu, in höchst beklagenswerter Weise die Unfähigkeit der Autoren für eine solche Leistung zutage treten. Und ich bin es nicht allein, der dieses strenge Urteil fällt; es ist die Meinung der meisten Spezialisten auf diesem Gebiete in Frankreich sowohl als in den übrigen Ländern!

Der erste Preis (10000 Mk.) wurde Dr. Schallmayer zuerkannt, der zweite (18000 Mk.) unter Matzat, Ruppin und Hesse verteilt. An dieser Stelle gedenke ich mich nur mit diesen vier Arbeiten auseinanderzusetzen, und behalte mir vor, in einer besonderen Studie mich mit gewissen speziellen Ideen Dr. Woltmanns zu beschäftigen, die sich in seinem Werke finden, dem einzigen, in welchem die Fragen der Anthropo-Soziologie behandelt sind.

Den genannten vier Autoren mache ich in gleicher Weise den Vorwurf, daß sie mit der einschlägigen Literatur nur mangelhaft vertraut sind. Die meisten scheinen nur Schriften zweiter Hand benutzt zu haben. Sie sind unbekannt mit den grundlegenden Werken in dieser Frage und haben keine Ahnung von den neueren Publikationen, die noch nicht in die populäre Tagesliteratur übergegangen sind. Dieser Vorwurf trifft besonders das Buch von Schallmayer. Sein Buch hätte vor etwa 15 Jahren geschrieben werden können, und auch dann wäre es noch keine besondere Leistung gewesen, — so sehr hinken seine Kenntnisse hinter dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nach! Die französischen Quellen sind von den vier genannten Autoren in besonders auffälliger Weise vernachlässigt worden. Es ist z. B. unmöglich, sich in bezug auf das Prinzip der Erblichkeit, der sozialen Auslese usw. auf dem laufenden zu erhalten, ohne die Spezialarbeiten der französischen Forscher zu kennen, die sich in der Gegenwart gerade mit diesen Fragen beschäftigen.

Ferner mache ich diesen Autoren den Vorwurf, die Erscheinungen der sozialen Auslese nicht in genügendem Maße berücksichtigt zu haben. Beim Menschen als einem sozialen Wesen kann die Vererbung nicht gesondert von der Auslese betrachtet werden. Das Prinzip der Vererbung beherrscht das soziale Leben, indem es die individuellen Triebe und Neigungen beherrscht, während das materielle und soziale Milieu in zweifacher Weise einen Einfluß ausübt, einmal, indem es das ganze Leben hindurch ererbte Instinkte modifiziert, z. B. durch die Erziehung hemmt, oder indem es tiefer in die zukünftigen Generationen eingreift und die Fortpflanzung von bestimmten Individuen verhindert. Kurz, es ist die Anthropo-Soziologie, die von diesen Autoren, mit Ausnahme von Dr. Woltmann, gänzlich vernachlässigt worden ist. Für diese Herren ist es eine ganz überflüssige und verlorene Errungenschaft gewesen, daß diese Wissenschaft in den letzten 15 Jahren so außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Ihnen genügte es, sich auf den Stand der Wissenschaft zu stellen, auf dem sie sich etwa vor 25 Jahren befunden hat.

Fast alle Autoren haben sich auf die Vererbungstheorie Weismanns gestützt. Besser wäre es gewesen, die Tatsachen der Vererbung darzulegen und einzugestehen, daß wir in Wirklichkeit nichts Genaues über den Mechanismus der Vererbung wissen. Gewiß hat die Lehre von der Befruchtung, der embryonalen Entwicklung usw. in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Aber wenn wir in diesen Dingen auch noch weiter fortschreiten, wird uns der Vererbungsvorgang noch dunkel bleiben. Befruchtung und Vererbung sind zwei Fragen, die man nicht allzu sehr miteinander vermengen darf. Ich gestehe selbst, vor etwa 25 Jahren, in diesem Punkte manchen Fehler begangen zu haben. Aber in Wirklichkeit müssen wir auch heute noch die Vererbung als eine Tatsache auffassen, welcher wir zwar durch Beobachtung und Experiment näher kommen können, deren tiefere Erklärung uns aber noch versagt ist.

Die Preisbewerber haben einmütig die Hypothese einer Vererbung erworbener Eigenschaften verworfen. Man könnte auch kaum tatsächliche Beispiele dafür anführen, daß Charaktere, die vom Individuum während seines Lebens erworben werden, auf seine Nachkommen übergehen. Denn jedes Individuum steht nicht nur mit Vater und Mutter in Beziehung, welche gewissermaßen seine Halb-Geschwister sind, sondern auch mit seinen vier Großeltern. Es ist also nicht ganz genau ausgedrückt, von väterlicher und mütterlicher Vererbung zu sprechen. Eine solche gibt es nicht und kann es auch nicht geben, wegen der frühzeitigen Isolierung der Keimzellen, und weil der innige Zusammenhang mit dem Körper im Anfang der embryonalen Entwicklung nur sehr kurze Zeit dauert.

Diese Isolierung schließt aber nicht aus, daß die Keimzellen einer chemischen Modifikation ausgesetzt sein können, welche derjenigen der Körperzellen analog ist, und zwar unter dem Einfluß des Milieus oder gewisser Infektionsgifte. Das ist aber eine Erscheinung, die ganz verschieden ist von der „Vererbung erworbener Eigenschaften", welche, wie die Beobachtung zeigt, tatsächlich nicht existiert.

Durch die Vererbung werden sowohl physische wie psychische Eigenschaften übertragen. Dies haben zwar die Verfasser der Preisschriften ins rechte Licht gesetzt, aber sie haben nicht in genügendem Maße die geistige Vererbung betont, welche die soziale Entwicklung im Innersten bewegt. Während die physische Vererbung in bezug auf die Erhaltung und Entartung der Rassen von Wichtigkeit ist, hat die geistige Vererbung eine viel größere Bedeutung für die speziellen Aufgaben, welche Individuen und Völker in der historischen und sozialen Entwicklung erfüllen. Dies ist ein Punkt, der von den vier Preisbewerbern leider gar nicht behandelt worden ist. Er ist aber von größerer Wichtigkeit als die ganze Weismannsche Hypothese. In dieser Frage geraten der „Selektionismus" und der „Edukationismus", diese beiden sich widerstreitenden Theorien über die Vervollkommnung der Völker, in Gegensatz und Konflikt zueinander. Die ganze demokratische These von der Vervollkommnung durch die Erziehung stürzt zusammen, da sie auf dem Irrtum sich aufbaut, als ob die durch Erziehung erworbenen Eigenschaften erblich übertragen würden. Der Erziehung bleibt nur die eine Aufgabe, die angeborenen Eigenschaften der Individuen zur Entfaltung und Bewährung zu bringen, aber diese

Eigenschaften können die Grenzen der Rasse nie überschreiten, zu welcher die Individuen gehören. Dies führt unweigerlich zur selektionistischen Auffassungsweise, und zwar nicht zu derjenigen der Hygieniker, welche nur „gesunde" Bevölkerungen zu erhalten wünschen, sondern vielmehr der Staatsmänner, die sich eine bessere und begabtere Rasse zum Ziele setzen. Die erstere Form der selektionistischen Theorie herrscht ausschließlich bei amerikanischen Forschern vor, die letztere besonders bei den französischen. Und es ist sehr zu bedauern, daß die Verfasser der vier Preisschriften diese doppelte Seite der Selektionstheorie keiner näheren Untersuchung unterzogen haben.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen möchte ich einige kritische Bemerkungen über die einzelnen Schriften machen. Das Werk von W. Schallmayer „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker" umfaßt einen Band von IX und 386 Seiten, sehr breit und weitschweifig geschrieben, dessen Inhalt leicht auf 150 Seiten hätte zusammengefaßt werden können. Zwar ist es die äußerlich umfangreichste, aber nicht die an Tatsachen-Material reichste unter den preisgekrönten Arbeiten.

Der Verfasser widmet etwa 100 Seiten seines Buches allein den Vererbungstheorien. Manchmal entfernt er sich dabei allzusehr von den wissenschaftlichen Grundlagen, um sich in die Metaphysik biologischer Spekulationen zu verirren. Trotzdem ist dieser Teil des Buches noch am besten ausgeführt. Der Autor gibt manche Proben von Scharfsinn. Er läßt sich nicht durch jene Erscheinungen irreführen, die man als Vererbung erworbener Charaktere erklären will, die aber in Wirklichkeit ein Ergebnis von Auslesevorgängen sind, so z. B. (S. 73) bezüglich der intellektuellen Verbesserung von Arbeiterbevölkerungen innerhalb sehr kurzer Zeiträume. In den Gegenden nämlich, wo die Baumwollindustrie blüht, zeigen die Kinder von Arbeitern eine leichtere und schnellere Auffassungsgabe als diejenigen, welche direkt vom Lande kommen: einfach deshalb, weil die Eltern schon eine Auslese durchgemacht haben, und weil die Kinder einer günstigeren Vererbung und der Einwirkung des Milieus teilhaftig geworden sind. Ein anderes Beispiel bilden die Kaninchen-Familien, die von Browm-Séquard epileptisch gemacht wurden, und deren Nachkommen auch an Epilepsie litten. Niemals aber hat derselbe Versuch, von vielen Experimentatoren und von mir selbst wiederholt, zu einem gleichen Ergebnis geführt, wenn nicht die Eltern selbst aus einer epileptischen Familie stammten. Hierher gehören auch die Untersuchungen Brocas über die Pariser, deren Schädelumfang seit dem Mittelalter zugenommen hat. Es wird mit Recht bemerkt, daß die Ursache in einem Wechsel der Rasse gelegen ist. Indes würde ich es lieber gesehen haben, wenn die Zurückweisung der Lehre von der Vererbung erworbener Charaktere damit begründet würde, daß unzählige Tatsachen sich müßten leicht konstatieren lassen, wenn diese Uebertragungsart in Wirklichkeit existierte; statt dessen beruft sich der Autor auf die Weismannsche Hypothese, was etwas an die albernen Räsonnements von Le Dantee erinnert, der zur Erklärung der Erblichkeitserscheinungen eine Theorie aufstellte, die von vorneherein auf die Notwendigkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften hinzielte. Nachdem er diese Theorie auseinandergesetzt,

deduziert er daraus, daß die erworbenen Eigenschaften übertragbar seien, und daß er demnächst die Beispiele dafür geben würde. Aber dieses „demnächst" wurde zu einem „niemals".

In Schallmayers Erörterungen über die Vererbungsprobleme finden sich manche bedauerliche Lücken, so hinsichtlich der Mendelschen Vererbungsgesetze, die eine so große Bedeutung für die Anthropologie haben und die fortwährende Trennung und Wiedervereinigung der Rasseneigenschaften in unseren Misch-Bevölkerungen erklären. Nichts findet man in seinem Buch über die Experimente von Daniel über die Telegonie, die in Rennes unter meiner Leitung gemacht wurden, und die ich zum Teil nachgeprüft habe. Sie belehren uns darüber, wie das Männchen durch die Stoffe, welche es bei der Begattung direkt überträgt oder durch Vermittelung des Fötus, den allgemeinen Chemismus des Weibchens, seine Sexualzellen und seine zukünftige Nachkommenschaft beeinflussen kann. Ferner liest man nichts über die Einwirkungen des Männchens auf die unreifen Eier, die nicht befruchtet werden, deren chemische Produkte aber das Gleichgewicht beeinflussen und die Entwicklung vorbereiten, was von Giard „paternité déléasmique" benannt wird und eine sehr große soziale Bedeutung hat. Denn wenn das Kind nicht nur das Erzeugnis des einen Mannes ist, welcher das Spermatozoid geliefert hat, sondern mehrerer Männer, die mit der Mutter in früheren Zeiten verkehrt haben, so bekommt die Frage betreffs zweiter Ehen und der ehelichen oder außerehelichen Beziehungen mit mehreren Männern ein ganz neues Aussehen.

In den folgenden Abschnitten gibt sich der Autor viele Mühe, die sozialen Auslesevorgänge, aber mit ganz ungenügenden Mitteln, zu behandeln, ein Gegenstand, der schon von Broca des längeren und im einzelnen in einer Reihe von Werken erforscht wurde, die aber dem Autor selbst dem Namen nach unbekannt geblieben sind. Auch sind seine Auseinandersetzungen sehr wenig durch Tatsachen begründet, und viele Faktoren der sozialen Auslese total vergessen oder nur im Vorübergehen behandelt. Indes ist dieser Teil der Arbeit nicht ganz ohne Interesse, da der Autor den selektorischen Einfluß der Geschlechtskrankheiten mit großer Sachverständigkeit auseinandersetzt. Hier stützt er sich als Arzt zur Begründung seiner Sätze auf persönliche Beobachtungen. Dies ist auch die einzige Stelle, wo man eine Spur von persönlichem Charakter in dieser immensen Schülerarbeit findet, die sein Buch in Wirklichkeit darstellt.

Es ist von Wichtigkeit, daß Schallmayer, ohne seine Vorgänger in der Behandlung der sozialen Auslese zu kennen, zu denselben Schlußergebnissen wie diese gelangt. Die unheilvollen Wirkungen der Hygiene und des Mitleids auf die Gesundheit der Rasse werden ernsthaft auseinandergesetzt. Die gesamte soziale Auslese führt schließlich infolge des Ausmerzens der Besten zu einer Entartung der Rasse, und es ist die höchste Zeit, an Vorkehrungen zu denken, um diese Zukunftsgefahr des Menschengeschlechts abzuwehren. Hier findet sich der Autor in Uebereinstimmung mit der Selektionisten-Schule in Frankreich und Amerika.

Von S. 212 an beginnt der zweite Teil des Buches, in welchem sich der Autor in langen soziologischen Räsonnements ergeht, welche,

wie alle ähnlichen Arbeiten über abstrakte Soziologie, den Uebelstand haben, auf allzuwenig positive Tatsachen des sozialen Lebens sich aufzubauen. Diese Sorte von leichter Literatur ist aber nach dem besonderen Geschmack der meisten Leser, die kein Verlangen nach vielen positiven Kenntnissen haben. Aber das kleinste Experiment oder die kleinste Beobachtung hat viel größeren Wert für die Wissenschaft und kostet viel mehr Zeit und Mühe als das schönste soziologische Räsonnement. Trotzdem enthält dieser Teil des Buches manche interessante Stellen und überragt immerhin den Durchschnitt der Bücher über politische und soziale Philosophie, mit denen die Bücherläden heute überschwemmt werden.

Am Schluß seiner Arbeit prüft der Verfasser die praktischen Auslese-Mittel, welche in den letzten Jahren von Theoretikern vorgeschlagen oder von Gesetzgebern angenommen worden sind. Dieser Teil seines Buches ist sehr unzulänglich. Der Autor ist in diesen Fragen nur unvollständig unterrichtet, und er scheint keine Ahnung von dem Umfang der selektionistischen Bewegung in Amerika zu haben. Am Schluß meines Buches „L'Aryen" habe ich eine Liste über die gesetzgeberischen Maßnahmen gegeben, welche bis zum Jahre 1899 vorgeschlagen oder angenommen worden sind. Seitdem hat sich die Zahl derselben beträchtlich vermehrt. Auch Ely, der zur selben Zeit (während des Preisausschreibens) in Amerika sich mit diesem Gegenstand befaßte, hat keine vollständige Uebersicht über die bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt angenommenen Gesetzesvorlagen gegeben (Ely, Evolution of industrial society, New-York, 1903).

Mit einiger Belustigung habe ich das Buch „Philosophie der Anpassung" von Matzat gelesen, trotzdem hat es ein nicht geringes Befremden in mir hervorgerufen. Dieses Buch enthält eine Menge aller möglichen Dinge, ist nicht ohne Ideen geschrieben, aber es behandelt in keiner Weise die Frage, welche im Preisausschreiben gestellt wurde. Es handelt von der politischen Oekonomie, dem öffentlichen Recht, es enthält Reflexionen über die Politik, aber Biologie, Erblichkeit, Auslese spielen darin fast gar keine Rolle. Man möchte fast glauben, daß der Autor sich an eine falsche Adresse gewandt und an die Preisrichter von Jena irrtümlich eine Arbeit geschickt hat, die mehr für ein Preisausschreiben für Rechtsphilosophie geeignet ist. Unter solchen Umständen frage ich mich und werde ich mich bis an das Ende meiner Tage fragen, nicht nur, warum die Preisrichter an Matzat einen Preis verteilt, sondern vielmehr, warum sie seine Abhandlung überhaupt zum Preisbewerb zugelassen haben.

Durchweg bewegt sich der Autor in Abstraktionen, und kaum irgendwo berührt er den festen Boden der Soziologie. Schon die Lektüre des Inhaltsverzeichnisses versetzt den Leser in eine gewisse Besorgnis. In dem ersten Teil mit der Ueberschrift: Sind die Prinzipien der Deszendenztheorie auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten anzuwenden? finden wir Rubriken wie: Was hat überhaupt Wert? ... Der Wert ist etwas Objektives, zwar keine Eigenschaft oder Fähigkeit des Objektes, aber eine Wirkung desselben ... Quantität der Werte nach Allgemeinheit und Dauer ... Wie unterscheiden sich gute und schlechte Handlungen? Was sollen wir denken,

wenn das Schlechte stärker zu sein scheint als das Gute? Warum sollen wir unser Glück suchen? Und so fort bis etwa zur fünfzigsten Seite. Danach wirft der Verfasser die Frage nach dem Wesen des Rechts und nach den Grundlagen der Rechtskraft auf. Dann quält er sich (etwa bis zur S. 200) mit der Zergliederung des Begriffes vom Staat, der ihm ein konkretes Ding oder Wesen, und zwar ein Gemeinwesen ist ... und so fort in diesem Genre bis zu S. 317, wo er mit einem Zitat aus dem Buche der Makkabäer schließt, um nicht aus der Rolle zu fallen, denn das Buch von Matzat besteht zu einem guten Drittel — aus lauter Zitaten!

In allem Ernste, verehrte Herren vom Preisgericht, haben Sie das Buch von Matzat, das Sie mit einem so hohen Preis gekrönt haben, wirklich — gelesen? — — —

Das Buch von Ruppin „Darwinismus und Sozialwissenschaft" überragt die Matzatsche Schrift insofern, als es wirklich auf die Preisfrage eingeht, und diejenige von Schallmayer, indem es den Gegenstand mit relativ vollständiger Literaturkenntnis, auch der neueren, behandelt. Man merkt sofort, daß Ruppin sich nicht speziell mit den selektionistischen Problemen beschäftigt hat, er kennt nicht die Spezialwerke, aber innerhalb der Grenzen, die er sich gesetzt hat, hält er sich auf dem laufenden, und er berücksichtigt sogar Werke, die kurz vor dem Endtermin des Preisausschreibens veröffentlicht wurden. Es fehlen zwar in dem Buche viel unerläßliche Erörterungen, aber er vermeidet glücklich den entgegengesetzten Fehler, seinen Gegenstand mit unvollkommenen Kenntnissen weitschweifig breit zu treten, wie es Schallmayer getan hat. Auch bin ich überzeugt, daß sein Buch, wie wenig Tatsachenmaterial es auch enthält, auf seinen 179 Seiten viel mehr realen Inhalt hat, als jener umfangreiche Band, der mit dem ersten Preis bedacht wurde.

Das Problem der Erblichkeit ist von Ruppin sehr dürftig behandelt. Er begnügt sich mit einem Mindestmaß von Bemerkungen über Embryologie und Zellenlehre, die seinem glücklicheren Konkurrenten Schallmayer Gelegenheit gaben, an unrechter Stelle ein langes Kolleg über diesen Gegenstand zu halten. Er berücksichtigt besonders die geistige Vererbung und weist geschickt nach, wie die Macht der Vererbung von seiten der Vorfahren das menschliche Individuum beherrscht, und wie seine Handlungen das Ergebnis der Seeleneigenschaften seiner Voreltern sind. Nur sind zu wenig Beispiele angeführt. Von dem gegenwärtig so interessanten Problem der „hérédité déléasmique" findet sich kein Wort, während der Einfluß der Blutsverwandtschaft unverhältnismäßig umständlich behandelt ist, ebenso der Einfluß des Alters der Erzeuger auf die Kinder. Dies sind jedoch Dinge, über die man Statistiken überall findet, aber der Autor bringt keine Statistik über die anderen Faktoren der Auslese, denen man nur in den Spezialwerken begegnet, die ihm aber unbekannt geblieben sind. Er kennt zwar die Geschichte der praktischen Sozialauslese, er zitiert die Ideen von Platon, Morus, Campanella und anderen Utopisten, aber er weiß nichts von den zeitgenössischen Vertretern dieser Lehre und nur wenig von dem gegenwärtigen Stand dieser Frage. Nichts liest man über die kriegerische, religiöse, politische, rechtliche Auslese; kein Wort über die Ergebnisse der „Anthropologie der Klassen", welche mit

genauen Maßmethoden den Einfluß der Auslesevorgänge auf die Rassenzusammensetzung einer Gesellschaft erkennen lassen.

Dieser bedeutsame Mangel ist auch bei den anderen Preisbewerbern zu konstatieren. Woltmann allein scheint die notwendigen Kenntnisse besessen zu haben, um an dieses Problem heranzugehen. Dies ist aber von der größten Wichtigkeit, denn nur mit Berücksichtigung der Rassenanthropologie ist zu verstehen, wie durch das Spiel der sozialen Auslese in Frankreich in weniger als drei Jahrhunderten eine Rasse verschwunden ist und durch eine andere ersetzt wurde, die im Mittelalter nur spärlich vertreten war. Es müßte doch besonders für die Deutschen von Interesse sein, zu wissen, daß die germanische Rasse, die schon im halben deutschen Reich durch die Brachycephalen verdrängt wurde, bestimmt ist, gänzlich auszusterben. Aber Ruppin und Genossen haben von derartigen Dingen keine blasse Ahnung. Ich würde eine solche Ignoranz in Frankreich schon begreifen, wo unter dem Einfluß der demokratischen Führer die Machthaber aus dem Gehirn der Franzosen jeden Begriff zu vertilgen bestrebt sind, der gegen das Dogma von der Gleichheit der Menschen gerichtet ist. In Deutschland aber, wo das wissenschaftliche Denken nicht diesem Inquisitionsverfahren unterworfen ist, ist es mir unbegreiflich, wie man diese Probleme ignorieren konnte, und dies um so mehr, da alle vier Preisbewerber wenigstens die Arbeiten von O. Ammon gelesen zu haben scheinen.

Ruppin schließt seine Abhandlung mit einem Kapitel über die gegenwärtige Lage der politischen Parteien in Deutschland. Dies war im Programm verlangt worden, aber ich glaube, daß die Art, wie er dieselbe behandelt, schwerlich den Absichten des Preisausschreibens entspricht. Hier hätten die Beziehungen der Vererbung und Auslese zu den Parteibestrebungen dargelegt werden müssen. Es ist z. B. evident, daß die demokratische Doktrin von der Gleichheit der Menschen im strikten Widerspruch zu den Lehren der Biologie steht. Aber Ruppin und Genossen scheinen das nicht begriffen zu haben.

Hesse hat in seiner Arbeit „Natur und Gesellschaft“ die Erklärungsversuche über das Wesen der Vererbung vernachlässigt, statt dessen sich mehr auf den Boden der Tatsachen gestellt. Doch merkt man gewissen Vorstellungen und Ausdrücken deutlich an, daß er kein Vertreter der Naturwissenschaft ist. Augenscheinlich hat er viele Bücher gelesen, aber niemals das große Buch der Natur selbst befragt. Man merkt ihm überall das unselbständige Urteil in dem an, was er vorbringt, und ich bin überzeugt, daß er in seinem Innersten nicht an eine zwingende Macht der Vererbung glaubt. Die übrigen Abschnitte seines Werkes sind sehr dürftig ausgefallen. Nichts oder fast nichts liest man über die soziale Auslese und ihre speziellen Formen. Der Autor ist zweifellos ein ernster Denker, aber sein wissenschaftliches Rüstzeug ist unzulänglich für ein solches Problem, und seine Beweisführung bleibt in den elementarsten Anfängen stecken.

Alles in allem, das Preisausschreiben von Jena, das in der wissenschaftlichen Entwicklung der Menschheit zu einem Markstein und der Ausgangspunkt einer „selektionistischen Bewegung“ hätte werden können,

hat mit einem vollständigen Fiasko geendet. Mit Ausnahme der Arbeit von Woltmann sind alle übrigen Schriften infolge der ungenügenden Kenntnisse der Preisbewerber sehr mangelhaft ausgefallen. Aber die Preisfrage setzte Bewerber mit so vielen und verschiedenartigen Kenntnissen und Fähigkeiten voraus, daß der Wettbewerb fast mit einer gewissen Notwendigkeit zu einem Mißerfolg führen mußte, wie er tatsächlich eingetreten ist.

Nachschrift zu Lapouges Kritik des Jenenser Preisausschreibens.

Dr. Ludwig Woltmann.

Es sei mir gestattet, im Anschluß an die Kritik von Professor Lapouge mich ebenfalls mit den Ergebnissen des Jenenser Preisausschreibens auseinanderzusetzen. In den weitesten Kreisen hat die Art der Preisverteilung das größte Befremden und Erstaunen hervorgerufen, und ich darf dies aus dem Grunde aussprechen, da ich als Herausgeber dieser Zeitschrift wohl mit den meisten Kreisen Beziehungen habe, die sich für die Preisfrage interessieren.

In bezug auf die Kritik von Lapouge bemerke ich, daß mir dieser Gelehrte persönlich gänzlich unbekannt ist, daß er mir vor einiger Zeit einen Aufsatz für die „Polit.-anthr. Revue" ankündigte und dabei bemerkte, daß er das Jenenser Preisausschreiben in einer französischen Zeitschrift einer Kritik zu unterwerfen gedächte. Ich bat ihn darauf, die Kritik in der „Revue" zu veröffentlichen, da die deutschen Leser ohne Zweifel mit größerer Teilnahme seine Ausführungen lesen würden. Die Kritik, welche Lapouge an den Preisschriften übt, ist für die Preisrichter einfach niederschmetternd. Dieser Kritik ist aber die größte Bedeutung zuzuschreiben, denn man kann wohl sagen, daß Lapouge eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Preisfrage ist, und daß er als der eigentliche Begründer und Bahnbrecher dieser Wissenschaft angesehen werden muß.

Schon vorher hatte Dr. L. Wilser, der seit 25 Jahren auf dem Gebiete der Preisfrage mit Erfolg geforscht hat, in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung (1. 8. 1903) auf Grund meines Buches und desjenigen von Matzat sowie eines im „Tag" erschienenen offiziösen Berichtes über den Inhalt der anderen Preisschriften in gleicher Weise ein vernichtendes Urteil über das Preisgericht ausgesprochen. Er schreibt:

> „Durch naturwissenschaftliche Liebhabereien mit Häckel bekannt geworden, hatte der verstorbene Friedrich Krupp in den letzten Jahren vor seinem Tode „zur Förderung der Wissenschaft" wie auch zum Wohl „des Vaterlandes" 30000 Mk., welcher Betrag später in hochherziger Weise „noch beträchtlich erhöht" wurde, gestiftet, um damit die besten Arbeiten über die Nutzanwendung der Entwicklungslehre auf Gesetzgebung und Sozialpolitik zu belohnen. Daraufhin wurde am 1. Januar 1900 folgendes Preisausschreiben erlassen: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?" Leider beginnen jedoch die beigegebenen

„Erläuterungen“ mit einem Grundirrtum: „Die natürliche Veranlagung ist in den Grundzügen bei allen Menschen gleich.“ Die angeborene Begabung und Leistungsfähigkeit der Menschen ist in höchstem Maße ungleich, schon unter Volksgenossen, noch mehr aber bei Angehörigen verschiedener Rassen, da sie nicht nur von „Familienanlagen“, sondern hauptsächlich von den Rasseneigenschaften abhängt; das erweist sich nicht erst „bei genauerer Betrachtung“, das ist eine Hauptlehre der Menschenkunde oder Anthropologie. Auch die Zusammensetzung des Preisgerichts aus einem Historiker, einem Nationalökonomen und einem Zoologen neudarwinistischer Richtung war ohne Frage eine ungenügende und einseitige. Die Menschenkunde, doch zweifellos die Hauptsache, und die in neuerer Zeit immer mehr Anhänger gewinnenden neu-lamarckistischen Anschauungen blieben darin unvertreten. Nur so ist es zu erklären, daß eine Arbeit mit dem Grundgedanken, daß man Schlüsse aus der Deszendenztheorie, d. h. aus dem Tierreich (!), auf die menschliche Gesellschaft nicht ziehen dürfe und die Aufgabe daher an ihrer inneren Unmöglichkeit scheitere, einen Preis erhalten konnte, daß manche auf naturwissenschaftlichem Boden stehende Sozialpolitiker von vornherein abgeschreckt wurden.

Zu diesen gehört der Verfasser der „Politischen Anthropologie“ nicht; er hat sich, von der Größe der Aufgabe begeistert, über solche Bedenken hinweggesetzt und weder Mühe noch Wagnis gescheut. Da aber der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, hat er, einen Nebenpreis ablehnend, es vorgezogen, seine Arbeit, nach dem Urteil eines der Preisrichter „in mancher Hinsicht eine der besten“, als besonderes Werk herauszugeben. „Ein Vergleich mit den übrigen“, habe ich in einer früheren Besprechung geschrieben, „die demnächst unter der Ueberschrift Natur und Staat erscheinen sollen, wird lehren, inwieweit dieser Stolz berechtigt war.“ Nun, der erste Band des Sammelwerkes liegt jetzt vor und enthält außer einer Einleitung über Art und Weise des Preisausschreibens die mit einem Preise von 6000 Mk. bedachte Arbeit von Matzat: „Philosophie der Anpassung mit besonderer Berücksichtigung des Rechtes und des Staates.“ Der Vergleich fällt aber sehr zu ihren Ungunsten aus. Der Verfasser, der jeder naturwissenschaftlichen Schulung entbehrt und früher nur einige Schriften historisch-geographischen und pädagogischen Inhalts veröffentlicht hat, tut die ganze Entwicklungslehre in einer Einleitung von zwei Seiten mit einigen Anführungen aus Häckels „Welträtseln“ und Preyers „Darwin“ ab. Schon die Ueberschrift zeugt von geringem Verständnis für die Tragweite und Bedeutung der Frage: mit Philosophie ist hier nichts geholfen, es galt, auf Grund genauer Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze, insbesondere in ihrer Wirkung auf die Menschen, zweckmäßige und durchführbare Vorschläge zu machen zur Verbesserung unserer Gesetzgebung und ihrer Anpassung an die naturwissenschaftliche Weltanschauung. Im übrigen ist das Buch nach dem altbeliebten Rezept, aus hundert alten ein neues zu machen, angefertigt, besteht zu drei Vierteln aus Anführungen und enthält kaum einen selbständigen Gedanken; bezeichnenderweise kommt das Wort „Rasse“ darin kein einziges Mal vor. Von den sechs anderen preisgekrönten Arbeiten, unter 60 eingelaufenen, kennen wir vorläufig nur die Ueberschriften und die Namen der Verfasser, darunter nur ein Arzt, die übrigen Juristen, Schulmänner, Schriftsteller, also von vornherein wegen Mangels naturwissenschaftlicher Kenntnisse unfähig, eine solche Aufgabe zu bewältigen. Den ersten Preis hat denn auch der Arzt Dr. Schallmayer erhalten, dessen Arbeit über „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker“ wir nach einer fast gleichlautend überschriebenen Abhandlung in der „Politisch-anthropologischen Revue“ beurteilen können. Dieser Aufsatz, offenbar nur ein kurzer Auszug aus der Preisarbeit, enthält außer einigen kulturgeschichtlichen Irrtümern nur die längst bekannte und wiederholt anderwärts erörterte Tatsache, daß die Kultur vielfach der gesund erhaltenden natürlichen Auslese entgegenarbeitet und dadurch die Rasse verschlechtert. Wie aber gerade mit den Hülfsmitteln der Kultur und einer hochentwickelten Wissenschaft diesen Uebelständen begegnet und der fortschreitenden Entartung Halt geboten werden kann, das — offenbar die Hauptsache — ist kaum angedeutet; nur das in einigen amerikanischen Staaten bestehende Heiratsverbot für erblich Belastete wird erwähnt.

> Nach dem Vorausgeschickten hebt sich demnach, soweit wir bis jetzt die Sache beurteilen können, Woltmanns inhalt- und gedankenreiches Werk sehr vorteilhaft von den übrigen Preisschriften ab und rechtfertigt durchaus die Ablehnung eines untergeordneten Preises. Es ist aufrichtig zu bedauern, daß die hochherzige Stiftung keinen besseren Erfolg gehabt hat. „Eine der besten" Arbeiten, nach dem Urteil eines Preisrichters selbst, ist durch Zuerkennung eines untergeordneten Preises mehr herabgesetzt als geehrt worden, die übrigen bedeuten keinerlei Fortschritt in der Erkenntnis, zeigen keine gangbaren Wege und werden daher auch ohne Einfluß auf die Leitung und Gesetzgebung des Staates bleiben. Groß und schwer war die Aufgabe gewiß; aber gerade die Männer, die derselben vielleicht am meisten gewachsen und imstande gewesen wären, sie sachlich und erschöpfend zu beantworten, haben sich in weiser Voraussicht nicht beteiligt.

Daß Dr. Wilser auf Grund der beiden bis dahin veröffentlichten Preisschriften und der bekannt gewordenen Hinweise auf den Inhalt der übrigen Schriften sich gegen das Preisgericht erklärte, war durchaus berechtigt und begründet, denn der Abstand der beiden Schriften ist ein so auffallender, daß es zum mindesten rätselhaft erscheinen mußte, daß das Matzatsche Buch mit einem zweiten, das meinige dagegen nur mit einem dritten Preis bedacht wurde, ein Umstand, der gegen die Gesamttätigkeit des Preisgerichts das größte Mißtrauen erwecken mußte.

Herr Dr. Schallmayer, dem, wie später gezeigt werden soll, eine seltsame Verwicklung der Umstände den ersten Preis in den Schoß warf, hat sich durch Wilsers Kritik sehr gekränkt gefühlt, weil derselbe aus dem genannten Aufsatz auf den Inhalt seines preisgekrönten Buches geschlossen hatte. Die Veröffentlichung des Schallmayerschen Werkes hat aber gezeigt, wie recht Dr. Wilser hatte, als er diesen Schluß zog und dabei den Wert dieser Schrift im Hinblick auf den außerordentlich hohen Preis in Zweifel stellte.

In einer Erwiderung auf Dr. Wilsers Angriffe, in der sich Dr. Schallmayer zum unberufenen Lobredner und Verteidiger der Herren Preisrichter aufwarf — denn in diesem Falle kann man sagen: pecunia olet — hat er auch allerlei Verdächtigungen gegen mich ausgesprochen, in dem Sinne, als wenn ich mit Dr. Wilser „unter einer Decke läge". Aber Dr. Wilser, den ich in meinem Leben ein- oder zweimal gesehen und den Dr. Schallmayer in einer leicht zu durchschauenden Absicht angelegentlich meinen „Freund" nennt, wird selbst bezeugen können, daß ich von seiner Kritik keine Kenntnis gehabt, daß ich ihm im Gegenteil abgeraten habe, als er mir eine solche Absicht mitteilte. Aber man kann es Dr. Wilser nicht verargen, daß er trotzdem losschlug, denn wer die Dinge durchschaute, mußte schon auf Grund der damals vorliegenden Dokumente zu einer gänzlichen Verurteilung der Jenenser Preisrichter kommen. In der Folge ist sein Urteil, das er selbst nur ein „vorläufiges" nannte, durchaus bestätigt worden.

Außer Dr. Wilser hat bisher nur Otto Ammon-Karlsruhe sich über das Preisausschreiben geäußert. In der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift (N. F. III, Nr. 14) schreibt er gelegentlich einer Besprechung meiner „Politischen Anthropologie":

> Dieses Werk stammt ebenfalls aus dem Jenenser Wettbewerb. Es ist das umfangreichste und am gleichmäßigsten durchgearbeitete von den bisher veröffentlichten Werken (Schallmayer, Matzat, Ruppin). Die zu den Entscheidungen des Preisgerichts von Dr. H. E. Ziegler

gegebenen Erläuterungen besagen in bezug auf die Woltmannsche Abhandlung: „Diese war in mancher Hinsicht eine der besten, insbesondere auf dem naturwissenschaftlichen und soziologischen Gebiet mit vielseitigen Kenntnissen bearbeitet. Herr Dr. Woltmann hat den ihm zugesprochenen (dritten) Preis abgelehnt und sein Buch selbständig herausgegeben." Die Vererbungsfragen werden eingehend behandelt, und wenn Woltmann sich auch nicht ganz auf den Standpunkt Weismanns stellt, so vertritt er doch nach reiflicher Kritik im wesentlichen dessen Ansichten, insbesondere betreffs der Reduktionsteilung und der genealogischen Kontinuität des Keimplasmas. Er zieht auch aus den Vererbungstatsachen die richtigen praktischen Folgerungen für die Gesellschaftstheorie. Nicht nur die individuellen Anlagen sind durch erbliche Uebertragung bedingt, sondern auch die Rassenanlagen. Woltmanns Buch ist bis jetzt das einzige, in dem die Rassenfragen in vorurteilsloser und klarer Weise erörtert werden. Alles soziale Geschehene ist anthropologisch bedingt. Die germanische oder, allgemein gesprochen, die nordeuropäische Rasse ist die aktivste auf dem Erdball, daher auch die führende in der Kulturentwicklung. Der internationale Wettbewerb richtet sich nach Art und Grad der Rassenmischung der Völker, auch die innere soziale Schichtung geht aus den angeborenen Rassenanlagen der Mischlinge hervor. Diese Auffassung scheint dem Referenten gerade das Verdienstvollste an Woltmanns Arbeit zu sein, denn sie dient dazu, alte Vorurteile zu beseitigen und naturgemäßen Anschauungen Raum zu schaffen. Es wäre interessant zu wissen, ob das Preisgericht entgegengesetzter Ansicht war und vielleicht die Rassentheorie noch nicht für hinlänglich begründet hielt, um sie als Unterlage eines soziologischen Systems anzuerkennen? Dann könnte man sich erklären, daß die Arbeit nur einen dritten Preis erhielt, obschon sie in beregtem Punkte alle anderen, auch die Schallmayersche, bedeutend überragt. Wenn das Preisgericht so gedacht hätte, so hätte es den Fortschritt, den es fördern sollte und wollte, verhindern helfen. Vergleicht man Woltmanns gediegene Arbeit mit derjenigen Ruppins, die einen zweiten Preis erhielt, trotzdem sie eine Hauptsache, die Erblichkeit, stiefmütterlich behandelt, so kann man es Dr. Woltmann nicht verargen, daß er den dritten Preis abgelehnt und seine Abhandlung zurückgezogen hat. Zugegeben muß werden, daß das Buch nicht in einem so fesselnden und anschaulichen Stil geschrieben ist, wie das Schallmayersche. Manche Stellen lesen sich zwar immer geläufig, aber doch recht trocken, fast protokollmäßig. Indessen ist dies Nebensache. Ins Gewicht fällt, daß Woltmann nicht so reich an positiven Vorschlägen ist, wie Schallmayer, der sich da auf einem von ihm schon lange mit Vorliebe bebauten Gebiet bewegt. Praktisch laufen aber seine Forderungen auf das Gleiche hinaus. Dafür ist die Kritik der bestehenden politischen Parteien und ihrer Bestrebungen bei Woltmann weit sorgfältiger ausgearbeitet. — Doch dies sind unbedeutende Dinge gegenüber einer Gesamtleistung, wie Woltmanns Werk sie darstellt, und die jedenfalls zu den hervorragendsten Ergebnissen des Jenaischen Wettbewerbs gehört. Dem Referenten liegt die Absicht ferne, den Preisrichtern zu nahe zu treten. Sie haben ihre schwierige Arbeit unzweifelhaft mit redlichem Bestreben und großer Mühe gelöst. Ihre Ueberzeugung in Ehren, aber es muß erlaubt sein, Kritik an den wissenschaftlichen Anschauungen zu üben, von denen das Preisgericht ausgegangen zu sein scheint. Referent ist unbefangen, denn er war an dem Preisbewerb nicht beteiligt. Auch kann Referent sich zum voraus verwahren gegen die Unterstellung irgend einer Voreingenommenheit für Dr. Woltmann, den er nicht persönlich kennt und der ihm durchaus keinen Grund gegeben hat, für ihn voreingenommen zu sein; eher das Gegenteil. Wenn es sich aber um eine ernste Kritik handelt, die Anspruch auf Beachtung macht, müssen alle persönlichen Rücksichten gegen die sachlichen Erwägungen zurücktreten.

Noch ein zweites Mal ist O. Ammon auf das Preisausschreiben bei Gelegenheit einer Kritik des Buches von Hesse eingegangen. Er schreibt:

Ist Hesses Untersuchung ohne Einschränkung als eine fleißige und ernste anzusehen, so kann man sie doch nicht als bahnbrechend bezeichnen,

denn sie bringt nur Zweifel und Bedenken, aber nichts Neues von Belang. Unwillkürlich muß man sich fragen, wie eine solche Arbeit einen zweiten Preis erhalten konnte, während diejenige Woltmanns, die viel umfassender und weitschauender ist, sich mit einem dritten begnügen sollte. Ueberhaupt wird, je weiter die Veröffentlichungen von „Natur und Staat“ fortschreiten, die Enttäuschung desto größer. Wenn ein Buch, das auf solche Rückständigkeiten aufgebaut ist, einen zweiten Preis erlangen kann, so muß etwas nicht in Ordnung sein. Der Stifter der Jenaer Preise hatte die Absicht, einen Fortschritt der Wissenschaft hervorzurufen, er wollte aufgezeigt sehen, was wir aus der Deszendenztheorie lernen können über die innerpolitische Entwicklung der Völker. Sein Zweck ist in mehreren preisgekrönten Arbeiten nicht erreicht worden. Ein bedeutendes Werk, das dem gesteckten Ziele außerordentlich nahe kam, wurde von den Preisrichtern zurückgesetzt, minderwertige Dutzendware, die die Erkenntnis um keinen Schritt vorwärts bringt, wurde prämiiert. Nochmals sei wiederholt, daß den Preisrichtern nicht zu nahe getreten werden soll. Sie haben nach bestem Wissen und Gewissen die Preise verteilt. Aber offenbar war die Mehrheit des Preisgerichts nicht so zusammengesetzt, wie es der Bedeutung des Wettbewerbs entsprochen hätte. Sie bestand aus Vertretern des Alten, aus Männern, die von Deszendenztheorie und Rassenfrage nicht mehr als oberflächliche Kenntnisse, dafür desto größere Vorurteile besaßen. Die volkswirtschaftliche und historische Wissenschaft von bisher war unter ihnen überwiegend, sonst hätten nicht Arbeiten ausgezeichnet werden können, die nur äußerlich mit der Deszendenztheorie etwas verbrämt sind, in Wirklichkeit aber volkswirtschaftliche oder sozialpolitische Abhandlungen darstellen, wie sie auch ganz ohne Heranziehung der Deszendenztheorie und der Rassenfrage geschrieben werden können und geschrieben werden. Das ist ein bedauerlicher Ausgang eines großen Unternehmens, an das sich viele Hoffnungen knüpften und bei dem auch die Preisrichter eine Menge redlicher Arbeit an ein unbedeutendes Ergebnis verschwendet haben. — Wenn vorhin die Vernachlässigung des Rassenbegriffs zu bedauern war, so wenden wir uns nun einer Reihe von Veröffentlichungen zu, die gerade in dieser Hinsicht einen wichtigen Fortschritt darstellen. Dr. Ludwig Woltmann, dessen Preisschrift im Jenaer Wettbewerb bis jetzt die einzige ist, die dem Rassenstandpunkt gerecht wird, hat sich durch den unverschuldeten Mißerfolg nicht entmutigen lassen, seine Studien auf dem Gebiet der Rassenkunde fortzusetzen. Referent hat keine persönliche Bekanntschaft mit Dr. Woltmann, glaubt aber aus verschiedenen Anzeichen schließen zu dürfen, daß derselbe nicht von Anfang an den Rassenstandpunkt geteilt hat. Ist Woltmann aber lediglich durch seine Forschungen dazu gekommen, sich auf diesen Standpunkt zu stellen und ihn mit der Energie zu verteidigen, wie er es tut, so ist dies die beste Widerlegung des Einwurfes, daß hier Vorurteile Einfluß geübt hätten.

Es hieße den Eindruck dieser objektiven Kritik abschwächen, wenn ich selbst etwas hinzufügen wollte. Aber auf das Urteil von Herrn Otto Ammon ist in gewisser Hinsicht besonderes Gewicht zu legen, da er von vorneherein die Anerkennung der Preisrichter für sich hat. Im Vorwort von „Natur und Staat“ heißt es: „Da nur solche Arbeiten prämiiert werden konnten, welche den obenstehenden Bestimmungen entsprachen, war es nicht möglich, die bereits gedruckten Bücher, welche eingereicht waren, zu berücksichtigen. Das gilt auch für das in vieler Hinsicht wertvolle Buch von Otto Ammon (Die Gesellschaftsordnung usw., 3. Auflage, Jena, 1901), dessen überaus anregende Wirkung nicht verkannt wurde.“

Ich selbst will mich nicht auf eine ins einzelne gehende vergleichende Kritik einlassen, da man mir Vorurteil, Eitelkeit und ähnliche Stimmungen vorwerfen könnte. Aber auf einige entscheidende Hauptpunkte muß ich doch hinweisen. Als Begründer und Herausgeber

der Polit.-anthr. Revue, die in allen Gelehrtenkreisen mit größter Anerkennung aufgenommen worden ist, darf ich wohl sagen, daß ich selbst in den in Frage stehenden Problemen kein Waisenknabe bin, und die Art, wie ich diese Zeitschrift leite, dürfte überall den Eindruck erwecken, daß ich diesen Fragen sachlich und vorurteilslos gegenüberstehe und auch die abweichenden Meinungen zu Worte kommen lasse.

Vergleicht man die Preisschriften, so fällt im allgemeinen in drei Punkten ein außerordentlicher Unterschied auf. Erstens ist meine Arbeit die einzige von den ersten fünf Preisschriften, welche das hochwichtige Rassenproblem behandelt, sowohl nach seiner biologisch-anthropologischen Seite, wie hinsichtlich seines Einflusses auf die politische und kulturelle Entwicklung. Es gewährt einen gar komischen Eindruck von wissenschaftlicher Hülflosigkeit, wenn man sieht, mit welch oberflächlichen Begründungen die Herren Schallmayer, Ruppin usw. an diesen schwierigen und noch so wenig bearbeiteten Problemen sich vorbeidrücken. Man merkt ihnen ihr dürftiges Wissen in diesen Fragen und der einschlägigen Literatur an. Daß aber das Rassenproblem einen integrierenden Bestandteil der Fragestellung bildet, daß die physischen und geistigen Rassenunterschiede in dem Vererbungs- und Ausleseprozeß der Völker eine große Rolle spielen, das geben heute selbst Sozialdemokraten zu, und auch die „offiziellen" Anthropologen, die bisher der historischen und sozialen Rassetheorie sehr skeptisch gegenüberstanden, denken seit einiger Zeit anders über diese Dinge. Ich verweise nur auf die Ausführungen, die Professor G. Schwalbe auf dem letzten Anthropologenkongreß hinsichtlich der Forderung einer anthropologischen Erforschung der Bevölkerung Deutschlands machte: „Daß eine Feststellung der Verteilung und Vermischung der Rassentypen aber noch einen höheren Wert besitzt, daß eine physische Rasse auch mit besonderer Eigenart des Denkens und Handelns ausgerüstet ist, tritt immer mehr in den Vordergrund für die, welche das geschichtliche Geschehen begreifen wollen, nicht minder für diejenigen, welche über die Ursachen der sozialen Schichtung innerhalb eines und desselben Landes sich Aufklärung verschaffen wollen. Dies ist nicht nur für den Anthropologen, sondern auch für den Historiker, den Politiker und Staatsmann von großer Bedeutung."

Um aus der Fülle der Probleme nur ein einziges herauszugreifen, so sind z. B. die Ehegesetze, die Standes- und Kastenrechte der Germanen und Inder ohne Berücksichtigung der Rassenunterschiede, der Regeln der Inzucht und Kreuzung absolut nicht zu verstehen. Aber von diesen und ähnlichen Dingen findet man in der mit dem ersten Preise gekrönten Arbeit kaum eine Andeutung.

Wenn etwa Herr Dr. Schallmayer die Rassentheorie mit nichtssagenden Worten ablehnt und sie für verfehlt oder für eine Modetheorie hält, dann hätte er durchschlagendere Gründe beibringen müssen. Hält er sie aber für noch nicht genug geklärt, so liegt dieser Mangel an Klarheit in seiner eigenen Unwissenheit, nicht in dem wissenschaftlichen Stand der Theorie. Wenn er sich der Mühe unterzogen hätte, diese Theorie mit wissenschaftlichen Gründen umzustürzen, dann hätte er sich ein großes Verdienst erworben, dann hätte er nicht 10000 Mk., sondern das Doppelte und Dreifache verdient. Aber daß eine durch einen so hohen Preis ausgezeichnete Arbeit dieses

so schwierige Problem sachte und im Handumdrehen bei Seite schiebt, ist ein unentschuldbarer Grundmangel dieser Schrift. Und gerade zur Klärung dieser Probleme, welche den Kernpunkt der Fragestellung bilden und in der Gegenwart die Geister so lebhaft beschäftigen, hätten die Preisschriften ihren Teil beitragen müssen. Aber daran sind sie achtlos verbeigegangen.

Fassen wir die historische Seite der Schriften ins Auge, so läßt ein sachlicher Vergleich sofort erkennen, daß die anderen Autoren nur einzelne historische Beispiele geben, während ich eine zusammenhängende vergleichende Entwicklungsgeschichte der sozialen und politischen Einrichtungen vortrage, und dieselbe, entsprechend der Preisfrage, vom Standpunkt der Deszendenztheorie, d. h. biologisch-anthropologisch zu begründen versuche. Man wird im einzelnen manche Mängel und Irrtümer nachweisen können, aber wer in der betreffenden Literatur bewandert ist, muß zugeben, daß hier zum erstenmal ein solcher Versuch, ein solcher Entwurf gemacht worden ist.

Was schließlich das Problem der politischen Parteien angeht, so behandeln die Schriften von Matzat und Hesse diese Seite der Frage überhaupt nicht. Ruppin erörtert sie ohne jeden engeren Zusammenhang mit der gestellten Frage, auch Schallmayer nur lose und einseitig, mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe, oder wie er selbst sagt, „um den Bedingungen des Preisausschreibens zu entsprechen". Hier mußten die Beziehungen zwischen den politischen Parteien und Theorien und den biologischen Forderungen der Auslese und Vererbung aufgedeckt werden. Eine solche Beziehung nachzuweisen, ist aber nicht leicht, denn der Weg von der Deszendenztheorie bis zur praktischen Politik ist ein sehr weiter und verwickelter, und die Autoren, die diesen Weg nicht betreten haben, wissen wohl selbst am besten, warum sie die Hände davon gelassen haben. Und dabei war die Behandlung der politischen Parteien unter dem Gesichtspunkt der gestellten Frage eine besondere Forderung des Preisausschreibens!

Ich bin weit entfernt, meine eigene Arbeit zu loben und zu preisen. Ich weiß selbst am besten, wo ihre Mängel und Lücken sind, aber das haben mir zahlreiche angesehene Anthropologen und Historiker geschrieben, daß ich im wesentlichen geleistet habe, was nach dem Stand der Wissenschaft überhaupt geleistet werden konnte. Ich bilde mir auf meine Schrift gar nichts ein, denn unter diesen Preisschriften die beste zu sein, ist wahrlich kein besonderer Ruhm! Aber ich bin überzeugt, daß jeder, der die Preisschriften sachlich und unbefangen prüft, dem Urteil von Lapouge, Wilser und Ammon, deren wissenschaftliches Lebenswerk gerade auf diesem speziellen Gebiete liegt, im wesentlichen zustimmen muß. Man steht vor dem Ergebnis der Preisverteilung wie vor einem Rätsel, und man fragt unwillkürlich, wie eine so ungerechte Beurteilung und Belohnung der Schriften zustande kommen konnte. Im folgenden will ich versuchen, den Schleier etwas zu lüften.

Zuvor noch eine andere Bemerkung: Ich protestiere dagegen, daß meine Arbeit mit der „Soziologie" von A. Eleutheropulos „ohne Rangunterschied" auf eine Wertstufe gestellt wurde. Dieses Buch wurde prämiiert, obgleich es die gestellte Preisfrage nicht im geringsten

berücksichtigt, noch viel weniger eine Lösung derselben versucht. Von der Deszendenztheorie ist in dem Buche überhaupt nicht die Rede, geschweige daß der Einfluß derselben auf die politische Gesetzgebung und Entwicklung der Völker untersucht wird. Diese Prämiierung verstößt direkt gegen die Bestimmungen des Preisausschreibens. Sie zeigt, wie wenig gewissenhaft und sachverständig die Preisrichter zu Werke gegangen, wie wenig sie in ihrer wissenschaftlichen Rat- und Hülflosigkeit imstande gewesen sind, die Pflichten des übernommenen Amtes zu erfüllen.

Ich lehnte seinerzeit den mir zuerkannten dritten Preis ab, weil nach meiner Meinung die Preisrichter in der kurzen Zeit von drei Monaten unmöglich so viele Arbeiten (60 Stück!) in gewissenhafter und sorgfältiger Weise einer wissenschaftlichen Prüfung unterziehen konnten. Der Herausgeber von „Natur und Staat" hat diesen Vorwurf zu entkräften gesucht, indem er darauf hinwies, daß in Wirklichkeit nur 45 Schriften in engere Wahl gekommen seien, und daß die Zensoren schon einige Erfahrung in der Beurteilung von Preisschriften gehabt hätten. Dadurch wird der Vorwurf aber keineswegs abgeschwächt. Wer je die Aufgabe hatte, größere Manuskripte zu lesen und zu vergleichen, der weiß, wie ungeheuer schwer es ist, den Wert von Arbeiten in dieser Form zu prüfen. Dabei hatten die Preisrichter ihre Berufspflichten auszuüben und fand einer von ihnen noch Zeit genug, seine Uebersiedelung nach Berlin zu bewerkstelligen. Entweder haben die Herren im Preisgericht „Uebermenschliches" geleistet oder wie die Heinzelmännchen gearbeitet, — auf jeden Fall mußte der Umstand, daß die Herren in so kurzer Zeit so viele, zum Teil recht umfangreiche Arbeiten erledigten, beim gewöhnlichen Menschen nur Verdacht und Mißtrauen gegen ihre Tätigkeit hervorrufen. Es ist das eine Auffassung, die in allen Kreisen geteilt wird, wo man sich für das Preisausschreiben interessiert.

Im Vorwort zu „Natur und Staat" wird meine Arbeit „in mancher Hinsicht eine der besten, insbesondere auf naturwissenschaftlichem und soziologischem Gebiet mit vielseitigen Kenntnissen bearbeitet" genannt. Dieser Satz hat vielfach Anstoß und Aufsehen erregt, insofern er mit der tatsächlichen Preisverteilung offenbar in Widerspruch steht. Man fragt sich unwillkürlich: Wie kommt es, daß eine Schrift, die in naturwissenschaftlicher und soziologischer Hinsicht (was doch die Hauptprobleme waren!) und noch in mancher anderer Hinsicht eine der besten war, auf das Niveau eines dritten Preises herabgedrückt und in gleiche Rangordnung mit einer Schrift gestellt wurde, die überhaupt die Preisfrage nicht berücksichtigt hat? Daß andere Schriften ihr vorgezogen wurden, wie die von Matzat, Ruppin, Hesse, die in ihrem naturwissenschaftlichen Teil, auch für den blödesten Verstand erkennbar, ganz unzulänglich oder mangelhaft sind? Kann man zudem von den genannten Schriften sagen, daß sie im soziologischen Teil auch „eine der besten" oder gar noch besser als die meinige seien?

Um Aufklärung über diesen Punkt zu erhalten, schrieb ich an Professor E. Fraas, Mitglied der Ober-Kommission im Preisgericht. Er antwortete mir unter dem 22. Februar d. J., daß er keine Ursache habe, zu glauben, daß die Preisrichter nicht nach bestem Wissen und

Gewissen gehandelt hätten, und daß das Urteil dieser Herren daher bei der Verteilung der Preise habe maßgebend sein müssen.

„Wenn nun dieses Urteil nicht mit dem Ihrigen zusammentrifft, und Sie speziell über Ihre Arbeit anders denken, so kann ich Ihnen das in keiner Weise verdenken, ja in manchem muß ich auch, soweit ich es beurteilen kann, die Ueberlegenheit Ihrer Arbeit anerkennen; aber Ihrem Urteil steht das der Herren Zensoren gegenüber. Es steht nun mir als einem Nichtfachmann in der soziologischen Wissenschaft doch gewiß nicht zu, ein Urteil darüber zu fällen, welche der beiden Ansichten die richtige ist."

Ich ersuchte darauf Herrn Professor Fraas, mir auch nur einen einzigen Punkt anzugeben, in welchem meine Arbeit minderwertiger sei als die übrigen. Er ist die Antwort bis heute schuldig geblieben. Ich muß gestehen, durch seine Mitteilung wird das Rätsel noch rätselhafter. Fraas erkennt die naturwissenschaftliche Ueberlegenheit meiner Schrift über die anderen an, nur in soziologischer Hinsicht glaubt er sie nach dem Urteil der Zensoren für minderwertiger halten zu müssen. Wie reimt sich das aber mit dem Satz des Herausgebers von „Natur und Staat" zusammen, daß meine Arbeit namentlich in soziologischer Hinsicht „eine der besten" ist?

Ein gewisses Licht in die Vorgänge, die bei der Preisverteilung sich abgespielt haben, wirft eine Bemerkung von K. Jentsch in einer Anmerkung zu seiner Besprechung des Matzatschen Buches in den „Grenzboten", wo es heißt: „Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß sich Professor Häckel an der Begutachtung der Preisschriften nur wenig beteiligt hat und mit den Entscheidungen der Mehrheit der Preisrichter nicht einverstanden ist, darum die Verantwortung für diese ablehnt."

Diese Stellungnahme Häckels stimmt überein mit einem Briefe, den derselbe mir schrieb, als ich den Preis ablehnte und um Rücksendung des Manuskriptes ersuchte. Der Brief lautet:

„Ihrer telegraphischen Anweisung zufolge schicke ich Ihnen Ihre wertvolle preisgekrönte Arbeit nach Eisenach zurück. Zugleich wiederhole ich den Ausdruck meines aufrichtigen Bedauerns darüber, daß der Antrag von mir und Professor Ziegler, Ihrer ausgezeichneten Arbeit den ersten, aber doch mindestens den zweiten Preis unter den 60 eingelaufenen Arbeiten zu erteilen, infolge des einseitigen, sehr ungünstigen Urteils eines historischen Mitgliedes der Preisgerichts-Kommission nicht angenommen wurde."

Dieses historische Mitglied kann nur Professor D. Schäfer sein. Diesem Herrn ist also die größte Schuld an dieser auffallenden Preisverteilung zuzuschreiben. Daß meine Arbeit in historischer Hinsicht so außerordentlich mangelhaft sein soll, dürfte den Lesern der Preisschriften am allerwenigsten verständlich sein. Ich möchte aber alle Historiker auffordern, die Preisschriften in bezug auf die historischen Fragen zu prüfen und zu vergleichen, ob meine Schrift in dieser Hinsicht wirklich schlechter ist, oder nicht vielmehr sowohl nach der gleichmäßigen und allseitigen Materialbeherrschung wie folgerichtigen Durchführung des Entwicklungsgedankens den anderen überlegen ist!

Es bedurfte aber auch nicht der Mitteilung von Professor Häckel; denn der Zustand des zurückgesandten Manuskriptes hätte an sich schon davon Kenntnis geben können, daß Herr Schäfer gegen meine Arbeit geradezu gewütet hat. An sechs oder sieben Stellen meines

Manuskripts waren von der Hand dieses Zensors Randbemerkungen, wie „absoluter Unsinn“, „ganz falsch“ und dergleichen geschrieben. Alle diese lieblichen Bemerkungen bezogen sich, wohlverstanden, auf Einzelheiten und höchst nebensächliche Dinge, die ich ebensogut hätte fortlassen können, ohne daß dadurch der Wert der Arbeit auch im geringsten verändert worden wäre. Wegen dieser bemängelten Stellen habe ich mich mit Gelehrten auseinandergesetzt, deren Urteil dahin ging, daß Herr Schäfer in einigen der von ihm beanstandeten Punkte selbst nicht orientiert, daß in anderen die Auffassung schwankend und mehr dem subjektiven Ermessen anheimzustellen sei. Nur ein einziger Satz konnte mißverstanden werden, den ich in der gedruckten Abhandlung durch Einfügung eines Zwischensatzes dahin beleuchtet habe, wie er verstanden werden sollte. Alle anderen Stellen habe ich unverändert stehen lassen, um dem Spürsinn des Publikums die Entdeckung der großen historischen Kapitalverbrechen zu überlassen. Obgleich mein Buch bisher mehr als 50 Rezensionen erfahren hat, ist auch nicht ein einziger Kritiker auf diese historischen Sünden aufmerksam geworden. Man würde staunen, wenn ich hier die betreffenden Stellen namhaft machen würde. Und doch hat Herr Schäfer auf diese unglaublich winzigen Mängel hin (falls es überhaupt welche sind!) ausdrücklich zu Protokoll erklärt, daß meine Arbeit nach seinem Willen überhaupt nicht prämiiert werden sollte!! — Vor einem solchen hochwissenschaftlichen Urteil steht mein gewöhnlicher Menschenverstand in Ehrfurcht und Erstaunen still. Aber ohne Zweifel spricht aus diesem Manne der historische Archiv-Krämer, der kleine Geist und typische Vertreter des geistigen Mittelstandes auf unseren Universitäten. Man kann wohl verstehen, wie dieser beschränkte Kopf, der die universelle Bedeutung der Preisfrage gar nicht begriffen hatte, durch meine Schrift aus dem Gleichgewicht gebracht wurde. Versuchte sie doch, die bisherige formale Geschichtsschreibung über den Haufen zu werfen und der Naturwissenschaft zu ihrem Recht zu verhelfen!

Dazu kommt noch ein anderes. Als ich seinerzeit die „Polit.-anthr. Revue“ begründete, sandte ich an Professor Schäfer eine Einladung zur Mitarbeiterschaft, da ich vermutete, daß er als Mitglied des Preisgerichts Verständnis und Interesse für diese Fragen haben würde. Ich war aber nicht wenig erstaunt, als ich zur Antwort erhielt, daß er bedaure, seine Mitarbeiterschaft nicht zusagen zu können, da ihm die Probleme der „Revue“ vollständig fernlägen!! Nun sind dies aber dieselben Probleme, wie diejenigen der Preisfrage. Und hier steht unser Verstand wiederum still und fragt sich: Wie konnte ein solcher Mann überhaupt in die Kommission berufen werden? Wie konnte dieses Mitglied der „Akademie der Wissenschaften“ bei einer auch nur mäßigen Begabung mit intellektueller Gewissenhaftigkeit ein solches Amt übernehmen? Als ich von Professor Häckel darüber Auskunft verlangte, schrieb er:

> „Daß Professor Schäfer einer der drei Preisrichter war, hat sich später als der größte Mißgriff in der ganzen verwickelten Angelegenheit herausgestellt. Dieser angesehene Historiker (früher Seminarlehrer, vor 30 Jahren hier mein hoffnungsvoller vielversprechender Kollege) hat die merkwürdige „psychologische Metamorphose“ durchgemacht, der so viele Dozenten unterliegen, wenn sie in große Stellungen aufrücken.“

Wie einseitig und unfähig dieser Herr gewesen ist, geht auch daraus hervor, daß er, nach einer Mitteilung von Professor Ziegler, „den philosophischen Erörterungen Hesses große Anerkennung gezollt“ habe. Sieht man sich aber diese philosophischen Räsonnements genauer an, so ist auch nicht die geringste Spur eines neuen Gedankens darin zu finden, und daß die Kantische Erkenntnistheorie gegen die Fragestellung und die Deszendenztheorie mobil gemacht wird, ist geradezu lächerlich. Ich darf mir auf diesem speziellen Gebiet wohl ein Urteil erlauben, da diese Fragen früher den Gegenstand eingehender Untersuchungen für mich gebildet haben. Schon in meiner Dissertation „Kritische und genetische Begründung der Ethik“ (1896) habe ich die Beziehungen der Kantischen Theorie zu Darwinismus und Soziologie dargelegt und gezeigt, daß die logische und entwicklungsgeschichtliche Betrachtung des sozialen Lebens in keinem Widerspruch zueinander stehen, daß Kant selbst den Standpunkt der natürlichen Entwicklungslehre und ihrer Anwendung auf das soziale und geistige Leben vertreten hat. Kant würde, entsprechend seiner Maxime, alles Geistige und Geschichtliche bis in die letzten Punkte naturwissenschaftlich zu erklären, soweit man vordringen könne, der neueren naturwissenschaftlichen Geschichts- und Gesellschaftslehre die größte Zustimmung entgegengebracht haben. Hat er doch selbst in dieser Hinsicht viele wertvolle Bemerkungen und Anregungen gegeben. Von dieser Seite die Preisfrage und ihre positive Lösung zu diskreditieren, ist als gänzlich verfehlt anzusehen.

Soviel über Herrn Schäfer. Eine andere Rolle spielte Herr Professor Conrad bei der Preisverteilung. Daß die Herren Ruppin und Hesse beide einen so hohen Preis erhielten, hat in allen Kreisen, welche die Personenverhältnisse genauer kennen, nicht wenig Aufsehen erregt. Doch wird dies verständlich, wenn man bedenkt, daß die beiden Autoren Lieblings- und Spezialschüler von Herrn Conrad sind. Ich trug kein Bedenken, diesen Verdacht mangelnder Objektivität Professor Ziegler und Häckel gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Beide antworteten mir gleichlautend, daß Herr Conrad ein Ehrenmann sei, daß sie gesehen hätten, wie Professor Conrad selbst darüber verwundert gewesen sei, daß sein Schüler Ruppin eine so außerordentlich gute Arbeit geliefert hätte. Nun frage ich, wo in aller Welt hat man es je erlebt, daß ein Professor über die Leistungen seiner Schüler „verwundert“ ist, und ich frage alle Gelehrten der Welt, die etwas von diesen Dingen verstehen, ob die Ruppinsche Arbeit wirklich so „außerordentlich gut“ ist, daß man sich darüber „verwundern“ muß! Und Professor Conrad sollte die Handschrift seines Schülers nicht gekannt haben, er sollte nicht gewußt haben, was alle Spatzen in Halle und Berlin von den Dächern pfiffen, daß Ruppin und Hesse sich an dem Preisausschreiben beteiligten? Auf jeden Fall ist es eine köstliche Illustration zu der Urteilsfähigkeit des Herrn Conrad, daß er nicht umhin konnte, sich über die im ganzen unbedeutende Schrift von Ruppin zu — verwundern!

Wie wenig objektiv Herr Conrad bei dem Preisgericht gewesen ist, geht auch daraus hervor, daß dieser Zensor die Preisrichter für Hesses Schrift dadurch zu gewinnen suchte, daß er eine Art Lobrede auf dieses hoffnungsvolle junge Talent hielt, das sich aus niedrigen

und engen Verhältnissen durch eigene Kraft emporgearbeitet habe und das man fördern und unterstützen müsse!! Ich gebe dazu keinen weiteren Kommentar und überlasse es den Lesern, die Objektivität dieses Preisrichters richtig einzuschätzen.

Wenn man diese Vorgänge und die Ergebnisse des Preisausschreibens bedenkt, ist der Schluß unabweisbar, daß die Kommission sehr mangelhaft und unzweckmäßig zusammengesetzt war, daß sie unfähig war, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Allem Anschein nach sind auch die Meinungen der Preisrichter beträchtlich auseinandergegangen und sind die endgültigen Entscheidungen nicht ohne Schwierigkeiten zustande gekommen. Aber dann hätte man leicht einen allseits befriedigenden Ausweg finden können, indem man einer Anzahl relativ bester Schriften einen gleichen Preis zuerkannt hätte; dies konnte um so eher geschehen, als die ursprünglichen Bestimmungen auch bei dem jetzigen Modus nicht eingehalten worden sind.

Dabei haben die Zensoren ihres Ehrenamtes keineswegs umsonst gewaltet. Der ursprüngliche Fonds wurde „noch beträchtlich" erhöht, und zwar, wie verlautet, um 20000 Mark, so daß nach Auszahlung der Preise eine sehr anständige Belohnung für die Mühewaltungen des Ehrenamtes übrig blieb. Für die ihnen zuteil gewordene Gratifikation hätten die Herren sorgfältigere und gewissenhaftere Arbeit leisten müssen. Dieser Vorwurf ist um so schwerwiegender, als durch ihr Verschulden ein Autor, der nach dem Urteil berufener Autoritäten die relativ beste Schrift geliefert hat und auf die finanziellen Erfolge seiner wissenschaftlichen Arbeiten allein angewiesen ist, um den gebührenden Lohn für seine Bemühungen gebracht wurde.

Man wird mir vielleicht einen Vorwurf darüber machen, daß ich von Mitteilungen Professor Häckels, Fraas' und Zieglers öffentlichen Gebrauch mache. Aber es ist wohl zu beachten, daß die Mitglieder der Kommission ein öffentliches Ehrenamt bekleideten und der Oeffentlichkeit wenigstens moralische Verantwortung schuldeten, wie ich mich in meinen Briefen auch immer offiziell an Professor Häckel als den Vorsitzenden der Kommission gewandt habe. Ich habe denselben mehrfach ersucht, die wesentlichen Punkte des Protokolls zu veröffentlichen, bezw. mir allseitige Einsicht in die Urteile und Begründungen der Urteile zu gewähren. Ich schrieb, daß, falls dies verweigert würde, ich annehmen müßte, daß die Herren die Oeffentlichkeit scheuen, und ich die bisher mir zuteil gewordenen Aufklärungen als offizielle betrachten müsse. Professor Häckel teilte mir darauf mit:

> „Ich kann Ihnen nicht raten, die Angelegenheit des Preisausschreibens weiter zu verfolgen, da voraussichtlich nichts dabei herauskommen wird, außer Staub und Streit. — Zur Veröffentlichung des Protokolls sind die Preisrichter weder geneigt noch verpflichtet."

„Außer Staub und Streit!" Nun, Herr Professor Häckel wird ja genauer wissen, was hinter den Kulissen vorgegangen ist. Ich hatte erwartet, daß dieser Gelehrte als ein Mann von Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, der das mir angetane große Unrecht erkannt hatte, in dieser Angelegenheit irgend etwas tun würde, das geeignet wäre, das Unrecht wenigstens teilweise wieder gut zu machen. Aber da nichts dergleichen erfolgt ist, und da es den Anschein hatte, als ob das Unrecht von Jena sang- und klanglos der Vergessenheit anheim-

fallen sollte, so sehe ich mich gezwungen, mich hiermit an die Oeffentlichkeit zu wenden und mein Recht vor einer höheren Instanz zu suchen. Es liegt hier auch ein allgemeines Interesse vor, eine Gefahr für die Ehre der deutschen Wissenschaft. Denn die Zensoren haben sich durchaus nicht auf der Höhe der wissenschaftlichen Sachverständigkeit und Vorurteilslosigkeit gezeigt. Statt dem Fortschritt zu dienen, haben sie Rückschritt und Stillstand gefördert, kurz: der Ausgang des Preisausschreibens ist ein wenig rühmliches Ereignis für die deutsche Gelehrtenwelt.

Aufgaben der Volkshygiene.

Dr. A. F. Brügner.

Daß die physische Gesundheit eines Volkes die natürliche Grundlage seiner ökonomischen und politischen Leistungen, sowie seiner ganzen Kulturstellung ist, bedarf heute keiner näheren Erörterung mehr, und die Frage nach der körperlichen Tüchtigkeit und Entartung der Kulturmenschen bedeutet ein Problem, das nicht sobald von der Tagesordnung wissenschaftlicher Diskussionen verschwinden wird.

Anatomen haben mehrfach betont, daß zahlreiche Organe des Kulturmenschen in rückschreitender Entwicklung begriffen sind, z. B. die Zähne, der Unterkiefer, die Zehen, die Milchdrüsen, die Augen. Auch die Zunahme der Kurzsichtigkeit muß als eine fortschreitende erbliche Entartung aufgefaßt werden.

Was den gegenwärtigen physischen Zustand der Kulturvölker anbetrifft, so ist namentlich in Frankreich und England festgestellt worden, daß die körperliche Tüchtigkeit im Rückgang begriffen ist. Die Herabsetzung der Anforderungen an die Militärtauglichkeit lassen diese Tatsache deutlich hervortreten. Auch in Deutschland sind ähnliche Erscheinungen zu beobachten. Die Militärtauglichkeit der Landbevölkerung übertrifft um ein Bedeutendes diejenige der in den Städten Geborenen, d. h. der vorwiegend in Handel und Industrie Beschäftigten (Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik, 15. Bd., S. 655). Von Schmieden, Schlossern, Gelbgießern, Formern waren auf dem Lande 27,9 pCt., in der Stadt 32 pCt., von den Schuhmachern und Schneidern auf dem Lande 45,1 pCt., in der Stadt dagegen 68 pCt. militäruntauglich (S. 657).

Die bei den Einjährigen beobachtete zunehmende Untauglichkeit wird illustriert durch die Tatsache, daß 1886 unter dem allgemeinen Ersatz 16,75 pCt., unter den Studierenden dagegen 19,77 pCt. ausgemustert wurden. Im Jahre 1890 war das Verhältnis sogar auf 17,05 bezw. 21,27 pCt. verschoben. (Allg. Mil.-Zeit., 70. Bd., S. 133.)

Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man daher sagen, daß die Städter und oberen Stände einer gewissen körperlichen Entartung verfallen sind, deren Ursachen den veränderten Lebens- und Existenzbedingungen zuzuschreiben sind; denn der Auslesemechanismus funktioniert anders in den Städten als auf dem Lande, in den höheren

Ständen anders als in den unteren. Obgleich manche Schädigungen durch die Lebensweise direkt erworben werden, so muß unter den Ursachen der Entartung in erster Linie der größere medizinische Schutz in Betracht gezogen werden, der in den Städten und namentlich in den höheren Ständen den Kranken und Schwachen zuteil wird. Auch dürfte die differenzierte Arbeitsteilung mitwirken, einseitig und schwachbegabte Individuen dem Leben und der Fortpflanzung zu erhalten, welche unter strengeren Naturbedingungen aussterben würden. Unterstützt wird dieser Vorgang durch die Panmixie, indem manche körperliche Organe in der ökonomischen und intellektuellen Auslese keinen Selektionswert besitzen, oder durch künstliche Hülfsmittel technischer Art ersetzt werden können.

Freilich gibt es auch Ausnahmen von diesen Regeln. Es sind z. B. Bezirke bekannt, wo die Landbevölkerung gegenüber den Städtern einen körperlich minderwertigen Zustand aufweist. Aber dann liegen auch besondere Ursachen vor, z. B. eine allzustarke Auswanderung nach den Städten und ins Ausland, welche die Schwächeren in der Heimat zurückläßt, oder gesundheitsschädigende Hausindustrie, regionär herrschende schlechte klimatische und ungünstige Ernährungsbedingungen.

Doch wollen wir uns hier weniger mit diesen organischen Verkümmerungen im allgemeinen, als vielmehr speziell mit jenen Volksseuchen und Volkskrankheiten beschäftigen, die oft einen erblichen Charakter annehmen, den Keim schädigen und dadurch zu einer wichtigen Ursache des Entartungsprozesses werden können.

In erster Linie ist hier die Tuberkulose zu nennen. In Preußen starben an Tuberkulose jährlich 70—80000 Personen. In den letzten Jahren hat man eine Abnahme der Tuberkulose-Todesfälle festgestellt, und man macht dafür die hygienischen und sanitären Maßnahmen verantwortlich, welche in letzter Zeit getroffen worden sind. Wir halten aber die Abnahme der Todesfälle nicht für ausschlaggebend. Worauf es ankommt, ist eine Verminderung der Erkrankungsfälle, ganz abgesehen von dem höher gesteckten Ziel einer Verminderung der tuberkulösen Disposition. Dafür ist aber noch kein Beweis erbracht worden, und wenn das durchschnittliche Lebensalter der Tuberkulösen etwas verlängert wird, so bedeutet das nicht, daß dadurch die „Volksgesundheit" gehoben worden ist.

Am allerwenigsten ist die Lungenheilstätten-Bewegung oder der Serumschwindel dazu berufen, die Tuberkulose „auszurotten", wie die Optimisten meinen. Die dafür aufgewendeten großen finanziellen Opfer sollten für eine energischere Gewerbehygiene, für eine ausgedehntere Sozial- und Wohnungspolitik angewandt werden. Wir halten die Tuberkulose für eine besonders große Veranlagungs- und Vererbungskrankheit, und nur ein Ausschalten der tuberkulösen Kranken aus dem Fortpflanzungsprozeß könnte daher wirklich die Tuberkulose „ausrotten" — wenn das überhaupt möglich ist. Solange dies nicht wenigstens mit den schwer Belasteten geschieht, wird alle Bekämpfung der Tuberkulose eine Sisyphus-Arbeit bleiben.

Günstiger liegt die direkte Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Der außereheliche Geschlechtsverkehr, der zum Teil einer gesteigerten Genußsucht, zum Teil einem physiologischen Not-

stand entspringt, ist einer der ergiebigsten Quellen der venerischen Volksseuchen. In einem Aufruf, den zwanzig Medizin-Professoren Oesterreichs und Deutschlands vor einigen Jahren an die studierende Jugend gerichtet haben, wird darauf hingewiesen, daß die zunehmende Verbreitung der Geschlechtskrankheiten für das gesamte Volk eine überaus ernste und dringliche Gefahr sei. Die Verbreitung dieser Krankheiten unter den Studierenden sei stärker als man nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und Erziehung erwarten sollte. Fast die Hälfte aller kinderlosen Ehen sei auf frühere Erkrankungen des Mannes zurückzuführen. Zu einer Schädigung des Körpers geselle sich leicht eine Schädigung des Charakters, der ganzen Denk- und Sinnesart.

Nach statistischen Untersuchungen von Töply wurden in der österreichischen Armee in den Jahren 1866 und 1867 in Wien $^2/_3$, im Jahre 1872 etwa 25 pCt. und 1873 etwa 35 pCt. aller Gemusterten als infiziert befunden. In den meisten Armeen kommen 50 bis 100 venerische Erkrankungen unter je 1000 Mann vor, nach Töply ebensoviele Opfer als durchschnittlich die Kriege der letzten Jahre gefordert haben. Ledermann weist mit Recht auf den großen Verlust an Arbeits- und Wehrkraft hin; denn nach seiner Berechnung sind konstant 72000 Mann täglich in den europäischen Armeen wegen venerischer Erkrankungen dienstunfähig. Die Sterblichkeit der syphilitischen Neugeborenen ist erschreckend groß, im Durchschnitt 50—99 pCt. Dazu kommen noch die Opfer, welche an Spätformen der Lues erkranken und „in gräßlicher Weise entstellt, verkrüppelt und dadurch für das wirtschaftliche Leben unbrauchbar werden".

Die früher so sehr unterschätzte und oft leichtsinnig wie ein „Schnupfen" behandelte Gonorrhoe hat sich als eine der gefährlichsten Affektionen erwiesen, als eine der Hauptursachen der „Frauenkrankheiten" und als fast ausschließlicher Grund der weiblichen Unfruchtbarkeit. Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß das gonorrhoische Gift auch den Keim angreifen und ihn lebensschwach oder lebensunfähig machen kann, so daß ganze Familien daran zugrunde gehen können.

In der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat sich in den letzten Jahren eine sehr erfreuliche Wendung vollzogen. Indes werden alle Maßnahmen nur wenig Erfolg haben, solange man in der öffentlichen Beurteilung und Behandlung der Prostitution die inkonsequente Stellungnahme weiter einnimmt wie bisher. Wir sind wahrlich keine Verächter der Moral, aber hier ist mit der kleinlichen Moral der Philister am allerwenigsten zu erreichen. Wir halten es für gänzlich ausgeschlossen, daß die Prostitution je ausgerottet werden könnte, denn der außereheliche Geschlechtsverkehr ist eine Erscheinung, die auf allen Stufen der Gesellschaft bestanden hat und bestehen wird. Die Behandlung der Prostituierten von seiten des Staates und der Gesellschaft ist ebenso sehr wegen ihrer Roheit wie wegen ihrer Scheinheiligkeit zu verurteilen. Es geht nicht an, die Prostituierten als notwendig anzusehen und sie zugleich als halbe Verbrecherinnen zu behandeln. „Es ist weder vom Standpunkt der logischen Ueberlegung, noch der Moral zulässig", schreibt Professor Pelman, „den außerehelichen Umgang als entschuldbar und unentbehrlich zu bezeichnen, die dazu sich hergebenden — vielleicht sollte man sagen

sich opfernden — Frauen aber mit Rechtlosigkeit und Verachtung zu strafen." Wandel kann nur geschaffen werden, wenn man in den Prostituierten sozusagen auch Menschen sieht, wenn man die Humanität, die sich bis auf Gefangene, Idioten und Tiere ausgedehnt hat, auch ihnen zuteil werden läßt. Die Prostituierten bilden die einzige Gruppe in unserer Gesellschaft, die des sozialen und staatlichen Schutzes entbehrt. Hier aber ist ein staatlicher Schutz am allerehesten und doppelt notwendig. Erkenne man in der Prostitution einen existenzberechtigten Beruf an, gebe man ihr eine zunftmäßige Verfassung und gesetzlichen Schutz. Nur dann wird die Winkelunzucht, das Zuhälter- und Kupplertum verschwinden, nur dann können die Geschlechtskrankheiten in ihrem Entstehungsherd ausgerottet oder wenigstens eingeschränkt werden.

Nichts aber ist schmachvoller, als wenn jemand bewußt einen anderen mit dem venerischen Gifte ansteckt. Jede andere Körperverletzung wird von Staats wegen verfolgt, nur diese nicht, die aus Leichtsinn und Roheit zugefügt wird, und oft die schlimmsten Verheerungen anrichten kann. „Man sollte vielmehr mit der ganzen Schwere des Gesetzes", schreibt Ledermann, „alle diejenigen zu treffen suchen, welche aus Uebermut und Leichtsinn, der Schwere ihrer Krankheit sich bewußt, vorsätzlich und absichtlich die Krankheit anderen übermitteln. Man sollte das Recht und die Freiheit haben, diejenigen, welche mit Syphilis und anderen Geschlechtskrankheiten behaftet, trotz ärztlicher Verwarnung und ungeachtet der Kenntnis der Natur ihrer Krankheit andere infizieren, zwangsweise, wie dies heute mit den Prostituierten der Fall ist, in Spitälern so lange zu internieren, bis sie nach geeigneter Behandlung keine Gefahr mehr für die menschliche Gesellschaft bilden."

Es liegt daher die dringendste Notwendigkeit vor, daß die strafrechtliche Gesetzgebung und Sanitätsverwaltung in diesen skandalösen Zuständen bald einen durchgreifenden Wandel schafft.

Dasjenige Organ, das in der Kulturwelt am meisten leidet, ist das Nervensystem. Der Kampf ums Dasein, der immer mehr von Gehirn-Variationen und -Selektionen entschieden wird, führt zu einer Ueberspannung der Nervenenergie in Wissenschaft und Geschäftsbetrieb, durch Sorgen, Leidenschaften und Ausschweifungen, die zu einem der schwersten Entartungssymptome der gegenwärtigen Generationen führt, zum Neurasthenismus, dessen Endglieder Idiotismus und Verbrechertypus darstellen.

Nach dem Urteil eines erfahrenen Nervenarztes, wie Eulenburg, sind die am meisten neurasthenischen Männer und hysterischen Frauen, die ausgesprochenen Perversionen und Degenerationen gerade auf den Höhen und bei den Spitzen der Gesellschaft zu finden.

Die leichte Erschöpfbarkeit des Nervensystems ergreift auch die Schuljugend, wie statistische Untersuchungen und die Erfahrungen der Nervenärzte zeigen. Die Ersatzkommissionen haben namentlich bei den Einjährig-Freiwilligen eine Zunahme der Nervosität festgestellt.

Die Zunahme der Selbstmorde, der Geisteskrankheiten, der jugendlichen Verbrecher ist eine der auffälligsten sozialen Wirkungen dieser Nervenerschöpfung. Seit 1869, wo eine genauere Statistik der Selbstmorde ausgeführt wurde, hat sich bis 1895 in

Preußen die relative Sterblichkeit an Selbstmord um die Hälfte vermehrt, bei den Frauen nahezu verdoppelt. (Vergl. Sanitätswesen des preußischen Staates 1889–91, S. 24.) In Preußen fand das königliche statistische Amt im Jahre 1871 unter 100000 Einwohnern 222, im Jahre 1880 schon 243, im Jahre 1895 sogar 260 Geisteskranke. Noch schlimmer steht es in Frankreich. Während sich hier die Zahl der Einwohner im Jahre 1836 von 33 Mill. auf 38 Mill. im Jahre 1869 vermehrte, nahm in demselben Zeitraum die Zahl der Geisteskranken, die in öffentlichen oder privaten Anstalten behandelt wurden, von 11091 auf 38545 zu.

Der aufreibende Daseinskampf, das überspannte Verantwortlichkeitsgefühl, die innere Rastlosigkeit in den Städten und höheren Ständen, die ein Geschlecht von einer niederen Stufe des Besitzes zu einer höheren, von einer Art des Genusses zu einer anderen, von einem Wissen zum anderen treiben, sind dadurch zugleich die Ursache des Fortschrittes und der Entartung. So erscheint die geistige Blüte einer Nation, die nach außen so glänzend auftritt, als die schimmernde Hülle eines inneren Verzehrungsprozesses der Lebensenergie einer Rasse, so daß die Erfahrungen, welche wir an unserem eigenen Volksorganismus erleben, dem Historiker den Verfall und die Verderbnis der antiken Civilisationen besonders verständlich machen.

Wie an der Spitze der Gesellschaft, so vollzieht sich ein ähnlicher Prozeß in den dunklen Abgründen des Lumpenproletariats. Die tiefste Stufe der Entartung findet man bei Vagabunden und Verbrechern. Von 400 Bettlern und Vagabunden, die in Schlesien untersucht wurden, war der Mehrzahl vom Haus der Stempel der Minderwertigkeit aufgedrückt. Nahezu 70 pCt. von ihnen waren gänzlich militäruntauglich, während sonst im Durchschnitt die Untauglichen 8—9 pCt. zählen. Bei 50 pCt. ließ sich ein erblicher Einfluß nachweisen, der als Degeneration aufzufassen war: Trunksucht, Epilepsie, Nerven- und Geisteskrankheiten.

Daß der Alkoholismus eine mächtige Ursache erblicher Geisteskrankheit und Minderwertigkeit ist, steht außer Zweifel. Unter Verbrechern und Vagabunden ist der größere Prozentsatz trunksüchtig. Der Alkoholismus ist, wie Grotjahn sagt, eine unmittelbare Ursache der Rassendegeneration, die noch durch den Umstand gefördert wird, daß aus anderen Ursachen Schwache und Minderwertige allzuleicht der Trunksucht verfallen. Mit Recht bezweifelt er auch den selektorischen Wert des Alkoholmißbrauchs, da die Trunksucht in der Regel das Individuum erst zugrunde richtet, wenn es längst Zeit gefunden, Kinder zu erzeugen. Einen auslesenden Faktor dürfte der Alkoholismus höchstens in der Welt der Vagabunden und Verbrecher darstellen, da hier die trunksüchtigen Individuen meist schneller zugrunde gehen.

Die selektorische Bedeutung des Alkoholismus ist auch von Forel, Ploetz und anderen auf das entschiedenste bestritten worden.

Mit gleichem Erfolg wie gegen die venerischen Krankheiten könnte man gegen den Alkoholismus, d. h. gegen den übertriebenen Gebrauch alkoholischer Getränke vorgehen, wenn hier nicht uralte Vorurteile und eingewurzelte Trinksitten hindernd im Wege stehen würden. Wie sehr auch die Enthaltsamkeitsbewegung zu loben und ihre Erfolge anzuerkennen sind, so geben wir uns doch nicht der Täuschung hin,

als ob sie in absehbaren Zeiten die ganze Kulturwelt in allen ihren Teilen ergreifen könnte. Wir möchten diese Bewegung in jeder Hinsicht gefördert sehen, müssen aber auch jenen Tendenzen, die den Mißbrauch des Alkohols allein bekämpfen und die Mäßigkeit auf ihr Banner geschrieben haben, eine Existenzberechtigung anerkennen.

Außer den genannten medizinisch-hygienischen Betrachtungen über die Beziehungen der Volkshygiene zur erblichen Entartung kommen hierbei auch noch ökonomisch-soziale Gesichtspunkte in Betracht. Es wurde schon mehrfach auf die große Bedeutung der natürlichen Auslese für die Volksgesundheit hingewiesen. Nun findet man aber bei allen Völkern Einrichtungen zum Schutz der Schwachen, Armen und Kranken, und man hat darin einen schädigenden Eingriff in das Wirken der natürlichen Auslese sehen wollen. Schon Platon machte die Bemerkung, daß es mit einem Staate schlecht stände, wenn die Zahl der Aerzte und Advokaten zunehme. Was aber die moderne Gewerbehygiene und Sozialpolitik anbetrifft, so hat das Industriesystem Zustände hervorgebracht, welche nicht nur die einzelnen schwachen und minderwertigen, sondern ganze Gruppen in ihrer Gesundheit schädigen, ganz unabhängig von der individuellen Tüchtigkeit. Man hat es hier mit Massenwirkungen und einem sozialen Zwang zu tun, dem der einzelne schwerlich entfliehen kann. Außerdem haben die Minderwertigen keineswegs die Tendenz, schnell auszusterben, da sie sich in ihren kümmerlichen Ansprüchen leicht erhalten können. Nur die Idioten und die Vagabunden pflanzen sich nicht fort, ein Schicksal, das sie mit dem Genie und dem Millionär teilen.

Der Schutz der Arbeiter, Frauen und Kinder, der also ganzen Gruppen der Gesellschaft zuteil wird, kann im allgemeinen nur eine die Rasse schützende Wirkung haben.

Im allgemeinen sind wir also der Meinung, daß die modernen hygienischen und sanitären Maßnahmen, namentlich die Gewerbehygiene, berufen ist, als sozialer Schutz der Rasse zu wirken. Bedenklicher scheint uns der Kampf gegen die akuten Infektionskrankheiten zu sein. Früher hat man den Seuchen einen wichtigen auslesenden Faktor zugeschrieben. In der Tat zeigt es sich, daß nach Epidemien oft eine relativ gesunde Zeit folgte. Dies gilt aber nur für bestimmte Seuchen, wie Gottstein nachgewiesen hat. Nur in einem Punkte tritt eine negative Wirkung ein. Denn viele Beobachtungen sprechen dafür, daß die Abnahme der Seuchen mit einer Zunahme der Organ- und Nervenkrankheiten verbunden ist, hier also ein Wechselverhältnis derart besteht, daß Menschen mit schwachen inneren Organen, z. B. einem kranken Herzen, viel leichter einer akuten Infektionskrankheit erliegen als gesunde. Die Herzkrankheiten nehmen daher zu mit Abnahme der Infektionskrankheiten, wie Scharlach, Diphtherie, und die Todesfälle an akuten Lungenkrankheiten werden häufiger auf Kosten der chronischen Lungenleiden. Man sieht, die natürliche Auslese setzt sich immer wieder durch und sucht jeweilen ein anderes Organ und eine andere Gruppe von Kranken, „die daran glauben müssen".

Wie sehr also Staat und Gesellschaft Maßnahmen treffen mögen, um Schwache, Kranke und Minderwertige zu schützen, so bleiben dieselben doch auf die Dauer ohne nachhaltige Wirkung, wenn sie

nur dem Wohle des Individuums dienen und nicht in den Dienst der sexualen Rassenzucht gestellt werden. Denn die Konstitution eines Menschen ist angeboren und ererbt und daher äußeren Einflüssen nur wenig zugänglich. Alle Völker haben daher neben den hülfreichen und schützenden Maßnahmen für die Individuen instinktiv oder bewußt eine Rassenzucht getrieben. Die Ehegesetze, welche eine allzunahe Inzucht verbieten, die Kasten-Vorrechte, welche die Vermischung mit minderwertigen und andersartigen Rasseelementen verhindern, die Tötung und Aussetzung mißgestalteter und schwacher Kinder, alle diese Einrichtungen und Gebräuche sind im Interesse der Rasse entstanden und gleichsam eine natürliche Korrektur übertriebener sympathischer Instinkte.

Platon war so sehr von der Notwendigkeit menschlicher Rassenzucht überzeugt, daß er mit ausdrücklicher Berufung auf die Erfahrungen der Tierzüchter, Zuchtwahl und soziale Auslese zur Grundlage seines idealen Staates machte.

Erst im 18. Jahrhundert hat dann wieder Maupertuis die Forderung aufgestellt, durch sorgfältige Aussonderung der Ausartenden einen immer dauerhafteren Familienschlag zu erzielen, einen von Natur edlen Menschenschlag heranzuzüchten, bei dem Verstand, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit erblich wäre.

L. Feuerbach meinte, daß der Mensch der Zukunft nicht mehr aus Urwäldern, sondern aus unseren eigenen Lenden hervorgehen müsse, und Schopenhauer schrieb in ähnlicher Weise, daß eine gründliche Veredelung des Menschengeschlechts weder durch Lehre noch durch Bildung, sondern nur auf dem Wege der Generation zu erlangen sei: „Könnte man alle Schurken kastrieren und alle dummen Gänse ins Kloster schicken, den Leuten von edlem Charakter ein ganzes Harem geben, und allen Mädchen von Geist und Verstand Männer, und zwar ganze Männer verschaffen, so würde bald eine Generation entstehen, die ein mehr als perikleisches Zeitalter darstellte!"

Diese Philosophen haben nur allzusehr recht. Gleichwohl ist hier vorläufig mit gesetzlichen Maßregeln wenig zu erreichen. Wir stehen auch allzu tief im System des absoluten Individualismus, der unsere ganze moderne Kultur geschaffen hat, als daß wir daran denken könnten, einen Platonischen „Zuchtstaat" zu erstreben, in dem die Rasse alles, das Individuum nichts ist. Es gilt nur die Aufgabe, den drohenden erblichen Entartungen entgegen zu wirken, und die Interessen der Rasse und des Individuums, der physischen Kraft und der geistigen Kultur in möglichste Uebereinstimmung zu bringen, — soweit dies überhaupt möglich ist.

Der physische Zustand der Kulturvölker ist derart, daß die Lehre und Praxis der Volkshygiene es nicht mehr ablehnen darf, biologische Gesichtspunkte in ihren Betrieb einzuführen und im Volk nicht bloß eine mechanische Summe von Individuen, sondern eine biologische Einheit von Vorfahren und Deszendenten zu sehen. Ueberall hat die Volkshygiene glänzende Erfolge, wo es sich um die Bekämpfung individuell erworbener Krankheiten handelt. So hat z. B. in erfreulicher Weise die Zahl der Blinden abgenommen. In Preußen wurden im Jahre 1871 unter 100000 Einwohnern 93, 1880 nur 84, 1895 dagegen nur 67 Blinde gezählt, was augenscheinlich der energischen Bekämpfung

des Eiterflusses (Gonorrhöe) und den bewundernswerten Fortschritten in der Technik der Staroperationen zu danken ist. Wir sind überzeugt, daß die moderne Entwicklung des Sanitätswesens und der Volksgesundheitspflege, indem sie das Individuum schützt, im allgemeinen auch die Rasse schützt, daß aber in allen den Fällen ein Defizit für die Rasse herauskommt, wo die Minderwertigkeit auf einer ererbten Konstitution beruht. Nun ist es schließlich das Individuum, das die Kultur hervorbringt, und viele der größten Genies sind körperlich schwächliche Menschen gewesen. Hier stehen wir vor einem Konflikt, der nie ganz auszugleichen ist. Hier zeigt sich das Gesetz, daß jeder höher differenzierte Gesellschaftszustand unvermeidlich mit einer physischen Entartung einzelner Individuen oder einzelner Gruppen verbunden ist. Indes sind wir aber nicht verurteilt, dem erblichen Entartungsprozeß vollständig hülflos gegenüberzustehen, ohne dabei die Zwangsmaßregeln des „Zuchtstaates" ergreifen zu müssen. Wer aber Gelegenheit gehabt hat, das körperliche und geistige Elend in erblich und pathologisch belasteten Familien zu beobachten und dabei die großen Schädigungen in Betracht zieht, welche die Gesellschaft dadurch erfährt, der wird immer wieder auf die Forderung zurückkommen, eine gewisse Klasse von Entarteten aus dem Rasseprozeß auszuscheiden. Gesetzliche Eheverbote, wie sie vielfach empfohlen worden sind, können wegen der Schwierigkeit einer exakten Formulierung und Durchführung noch nicht in Frage kommen. Denn einer gesetzlichen Maßregel müssen unbedingt sichere Erkenntnisse zugrunde liegen, wenn sie nicht als eine Ungerechtigkeit empfunden werden soll. Dazu bedarf es staatlicher Anstalten für eine biologische Medizinalstatistik, auf deren Einführung wohl nicht so bald zu rechnen ist.

Ein anderes ist es, die Ehescheidungen zu erleichtern, wenn sich schwere erbliche Belastungen herausstellen. Ferner ist die gesetzliche Bestimmung über die Anzeigepflicht der Aerzte bei schwer belasteten und infizierten Heiratskandidaten entschieden zu verlangen. Mindestens bedarf die jetzige Schweigepflicht der Aerzte einer ernsten Reform; denn oft muß der Arzt untätig und machtlos zusehen, wie erbliche und Infektionskrankheiten eine sieche und hoffnungslose Nachkommenschaft erzeugen, die sich und anderen zur Last fällt. Aerzte und Juristen haben bisher vergeblich eine Form gesucht, in welcher die Anzeigepflicht in solchen Fällen zu geschehen hätte. Masern, Scharlach, Typhus und neuerdings auch Tuberkulose müssen heute schon den Behörden angemeldet werden. Warum sollte das nicht bei Nervenkrankheiten, Syphilis und dergleichen möglich sein?

Der Staat legt den Individuen vielen Zwang in ökonomischen, politischen und intellektuellen Dingen auf. Auch gewährt er Schutz gegen den sexualen Mißbrauch Jugendlicher, gegen Vergewaltigung und dergleichen, er verbietet frühe Ehe und allzunahe Inzucht — aber Syphilitische, Nervenkranke, Alkoholiker dürfen ungehindert eine Ehe eingehen und ganze Generationen verderben. Ungeachtet allen Respektes vor der persönlichen Freiheit, darf man sie doch nicht in tolle Willkür ausarten lassen, namentlich nicht, wenn sie so heillose Folgen haben kann.

Vorläufig aber hat nichts Dringenderes zu geschehen, als daß Medizin und Hygiene sich etwas mehr von biologischem Geiste

durchdringen lassen, indem sie der Rassenphysiologie und -Pathologie mehr Aufmerksamkeit widmen, daß das Entartungsproblem tiefgehender erforscht und das öffentliche Bewußtsein über diese Fragen aufgeklärt werde.

Geschlecht und Entartung.

Professor Chr. von Ehrenfels.

Möbius' Schrift über „Geschlecht und Entartung"[1]) unterscheidet sich mehrfach in günstiger Weise von den zahlreichen Darstellungen sexualer Entartung, welche in den letzten Jahren auf den Büchermarkt geworfen wurden. Frönen von diesen gar manche nur einem verderblichen Sensationsbedürfnis, so kann über die lautere, auf das Ziel der Gesundung gerichtete Tendenz von Möbius' Publikation kein Zweifel aufkommen. Dies gibt sich sogleich dadurch kund, daß er sich veranlaßt findet, der Darstellung der Entartungen eine Schilderung des an Leib und Seele gesunden Menschen voranzuschicken, welche sich nicht nur auf die Sexualität beschränkt, und die mir sehr gelungen erscheint. Auch entspringt es einer durchaus zutreffenden Erwägung, daß Möbius das Schwergewicht nicht in das seltene Vorkommen extremer Entartungsfälle, sondern in das häufige Auftreten minder auffälliger Annäherungserscheinungen an das extrem Krankhafte verlegt. Die auch physisch ausgesprochene Zwitterbildung wird als der Typus dargestellt, an welchen sich zahlreiche Formen der Annäherung des männlichen Wesens an das weibliche und des weiblichen an das männliche anschließen, von denen die Homosexualität nur einen speziellen Fall bildet. Oft ist die Annäherung nur auf psychischem Gebiete merklich. Männer mit weibischen und Frauen mit männischen Charakterzügen sind nach Möbius beide Annäherungen an die Zwitterbildung und Entartungserscheinungen. Hierher gehört auch die so verhängnisvolle Rückbildung der Milchdrüsen, welche die Frau zum Selbststillen des Kindes unfähig macht — überhaupt alles, was den Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Typus verwischt. Eine der Hauptursachen sexualer Entartung erblickt Möbius im Alkoholismus. — Perversität der sexualen Triebe hält er mit Krafft-Ebing immer für angeboren, niemals für acquiriert oder anerzogen. Hierin scheint er mir doch zu weit zu gehen. Er erwähnt auch nicht der sehr triftigen Einwände, welche durch Iwan Bloch (Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis) gegen diese Auffassung vorgebracht wurden. Wie sollte nach ihr etwa die allgemeine Knabenliebe bei den Athenern im Zeitalter des Sokrates zu erklären sein? — Diese Männer waren die Enkel der Sieger von Marathon und Salamis. Wo wären hier die schädlichen Einflüsse zu suchen, welche das Keimplasma eines ganzen Volkes verderbt hätten? — So rasch kann ein Volk nicht degenerieren. Die hellenische Knabenliebe ist keine konstitutive, sondern eine kulturelle Abnormität, welche, da sie gerade die intellektuelle Blüte der

[1]) J. P. Möbius, Geschlecht und Entartung. Verlag von Carl Marhold in Halle a. S., 1903.

Nation erfaßte, dann allerdings durch Unterbindung der Auslese (ähnlich, nur noch intensiver wie gegenwärtig die Monogamie) konstitutiv verderblich wurde.

Dagegen trifft Möbius durchaus den Kern der Sache, wenn er nicht die (meist aussichtslose) Heilung, sondern Verhütung der Abnormität als das anzustrebende Ziel hinstellt. Auch der Wege ist er sich klar bewußt, welche zu diesem Ziel führen könnten. Erstens Verhütung der schädlichen Beeinflussung des Keimplasmas durch den Alkohol, zweitens Unterbindung der Fortpflanzung der Entarteten und Erhöhung der Fortpflanzung der Gesunden — d. h.: sexuale Auslese. — Ja sogar, daß die sexuale Auslese nur aus einer Reform der sexualen Sitte, aus der moralischen Rehabilitierung der gesunden polygynen Instinkte des Mannes hervorgehen könnte, scheint er klar begriffen zu haben. „Die strenge Einehe ist wider die Natur des Mannes" — sagt er kurz und bündig in seiner Schilderung des gesunden Menschen. — Dennoch ist der Tenor der Schrift ein wesentlich pessimistischer. Der Autor kennt die Wege zur Gesundung, kann aber nicht daran glauben, daß die Kulturmenschheit, und speziell unser Volk sich aufraffen werde, sie auch zu beschreiten. Nicht ohne tiefen Eindruck kann man die Stellen lesen, in denen er über den großen Jammer klagt, „zu sehen, wie den Menschen alles andere wichtiger gewesen ist und noch ist, als das Eine, was ihnen not tut, ein gesundes Geschlecht".

Mich will es bedünken, als wäre hier Möbius' Blick doch gehemmt durch das Vordrängen jener Unzahl trüber Einzelerfahrungen, welche die Vorstellungswelt des Arztes erfüllen — befangen vielleicht auch in dem relativ engen Arbeitsfeld des Empirikers. — In der Tat, es wäre ein Jammer, und man müßte alle Hoffnung fahren lassen, wenn die Menschen immer so blieben wie sie sind, wie sie seit Menschengedenken dachten und strebten. — Aber in der historisch überblickbaren Zeitspanne der menschlichen Geschichte waren auch kulturelle Fortschritte die wichtigeren und dringlicheren. Daß das Ziel einer konstitutiven Entwicklung oder auch nur Konservierung angesichts drohender Gefahren der Entartung in den Häuptern der Vorgeschrittensten aufdämmerte, geschah erst vor kurzer, ganz kurzer Zeit. Und mit welch magischer Gewalt ergreift das neue Ideal die Geister! — Blicken wir auf die größten Dichtergestalten der jüngsten Vergangenheit! Richard Wagner, Tolstoi, Ibsen — alle drei sind sie, jeder in seiner Art, nach den ihm zugänglichen Begriffen, bei dem Ideal der Regeneration als der Weisheit letztem Schluß angelangt. — Und diese Männer waren nicht geistige Erben, sondern Zeitgenossen Darwins. — Und die Masse — befindet sie sich nicht gegenwärtig schon im Uebergang vom nationalen zum Rassenchauvinismus? — Daß der Chauvinismus abgestreift werde, ist aber nur eine Frage der Zeit. In einigen Generationen wird die Erkenntnis allgemein sein, daß die Rasse der Zukunft noch nicht da ist, sondern geschaffen werden müsse, und dann werden die Tage der sexualen Reform heraufziehen. — Nein, wir haben gar keinen Grund zum Pessimismus. — Die Hinlenkung der Moral auf das Ziel der Regeneration unseres Blutes wird den Anstoß zu einem konstitutiven Entwicklungsprozeß abgeben, der, wie alle Prozesse seinesgleichen, nur in langsamen,

unmerklichen Schritten von Generation zu Generation vorrücken kann. Die moralische Umwertung der Werte aber, die diesen Prozeß einzuleiten berufen, ist ein kultureller Entwicklungsschritt, der einer Veränderung des Keimplasmas nicht bedarf und sich, wenn seine Zeit einmal gekommen, mit der gleichen Vehemenz vollziehen wird, wie so oft schon religiöse und soziale Umgestaltungen.

Auch im einzelnen huldigt unser Autor unberechtigt pessimistischen Auffassungen. Er fürchtet Versiegen unserer Volkskraft infolge des Alkoholismus. Das hätte guten Grund, wenn die Alkoholgefahr plötzlich über uns gekommen wäre, wie etwa über die Rothäute mit der Einwanderung der Europäer. Nun ist aber der Alkohol ein Umgebungsbestandteil, der schon Jahrtausende auf uns einwirkt, und an den sich unsere Natur doch schon bis zu gewissem Grade, durch Temperenz oder Widerstandsfähigkeit gegen das Gift, angepaßt haben muß, da wir sonst schon längst zugrunde gegangen sein müßten. Die Gefahr ist allerdings durch die moderne Technik gesteigert worden, aber nicht so sehr und so plötzlich, daß man fürchten müßte, wir würden ihr unterliegen.

Möbius erklärt sich das Zurückgehen unserer Geburtenquote aus einem Ueberhandnehmen der sexuellen Entartung, welche den Gegensatz zwischen Mann und Weib vermindere und hiermit die gesunden Sexualtriebe herabsetze. Der Grund liegt aber zweifellos weitaus vorwiegend in der absichtlichen Kinderbeschränkung bei sehr stark entwickelten Trieben. Das Abirren der Sexualtriebe trägt sein Korrektiv in sich. Die Degenerierten pflanzen sich nicht oder nur spärlich fort und besorgen so von selbst ihre Ausjätung. Das Ueberhandnehmen angeborener sexueller Degeneration kann unsere geringste Sorge bleiben.

Ein Aehnliches gälte bezüglich der Gefahr des Versiegens der Milchdrüsen, wenn die natürliche Ernährung für das Gedeihen des Kindes wirklich die Bedeutung besäße, die ihr mit anderen auch Möbius zuschreibt. Nun haben wir aber da ein Erfahrungsgebiet von großer Ausdehnung. In Tirol und in Oberbayern ist das Säugen der Kinder schon fast ganz aufgegeben. Vom ersten Tag an wird das Neugeborene künstlich ernährt. Die Kindersterblichkeit ist daher auch erheblich größer als sonst im Durchschnitt. Das Volk stirbt aber darum doch nicht aus, ja der Menschenschlag ist ein sehr kräftiger — sicher mit durch den Einfluß der scharfen Ausjätung, welche im frühesten Kindheitsalter nur die stärkeren Konstitutionen überleben läßt.

So zeigen sich überall, wo Möbius nur Unheil und Gefahren sieht, tröstliche Ausblicke. Das soll aber dem Ernst seiner Mahnung nicht die Spitze abbrechen. Im Gegenteil: — Nur wer hoffen kann, wird den Antrieb finden zu befreiender Tat.

Berichte.

Biologie.

Biologie und Chemie. Eine Wissenschaft über die Gesetze, nach denen jede einzelne Wissenschaft sich entwickelt, gibt es heute noch nicht. Zwar sind wertvolle Vorarbeiten geleistet: die Geschichte der verschiedenen Einzelwissenschaften

ist mehr oder weniger eindringend und umfangreich erforscht, und die heutige Begriffsbestimmung der Philosophie kommt dieser Aufgabe ziemlich nahe. Allerdings vermißt man noch meist die Betonung des Entwicklungsgeschichtlichen in diesem Teile der Philosophie und die des Uebereinstimmenden in den Geschichten der Einzelwissenschaften. Die Entstehung einer Biologie der Wissenschaft dürfte als eine Frucht der nächsten Zeit angesehen werden. Wir brauchen die Wissenschaften, um unseren Zustand zu bessern. Im Ablauf der Geschichte erkennen wir die Eroberung aller geistigen Gebiete durch die Wissenschaft, auch der Politik und der Kunst. Alle Wissenschaften suchen heute Fühlung miteinander, kurz, alle fangen an zu philosophieren. Nirgends ist dieser Drang stärker als in der Biologie, die überall das heiße Bemühen erkennen läßt, Licht auf die Grundlagen ihrer Arbeit zu werfen. Besonders kommt hier das Verhältnis zu den anorganischen Wissenschaften Physik und Chemie in Betracht, und die Gegensätze der Meinungen haben sich in Gestalt der Schlagworte Vitalismus und Mechanismus fixiert. Im Aufbau der Wissenschaften ist die Biologie der Wissenschaft von solchen Objekten, die einen stationären Energiezustand, d. h. Ernährung und Fortpflanzung aufweisen. Genügen die Gesetze der Chemie und Physik, um alle biologischen Erscheinungen zu erklären? Die Antwort muß in einem Sinne mit Ja, im anderen mit Nein beantwortet werden. Mit Ja, insofern alle biologischen Erscheinungen innerhalb des Rahmens der Möglichkeiten liegen, welcher durch jene Wissenschaften gegeben ist. Mit Nein, insofern als innerhalb dieses Rahmens durch die biologischen Tatsachen sicher eine größere Mannigfaltigkeit gegeben wird, als durch Physik und Chemie erschöpfend darstellbar sind. Die Unterschiede zwischen biologischen und anderen Objekten pflegen wir in das Wort Leben zusammenzufassen. Lebewesen sind zunächst nicht stabile, sondern stationäre Gebilde, in ihnen verlaufen die schnellen Aenderungen derart, daß Gewinn und Verlust sich nahezu decken, so daß der Gesamtzustand nur langsame Aenderungen erfaßt, die zudem fast alle periodisch sind. Das neue spezifische Moment der Biologie gegenüber der Chemie ist die Assimilation und Reproduktion. In diesem Punkte haben die Vitalisten recht. Darum braucht aber das Leben nicht unerklärbar zu sein. Die Schwierigkeiten der Untersuchung liegen darin, daß jeder, auch der einfachste Organismus ein sehr verwickelter Apparat ist, in welchem zahlreiche verschiedene Reaktionen so nebeneinander ablaufen, daß sie sich gegenseitig für den Lebenszweck der Selbsterhaltung unterstützen. Eine fundamentale Frage, die bisher in der Biologie kaum gestellt worden ist, ist die Frage nach der zeitlichen Ordnung der Vorgänge im Organismus, speziell nach der Zusammenordnung einer großen Anzahl verschiedener Geschehnisse zu einem stationären Gesamtgebilde. Ist in diesem Problem die Biologie auch als selbständige Wissenschaft zu betrachten, so kann sie nie unabhängig von Physik und Chemie sein, sondern bleibt innerhalb der durch sie gegebenen Grenzen des empirisch Möglichen. (W. Oswald, Annalen der Naturphilosophie 1904, 3).

Anthropologie.

Vererbung und Auslese beim Menschen. Dr. Emil Wettstein hat anthropologische Untersuchungen in Graubünden angestellt, welche diejenigen von His über den „Disentis-Typus" bestätigen. Die Schädelindices schwanken zwischen 75—95; der mittlere Index ist 85,4. Die Disentiser sind also hyperbrachycephal. Es ist zu bestreiten, daß die eingewanderte Rasse, wie Wettstein angibt, dem Disentis-Typus angehörte, vielmehr ist die hochgradige Brachycephalie das Erzeugnis einer seit langer Zeit wirkenden Selektion. Dieser Vorgang ist nur zu verstehen mit Berücksichtigung der Rassenpsychologie und der Rassenmischungen zwischen dem europäischen und dem alpinen Typus. Von den Mischlingen, die dem dolichocephalen Typus näher stehen, wandern die mit langem Schädel aus, während die brachycephalen an der Scholle hängen bleiben und durch fortwährende Abwanderung der ersteren immer mehr rundköpfig werden. Dies ergibt sich auch aus dem Umstand, daß unter den Brachycephalen unverkennbare Zeichen der Mischung mit dem homo europaeus vorkommen. Die Abwanderung der Langköpfe ist in verschiedenen Gebirgstälern nachgewiesen worden, wo enge Lebensbedingungen herrschen und der Geburtenüberschuß gezwungen ist, sich draußen in der Welt Verdienst zu

suchen. Neuerdings ist dasselbe auch auf den Halligen festgestellt worden. Ebenso vertritt L. Chalumeau in seiner Arbeit über „Les races et la population suisse“ diese Ansicht, indem er die Großwüchsigkeit der Graubündener im Kreis Maloja und den kleinen Wuchs der Leute im Innkreis damit erklärt, daß eine starke Auswanderung der größeren Leute aus diesem Kreis in jenen stattfindet, also derjenigen, die dem homo europaeus näher stehen. (O. Ammon, Naturwissenschaftliche Wochenschrift, 1904, 23.)

Die Zwergstämme in Südkamerun. Seitdem Stanley die Aufmerksamkeit auf die Zwerge Zentralafrikas gelenkt hat, finden sich da und dort Stämme dieses seltsamen Zigeunervolkes, das unstet und flüchtig in den weiten Urwäldern umherstreift und nur vorübergehend bald hier, bald dort seine luftigen Zweighütten aufschlägt. Auch im südlichen Teile von Kamerun sind Zwergstämme längst nachgewiesen, namentlich durch den deutschen Forscher Kund. Die Zwerge wohnen mitten im Urwald in kleinen Hütten, die 11—12 Fuß breit und 15—20 Fuß lang sind. Mehrere von ihnen, die Kund beobachtete, mochten wohl fünf Fuß und darüber sein, dessenungeachtet waren sie in ihrer Gestalt entschieden zwergartig. Sie haben eine hellere Farbe und auch einen anderen Typus als die umwohnenden Stämme. Sicher sind diese Zwerge die niedrigststehenden Menschen, die uns bis jetzt vorgekommen sind. Ihre Kinnbacken sind verhältnismäßig groß, ihre Stirnen und Schädel erscheinen unregelmäßig und roh statt glatt und abgerundet. Die Niedrigkeit der Stirne tritt noch mehr hervor durch die ungewöhnliche Größe ihrer Augen; zumal die Kinder scheinen Augen zu haben wie die Kälber. Die dicken Augenbrauen scheinen an der Stirn höher zu stehen als bei anderen Rassen; es sieht aus, als ständen die Augenbrauen mitten auf der Stirne und manchmal noch dazu nicht ganz gerade. Der Oberkörper ist im ganzen ebenmäßig stark, aber ihr Unterleib ist unverhältnismäßig groß, und ihre Beine sind krumm und schwach. Neuerdings sind die Zwergstämme Südkameruns durch die amerikanischen Missionen wieder erforscht worden. Sie fanden die Niederlassungen der kleinen Leute zum Teil verschwunden. Die Zwerge beschränken sich ausschließlich auf die Jagd, zu deren Ertrag ihnen der Wald höchstens noch milde Früchte und genießbare Blätter bietet. Aber sie verschmähen durchaus nicht die Feldfrüchte, welche die umwohnenden Völkerschaften bauen. Nur legen sie selbst keine Pflanzungen an, auch sind sie zu ehrlich, um die Pflanzungen ihrer ackerbautreibenden Nachbarn zu bestehlen. Sie treten in Tauschverkehr mit ihnen, indem sie ihr erlegtes Wild gegen die Feldfrüchte derselben anbieten. Ihre Niederlassungen bleiben stets nur so lange stehen, als sie Wild in der Nähe finden. Ihrem Charakter nach sind sie harmlos und scheu. Sie kämpfen niemals um ihr Recht. Fügt ihnen der Stamm, dem sie sich angeschlossen haben, ein Unrecht zu, so gehen sie davon und schließen sich einem anderen Dorfe an, da man sie überall gern zu Nachbarn hat. (G. Seiler, Korr.-Blatt der Dtsch. Gesellschaft für Anthropologie, 1904, No. 1.)

Die Haarfarbe auf den römischen Bildwerken. In einem Aufsatz über „La Polychromie des sculptures de Neumagen“ (Revue archéologique, 1904, 3) bespricht A. Grenier den farbigen Schmuck antiker Statuen und Reliefs, mit besonderem Hinweis auf die Bildwerke, welche im Jahre 1877—78 in Neumagen bei Trier gefunden worden sind, und zwar bei den römischen Festungswerken, welche einst die Stadt umgaben. Es sind etwa 150 Bruchstücke von verschiedenem Umfang, Inschriften, Skulptur- oder Architekturreste. Uns interessieren hier besonders einige Reliefs, die wegen ihres farbigen Schmuckes anthropologische Bedeutung besitzen. Die vornehmlich angewandten Farben sind hellgelb und braunrot. Gelb sind gemalt die Gesichter und alle nackten Gestalten, die Tierkörper, Pferde, Ochsen, Greife, Seeungeheuer, ferner die Kleider der Frauen und die Togen der Römer. Das Gelbe repräsentiert alle hellen Farben. Braun sind die Haare, die Augenbrauen und der Bart, während die Haare der Tänzerinnen und der germanischen Gefangenen in lebhaftem Gelb gemalt sind. Das Braune vertritt alle dunklen Farben.

Psychologie.

Der Phonograph im Dienst der vergleichenden Musikwissenschaft. Wie die Philologie zuerst die einzelnen Sprachen in ihrem Wortschatz, ihren Flexionsgesetzen und ihrer Syntax jede für sich getrennt erforschte, so hat sich die

Musikwissenschaft bis in die jüngste Zeit ausschließlich mit der Geschichte unseres europäischen Tonsystems und der europäischen Kompositionsformen beschäftigt. Während aber die vergleichende Methode sich die Sprachwissenschaft binnen kurzer Zeit vollständig eroberte, hat die Musikwissenschaft auf dem neuen Wege erst ein paar schüchterne Schritte gewagt, und es wäre verfrüht, von einer vergleichenden Musikwissenschaft als einem gesicherten Kulturbesitz zu sprechen. Zwar findet sich in den Gesamtdarstellungen der Musikgeschichte wohl meist auch eine flüchtige Skizzierung fremder Musikverhältnisse; doch stellt sich die Betrachtung vorwiegend auf einen künstlerischen, subjektiv-ästhetischen Standpunkt, und das Streben nach wissenschaftlicher Objektivität gehört erst der allerjüngsten Zeit an. Musikalische Aeußerungen sind als Ausdruck des Volkscharakters nicht geringer zu bewerten als andere Kunstformen. Wo wir uns aus dem gesamten Kulturbild bereits den Begriff eines speziellen Stammes- und Rassentypus abstrahiert haben, da empfinden wir auch die Uebereinstimmung derselben mit den Volksweisen und den musikalischen Kunstformen des Landes. Für Europa besitzen wir ein genügendes Induktionsmaterial, um der heiklen Frage nach den kulturellen und psychologischen Rassenmerkmalen auch auf musikalischem Gebiet nähertreten zu können. Ein hinreichendes Material an exotischer oder außereuropäischer Musik würde uns aber nicht nur einen Rückschluß auf das Temperament eines Volkes gestatten; denn da die Musikpflege, wie jede künstlerische Aeußerung, auch zu den wirtschaftlichen Verhältnissen in funktioneller Abhängigkeit steht, könnte aus der Art des Musizierens, sowie namentlich aus der Ausbreitung und Höhe des musikalischen Dilettantismus auch auf die Kulturstufe eines Volkes geschlossen werden, allerdings nur mit größter Vorsicht. Aufs engste hängen Sprache, Tanz, Dichtkunst und Musik zusammen; ihre gemeinsame Wurzel ist der Rhythmus. Die starke Gefühlsbetonung, die aller Musik anhaftet, erklärt die bedeutende Rolle, die sie in allen, auch primitiven Kultgebräuchen spielt. Eine vergleichende Musikwissenschaft hätte aus dem gesammelten und kritisch gesichteten Material die Gemeinsamkeiten und Zusammenhänge der Musikentwicklung in allen Teilen der Erde bloß zu legen, die Unterschiede aus den besonderen Kulturverhältnissen zu erklären und schließlich auf die letzten Ursprünge zurückzuschließen. Historische und ethnographische Studien allein genügen nicht. Mit der Einführung physikalisch-akustischer Methoden ist die vergleichende Musikwissenschaft in eine neue Periode eingetreten. Das frühere Verfahren, auf den Forschungsreisen Musik zu hören, den Gefühlseindruck zu schildern und über Rhythmus und Tonhöhe Aussagen zu machen, die rein auf dem Gehörseindruck basieren, hat den Uebelstand, daß die Objektivität in der Untersuchung fehlt. Gerade der Musik gegenüber kommt man aus konventionellen Schranken nicht heraus, und man verfällt leicht in den Fehler, die Grundlagen unserer europäischen Musik als Grundlagen der Musik überhaupt anzunehmen. Da hat nun die exakte Messungsmethode eingegriffen und uns auf einen objektiven Standpunkt gestellt. Messungsmethoden und psychologische Analyse müssen Hand in Hand gehen. In neuerer Zeit ist nun die Erfindung des Phonographen zu Hülfe gekommen. Mit diesem Apparat kann man die Musik fixieren und mit Muße im Arbeitszimmer studieren. Der Phonograph hat noch besondere Vorzüge. Man kann ihn nach Belieben langsam und schnell laufen lassen und kann so die Musikstücke, deren Tempo im Original zu schnell war, um sie analysieren zu können, in ruhigem Zeitmaß zu Gehör bringen. Weiterhin kann man das Musikstück in kleine Bruchstücke zerlegen, kann einzelne Takte, ja einzelne Töne allein erklingen lassen und genaue Messungen daran anschließen. Schließlich hat man in der Phonographenwalze ein dauerndes Dokument, immer bereit zur Vorführung und Vergleichung. In neuerer Zeit hat die phonographische Technik große Fortschritte gemacht. Dem Phonographen ist das Grammophon gefolgt, und beide Apparate wetteifern miteinander, denn jeder hat seine Vorzüge und seine Mängel. Das letztere verwendet an Stelle der Walzen eine Art von Platten, die viel geeigneter sind. Aus Walzen und Platten können auf galvanoplastischem Wege Metallnegative, in letzter Zeit auch Metallpositive hergestellt werden, so daß nichts mehr fehlt, ein Archiv dauerhafter musikalischer Dokumente exotischer Musik zu begründen und diesen bisher so arg vernachlässigten Zweig der Ethnologie zu pflegen. Es wäre zu wünschen, daß die wissenschaftlichen Institute sich dieser Aufgabe bald annähmen, da die rapide Ausbreitung der europäischen Kultur die Ursprünglichkeit der exotischen Musik zu verwischen droht. (O. Abraham und E. vom Hornbostel, Zeitschrift für Ethnologie, 1904, Heft 2.)

Kultur- und Völkergeschichte.

Geschichte und Völkerkunde. Alle Wissenschaften von menschlichen Dingen haben ein bestimmtes Verhältnis zur Erde. Dadurch bekommt die Geschichte nahe Beziehungen zur Völkerkunde. Geschichte und Völkerkunde erforschen und beschreiben Zustände und Bewegungen, die auf der Erdoberfläche vor sich gehen, deren Gestaltung, Fruchtbarkeit usw. Man denke an die geschichtliche Bedeutung der Steppe und des Waldes und an den entsprechenden geographischen Unterschied zwischen Wald- und Steppenvölkern, Wald- und Steppenstaaten. Zu der den Naturbedingungen des Bodens anhaftenden Genügsamkeit tritt die Uebereinstimmung in den Anlagen des Menschengeschlechts; denn auch die kleinen und kulturarmen Völker reihen sich in die Geschichte der Menschheit ein. Wie aber zum Baum die Wurzeln, so reichen die geschichtlichen Völker tief in den vorgeschichtlichen Boden hinab. So muß die Geschichte der Deutschen bis in die Steinzeit verfolgt werden. Ferner kann die Geschichtsforschung die Rassenfragen nicht umgehen, selbst wenn sie ihr Gebiet auf Völker beschränkt, die scheinbar einer und derselben Rasse angehören. Eine völkeranalytische Anordnung der Rassenlehre auf die Geschichte, die von der Sonderung der heutigen Bestandteile eines Volkes ausgeht, steht von vorneherein auf einem sichereren Boden als die Völkerbeurteilungen, die sich der Hülfe der Rassenanthropologie entschlugen. Zu deutlicheren Ansichten vom Wesen eines Volkes wird die Rassenanthropologie nur verhelfen, wenn sie ihren Beruf nicht allein im Zerfasern, sondern auch in der Bestimmung der Art und des Maßes des Zusammenwirkens der verschiedenen Rassenelemente und ihrer Mischungen in einem Volke erkennt. Es mögen in den Völkermischungen Vorgänge mitwirken, von denen wir noch keine Ahnung haben, z. B. fermentartige oder katalytische. Ein ganz verdünnter Tropfen Negerblut ist sicherlich in vielen dunklen Schattierungen der europäischen Völker, nicht bloß in Semiten und Hamiten. Woher seine so stark nachwirkende Kraft? Haben die gewiß nicht sehr beträchtlichen Mischungen mit keltischem Blut den Engländern soviel mehr Schwung und Phantasie als reineren Germanen verliehen? Hat die slawische Beimischung die überragenden militärischen und administrativen Fähigkeiten im transelbischen Deutschen geweckt? Scheinen nicht im Nordamerikaner der Vereinigten Staaten mehr keltische Charakterzüge sich herauszubilden, als man bei seiner vorwiegend germanischen Grundlage vermuten sollte? — Die Völkerkunde ist ein wichtiges Glied in den geschichtlichen Forschungen, namentlich in archäologischer Hinsicht, in der Urgeschichte und in den Wanderungen. Nur dadurch wird uns die Verschiebung, Durchdringung und Schichtung der Völker verständlich. Manche Teile der Völkerkunde sind schon Geschichte geworden, aber das Ziel ihrer Entwicklung ist Geschichte in den drei Zusammenhängen räumlicher, zeitlicher und kausaler Bedingungen. Auch die primitiven Völker haben Geschichte. Die ältere Ansicht, wie sie heute noch E. Meyer vertritt, will von einem so engen Zusammen- und Ineinanderarbeiten von Völkerkunde und Geschichte nichts wissen. Aber die höhere Kultur ist doch nur ein stark entwickelter, sehr blütenreicher Zweig am Baum der Menschheit. Die bisherige Geschichtswissenschaft ist nur ein kleiner Teil der Wissenschaft von der Geschichte der Menschheit. Aber die Geschichte der Kulturvölker wird von der Weltgeschichte getragen, wie der Gipfel von dem Berge, den er krönt, so daß beide Gebiete nicht scharf abgegrenzt werden können, sowohl in der Forschung als in der Darstellung. Die Geschichtswissenschaft hat Tatsachen und Zeitfolgen festzustellen, denn im Aufeinanderfolgen von Tatsachen liegt das Geschehen begründet. Dazu wird eine allgemeine historische Zeitlehre erfordert, welche die verschiedenen Zeitmaße in Uebereinstimmung bringt und Perspektiven eröffnet. Wie an die Zeit, so ist die Geschichte an den Raum gebunden. Die räumlichen Anordnungen in der Geschichte zu erforschen, ist eine fernere Aufgabe. Der Raum, in dem sich die Geschichte bewegt, ist begrenzt. Sind hier Gesetzmäßigkeiten zu finden? Eine rein geographische Gliederung der geschichtlichen Darstellungen steht dem Wesen der Geschichte als eines zeitlich verlaufenden Prozesses entgegen. In diesem Verlaufe überfluten die Wellen des Geschehens einen und denselben Erdraum in ganz verschiedenem Maße, und man kann die Anfänge nicht an eine bestimmte Stelle verlegen. Die Anfänge der Kultur liegen weit hinter dem, was heute bei den Völkern der untersten Stufen erhalten ist; das älteste, was wir kennen, ist weit zerstreut. Die Vorgeschichte und die Völkerkunde zeigen uns nicht deutlich einen Gang von einer Endstelle zur anderen, sondern sie führen uns auf einen Boden zurück, der schon die Abfälle älterer Entwicklungen und die Keime neuer umschließt. (F. Ratzel, Historische Zeitschrift, 1904, 1. Heft.)

Vorgeschichtlicher Bergbau in den Alpen. In ansprechender Weise schildert uns der verdienstvolle Verfasser der „Kupferzeit in England" und der „Heimat der Indogermanen" in einer durch Abbildungen erläuterten Abhandlung die ersten Anfänge des Bergbaus in den Ostalpen. Schon in der neueren Steinzeit wurden die reichen Steinsalzlager von Hallstatt, Hallein, Reichenhall bergmännisch ausgebeutet, nachdem wahrscheinlich die aus dem Gestein hervorbrechenden Salzquellen und die Salzlecken des Wildes die am Fuße der Gebirge, zum Teil auf Pfahlbauten wohnenden Steinzeitmenschen auf dies zur Würze der Nahrung so wertvolle Mineral aufmerksam gemacht hatten; besonders bei Hallstatt entwickelte sich eine blühende Niederlassung, von der das bekannte, durch seine reichen Beigaben ausgezeichnete Gräberfeld Zeugnis ablegt. Durch das Steinsalz in die Bergtäler geführt, entdeckten die vorgeschichtlichen Bewohner jener Gegenden bald auch Adern von Kupfererzen, aus denen sie nach Zerkleinerung und Auswaschung das Metall in fast chemisch reinem Zustande auszuschmelzen lernten. Spuren vorgeschichtlichen Bergbaus auf Kupfer mit Stollen und Schmelzöfen haben sich z. B. auf dem Mitterberg und auf der Kelchalpe gefunden. Lange Zeit, wahrscheinlich während mehrerer Jahrhunderte, war das Kupfer das einzige Metall, das zu Waffen, Werkzeugen und Schmuckstücken verarbeitet wurde; noch vor Erfindung der Bronze war dazu das für die Entwickelung des Handels hochwichtige Gold gekommen. Silber und Zinn findet sich in den Ostalpen nicht; dagegen wurde Blei und, seit dem Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends, auch Eisen gewonnen und verarbeitet. Das „nordische Eisen" war im Altertum sehr geschätzt. Für die Kupfer- und Bronzezeit nimmt der Verfasser wohl einen etwas zu kurzen Zeitraum (2. Jahrtausend v. Chr.) an; die weite Verbreitung der Fundstücke aus reinem Kupfer und die reiche Entwicklung der Bronzekunst setzen eine gewiß doppelt so lange Zeit voraus. Gold ist nicht nur in den Ost-, sondern auch in den Westalpen gefunden worden. Das Keltenland war sehr reich an Gold, und noch im 19. Jahrhundert wurde aus dem Rheinsand Gold gewaschen. Die Herkunft des Zinns scheint dem Verfasser „noch von einem nicht ganz zu beseitigenden Dunkel umhüllt". Doch lassen die bestimmten Angaben Herodots wie die ins Griechische und Lateinische übergegangenen keltischen Lehnwörter Kassiteros und stannum kaum einen Zweifel darüber, daß die unerschöpflichen Zinngruben in Südengland zuerst und hauptsächlich das vorgeschichtliche Europa mit diesem wichtigen Grundstoff der Bronze versorgt haben. Die gehaltvolle Arbeit gibt ein sehr anschauliches Bild von den Anfängen bergmännischer Tätigkeit. (Matthäus Much, Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins, XXXIII.) — Ludwig Wilser.

Die Erforschung des deutschen Volkstums ist die Aufgabe der „Deutschen Erde". Diese Zeitschrift behandelt das Werden, Wachsen und Wandern des deutschen Volkes und die Ausbreitung seiner Kultur auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten. Die „Deutsche Erde" pflegt ferner die ethnographische Seite jeder Deutschforschung. Was immer Anthropologie und Völkerkunde, Geschichts- und Sprachforschung, Volkskunde und Statistik, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte zur Kenntnis deutscher Volks- und Stammeseigenart beisteuern, gestaltet die „Deutsche Erde" zu einem neuen Wissenschaftszweige, der Deutschkunde. Die „Deutsche Erde" bringt eigene Aufsätze sowie fortlaufende Berichte über neue Forschungen auf dem Gebiet deutschen Volkstums, unterstützt von Karten innerhalb und außerhalb des Textes. Das gesamte, so weitverzweigte Schrifttum der Deutschkunde aller Erdteile wird von Fachmännern besprochen. Die „Deutsche Erde" zählt unter ihren 250 Mitarbeitern in allen Teilen der Erde Vertreter aller Wissenschaften, jeder politischen und religiösen Richtung, der verschiedensten Staatsangehörigkeit. (Verlag von Justus Perthes in Gotha. Jährlich sechs Hefte mit Karten. Preis 8 Mark.)

Rassen-Hygiene.

Ueber die Ehe von Geisteskranken sprach auf der letzten Jahresversammlung deutscher Psychiater zu Göttingen im April d. J. der bekannte Irrenarzt Geh. Rat Schüle. Schon vor Jahren hatte er auf den hohen Ernst dieser Frage und die Notwendigkeit, ihr aus sozialökonomischen Gründen näherzutreten,

hingewiesen, ohne indes einen nennenswerten Erfolg erzielt zu haben, wie es bei der Schwierigkeit der Materie vielleicht erklärlich ist. Es kann kaum verkannt werden, daß die Zunahme der Geisteskrankheiten mit all ihrem Elend und die dadurch vom Staate aufzuwendenden Summen, welche allen geistig irgendwie defekt gewordenen Personen (z. B. Säufern, einem Teil der Kriminellen usw.) zu Last fallen, zum Teil jedenfalls verursacht werden durch die Ehen geisteskranker oder zu Geisteskrankheit disponierter Personen. Auseinanderzuhalten hierbei ist, daß die psychopathische Disposition durch das Eingehen der Ehe sowohl bei den Ehegatten den Ausbruch der Geistesstörung zu verursachen, wie auch besonders auf die Descendenz in ungünstiger Weise einzuwirken vermag. Nicht alle Geisteskrankheiten kehren zwar wieder oder führen zu einer Degeneration des Individuums, welche sich forterben und für die Kinder verhängnisvoll werden kann; daß aber gesetzliche Maßregeln, wie sie z. B. jetzt schon in Nordamerika getroffen wurden, (wie auch bei uns für schwere Formen der Degeneration z. B. von Näcke angeregt, Ref.) notwendig sind, war dem Vortragenden klar. Wie die Maßregeln lauten müssen, bedarf der reiflichen Erwägung. Ehe man aber an das zweischneidige Gesetz, die Ehe zwischen Geisteskranken zu verbieten, herantritt, ein Gesetz, welches sich gegen den mächtigsten Trieb im Menschen richtet, ist es wichtig, wissenschaftlich genügende Unterlagen zu schaffen und vor allem zu untersuchen, welche Formen und Fälle der psychopathischen Disposition und Geistesstörung am ungünstigsten für eine eventuelle Nachkommenschaft zu betrachten sind. Solange nun solche wissenschaftlich genau zu begründende Vorschläge nicht gemacht werden können, ist es zweifellos Pflicht des Psychiaters, in den einzelnen Fällen seinen Rat zu erteilen; und wie von seiner Kenntnis und seinem Takt Wohl und Wehe der Familie im einzelnen abhängt, so muß später von ihm die Initiative ausgehen zu Gesetzvorschlägen, die, abgesehen von ihrem sozialökonomischen Charakter, in ihrem humanen Endzweck von keinem anderen übertroffen werden dürften. — Dr. A. W. Kellner.

Alkoholismus und Entvölkerung. Aus einer französischen Arbeit über den Einfluß des Alkoholismus auf die Entvölkerung von Arrivé teilt die Internationale Monatsschrift einige interessante Beobachtungen mit. Aus zahlreichem Material, das der Pariser Arbeiterbevölkerung entstammt, hat Arrivé die Nachkommenschaft von 81 Trinkerfamilien mit der von 245 mäßigen Familien in Vergleich gesetzt und außerdem noch die Nachkommenschaft von 76 tuberkulösen Familien zum Vergleich herangezogen. In den Trinkerfamilien war die Zahl der Konzeptionen pro Familie 5,34, in den tuberkulösen 4,84, in den mäßigen 3,45. Die Fruchtbarkeit erwies sich also in den Trinkerfamilien am größten, nach A. eine Folge der geringen Vorsicht der Alkoholiker (im malthusianischen Sinne) und ihrer größeren Sexualität. Die Trinkerfamilien zeigen auch die meisten Zwillingsgeburten (23,59 pCt. gegenüber 11,28 pCt. im Durchschnitt; A. sieht dieselben (wie Barbier und Fournier) als eine Art Degenerationserscheinung an. Von den Früchten der Trinker geht aber eine viel größere Zahl vor und nach der Geburt wieder zugrunde, als in den tuberkulösen und den mäßigen Familien. Als Hauptursache der Sterblichkeit in den Trinkerfamilien erwies sich die tuberkulöse Hirnhautentzündung; es starben daran (von den reifen Kindern) 13,83 pCt., in den tuberkulösen Familien selbst aber nur 6,32 pCt. und in den mäßigen sogar nur 3,91 pCt.; an Krämpfen entsprechend 6,33 pCt., 1,8 pCt. und 1,39 pCt., an Lebensschwäche 3,85 pCt. resp. 1,2 pCt. resp. 0,75 pCt., an Lungentuberkulose 4,96 pCt. resp. 9,63 pCt. resp. 2,02 pCt. und an Darmkatarrh 3,85 pCt. resp. 7,53 pCt. resp. 5,18 pCt. Also nur an Lungentuberkulose starben weit mehr Kinder in tuberkulösen Familien, was auch ganz natürlich ist; das gleiche gilt für Darmkatarrh, an dem auch in mäßigen Familien verhältnismäßig mehr Kinder zugrunde gehen. Bei den überlebenden Kindern ist in den Trinkerfamilien die Tuberkulose beinahe ebenso häufig (16 pCt.) als in den tuberkulösen (25 pCt.), während in den mäßigen nur 2,35 pCt. tuberkulös waren. Zu den tuberkulösen Kindern aus allen untersuchten Familien stellten die tuberkulösen Familien 41,24 pCt., die Alkoholikerfamilien 36,49 pCt. und die mäßigen 22,27 pCt.

Der zahnlose Mensch der Zukunft. Das menschliche Gebiß ähnelt weit mehr dem der fleischfressenden Tiere als dem der Pflanzenfresser. Das ist nun einmal so, und daran wird keine vegetarische Agitation etwas ändern. Dagegen ist es eine offensichtliche Tatsache, daß das Gebiß des Menschen unter der zunehmenden Kultur des Geistes gelitten hat. Unsere Urväter, die in Höhlen hausten und dort mit Bären und anderen wilden Bestien um Nahrung und Besitz rangen, brauchten und hatten sicherlich Zähne, wie sie bei den heutigen Erdbewohnern

schwerlich mehr zu finden sind, sicher nicht bei den arischen Völkern. Unsere Lebensgewohnheiten und namentlich die Zubereitung der Nahrungsmittel sind jetzt derartige, daß an das Kauen immer geringere Anforderungen gestellt werden, und ein völlig zahnloser Greis würde fast an jeder Tafel Speisen finden, an denen auch er sich satt essen könnte. Nun lehrt die Wissenschaft, daß Organe, die außer Tätigkeit gesetzt werden, allmählich verkümmern, und diesem Gesetz hat das menschliche Gebiß seinen Tribut bereits entrichtet, da in unserer Zeit schlechte Zähne weit häufiger sind als gesunde, und die Karies, das Stocken der Zähne, die verbreitetste aller menschlichen Krankheiten geworden ist. Dr. Wiley hat, auf diesen Tatsachen fußend, vorausgesagt, daß die Menschheit überhaupt einer Zukunft der Zahnlosigkeit entgegengehe, wie er auch meint, daß die Behaarung des menschlichen Körpers immer mehr zurückgehen werde. Leider sehen wir schon jetzt genug davon, um zu wissen, daß der haar- und zahnlose Mensch der Zukunft keine Schönheit sein wird. (Berliner Tageblatt, 1904, No. 213.)

Soziale Hygiene.

Zeitschrift für wissenschaftliche Erörterung der Alkoholfrage. Unter dem Titel „Der Alkoholismus" erscheint das Organ des Verbandes der deutschen Trinkerheilstätten in einer neuen Folge im Verlage von A. Barth in Leipzig, herausgegeben von J. Waldschmidt. Eine namhafte Reihe bekannter Autoren hat sich bereit erklärt, an der Herausgabe der Zeitschrift mitzuwirken. Ihre Namen dürften dafür Gewähr leisten, was die Zeitschrift in Zukunft zu bieten gewillt und imstande ist. Die Zeitschrift wird wie bisher so auch fernerhin einen unparteiischen, von keinem Parteihader diktierten Charakter tragen. Der „Alkoholismus" wird nach wie vor den Anspruch auf ein wissenschaftliches Organ, das bisher einzige in Deutschland, welches nur der Erforschung der Alkoholfrage zu dienen bestrebt ist, machen. Dieser Umstand allein zeichnet ihm den Weg, seine Objektivität, vor. Im neuen Gewande wie im neuen Verlag wird der „Alkoholismus" in erster Linie den gesetzlichen Aufgaben und Maßnahmen seine besondere Aufmerksamkeit widmen, welche zur Verhütung und Bekämpfung des Alkoholismus geboten und im Deutschen Reiche erlassen sind. Es wird sich weiter darum handeln, Abhandlungen über Untersuchungen, die am Krankenbette wie im Laboratorium gemacht, Aufzeichnungen, welche dem Material des Irrenhauses wie des Gefängnisses entstammen, wiederzugeben. Dabei wird aber nicht nur die medizinische, sondern auch die volkswirtschaftliche Seite volle Berücksichtigung finden, nachdem erkannt ist, daß die Alkoholfrage nicht auf das medizinische Gebiet begrenzt werden kann, sondern daß ihre Lösung zu den vornehmsten Aufgaben sozialpolitischer Natur gehört. Außer diesen längeren Abhandlungen wird der „Alkoholismus" kurze Mitteilungen über das Interessanteste, was auf diesem Felde geschieht, bringen, und dabei vor allem stets das Neueste, was in der Alkoholliteratur auf den Markt gekommen ist, zu einer fortlaufenden Bibliographie zusammenstellen. Die wertvollsten dieser Veröffentlichungen werden von sachverständiger Feder zu eingehender Besprechung gelangen. Schließlich wird auch das Ausland mit seinem Kampfe gegen den Alkoholismus zweckentsprechende Erwähnung finden, um so einen Vergleich zwischen unserer heimischen Arbeit mit der anderer Länder zu gewinnen. Die Aufführung fremdländischer Literatur wird hierfür von großem Nutzen sein. Es erscheint zweckmäßig, statt vierteljährlich eine häufigere Aufeinanderfolge zu wählen, deshalb werden die Hefte in Abständen von zwei Monaten ausgegeben werden. Der Abonnementspreis bleibt der bisherige, jährlich 8 Mark. So dürfte der „Alkoholismus" allen denen, welche sich wissenschaftlich mit der Alkoholfrage beschäftigen, ein willkommenes Publikationsorgan sein, für diejenigen aber, welche sich fortlaufend über den Stand der Dinge, welche unser gesamtes Volksleben in so hohem Maße beeinflussen, unterrichten wollen, alles bieten, was diesem Bedürfnisse entspricht. Den Staats- und Gemeindebehörden, welche zur Aufklärung und Belehrung ihrer Bevölkerung beizutragen bereit sind, sei der „Alkoholismus" in gleicher Weise wie Vereinen und Privaten angelegentlichst empfohlen.

Alkoholmißbrauch und Geisteskrankheiten. Wie weit der chronische Alkoholmißbrauch eine Rolle bei der Entstehung der Geistesstörungen spielt, ist keineswegs einfach zu beantworten. Dabei muß man von vornherein solche Fälle aus-

scheiden, bei denen die Neigung zum Willen erst nach Beginn der Krankheit sich gezeigt hat. Bei Maniakalischen und Paralytikern gelingt diese Feststellung meist unschwer, während sie bei Paranoikern z. B. oft nicht leicht oder ganz unmöglich ist. Aber selbst wenn bei einem Kranken schon längere Zeit vor dem Beginn der Geistesstörung chronischer Alkoholmißbrauch bestanden hat, ist die Entscheidung darüber, ob die bei ihm bestehende Störung eine eigentlich alkoholische ist, d. h. der Alkoholwirkung ausschließlich die Entstehung verdankt, in dem Sinne, daß sie voraussichtlich ohne dieselbe nicht zur Entwicklung gekommen wäre, keineswegs einfach. Freilich, wenn wir das Bild des Deliriums tremens, der Paranoia acuta bei einem gewohnheitsmäßigen Trinker in typischer Weise zur Beobachtung bekommen, so bedarf es kaum weiterer Auseinandersetzung, um diese als alkoholische Geisteskrankheiten anzusprechen. Als Ergebnisse der Untersuchung kann man anführen, daß der chronische Alkoholmißbrauch an sich jeder Form geistiger Störung als ausschließliche Ursache dienen kann, wenn er auch mit Vorliebe in bestimmten bekannten Krankheitsformen seinen Ausdruck findet. Jedoch ist keineswegs jede bei einem Gewohnheitstrinker entstandene Geistesstörung in diesem Sinne eine alkoholische. Wir können vielmehr nur dann von alkoholischen Geistesstörungen sprechen, wenn direkte Entwicklung aus den typischen Erkrankungsformen vorliegt, oder wenn wenigstens nervöse und geistige Störungen vorausgegangen sind. Sonst werden wir in dem chronischen Alkoholmißbrauch nur eine Hülfsursache für die Entstehung von Geistesstörungen sehen. (E. Meyer, Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 1904, 2. Heft, S. 400.)

Neuere Ergebnisse in der Tuberkuloseforschung. Die schwerste Volksseuche der Kulturstaaten, die Tuberkulose, soll nach der Anschauung v. Behrings auf einem Stadium angelangt sein, das in übertragenem Sinne gebraucht, als „das Alter" dieser Krankheit zu bezeichnen wäre. Daß diese Auffassung in Uebereinstimmung mit den Tatsachen steht, dafür wird in den Deyckeschen Erhebungen über die Tuberkulose der Türkei ein neues wichtiges Vergleichsmoment geliefert. Die Tuberkulose verläuft bei uns in bei weitem der Mehrzahl der Fälle als eine chronische, langsam zehrende Krankheit, die sich durch viele Jahre hinziehen kann. Dabei ist eine Disposition hierfür bei einem großen Teil der Bevölkerung fast geschwunden, wie die bei sehr zahlreichen Sektionen als Nebenbefund nachgewiesenen Kalk- und Käseherde, die Reste einer überwundenen Tuberkelbazilleninvasion, bezeugen. Ganz anders liegen die Dinge in der Türkei, speziell in Konstantinopel, auch in bezug auf Syphilis und Tuberkulose. Dort befällt diese Affektion, wie Deycke treffend sagt, auf phylogenetisch früherem Wirkungsstadium die Bewohner. Auslese und vererbte Widerstandskraft sind hier Faktoren, die erst noch in Kraft treten sollen. Unheimlich schnell, mit mangelnder Bildung von Zerfallshöhlen in den Lungen und bei häufiger Generalisierung im ganzen Körper, werden die viel zahlreicheren Opfer fortgerafft. Vergleichsweise herangezogen beträgt die Morbidität an Tuberkulose in Hamburg-Eppendorf 9—10 pCt., 13—14 pCt. aber in Gülhane, um in einzelnen Militärschulen mit besonders ungünstigen hygienischen Verhältnissen gar über 30 pCt. zu steigen. Es sind dies Zahlen, die zu denken geben; und wenn man berücksichtigt, daß viele Provinzen der Türkei tuberkulosefrei oder kaum infiziert sind, daß aber der malariageschwächte Zustrom zur Hauptstadt dazu noch tuberkulosekrank heimflutet, so liegt in diesem immer mehr und schärfer einsetzenden Circulus vitiosus eine schwere Gefahr für das ottomanische Reich. Aufgehalten resp. beseitigt kann diese nur durch einen von der Regierung geförderten tüchtigen Aerztestand werden. Die Deyckeschen Untersuchungen lassen aber auch in die brennenden Streitfragen, die Kongreß über Kongreß bewegen, klärende Streiflichter fallen. Erstlich ergibt sich zur Frage von der Beteiligung der Rindertuberkulose folgendes: Im Gegensatz zu dem gesunden Rindvieh der Provinzen ist zwar das der Hauptstadt — eine eingeführte Rasse — stark befallen. Allein die sehr teuere Milch wird von der weit überwiegenden Mehrzahl des Volkes bis in die wohlhabenden Kreise hinein kaum getrunken; dazu kommt, daß die Säuglinge fast ausschließlich von der Mutter oder einer Amme gestillt werden. Butter ist ein seltenes Nahrungsmittel und der Käse des Volkes ist Schaf- oder Ziegenkäse. Wo Milch aber wirklich Verwendung findet, geht eine gründliche Abkochung dem Genuß voraus. Und endlich wird das Fleisch zumeist in einer so scharf gepökelten Zubereitung genossen, daß auch hier eine Uebertragung unmöglich erscheint. In eingehender Kritik, Punkt für Punkt, wurde somit das Mitwirken der Rindertuberkulose, das immer wieder bei uns — besonders in der Lehre der Säuglingsinfektion v. Behrings — ins Gefecht geführt wird, so gut wie völlig ausgeschlossen.

Bei der übrigbleibenden Uebertragung von Mensch zu Mensch, die sich in der Zahl von über 50 pCt. auf dem Inhalationswege acquirierten Erkrankungen dokumentiert, bedürfen die bei den Sektionen herausgefundenen 43 pCt. Intestinalerkrankungen noch einer Erklärung. Diese beruhen einerseits wahrscheinlich auf der allgemein unzweckmäßigen Ernährung und damit größeren Empfänglichkeit des ganzen Verdauungsapparates, andererseits aber in dem Mißbrauche bei der Einnahme der türkischen Mahlzeiten: aus gemeinsamer Schüssel wird mit den Fingern gegessen, und das Glas geht von Mund zu Mund, und damit machen gelegentlich auch die Tuberkelbazillen eines erkrankten Familienmitgliedes die Runde. Die voraussichtlich größere Virulenz des Krankheitserregers darf auch hier nicht vergessen werden. Immerhin gebührt auch in Konstantinopel der Inhalationstuberkulose der Vorrang. (Nach Prof. Dr. Deycke, Erhebungen über das Vorkommen der Tuberkulose in der Türkei usw. Für die Türkei, Bd. 1904.) — Dr. W. v. Gößnitz.

Die Tuberkulosebekämpfung in Australien erfolgt nach einem aus Brisbane in Queensland stammenden Berichte zum Teil viel gründlicher als in Europa. Der Hospital-Chefarzt in Brisbane, Dr. Hirschfeld, ein geborener Schlesier, hat im Auftrage der Regierung Viktoria und Neuseeland bereist und seine dort gesammelten Erfahrungen soeben veröffentlicht. Am vollkommensten sind die Gesundheitsgesetze in Neuseeland. Dort muß jeder auch nur der Schwindsucht Verdächtige der Behörde gemeldet werden und wird in eine der Heilstätten zu Auckland, Hamilton, New-Plymouth, Otaki, Nelson, Christchurch, Naseby, Lawrence, Queenstown und Dunedin — je nach dem Alter der Erkrankten und dem Stadium der Krankheit — geschafft und hier auf Staatskosten behandelt. In Viktoria besteht die Anzeigepflicht ebenfalls, wenn auch erst seit einigen Monaten, doch sind die fünf bestehenden umfangreichen Heilstätten Privatunternehmungen; der Staat zahlt allerdings 520 Mark für das Bett und führt die Aufsicht. Während in Neuseeland die Sterblichkeit an Schwindsucht bereits um 40 pCt. gesunken ist, beginnt sich auch in Viktoria eine wesentliche Besserung geltend zu machen. Das Ausspucken in Wagen, auf Fluren oder Bürgersteigen wird überall in Australien mit 20 Mark Strafe geahndet. Man will nun auch in Queensland der furchtbaren Krankheit nachdrücklich zu Leibe gehen. In den allgemeinen Hospitälern sollen Schwindsuchtskranke überhaupt nicht mehr aufgenommen werden; dagegen wird in dem hochgelegenen Dalby eine Heilstätte errichtet, wo nur Fälle in den ersten Stadien behandelt werden; in den Darling-Downs will man, abgelegen von menschlichen Wohnstätten, eine Anzahl weiterer Heilstätten mit bedeutender Staatsunterstützung einrichten.

Ueber Volksgesundheit und Geschlechtskrankheiten sprach Professor Dr. Gruber im Männerturnverein in München vor einer außerordentlich gut besuchten Versammlung. Redner erörterte in rein sachlicher Weise die Ausbreitung und Gefährlichkeit dieser Krankheiten. Eine Ansteckung könne auch durch Benutzung von Tassen und Eßgeschirr, von Pfeifen nnd Zigarrenspitzen erfolgen, früher auch durch Impfung; er führte allerlei interessante Beispiele an, die zur Warnung dienen könnten. Von streunenden Dirnen in Breslau wurden bei einer Razzia 60 pCt. als krank festgestellt, in Budapest noch weit mehr. Absolut unrichtig sei es, daß ein geschlechtlicher Verkehr für den Mann gesundheitlich notwendig sei. Durch körperliche Bewegung, Abwaschungen und Bäder und durch Mäßigkeit im Essen und Trinken könnte man am besten die Versuchung bekämpfen. Redner warnte besonders vor Kurpfuschern und Naturheilaposteln, vorzüglich vor solchen Künstlern, die auch brieflich behandelten. Sinnlos seien die Angriffe gegen die Quecksilberkur, und nichtswürdig sei es, wenn solche Männer, die nicht vollständig geheilt seien, eine Ehe eingingen. Die eigene Gesundheit und die Erzeugung einer gesunden Nachkommenschaft seien für das Volkswohl und unsere gesamte Kultur die wichtigsten Grundlagen. Lebhafter Beifall dankte dem Vortragenden. Direktor Römer sprach noch besonders den Dank der Turner aus; gerade der heranwachsenden Jugend müßten die Augen geöffnet werden, eine Verschleierung könne nur schädlich wirken. Mit sittlichem Ernst könne man auch diese Fragen vor der Oeffentlichkeit besprechen. (Münchener Neueste Nachrichten, 1904, No. 222.)

Rechtswissenschaft.

Kriminalstatistik und Alkoholismus. Der rheinische Verband gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hat vor kurzem an den Justizminister eine Eingabe gerichtet, in der es in bezug auf die Bedeutung des Alkoholismus für die Kriminalstatistik heißt: Der in unser Volk leider noch wenig tief eingedrungene Gedanke, daß es allmählich zur zwingenden Notwendigkeit wird, den immer noch anwachsenden Alkoholismus mit allen sich bietenden Mitteln zu bekämpfen, wird um so eher an Boden gewinnen, als es gelingt, auf Grund ganz zuverlässiger einwandfreier Unterlagen, wie sie nur eine amtliche Statistik geben kann, den Nachweis zu erlangen, wie gewaltig groß die Schäden moralischer und ökonomischer Art sind, welche dem Volksganzen auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens durch den Alkoholmißbrauch zugefügt werden. Daß speziell die Alkoholvergiftung beim Zustandekommen von Vergehen verschiedener Art — es sei nur auf Körperverletzungen, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Majestätsbeleidigung, Duelle und Unzuchtsverbrechen hingewiesen — eine außerordentliche Rolle spielt, weiß jeder Einsichtige. Wie hoch aber der wirkliche Prozentsatz der von Alkohol direkt oder indirekt verursachten strafbaren Handlungen bei den zur Aburteilung gekommenen einzelnen Verbrecherarten ist, das vermag bei dem zu beklagenden Mangel an jeder amtlichen Feststellung über diese Fragen bis heute niemand mit Sicherheit zu behaupten. Wir möchten in Vorschlag bringen, die Reichszählkarte allgemein durch eine Papierverlängerung von 2—3 cm zu vergrößern und auf den alsdann verfügbar werdenden Platz eine neue Hauptfrage zu setzen, für die wir die nachfolgende Fassung zu empfehlen uns gestatten: Hat der Alkoholismus zur Entstehung des Verbrechens mitgewirkt? Direkt, indem die Tat im Zustande eines Rausches begangen wurde? Indirekt, indem der Täter Gewohnheitstrinker ist und als solcher sich im Zustande chronischer Alkoholvergiftung befand? Eine solche Statistik wird, sobald sie auch nur einige Jahre durchgeführt ist, abgesehen von einem tieferen Einblick in die Ursachen vieler Verbrechen, sicher auch wertvolles Material zur Beurteilung der Frage liefern, inwieweit späterhin gesetzliche Maßnahmen betreffend Schließung der Branntweinschenken an den Löhnungstagen der Fabriken oder sonstwie ins Auge zu fassen wären.

Beruf und Verbrechen. Das Verbrechen ist eine vorwiegend soziale Erscheinung, ein Erzeugnis der gesellschaftlichen Lebensbedingungen und ihrer Wirkungen auf die natürlichen Anlagen des einzelnen. Es erwächst damit die weitere Aufgabe, im Wege der Einzelforschung die Wurzeln der verschiedenen Verbrecherformen aufzusuchen, die Entwicklung zu verfolgen und so Mittel und Wege zu finden, die Kriminalität strafend wie vorbeugend erfolgreich zu bekämpfen. Das Wesen des Verbrechens besteht in seiner sozialen Gefährlichkeit, es beruht auf derselben sozialen Grundlage wie die normalen gesellschaftlichen Produkte, es erwächst im Zusammenhange mit diesen, die deshalb beim Verfolgen seiner Entwicklung nicht übersprungen werden dürfen. Es liegt dabei nahe, von den bekannten Typen gesellschaftlicher Entwicklung, den Berufen, auszugehen, die darauf wuchernden sozialen Mißbildungen zu durchforschen und so das Strafmaß auf gesicherter sozialwissenschaftlicher Grundlage aufzubauen. Hönn, Baer, Stammler haben schon auf den Einfluß des Berufslebens auf das Verbrechen hingewiesen. Fortlaufende Beachtung haben die zwischen Beruf und Verbrechen bestehenden Beziehungen in der Kriminalstatistik des Deutschen Reichs gefunden. Es sind im wesentlichen drei Wege, auf denen die Berufstätigkeit zum Verbrechen auszuarten pflegt: 1. Der Beruf bietet objektiv Gelegenheit zum Verbrechen. 2. Der Täter verwendet die im Beruf erworbene Fertigkeit in sozial gefährlicher Weise — das Verbrechen als Ausartung der Berufstechnik. 3. Der Beruf übt einen ungünstigen Einfluß auf die sittlichen Anschauungen der Angehörigen aus und führt so mittelbar zum Verbrechen. Die Untersuchungen der einzelnen Berufsarten zeigen, daß ein kausaler Zusammenhang zwischen bestimmten Berufen und gewissen typischen Verbrechensformen besteht, und bahnen so einen neuen Weg kriminologischer Forschungsmethoden an. (H. Lindenau, Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, 1904, 3. und 4. Heft.)

Reform des Strafvollzuges. Der letzten Versammlung des Vereins der deutschen Strafanstaltsbeamten lagen mehrere Fragen zur Entscheidung vor, welche sich auf eine Reform des Strafvollzuges bezogen. Man war allgemein der Ueberzeugung, daß die Altersgrenze, wie sie das deutsche Strafgesetzbuch festsetzt,

sich nicht bewährt hat, daß die Altersgrenze auf 14 Jahre festgesetzt werden müsse, das Entscheidende sei die „Reife der Persönlichkeit". In bezug auf die Einzelhaft sollen nach reiflicher Erfahrung keine nachteiligen Einwirkungen auf die körperliche und geistige Gesundheit des Gefangenen zu beobachten sein. Sie ermöglicht die sittliche Beeinflussung in hervorragender Weise. Dabei wird vorausgesetzt, daß die Einzelhaft Strafvollzugsart bleibt, an gesetzliche Zeitdauer nicht gebunden und bei Jugendlichen nicht ausgeschlossen sein soll. Wie sind die rückfälligen Gefangenen zu behandeln? Sie können durch die Vorschriften der Anstaltsordnung am Strafort einer strengeren Behandlung unterworfen werden, falls das Wesen der Strafart dadurch nicht geändert wird. Es ist zu fordern, daß in einem zu erlassenden Strafvollziehungsgesetz jener Grundsatz Ausdruck finde unter allgemeiner Bezeichnung der Punkte, in welchen die strengere Behandlung angewandt werden darf. Es ist dringend geboten, die Vorbestraften strengerer Behandlung zu unterwerfen, ohne die Individualisierung des Strafvollzugs zu hemmen, durch Entziehung oder Beschränkung in Besuchen, in der Verkürzung der Arbeitsbelohnung, sowie in der Entziehung des Einkaufs von Lebens- und Genußmitteln. Schließlich ist eine Differenzierung der mit Arbeitszwang verbundenen Freiheitsstrafe unerläßlich in der Richtung, daß unter dem Namen Zuchthaus eine mit Ehrverlust verbundene Freiheitsstrafe unterschieden wird von dem Gefängnis, das ehrenmindernde Wirkung nicht hat und ihrer bürgerlichen Ehrenrechte verlustige Personen nicht trifft. Der Zuchthäusler soll ferner einem unbedingten Zwang zu den in der Anstalt eingeführten Arbeiten unterliegen, während der Gefangene verlangen darf, in Einzelhaft gehalten zu werden, seine eigenen Kleider zu tragen, sich selbst zu beköstigen und dem Arbeitszwang in freier Weise unterworfen zu werden.

Die Behandlung geisteskranker Strafgefangener. Die Frage nach der zweckmäßigen Fürsorge für die verbrecherischen Irren und die geisteskranken Verbrecher ist sehr umstritten. In den vielfachen Erörterungen, die in der Literatur und auf Kongressen von Irrenärzten und Praktikern des Strafvollzugs gepflogen worden sind, besteht volle Einigkeit darüber, daß dieselben dem regulären Betrieb der Strafanstalten nicht unterstellt werden dürfen, sondern eine besondere Behandlung verlangen. Für eine solche kommen in Betracht: 1. Verbringung in die gewöhnlichen Irrenanstalten; 2. Unterbringung in besonderen, räumlich von der Hauptanstalt getrennten Annexen der Irrenanstalten; 3. Unterbringung in Zentralasylen, gemeinschaftlich mit verbrecherischen Irren, und 4. Unterbringung in Annexen von Strafanstalten. Alle diese Systeme haben in der Praxis Verwirklichung gefunden, aber gegen alle lassen sich Einwendungen machen. In neuerer Zeit scheinen sich in Deutschland trotz manchen Widerspruchs die meisten Stimmen der Einrichtung von Annexen an den Strafanstalten zuzuwenden. (V. Schwab, Blätter für Gefängniskunde, 1904, 1—2.)

Erziehung und Unterricht.

Internationale Kongresse für Schulhygiene. Auf dem Gebiete der hygienischen Forschung steht zurzeit in allen civilisierten Ländern die Schul- und Volkshygiene im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Aerzte und Schulmänner haben ihnen gemeinsame Arbeit gewidmet, Regierungen und Kommunalverwaltungen sind eifrig bemüht, solche Arbeiten zu fördern. Zur Heranbildung einer gesunden Jugend bleibt der Schulhygiene noch viel zu tun übrig; immer neue Aufgaben erwachsen, um den jugendlichen Organismus zu kräftigen, sowie dem Umsichgreifen der Nervosität und einer frühzeitigen Erschöpfung entgegenzutreten. Derartige Gesichtspunkte sind maßgebend gewesen für die Gründung schulhygienischer Vereine aller Länder. In der Erkenntnis, daß bezüglich einer hygienischen Erziehung bereits im jugendlichen Alter methodisch vorgegangen werden muß, daß insbesondere in der Schule durch vollendete Körperpflege geistige Ueberanstrengung und Schwächung der Individualität verhindert werden können, in der Erkenntnis, daß die gedeihliche Entwicklung eines Volkes in erster Linie dadurch gesichert wird, daß die Gesundheit seiner Jugend besonders während der Schulzeit in jeder Hinsicht stärkt, in der Ueberzeugung endlich, daß durch gemeinsame Arbeit aller Nationen die Aufgaben und Bestrebungen der Schulhygiene wesentlich erleichtert und befördert werden,

sollen internationale Kongresse für Schulhygiene ins Leben gerufen werden, die alle drei Jahre tagen. Mitglied des Kongresses können alle diejenigen werden, welche an der Förderung schulhygienischer Bestrebungen Interesse besitzen. Die internationalen Kongresse für Schulhygiene führen folgende Abteilungen: 1. Hygiene der Schulgebäude und ihrer Einrichtungen. 2. Hygiene der Internate. 3. Hygienische Untersuchungsmethoden. 4. Hygiene des Unterrichts und der Unterrichtsmittel. 5. Hygienische Unterweisungen der Lehrer und Schüler. 6. Körperliche Erziehung der Schuljugend. 7. Krankheiten und Kränklichkeitszustände und ärztlicher Dienst an den Schulen. 8. Hülfsschulen für Schwachsinnige, Parallel- und Wiederholungsklassen, Stottererkurse, Blinden- und Taubstummenschulen, Krüppelschulen. 9. Hygiene der Schuljugend außerhalb der Schule, Ferienkolonien und Organisation von Elternabenden. 10. Hygiene des Lehrkörpers.

Bevölkerungsstatistik und Wanderungen.

Verschärfung der amerikanischen Einwanderungsgesetze. In der Sitzung des Komitees für Einwanderungsfragen im amerikanischen Bundessenat wurde vom Vorsitzenden, Senator Dillingham, eine Reihe Amendements zu dem im Vorjahre umgearbeiteten Einwanderungsgesetze eingebracht, welche durchweg eine Verschärfung der bestehenden Bestimmungen bedeuten. Es soll demnächst für jeden Auswandererhafen die Ernennung eines amerikanischen Regierungsinspektors, sowie eines Arztes aus dem Marinehospitaldienst erfolgen, welche als Mitglieder des Konsularkorps zu betrachten, aber dem Handelsdepartement attachiert sind und direkt dem Generaleinwanderungs-Kommissär unterstehen. Die ihnen zugewiesene Aufgabe besteht in der Durchführung einer möglichst rigorosen Vorprüfung der Auswanderer auf ihre physische und moralische Eignung. Von wesentlicherer Bedeutung ist aber ein vom Senator Lodge inspiriertes Amendement, welches einer Erweiterung des bereits bestehenden Verbotes gegen die Landung unterstützter Einwanderer gleichkommt. In Zukunft sollen als solche gelten, „welche durch die Uebereinkunft irgend einer auswärtigen Regierung mit irgend einer Transportgesellschaft direkt oder indirekt unterstützt oder zur Auswanderung veranlaßt werden". Diese Bestimmung ist offen gegen das Uebereinkommen gerichtet, welches die ungarische Regierung mit der Cunard-Linie getroffen hat. Die Annahme dieses Amendements würde dahin führen, daß sämtliche auf Schiffen der Cunard-Linie gelandeten ungarischen und österreichischen Auswanderer zur Deportierung verurteilt werden müßten. Jedenfalls ist damit zu rechnen, daß auch die vor legislativer Durchführung dieses Amendements auf gleichem Wege hierher gebrachten Landsleute einer besonders strengen Behandlung in der Frage ihrer Zulässigkeit unterworfen sein werden. Für die in Einwanderungsfragen derzeit herrschende Tendenz ist übrigens ein Gesetz bezeichnend, welches dem Ausschusse des Hauses vorlag. In dieser Adamsschen Bill wird die Maximalgrenze der zulässigen Einwanderung aus irgend einem auswärtigen Staate mit 80000 Köpfen bestimmt. Diese Vorlage wurde zunächst einem zu ernennenden Spezialkomitee zugewiesen, was wohl mit ihrer endgültigen Erledigung als gleichbedeutend bezeichnet werden kann. Das ist auch für Oesterreich, welches gleichfalls eine große Auswanderung nach Amerika besitzt, von Wichtigkeit. Angesichts der Tatsache, daß seit längerer Zeit eine planmäßige Agitation, insbesondere auch gegen die ungehinderte Zulassung von Einwanderern aus der Monarchie, besteht, die so weit geht, daß dieselben wiederholt öffentlich als unerwünschte Elemente bezeichnet werden, erscheint es gewiß geboten, bei irgendwelcher Aenderung des bestehenden Auswanderungsverkehrs nicht nur mit den lokalen Wünschen, sondern auch mit jenen Konsequenzen zu rechnen, welche sich in den Vereinigten Staaten aus Spezialabmachungen ergeben können. (Jüdisches Volksblatt 1904, 18.)

Die Juden auf der Erde. Nach einer vom Verein für jüdische Statistik veranlaßten kritischen Zusammenstellung der Verteilung der Israeliten über die verschiedenen Länder und Erdteile enthält die zahlreichsten jüdischen Bewohner Rußland, nämlich (in abgerundeter Zahl) 5082000, dann folgt Oesterreich-Ungarn mit 1994000, hierauf kommen die Vereinigten Staaten mit 1136000, dann Deutschland mit 590000, Rumänien mit 269000, Afghanistan mit 184000, England mit 179000, Marokko mit 150000, die Niederlande mit 104000, Frankreich mit 86000,

die Türkei mit 82000, Palästina mit 78000, Kaukasien mit 58000, Algier mit 57000, Abessinien mit 50000, Italien mit 47000, Tunis mit 45000, Persien mit 35000, Sibirien mit 34000, Südafrika mit 30000, Bulgarien mit 28000, Aegypten mit 25000, Indien mit 22000, Arabien mit 20000, Kanada mit 16000, die Schweiz mit 13000, Belgien mit 12000, Griechenland mit 8400 usw. Die Gesamtzahl der jüdischen Rasse beziffert sich nach dieser Statistik auf 10597000 Köpfe, man kann die Gesamtziffer der auf der Erde lebenden Israeliten somit auf rund 11 Millionen annehmen.

Weiße und schwarze Bevölkerung in der Kap-Kolonie. Von der jüngsten Volkszählung liegen jetzt genauere Zahlen vor. Die Kap-Kolonie hat eine Bevölkerung von 1485634 Personen, worunter 548926 Weiße. Auf dem Lande, dem sogenannten Naturalgebiete, wohnen 632239 Personen, darunter 15770 Weiße. — In Pondoland und Betschuanaland befinden sich 10406 Weiße unter 287000 Einwohnern. — Der Oranje-Freistaat hat 585000 Einwohner, also 137000 mehr wie 1900. Die Weißen zählen 143000 Personen. (Süd-Afrika, III, 23.)

Völker und Politik.

Der japanisch-russische Krieg. Das zwischen Rußland und Japan begonnene gewaltige Ringen wird vielfach in Europa unrichtig beurteilt. Eine von den meisten beliebte Erklärung für die Ursachen des Krieges wird in dem Schlagwort von der gelben Gefahr gefunden. Man sieht in Japan den Vertreter der gelben, in Rußland den der weißen Rasse. Hier muß daran erinnert werden, daß in Hinsicht der Bevölkerungsstatistik des ganzen russischen Reiches das Verhältnis der mongolischen Rasse zu den anderen Völkerschaften in Rußland bei weitem größer sein dürfte als in Japan. Aus den Forschungen, welche man betreffs der Abstammung der Japaner gemacht hat, geht hervor, daß die Urbevölkerung der japanischen Inseln auf die noch im Norden existierenden Ainos zurückgeführt werden kann, die der mongolischen Rasse nicht angehören, sondern unverkennbare Merkmale der kaukasischen Rasse besitzen. Die aus dem Süden eingewanderten Völkerschaften sollen ebenfalls der mongolischen Rasse nicht angehört haben, sondern dürften eher polynesischen Ursprungs gewesen sein. An der Westküste allerdings haben bis auf die historische Zeit größere Einwanderungen von Mitgliedern der mongolischen Völkerfamilie stattgefunden. Die japanische Sprache ist jedoch in ihrem grammatischen Aufbau eine vollständig von der chinesischen verschiedene und dürfte mehr Aehnlichkeit mit der finnischen und magyarischen besitzen. Die historische Entwicklung weicht ebenfalls von der mongolischen ab. Es existierte in Japan auch nicht das geringste Interesse für die mongolischen Nachbarn des Festlandes, und die Japaner betrachten es geradezu als eine Beleidigung, mit einem Chinesen verwechselt zu werden. Beim Boxeraufstand in China waren die japanischen Sympathien ganz auf seiten der Europäer und ihrer Kulturaufgaben. Es handelt sich also im Kampf mit Rußland schwerlich um einen Rassenkampf zwischen der gelben und weißen Rasse, sondern nur um politische Fragen. Beunruhigt durch das schnelle Vordringen Rußlands in Ostasien, mußte Japan zu seiner Selbsterhaltung das Schwert ziehen. Die Revolution von 1868 erschloß Japan nach außen und der europäischen Kultur. In wenigen Jahrzehnten suchte man durchzuführen, was Europa in Jahrhunderten erreicht hatte. Japan trennte sich dadurch von den übrigen Staaten und trat vollberechtigt in das europäische Völkerrecht ein. Die Selbsterhaltung Japans verlangt die Oberherrschaft über Korea und das Zurückhalten fremden Einflusses. Der Krieg mit Rußland war daher unvermeidlich. Ganz Ostasien wird durch diesen Krieg aufgerüttelt, hauptsächlich China. Auch dort werden immer weitere Kreise sich der Einsicht nicht länger verschließen können, daß es auf dem Wege des Hergebrachten nicht weiter geht. Eine geistige Bewegung macht sich auch in China seit geraumer Zeit geltend; an allen Ecken des großen Reiches gärt und kracht es, und mit wahrem Heißhunger werden die japanischen Uebersetzungen der westlichen Literatur verschlungen. Eine Reform der chinesischen Gesetzgebung und Verwaltung wird verlangt. Das Mandarinentum nähert sich immer mehr seinem Ende. Für Europa besteht darin keine Gefahr, auch nicht die des Panmongolismus. Aber dieses Erwachen wird die Eingriffe europäischer Völker in die nationale Selbständigkeit zurückweisen, und es ist kein Traum, auch kein Hirngespinst, wenn man schon in

der Ferne den Anfang einer großen Bewegung zu erkennen glaubt, welche auf fortschrittlicher freiheitlicher Basis beruhend, Chinas Millionen reformieren wird und den Anfang einer neuen Aera in der Geschichte Ostasiens bilden dürfte. (Narutaki, Ost-Asien 1904, No. 74.)

Die chinesischen Arbeiter in Transvaal. Die Einfuhr chinesischer Arbeiter nach Südafrika ist im Gange. Die Verträge sind schon geschlossen worden und laufen auf drei Jahre mit der Möglichkeit der Erneuerung. Der Arbeitstag dauert zehn Stunden und der Lohn monatlich 25 Mk., mit der Möglichkeit von Akkordarbeit, bei welcher der Arbeiter bis zu 50 Mk. im Monat verdienen kann. Die Familie des Arbeiters wird in allen Todesfällen oder bei Arbeitsunfähigkeit durch Unglücksfall entschädigt. Im ersteren Fall wird der Leichnam frei nach China befördert oder in Transvaal begraben, je nach Wunsch. — Die Anwerbung geschieht hauptsächlich unter den Grubenarbeitern der nördlichen Provinzen. Sie sind eine gute Klasse von Arbeitern, mäßig, von gutem Betragen und meist verheiratet. Viele haben schon unter englischer und amerikanischer Aufsicht gearbeitet. — Die Chineseneinfuhr hat begonnen, bis jetzt sind 8000 Chinesen für die Arbeit in den Randminen angeworben und 2000 dieser Leute in Hongkong eingeschifft worden. Der Rest der Leute dürfte etwa einen Monat später folgen. Die Kulis wurden durch Agenten einer Firma engagiert, die die Johannesburger Minenkammer vertritt, und die Einschiffung der abreisenden Leute wird ganz nach den Bestimmungen, die in Hongkong betreffend Kulis gelten, stattfinden. Es liegt die Absicht vor, die Leute in Durban zu landen, von wo sie mit der Eisenbahn nach Johannesburg transportiert werden sollen. Als Grund dafür, daß man Durban und nicht die Delagoabai als Landungsstelle wählte, wird angeführt, daß es der Minenkammer darauf ankäme, lieber einer englischen Kolonie als einer ausländischen Geschäftsvorteile zukommen zu lassen. Die 6000 Leute, die während des Monats Mai nach Durban versandt wurden, sind sämtlich Nordchinesen und wurden infolgedessen in einem nördlichen Hafen eingeschifft. — Bemerkenswert ist, daß A n d r e w C a r n e g i e, dieser kluge, weitsichtige Geschäftsmann, die Notwendigkeit der Einführung chinesischer Arbeiter in Südafrika leugnet. Er erklärte in einem Interview, er betrachte die Tendenz dieser Politik mit größter Besorgnis. Die Einführung chinesischer Arbeiter in Transvaal könne die Kolonie nicht britisch machen, noch dazu beitragen, sie mit dem britischen Reiche enger zu verbinden. Die Regierung befinde sich in Südafrika zweifelsohne einem sehr ernsten Problem gegenüber. „Die englische Geschichte", fuhr der Interviewte fort, „hat drei große Fehler zu verzeichnen. Der erste kostete Großbritannien seine nordamerikanische Dependenz, der zweite war der Krimkrieg, der dritte der Boerenkrieg. Unzweifelhaft ist der letztere besonders bedenklich. Mit der Beendigung des Krimkrieges war man auch aller Sorgen desselben ledig. Die unheilvollen Wirkungen des Boerenkrieges werden sich aber erst nachträglich fühlbar machen, jetzt erst beginnen sie." (Süd-Afrika, 1904, 20.)

Die japanische Konkurrenz. Konkurrenz ist ein Sporn zum Fortschritt. Dies trifft aber nur bei einer g e s u n d e n Konkurrenz zu. Wo die Kräfte allzu ungleich, oder der Mangel an kaufkräftigen Abnehmern allzu fühlbar wird, da wird einer und der andere im Wettkampf unterliegen, und der Uebrigbleibende wird dem Käufer mehr oder weniger die Preise diktieren. Schon ehe die Karolinen und Marianen deutsch wurden, lagen Japaner, die Jaluit-Gesellschaft und eine spanische Firma in heftiger Konkurrenzfehde. D i e J a p a n e r b r e i t e t e n s i c h m i t k a n i n c h e n h a f t e r G e s c h w i n d i g k e i t a u s, und wo sie mit ihrer Anspruchslosigkeit, ihrer billigen Ware und den noch billigeren Preisen hinkamen, sank das Einkommen des weißen Händlers mehr und mehr, seine Schulden stiegen mehr und mehr, und endlich räumte er dem gelben Nachbar das Feld. Die Zeiten für die Konkurrenz der Weißen wurden immer schlechter, die Klagen immer lauter, bis die Regierung die Japaner auswies, da sie Waffen und Spirituosen niederster Art vorfand, die zweifellos zum Verkauf an Eingeborene bestimmt waren. Schwer kämpfte auch der Handelsstand in den West-Karolinen gegen die immer mächtiger werdende japanische Konkurrenz. In den deutschen Marianen ist der Handel lediglich in japanischen Händen. Auf Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel besteht zwar keine japanische Firma, dafür aber eine chinesische. Der durch sie den europäischen Unternehmungen verursachte Schaden ist zwar direkt nicht groß, aber da bekanntlich ein Chinese den anderen nach sich zieht, so gibt es dort eine ganze Anzahl chinesischer Unterhändler für „weiße" Firmen, die den weißen Händlern das Leben sauer machen. Einfach verbieten läßt sich die Einfuhr von Chinesen nicht, denn

wie lange wird es dauern, bis das treffliche, schwarze Arbeitermaterial soweit ausgestorben ist, resp. die Pflanzungen so groß werden, daß der Kuli aushelfen muß?! Schon jetzt haben die Firmen nicht die nötige Anzahl Eingeborener zusammenbringen können. (K. Pauli, Koloniale Zeitschrift, 1904, No. 11.)

Geistiges Leben.

Kunst und Alkohol. Es bestehen Beziehungen zwischen Antialkoholbewegung und den Bestrebungen für ästhetische Kultur. Nietzsche hat es uns gelehrt, daß ein freies Menschengeschlecht nicht durch Pflichtvorschriften und Moralbestimmungen geleitet werden kann, sondern daß alles Große und Bedeutungsvolle nur aus der Lust am Schaffen, alle gute Ordnung nur aus dem Wohlgefallen, das sie bereitet, geleitet wird. Aus der sinnlichen Freude an der Ausführung der durch die Vernunft ergründeten Notwendigkeit entspringt allein unversiegbares Leben. Für unsere Zeit ist eben nichts notwendiger für die Weiterentwicklung des Menschengeschlechts als die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken. Es ist von Kraepelin erwiesen worden, daß die geistige Tätigkeit durch den Alkoholgenuß herabgesetzt, besonders aber die kritische Urteilskraft beeinträchtigt wird. Eine ernste Kunst entsteht nicht durch phantasierende Träume und gute Einfälle allein. Auch technisches Können und Geschick leisten nur ihre Hülfsdienste. Das, was eine Kunst erst zu einem unvergänglichen Zeugnis ihrer Zeit, zu einem bleibenden Besitz werden läßt, ist die geistige Tiefe, die bewußt ausgeübte Kritik des Künstlers beim Schaffen, die ihn erst zur ordnenden, eigentlich harmonischen Tätigkeit führt, die ihn zum Herren über seine Phantasie macht. Nur der Künstler, der objektiv über seinen Ideen und Werken steht, vermag Großes zu leisten. Wie die Enthaltsamkeit den Kunstschaffenden zu höherer Geistestätigkeit prädisponiert, so ist sie es auch, die am meisten geeignet ist, den Kunstgenießenden einer vertieften Kunstempfänglichkeit zuzuführen. Wenn der wahre Künstler objektiv mit bewußtem, kritischem Vermögen arbeitet, so ist es bei dem kunstgenießenden Menschen ein unbewußtes kritisches Verhalten allen Kunstwerken gegenüber, das in ihm seine Abneigung gegen das Häßliche und seine Liebe zum Schönen verstärkt. Je mehr durch die Uebung und die Enthaltsamkeit der kritische Instinkt geschärft, je mehr durch die Enthaltsamkeit der Sinn allem Oberflächlichen abgewendet, allem Tieferen zugewendet wird, um so mehr wird der kunstgenießende Mensch inneres Verständnis gewinnen für die geheimsten Offenbarungen starker Seelen. Aber er wird nicht nur voll Andacht hinaufschauen zu den Meisterwerken menschlichen Geistes, sondern er wird auch im alltäglichen Leben eine stärkere Abneigung gegen das Häßliche und größere Vorliebe für das Schöne bekunden. Sein Schönheitsverlangen wird Ursache sein, das Leben selbst und die Lebensbedürfnisse zu steigern, er wird von allem, das in unser Leben hineingreift, und das es umgibt, verlangen, daß es mit Schönheit angetan sei. Gerade die Künstler, die kunstempfindenden Menschen, die Ergründer neuen Wissens, die Forscher und Bildner auf allen Gebieten, sie sollen Begründer der neuen Zeit sein, aber sie sind auch von den Gefahren des Alkohols am meisten bedroht, sie sind, um nach August Smith zu sprechen, die Herzsensibeln, die Menschen mit den Künstlerherzen. In einer Ausführung sagt Smith: „Durch die Labilität ihres Herzens erklärt sich die außerordentliche Anregbarkeit dieser Naturen, bei denen auch das Gehirn bei seiner Tätigkeit ohne weiteres mit überreichlicher, übernormaler Nahrung versorgt wird, und dementsprechend, bis sich der Rückschlag, die Stauung ausbildet, weit mehr leistet, als der Durchschlagsmensch. Es erklärt diese Empfindlichkeit auch die gefährliche Reaktion solcher Menschen gegen den Alkohol, ihre Alkoholintoleranz. Denn gerade unter den genialsten Naturen wütet der Alkohol am schlimmsten; selten kommt es vor, daß ein genialer Mensch nicht an den Folgen des Alkoholismus zu Grunde geht, — wenn auch Familie und Mitwelt sich bemühen, den Untergang ganz anderen Ursachen zuzuschreiben.“ Nun aber sind gerade diese Menschen, von denen das Zitat spricht, die Kulturförderer, und darum ist es vor allem wichtig, daß gerade sie nicht untergehen, sondern in ihrer Vollkraft verbleiben. Wenn sie den Widersacher Alkohol ganz überwunden haben, sind von ihnen die Höchstleistungen zielbewußter Arbeit zu erwarten, aber durch sie wird auch das Leben uns die auserlesensten Freuden entgegenstreuen. Sie werden beweisen, daß die Alkoholabstinenz nicht das Philisterium begünstigt, sondern bekämpft. Daß das Philisterium gerade in dem trägen Strom des Alkohols dahintreibt, die Abstinenz uns aber zu freier Höhe

erhebt! Sie hebt nicht nur die Arbeitskraft, die Abstinenz steigert auch die Genußfähigkeit. — Und darum sind solche Menschen in erster Linie berufen, gleich einer Gemeinschaft der Auserwählten in dionysischer Freiheit die Freuden des Lebens zu erschöpfen. Sie werden neue Symbole errichten, die neue Werte eines heiteren Lebens verkünden. Von ihnen werden neue Formen der Geselligkeit ausgehen, und in Spiel und Ernst werden Körper und Geist zur Schönheit gestärkt. — So wird ein durch Schönheit glückliches Menschengeschlecht erstehen. (P. Behrens, Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, 1904, 4.)

Bücherbesprechungen.

Otto Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, 1904, Verlag von Veit & Comp., X., 738 Seiten gr. 8. Preis 16 Mark.

Die Naturwissenschaften sind es gewesen, die dem vorigen Jahrhunderte die Signatur aufgedrückt haben. Mit ihnen gelangte gleichzeitig der Materialismus zur Weltanschauung, eine gleiche Verirrung auf dem Gebiet der Metaphysik, wie sie sich im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete der Naturphilosophie vollzogen hatte. Wie diese, eine durchaus krankhafte Erscheinung, sehr bald der gegen sie ausgebrochenen Reaktion weichen mußte, so hat auch mit dem Ausgange des Jahrhunderts der Materialismus abgewirtschaftet und seinen Bankrott erklären müssen, wenn er auch hier und da noch in manchen Köpfen spukt. Eine neue Naturphilosophie erhebt nunmehr das Haupt, streng auf dem Boden der Erfahrung sich haltend, auf dem allein wissenschaftliche Erkenntnis gewonnen werden kann, scharf die Grenze zwischen Physik und Metaphysik wahrend und konsequent alles Irrlichterlieren auf einem Gebiet vermeidend, von dem wir nicht nur bekennen müssen: „ignoramus", sondern auch „ignorabimus", von Bestrebungen lassend, an denen Jahrtausende vergeblich ihren Witz erprobt haben.

Gleichzeitig haben sich aber auch wieder die Geisteswissenschaften zu regen begonnen, und es hat sehr den Anschein, als wenn sie im zwanzigsten Jahrhundert die Führerschaft übernehmen werden. Schüchtern hat hier Herbart eingesetzt und zaghaft begonnen, mit der Psychologie den Weg der Deduktion zu verlassen. Andere sind gefolgt und so hat sich der Wandel vollzogen, daß sie heute ebenso sicher und fest auf induktiver Grundlage steht, wie die Naturwissenschaften, die in dieser Beziehung heute nichts mehr vor ihr voraus haben. Neben der Individualpsychologie hat sich nun die Völkerpsychologie herausgebildet, die die Gemeinschaft der geistigen Erscheinungen vieler Individuen, wie sie in den einzelnen Völkern zum Ausdruck gelangt, zur Voraussetzung hat. Einen sehr wertvollen Beitrag zur Völkerpsychologie bietet Stoll in dem oben angeführten Werke, in dem er auf Grund eines mit ungemeinem Fleiße zusammengetragenen Materiales in scharfsinniger Weise die Rolle erörtert, die Suggestion und Hypnotismus im Völkerleben spielen. Als das schon in seiner ersten Auflage überaus gehaltreiche Buch vor fast zehn Jahren ganz unvermittelt, als eine ganz neue Erscheinung auf dem Büchermarkte auftrat, sah der Verfasser in seiner großen Bescheidenheit etwas skeptisch dem Erfolge entgegen. Die Folgezeit wird ihn eines anderen belehrt haben; er wird zu der Einsicht gelangt sein, daß seine Arbeit, ein Muster von Gründlichkeit, nach Verdienst gewürdigt worden ist; er wird nunmehr, von dem Werte seiner Leistung überzeugt, mit mehr Vertrauen als ehedem dem Erfolge entgegensehen, den die zweite Auflage in noch höherem Maße sich erringen wird, als die erste. Nicht unbedingt recht können wir dem Verfasser geben, wenn er behauptet, daß die essentielle Grundlage der Ethnologie die psychologische sei. Mindestens den gleichen Anspruch können die somatischen Verhältnisse erheben, und wenn man kausal zu Wege geht, muß man zugestehen, daß nicht die psychischen Erscheinungen im Völkerleben die Grundlage bilden, sondern die körperlichen Eigenschaften, namentlich die Ausbildung des Gehirns, deren Eigenart bedingend ist für den Charakter des psychischen Geschehens wie im Individuum, so auch bei den verschiedenen Völkern. Weiter hängen aber die Rassenmerkmale von dem Bildungsraume ab, den man ganz ungerechtfertigt mit dem fremdländischen Ausdruck: „das Milieu" zu bezeichnen beliebt. Sieht man also in der Ethnologie die Aufgabe, die Erscheinungen des Völkerlebens nach Ursache und

Wirkung zu erforschen, so kann dabei die Geographie als sehr wertvolles Hülfsmittel durchaus nicht entbehrt werden, und die Forderung Stolls, der eine „durchgreifende Trennung der Ethnologie von der Geographie" fordert, würde uns eines der wichtigsten Mittel zur Erkenntnis ethnographischer Dinge und Vorgänge berauben. Durch seine scharfsinnigen Analysen gewisser Erscheinungen im Seelenleben der Völker hat uns Stoll Einblicke in dieses eröffnet, vor denen wir bisher wie vor einem Rätsel standen, das wir nicht zu lösen vermochten, während wir sie jetzt als suggestive und hypnotische Vorgänge zu begreifen gelernt haben.

Bei der Fülle der Tatsachen, die geboten werden, von denen jede einzelne die Aufmerksamkeit in hohem Maße in Anspruch nimmt, ist es ganz unmöglich, auf Einzelheiten hier einzugehen. Wir würden dem Leser keinen Dienst erweisen, wenn wir ihn mit Bruchstücken des interessanten Buches hier bekannt machen wollten, das ganze Reihen von Vorgängen im psychischen Leben der Völker in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt und uns überraschende Anschauungen von ihnen gibt, wie sie uns, um nur ein Beispiel zu erwähnen, in dem Schamanismus der uralaltaischen Völker entgegentreten. In der Einleitung, erörtert Stoll die Erscheinung der Suggestion und Hypnose im allgemeinen, um uns dann mit diesen bei den verschiedenen Völkern des Erdballs bekannt zu machen. So führt er uns zunächst zu den Nordasiaten, von da nach China, Japan und Indien und zu den indochinesischen und australischen Stämmen. Ferner werden die Ureinwohner Westindiens sowie Mexikaner und Zentralamerikaner in den Kreis der Betrachtung gezogen, ebenso die afrikanischen Völker. Weiter werden wir nach Iran und Mesopotamien geführt. Höchst interessanten Stoff bieten die suggestiven Erscheinungen bei den Semiten, wie sie im Neuen Testamente und in der ersten nachchristlichen Zeit, sowie auch im Islam uns entgegentreten. Den größten Raum nimmt die Erörterung der Suggestiverscheinungen auf westeuropäischem Boden ein. Ein besonderes Kapitel ist der französischen Revolution gewidmet, die hier in einem psychologisch ganz neuen Lichte erscheint. Nicht minder interessant ist es zu verfolgen, welchen Einfluß die Suggestion auf die Hexenprozesse und die Kreuzzüge ausgeübt hat, wie auch die Erscheinung der Massensuggestion unsere Aufmerksamkeit in hohem Maße in Anspruch nimmt.

In einem Schlußkapitel werden endlich die einzelnen Ergebnisse in einer Gesamtbetrachtung zusammengefaßt. Zu großem Danke hat sich der Verfasser durch seine meisterhafte Arbeit sowohl die Ethnologen im allgemeinen, wie die Völkerpsychologen insbesondere verpflichtet; wenn er aber meint, er werde ebenso dadurch Beifall ernten, daß er Zitate aus fremdsprachlichen Werken nicht mehr, wie es in der ersten Auflage, einem wissenschaftlichen Werke sehr angemessen, der Fall und das einzig Richtige war, in der Originalsprache bietet, sondern in deutscher Uebersetzung, so irrt er sehr: ein Original ist stets mehr wert, als jede Uebertragung oder Kopie, und wenn es auch die besten sind.

Dr. H. Obst.

Berichtigung.

In dem Aufsatz „Kultur und Rasse" von Karl Penka auf S. 245 (III, 4) dieses Jahrganges findet sich folgende Stelle: „Die Behauptung L. Wilsers, daß die skandinavische Halbinsel die Urheimat der Arier sei, ist unbegründet; die skandinavische Halbinsel ist zwar die Heimat der Germanen, nicht aber auch die Heimat aller anderen arischen Völker." Wiederholt schon habe ich hervorgehoben, daß nach einer einfachen Forderung der Logik die Urheimat eines arischen Volkes auch die aller übrigen sein muß; sonst hätten diese ja keinen gemeinsamen Ursprung. Warum insbesondere Dänemark nicht „zur Urheimat der Arier" gehört, habe ich ausführlich in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, XXXII, 5/6, dargelegt. Uebrigens war Penka früher selbst meiner Meinung: auf S. 49 seiner 1883 erschienenen „Origines ariacae" ist zu lesen: „Nach dem Vorgange der Botaniker und Zoologen könnten wir uns schon mit dieser Tatsache allein (Reinheit der Rasse) begnügen, um mit einer gewissen Sicherheit Skandinavien als die Urheimat der Arier zu bezeichnen", und was er hier unter Skandinavien versteht, wird durch S. 58 erläutert, „die vom Meere umflossene skandinavische Halbinsel, das arische Stammland".

Ludwig Wilser.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

III. 6. 1904.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Der diluviale Mensch in Europa.

Dr. Gustav Antze.

Referat über: Moriz Hoernes, Der diluviale Mensch in Europa. Die Kulturstufen der älteren Steinzeit. Braunschweig, 1903, Friedrich Vieweg & Sohn.

Der erste Versuch, die diluvialen Funde menschlicher Reste in Europa nach Zeitabschnitten zu ordnen, den Lartet 1861 machte, wurde bald als unhaltbar erkannt. Schon 1869 veröffentlichte Gabriel de Mortillet die Grundzüge eines neuen Systems, das er später in einem zusammenfassenden Werke ausführlich darstellte[1]). Da dies Buch aber keine Literaturangaben enthält, mit einer nahezu völligen Unkenntnis der nichtfranzösischen Literatur geschrieben ist, und vor allen Dingen in seinen geologischen und paläontologischen Abschnitten nicht auf der Höhe der modernen Forschung steht, so war eine zusammenfassende Bearbeitung des gesamten zurzeit vorliegenden Materials dringend zu wünschen, namentlich um den Lernenden hindurchzuführen durch die immer mehr anschwellende und außerordentlich zersplitterte Spezialliteratur. In einem Werke von Dr. Moriz Hoernes, Professor an der Universität Wien, liegt ein neuer Versuch vor, diese Aufgabe zu lösen und zwar ein Versuch, der weitgehendstes Interesse erwecken muß.

Nach einem kurzen Hinweis auf das Mortilletsche System geht Hoernes sofort zur Darstellung seines neuen chronologischen Schemas über. In Uebereinstimmung mit Albrecht Penck unterscheidet Hoernes für das Alpengebiet vier Perioden ausgedehnterer Vergletscherung mit drei Zwischeneiszeiten. Auf Grund der Untersuchung des archäologischen und paläontologischen Materials glaubt er ferner drei paläolithische Kulturstufen unterscheiden zu können, die je einer Zwischeneiszeit zuzuweisen sind. Während der Eiszeiten soll wenigstens östlich von Frankreich im nicht vereisten Gebiete ein Hiatus geherrscht haben, d. h. dies Gebiet nicht bevölkert gewesen sein. Die einzelnen Kulturstufen charakterisiert er etwa in folgender Weise.

Die erste Stufe (I. Zwischeneiszeit) ist ausgezeichnet durch eine wärmeliebende Fauna mit Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii (beide

[1]) Le préhistorique. Paris, 1883. In dritter, von dem Sohne, Adrien de Mortillet, verschlechterter Ausgabe 1900 erschienen.

nackthäutig) und Hippopotamus (Flußpferd). Daneben kommen allerdings auch gelegentlich Elephas primigenius (Mammut) mit dichtem Pelz und Rhinoceros tichorhinus (wollhaariges Nashorn) vor. Massenhaft findet sich der Höhlenbär (Ursus spelaeus), er erlebt in dieser Periode seine eigentliche Blütezeit. Im übrigen ist die Fauna wenig verschieden von der heutigen.

Von den paläolithischen Fundstellen rechnet Hoernes diesen Stufen zu die Stationen St. Acheul (Chelles), Le Moustier (a. d. Vézère), La Micoque (a. d. Vézère), Chez-Pourret bei Brive (a. d. Corrèze), Combe-Capelle (a. d. Couze), Tilloux (a. d. Charente), Villefranche (a. d. Saône) in Frankreich; die Funde in den Alluvionen des Manzanares bei San Isidro (unterhalb Madrid) in Spanien; Taubach und Rübeland am Harz in Deutschland; die Höhlen bei Stramberg in Mähren (z. T.); Krapina in Kroatien. Auch die Funde in der unteren „Wierzchower“ oder „Mammuthöhle“ bei Krakau sollen hierher zu rechnen sein.

Die menschlichen Skelettreste aus dieser Zeit gehören alle der Spezies Homo primigenius (Hoernes sagt Homo antiquus) an (Neandertal[1]), Spy, Krapina). Von Feuersteingeräten sind charakteristisch für diese Stufe die großen, roh zugehauenen, mandelförmigen Werkzeuge, die Mortillet als „coups de poing“ bezeichnet (Schweinfurth übersetzt diesen Namen mit „Fäustel“ oder „Faustschlägel“: s. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 35, 1903, S. 821), sowie die kleinen Feuersteinspitzen und Schaber, die nach Mortillet dessen zweite Periode charakterisieren („pointes moustériennes“ und „racloirs“).

Die zweite Stufe (II. Zwischeneiszeit) ist eine eigentliche Mammut- und Pferdezeit. Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii sind verschwunden, Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus die charakteristischen Dickhäuter. Massenhaft kommt ein vom heutigen Pferde wenig verschiedenes Wildpferd vor, seltener Renntier, Edelhirsch und Bison. Die Dickhäuter nehmen schon gegen das Ende der Periode ab, der Höhlenbär erlischt vollständig.

Von französischen Fundorten sind dieser Stufe zuzurechnen: Laugerie-haute, Grotte du Placard (Com. Vilhonneur a. d. Charente), Volgu (Dép. Saône-et-Loire), Solutré (Dép. Saône-et-Loire), Brassempouy (Dép. Landes), Gourdan bei Montréjean (Dép. Haute-Garonne). Aus Belgien gehören hierher Trou Magrite (Dép. Dinant, Com. Anseremme) und Spy (Namur); aus Italien die „Rote Grotte“ bei Mentone; aus Deutschland Thiede und Westeregeln, Munzingen im Rheintale, Höhle Ofnet bei Nördlingen in Bayern, Höhle Bockstein im Lonetale zwischen Nördlingen und Ulm und die Höhle im Lindentale bei Gera; aus Spanien die Höhle von Altamira (Com. Santillana del Mar).

Die für diese Periode charakteristischen menschlichen Artefakte sind fein gearbeitete kleine Steinwerkzeuge, die zunächst noch den Typen von Le Moustier ähnlich sind, dann aber immer mehr in die Mortillets dritte Periode charakterisierenden Typen übergehen. Es sind das vorwiegend sehr kleine, an den Kanten fein retouchierte Schaber und Spitzen, außerdem die nicht allzuhäufige sogenannte Lorbeerblatt-

---

[1]) Der Neandertalschädel ist morphologisch sehr alt und vollständig gleichartig den sicher diluvialen Schädeln von Spy und Krapina. Deswegen ist er in dieselbe Zeit zu setzen wie diese. Geologisch zu beweisen ist aber sein diluviales Alter nicht, trotz Konstantin Könen.

spitze (pointe à feuille de laurier). Ferner treten hier zum ersten Male Schnitzereien in Knochen und Elfenbein auf. Besonderes Interesse verdienen die aus Elfenbein geschnitzten menschlichen Figuren von Brassempouy. Daneben kommen massenhaft Tierzeichnungen an den Höhlenwänden vor und merkwürdigerweise Ornamente (krummlinige).

Wie sah nun der Mensch aus, der diese Arbeiten hergestellt hat? Diese Frage glaubt Hoernes in Uebereinstimmung mit Verneau[1]) dahin beantworten zu können, daß wenigstens in Westeuropa eine negroide Rasse gelebt habe, die repräsentiert werde durch die beiden bei den Ausgrabungen des Fürsten von Monaco in der achten Brandschicht der sogenannten Kindergrotte von Mentone gefundenen und von Verneau in seiner eben angeführten Abhandlung beschriebenen Skelette. Es handelt sich nach Verneau um die Skelette einer alten Frau und eines jungen Mannes, die durch geringe Körpergröße, starke Prognathie, Platyrrhinie und dolichocephale Schädelform charakterisiert sein sollen. Hoernes hält sie für „wohl charakterisierte Negroiden“, Vertreter einer besonderen Rasse, die zwischen dem Homo primigenius und der sogenannten Rasse von Crô-Magnon wenigstens in Südwesteuropa gelebt habe. Er glaubt, das Bild dieser Rasse werde noch vervollständigt durch die in Brassempouy gefundenen Elfenbeinfigürchen, die nach den davon gegebenen Beschreibungen und Abbildungen größtenteils Weiber mit stark hängenden Brüsten, Steatopygie und hypertrophisch entwickelten kleinen Schamlippen darstellen. Er ist allerdings nicht der Meinung, daß die sogenannte Crô-Magnon-Rasse aus dieser negroiden Rasse hervorgegangen sei, wohl aber hält er es für möglich, daß wir in diesen beiden Individuen ein Kreuzungsprodukt zwischen allerdings kleingewachsenen Negern und Vertretern der Crô-Magnon-Rasse vor uns haben.

Als dritte Stufe (III. Zwischenzeit) schließt sich hieran die typische Renntierzeit, die Mortillet nach dem Fundorte La Madeleine als Magdalénien bezeichnet. Ihr Klima ist rauh, kalt und trocken, Nashorn und Höhlenbär sind ausgestorben, das Mammut beginnt zu verschwinden und zwar scheint es im Wegziehen zu sein, da es im Osten noch häufiger ist als im Westen. Unter den Knochenfunden treten besonders die des Ren durch ihre Massenhaftigkeit hervor, aber auch Bison und Wildpferd sind sehr häufig. Der Edelhirsch ist noch selten.

Die Steinwerkzeuge dieser Stufe sind meist klein und unansehnlich, wenn auch oft sehr fein gearbeitet. Dagegen erhält diese Kulturstufe ein eigenartiges Gepräge durch die massenhaft vorkommenden Werkzeuge aus Knochen und Geweih (meist vom Ren), deren Formen im Westen und Osten sehr ähnlich sind. „Die Blüte der Umrißzeichnung auf Knochen und der Freskomalerei in Höhlen scheint auf Westeuropa beschränkt, wo auch die zur Gravierung dienenden Stichel (burins) allein vorkommen.“ (S. 62.)

Die dieser Stufe zuzurechnenden Stationen sind: La Madeleine, Laugerie-basse, Les Eyzies, Bruniquel, Mas d'Azil usw. in Frankreich; Trou des Chaleux in Belgien; Keßlerloch, Schweizersbild, Freudenthaler

[1]) Les fouilles du prince de Monaco aux Baoussé-Roussé, un nouveau type humain. L'Anthropologie, XIII, 1902, 561 ff.

Höhle in der Schweiz; Schussenried, Andernach, Höhle Wildscheuer bei Steeten a. d. Lahn in Deutschland; ferner zahlreiche Stationen in Oesterreich-Ungarn, von denen hier nur die Gudenushöhle (Niederösterreich, unterhalb der Ruine Hartenstein, an der kleinen Krems) und die Höhlen bei Brünn in Mähren erwähnt sein mögen.

Die Skelettreste, die Hoernes dieser Stufe zuweist, sind die von den Franzosen unter der Benennung Rasse von Crô-Magnon zusammengefaßten. Es gehören also hierher die Funde von Schädeln und Skeletteilen in Crô-Magnon, Laugerie-basse, La Chancelade, der Höhle Duruthy bei Sorde, der siebenten Brandschicht der „Kindergrotte" von Mentone und der Fürst Johanns-Höhle bei Lautsch. Hoernes übernimmt die Bezeichnung Rasse von Crô-Magnon, wobei er es dahingestellt sein läßt, ob alle diese Skeletteile einer oder mehreren Rassen angehören. Er scheint ferner der Ansicht von Hamy, Dupont, Hervé und Girod sich anzuschließen, daß die Menschen, von denen diese Reste stammen, nächste Verwandte der Tschuktschen und Eskimos waren (vergl. seine Ausführungen auf S. 75).

Der Uebergang der älteren Steinzeit zur jüngeren erfolgt nun nicht allmählich, sondern sprunghaft, zwischen beiden klafft eine Lücke, der so viel umstrittene Hiatus zwischen älterer und jüngerer Steinzeit. Hoernes erkennt die Existenz des Hiatus an. Die beiden Uebergangsperioden, die er S. 76 ff. bespricht, die in die zweite Hälfte der III. Zwischeneiszeit fallende „Edelhirschzeit" oder „Asylien" („Tourassien") der Franzosen und das in die letzte Eiszeit fallende „Arisien" Piettes (= Campignien bei Mortillet), überbrücken diese Kluft nicht. Diese Perioden gehören archäologisch völlig der paläolithischen Zeit an.

Ein Vergleich der Ausführungen von Hoernes mit dem System Mortillets läßt in einer Hinsicht nur geringe Differenzen erkennen: Während Mortillet vier Kulturstufen unterscheidet, hat Hoernes nur drei. Hoernes hat einfach die I. und II. Periode Mortillets zu einer zusammengezogen und dessen III. (seiner II.) eine größere Ausdehnung zugewiesen. Dagegen weicht er in seiner Auffassung des Verhältnisses dieser Kulturstufen zu den Eiszeitphänomenen bedeutend von Mortillet ab. Während dieser stets an der Einheitlichkeit der Eiszeit festgehalten hat, nimmt Hoernes in Uebereinstimmung mit Penck vier Vereisungen des Alpengebiets mit drei Zwischenzeiten an. Er tritt dann allerdings wieder in Gegensatz zu Penck, insofern er die paläolithischen Funde ganz anders auf die verschiedenen Stadien der Eiszeit verteilt als Penck. Penck erklärt die Funde von Schweizersbild und Schussenried[1]) (Hoernes III. Stufe) für entschieden jünger als das Maximum der letzten Eiszeit, Hoernes setzt sie dagegen in die letzte Zwischeneiszeit. Penck verlegt die österreichischen Lößstationen, z. B. Krems und Willendorf (Hoernes' II. Stufe), in die zweite Phase der letzten Zwischeneiszeit, während sie nach Hoernes in die zweite Zwischeneiszeit fallen usw.

---

[1]) Jakob Nüesch, Das Schweizersbild, 2. Aufl., 1902, 285—308. — Penck und Brückner, Die Alpen im Eiszeitalter, 423—426. — Penck, Die alpinen Eiszeitbildungen und der prähistorische Mensch. Archiv für Anthropologie. Neue Folge. Bd. I, 1903/1904, 78—90. Diese kleine Abhandlung sei besonders denjenigen empfohlen, die sich nur über die Ergebnisse von Pencks Untersuchungen, soweit sie die hier behandelten Fragen betreffen, orientieren wollen.

Diese Differenzen haben ihren Grund offenbar in der von den beiden Forschern angewendeten verschiedenen Untersuchungsmethode. Hoernes ist in hohem Grade von Mortillet beeinflußt worden. Mortillet hat, wie ich schon bemerkte, seine Chronologie vornehmlich auf paläontologische und archäologische Beobachtungen gegründet, wobei er die Tatsachen nicht immer ohne Voreingenommenheit deutete. Leider ist ihm Hoernes auf diesem Wege im großen und ganzen gefolgt, und darin liegt wohl die größte Schwäche seines Buches. Die Paläontologie des Diluviums ist noch so wenig geklärt, daß man sie chronologischen Untersuchungen nur mit größter Vorsicht zugrunde legen darf, und die Typologie muß da versagen, wo es sich um so primitive und so sehr durch das Material bedingte Formen handelt, daß man überall, wo man gleiches Material verarbeitete, auch zu denselben Formen kommen mußte. Für die chronologische Gliederung der Funde aus der älteren Steinzeit muß, soweit ich augenblicklich sehe, stets die rein geologische Untersuchung als Ausgangspunkt dienen. Von dieser Grundlage aus sollte dann erst die paläontologische und archäologische Seite der Frage in Angriff genommen werden. Es ist der Vorzug von Pencks Arbeiten, daß er diesen Weg eingeschlagen hat. Solange die geologischen Altersbestimmungen, die Penck gegeben hat, nicht als fehlerhaft erwiesen sind (auf Grund geologischer Tatsachen!), müssen alle abweichenden Datierungen abgelehnt werden. Hoernes hat sich mit Pencks Untersuchungen nicht genügend auseinandergesetzt. Entweder mußte er die von Penck gegebenen Daten als Grundlage seiner Untersuchungen annehmen, oder er mußte den Nachweis führen, daß sie aus geologischen Gründen unhaltbar seien. Dieser Nachweis ist von Hoernes nicht geführt worden, und somit bleiben einstweilen die von Penck gegebenen Zeitbestimmungen bestehen.

Auch von der Existenz des Hiatus während der Eiszeiten bin ich nicht überzeugt. Für Frankreich will Hoernes allerdings eine kontinuierliche Entwicklung als möglich und wohl auch wahrscheinlich anerkennen, aber das östlich von Frankreich gelegene, nicht vergletscherte Gebiet soll während der Eiszeiten unbewohnt gewesen sein, weil die klimatischen Verhältnisse eine Besiedelung nicht gestattet hätten! Während der Eiszeiten finden wir im eisfreien Gebiete Tundra, d. i. eine Formation, wie sie heute noch im nördlichsten Sibirien vorkommt. Diese Formation schließt aber Besiedelung des Landes durch den Menschen nicht aus. Daß wir keine Funde haben, die mit Sicherheit sich einer der Eiszeiten zuweisen ließen, ist kein Beweis gegen die Kontinuität der Entwicklung. Einmal können wir nur wenige diluviale Funde mit voller Sicherheit datieren — von manchen, auch von Hoernes als diluvial angesehenen Funden, ist sogar ihr diluviales Alter noch nicht ganz einwandfrei nachgewiesen —, sodann würde aber auch das wirkliche Fehlen von Funden aus den Zeiten größter Gletscherentwicklung noch nichts beweisen, da alle prähistorischen Funde Zufallsfunde sind, und jeden Augenblick neue gemacht werden können, welche die Lücken ausfüllen.

Die physische Anthropologie des diluvialen Menschen wird von Hoernes nur kurz gestreift. Den Homo primigenius weist er, wie oben schon bemerkt wurde, der ersten Interglazialzeit zu. Ob diese

Datierung richtig ist, dürfte wohl noch eine offene Frage sein. Aus morphologischen Gründen ist sie allerdings wahrscheinlich, aber sie ist wohl kaum geologisch sicher bewiesen. Sehr bedenklich erscheint mir, was Hoernes (S. 46 ff.) über die negroide Rasse sagt, die in der zweiten Zwischeneiszeit in Südwesteuropa gelebt haben soll. Bei dem heutigen Stande der anthropologischen Forschung ist es nicht möglich, auch nur ein sicheres Merkmal zur Unterscheidung eines Negerschädels von dem einer anderen Rasse anzugeben. Solange die Merkmale, auf Grund deren Verneau und mit ihm Hoernes die beiden Skelette als negroid bezeichnen, noch nicht als charakteristische Eigenschaften der Neger und ihrer Verwandten erwiesen sind, sollte man sich doch hüten, die Skelette einer „negroiden Rasse“ zuzuschreiben. Ganz fehlerhaft ist es aber, so primitive Skulpturen, wie sie uns die ältere Steinzeit hinterlassen hat, zur Ermittelung des Rassentypus heranzuziehen.

Trotz dieser Schwächen müssen wir Hoernes für sein Werk dankbar sein. Wenn er auch das Problem der Zeitperioden der älteren Steinzeit nicht gelöst hat, ist es doch schon ein Verdienst, es in diesem Umfange zur Diskussion gestellt und zu weiteren Forschungen in derselben Richtung angeregt zu haben.

Rassenpsychologie und Kulturgeschichte.

Dr. Ludwig Woltmann.

Daß die Rassenunterschiede in der Entwicklung höherer geistiger Kultur den entscheidenden Faktor bilden, wird nachgerade ein Gemeinplatz, obgleich es noch gelehrte und ungelehrte Leute genug gibt, welche glauben, daß die Papuas und Pescherähs, wenn man ihnen nur genügend Zeit und Gelegenheit geben würde, sich zu der Gesittung und Bildung der germanischen Völker emporschwingen würden. Diese Leute halten die ganze bisherige Geschichte für einen Irrtum und Zufall und meinen, sie müßten erst aus ihrem eigenen Witz heraus die gerechten Bedingungen ausklügeln, unter denen die Rassen sich bewähren könnten. Sie übersehen, daß die Geschichte des Menschengeschlechts ein sich selbst in Bewegung setzendes Experiment ist, in welchem eine jede Rasse das aus sich gemacht hat, was sie aus sich machen konnte; denn die 10000 Jahre, in welche wir ungefähr die Geschichte und Frühgeschichte des Menschen eingrenzen können, sind für ein solches Durchschnittsurteil ein hinreichend großer Zeitraum. Andere sind wohl geneigt, dem europäisch-mittelländischen Völkerkreis eine höhere Begabung zuzuschreiben, wollen aber nicht daran glauben, daß auch innerhalb dieser Völker auffallende Differenzen geistiger Befähigung nachzuweisen sind. Der Begriff des „Kaukasiers“ wird durch die Fortschritte der anthropologischen Analyse zu einer Illusion. Die historische und soziale Anthropologie löst die „Kaukasier“ im wesentlichen in drei grundlegende Rassenelemente auf, aus denen sich die verschiedenen Mischtypen herleiten lassen. Solche Mischtypen

sind entweder aus der Kreuzung des homo europaeus mit dem homo alpinus oder mit dem homo mediterraneus entstanden. Andere zeigen, wie manche Gruppen des Balkan und Oberitaliens, Merkmale einer Mischung aus allen drei Rassen. Indem aber die anthropologische Analyse zugleich nach historischen und sozialen Gesichtspunkten verfuhr, fand sie, daß diese drei Rassen und ihre Mischprodukte einen verschieden großen Anteil an der ständischen Gliederung und an der Hervorbringung höherer Kultur gehabt haben. Der anthropologische Typus, den G. Klemm seiner „aktiven Rasse" zuschrieb, war den Merkmalen der nordischen und ihren Mischlingen entnommen. Viel schärfer umschrieb schon Gobineau den Typus der blonden Rasse als Grundstock der arischen Völker. Heute kann kein Zweifel mehr darüber sein, daß die großgewachsene, blonde, hellhäutige Nordlandrasse überall das Fundament zu derjenigen Kulturhöhe gelegt hat, die man als Vollkultur bezeichnet. Gewiß besitzt auch die mittelländische und mongolische Rasse eine nicht geringe Kulturfähigkeit, und es wäre einseitige Uebertreibung, wenn man diese Tatsache leugnen wollte. Was aber ins Gewicht fällt, ist der Umstand, daß die nordische Rasse in allen ihren Zweigen die oberste Stufe der Civilisation erreicht hat, was man von Mongolen und Mittelländern keineswegs sagen kann.

Im historischen Gedächtnis der europäischen Menschheit stand es fast unauslöschlich geschrieben, daß aus dem Osten das „Licht" gekommen sei. Die neuere Forschung kehrt dieses Verhältnis aber dahin um, daß in vorhistorischer und frühgeschichtlicher Zeit Kulturrassen und Kulturelemente aus Europa nach Osten und Süden gewandert sind. Die ägyptischen und babylonischen „Arier" sind heute keine Hirngespinste mehr. Die Rassengliederung, welche im europäisch-mittelländischen Völkerkreis gefunden wurde, gilt im wesentlichen auch für Asien, nur daß hier das dunkle rundköpfige Element zahlenmäßig das entschiedene Uebergewicht hat und die nordische Rasse in der Gegenwart nur noch eine sehr dünne Schicht bildet. Es ist indes keine bloße „Hypothese" mehr, daß die nordische Rasse das Fundament der Kultur in Persien und Indien bis zum Malayischen Archipel und nach Polynesien gelegt hat, daß die Italiker und Hellenen dem blonden Typus angehörten, und daß die neuere Kultur seit dem Untergang des römischen Reichs, auch in den „romanischen" Ländern, ein Werk der Germanen gewesen ist.

Alle diese Tatsachen beweisen, daß überall, wo sich eine Vollkultur entfaltet hat, sie von bestimmten überlegenen morphologisch abzugrenzenden Rasseschichten ausgegangen ist. Es wäre aber die größte Torheit, in den Verschiedenheiten der Rasseschichten anthropologische Differenzierungen einer und derselben Bevölkerungsgruppe zu sehen, wie es selbst von Fachanthropologen geschieht, die wohl Anatomie, aber keine Geschichte und Soziologie studiert haben, sondern hier haben wir es mit uralten Vermischungen zu tun: Wanderungen und Eroberungen haben die Rassen durcheinander gewürfelt, aber innerhalb der sozialen Verbände haben sie sich nach ihren natürlichen Anlagen wieder gesondert und übereinander geschichtet.

Gegenüber dieser auf anthropologischen und historischen Grundlagen basierenden Forschungsmethode macht sich eine andere geltend,

welche zwar solche Untersuchungen nicht ablehnt, aber mehr von psychologisch-intuitiven Gesichtspunkten aus die „Rassenpsychologie“ und ihren Einfluß auf die Kultur ergründen möchte. Zweifellos hat diese Methode eine gewisse Berechtigung, und Klemm und Gobineau mögen durch die auffallenden Unterschiede in den psychologischen Eigentümlichkeiten und Abständen der Völker zuerst auf ihre Ideen gekommen sein. Ist die intuitive Psychologie auch der Ausgangspunkt, so kann sie doch nicht eine exakte Grundlage der historischen Rassetheorie sein. Klemm und Gobineau haben daher auch von Anfang an zugleich morphologische Gesichtspunkte berücksichtigt. Ich bin der Ueberzeugung, daß nur die Morphologie und Genealogie der Gesellschaftsschichten und der Individualtypen der Talente die einzige einwandfreie Grundlage der anthropologischen Kulturgeschichte bilden kann. Und man darf es sich nicht verhehlen, daß die psychologischen Räsonnements von Chamberlain und anderen „Rasseforschern“ nicht geringe Verwirrung angerichtet, auf der einen Seite kritiklose Zustimmung, auf der anderen skeptisches Lächeln und Achselzucken hervorgerufen haben, und daß dadurch die „Rassetheorie“ sowohl bei Anthropologen wie bei Historikern in Mißkredit gebracht worden ist.

Auf Grund solcher psychologischer Erwägungen hat Dr. A. Wirth im „Tag“ die Frage zu beantworten gesucht, ob Buddha Gautama ein Hindu oder ein Mongole gewesen sei. Für das „Turaniertum“ Buddhas spreche einmal seine Heimat, die laut den jüngsten Ausgrabungen im südlichen Gebiet des heutigen Nepal war, das von der tibetischen Rasse bewohnt wurde. Dann macht er folgende interessante Ausführungen: „Der Kernpunkt aber und zugleich die schwierigste Seite des Problems wird berührt, wenn man das innere Wesen der buddhistischen Weltanschauung ins Auge faßt. Eine Entscheidung ist da deshalb so mißlich, weil derselben Rasse von den einzelnen Forschern die verschiedensten, ja entgegengesetzten Eigenschaften zugeschrieben wurden. Die Römer hält Chamberlain für die echtesten Vertreter des Ariertums, Gobineau dagegen erkennt in ihnen beinahe die Antipoden des Ariertums, was er sich (meiner Ansicht nach mit Recht) durch die ausgiebige Beimischung etruskischen Blutes erklärt. Die Blüte von Cordova und seiner Kultur führen die einen auf die Araber, die anderen auf das Nachwirken gotischen Geistes zurück. Die Gotik selber, die stets als hehrster Ausdruck germanischen Geistes galt, ist unlängst als eine Nachahmung islamischer Motive, wie sie zuerst an der Moschee Ahmed Ibn Tuluns erscheinen, erkannt worden. Nun hat Breysig die indische Philosophie als höchste Offenbarung arischen Geistes gefeiert, und zwar, weil das Leiden in ihr verherrlicht werde. Man kann aber gerade umgekehrt in diesem Zuge den Einfluß der turanischen Elemente sehen, mit denen die erobernden Hindu trotz aller Kastenvorschriften sich stark vermischt haben. Wo aber ist ein Beweis zu finden? Ich denke, in den großen Volksepen, die doch wohl am reinsten indogermanische Urart spiegeln. Da aber, in den Nibelungen, bei Homer, im Mahabharata, wird nirgends das Leid als solches gepriesen, sondern bloß der kühne Mut, der sich über das Leid erhebt, der es bezwingt oder verachtet. Je weiter wir in der arischen Ueberlieferung zurücksteigen, noch über jene Epen hinaus,

die in der uns überlieferten Form bereits priesterliche Einflüsse erlitten haben (die Nibelungen gehen in die Kirche), um so klarer wird dies, besonders in der Edda. Eine hiervon völlig verschiedene Luft atmen wir dagegen in dem Preis der Ergebenheit, in dem Anempfehlen erdabgewandter Resignation, wie sie uns in der späteren Brahmanenlehre und dem Nirvanaglauben entgegentritt. Der Buddhismus faßt das Leid nicht als ein Mittel zur Stählung der Kraft, des Verstandes, des Charakters auf, sondern als eine Abtötung aller irdischen Leidenschaft, eine Abtötung der Sinnlichkeit, ja des Lebensgefühles selber. Dies ist im höchsten Grade unarisch. Es ist zugleich durchaus unsemitisch. Ich zögere daher nicht, auch aus diesen psychologischen Erwägungen heraus den Buddhismus für eine Frucht des Turaniertums zu erklären. Dazu stimmt bestens, daß, offenbar infolge einer inneren Wahlverwandtschaft, gerade die turanischen Völker, gerade Drawida, Tibeter, Mongolen und Chinesen den Buddhismus völlig aufgenommen haben, während die Hindu ihn wieder abstießen."

Es mag sein, daß es sich so verhält, aber das Gegenteil könnte ebenso richtig sein. Die ostasiatischen Völker sind überdies nicht reine Mongolen, sondern mit mittelländischem und wenn auch spärlichem nordischen Rasseblut durchsetzt, während die Drawidas doch unmöglich zur „turanischen" Rasse gezählt werden können. Uebrigens neigt Oldenberg zu der Ansicht, daß der indische Pessimismus seine Entstehung der Mischung der Arier mit der dunklen Urbevölkerung verdanke. Warum sollte aber die Abtötung aller irdischen Leidenschaften nicht auch für Arier möglich sein? Das germanische Mittelalter zeigt dies zur Genüge, und Franz von Assisi stammte aus einer ursprünglich germanischen Familie, wenn er auch selbst Merkmale einer Mischung der nordischen mit der mittelländischen Rasse besaß. Und der neueste Verkünder des Nirvana, Schopenhauer, war mit seinen blauen Augen und aschblonden Haaren unzweifelhaft ein Arier. Eine reich begabte Rasse, wie die nordische, ist in ihren Gefühlen und Ideen der größten Differenzierung bis zu den äußersten Gegensätzen fähig. An sich könnte der Buddhismus daher auch ein intellektuelles Erzeugnis eines einseitig entwickelten Ariertums sein, das seinem ursprünglich aktiven, auf die Welt gerichteten Willen eine andere Tendenz gegeben hat. Er könnte aber auch durch die Mischung mit den Mongolen entstanden sein, und dafür hat Wirth zweifellos bemerkenswerte psychologische Gesichtspunkte beigebracht. Vorläufig läßt sich die Frage aber nicht entscheiden, ebensowenig wie die allgemeine Frage, ob es Wirkungen des Milieus, spezifische Rassenmischungen oder Eigenvariationen sind, die den verschiedenen Kulturen der nordischen Rasse ihr charakteristisch abweichendes Gepräge aufgedrückt haben.

Was aber die Etrusker anbetrifft, von denen Wirth behauptet, daß sie durch Mischung den Römern ihren arischen Charakter genommen hätten, so sind dieselben ihrem anthropologischen Typus und ihren Wanderungszügen nach als echte Arier anzusehen. Dr. Wilser hat schon zum öfteren auf diese Tatsache hingewiesen, ohne daß freilich die Sprachforscher und Historiker davon die geringste Notiz genommen hätten. Ich muß aber Wilser in diesem Punkte durchaus zustimmen. Auf meiner letzten Studienreise durch Italien habe ich auch

die Nekropolen der Etrusker besucht und die Wandgemälde derselben durchforscht. Da findet man nun in vielen Höhlen Wandgemälde, auf denen Menschen von reinem nordischen Typus mit gelben Haaren, blauen Augen und rosig-weißer Haut dargestellt sind; auf anderen Bildern sind die hellen und brünetten Typen in reinen Exemplaren nebeneinander gemalt; auf noch anderen findet man reine nordische Typen neben reinen brünetten und eine Reihe mannigfaltiger Mischlingstypen, so daß die Haare eine Farbe von gelb, dunkelblond bis braun und schwarz aufzeigen.

Aehnliche Einwendungen hinsichtlich rassen-psychologischer Deduktionen muß ich auch Dr. Weisengrün gegenüber machen, der in einem Aufsatz „Genie und Talente bei den Juden" (Jüdisches Volksblatt VI, 17) die psychologische Methode gegen die anthropogenealogische ins Feld führt und zu beweisen sucht, daß mein Urteil über die Talente der jüdischen Rasse falsch sei. C. Lombroso hatte geschrieben, er müsse zugeben, daß viele mittelländische Völker wenig Talente hervorgebracht, daß dagegen aus den Juden — im Gegensatz zu den Germanen — um so zahlreichere Genies hervorgegangen seien. Ich verwies demgegenüber auf die Tatsache, daß das jüdische Volk aus verschiedenen Rassenschichten zusammengesetzt ist, und daß es höchstwahrscheinlich ein bestimmter Rassen-Anteil gewesen, der die jüdische Geisteskultur geschaffen habe, und fügte hinzu: „Bei einer Anzahl von zwölf Millionen Individuen hat die jüdische Rasse relativ wenig große Talente hervorgebracht. Was sie heute hervorbringt, ist eine auffallend große Menge guter Durchschnittstalente, die aber zum Teil das Ergebnis familiärer Treibhauskultur sind."

Dieser Satz ist von Dr. Weisengrün beanstandet worden. Er schreibt in dem genannten Aufsatz, daß die Anschauung, den Juden käme keine eigentliche Tiefe und keine wahrhafte Originalität zu, in der antisemitischen Literatur zu einem förmlichen Dogma sich verdichtet habe. Im Zusammenhange hiermit habe sich auch die Ansicht entwickelt, daß das jüdische Volk keine Genies besitze. Geradezu erschreckend scheine diese Theorie zu wirken, und so komme es, „daß ein so vorsichtiger, sonst so behutsamer Rassetheoretiker wie Dr. Woltmann auch in diesen Fehler verfalle". Darauf habe ich zu erwidern: Wo in aller Welt habe ich behauptet, daß das jüdische Volk keine Originalität und keine Genies besitze? Freilich haben die neueren Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen der babylonischen und jüdischen Religion vieles von der Ausnahmestellung zerstört, welche das „auserwählte Volk" gegenüber den anderen Völkern in Anspruch nahm. Aber „original" bleibt trotzdem, was sie Eigenartiges und Neues aus dem Entlehnten geschaffen haben. Was ich aber vom anthropologischen Standpunkte behauptete, ist die These, daß höchstwahrscheinlich die jüdische Geisteskultur vornehmlich von einer bestimmten Rasseschicht des jüdischen Volkes geschaffen worden ist, wie auch andererseits die Hypothese sehr nahe liegt, daß die Phönizier, Babylonier und Assyrier eine ähnliche Rassenzusammensetzung wie die Juden gehabt haben.

Ferner habe ich nicht gesagt, daß die Juden wenig (wie Weisengrün zitiert), sondern relativ wenig große Talente hervorgebracht

haben, relativ in Hinsicht der Gesamtzahl des Volkes, relativ in Hinsicht der kleinen Zahl Hellenen und Langobarden, welche in Athen und Florenz eine so herrliche und vielseitige Kultur schufen. Diese These von der relativen Unfruchtbarkeit der Juden hinsichtlich der großen Talente hat Weisengrün auch nicht im geringsten widerlegt, denn daß er außer den von Lombroso genannten noch Kohnheim, Stricker, Henle, Lassalle, Disraeli und andere anführt, wird niemand als eine Widerlegung ansehen können.

Auch halte ich den Satz aufrecht, daß die Juden heute eine auffallend große Menge guter Durchschnittstalente hervorbringen, die aber zum Teil das Ergebnis familiärer Treibhauskultur sind. Weisengrün stimmt dem ersten Satz bei und fügt hinzu: „Kaum ein Volk hat eine so große Anzahl darstellender und produktiver Talente hervorgebracht. Ob sich nun solche Begabungen durch eine familiäre Treibhauskultur züchten lassen, das anzunehmen ist, um mit Woltmann zu reden, Geschmacksache.“ Dr. Weisengrün zitiert wiederum unrichtig und übersieht, daß nach meiner Ansicht dies nur „zum Teil“ das Ergebnis familiärer Treibhauskultur ist. Tatsache ist, daß die gesellschaftliche Lage der Juden es mit sich bringt, daß zahlreiche Durchschnittstalente ausgebildet werden, die unter anderen Umständen ihrer Rasse für mehrere Generationen latent erhalten geblieben wären. Daß die Juden einen viel größeren Prozentsatz zu den Schülern der höheren Anstalten stellen, ist schwerlich auf eine überlegene Begabung, als vielmehr auf „familiäre Treibhauskultur“ zurückzuführen. Diese intellektuelle Ueberanstrengung ist auch eine der wichtigsten Ursachen für den physischen Verfall der Juden, namentlich der Entartung ihres Nervensystems.

„Was aber schon nicht Geschmacksache ist“, fährt Weisengrün fort, „was mir schon ganz falsch zu sein dünkt, ist die Ansicht unseres Rassentheoretikers über Spinoza und Marx. Mit so vagen Behauptungen, mit physiognomischen Konstruktionen aus vielleicht schlechten Bildnissen, läßt sich kein wissenschaftliches Urteil zusammenleimen. Tatsache ist nur, daß Marx aus einer alten Rabbinerfamilie stammt, daß sein Stammbaum durch Jahrhunderte verfolgt werden kann. Aber eine viel größere Bedeutung wie das physische, rein somatische hat hier — wenn nicht alles täuscht, das psychische Moment. Ist Marx' ganze Art zu denken, ist sein scharfer, oft zu scharfer Verstand nicht echt jüdisch? Man hat nicht mit Unrecht von einer talmudischen Denkweise des Sozialisten gesprochen. Und trifft dies nicht auch auf Spinoza zu?!!“

In diesem Satze zeigt sich der große methodische Unterschied zwischen meiner und des Autors Betrachtungsweise. Ich meinesteils kann auch beim besten Willen nicht aus den Schriften Spinozas und Marx' deren echt jüdische Denkweise erkennen. Marx' Dialektik ist ein Erbstück der Hegelschen Philosophie, in welcher unglaublich viele „Rabulistik“ steckt und Spinoza hat keinen Gedanken, der nicht bei Bruno, Descartes und anderen Vorläufern zu finden wäre. Und wie denkt Weisengrün über Marx' wissenschaftlichen Kampfgenossen F. Engels, diesen Mann von echtem deutschen Schrot und Korn, den Chamberlain zu einem Juden macht? Der „echt jüdische Geist“ wäre ja erst festzustellen! Was man gemeinhin als spezifisch-jüdisch bezeichnet, ist etwas ganz anderes, als was uns aus der Denkweise

Spinozas und Marx' entgegentritt. Hier haben wir vielmehr ein Beispiel, wie zwei Denker sich in die intellektuelle Entwicklung arischer Kultur eingepaßt haben. Daraus entspringt das Problem, wie eine solche psychische Anpassung möglich ist, ob ihr eine tatsächliche Blutmischung oder nur eine gewisse Bildsamkeit des fremden Typus zugrunde liegt. Für mich unterliegt es dabei keinem Zweifel, daß die relative Annäherung des jüdischen Volkes an die germanische Kultur, sowie ihre Konkurrenzfähigkeit mit den Trägern derselben nur durch den nordischen Bluteinschlag möglich geworden ist. Doch muß betont werden, daß diese Anpassungs- und Konkurrenzfähigkeit nur eine teilweise und einseitige ist und auf bestimmten Gebieten sich durchsetzt, während andere Züge des jüdischen Charakters, vermutlich durch den überwiegenden Anteil des Hettiterblutes bedingt, dem germanischen Wesen vollständig widerstreiten. Offenbar liegen die Unterschiede weniger in der Schärfe des Intellekts als in den Sentiments, welche ihnen Bewegung und Richtung erteilen. Daß diese spezifisch jüdischen Züge hettitischen Ursprungs sind, dafür spricht die große Aehnlichkeit mit dem psychischen Charakter der Armenier, die auch vorwiegend den Hettitertypus besitzen.

Dr. Weisengrün fährt fort: „Eine Tatsache muß ich in diesem Zusammenhang — wenn auch kurz — erörtern. Es war früher von echt jüdischem Geiste die Rede. Gibt es nun wirklich einen solchen? Kann man tatsächlich hier mit der notwendigen Strenge Unterschiede machen, wesentliche Konstruktionen entwickeln? Nun, ich glaube sogar, daß diese intellektuelle, rein „psychische“ Rassenbestimmung die einzige ist, die auf Wissenschaft Anspruch erheben kann. Ganz abgesehen davon, daß die Hilfswissenschaften noch lange nicht genug entfaltet sind, um der rein somatischen Rassencharakteristik eine wirklich streng sachgemäße Geltung zu verschaffen, werden auf diesem Gebiete Willkürlichkeiten und vage Bestimmungen niemals ausbleiben. Die psychischen Eigentümlichkeiten aber bilden ein festumgrenztes, festumschriebenes Ganzes. Freilich bedarf es einer feinen, oft subtilen Analyse, um diese psychischen Eigentümlichkeiten auch mit der nötigen Deutlichkeit und Plastik in den Vordergrund treten zu lassen. Aber das ist nur eine Schwierigkeit für den konkreten Einzelfall, für eine theoretische und endgültige Unterscheidung ist diese Schwierigkeit gleichgültig.“

Hier kommt der methodische Gegensatz zum schärfsten Ausdruck. Es ist aber für jedermann einleuchtend, daß man erst dann die Rassenpsyche studieren kann, wenn man eine wirkliche Rasse vor sich hat. Die Rassenanatomie, die zugleich genealogisch und morphologisch verfährt, kann allein die Grundlage einer Rassenanthropologie liefern, und nur auf dieser darf eine genetische Rassenpsychologie sich aufbauen. Anthropologische und psychologische Analyse müssen bei der Erforschung der Kulturerscheinungen Hand in Hand gehen, und wenn in gleicher Weise die Milieuwirkungen in Betracht gezogen werden, kann man erst feststellen, was allen Rassen hinsichtlich der Intelligenz, des Willens und Fühlens gemeinsam ist, worin ihre quantitativen und qualitativen Unterschiede bestehen, und welchen Anteil die verschiedenen Rassen an den Kulturleistungen eines Volkes haben. Nur so kann ergründet werden, wieweit psychische Anpassungen

und Entlehnungen möglich sind, ohne daß Blutmischung vorhergeht oder das Entlehnte dabei eine innere Wandlung erfährt. Ohne Berücksichtigung der historischen und sozialen Anthropologie bleibt die Rassenpsychologie in Halbheiten und Verschwommenheiten stecken, und wird sie nicht selten zu einem unleidlichen Geschwätz.

Ueber die Rassenschönheit des Weibes.

Dr. A. M. Hubertz.

Eine stattliche Reihe von wertvollen und grundlegenden Werken über spezielle anthropologische Fragen, die vom Verlag (Ferdinand Enke, Stuttgart) in vorbildlicher Weise mit Abbildungen ausgestattet wurden, sind von dem bekannten holländischen Arzt und Rasseforscher C. H. Stratz herausgegeben worden. Diese Schriften interessieren nicht nur den Fachgelehrten und den Arzt, sondern auch den Kulturhistoriker und Künstler. Sie sind geeignet, ein neues Gefühl für die natürliche Schönheit des Menschenleibes zu erwecken, das unter dem asketischen Geist der herrschenden Religion und dem Gebrauch unnatürlicher Kleidung verloren gegangen ist. Dabei sind sie fesselnd und allgemeinverständlich geschrieben, ohne daß der wissenschaftliche Charakter beeinträchtigt würde.

Von den wichtigsten Schriften seien genannt: 1. „Der Körper des Kindes." Hier wird Bau und Form des kindlichen Körpers einer objektiv-wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen, seine Entwicklung vom Embryo bis zur völligen Reife im 15.—20. Jahre, sowohl vom Standpunkt des ästhetischen Charakters als des Rassetypus. 2. „Die Schönheit des weiblichen Körpers", ein Müttern, Aerzten und Künstlern gewidmetes Buch, das nun in 15. Auflage vorliegt und die lebende Schönheit des Weibes in beschreibenden Worten und in bildlichen Darstellungen vorführt: „Seit Menschengedenken haben Tausende von Dichtern, von Malern und Bildhauern die Schönheit des Weibes in Wort und Bild verherrlicht, selbst ernste Gelehrte haben sich nicht gescheut, Theorien über das weibliche Schönheitsideal zusammenzustellen; und die Menge bewundert ihre Werke und betet ihnen nach. Dabei vergißt sie aber, daß die allmächtige Natur in ihrer unerschöpflichen Kraft täglich weibliche Wesen erstehen läßt, die weit schöner sind, als alles, was Kunst und Wissenschaft je hervorgebracht, an denen die meisten achtungslos vorübergehen, weil kein Kundiger ihnen zuruft: Seht hier die lebende Schönheit in Fleisch und Blut." Mit diesem Buche verbindet der Autor auch einen praktischen Zweck, namentlich bei der heranwachsenden Jugend mit der Gesundheit auch die Schönheit des Körpers zu erhöhen und zu veredeln. 3. „Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner" enthält eine Analyse der japanischen Auffassung des nackten Menschen in Leben und Kunst, vom naturwissenschaftlichen, sozialen und künstlerischen Standpunkt. 4. „Die Frauenkleidung" umfaßt eine Entwicklungsgeschichte der Frauenkleidung, behandelt das Nationalkostüm in Europa und außereuropäischen Ländern, die Mode, den Einfluß der Kleidung auf den weiblichen Körper und gibt Ratschläge betreffs Verbesserung der Frauenkleidung. 5. „Die Rassenschönheit des Weibes", ein Buch, das uns im folgenden näher beschäftigen soll.

Die verschiedenen Menschenrassen sind nicht gleichwertig, sondern nehmen durch das Maß ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften eine niedere oder höhere Stufe der Entwicklung ein. Die höchst entwickelte ist die weiße Rasse.

Sie ist aber auch die schönste, denn vorurteilsfreie Beobachter, die einer niederen Rasse angehören, räumen den weißen Frauen die höchste Stelle ein. Wenn auch jede Rasse ihr eigenes Schönheitsideal hat, so finden wir doch überall, wo niedere Rassen mit höheren in Berührung kommen, die Tendenz auftreten, das Schönheitsideal der weißen Rasse höher einzuschätzen. In der Kunst höher entwickelter Völker verliert darum das weibliche Ideal den Rassetypus, um sich mehr und mehr dem weißen Rassenideal zu nähern. Auch die Frauen anderer Rassen selbst erkennen bewußt oder unbewußt die höhere Schönheit ihrer helleren Schwestern an, indem sie ihre Reize nachzuahmen suchen.

Stratz unterscheidet Rassetypus und Rassenschönheit. Unter ersterem versteht er die Summe der einer Rasse eigentümlichen Merkmale. Rassenschönheit kommt aber einem Körper zu, bei dem die Rassenmerkmale soweit abgeschwächt sind, daß sie die Grenzen der Schönheit nicht überschreiten. Die Rassenschönheit des Weibes besteht in der gleichmäßigen symmetrischen Ausbildung des Körpers im allgemeinen und des Gesichts im besonderen, und in der vollendeten Ausprägung des weiblichen Geschlechtscharakters.

Wenn man das Menschengeschlecht in Rassen einteilen will, so soll man in erster Linie das Weib berücksichtigen, weil es „die Gattung in viel reinerer Form" repräsentiert. Wir geben zu, daß der Mann im allgemeinen mehr individuelle Variationen eingeht, als die Frau, vermögen aber dem Satz, daß beim Manne die Individualität den Rassencharakter völlig beherrschen kann, nicht zuzustimmen. In unvermischten Rassen ist der Mann ebensosehr ein unverfälschter Repräsentant der Rasse wie das Weib. Nur in gewissen Mischbevölkerungen scheint das Weib den ursprünglichen Charakter strenger beizubehalten. Aber genau erforscht ist diese Tatsache noch nicht, noch viel weniger die Ursache derselben.

Auch mit der Rasseneinteilung von Stratz können wir uns nicht ganz einverstanden erklären. Er unterscheidet drei nach ihrem körperlichen und geistigen Habitus deutlich umschriebene Hauptrassen, die Mongolen oder die gelbe Rasse, die Mittelländer oder die weiße Rasse, die Nigritier oder schwarze Rasse; außerdem die Primitivrassen: Australier und Negritos, Melanesier und Papuas, Dravida und Wedda, Aino, Akka und — amerikanische Stämme. Die Einordnung der letzteren in die Primitivrassen erscheint uns gänzlich verfehlt, da dieselben doch teilweise den mongolischen, teilweise den mediterranen Rassen nahe stehen, und der Umstand, daß sie keine aktive, sondern eine passive Rasse zu sein scheinen, kann doch nicht dazu berechtigen, sie mit Papuas auf eine Stufe zu stellen. Eine naturwissenschaftliche Rasseneinteilung darf nur die morphologische Verwandtschaft zur Grundlage nehmen, und Stratz' eigene Untersuchungen bestätigen die schon mehrfach geäußerte Ansicht, daß die amerikanische Rasse ebenso wie die ostasiatische der Japaner, Koreaner, Sibirier aus gröberen mongolischen und feineren, dem europäisch-mittelländischen Typus sich nähernden Elementen zusammengesetzt ist. Man vergleiche z. B. die auf S. 84 und 85 wiedergegebenen Bildnisse einer neumexikanischen Indianerin und einer jungen Araukanerin, deren regelmäßige feine Züge nichts mit dem Charakter einer Primitivrasse zu tun haben. Noch jüngst hatte ich Gelegenheit, eine größere Sammlung von Photographien zu sehen, auf denen indianische Individuen vom reinsten Mongolen bis zum Typus des Südeuropäers oder Arabers zu erkennen waren. Auch sind die Ainos nicht zu den Primitivrassen zu zählen, sondern wahrscheinlich mit dem homo mediterraneus verwandt, dessen Rasse sich vom Mittelmeer durch Rußland und Kleinasien, durch Sibirien bis nach Japan erstreckt und hier die „paläasiatische Rasse" bildet.

Als dritte Hauptgruppe behandelt Stratz die „metamorphen Rassen", die je nach der Mischung mit Mittelländern, Mongolen und Negern die einen oder

anderen Merkmale hervortreten lassen, wie die Einwohner von Birma, Siam, Ozeanien, die Tartaren und Aethiopen. Auch diese Einteilung zeigt, daß eine naturwissenschaftliche Rassenkunde nicht an ethnologische und geographische Namen anknüpfen darf, wenn sie endlich von der überkommenen Verwirrung der Begriffe sich befreien will.

In mehreren Abschnitten beschreibt Stratz den weiblichen Typus und das Schönheitsideal der einzelnen Rassen und Stämme. Darüber im einzelnen zu berichten, ist unmöglich, da man die vorzüglichen Abbildungen immer wieder zum Verständnis und zur Bestätigung heranziehen muß. Das Ergebnis der Untersuchungen ist, daß mit der fortschreitenden morphologischen Entwicklung der Rassen auch die Schönheit an Kraft und Ausdruck gewinnt, bis sie in der nordisch-germanischen Rasse die vollendetste Blüte der organischen Schöpfung erreicht. In Italien, dem klassischen Lande der Frauenschönheit, nimmt dieselbe zu, je weiter man nach Norden kommt. Die schönsten Frauengestalten sah Stratz in Florenz und Mailand, und der Italiener selbst schätzt am höchsten die blonde Schönheit, wie sie einst Firenzuola schon in seinem Dialog „Della bellezza delle donne" beschrieben hat.

Das klassische Land der blonden Schönheit ist Skandinavien. Unter den Photographien von Schwedinnen, die dem Autor zur Verfügung standen, war kaum eine, die nicht viele körperliche Vorzüge zeigte. „Hübsch waren alle, und sehr viele schön. In Reinheit der Maße und Körperproportionen übertraf der Durchschnitt mit 40 pCt. normaler Verhältnisse sogar die Mailänderinnen." Und der Autor schließt mit einem Loblied auf den schönen Körper einer Schwedin: Dieser Körper ist der schönste von allen, die in diesem Buche besprochen worden sind.

Aus Aethiopiens Vergangenheit und Gegenwart.

Friedrich J. Bieber.

Ueber einem Horste altkristallinischen Gesteins, dem stellenweise eocäne Sandsteine auflagern, emporgehoben, steigen inselgleich aus den Steppen und Prärien Nordostafrikas die Hochlande von Aethiopien empor. Ihr Aufbau fällt mit den — jedenfalls gegen das Ende des Oligocän stattgefundenen — vulkanischen Umwälzungen am damaligen Ostrande des afrikanischen Kontinents zusammen, welche die Bildung des Roten Meeres und des großen „afrikanischen Grabens" begleiteten.

Aethiopien umfaßt gegenwärtig mit den durch Verträge mit Italien, Frankreich und Großbritannien zugestandenen resp. anerkannten Grenzen ein Areal von ungefähr 2500000 km^2 — wovon auf das eigentliche Hochland 650000 km^2 entfallen — mit beiläufig 15 Millionen Einwohnern[1]). Es ist der größte unabhängige Staat Afrikas, übertrifft den Flächeninhalt der deutschen Besitzungen in Afrika und ist fast fünfmal so groß als das Deutsche Reich selbst.

Im Laufe der Jahrtausende hat Aethiopien seine Bevölkerung durchaus wechseln gesehen.

---

[1]) Ilg, Ueber die Verkehrsentwicklung in Aethiopien, Zürich, 1900, pag. 40. Die Steuerlisten und Mobilisierungsrollen weisen eine Bevölkerung von zusammen 12 Millionen aus.

An der Scheide zweier Welten, zwischen Vorderasien, der Wiege der Kultur, und dem Lande der Schwarzen, dem Sudan, gelegen, nahm es teil an den Geschicken Arabiens und Afrikas, an dem Ringen zwischen Römertum und Sassanidenmacht, den Kämpfen zwischen Christentum und Islam:

> Völker verrauschen, Namen verklingen,
> Finstre Vergessenheit
> Breitet die dunkelnächtigen Schwingen
> Ueber ganze Geschlechter aus.

Die ersten Bewohner der äthiopischen Hochlande, die damals wohl noch jungfräulicher Urwald bedeckte, und ihrer Täler waren dunkelfarbige Völker mit Negertypus. Die Reste dieser Negerbevölkerung, Schankallá, d. i. Schwarze, genannt, haben sich in den Niederungen im Westen des Landes erhalten, wo sie als Pariavolk ein unstetes Jägerleben führen. Auch die Wâta oder Wajto, welche gleichfalls als Paria gemieden, sporadisch in den Tiefebenen von Amhâra, am Tana-See, in Kaffa usw. hausen, sind Reste dieser prähistorischen Urbevölkerung.

Dieselbe wurde von den über Arabien nach Afrika vordringenden Hamiten verdrängt, und zwar hauptsächlich von den großen Völkern der Galla und der Agau, den südlichsten Zweigen jener Völkerwelle, welche, die Aboriginer nach dem Süden und die in prähistorischer Zeit in die afrikanischen Mittelmeerländer eingewanderten Ureuropäer zurückwerfend, ganz Nordafrika und die südwestlichen Küsten Europas überflutete[1]) und am Nil sich zu jener Kultur emporentwickelte, mit der die geschriebene Geschichte beginnt.

Noch der Steinzeit angehörende, den in Europa gefundenen gleichende Artefakte hat man in Aethiopien im Mosertale, in Haddosen im Ada-Gallalande und in Godschâm aufgedeckt. An den äthiopischen Küsten und den Grenzen des Hochlandes hatten sich jedoch schon etwa ein Jahrtausend v. Chr. Semiten festgesetzt, das südarabische Handelsvolk der Sabäer. Diese arabischen Kolonisten, die Habašat — so genannt nach dem südarabischen Worte Hbsti, d. i. Weihrauchsammler, synonym mit atjôb, woraus sich der bekanntere Name des Landes Abessinien und dessen amtliche Benennung etitjôpija, entwickelten — schieden die Hamiten in zwei Gruppen, indem sie die Galla nach dem Süden, die Agau nach Süden und Südwesten drängten. Mit den Habašat, d. h. den Sabäern und später den Himjaren, kamen aus ihrer arabischen Urheimat im Süden Judäas jakobitische Israeliten, deren Spuren in der Religion der Falascha sich erhalten haben, ins Land und später der in Arabien einflußreich gewordene Mosaismus, der heute noch das äthiopische Christentum durchtränkt und in den dynastischen Traditionen fortlebt. Dieser Umstand begünstigte im Verein mit der einigenden Kraft der Religion und Sprache das Emporwachsen eines starken Nationalgefühls und die — äußerliche — Uniformität ganz fremdartiger Volkselemente.

Das Vordringen der Semiten in das Hochland hatte, abgesehen von temporären kriegerischen Unternehmungen, selbst zur Zeit seiner größten

---

[1]) Johnston-Halfern, Die Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen, 1903.

Intensität durchaus nicht den Charakter eines Völkerzuges, sondern einer kontinuierlichen, durch Jahrhunderte andauernden Einwanderung.

Trotzdem die Bevölkerung Aethiopiens in zwanzig und mehr ethnologisch grundverschiedene Stämme oder Völker zerfällt, die sich zum Teil seit Jahrhunderten ihre Stammeseigentümlichkeiten bewahrt haben, stehen die Aethiopen dem Auslande geschlossen gegenüber.

Dies betrifft insbesondere Nord-Aethiopien, dessen Bevölkerung von etwa vier Millionen im großen und ganzen ziemlich homogen ist. Den Grundstock derselben bilden die Amhâra, d. i. Wanderer. Sie wohnen in dem gleichnamigen ehemaligen Teilreiche geschlossen, während sie in Schôa und Godschâm stark mit Galla-Elementen vermischt sind. Dem östlichen Südarabien entstammend (die Habašat des arabischen Altertums und Nachkommen der meerbeherrschenden Sabäer), haben sich die Amhâra seit ihrem Vordringen nach Ostafrika, als Träger der politischen Macht, im Vollbesitze einer nahezu 3000jährigen nationalen Vergangenheit, wieder der Herrschaft über die Völker Nordafrikas bemächtigt. Hieran schließen sich im Norden die Tigréner. Sie sind ein keinen ausgeprägten nationalen Charakter zeigendes Gemisch aller jener Völker, welche nacheinander die nördlichen Ausläufer des Hochlandes. bewohnt, oder sich als Kolonisten und Händler an den Küsten festgesetzt haben. Nachkommen jemênitischer Araber, hauptsächlich der Himjaren, vielfach mit hamitischen Elementen und zwar den Bedscha-Völkern, ihren nördlichen Nachbarn, gemischt, haben sie den semitischen Typus weniger rein gewahrt als die weitaus jüngeren Amhâra[1]). Was aber auch sie eint, ist das Christentum und ihre besondere Sprache — das Tigréna — die dem Géez oder Altäthiopischen näher steht als die Sprache der Amhâra, das Amhârinna, die jetzige Staatssprache.

Den Westen und das Zentrum, die großen Provinzen Agaumeder, Begemeder und Lasta bewohnen die Agau, die Troglodyten der klassischen Autoren. Die Agau, das bedeutendste, etwa zwei Millionen zählende, der nichtsemitischen Völker Nord-Aethiopiens sind ein intelligenter, schöner Menschenschlag, der großen Einfluß auf die Geschicke Aethiopiens genommen hat und einst Bedeutung für dessen kulturelle Wiedergeburt gewinnen dürfte. Hamiten sind auch die Khamir, dann die Kunama — vielleicht die Aksumiten des Altertums —, Bogos oder Bilen, die Schoho, die jedoch heute nicht mehr zu Aethiopien gehören, wie die Habab, welche erst im 15. Jahrhundert nach Norden und Nordosten getrieben wurden, wo sie allmählich aus Christen und Ackerbauern zu Moslimanen und Nomaden wurden.

In den Gebirgen Siméns wohnen geschlossen die Falascha, die sogenannten abessinischen Juden, ein etwa 20000 Köpfe zählendes Hamitenvolk, dessen Religion ein vormosaisches Judentum ist, das sie von allen übrigen Aethiopen scheidet. Am Abaï hausen endlich noch Sidâma, die Gonga, Reste der den Agau verwandten, fast gänzlich von fremden Volkselementen aufgesogenen Bewohner des

---

[1]) Sowohl die Tigréner als auch die Amhâra zeigen denselben Grundtypus wie die heutigen Südaraber, dunkle Hautfarbe, lockiges Haar und reine kaukasische Gesichtsbildung. In Tigré hat sich noch die alte Hausform, ein rechteckiger Steinwürfel, erhalten, während im übrigen Aethiopien der afrikanische Tokul, die runde Hütte mit Kegeldach herrscht.

einstigen, den äthiopischen Herrschern tributär gewesenen Königreiches Gonga, dessen Sprachgebiet bis zum 6. Grad n. Br. reichte und an dessen Stelle später das Kaiserreich Kaffa trat. Keilförmig haben sich schließlich die Galla zwischen Amhâra und Schoa bis nach Lasta vorgeschoben, zerstreute Gallastämme sitzen auch am Ostrande des nördlichen Hochlandes, dessen Bevölkerung der geographischen Lage ihrer Wohnsitze — zwischen dem Hochland und der Meeresküste — auch die hamitischen Afar oder Danâkil zuzuzählen sind, obwohl dieses etwa 800000 Köpfe zählende Volk erst seit wenigen Jahren wieder unter äthiopischer Oberhoheit steht. Alle diese Völker und sonstige an Zahl unbedeutende Völkerreste und Mischvölker haben — abgesehen von den Afar — Tracht, Sitte, Brauch und, bis auf die Falascha und Agau, die Sprache der herrschenden Rasse angenommen.

Den Grundstock der Bevölkerung Süd-Aethiopiens, die gegen zehn Millionen betragen dürfte, bilden im Gegensatze zur Nordhälfte des Reiches die Hamiten und zwar das große, auf etwa acht Millionen geschätzte Volk der Galla oder Oromó[1]) mit seinen zahlreichen Stämmen und Verzweigungen. Von den Nord-Aethiopien in Besitz nehmenden Semiten in das afrikanische Osthorn gedrängt, wo sie später Keime des Christentums erhielten, die in der eigenartigen Religion dieses Volkes fortleben, nahmen sie im 16. Jahrhundert, von den aus einer Mischung zwischen Galla und Arabern hervorgegangenen Somâl nach Süden und Westen getrieben, wieder den Süden Aethiopiens in Besitz und drangen erobernd in ihre alten Stammsitze, nach Amhâra, von wo sie als Wollo-Galla die jedenfalls unbewohnten Hochebenen im Norden Schoas besiedeln. Nachdem sie acht Generationen — wie eine alte Prophezeiung sagte — in äthiopischen Landen geherrscht haben, sind sie wieder den Amhâra untertan geworden. Wo einst die Gada, d. i. der Volksrat der Oromó oder in den zahlreichen kleinen, im letzten Jahrhundert aus den Galla-Republiken hervorgegangenen Reichen der Môti, d. i. König, herrschte, wirtschaften die Vögte des Negûsa Naghast, d. i. König der Könige oder Kaiser, oder seiner Statthalter, und der stolze Galla muß seinen amhârischen Herren Robot leisten.

Wie die Agau sind sie ein Volk voll Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit, eine kräftige unverbrauchte Rasse, das erste Volk Nordostafrikas[2]). Im Gegensatz zu den Amhâra sittenstreng und frei von den Lastern ihrer Nachbarn, haben sie sich seit einem Jahrtausend rein und unvermischt erhalten. Vermöge ihrer Arbeitsamkeit und Intelligenz haben sie für die zukünftige Civilisierung dieser Gebiete eine nicht zu unterschätzende Bedeutung[3]). Inmitten der Galla, teils geschlossen, teils neben anderen Völkern, wohnen im Süden die Sidâma oder Sodâma, die degenerierten Reste der im 16. Jahrhundert durch die

---

[1]) Mit dem Namen Oromó, d. i. die Reinen, wären die an ihrer alten Religion festhaltenden, mit dem Namen Galla die gesamten, also auch die christlichen oder moslimanischen Galla zu bezeichnen.

[2]) Paulitschke, Die Wanderungen der Oromó oder Galla Ostafrikas. Wien, 1889, S. 3.

[3]) Paulitschke, Ethnologie Nordostafrikas. Die geistige Kultur der Danakil, Galla und Somâl. Berlin, 1896, S. 265, nota 147.

Galla-Invasion isolierten, schon damals mit hamitischen Elementen gemischten Semiten, Christen ohne Priester. Ihnen verwandt, vielleicht Aboriginer, sind die Zindscheró oder Zandschiró. Ein rein semitisches Volk mit Oromó-Kultur sind die Guragê, ebenso die — mohammedanischen — Hararî, die den südöstlichsten Zweig der semitischen Einwanderer bildeten. Eine selbständige Stellung nehmen die Kaffatschó oder Kafitschó im Hochlande von Kaffa ein, das auch von Galla und Sidâmo bewohnt ist. Hieran schließen sich die Ginira, Mischvölker von Negern und Semiten, im Osten ein Teil des großen Somâl-Volkes und außer den Schankallá am Westrande Kaffas usw., echte Negervölker am Rudolf-See und in den Niederungen des Sobat und seiner Nebenflüsse, endlich isoliert oder als Pariavölker unter Galla-Somul und Afar lebend Ueberreste der Bantu, die Vorgänger der Hamiten in diesen Gebieten.

* * *

Was die Aethiopen die Geschichte ihres Landes nennen, ist ein verworrenes Durcheinander von Legenden und Ueberlieferungen, die mit mehr oder weniger Geschick im äthiopischen Hochlande lokalisiert bis in die neueste Zeit ein durchaus falsches Bild über die Anfänge des äthiopischen Staates darboten. Abgesehen von den Nachrichten der griechischen und römischen Geographen über Nordostafrika hat erst die Erforschung der epigraphischen Denkmale Südarabiens und Nord-Aethiopiens[1]) das Dunkel gelichtet, das über der alten Geschichte Aethiopiens lag. Die Anfänge kulturellen Lebens im nord-äthiopischen Hochlande fallen in die Zeit des Niederganges des Reiches von Napata. Ihres Einflusses auf die Geschicke Aegyptens beraubt und in ihrer Kultur ägyptischen Sitten untertan geworden, begannen sich die Bewohner Napatas, die Huschiten — in der Hauptsache die heutigen Bedscha — dem Berglande im Süden zuzuwenden. Von Napata aus, dessen Ruinen und Pyramiden als stumme Zeugen längst verklungener Jahrtausende eine Civilisation künden, deren Anfänge in das Dunkel der Jugend der heutigen Menschheit zurückreichen, erhielten die stammverwandten Hamitenvölker im Hochlande, die Agau und Galla mit den wachsenden Handelsbeziehungen — damals wie heute das Agens afrikanischen Völkerlebens — die ersten Keime kulturellen Werdens. Sicherlich gelangten sie auch bald zu politischer Macht über die in der Abgeschlossenheit ihrer Berge rückständig gebliebenen Hochländer. Erst mit dem Emporkommen des Reiches der Habašat in Südarabien begannen die südarabischen Kolonisten von den äthiopischen Küsten nach dem Hochlande vorzudringen und mit dem Erstarken der Macht Sabäas kam es zu jenen Staatenbildungen, aus welchem das moderne Aethiopien hervorging, dem jene Habašat für alle Zeiten ihren Charakter aufgedrückt haben, welchen alle späteren Völkerbewegungen nicht wesentlich verändert haben.

Die Habašat faßten festen Fuß auf den Hochebenen und beherrschten im letzten Jahrtausend v. Chr. den Handel Innerafrikas mit den Kultur-Zentren Vorderasiens. Vorort der afrikanischen Sabäerkolonien war

---

[1]) Vergl. Glaser, Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens etc. Berlin, 1890, Bd. II, und Die Abessinier in Arabien und Afrika. München, 1895.

Awa, das heutige Jeha bei Adna, dessen Blüte in das 7. bis 5. Jahrhundert v. Chr. fällt. Es verlor erst infolge des Kriegszuges des Kambyses nach Napata und seines Vordringens an den Golf von Aden um 522 v. Chr. seine Bedeutung. Später, als an die Stelle der Sabäer und Napatas die Himjaren und Meroë traten und die Ptolomäer an der Ostküste Afrikas Kolonien gründeten, entwickelte sich im 1. Jahrhundert n. Chr., vom Niltale aus seine Kultur empfangend, ein selbständiger Staat im heutigen Tigré, dem Ag' âzian, d. i. Land der Freien, von den Hellenen nach seiner Hauptstadt Aksum, das Axumitische Reich genannt, das heutige Aethiopien. Aksum und sein Hafen Adulis wurden Mittelpunkte des Handels Ostafrikas mit dem Sudan und den reichen hellenischen Kolonien. Von Aksum aus wurde später das Hochland von Simén, das lange Zeit die natürliche Grenze sowohl Awas als auch des Aksumitischen Reiches bildete, und das heutige Amhâva und Schoa, wo vielleicht schon, vom Golf von Aden ausgehend, ein Staat unter semitischer, d. h. habašitischer Oberhoheit bestanden hatte, und das Gebiet am Abaï erobert, d. h. in ein mehr oder weniger festes Abhängigkeitsverhältnis gebracht, bis endlich die politische Macht von den Aksumiten auf die Amhâra überging, die dann auch die Träger der im Altertum in Tigré heimischen — im Laufe der Zeiten von afrikanischem Wesen überwucherten Kultur wurden.

Griechischer Kult verdrängte teilweise, wenigstens im Norden des Landes, den alten Glauben, hellenische Gelehrsamkeit und Kunst faßten hier Wurzel. Hellenische Baumeister schufen auch jene merkwürdigen, dem Könige Lalîbalâ zugeschriebenen Felsenkirchen im östlichen Tigré und in Lasta. Eine selbständige Sprache, das Ge' ez und eine eigene Literatur entwickelte sich. Und auch das Christentum gelangte von Alexandria, der Metropolis des Hellenentums, im 4. Jahrhundert n. Chr. über Arabien nach Aethiopien.

Das war die große Zeit Aethiopiens.

Es war nach Persien der mächtigste Staat des Morgenlandes. Sogar die Kaiser in Byzanz waren als Oberherren Aegyptens den Aethiopenkönigen zinspflichtig.

Nicht nur Meroë, auch Sabäa, das durch seine allmähliche Verjudung ein dem Christentum feindseliges Element bildete, wurde, seit langem von den Königen der stammverwandten Himjaren seiner nationalen Selbständigkeit beraubt, von den Aethiopen erobert. Sabäa wie Hadramot bildeten Provinzen Groß-Aethiopiens, bis sie an die Perser und schließlich an die Kalifen und Osmanensultane fielen.

Im 6. Jahrhundert erstreckte sich der Machtbereich Aethiopiens von den Bergen um Mekka bis in die Prärien am Tana, vom Nil bis Melinde und zum Kap Dschard Haffûn.

Der Siegeszug des Islam verhinderte eine kraftvolle Weiterentwicklung Aethiopiens und seiner Kultur. Das Volk blieb wohl christlich — hat doch Mohammed selbst, der in seiner Jugend äthiopische Märkte besucht hat, seinen Anhängern verboten, Aethiopien anzugreifen[1]) —, die arabischen Provinzen und die Küstenländer am

[1]) Um 630 sandte Mohammed eine große Gesandtschaft an den Herrscher von Aethiopien Ella Saham, Sohn des Ella Gabaz, ein Beweis für die Machtstellung, welche Aethiopien noch damals nach den Siegen und Eroberungen des Sassaniden einnahm.

Golf von Aden gingen jedoch verloren. Das äthiopische Christentum wurde jedoch gekräftigt und neubelebt durch die Scharen der vor dem Heere des Amru Ibn el-Assi aus Oberägypten und dem Nubischen Reiche in das Bergland Flüchtenden. Aethiopien selbst blieb unabhängig, aber es wurde allmählich abgeschlossen und blieb auf der Kulturstufe jener Zeit stehen. In das Jahr 687 fällt ein Krieg zwischen Aethiopien und Nubien. Im 9. Jahrhundert gelang es den Falascha, durch Gewalt und geschickte Heiraten die Herrschaft an sich zu reißen. Etwa 350 Jahre herrschten die Zague, eine Falascha-Dynastie, und dann ein Falascha-Geschlecht aus Lasta, das später zum Christentum übertrat, über Aethiopien. Das alte salomonische[1]) Herrscherhaus, eigentlich seine Reste, zog sich nach Schoa zurück, wo es in Tegulet residierte. Erst als Naakueto Laab, der letzte Falascha, von Abuna Taklé Haimanot dazu bewogen, abdankte, gelangte dasselbe mit Jekueno Amlak im Jahre 1262 wieder zur Herrschaft.

Als zu Beginn des zweiten Jahrtausends n. Chr. die Araber nach den Ländern am oberen Nil und bis nach Dafûr und Wadaï vordrangen und die präislamitischen südarabischen Kolonien an der Ostküste Afrikas religiös und ökonomisch eroberten[2]), wurde die Isolierung Aethiopiens vollständig und im Abendlande ging die Kunde vom Christenvolke im fernen Süden verloren.

Erst im 16. Jahrhundert begann für Aethiopien, das Alexanders und Roms Weltreich werden und zusammensinken gesehen hatte, das, seit dem 4. Jahrhundert christlich, unerschüttert den Siegeszug des an seinen arabischen Grenzen emporgewachsenen Islam überdauert hatte, die Zeit des Niederganges. Damals als es nach jahrzehntelangem heldenmütigen Kampfe gegen den von den Osmanen-Sultanen neu entflammten Fanatismus der Muslimanen, d. h. den unter Mohammed Granje, dem Attila Afrikas, bis Tigré vorgedrungenen Somâl-Horden zu erliegen schien, trat Aethiopien — das Reich des lange Zeit sagenhaften Priester Johannes, Schwarz-Indien oder auch das dritte Indien genannt — nach einem Jahrtausend wieder in den Interessenkreis Europas. Die Portugiesen, vermöge ihrer Vergangenheit mit arabischer Sprache und Sitte vertraut, erschienen als Eroberer in den arabischen Staaten Ostafrikas. In Aethiopien hofften sie ein anderes Mexiko gefunden zu haben und wie Fernan Cortes zog Don Christowam da Gama, ein Sohn des großen Vasco, mit 400 Arquebusiers aus, seinem Könige ein neues Reich zu erobern.

Die freiheitliebenden, kampfgewohnten, rauhen Hochländer waren aber aus einem anderen Holze geschnitzt als die sanftmütigen Atzteken Mexikos. Die lusitanischen Schützen waren wohl den nur mit Bogen und Lanzen bewaffneten Aethiopen wertvolle Bundesgenossen gegen die von den Osmanlu mit Feuerwaffen ausgerüsteten Somâl, ohne daß es jenen gelungen wäre, die politische Macht an sich zu bringen. Sie waren jedoch in Aethiopien — soweit ein Vergleich der christlich-lateinischen Kultur des Mittelalters mit der Gegenwart zutrifft — durch

[1]) Die Salomoniden stammen von Menîlehek I. — Ibn Hakîm — ab, dem Sohne der Bilkîs, der berühmten Königin von Saba, und des Himjaren-Königs Amr', mit dem Thronnamen Salomo, den die Legende mit dem Israeliten-König Salomo verwechselt.

[2]) Johnston-Halfern, op. cit.

nahezu 200 Jahre als Civilisatoren tätig. Zahlreiche Bauten in der neuen Residenz Gondar usw., mancherlei Bräuche in den Landstrichen, wo jene Arquebusiers und ihre Nachkommen sich ansiedelten und hausten, zeigen heute noch von der Kulturarbeit der Portugiesen. Aber die Verbindung mit den Roemi, d. i. Römer, wie die Europäer im Lande genannt wurden, beförderte nicht nur die Umwandlung der altsemitischen Bundesverfassung in ein autokratisches Kaisertum, die — anfangs mehr oder weniger erfolgreichen — Bemühungen der im Gefolge der Portugiesen und zwar über die Initiative des Ignatius Loyola selbst Aethiopien heimsuchenden Jesuiten, das Volk um jeden Preis katholisch zu machen, wurden Ursache blutiger Religionskriege, die schließlich — 1632 — zur Vertreibung der Europäer führten. Diese inneren Wirren erschütterten in Verbindung mit dem siegreichen Vordringen der von den Somâl bedrängten Galla das innere Gefüge des Reiches. Süd-Aethiopien wurde von den Galla überflutet. Der Umfang des Reiches wurde allmählich auf Tigré, Amhâra, das nördliche Schoa und Godschâm beschränkt. Abgesehen von zerstreuten Resten hielten nur in Westen die Christen stand und in Kaffa, dem Hochland am Godschebstrome, entstand um 1580 das Reich Kaffa, ein halbchristlicher Staat, dessen Herrscher seit 1800 nach der Eroberung der benachbarten Länder den Titel Aitò, d. i. Kaiser, führte.

Länger als 70 Jahre — bis 1698 — blieb nach der Vertreibung der Katholiken Aethiopien verschlossen. Auch späterhin wurde Fremden der Eintritt verwehrt. Die ersten Reisenden, die am Ausgange des 18. Jahrhunderts nach unendlichen Schwierigkeiten in das Land kamen, fanden traurige Zustände vor. Von der Macht und dem unermeßlichen, in Kirchen und Klöstern verborgen gehaltenen Reichtum, von dem noch die Chroniken der portugiesischen Historiographen berichten, war wenig übrig geblieben. Die Autokratie hatte die einigende Kraft der alten demokratischen Bundesverfassung zerstört und der Attié, d. i. Kaiser, zu Gondar war ein Schattenregent. Kämpfe der Machthaber verheerten das Land. Um jede Provinz balgten sich etliche Prätendenten. Das Volk war in den jahrelangen Fehden verwildert und heruntergekommen. Der Ackerbau, Handel und Wandel lagen darnieder. Das Kriegshandwerk war der einzige lohnende Erwerb.

Diese Zustände dauerten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Dem letzten der rechtmäßigen Herrscher aus dem Hause der Salomoniden, dem 1841 von dem durch lange Jahre als Herrscher de facto[1]) sich aufspielenden Major Domos oder Râs Ali eingesetzten Attié Johannös III.[2]) folgte nach dessen Tode, 1850, und nach erbitterten Kämpfen 1855 Kaffa, der durch den Feldzug der Briten im Jahre 1868 zu europäischer Berühmtheit gelangte Todros II., Sohn

[1]) Seit altersher unterschied man in Aethiopien zwischen dem legitimen Kaiser, dem Herrscher de jure, und dem jeweiligen tatsächlichen Herrscher, dem Kaiser de facto, für den man nötigenfalls auch die Abstammung von Salomon ermittelte. Jenem galten die Ehren, dieser besaß die Macht. Im Gimp, d. i. Kaiserpalast, zu Gondar existieren für beide besondere Gebäude. Vergl. hierüber Bussidon, Abyssinie et Angleterre, Paris, 1888, S.33 ff.

[2]) Nachkommen der kaiserlichen Familie leben gänzlich verarmt in Gondar. Sie werden von der dortigen Bevölkerung ehrerbietig behandelt und sogar mit dem alten amhârischen Kaisertitel Attié angesprochen.

einer Hökerin, der sich nach und nach der Herrschaft über ganz Aethiopien bemächtigt und mit eiserner Faust die alte Reichseinheit wieder hergestellt hatte. In den ersten Jahren seiner Regierung von dem Volke nahezu vergöttert, suchte er Aethiopien auch kulturell zu heben, indem er europäische Handwerker, zumeist Deutsche, ins Land rief und die Missionare begünstigte. Später artete freilich sein großes Selbstgefühl in Cäsarenwahn aus. Fortwährende Aufstände bedrohten seine Macht. Die Gefangensetzung der an seinem Hoflager weilenden Europäer, darunter des britischen Konsuls, noch mehr aber seine Absicht, sich der Herrschaft über die Küstenländer des Golfes von Aden zu bemächtigen, führte zu dem britischen Kriegszuge nach Magdala, der mit dem Heldentode — und nicht Selbstmorde — des Todros schloß. Dem Todros folgte Wagschûm Gobasieh von Lasta, der mächtigste der damaligen Prätendenten. Er ließ sich im Juli 1868 als Takle Giorgis II. in Gondar zum Herrscher ausrufen. Seine Herrschaft, für die Geschicke Aethiopiens ohne Bedeutung, währte kaum vier Jahre. Er wurde von Kassaï gestürzt, der sich in den letzten Regierungsjahren des Todros der Herrschaft über Tigré bemächtigt hatte. Am 14. Juli 1871 bei Adua besiegt, starb Takle Giorgis 1873 als Gefangener. Kassaï ließ sich am 21. Januar 1873 als Johannös IV. in der alten Königsstadt Aksum als Negûsa Naghast krönen. Auch Johannös IV. zeigte sich den Europäern wohlgesinnt. Doch fand er keine Zeit zu friedlicher Arbeit. Khedive Ismaïl-Pascha hatte nach und nach die afrikanische Ostküste bis an die Grenzen des Sultanats Zanzibar in Besitz genommen, 1875 das Gebiet und die Stadt Harar erobert. Aethiopien war schließlich gänzlich von ägyptischem Gebiet umschlossen. Seine Eroberung schien ein leichtes zu sein und mitten im Frieden rückte eine ägyptische Armee im November 1875 in Aethiopien ein. Dieser mutwillig unternommene Feldzug endete mit der Vernichtung der ägyptischen Armeen — deren Größe man nie erfahren hat — bei Gundet am 17. und 18. November 1875. Eine zweite ägyptische Armee, welche diese schimpfliche Niederlage rächen sollte, 25 Bataillone, unter dem Sohne des Khedive, Prinz Hassan, wurde am 7. März 1876 bei Gura niedergemacht und versprengt.

In das Jahr 1885 fällt die Besetzung Massauas durch Italien. Kämpfe gegen die fremden Eindringlinge, welche dem alten Traum der äthiopischen Kaiser, der Wiedereroberung dieses 1527 an die Osmanen verloren gegangenen Hafens galten und gegen die Horden des Mahdi und seines Nachfolgers, des Khalifa Abdullahi, füllten die nächsten Jahre. In der Verteidigung des Christentums gegen die fanatisierten Derwischhorden fiel Johannös am 9. März 1889 bei Matama, ebenso zwei Tage später der noch am Schlachtfelde zum Herrscher proklamierte Heilu Mariam. Von Johannös IV. in einem Geheimvertrage als sein Nachfolger anerkannt, ließ sich Negûs Menîlek von Schoâ am 3. November 1889 in Antotto zum Negûsa Naghast ausrufen und als Kaiser von Aethiopien, König des Jemânat und von Hadhramot, als der neue Menîlehek, der siegreiche Löwe vom Stamm Juda, salben. Die Statthalter von Schoa hatten sich, begünstigt durch den Gürtel von Gallagebieten, welcher seit dem 16. Jahrhundert das Land von Amhâra abschloß, während der Kämpfe um die Macht im Norden nahezu unabhängig gemacht. Erfolgreiche Kriege

gegen die Galla beförderten die ruhige Entwicklung dieser Provinz, welche — ein äthiopisches Preußen — unter der Herrschaft des weisen Sahela Sellase eine selbständige Stellung erlangte. In der Befürchtung, daß der Râs Ali, ein bald christlicher, bald mohammedanischer Galla, Aethiopien dem ländergierigen Herrscher Aegyptens, Mehemed Ali, in die Hände spiele, übertrugen die amhârischen Fürsten, um die Kontinuität und Legitimität des Kaisertums zu wahren, 1830 Sahela Sellase, der einer Seitenlinie der Salomoniden entstammte, den Kaiser-, d. h. Negûs-Titel[1]). Sahela Sellase nahm wohl den Titel an, ohne jedoch seine Kraft im Kampfe um die Macht und die Alleinherrschaft zu zersplittern. Er öffnete sein Land den Europäern und war bald mächtiger als der Schattenkaiser in Gondar. Damit begann jener Wandel in den politischen Verhältnissen Aethiopiens, der zu seiner heutigen Größe führte.

Wohl wurde Sahela Sellases Sohn, Heilu Melekot, 1856 von Todros II. entthront. Aber dessen Sohn Sahela Mariam, den Todros in Gondar gefangen hielt, gelang es 1864 zu fliehen und den von Todros über Schoa eingesetzten Statthalter Bezabieh zu vertreiben. Sahela Mariam wurde später von Todros als Herrscher von Schoa bestätigt und nahm von dem sterbenden Sahela Sellase, als der neue Menîlehek[2]) bezeichnet, den Thronnamen Menîlek II. an. Ihm, als dem legitimsten Nachfolger der alten Kaiser, wollte auch Lord Napier 1868 nach dem Todros die Kaiserwürde übertragen. Der junge Menîlek wies jedoch stolz die sehr problematische fremde Hülfe zurück.

Schoa bildete in den siebziger Jahren tatsächlich einen Staat im Staate. Während der Kriege mit Aegypten, 1876, erneuerte Menîlek den Versuch, sich Gondars und der Kaiserwürde zu bemächtigen. Er gelangte bis Debra Tabor, von wo er sich, da Johannôs in Schoa einbrach, nach Godschâm wandte. Im März 1878 mußte sich Menîlek endlich in aller Form Johannôs unterwerfen. Er wurde von Johannôs als Negûs von Schoa und als sein Nachfolger anerkannt und durch die Vermählung seiner einzigen Tochter Zodietu mit Râs Arahya Sellase[3]), dem Sohne des Johannôs, alle Gegensätze ausgeglichen. Damit konnte er sich nun mit voller Kraft der Eroberung der Galla-Länder zuwenden. In zahllosen Kämpfen und Kriegszügen dehnte Menîlek seine Herrschaft bis nach Kaffa aus und eroberte am Weihnachtstage 1886 Stadt und Gebiet von Harar, das gesegnete Vorland Aethiopiens, am Golf von Aden, von dessen Küsten ihn die Eifersucht Frankreichs und Großbritanniens fernhielt. Begünstigt durch den Machtzuwachs Schoas im Süden fuhr Menîlek trotz seiner Unterwerfung unter die Oberhoheit Johannôs fort, seine eigene Politik zu machen. Er paktierte mit der italienischen Regierung, ohne deshalb die alte Freundschaft zwischen Schoa und Frankreich erkalten zu lassen. Auch mit Rußland wurden Beziehungen angeknüpft. Die italienische Regierung lieferte Menîlek Geld und Gewehre und hielt auch Râs Mangascha — den Sohn Johannôs und der Witwe seines Bruders —, der in Tigré als Erbe des Johannôs galt und Ansprüche auf die Kaiserwürde erhob, in

[1]) Soleillet, Voyages en Éthiopie. Rouen, 1886, S. 32.
[2]) Soleillet, op. cit., S. 33.
[3]) Arahya Sellase sollte Menîlek folgen. Er starb jedoch 1888, sein Sohn Dedschâs Wanaû Laggad, der Enkel Menîleks, gilt als dessen Nachfolger.

Schach, schloß endlich mit dem neuen Negûsa Naghast am 2. Mai 1889 ein Schutzbündnis, den vielumstrittenen Vertrag von Udschalli, einem Orte bei Harar.

Die Hineininterpretierung eines Protektoriatsverhältnisses Aethiopiens zu Italien in diesen Vertrag und die Annexion Tigrés durch italienische Truppen im Jahre 1894 führte zum Kriege mit Italien. Derselbe begann mit der Niedermachung eines italienischen Bataillons bei Amba Aladschi, am 6. Dezember 1895, und endete nach der Kapitulation der Festung Makallé am 22. Februar 1896 und den Gefechten am Seeta- und Alequa-Paß vom 14. bis 18. Februar und Mai Marat am 25. Februar, mit dem Siege Menîleks und der Vernichtung des italienischen Heeres unter General Baratieri bei Abba Garina am 1. März und der Räumung der Festung Adigrat am 18. Mai 1896[1]). Diese Siege wahrten nicht nur die bedrohte Unabhängigkeit Aethiopiens, sondern brachten auch dem Lande und seinen oft verkannten und verlästerten Bewohnern die endliche Anerkennung Europas.

Dank ihrer überlegenen Bewaffnung mit modernen Schießwaffen haben die Heere Menîleks und seiner Paladine die zahlreichen kleinen Königreiche und Republiken der Galla, die Sidâma, die Wallâmo, die kriegerischen Somâl und zahllose kleine Völkerschaften unterjocht. Dieser Aufsaugungsprozeß schloß 1897 mit der endgültigen Unterwerfung des sagenumwobenen Kaiserreiches Kaffa. Im selben Jahre stellten sich die Bovân und die 'Afar unter äthiopischen Schutz. Aethiopien nimmt heute fast den Umfang ein, den es vor 1600 Jahren besessen hat. Ostafrika vom Mareb bis nahe an den Aequator, vom Nil bis an die Benadir-Küste ist äthiopisch.

Amhârische Sitte und mit ihr das Christentum dringen unaufhaltsam südwärts. Große volkreiche Städte sind im Innern der neueroberten Länder entstanden, die zahllosen Zollschranken sind gefallen, die jahrelang verödeten uralten Handelswege sind wieder belebt, Straßen- und Brückenbauten lassen Handel und Wandel sich entwickeln. Ordnung und Sicherheit ist an Stelle der Willkür getreten. Menîlek hat es verstanden, unter den verschiedenartigen Volkselementen ein gemeinsames Nationalgefühl zu wecken. Er hat den altsemitischen Bundesstaat nicht nur in ein autokratisches Kaisertum umgewandelt, sondern es ist ihm auch gelungen, die Macht des Feudalismus zu brechen. An Stelle der Teilkönige und Stammeshäuptlinge sind jederzeit absetzbare Statthalter und eine ziemlich komplizierte Beamten-Hierarchie getreten, Leute, die oft von der Pike auf gedient haben und dem Kaiser blind ergeben sind. Jeder Aethiope ist verpflichtet, seine Kraft dem Kaiser zur Verfügung zu stellen, sei es als Beamter, Soldat oder Arbeiter. Menîlek wird von seinem Volke nahezu abgöttisch verehrt, es nennt ihn Abba Dschanja, d. i. Vater der Richter, trotzdem er seine Steuern ziemlich rücksichtslos eintreiben läßt und sein Regiment ein strenges ist.

Hat er doch ihr geliebtes Vaterland zu neuer Macht und Größe geführt. Einig scharen sie sich um den Kaiser, dessen Stimme das

---

[1]) Die Art der Kriegsführung seitens der Aethiopen möge die Tatsache illustrieren, daß sie nach Amba Aladschi die italienischen Stellungen mit Scheinwerfern beleuchteten. Die angeblichen Barbareien nach der Schlacht bei Abba Garina sind auf die in den Landesgesetzen begründete Verstümmelung gefangener Landesverräter zu reduzieren.

Telephon aus seiner Residenz durch alle Wildnis an die fernen Grenzen trägt, dem übermütigen Feudalherrn oder Beamten ein steter Mahner, dem kulturfernen Galla oder dem einsamen Hochlandsbauer ein unbegriffener Beweis von der Allgewalt ihres Herrschers.

Sein modern bewaffnetes Heer sichert Aethiopiens Unabhängigkeit für alle Zeit. Es ist heute die führende Macht in dem unermeßlichen Gebiete zwischen Aegypten, dem Neger-Sudân und den zentralafrikanischen Kolonien — eine afrikanische Großmacht.

* * *

Im Kampfe gegen Persermacht, gegen den Islam und die Ländergier des Osmanlii, in den Kämpfen mit den Galla, den Herren Ismaïl-Paschas, den Derwischhorden des Mahdi und in unseren Tagen, bei Abba Garûna, hat dieses Volk bewiesen, daß es seine Freiheit, sein schönes Land und seine Kirchen zu verteidigen weiß.

Im Besitze einer nahezu 3000jährigen nationalen Vergangenheit, durch Eisenbahn und Telegraph in Verbindung mit der Kulturwelt, nach jahrzehntelanger politischer Zerrissenheit neu geeint und hinausstrebend aus seinen natürlichen Grenzen, unabhängig nach außen, in seinem Fortbestande durch Verträge und sein siegreiches Heer gesichert, wird Aethiopien, in der Tat ein Land der Zukunft, heraustreten aus seiner afrikanischen Rückständigkeit, die ungestüme Wildheit der freien Söhne der afrikanischen Schweiz in stolze Selbstkraft wandeln.

Der Kulturwert der Mischrassen und reinen Rassen.

Dr. Joseph Ritter von Neupauer.

Der Artikel Woltmanns über „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ gibt mir Anlaß, auf Fragen zurückzukommen, die in meinem Juliartikel des II. Jahrganges in den allgemeinsten Grundzügen erörtert worden sind. Seither ist in dieser Revue so ziemlich allgemein anerkannt worden, daß die heutige europäische Bevölkerung — wohl auch in Skandinavien[1]) — nur mehr als Mischvolk in Betracht kommt und die reinen Rassen nahezu ausgestorben sind. Viele Germanophilen verstehen unter Germanen nichts anderes, als solche Mischlinge, in welchen germanisches Blut als Mischungsbestandteil erkennbar ist. Andere hoffen auf eine Blutentmischung und Wiederherstellung einer rein germanischen — einer blonden nordeuropäischen — Rasse und ziemlich weit verbreitet ist die Meinung, daß alle Vorzüge der Mischlinge in Europa aus dem Anteile zu erklären seien, den die blonde Rasse am Aufbau der heutigen Bevölkerung genommen hat.

[1]) Wilser, II., S. 829, nimmt zwar an, daß in Skandinavien 10 pCt., stellenweise 20 pCt. der Bevölkerung alle Merkmale der nordeuropäischen Rasse trügen, aber das wird immerhin kaum eine halbe Million ausmachen, und hier fand diese Rasse auch die günstigsten Lebensbedingungen und sie hatte nicht die verheerenden Einflüsse einer bloß durch Krieg erworbenen Herrschaft zu erdulden.

Ich möchte eine Reihe von Gedanken entwickeln und Fragen aufwerfen, die sich mir aufgedrängt haben, und die mit der Rassenfrage zusammenhängen.

Einmal sind es nicht drei Rassen, von welchen wir Europäer unser Blut herleiten, sondern viel mehr Rassen. Die Gallier oder Kelten einfach der nordeuropäischen Rasse, die man heute als germanische bezeichnet, beizuzählen, wäre sehr fehlerhaft. Waren sie letzterer näherstehend als die südländischen Urrassen, so hat man doch allen Grund anzunehmen, daß sie sich schon 500 Jahre v. Chr. zu einer besonderen Rasse entwickelt hatten, daß sie mindestens eine Abart der nordeuropäischen Rasse, wie sie zur Zeit der Völkerwanderung war, eine konstant gewordene Varietät bildeten, welche beim Aufbau der heutigen europäischen Bevölkerung sehr viel beigetragen hat und deren Beitrag sehr leicht, aber irrtümlich für germanisches Blut gehalten werden könnte.

Wir haben ferner sehr schwache Anhaltspunkte für die Feststellung der Rassen, von welchen die Osteuropäer ihr Blut herleiten: Pelasger, Thraker, Skythen, Sarmaten, Macedonier, Illyrer, Hunnen, Avaren, dann im Norden Finnen und Lappen sind in ihren Urbestandteilen noch lange nicht klassifiziert, und die meisten dieser Völkerschaften können wegen Mangels an Untersuchungsmaterial überhaupt nicht mehr rassenmäßig bestimmt werden. Dann haben wir in der gegenwärtigen europäischen Mischbevölkerung auch mit arabischem und jüdischem Blute zu rechnen, manche sprechen von einer negroiden Beimengung, die aus der römischen Kaiserzeit recht wohl erklärlich wäre, aber auch auf viel ältere Einflüsse, vielleicht prähistorische Ereignisse, zurückgeführt werden mag; und was das jüdische Blut anbelangt, so sind die Juden selbst wieder ein Mischvolk und haben als solches Blutbeiträge geliefert, die wieder kein einfaches, sondern ein zusammengesetztes Rassenblut einbrachten. Die Türken brachten wieder echt turanisches Blut, die mongolischen Horden mongolisches Blut in Umlauf und wenn man also unser Blut gemeiniglich auf drei Quellen zurückführt, so haben wir doch viel mehr Grund anzunehmen, daß es aus zwanzig bis dreißig scharf unterscheidbaren Rassen zusammengetragen wurde und daß von ihnen keine mehr als reine Rasse existiert.

Damit im Zusammenhange möchte ich fragen, wo sich denn das grellrote Haar mit stark sommersprossiger aber zartweißer, oft schmutzig weißer Haut von einer abscheulichen Ausdünstung herschreibt. Es gibt etwa unter zwei- bis dreitausend Europäern, allerdings zum großen Teile unter den Juden, Typen dieser Art, die mir den größten Widerwillen einflößen, die man weder den Kelten noch den Nordeuropäern wird aufs Kerbholz schreiben dürfen und die mit germanischem oder gallischem Rotblond wohl nichts gemein haben.

Noch möchte ich bemerken, daß es nicht nur eine weiße, eine rosenrote, indianer-rote, arabisch-braune, mongolisch-gelbe und schwarze Hautfarbe gibt, sondern in seltenen Exemplaren eine Leichenfarbe, eine ekelhaft fahle Farbe, eine aschgraue Farbe, Farben, die doch kaum nur aus Hautkrankheiten erklärt werden können. Andererseits kommt unter den schönsten und offenbar gesündesten Hautfarben, aber höchst selten, ein Bernsteingelb und ein helles Bronze vor und letztere Farbe habe ich einmal bei einem Neugriechen beobachtet.

Gibt es keine verloren gegangenen Rassen dieser Farben und sind die Hautfarben Rassenmerkmale, so läge hierin der Beweis, daß es auch Fortschritte durch Rassenmischungen gibt, da man sich doch nicht leicht von einer Hautfarbe angezogen fühlt, die nicht auf Vorzüge deutet. Daß es auch Fortschritte durch Rassenmischungen gibt, beweist übrigens auch das englische Vollblutpferd. Jedenfalls spricht die Mannigfaltigkeit der Hautfarbe der Menschen für eine große Zahl von Urrassen, und wenn in Europa auch das Blut von drei Rassen vorwiegen mag, so ist doch gewiß unsere Erbschaft nicht auf diese drei Rassen, die mittelländische, die alpine und die blonde, beschränkt, wie es auch nicht erwiesen ist, daß die mittelländische und die alpine Rasse in historischer Zeit als reine Rasse gelebt hat.

Wie ich schon gegen Ehrenfels erwähnte, ist die Blutmischung unserer gegenwärtigen europäischen Bevölkerung nicht ausschließlich, ja vielleicht nicht einmal vorwiegend, durch legitime Verbindungen unter Menschen verschiedener Rassen, die friedlich nebeneinander wohnten, entstanden, sondern ebenso durch Bastardierungen, die mit den Völkerwanderungen, den Kriegs- und Beutezügen, den verheerenden kleinen Kriegen und Fehden verbunden waren, deren man in historischer Zeit in Europa an die Hunderttausende zählen kann, und auch eine Folge der Herrschaftsverhältnisse war diese Bastardierung, denn im Mittelalter hatte jeder Mann von Einfluß seinen Bastard. Nicht nur vor Troja, sondern bis in die neueste Zeit überall war der Siegespreis eine Massenumarmung der Weiber der Ueberwundenen und noch viel mehr der unberührten Jungfrauen, als der weniger begehrenswerten Frauen, und der europäisch-chinesische Krieg hat der Provinz Petschili gewiß viel nicht mongolisches Blut hinterlassen. Man denke, was die Gallier hierin geleistet haben, als sie bis vor die Tore Roms, zu anderer Zeit bis nach Kleinasien vordrangen, was die Karthager, als sie über die Alpen bis nach den Südspitzen Italiens kamen, was die Ostgoten und Westgoten, als sie von der Ostsee ausgehend durch Mitteleuropa bis Griechenland und Kleinasien, von da zurück bis an die Donau, dann wieder über die Alpen bis Rom und Unteritalien, nach Frankreich und Spanien zogen, was die Langobarden und Franken, was die Scharen der Ottonen auf ihren Streifzügen gegen Rom, was die Hunnen in Süddeutschland, Italien und Frankreich, was die Ungarn am Bodensee, was die Mongolen in Rußland, Polen und Ungarn, was die Türken in Niederösterreich und Steiermark. Und dabei handelt es sich nicht nur um kurze Epochen, sondern um Dezennien und Jahrhunderte (so bei den Goten), und um die sorglosesten Zeugungen, da der Eroberer für seine Sprößlinge nicht zu sorgen hatte. Es ist nicht anzunehmen, daß je eine Burg „gebrochen“ wurde, ohne ausgiebige Befruchtungen der weiblichen Insassen, und dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß die großen Heere der Römer sich aus allen Völkern des Erdreiches zusammensetzten und daß man auch großen Grund hat, zu zweifeln, daß die Heere der Germanen immer nur aus Volksgenossen bestanden, da sich ihnen im Laufe der Jahre allerhand Gesindel anschloß, das sicherlich aufgenommen wurde, wenn es kriegstauglich war. Weiß man doch, was für eine Musterkarte von Menschen unter Wallenstein diente und unter den Condottieres mag wohl auch allerhand Volk gekämpft haben. Von den höheren

Offizieren Theoderichs sind Namen erhalten geblieben, welche auf echt römische Familien schließen lassen. Das ist gewiß, daß es nirgends in der Welt einen solchen „Blutpantsch" gibt, wie in Europa und in diesem Gemisch das Woher entdecken, ist ganz unmöglich.

Ganz und gar unsicher ist heute noch, welche körperlichen Merkmale als Rassenmerkmale zu gelten haben. Daß die Augenfarbe dazu gezählt werden kann, scheint sehr zweifelhaft zu sein. Auch von der Haarfarbe ist es unsicher, wenigstens in den Uebergangsfarben. Die Kopfform wird mehr in Betracht kommen, insofern etwa daraus auf Gehirnorganisation geschlossen werden kann. Aber wie man nicht weiß, ob der Breiteindex einen Wert hat, kann auch niemand heute eine Grenze angeben, wo die Breitköpfigkeit anfängt und wo die Kurzköpfigkeit aufhört und gerade typische Personen, wie Bismarck, gehören niemals zu den ausgesprochenen Charakteren, wie sie die Rassenforscher aufstellen. Die Typen fließen hier, wie auch in allen anderen Rassenmerkmalen, so ineinander in Tausenden von Abstufungen ohne irgend eine erkennbare Grenze, daß wir allen Grund haben anzunehmen, daß es unter den Individuen rein alpiner oder rein mittelländischer Rasse einzelne gab, die langköpfiger waren, als einzelne, die trotzdem von echt nordeuropäischer Rasse waren. Die Rassen können auch, wo sie noch unvermischt waren, in den für Rassenzeugnisse genommenen Merkmalen ineinander übergegriffen haben, daher man den für Rassenkennzeichen ganz unpassenden Ausweg der Feststellung statistischer Durchschnitte genommen hat, um etwas zu klassifizieren, was sich heute nicht mehr klassifizieren läßt. Die wenigen Gräberfunde aus prähistorischer Zeit können im Sinne wissenschaftlicher Forschung nicht geltend gemacht werden. Was aber die Kopfform anbelangt, nämlich den Breiteindex, den manche noch vor kurzem für das Alleinentscheidende hielten, so kann die Dolichocephalie bei einzelnen ja auch noch auf negroides oder semitisches Blut gedeutet werden ebenso, wie auf nordarisches. In Spanien sind semitische Blutelemente sehr stark eingedrungen.

Auch scheint es mir zum mindesten nicht ausgemacht, daß Langköpfigkeit nur als Vorbedingung geistiger Arbeit aufzufassen sei, es kann auch angestrengte Geistesarbeit, besonders in mehreren Gliedern aufeinanderfolgender Generationen einer Familie auf Gehirnmasse, Gehirngestaltung und daher auch auf Breiteindex und andere Schädelverhältnisse zurückwirken. Der Schädel der Kinder ist aus verschiebbaren weichen Teilen zusammengesetzt, und das Gehirn kann durch geistige Arbeit ebenso umgebildet werden, wie die Muskeln durch körperliche Arbeit.

Sehr unsicher ist nun der Zusammenhang der psychischen Eigenschaften mit der Rasse und mit bestimmten Rassenmerkmalen. Wenn jemand von den äußeren Merkmalen der blonden Rasse nur die Augenfarbe geerbt hat, warum soll er dann alle psychischen Eigenschaften dieser Rasse verdanken, wie Napoleon mit den blauen Augen auch das Genie von den Vandalen haben soll, die übrigens niemals für geistig hoch gehalten wurden. Der Satz: Ein Gote, aber hochbegabt, sagt, daß die Goten sonst für unbegabt gelten. Am ehesten könnte man allerdings die Energie in engere Verbindung mit der Rasse bringen. So hält man die blonde Rasse für energisch. Aber

die Energie des Denkers und Forschers und die Energie des Kriegers ist nicht ein und dasselbe und den Germanen kann man nur die letztere nachrühmen, denn nur diese haben sie dargetan, als sie noch als reine Rasse im mittleren und südlichen Europa lebten. Damit aber verbanden sie, und das mag die Erbschaft vieler Ehrgeizlinge unserer Zeit sein, die individualistische Veranlagung, nämlich das Unvermögen, sich einzuordnen, verbunden mit Raubsucht, Ehrgeiz, Herrschsucht und antisozialen Trieben. Die Todesverachtung der Germanen war Selbstverachtung, sie setzten ein Leben leicht hin aufs Spiel, das keinen Wert hatte. Diese psychische Eigenschaft der kriegerischen Energie dürfte aber eher ein Jugendtrieb aller Völker, als eine unveränderliche Rasseneigenschaft sein und ich halte dafür, daß sie weit mehr Schaden stiftet, als Nutzen bringt und wesentlich als Mangel an Anpassungsfähigkeit in Betracht kommt, daher im Kampfe ums Dasein hinderlich ist und sich auch historisch als hinderlich erwiesen hat. Weil die Germanen nicht arbeiten konnten noch wollten, wodurch allein sie sich den Kulturbedingungen hätten anpassen können, mußten sie ihre ganze Energie in Krieg, Raub und Fehde ausgeben und das beförderte ebenso ihr Aussterben, wie die ausschweifenden Laster, welche der nicht durch Arbeit erworbene Reichtum zeitigen muß.

Aber hohe Charaktereigenschaften und hohe, auf edle Ziele gerichtete Intelligenz lassen sich den Germanen, ich unterscheide hier Germanen und Deutsche, nicht nachrühmen. Man würde Unrecht tun, die Germanen der Völkerwanderung nach Theoderich, Totila oder Karl den Großen zu beurteilen, und auch das Urteil über diese Fürsten wird vielleicht einmal nachgeprüft werden müssen, gestand doch sogar Felix Dahn ein, daß er nahe daran war, Karl den Großen wegen des Gemetzels an der Aller zu verurteilen. Karls Verhalten gegen den Papst war im höchsten Grade töricht, und seine Edikte in Religionssachen zeugen von einem abergläubischen Pietismus und von grausamer Veranlagung, wie auch sein Versuch, die Wissenschaft zu fördern, nichts Dauerndes schuf und mit dem, was die Mauren und Spanier geschaffen haben, den Vergleich nicht aushält.

Bei der Vererbung nun, welche bei der geschlechtlichen Verbindung von Personen verschiedener Rassen und von Mischlingen verschiedener Art sich geltend macht, scheint mir vor allem in Betracht zu kommen, daß der Sprößling nur einen Teil seiner physischen und seiner psychischen Eigenschaften vom Vater und nur einen Teil von der Mutter herleiten kann, daß aber der verhältnismäßige Anteil des Vaters und der der Mutter weder beim Zeugungsprodukte mit irgend einem Grade von Genauigkeit festgestellt, noch bei der Paarung vorausgesehen werden kann. Bei Geschwistern ist dieser Anteil sehr verschieden, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man in den Kreisen der Verwandten und Bekannten Umschau hält. Ich habe das besonders in Familien beobachtet, welche zahlreiche Nachkommenschaft aufweisen, wo fünf, sechs, bis zu vierzehn Kinder gezeugt wurden. Ueberall sah ich, daß die Geschwister eine Musterkarte der verschiedensten Typen darstellen und zum überwiegenden Teil, sowohl in den physischen als in den psychischen Anlagen, weder dem Vater noch der Mutter nachgeraten scheinen. Hübsch und häßlich; blond

und schwarz; hellblau-, stahlgrau-, dunkelblau-, grün-, braunäugig; groß und klein; langarmig und kurzbeinig, kurzarmig und langbeinig; breitgesichtig und schmalgesichtig; stark, schwach; mit Anlage zur Fettsucht und mager; lebhaft, still; geschwätzig und wortkarg; alles kommt vor in ein und derselben Familie und zwischen Geschwistern, und wer da einen gemeinsamen Typus herausfindet, muß eine starke Phantasie haben. Insbesondere nimmt die Kopfform alle Gestalten an und von zwei Schwestern hat die eine eine hohe schmale Stirn, die andere eine niedere breite Stirn mit starken Stirnhöckern. Hat doch die Vergleichung des angeblich unterschobenen Sohnes der Kwielecka mit Gliedern zweier ganz verschiedenen Familien zu gar nichts geführt und den Beweis geliefert, daß es keine Familienähnlichkeit gibt, welche sich feststellen ließe. Allerdings findet man häufig irgend ein Familienzeichen, wie die charakteristische Unterlippe der Habsburger oder irgend ein Merkmal an der Nase oder sonst etwas dergleichen, aber das Gemeinsame in den Familien beträgt regelmäßig nur etwa einen millionten Teil des Formenreichtums am menschlichen Körper. Dasselbe beobachtet man, wenn man die psychischen Anlagen mehrerer Geschwister untersucht.

Diese außerordentliche Verschiedenheit zwischen Geschwistern glaube ich zunächst auf folgende Weise erklären zu können. Wenngleich von der Erbschaftsmasse des Vaters und der Mutter, $a + b$, nur die Hälfte $\frac{a+b}{2}$ auf das Kind übergehen kann, sofern nämlich die Erbschaft von den Kindern gewissermaßen angetreten wird, die Eigenschaften bestimmter Vorfahren in die Körperform und die Psyche wirklich übergehen, so übertragen doch die Eltern (also auch alle Voreltern) auf eine uns nicht erkennbare Weise auch alles Uebrige durch die Kinder auf spätere Nachkommen, ich möchte sagen, wie nicht verwendete Bausteine. Es sind also latente Kräfte, die übertragen werden und in späteren Generationen wieder frei werden können. Es ist das nicht ganz das, was man meines Wissens gemeiniglich unter Atavismus versteht, die Uebertragung gewisser Anomalien, wie des sechsten Fingers, mit Ueberspringung einer Generation von Großeltern auf Enkel. Ich glaube vielmehr an die Uebertragung des ganzen Formenreichtums alter Voreltern an die Nachkommen, was bei der unermeßlichen Samenverwüstung in der organischen Natur durchaus nichts Unwahrscheinliches hat. Von Tausenden von Eiern wird nur eines befruchtet, von einer Million von Samentierchen gelangt nur eines zur Befruchtung und jedes Ei, wie jedes Samentierchen kann sich von allen anderen Eiern und allen anderen Samentierchen unterscheiden und Träger anderer vererbter Eigenschaften sein. Es kommt aber im gegebenen Zeugungsfalle darauf an, welches von den Eiern und welches von den Samentierchen zur Vereinigung gelangt. Die Erbschaftsformel wäre vielleicht so auszudrücken: $\frac{a^n + b^n}{2^n}$, nur wären hier a und b nicht quantitativ, sondern qualitativ verschiedene Größen.

Ob Vater oder Mutter die Frucht mehr beeinflussen, kann von den verschiedensten Umständen abhängig sein. So vom Entwicklungszustand des Eis und des Samentierchens, von der Stelle, wo das Samentierchen in das Ei eindringt, oder von der größeren oder

geringeren geschlechtlichen Erregung des einen Elternteiles, der Richtung der Phantasie der beiden Zeugungspersonen. Sind also die Eltern bekannt, so kann man doch daraus nicht auf die Eigenschaften der Frucht, noch vom Sprößling auf die Eltern schließen. Ich habe aus meinen Lebenserfahrungen, und Philosophen vernachlässigen diese Erfahrungen nur zu häufig, gegen Ehrenfels bemerkt, daß die Wahrscheinlichkeit eines bestimmten Erfolges eines Zeugungsaktes zwischen zwei bestimmten Personen eine sehr geringe ist, womit ich natürlich nicht geleugnet habe, daß tüchtige Eltern eher auf tüchtige Nachkommen rechnen können, als schwächliche Eltern, noch, daß eine durch viele Generationen fortgesetzte Infundierung ein und desselben Rassenblutes die Nachkommen einer Familie dieser Rasse näher bringen kann. Nur sind sehr dürftige Resultate, nicht im entferntesten die Erfüllung der utopischen Hoffnungen des Professors Ehrenfels zu erwarten.

Es sind Meinungen laut geworden, daß Mischvölker eine Neigung hätten, wieder in reine Rassen zu zerfallen, es bestehe die Wahrscheinlichkeit, daß sich der ungemischte ursprüngliche Rassencharakter wieder herstelle. Das widerspricht aller Erfahrung und das wäre nur dann möglich, wenn die eine Rasse vor der anderen den Vorzug einer größeren Rassenbeständigkeit voraus hätte. Wenn ein solcher Unterschied zwischen den Rassen bestände, so hätten wir in Süd- und Mitteleuropa nicht die Wiederherstellung der nordeuropäischen, sondern die Wiederherstellung einer autochthonen Rasse zu erwarten, welche vor der Einwanderung der blonden Rasse seßhaft war. Gerade in dieser Zeitschrift ist mehrfach eingestanden worden, daß die blonde Rasse im Elsaß öfters eingedrungen ist, aber immer wieder von autochthonen Elementen verdrängt wurde. Allein zugegeben selbst, daß das Blut der blonden Rasse sich bei der Vererbung stärker behauptet, als das der früher einheimischen Rassen, so können stärkere Kräfte überwiegen, sie können aber die geringeren niemals ganz verdrängen oder vernichten, diese treten, nur mit geringerem Anteile, aber ebenso unverwüstlich wie die überwiegenden auf nach dem auch für Organismen und die Psyche geltenden Gesetze der Erhaltung der Energie. Wenn Glieder verschiedener reiner Rassen sich vermischen, so werden beinahe immer Mischlinge erzeugt werden und Mischlinge gleicher oder verschiedener Art können wohl nur in den seltensten Ausnahmsfällen Nachkommen von einer reinen Rasse haben. Letzteres nur in dem Falle, daß ein Nachkomme nur von einem Elternteile bezw. nur von einem Ahnen erbt, ohne den geringsten Einschlag von der anderen Seite her. Das ist aber im höchsten Grade unwahrscheinlich, da ohne Zweifel sowohl das Ei als das Samentierchen formgebend beiträgt.

Ich möchte sagen, nichts ist leichter, als Wein und Wasser zu mischen, soviel ich aber weiß, ist es unmöglich, beides wieder zu trennen.

Was die Beständigkeit der einzelnen Rassenmerkmale anbelangt, so ist besonders auffällig die Unbeständigkeit der blonden Haare, welche daher entweder kein Rassenmerkmal sind, oder deren Farbenwechsel auf Unbeständigkeit der blonden Rasse schließen läßt. Sie variieren nicht nur von Generation zu Generation, sondern bei ein

und demselben Individuum. Von zehn Kindern, die südlich der Donau hellblond geboren werden, wechseln wenigstens neun die Haarfarbe in braun oder schwarz. Dagegen scheinen schwarze Haare sich sehr selten in blonde zu verändern. Ist nun die Hartnäckigkeit, mit der sich eine Rasse behauptet, eine gute Eigenschaft, so spricht obige Erfahrung gegen die blonde Rasse, ist aber die Haarfarbe überhaupt kein Rassenmerkmal, so gehen den Germanophilen viele Argumente verloren.

Wenn wir nun ein Individuum vor uns haben, welches seine Eigentümlichkeiten von Vater und Mutter her, bezw. von beiden Ahnenreihen geerbt hat, so ist das Ergebnis auch wieder keine Summe, die einfach durch Addition ermittelt werden könnte. So wenig eine chemische Verbindung oder eine Legierung Eigenschaften hat, die lediglich als die Summe der Eigenschaften jener Stoffe anzusehen wären, welche in ihnen enthalten sind, das gilt allerdings nur für die Erscheinung, nicht für das Ding an sich, so wenig gilt etwas Aehnliches von den Kindern, die von Eltern verschiedener Qualitäten erzeugt wurden. Die Phantasie der Mutter kann bei einem Kinde, das die strotzende Lebenskraft des Vaters hat, zu perverser Erotik führen, den Sohn eines Mathematikers zu den genialsten Kombinationen befähigen, den Sohn eines Generals zum Schlachtengenie, den Sohn eines Einbrechers zum Hochstapler machen. So mannigfaltig die Kohlenwasserstoffe sind, obschon sie alle nur aus zwei einfachen Stoffen zusammengesetzt sind, so mannigfaltig können die Kinder ein und desselben Elternpaares sein, wenn sie wirklich ausschließlich nur von den Eltern erben könnten. Sie erben aber von einer unermeßlich großen Anzahl von Voreltern und wenn unter einer großen Zahl von Voreltern, und zwar in beiden Ahnenreihen, auch noch so viele Glieder ein und derselben Rasse wären, worauf mich Kuhlenbeck verwiesen hat, sobald einmal eine Vermischung zwischen rassenverschiedenen Personen stattgefunden hat, wird immer auch eine nahezu ebenso große Anzahl von Voreltern der anderen Rasse angehören.

Ist es nun richtig, daß wir unser Blut von zwanzig bis dreißig verschiedenen Rassen herleiten, so sind die möglichen Kombinationen Legion und wir können ohne Uebertreibung sagen, es lassen sich in der europäischen Bevölkerung viele Tausende von Typen unterscheiden.

Noch möchte ich erörtern, warum für die Kultur Mischlinge besser taugen mögen als einheitliche und unvermischte Rassen. (Schlußsatz meines Juli-Artikels.) Unsere Kultur beruht auf der Arbeitsteilung und zwar nicht auf jener primitivsten Arbeitsteilung, die schon auf den niedersten Kulturstufen vorkommt, sondern auf der fortgeschrittensten Arbeitsteilung. Diese spaltet die Kulturaufgaben in viele Tausende von Teilaufgaben, die, jede für sich, andere Anlagen voraussetzen. Eine so große Mannigfaltigkeit von Anlagen, als eine so hohe Kultur fordert, findet man eher in einem recht verschieden zusammengesetzten Mischvolke, als in einem unterschiedslosen einheitlichen Rassenvolke. Man liebt es, auf die Mischlinge in Amerika hinzuweisen, die nicht das beste Material zu sein scheinen. Allein diese Mischungen datieren aus den letzten Jahrhunderten, während unsere Blutmischungen selbst nach historischen Berichten zum Teil

auf 2500 Jahre zurückgehen, da die Einwanderung der hellenischen Völkerschaften schon zu solchen Mischungen führten, denn es kann nicht bezweifelt werden, daß sie schon eine einheimische Bevölkerung anderer Rasse vorfanden und unterjochten, was immer mit Blutmischungen verbunden ist. Dasselbe gilt von Italien und Spanien, in geringerem Maße von Frankreich und vielleicht in noch geringerem Grade von Deutschland und Oesterreich, welche später besiedelt worden zu sein scheinen als die Küstenländer. Die oben erwähnten Blutmischungen fallen aber schon in die Anfänge der historischen Zeit, also in die Periode nach Erfindung der Schrift und dieser Periode sind sicherlich viel längere Perioden der Rassenkämpfe vorausgegangen, bei welchen es sich immer um Eroberung von Sitzen am mittelländischen Meere und in der Nähe handelte. Die europäischen Mischlinge haben also 3–4000 Jahre der Auslese hinter sich, während die Rassenmischungen in Nord- und Südamerika erst nach 1500 ihren Anfang nahmen, also um gut 2000 Jahre später die ersten Generationen hervorbrachten. Bei uns sind also nur die besten Blutmischungen ältester Zeit auf unsere Tage gekommen und selbst die Mischlinge, in welchen germanisches Blut mitläuft, haben 1000 Jahre Geschichte mehr hinter sich, als die amerikanischen Mischlinge. Doch möchte ich behaupten, daß selbst die reinen Neger auf Domingo geistig viel höher stehen, als die echten Germanen des 6., 7. und 8. Jahrhunderts. Die Auslese macht sich sehr energisch unter den Knechten geltend und ihnen kommt ein wesentliches Moment der aufsteigenden Entwicklung zu statten, sie kann sich aber beinahe gar nicht unter dem Herrenvolke geltend machen, das die Mittel hat, auch Schwächlinge zu erhalten und fortzupflanzen. Die Herren waren immer kinderscheu und hatten Ueberfluß, zwei Bedingungen, welche die progressive Auslese unterdrücken. Es ist darum keine sonderbare, sondern eine höchst begreifliche Tatsache, daß die städtische Bevölkerung zu ihrer Forterhaltung auf den Zuzug vom Lande angewiesen ist.

Bei allen Untersuchungen über Rasseneigentümlichkeiten und Rassenwerte muß man auch im Auge behalten, daß man noch lange nicht dahin gekommen ist, mit Sicherheit festzustellen, was ererbt und was erworben ist, was die Rasse und was die Umstände machen. So glaube ich, daß die Völker unabhängig von ihrer Rasse kriegerisch und friedliebend, grausam und milde gemacht werden können. Ein friedliebendes Volk darum als passiv deklarieren, ist nicht begründet. Denn das friedliebende Volk führt einen ebenso beharrlichen und energischen Kampf mit der Natur, wie ein kriegerisches mit den Nachbarn, und unser Jahrhundert der Erfindungen ist als ein Jahrhundert des Riesenkampfes mit der Natur, die wir uns immer mehr untertan machen, zu bewundern. So waren die Mongolen ein friedliches Hirtenvolk, wurden dann das mächtigste Kriegervolk und sind heute wieder friedlich. Ebenso ist es den Türken ergangen. Es gibt Leute genug, die Friedensliebe als ein Zeichen des Verfalles ausgeben. Das ist durchaus falsch, die Zukunft gehört dem dauernden Frieden, der Krieg ist nur eine Erscheinung, die mit dem Aufeinanderprallen von Kultur- und Barbarenvölkern verbunden ist. Kürzlich wurde gar die Ueberlegenheit eines Hirten- und Jägervolkes über ein ackerbautreibendes Volk daraus abgeleitet, weil dieses von jenem unterjocht

wurde. Ein solcher Sieg ist nur die Folge der verschiedenen Lage der Ackerbauern einerseits und der Jägervölker andererseits. Jene leben über das Land zerstreut, jeder neben seinem Acker. Der Ackerbauer lebt von der Arbeit. Das Jägervolk wird unter Umständen zum Räubervolk, sammelt sich in Haufen und das sichert ihm den Sieg, wenn das Kulturvolk nicht besondere Anstalten zu seiner Verteidigung macht oder diese ungenügend sind. Der Hammeldieb steht doch nicht über dem Ackerbauer. Wie wurden die Franzosen kriegerisch unter Napoleon, um dann wieder friedliebend zu werden. Und ebenso wurden die Europäer grausam unter der Regierung fanatischer Kirchenfürsten und milde unter dem wohltätigen Einflusse milder staatlicher Gesetze, die der katholischen Kirche ein Dorn im Auge sind. Darum halte ich die Barmherzigkeit unserer Tage nicht für durch die Rasse bedingt; wäre das aber der Fall, so wäre sie ein Zeichen des Zurückweichens des Blutes der blonden Rasse. Wahrscheinlich ist sie eine Folge des Wiederemporkommens früher geknechteter Völkerschaften nach der in meinem Juli-Artikel dargelegten Evolution der sozialen Zustände. Und so schafft die Geschichte soziale Zustände und soziale Zustände machen Geschichte.

Ein Gegner meiner Anschauungen schrieb mir neulich: „Sind es nicht die Fähigkeiten und Schwächen, die Tugenden und Laster der Menschen, die Gesellschaftsordnung aufbauen?" Gewiß, wenn man unter den „Menschen" die Machthaber versteht. Die Machthaber sind aber nach meiner Auffassung, die ich in meinem Juli-Artikel entwickelte, immer die Inferioren, so lange die individualistische Gesellschaftsordnung nicht überwunden ist. Einstweilen, solange es nicht gelungen ist, die Völker zu organisieren, kann auch nur einer, oder eine Minderheit eine Ordnung für alle schaffen. Eine schlechte Ordnung ist besser, als gar keine Ordnung, aber daß die heutige Ordnung eine schlechte ist, kann niemand bestreiten. Und dann überleben die Gesetze und Einrichtungen ihre Schöpfer. Die Gesellschaftsordnung überlebt ihre Begründer und darum taugt sie schließlich auch für jene nicht mehr, in deren Interesse die Einrichtungen geschaffen wurden. Die Menschen entwickeln sich und die Einrichtungen können damit nicht Schritt halten. Einstweilen gibt es noch immer Herren und Knechte und wenn schon ursprünglich die Herren die Geringeren waren, so wird das Mißverhältnis immer größer, weil die Knechtschaft veredelt und die Herrschaft verdirbt. Die Knechtschaft ist eine Schule, sie mordet, aber sie stählt auch, sie züchtet die Widerstandsfähigsten; während die Herren aussterben, vermehren sich jene, die Knechtschaft ertragen, also ihre Lebensfähigkeit unter den widrigsten Verhältnissen dartun.

Die sozialen Zustände machen sich auch in einer anderen Richtung geltend. Sie wirken nicht nur degenerierend auf die Herrscher und progressiv entwickelnd auf die Beherrschten ein, sondern sie setzen die Kräfte der Herren in Tätigkeit und lassen die quantitativ und qualitativ viel höher stehenden Kräfte der Beherrschten brach liegen. Die Beherrschten können ihre höheren Eigenschaften nicht entwickeln, nicht bewähren und nicht in Wirksamkeit setzen; neunundneunzig Hundertstel ihrer Talente kommen ihnen und ihren Mitmenschen nicht zum Bewußtsein, weil die Träger ihre Zeit dem nackten Broterwerbe

widmen müssen. Es fehlt ihnen die Ausbildung, die die Herrschenden in Hülle und Fülle erlangen können, und haben sie sie selbst erlangt, so fehlt ihnen die Materie, die sie zum Schaffen brauchen. Je jünger und drückender die Herrschaft der Barbaren ist, um so weniger können sich die Talente der Unterdrückten legitimieren und argumentiert man aus dieser Zeit der Unterdrückung, dieser und jener war blond, wo sind die Dunkelgefärbten in den Aemtern, unter den Dichtern und Malern? so argumentiert man ganz verkehrt. Das zahlenmäßige Verhältnis zwischen den bekannt gewordenen Talenten und Genies unter den Beherrschten und unter den Herrschenden beweist gar nichts für die Summe der Fähigkeiten der einen und der anderen Klasse, weil zahllose Talente der Beherrschten verloren gehen, die Talente der herrschenden Klassen aber immer zutage treten und überdies von den Soldschreibern, welche die herrschenden Männer immer finden, über Gebühr ausgeschrien werden. Um das zu bemänteln, schreien die Lobredner der Herrschenden, jeder, der Talent hat, kommt vorwärts! Bismarck wäre der Welt nie bekannt geworden, wenn der König ihm nicht die Gesandtenstelle in Frankfurt angeboten hätte. Er selbst wußte gar nicht, wozu er zu brauchen war. Wenn das bei einem Manne in so günstigen Verhältnissen zugestanden werden muß, was müssen wir von den Massen halten, die hinter dem Pfluge gehen, oder bis in die sinkende Nacht am Webstuhle sitzen, in den Bergwerken ihre Zeit verbringen.

Endlich halten Viele Eigenschaften für gut, die schlecht sind oder wenigstens im Vergleich zu anderen, sicherlich guten Eigenschaften, viel weniger bedeuten, als letztere. So ist ein politisches Talent ein schlechtes, viles Talent und niemand besitzt dieses Talent in höherem Maße, als der Hochstapler und Betrüger. Nur ein politisches Talent, welches den Unterdrückten dient, ist nützlich. Politische Talente stellen sich aber selten auf diese Seite. Politiker sind beinahe ausnahmslos Egoisten, Individualisten und sie halten die Organisierung des Volkes auf. Ebenso müssen wir von den kriegerischen Talenten urteilen, sonst müßten wir Dschengischan, Batu und Timur, lauter Mongolen, hoch über Odoaker, Theoderich, Totila, Karl den Großen und selbst Napoleon stellen. Auch bei ihnen beobachten wir dasselbe wie bei den Germanen der Völkerwanderung, nur großartiger und gewaltiger. Ein kleines Nomadenvolk des Nordens „überschwemmt" mit seinen Kriegern ganz Asien und den größeren Teil Europas, es unterwirft sich zehnmal soviel Land und Leute, als die Germanen unterworfen haben und nicht nach sechshundertjährigen Kriegen, sondern in kaum vier Dezennien. Und wenn man sagt, daß ihre Herrscher auch weise Gesetze gaben, ein Urteil, das ich nicht verifizieren kann, so haben sie geleistet, was die Germanen, so lange sie als genau unterscheidbare Rasse herrschten, nicht zustande brachten.

Dies vorausgeschickt, möchte ich zu Woltmanns Artikel über die Germanen und die Renaissance in Italien sagen, daß meine Anschauungen von denen Woltmanns stark abweichen und ich nur soviel zugestehen kann, daß, wenn meine Vermutung, warum einer vorgeschrittenen Kultur mannigfaltige Mischlinge besser dienen können, als reine Rassen, richtig ist, die Beimischung eines neuen Blutes, also die Bereicherung des „Blutpantsches" durch germanisches Blut, diese

Mannigfaltigkeit nur vermehren, also nur nützlich sein konnte, aber nicht durch Inzucht, sondern durch Kreuzung. Uebrigens war das Eintreten der Germanen in die Kulturwelt kein erstmaliges Auftreten ihrer Rasse, oder wenigstens einer blonden Rasse, da ja erwiesenermaßen schon mehr als 1000 oder 2000 Jahre früher Völker, welche gerade die Lobredner der Germanen derselben Rasse zuzählen, in Südeuropa aufgetreten sind und so die Einwanderung der Hellenen in Griechenland ein vollkommen analoges Ereignis war und nur sprachlich, nicht aber nach der Rasse verschiedene Völker nach dem Süden und zur Herrschaft brachte. Woltmann selbst meint, daß es auch in Italien schon vor Christus nicht anders war, doch müssen wir annehmen, daß das Eindringen blonder Völker, zu welchen insbesondere die Gallier in Norditalien gehören, in Italien in eine spätere Zeit als die der Hellenenzüge fiel, daher die Römer und die italienischen Völkerschaften die Griechen in der Kultur nie einholten. Uebrigens kann man nur vermuten, daß auch diese Elemente aus dem hohen Norden kamen, von einem Beweise ist da trotz der Penkaschen Theorie keine Rede.

Nun handelt es sich dem Herzensbedürfnisse Woltmanns doch eigentlich nicht um die Nordeuropäer im allgemeinen, sondern um die Germanen im besonderen, daher er annimmt, alle Reste der älteren blonden Einwanderer seien vertilgt gewesen, als die Germanen auftraten und ihre Stelle einnahmen. Nun, die herrschenden Klassen, das sind aber nicht die kulturschöpferischen, sondern die Kulturgüter konsumierenden Klassen, der Griechen und Römer waren allerdings im 5. Jahrhundert erschöpft, eben weil sie eine herrschende Klasse waren und darum zugrunde gehen mußten. Aber sie waren um 500 nicht mehr erschöpft, als es die germanischen Herren heute sind. Ganz richtig, sie waren erschöpft, übrig geblieben aber war die Urbevölkerung, welche überall und immer die herrschenden Fremdlinge überdauert. Wie die Barbaren ihre kulturell hochstehenden Nachbarn mit Krieg überziehen, überschwemmen die zu Knechten gemachten Kulturvölker ihre Herren nach und nach mit ihrem Blute. Was die Barbaren durch Krieg erwerben, verlieren sie durch Einbuße in der Propagation. Aber kulturschöpferisch war eben diese unverwüstliche Urbevölkerung und eben darum konnte, als die Kulturschöpfer Abnehmer fanden, als die Herren wenigstens soweit kultiviert waren, daß ihnen das Schöne gefiel, die Wiedergeburt erfolgen. Kulturschöpfer ist doch nicht der Bauherr, sondern der Baumeister. Wie heute ging auch damals der Architekt, der Bildhauer, der Maler immer, aber oft auch der Feldherr, der Staatsmann, der Dichter und Philosoph aus den beherrschten Elementen hervor. Niemand wird glauben, daß ein Mitglied der herrschenden Klassen die homerischen Gesänge oder das Nibelungenlied gedichtet habe, denn dann wären uns die Namen der Dichter erhalten geblieben. Manche halten einen Sohn eines ritterlichen Geschlechtes des 12. Jahrhunderts, den Oberösterreicher Kürenberg, für den Dichter des Nibelungenliedes. Die ritterlichen Geschlechter des 12. Jahrhunderts waren schon lange nicht mehr germanischer Abkunft, sie gingen aus den Ministerialen und berittenen Kriegern hervor. Aber noch viel sicherer ist, daß Architekten, Bildhauer und Maler aus den unteren Klassen hervorgingen, weil alle

diese Künste im Handwerke wurzeln. Nur Poesie, Gesetzgebung und Philosophie werden, wenigstens zum Teile, von den Herrschern geschaffen und auch da stammt das Beste von solchen, die aus dem Volke hervorgegangen sind. Man denke an Sokrates.

Aber wären selbst die Gotik und das Nibelungenlied Schöpfungen echt germanischer Talente, wo sind dann die Kunstschöpfungen der Germanen von 500—1100, wo die Gotik erst in Aufnahme kam und das Nibelungenlied erst entstand. Das sind eben jene 600 Jahre der Geistesnacht, die die Germanen auf dem Gewissen haben, sie wollten nicht einmal eine rund um sie herum blühende Kultur annehmen, noch ihre Schöpfungen beschützen, geschweige denn vermochten sie eine neue Kultur zu schaffen. Sie zerstörten, was vorhanden war und begünstigten auch keine Neuschöpfungen, wozu es an Talenten unter den Unterjochten nicht fehlen konnte.

Daß die Germanen in Italien untergegangen und spurlos verschwunden seien, ist meines Wissens niemals behauptet worden, aber man kann mit Grund heute von den Germanen in Italien dasselbe sagen, was Woltmann von den älteren blonden Elementen behauptet. Er behauptet, die blonden Einwanderer aus der Periode vor Christi seien beim Auftreten der Germanen ausgestorben oder stark gelichtet gewesen. Ganz im selben Maße kann man sagen, daß nicht nur heute, sondern daß schon um 1100 die normannische und langobardische Einwanderung stark „gelichtet“ war. Spurlos aus Italien verschwunden sind die Vandalen, die Scharen Odoakers, die Ostgoten, dagegen sind die Normannen und Langobarden nicht spurlos aus Italien verschwunden, aber sie hatte schon um 1100 das Schicksal ereilt, das die älteren blonden Elemente nach Woltmann um 500 ereilt hatte. Sie hatten der wieder nachdringenden, der dunklen, teils rund-, teils langköpfigen Rasse, welche die nordischen Einwanderer germanischer Nationalität ebenso überdauerte, wie die nordischen Einwanderer der älteren Periode, wieder weichen müssen. Aber das Zurückweichen der nordischen Einwanderer und das Wiederemporkommen der brünetten Rasse bedeutete keine Verschlechterung der Struktur der Bevölkerung, sondern das Emporkommen besserer, widerstandsfähigerer, kulturschöpfender Bevölkerungselemente und so begann von 1100 an auch in Italien das erste Keimen der Renaissance, wie um die Zeit Christi Geburt das erste Keimen einer römischen Kultur begann und um 200 n. Chr. etwa ihre Höhe erreichte, die bis 400 gedauert haben mag, während die Periode von 400—550 als die der Einwanderung neuer Barbarenhorden bezeichnet werden mag.

Die Normannen und Langobarden waren schon um 1100 in Italien untergegangen als ein deutlich unterscheidbares unvermischtes und als fremde Rasse herrschendes Volk. Die „stark gelichteten“ Barbaren konnten nun das wiederaufstrebende dunkelfarbige autochthone Element nicht mehr länger in jener Armut und jenem Elende erhalten, welche alle Kultur ertötet hatte, dem Adel gegenüber erhoben sich die Städte, und mit dem Wohlstande begründeten die Nachkommen der Ureinwohner eine neue Kultur, welche als die Epoche der Renaissance bekannt ist. Daß auch die Reste des blonden Elementes nach 600 Jahren endlich Kultur angenommen haben, zum Kulturverständnisse herangebildet und einzelne vielleicht auch zu Kulturschöpfungen befähigt

wurden, soll nicht bestritten werden, aber die Germanen des ersten halben Jahrtausends ihrer Herrschaft in Italien waren rohe Barbaren ohne jeden Kulturwert, die alles, was die Römer geschaffen hatten, sinnlos zerstörten und verfallen ließen. Nicht nur Tempel und Paläste in Rom wurden von Grund aus zerstört und durch die barbarischen Kirchenbauten jener Zeit ersetzt, sondern Straßen und Wasserleitungen gingen zugrunde, den Germanen zur Schande, während die Mauren in Spanien in Kunst und Wissenschaft, aber auch in den Wunderwerken der Bewässerung, das aufbauten, was in Italien verwüstet wurde. Die germanische Rasse als solche hat in Italien nie eine Kultur geschaffen und hat auch die Wiedergeburt nicht herbeigeführt. Daß sie die Freiheit in ihrem Sinne brachte, d. h., daß sie die Organisation der früheren Zeit untergrub, neue, ihrem niederen Kulturgrade entsprechende politische Zustände schuf, ist allerdings richtig, diese Zustände waren aber nicht besser als die des späteren römischen Kaisertums, sondern erbärmlich. Nichts als einen fortgesetzten Kampf der Herren untereinander und eine furchtbare, sinnlose Tyrannei den Unterworfenen gegenüber brachte Italien diese Freiheit, die Freiheit des Herrenpöbels, welche Tyrannei eben auch die autochthone Bevölkerung verhinderte, ihre kulturschöpferischen Gaben zu entfalten. Architekten, Bildhauer, Maler und Gemmenschneider erhielten keine Aufträge mehr, Dichter fanden keine Leser, Philosophen keine Schüler und so zogen die Germanen ein Leichentuch über Italien. Wir wissen, daß der moderne Staat auf der Beamtenorganisation beruht, zuerst ist Frankreich, später Preußen und seit 1848 Oesterreich groß und reich geworden durch die Beseitigung der feudalen Zustände und durch Zurückdrängung der blonden Reste, die noch Träger der feudalen Ideen waren. Das moderne Beamtentum knüpft an die Einrichtungen der Kaiserzeit an, welche der germanische Feudalismus beseitigt hatte. Daher die Kleinstaaterei und die unaufhörliche Verwüstung von Städten und Landschaften in beständigen Kriegen, Kämpfen und Fehden. Richelieu und Ludwig XIV. haben die Reste germanischer Anarchie erstickt und damit erst vernünftige Organisationen ermöglicht. Das Lehenwesen erinnert eher an das Satrapentum, als an eine vernünftige staatliche Organisation und das Lehenwesen eingeführt zu haben, ist kein Verdienst.

Was aber Woltmann zugunsten der Germanen anführt, ist oft durchaus ohne Beweiskraft. So nimmt er an, die vorgermanischen blonden Elemente seien mit dem Untergang des römischen Patriziats aus Italien völlig verschwunden, daher er alles, was später an blonden Elementen in Italien zu finden war, auf die germanische Einwanderung zurückführt. Andrerseits, da er z. B. von den Ostgoten zugeben muß, ihre streitbare Mannschaft sei gefallen, verweist er darauf, ihre Weiber und Kinder seien geblieben. So behandelt er zwei ganz gleiche historische Tatsachen nicht auf gleichem Fuße, denn auch von den älteren blonden Elementen hat sich auf dem Lande vieles erhalten und das gilt besonders von den Früchten illegitimer Verbindungen und deren Nachkommenschaft. An die Gallia cisalpina denkt Woltmann gar nicht, obschon auch die unter römischer Herrschaft jahrhundertelang in Norditalien angesiedelten blonden Gallier viel dazu beigetragen haben mögen, daß immerhin noch blonde Köpfe in Norditalien vorkommen.

Niemand kann ein so spurloses Verschwinden der aus älteren blonden Einwanderungen stammenden rasseechten oder gemischten Bevölkerung behaupten. Was man also Blonden seit 1200 oder 1300 in Italien Gutes nachrühmen kann, darf man nicht einfach den Germanen gutschreiben. Ferner zählt Woltmann mehr oder weniger berühmte Italiener auf, die blondes Kopfhaar hatten, und andere, die blauäugig waren und nimmt sie aus diesem Grunde für das germanische Element in Anspruch. Mit demselben Rechte könnte man erstere wegen ihrer braunen Augen und letztere wegen ihrer schwarzen Haare für Angehörige der mittelländischen Rasse erklären, jedenfalls aber mit besten Gründen für Mischlinge. Zumeist aber weiß Woltmann von den meisten nichts anderes zu sagen, als daß sie den herrschenden Klassen angehörten oder in hoher Stellung waren, das beweist aber gar nichts für ihre Vorzüge. Woltmann ist für die Irrtümer der germanophilen Schule nicht verantwortlich, aber ich kann wohl mit Recht von Rassenfanatikern sprechen, da diese Schule den bisherigen, höchst dürftigen Ergebnissen der Rassenforschung ein viel zu großes Gewicht beilegt und in der Wertung der nordeuropäischen Rasse und insbesondere der Germanen einen durchaus parteiischen Standpunkt einnimmt. Auch können Einzelbeobachtungen von Individuen nur dann zu einem generalisierenden Urteil berechtigen, wenn alle Individuen eines bestimmten Volkes in einer bestimmten Epoche untersucht wurden und die allerumfassendsten Feststellungen zu diesem Urteile führen und wenn alle Schichten des Volkes in einer gleich günstigen Lage sich befanden. Aber einige Dutzend Namen nennen ist nicht genug, um zu sagen, alle Männer von Bedeutung waren germanischer Abkunft oder die Germanen hätten mehr geleistet für die Kultur, als die mittelländische oder alpine Rasse oder als die Mischlinge. Da ist schon der allgemeine Kulturzustand nach dem Verdrängen der antiken Kultur durch die Germanen und die hohe Kultur des 19. Jahrhunderts nach dem Erlöschen der germanischen Rasse als einer ungemischten reinen Rasse viel wichtiger für die Beurteilung ihres Wertes. Völlig erstickt war die antike Kultur von dem Zeitpunkte an, wo die Germanen eine unbestrittene Herrschaft im Abendlande antraten und durch 600 Jahre sehen wir keine neuen Ansätze zu einer neuen Kultur. Diese Ansätze zeigten sich in der Renaissance und in der Gotik, als die Adelsherrschaft und der Feudalismus zu wanken begannen, die Städte, die geschworenen Feinde des Landadels, emporkamen und reich und mächtig wurden und als neben dem Blutadel der Geldadel zur Bedeutung gelangte. Damals waren die echten Germanengeschlechter ausgestorben und der durch Belehnungen und kaiserliche Diplome entstandene jüngere Adel war wohl ohne Zweifel zum größten Teile den autochthonen Volksbestandteilen entnommen, denn man hat niemals gehört, daß die Monarchen auf die Haarfarbe der verdienten Männer Rücksicht nahmen. Die Zeit von 1100 bis 1800 muß als eine Uebergangszeit von der Vorherrschaft der reinen blonden Rasse bis zu deren völligem Erlöschen betrachtet werden. Die großen historischen Tatsachen sind entscheidend, das völlige Versinken aller Kultur unter der Herrschaft der Germanen, das Wiederaufleben einer neuen Kultur seit dem Verfalle ihrer Herrschaft, endlich das Steigen der Kultur in gleichem Schritte mit dem Aussterben der germanischen Rasse, und

nicht auf die blonden Haare oder blauen Augen einiger Dichter und Maler kommt es an, die höchstwahrscheinlich nur Mischlinge, aber keine rasseechten Germanen waren.

Und so hatte Dante vollkommen recht, wenn er um 1300 zurückblickend auf die Zeit seit 500 sagte, das neue Leben und Wissen sei das Wiedererwachen der unter Schutt und „Mist" verborgenen Reste des Altertums. Wenn wir nicht wüßten, daß die trostlose Zeit nach der Völkerwanderung nichts hervorgebracht hat und daß die Germanen mehr verwüstet haben als die Hunnen, Ungarn, Türken und selbst die Mongolen, welche die vorgefundene Kultur nicht unterdrückt und die Kulturdenkmale nicht zerstört haben, wenn wir nicht wüßten, daß die Germanen keinen Ersatz geboten haben für das, was sie verwüsteten, so könnte man sich den Irrtum der Germanophilen erklären, aber die Geschichte legt ein so vernichtendes Zeugnis gegen die Germanenherrschaft ab, daß dieser Irrtum nicht zu verzeihen ist. Woltmann geht daher einer Periode von mehr als 500 Jahren vorsichtig aus dem Wege und macht sie (III., S. 257) erst seit 1000 für die Kulturzustände ihrer Zeit verantwortlich.

Was die germanische Völkerwanderung anbelangt, so ist sie ja nur ein Analogon vieler bekannter Ereignisse dieser Art, die ich in meinem Juli-Artikel auf in der menschlichen Natur begründete Gesetze zurückführte. Aber so verderblich für die Kultur wie die germanische Ueberflutung der Kulturwelt war keine andere. Nach dem Siege der Mongolen tat sich keine halbtausendjährige Lücke auf, wie in Europa nach dem endgültigen Siege der Germanen. Die Mauren schufen, obwohl sie viel später kamen als die Germanen, sofort und um Jahrhunderte früher als die Germanen eine neue Kultur und wurden die Lehrmeister der germanischen Fürsten. Durch sie hat Europa gewonnen und nichts verloren und als auch sie vor den germanischen Elementen der Besiedelung Spaniens wieder zurückweichen mußten nach dem von mir formulierten Gesetze, daß die Kultur der Barbarei (man braucht dieses Wort nicht streng im Sinne Morgans zu nehmen, sondern als einen Ausdruck für einen relativen Begriff) nur zu leicht erliegt, ging auch die Kultur in Spanien zurück.

Dante war der Periode geistiger Nacht viel näher als Woltmann und, er selbst, einer der Wiederbeleber der Kultur, wußte besser als Woltmann, woher er und seine Vorgänger die Anregungen schöpften, aus welchen die Renaissance hervorging. Und hätte eine original germanische Kulturschöpfung bestanden, wäre die Renaissance nicht die Wiederausgrabung einer alten lateinischen, sondern eine selbständige neue germanische Kultur gewesen, warum ergriff sie nur die romanischen Länder, warum nicht Deutschland? Warum waren die großen Dichter der Italiener Söhne des 13. und 14. Jahrhunderts, die großen deutschen Dichter Söhne des 18. Jahrhunderts? Die ersten Keime einer deutschen Literatur treffen wir um 1750 und die italienischen, spanischen, französischen Klassiker und selbst Shakespeare, der Dichter der halbromanischen Engländer, lebten um 400—200 Jahre früher. Wo die Germanen am dichtesten saßen, kam die Wiedergeburt am spätesten und erst im 19. Jahrhundert, nach dem gänzlichen Aussterben der reinen blonden Rasse, brachten wir es auf einen Standpunkt, wo wir des Altertums nicht mehr bedürfen. Erst nach dem Emporkommen eines

Mischvolkes, das mehr Blut der dunkelfarbigen Urbevölkerung als der nordeuropäischen Rasse führt und nach der Emanzipierung eines Zehntels der beherrschten Volksschichten, jenes Zehntels, das man heute das Bürgertum nennt, entstand eine stürmische Kulturbewegung, wie sie niemals vorher beobachtet worden ist.

Daß übrigens die Kultur der Renaissance nicht genau dieselbe war wie die antike, erklärt sich ja schon durch den Zeitunterschied, beweist aber nicht, daß diese jüngere Kultur sich anders erklären lasse als durch die Befruchtung durch das Altertum.

Eines möchte ich noch beifügen. Der Untergang des römischen Reiches erklärt sich keineswegs aus der Degeneration der antiken Völker, welche ja nur eine Degeneration der herrschenden Klassen war, eine Degeneration, die die germanischen Herren schon vor 1000 Jahren erfaßt hat, sondern er erklärt sich aus den fortgesetzten Verwüstungen[1]) der Kulturländer durch germanische Horden, welche die Aufrechterhaltung der diocletianischen Militärherrschaft unmöglich machten, und zur Anwerbung germanischer Söldner, wie zur Ansiedlung germanischer Völker zwangen, und andrerseits hatte den Hauptanteil an dem Verfall des römischen Reiches die Politik der Kaiser, welche aus einem Stadtstaate einen Territorialstaat machen wollten und darum die Wurzel des Reiches, Rom, selbst zugrunde richteten. Sie wollten Byzanz zur Hauptstadt des Reiches machen und schufen durch die Herabwürdigung Roms eine Lücke, in die zuerst das Papsttum und im Verein mit ihm das Germanentum einsprang. Die spätern Kaiser waren Orientalen geworden und sie wollten Rom provinzialisieren. Das führte zum Untergang des weströmischen Reiches, während sich das oströmische um nahezu 1000 Jahre länger erhielt, obgleich gerade dort die Degenerierung viel vorgeschrittener war als in Italien.

Endlich will ich noch sagen, daß ich der germanischen Kraft und der germanischen Schönheit recht gerne Tribut zolle, nur herrschen darf das germanische Element nicht, weil es dazu keinen Beruf hat. Das beweist die Geschichte zu klar und deutlich und Bismarcks Verdienst war, daß er den germanischen Geist der Zerfahrenheit unterdrückt hat. Damit wurden dem Kollektivismus die Wege gebahnt und der, wenn auch nicht mehr herrschende, aber doch auch noch nicht ganz erloschene, germanische Geist in Deutschland ist es, der dem Kollektivismus die Tore verrammelt. So ist mein Anteil an der hier erörterten Frage ein kleiner Teil meines Kampfes für eine Weltanschauung, welcher die nächste Zukunft gehört und welche durch viele Jahrtausende den wahren Fortschritt begleiten und befruchten wird. Gerade sie wird den germanischen Bevölkerungselementen die richtige Stellung anweisen, sie werden nicht herrschen, sondern dienen und gewiß auch dazu dienen, die Menschenschönheit wieder zu beleben. Doch hat die blonde Rasse keineswegs das alleinige Privilegium des Adels der menschlichen Gestalt. Wir haben unter den türkischen und italienischen Staatsmännern, Offizieren und Gelehrten schwarzhaarige Typen, die an Männerschönheit den herrlichsten Typen germanischer Abkunft vollkommen ebenbürtig sind und was

---

[1]) Man denke an die Schwedengreuel des 30jährigen Krieges, um die Verwüstungen zur Zeit des Ringens der Germanen mit den Römern richtig einzuschätzen.

die untersten Volksschichten anbelangt, so zeugen die bosnischen Regimenter, daß hoher schlanker Wuchs und Schönheit in einer schwarzhaarigen Bevölkerung ebenso vorkommen können, wie in einer blonden.

Anmerkung des Herausgebers. Den vorstehenden Aufsatz von Dr. Neupauer kann ich nicht ohne einige kritische Bemerkungen zur Kenntnis der Leser gelangen lassen; denn er ist so voll von Irrtümern, Vorurteilen und unbegründeten Meinungen, daß fast jede Zeile meinen Widerspruch herausfordert. Indes begnüge ich mich mit einigen Hinweisen, da der Autor offenbar sowohl in der physischen wie historischen und sozialen Anthropologie nur wenig unterrichtet ist und den angeblich mangelhaften Stand dieser Wissenschaften für seine eigene Unwissenheit vorschützt. Ich erspare mir deshalb die Mühe, von Dr. Neupauer berührte Gegenstände hier zu behandeln, die längst von anderen erforscht und erledigt sind, wie die Zusammensetzung der europäischen Bevölkerung, die Rassenzugehörigkeit der Kelten, Thraker, Skythen, Macedonier usw., die Entstehung von Mischtypen, die Erhaltung von reinen Typen und dergleichen.

Nur auf die von seinem Germanenhaß eingegebenen Vorurteile und Irrtümer will ich eingehen. Neupauer erklärt schlankweg: „Die germanische Rasse als solche hat in Italien nie eine Kultur geschaffen und hat auch die Wiedergeburt nicht herbeigeführt." Woher weiß er das? Er bringt dafür auch nicht den geringsten Beweis, während ich doch in meinen Aufsätzen über die Renaissance das Gegenteil mindestens höchstwahrscheinlich gemacht habe. Und Herr Neupauer wird noch sein blaues Wunder erleben, wenn ich später meine umfangreiche Spezialarbeit über die germanische Renaissance in Italien veröffentlichen werde. Seine Behauptungen sind bloße Räsonnements und lassen auch in keinem Punkte erkennen, daß er sich ernsthaft und eingehend mit diesem Problem beschäftigt hat. Solange er aber meine Studien nicht ernsthaft nachprüft, habe ich nicht die geringste Veranlassung, seinen unmaßgeblichen Meinungen im einzelnen entgegenzutreten.

Grundfalsch ist der Satz: „Die Germanen des ersten halben Jahrhunderts ihrer Herrschaft in Italien waren rohe Barbaren ohne jeden Kulturwert, die alles, was die Römer geschaffen hatten, sinnlos zerstörten und verfallen ließen." Neupauer glaubt also noch an jene albernen Märchen, die längst widerlegt sind. In Meyers „Rom" (1901, S. 125) heißt es: „Mit Theodosius und seinen Söhnen hört die Bautätigkeit der weltlichen Herrscher in Rom auf, und an ihre Stelle treten Päpste, Priester, Private. Schwerer wurde Rom durch die Zerstörungen geschädigt, die Theodosius und seine Helfershelfer an den antiken Monumenten verübten, nicht aber germanische Barbaren, die Vandalen und Goten, die von den Italienern und auch sonst allgemein für die Zerstörung der Monumente der antiken Zeit verantwortlich gemacht werden, die aber religiös und kulturell weit toleranter waren als die spätrömische Welt und die mittelalterlichen Italiener mit ihrer bis ins 17. Jahrhundert hinein, insbesondere von den römischen Edelleuten und den Päpsten betätigten Zerstörungslust." — Daß die Römer die Herrlichkeiten ihrer Stadt selbst zerstört haben, ist auch von Gregorovius nachgewiesen worden, und ebenfalls von zwei der bedeutendsten italienischen Historiker, Muratori und Denina. Der letztere schreibt in seinen „Staatsveränderungen von Italien": „Man mag über die Ostgoten denken, was man will, so ist doch so viel gewiß, daß das Land durch die Eroberung der Griechen in weit schlimmere Umstände versetzt wurde, und daß es von keinem Einfall der Barbaren, die Hunnen vielleicht ausgenommen, mehr gelitten, als von dem kleinen Haufen kaiserlicher Völker, die sich gleichwohl für Befreier derselben ausgaben." Und von Theoderich heißt es in

Meyers „Rom“ (S. 126): „Theoderich und seine Nachfolger verdienen übrigens deshalb Lob, weil sie nichts von der Feindseligkeit hatten, die ihre Gegner, die katholischen Italiener, gegen die Ueberreste heidnischer Kultur beseelte; ja infolge der Toleranz der gotischen Arianer sind im Gegenteil zahlreiche Monumente von den Ostgoten, vor allem von ihrem großen König Theoderich, erhalten, beschützt und sogar gepflegt worden.“ Dies alles im einzelnen nachzuweisen, ist hier nicht der Ort, sondern wird an anderer Stelle geschehen.

Unbegründet ist auch der Satz, daß die Normannen und Langobarden schon um 1100 in Italien als ein deutlich unterscheidbares unvermischtes und als fremde Rasse herrschendes Volk untergegangen seien. Hier will ich nur einen unverdächtigen Zeugen, einen Schriftsteller aus jener Periode anführen, der zeigt, daß um das Jahr 1000 die Römer und Deutschen noch deutlich unterschieden waren. Liudprand von Cremona schreibt: „Wir aber, wir Langobarden, Sachsen, Franken, Lotheringier, Bayern, Schwaben und Burgunden verachten diese so sehr, daß wir für unsere Feinde, wenn wir recht zornig sind, kein anderes Scheltwort haben als: Römer. Denn mit diesem einzigen Namen, nämlich dem der Römer, bezeichnen wir alles, was es von Niederträchtigkeit, Feigheit, Geiz, Lüsternheit, Lügenhaftigkeit, ja überhaupt von allen Lastern nur gibt.“ Das ganze Mittelalter hindurch dauerte der Gegensatz zwischen Deutschen und Römern in der kaiserlichen und päpstlichen Partei, in den Ghibellinen und Guelfen fort. Die Germanen blieben ferner immer das herrschende Volk in Italien, da aus ihnen der Adel und das städtische Patriziat hervorging. Und gerade die germanischen Geschlechter der Städte sind nachweislich eine der ergiebigsten Quellen der italienischen Talente gewesen. Grundfalsch ist es darum, wenn Neupauer sagt: „Wie heute ging auch damals der Architekt, der Bildhauer, der Maler immer, aber auch oft der Feldherr, der Staatsmann, der Dichter und Philosoph aus den beherrschten Elementen hervor.“ Ich weise nur auf die eine Tatsache hin, daß die ersten Architekten und Maler im 9. bis 11. und 12. Jahrhundert, die in Italien die Renaissance einleiten, alle deutsche Namen tragen.

Ich weise ferner darauf hin, daß Giotto di Bondone, einer der größten Künstler aller Zeiten und der Begründer der italienischen Malerei, germanischer Abkunft ist. Daß der Name seines Vaters Bondone deutschen Ursprungs ist (Bonde = Bauer), habe ich schon früher gezeigt. Dasselbe gilt aber auch von Giotto, dessen Stammwort das altdeutsche Jodo, Joto ist. Latinisiert wird Giotto in der Form von Jottus wiedergegeben. Noch heute kommt Gioda und Giotti in Italien als Familienname vor. Im Neuhochdeutschen lautet der Name: Jötte, Jotte, auch Jotten oder in Zusammensetzung wie Jotthoff und dergleichen.

Grundfalsch ist der Satz, daß um 1100 die Langobarden und Normannen ausgestorben seien. Woher weiß der Autor das? Im Gegenteil kann man nachweisen, daß erst nach der Renaissance das blonde Element abnimmt, einmal infolge Mischung mit der brünetten Urbevölkerung, dann aber weil die Renaissance-Kultur zahlreiche blonde Talente und Geschlechter aufgezehrt hatte. Aber trotzdem blieb in Oberitalien das germanische Element noch stark genug, um das neuere Italien zu schaffen, denn Cavour (aus dem Grafengeschlecht Benso), Garibaldi, Alfieri, Manzoni, Foscolo, Guerazzi, Leopardi usw. tragen deutsche Namen und haben den nordischen Rassetypus.

Lächerlich ist es, den Satz: „Ein Gote, aber hochbegabt“, dahin auszulegen, daß die Goten sonst für unbegabt galten. Der Sinn ist natürlich der, daß die Spanier als vermeintliche Abkömmlinge der Römer in ihrem Dünkel die Goten als „Barbaren“ verachteten, aber ihre hohe Begabung anerkennen mußten. Und Neupauer hat keine Ahnung davon, daß der Staat und die Kultur der

spanischen Renaissance eine direkte Fortsetzung der westgotischen Gründungen gewesen ist.

Doch wozu das alles? Ich lehne es fernerhin ab, mich mit einem Autor auseinanderzusetzen, der über Dinge räsonniert, von denen er keine sachliche und genaue Kenntnis hat, der sich nicht die Mühe nimmt, ernsthaft und eingehend in die Probleme einzudringen, über die er sich Urteile von oben herab erlaubt, als wenn sie das Ergebnis tiefgründigster Studien wären.

Aber Neupauer ist ein Typus, und darum habe ich ihn in dieser Zeitschrift zu Worte kommen lassen, ein Typus jener gelehrten und ungelehrten Leute, die in Rassefragen nur Vorurteilen und unbegründeten Meinungen huldigen, und denen namentlich die Theorie von der Ueberlegenheit der germanischen und arischen Rasse ein Greuel ist. Lächerlich ist der Germanen-Chauvinismus, noch lächerlicher aber der Germanenhaß, der Dr. Joseph Ritter von Neupauer für die offenkundigsten Wahrheiten der Kulturgeschichte blind macht. Ludwig Woltmann.

Deutschland und die Jesuiten.

Dr. J. Lanz-Liebenfels.

Es ist heute ein ganz gewöhnlicher Gemeinplatz, von dem „Romanismus“ der katholischen Kirche, des Papsttums und der Jesuiten zu sprechen; dieser Gemeinplatz ist aber nicht nur ein großer, aus oberflächlicher Beobachtung oder Unkenntnis der Tatsachen entspringender Irrtum, sondern im höchsten Grade gefährlich, und das besonders für uns ahnungslose Deutsche, die wir die klerikale Gefahr nur allzusehr unterschätzen.

Würde Papsttum und katholische Kirche heute wirklich von den „Romanen“ getragen und gestützt werden, der Kampf gegen die beiden wäre leicht und der Sieg wäre sicher.

Dem ist aber leider nicht so. Der offizielle Katholizismus ist heute mit dem Jesuitismus vollkommen identisch. Aber sehen wir uns nur einmal die Jesuiten näher an! Erstens weisen die Ordenskataloge eine große Anzahl deutscher Adeliger aus uralten deutschen Geschlechtern von gutem Klang auf.

Ihre berühmten Gelehrten — und solche haben sie auch in den Profanfächern — sind zweitens durchaus echt deutscher Abstammung. Es ist kein Zufall, daß heute die Jesuiten durch Steinhuber, einen Deutschen, im Kardinalskollegium vertreten sind. Die deutschen Jesuiten beherrschen allein die ganze katholische Theologie, und geben die Intelligenz im katholischen Klerus ab.

Man tut den Jesuiten unrecht, und man lullt sich selbst in trügerische Sicherheit ein, wenn man sie dem Volk als Ignoranten und bigotte Idioten schildert. Das sind sie nicht und sie sind es deswegen nicht, weil der stramme deutsche Geist den ganzen Orden, und damit die ganze katholische Welt und auch das Papsttum beseelt. Deutschland liefert heute der Welt nicht nur die Soldaten-Instruktoren, sondern auch die besten Priester-Instruktoren. Deutschland ist der uralte Krieger- und Priesterborn!

„Das Papsttum und das Kaisertum sind beide germanische Schöpfungen, beide germanische Herrschaftsorganisationen, dazu bestimmt, die Welt zu unterjochen“, so sagt L. Woltmann in seiner „Politischen Anthropologie“. Mit diesem Satz hat er ins Schwarze getroffen und die geheime Triebfeder der modernen, jesuitischen Kirchenpolitik aufgedeckt.

Die Fundamente des politischen Papsttums, von den Franken gelegt, sind solide germanische Arbeit, es ist heute eine noch immer unbezwungene Hochburg, und warum? Weil diese Burg heute mehr denn je mit unseren eigenen Landesbrüdern, mit deutschen Landsknechten und streitbaren, kriegerischen Gottesmännern bewehrt ist, die in ihrer uneigennützigen Liebe zur Religion so weit gehen, daß sie sich sogar sexuell verschneiden lassen.

Und wenn jemand die Grundursache des Aufschwunges der Papstkirche unter Leo XIII. wissen will, so hat er sie hier zu suchen. Unter Leo XIII. haben sich die deutschen Jesuiten des Steuers am Schifflein Petri bemächtigt, und die großsprecherischen aber harmlosen „Romanen“ weggedrängt. Ohne sie wäre nach Pius IX. Tod das Kirchenschiff unrettbar zerschellt.

Man muß den Romanen oder Slawen als Seelsorger nur kennen gelernt haben, dann kann man beurteilen, was diese Rassen im ganzen für die Kirche bedeuten. Der Romane handelt mit seinem Herrgott wie er mit seinen Zibeben und Rosinen handelt. Die romanischen Länder Italien, Spanien, Südamerika wimmeln von Priestern und Mönchen, und man müßte glauben, in diesen Ländern lodere die Flamme der echten großen Begeisterung für die Religion. Wenn ein Romane geistlich wird, so wird er es rein aus Ehrgeiz oder aus Faulheit. Für Ideale allein ist er nicht zu haben. Der romanische Klerus ist im großen und ganzen verlottert, und die Jesuiten und Leo XIII. kannten diese Rasse nur zu gut, als daß sie eine Reform dieser Zustände auch nur versucht hätten.

Vom Volk ist natürlich noch weniger zu halten. Daher ist es eigentlich ganz erklärlich, daß der Katholizismus gerade in den romanischen Ländern politisch am schwächsten ist, da dort Volk und Klerus nur aus materiellem Vorteil an der Kirche festhalten.

Die Slawen, es kommen hier nur die österreichischen in erster Linie in Betracht, sind ein völlig passives Volk. Knechte im Leben, Knechte gegen Gott, ein unmündiges Volk, das gelenkt werden muß, das aber auch sehr launisch sein kann, wie es eben Kinderart ist.

Mit richtigem Blick hatte Leo XIII. oder seine jesuitischen Ratgeber, die ihn beherrschten, ohne daß er es merkte, erkannt, woher die Kirche allein die Kraft zu schöpfen habe, um sich von innen heraus neu zu stärken und gegen außen als allgewaltige Weltmacht aufzutreten. Kein Papst der neueren Zeit hat mit soviel deutschen großen und kleinen Intelligenzen gearbeitet wie Leo XIII. Die Freigabe des vatikanischen Archivs und der Bibliothek war nur nach dem ordnenden Riesenfleiß eines Hergenröthers, Ehrles (schwäbischer Jesuit), Denifles (Tiroler) möglich.

Deutsche, Jesuiten oder anderen Orden angehörend, instruieren in Rom mit strammer Disziplin in den diversen Zentralinstituten die jungen Priester, die dann wieder in die ganze Welt ausgesandt werden

als eine riesige und wohldisziplinierte Schar von Streitern Christi, als unerschrockene Missionare oder als kluge und regierungsgewandte Bischöfe. So haben die Jesuiten innerhalb der letzten 25 Jahre eine ganz neue Hierarchie geschaffen, die gegenüber der indolenten und romanischen Hierarchie und dem romanischen Klerus das aktive und streitbare Element bildet.

Aber dabei denken jene deutschen Landsknechte nicht national, sie denken römisch! Wir können uns nicht freuen, daß Deutsche auf das alte Rom ihre Hand gelegt haben, und die Romanen nur mehr historische Dekoration sind!

Vielmehr sollte es endlich allen Deutschen klar werden, daß das Papsttum und der Katholizismus festes germanisches Gemäuer sind, an dem man sich vergeblich die Köpfe einrennt. Die beiden Institute sind nicht zu vernichten. Wohl aber sind sie zu erobern, und erobert können sie Machtmittel ersten Ranges werden, mit denen germanischer Geist sich den ganzen Erdball unterjochen kann.

Woran leidet Deutschland? Daran, daß es zuviel Intelligenzen auf kleinem und magerem Boden erzeugt, daß diese keinen Raum im Vaterlande finden, um die Arme tüchtig zu rühren! Der Deutsche ist nun einmal ein Krieger, Abenteurer und Weltpilger! Deswegen läuft er in römischen Sold, weil man dort das Schwert und die Eroberung der Welt predigt. Die Deutschen haben 1870 Paris solange nicht beschossen, „um sich vom Auslande für Schonung der Civilisation loben zu lassen“, schreibt Bismarck in seinen Briefen. Heute stehen sie, dank der Umtriebe kleiner, kurzsichtiger Leute, im Bewerbe um die Weltmacht an letzter Stelle.

Aber man merke, wenn noch soviel Angstmeier die Vorzüge des Friedens, friedliche Vermischung der Völker usw. predigen, — die Deutschen werden sich als heimatsflüchtige und eidbrüchige Vaterlandsdeserteure die Welt erobern, aber im Priestertalar und für den — Jesuitismus!

Berichte.

Biologie.

Die Ursachen der Rassenverschlechterung. In einem Vortrage über den „Einfluß des Darwinismus auf die moderne Soziologie“ erörterte Professor Chr. von Ehrenfels die Ursachen der aufsteigenden und absteigenden Entwicklung und verleiht darin seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß für den unbefangen Urteilenden Darwin im wesentlichen auch heute noch auf allen Punkten recht behalte. Ueber die Ursachen der absteigenden Entwicklung oder Rassenverschlechterung macht er folgende auch soziologisch interessante Ausführungen: 1. Milderung oder gänzlicher Entfall der Auslese und Ersetzung derselben durch eine wahllose Elimination. Ebenso ist klar, daß der Entfall der Auslese besonders verhängnisvoll zu werden vermag, wenn er mit einer gleichzeitigen Erleichterung der Lebensbedingungen verbunden ist. Ein Beispiel hierfür bietet die Rasseverschlechterung unserer Haustiere, verglichen mit ihren wildlebenden Stammrassen, namentlich dort, wo der Mensch nicht durch bewußte künstliche Zuchtwahl die fehlende natürliche zu ersetzen sucht. 2. Eine ungünstige Richtung der Auslese. Die Lebensbedingungen gestalten sich ausnahmsweise für einige organische Formen in der Art,

daß nicht höher, sondern niedriger organisierte Varianten die für den Kampf ums Dasein tauglicheren darstellen. Dann wird durch die natürliche Auslese ein zwar lebenstüchtigerer, aber niedrigerer organischer Typus gezüchtet. So verlieren infolge abnormer Lebensbedingungen beispielsweise Schmarotzertiere ihre Sinneswerkzeuge, ihre Bewegungsorgane, ihr differenziertes Nervensystem und sinken auf die Organisationsstufe niedrigster Tierarten herab. 3. Vielleicht Vererbung individuell erworbener Eigenschaften. Durch besondere Lebensbedingungen kann nämlich die Organisation eines Individuums nicht nur günstig, sondern eventuell ungünstig beeinflußt werden. Und wenn diese Veränderung vererbt wird (was ja noch fraglich ist), so ist die weitere Folge eine Verschlechterung der Rassenkonstitution. 4. Verkümmerung bei erschwerten Lebensbedingungen. Die Lebensbedingungen können mitunter so ungünstig werden, daß nur Varianten, welche nach der Richtung des Niedrigeren hin abweichen, den Kampf ums Dasein zu bestehen vermögen. Dann ergibt sich eine Verschlechterung der Art nach Typus 2. Doch kann die Wirkung der Erschwerung der Lebensbedingung sich auch direkt durch Erzeugung schlechterer Nachkommen kundgeben. Dann verkümmert der organische Typus auch ohne Eingreifen einer ungünstigen Auslese. Zu diesen angeführten primären Ursachen ist nur noch eine sekundäre Ursache der Rasseveränderung (Verbesserung oder Verschlechterung) anzuführen, nämlich die Kreuzung zweier verschiedener Typen durch geschlechtliche Vermischung. Die Nachkommen aus einer solchen Vermischung stehen in ihrer Organisationshöhe meist in der Mitte zwischen den beiden Typen und stellen somit vom Standpunkt des einen eine Verbesserung, vom Standpunkt des anderen eine Verschlechterung dar. Als sekundär verzeichnen wir jene Ursache, weil sie erstens das Vorhandensein von verschiedenen Typen voraussetzt, die nur durch eine der früher angeführten primären Ursachen entstanden sein können, und zweitens weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach nichts Neues hervorbringt (wie beispielsweise die chemische Vereinigung von Quecksilber und Sauerstoff zu Zinnober), sondern nur die Eigenschaften der Eltern in mannigfachster Weise kombiniert. Die Kreuzung als Ursache der Rasseveränderung ist somit theoretisch von geringerer, praktisch dagegen von großer Bedeutung und zwar deswegen, weil ihre Wirkungen in kurzen Zeiten sehr erhebliche sein können. Durch eine Kreuzung kann an Organisationshöhe gewonnen, respektive verloren werden, was durch Wirkung der primären Ursachen nur durch viele Generationen hindurch ersetzt werden könnte. (Die Waage, 1904, No. 17.)

Anthropologie.

Elsässische Steinzeitbevölkerung. An der archäologischen und anthropologischen Aufhellung der Urgeschichte und Frühgeschichte von Elsaß ist in dem letzten Jahr rege gearbeitet worden. Forrer, Schwalbe, Collignon sind hier besonders zu nennen. So ist es gelungen, die Bevölkerungszusammensetzung im Elsaß seit gallo-römischer Zeit, ja sogar seit dem ersten Auftreten der Metallkultur fortlaufend zu verfolgen. Ueber den physischen Charakter der ältesten Vorfahren gibt es nur spärliche Nachrichten. Die menschlichen Spuren reichen mit Sicherheit nur bis zur Diluvialzeit zurück, wo wir dem ersten Elsässer als Bewohner der älteren Lößterrassen begegnen, die gleichzeitig mit ihm Mammut, Höhlenlöwen, Höhlenbären und Rhinozeros beherbergten. Der Schädel von Egisheim, der in dieser Kulturschicht gefunden wurde, gehörte der jetzt noch lebenden dolichocephalen Menschenvarietät an, die von Quatrefages-Hamy als Cro-Magnon-Typus bezeichnet wurde. Für die jüngere Steinzeit im Elsaß kann ein vollständiges Bild der fortschreitenden Kultur entworfen werden. Die paläolithischen Ungeheuer sind ausgestorben; Bär, Auerochse, Wildschwein usw. sind an ihre Stelle getreten. Die Nomaden sind seßhaft geworden und lernen den Ackerbau kennen, dessen Beginn rohe Reib- und Mahlsteine markieren. Andere Funde zeigen als weiteren Fortschritt die primitive Töpferei, Flechterei, Weberei. Es breitete sich ein äußerst dichtes Bevölkerungsnetz über das ganze Elsaß aus. Ueber die physische Beschaffenheit dieser Steinzeitmenschen wissen wir relativ wenig. Gemeinsam ist allen gefundenen Schädeln die Dolichocephalie, denn die Indices betragen 74,2, 74,6, 73,3, 72,7. Als gemeinsamen Charakter zeigen sie ferner die starke Breitenentwicklung der oberen Gesichtshälfte und den überwiegend niedrigen Augenhöhlenbau. Sie vereinigen alle Merkmale, wie sie für die

Cro-Magnon-Rasse als typisch aufgezählt werden und schließen sich hierin ganz den Schädeln der älteren Funde an. Die Gesamtheit der Funde ergibt für die Steinzeit im Elsaß einen unzweifelhaft langköpfigen, höchstens noch die Mesocephalie erreichenden Typus, während bisher kein einziger brachycephaler Neolithiker dort bekannt wurde. Bereits in der nächsten Kulturstufe, mit dem Erscheinen des Metalls, tritt ohne Uebergang ausgesprochene Brachycephalie auf und setzt sich endgültig im Lande fest, so daß sie trotz der eingeborenen langköpfigen Bevölkerung und trotz aller späteren germanischen Beimischungen nie wieder verschwindet, sondern daß vielmehr im Mittelalter volle 85 pCt., in der Neuzeit über ³/₄ der Bevölkerung der Brachycephalie angehören, und der Durchschnittsindex im Mittelalter bei 85, heute bei 81—82 liegt. Mit seltener Schärfe läßt sich so für ein ununterbrochen bewohntes und kultiviertes Land der unvermittelte Kontrast zwischen zwei aufeinanderfolgenden Rassen in deutlicher Weise darstellen und ausführen, wie eine plötzlich auf die Szene tretende fremde Bevölkerung von physisch abweichendem Charakter die ursprüngliche Autochthonengruppe derart überflutet, daß letztere als Komponente der späteren Bevölkerungszusammensetzung völlig in den Hintergrund gedrängt wird. (Ed. Blind, Korrespondenzblatt der Deutschen anthropol. Gesellschaft, 1903, No. 12.)

Zur Anthropologie des russischen Volkes. Im Zentralblatt für Anthropologie (1904, 2) berichtet Dr. R. Weinberg über die in russischer Sprache erschienenen Untersuchungen von A. N. Krassnow, nach dessen Ermittelungen sich der kleinrussische Volksstamm von dem großrussischen in einigen nicht unwesentlichen Beziehungen unterscheidet. Erstlich fehlen den Kleinrussen fast vollständig jene blonden Dolichocephalen, die unter den Großrussen so reichlich sind; zweitens ist zu betonen, daß innerhalb einer brachycephalen blonden grauäugigen Grundbevölkerung dunkelfarbige Brachycephale von allgemeinem Typus vorkommen, die mit dem vorherrschenden slawischen Typus durch zahlreiche Uebergänge und Mischlinge sowie durch den Gehalt an vielen dunkel pigmentierten Fremdelementen verbunden ist. Mit diesen Fremdelementen meint Verfasser Tartaren, Moldauer, Mongolen, Zigeuner und Juden. Indem diese Elemente in eine schon an sich dunkel pigmentierte Grundbevölkerung aufgingen, erzeugten sie mit den Blonden eine endlose Stufenleiter von Mischtypen von außerordentlicher Mannigfaltigkeit, unter denen manchmal recht anmutige Erscheinungen mit grünen oder hellbraunen Augen und dunkelbraunen Haaren hervortreten. Im ganzen also hat der kleinrussische Stamm im Verhältnis zu den Großrussen erheblich viel mehr dunkelfarbige Elemente und insbesondere viel mehr Individuen, die mit hell- bezw. gemischtfarbigen Augen dunkelbraune Haarfarben verbinden. Verfasser glaubt, das dunkle Element sei den Großrussen etwas ursprünglich ebenso Fremdes wie die Langköpfigkeit den Kleinrussen.

Blonde Haare und blaue Augen bei den Griechen. In den dem Longus zugeschriebenen „Hirtengeschichten von Daphnis und Chloë" finden sich merkwürdige anthropologische Beschreibungen, die auf die physische Beschaffenheit der griechischen Rasse manches aufklärende Licht werfen. Bei Daphnis, dem Hirtenknaben, wird das Haar als schwarz und stark, der Leib von der Sonne gedunkelt beschrieben. Von dem Hirtenmädchen Chloë heißt es, daß ihr Haar blond und das Angesicht weißer war als die Milch der Ziegen, oder es wird mit einem Apfel verglichen, weil es weiß und rosig war. Dorkon, der junge Hirt, ist „weiß wie Milch und goldgelb wie die Aehren zur Erntezeit" oder „gelb wie ein Fuchs". Eros, der Liebesgott, ist „weiß wie Milch und rötlich wie Feuer". Tityrus, der jüngste Sohn des Rinderhirten Philetas, ist ein blondes Knäblein mit blauen Augen und weißer Hautfarbe.

Völker- und Kulturgeschichte.

Die Zukunft der schwarzen Rasse behandelte Missionsdirektor Buchner auf der 22. Missionskonferenz der Provinz Brandenburg. Er führte etwa folgendes aus: Daß die schwarze Rasse nicht wie die Papua und Eskimo durch die Berührung mit der europäischen Kultur in ihrem numerischen Bestande gefährdet wird, ist schon zur Genüge bewiesen. Im Gegenteil findet an den meisten Stellen,

wo die Sklavenjagden und die ewige Selbstzerfleischung der Schwarzen untereinander aufgehört haben, eine Vermehrung der Bevölkerung statt. Die Frage ist nur, ob sie bildungsfähig, d. h. imstande ist, neue europäische Kulturelemente in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Bei der Beantwortung dieser Frage seien eine ganze Anzahl von Urteilen von Reisenden und Kolonialpolitikern von vornherein auszuschalten, denn es sei zu durchsichtig, zu welchem Zweck diese Urteile verneinend ausfielen. Aber auch ernste und sachkundige Kritiker hätten häufig die Inferiorität der schwarzen Rasse behauptet. Er selber habe diese Anschauung früher geteilt, obwohl sein Vater, der zehn Jahre in Westindien als Missionar gewirkt habe, eine hohe Meinung von der schwarzen Rasse gehabt habe. Nach und nach habe er sich jedoch durch fortgesetztes eifriges Studium von der Unrichtigkeit seiner Anschauung überzeugt. Kein Künstler suche den Typus der angelsächsischen Rasse im Dreck von London. So gebe es neben den Tatsachen, die für Inferiorität der schwarzen Rasse zu sprechen scheine, eine ganze Menge andre, die auf das Gegenteil hindeuteten. Dieser Tatsachen führte der Redner eine große Menge aus Amerika an, die zur Genüge beweisen, daß die dortigen Neger, die Nachkommen der ehemals zu Hunderttausenden hinübertransportierten Negersklaven, auf allen Gebieten der Wirtschaft, der Technik, des geistigen Lebens in erfolgreichen Wettbewerb mit der weißen Rasse treten (?). Als diese Neger aus der Sklaverei befreit wurden, waren sie in einem halb tierähnlichen Zustand. Nicht das mindeste hatten ihre Befreier getan, um sie zum Genuß der Freiheit fähig zu machen. Aus eigner Kraft mußten sie sich den Weg bahnen, und hatten trotz der Freilassung unglaubliche Hindernisse und Vorurteile zu überwinden. Wenn jetzt nach 70 Jahren dort trotzdem so eminente Fortschritte erzielt seien, so könne man nicht umhin, der schwarzen Rasse eine eminente Kulturfähigkeit zuzusprechen. Freilich müsse man in einem solchen Entwicklungsprozeß nicht nach Jahrzehnten, sondern vielleicht nach Jahrhunderten rechnen. Aber wie in Amerika, sei es überall. Niemand gebe sich die geringste Mühe, die Neger zu erziehen. Ehe man nicht die ernstesten Versuche gemacht habe, sie zur Höhe der modernen Kultur emporzuführen, habe niemand ein Recht dazu, von der Inferiorität der schwarzen Rasse zu reden. Zwei schlimme Eigenschaften werfe man den Negern gewöhnlich vor: Sucht zur Karikatur und Faulheit. Die Beobachtung zeige aber, daß die Karikatur eine Kinderkrankheit sei, die immer mehr verschwinde, je länger die Neger mit der europäisch-amerikanischen Civilisation in Berührung stehen. Und dieser Trieb des Nachahmens, der zuerst gewöhnlich so lächerliche Blüten zeitige, ermögliche gerade die Emporentwicklung. Ohne ihn sei kein Erziehungserfolg denkbar. Auf allen Gebieten habe es sich gezeigt, daß die Neger fähig seien, vom rein äußerlichen Nachahmen zur Assimilierung höherer Kulturwerte vorwärts zu schreiten. Viel schwerer wiege der Vorwurf, der Neger sei zu faul zu ernster Arbeit. Man weise zum Beweise oft auf die alte amerikanische Plantagenwirtschaft hin, die nach der Negerbefreiung an Arbeitermangel zugrunde gegangen sei. Er behaupte dagegen, daß die damaligen Plantagenbesitzer auch ohne diese Kalamität zugrunde gegangen wären. Aus dem einfachen Grunde, weil sie die modernen Arbeitsmittel nicht eingeführt hätten, vielmehr technisch vollständig rückständig geblieben und dadurch konkurrenzunfähig geworden seien. Im übrigen: Wenn die Neger damals das arbeitslose Dasein für das einzig menschenwürdige gehalten hätten, so habe das einfach an der vorhergehenden fürchterlichen Ausbeutung gelegen, von der sich die Weißen heute keinen Begriff machen könnten, weiter aber daran, daß ihnen ihre Bedrücker selber mit schlechtem Beispiel vorangegangen, die alle mehr oder minder die Arbeit für etwas Verächtliches angesehen hätten. Je mehr wir uns von jener Zeit entfernt haben, desto mehr ist in Amerika der Anlaß zum Vorwurf der Faulheit gegen die Neger geschwunden. — In Deutsch-Ostafrika haben die Missionare wie diejenigen Weißen, die die Neger richtig zu behandeln wissen, fast immer ein größeres Angebot von Arbeitskräften, als sie verwenden können. Gott behüte und bewahre unsre Kolonialregierung vor dem Fehler, etwa Kulis und Chinesen zu importieren. Das würde auf die Dauer die schwarze Rasse einfach ruinieren. Das schwerste Hindernis für die Entwickelung der schwarzen Rasse sei und bleibe jedoch der Dünkel und Rassenhaß der Weißen. — Missionsinspektor Sauberzweig-Schmidt bestätigte vollständig Buchners Urteil über die amerikanischen Neger für Südafrika. Hier befänden sich die Neger auf genau dem gleichen Wege wie in Amerika, nur, daß sie naturgemäß noch nicht ganz so weit seien wie ihre amerikanischen Brüder, weil die Berührung mit der Kultur der Weißen eben noch nicht so lange und so intensiv angedauert habe. Wer die Schulen der Negerkinder mit denen weißer

Kinder vergleiche, müsse zugestehen, daß jene die gleiche Aufnahmefähigkeit besitzen wie diese. Dazu lernen die Negerkinder meistens zwei Sprachen und die Erwachsenen beherrschen oft drei Sprachen und radebrechen zuweilen noch eine vierte. In Britisch-Kaffraria gibt es Zeitungen, die von Schwarzen geleitet, geschrieben, gedruckt und gelesen werden. Eine der größten Gefahren für die Zukunft der schwarzen Rasse sei die Verbastardisierung. Leider häufen sich neuerdings die Fälle immer mehr, in denen seitens weißer Abenteurer und Kolonialbeamten in dieser Hinsicht skrupellos gesündigt werde. Wenn aber eine Bastardisierung (Rassenmischung zwischen Weißen und Schwarzen) erfolge, habe die Rasse keine Zukunft. (Vorwärts, 1904, Nr. 90.)

Die Rassemischung in Sizilien. In einem Aufsatz über das „Rassenproblem in der Mafia" schreibt E. von Meyer über die Rassemischungen in Sizilien: Die Urbevölkerung der Insel wird wohl berberisch gewesen sein, den Libyern, Mauren, Guanchen Nordafrikas blutsverwandt; vom Jahre 1000 v. Chr. ab sind die Sikaner von Westen hinzugekommen, der iberischen Rasse Sardiniens, Korsikas und Spaniens entstammend, von Osten aber die Sikuler italischer Herkunft. Dann rücken von Osten die Hellenen ein, von Westen die Karthager; die römische Herrschaft führt neue Italiker hinzu, die Völkerwanderung Vandalen und Goten. 832 n. u. Z. landen die Araber, in deren Heer überdies Syrer, Perser, ja Slawen zu finden sind; 1060 ziehen die Normannen ein, selbst keine große Zahl, aber gefolgt von ihren keltischen Mannen aus der Normandie und longobardischen aus dem Herzogtum Benevent. 1100 erfolgt eine Siedelung aus Ligurien und der Lombardei; der Fall der Hohenstaufen führt Franzosen ins Land, bis Peter von Aragonien sie mit seinen Spaniern vertreibt. Jede dieser Völkerwellen brandet an die Küste und drängt dann langsam die vorgefundene Rasse ins Innere zurück. Das eine Beispiel Hamilkars, der sich so lange in Eryx gegen die Römer hielt, beleuchtet in Kürze die ganze sizilische Geschichte bis zu den neuesten Kämpfen der savoyischen Regierung gegen die Mafia. Welch ein Ergebnis hat nun dieses Uebereinander von Rasseschichten, Lebensformen, Religionsbräuchen, Staatseinrichtungen gehabt? Die Antwort ist kurz: ein Chaos. Ein Chaos in den Empfindungen, weil die fortgesetzte Rassevermischung ohne jede Rassezucht nur zu einer ungeheuerlichen Rassezersetzung führen mußte, und so häuften sich von Mischgeschlecht zu Mischgeschlecht die ererbten Triebe und Tendenzen, ohne je zu einer ausgleichenden Einheit kommen zu können; die Oberschicht der heutigen Sizilianer, der Adel, weist noch germanische Züge auf, hohe Gestalt, blondes Haar; um Palermo sieht man spanische Typen, in Syrakus glaubte ich in einer Waisenschule von Knaben fast eine ethnologische Mustersammlung zu erblicken. (Deutsche Welt, 1904, 34.)

Die Juden in China. Ueber die eingeborenen Juden von China schwebt noch jetzt ein Dunkel. Trotz mancherlei Nachforschungen ist es noch nicht gelungen, die Sitten und das Leben der chinesischen Juden zu ergründen. Einer der erschwerendsten Umstände ist der, daß die Juden meistenteils in den inneren und schwer zugänglichen Provinzen des „Reiches der Mitte" wohnen, so z. B. in Kaifengfu usw. Die europäischen Juden, die sich in Shanghai angesiedelt haben, haben einen Verein zur Erforschung der Verhältnisse der Juden in China gebildet. Mr. Lewis Moore war der erste Präsident dieses Vereines. Sie haben einige Juden aus Kaifengfu nach Shanghai gebracht, darunter Mr. Li King Son, um sie nach europäischem Muster heranzubilden und sie zugleich in die Wissenschaft des Judentums einzuführen. Leider aber sind die Mittel der Gesellschaft unzureichend, um die Arbeit in fruchtbringender und nützlicher Weise fortzusetzen. Das englische Blatt in Shanghai „Shanghai Mercury" bringt einen sehr interessanten Bericht über die Tätigkeit dieser Gesellschaft. Es wäre zu bedauern, wenn diese nützliche und wichtige Sache wegen Mangels an Mitteln im Sand verlaufen würde. (Die Welt, 1904, 16.)

Rassen-Hygiene.

Entartung und Hygiene. Von einem etwas einseitigen Standpunkte aus und mit nicht ganz ausreichenden geschichtlichen Kenntnissen sucht W. Kruse die augenfällige Entartung mancher Völker in Abrede zu stellen. Er will sich von allen „phantastischen Schlußfolgerungen", von den „modernen Theorien eines Gobineau, eines

Georg Hansen" fernhalten und nur „eine nüchterne hygienische und anthropologische Erörterung" geben, nur „die Frage der physischen Entartung der Kulturvölker" behandeln. Gut. Wenn nur seine Darstellung immer so „nüchtern" und vorurteilsfrei wäre. Er rät allen, „die sich mit Degenerationszeichen abgeben, daraufhin eine größere Serie prähistorischer Schädel oder solche unserer Vorfahren, der alten Germanen, anzusehen. Sie werden erstaunt sein, darunter so viel abnorme Bildungen zu finden". Nun, ich glaube, ich habe schon genug vorgeschichtliche wie auch Germanen-, Kelten- und Slawenschädel in der Hand gehabt oder in naturgetreuen Abbildungen verglichen — jedenfalls mehr als der Verfasser —, um darüber ein Urteil abgeben zu können. Außer den Spuren und Folgen von Verletzungen sind krankhafte Erscheinungen, besonders auf Gehirnleiden hindeutende, äußerst selten; höchstens findet man überzählige Nähte oder leichte Asymmetrien, die durchaus nicht in den Bereich des Krankhaften fallen. Dagegen muß jeder unbefangene Beobachter die tadellosen Gebisse der vor- oder frühgeschichtlichen Schädel bewundern. Welch ein Unterschied gegen unsere heutigen Zustände trotz aller Zahnpflege und den zahllosen fäulniswidrigen Mundwässern! Ein handgreifliches Zeichen der Entartung. „Die heutigen Westfalen", meint der Verfasser, würden in entsprechender Tracht „etwa denselben Eindruck" machen wie die alten Germanen. Ich gebe zu, daß man mit Mühe und Sorgfalt aus einer bestimmten Gruppe westfälischer Dorfschaften eine kleine Zahl junger Bauernburschen aussuchen könnte, die einigermaßen ihren altsächsischen Vorfahren glichen; aber das wäre nur eine „Auslese". Die Blutmischung ist auch im alten Sachsenlande so weit vorgeschritten, daß schon im Aeußeren ein großer Unterschied, ganz im Gegensatz zu dem „habitus quoque corporum, quamquam in tanto hominum numero, idem" der alten Zeit sich zu erkennen gibt, und dann die blöden, brillenbewehrten, in allen Farben schillernden Augen unserer städtischen Jugend, wie weit sind sie von den allen Germanen gemeinsamen „truces et caerulei oculi" entfernt! Gewiß haben unsere Vorfahren, vielleicht etwas zu sehr, die Freuden des Bechers und die Aufregung des Spiels geliebt, glaubt aber der Verfasser im Ernst, daß es im alten Germanien verhältnismäßig ebensoviele Trottel, Wahnsinnige, Taubstumme, Schwindsüchtige gegeben habe wie im neuen Deutschen Reich? -- Auch ich bin der Ansicht, daß die Entwicklungslehre „auch ohne das Darwinsche Prinzip der natürlichen Zuchtwahl auskommen kann", aber trotzdem müßte man blind sein, um die mächtige Wirkung der Auslese, d. h. der Ausmerzung der Schwächlinge und Kümmerer im freien Walten der Natur zu verkennen, die freilich keine neuen Arten hervorbringt, aber die bestehenden gesund und lebenskräftig erhält. Dieser Naturzüchtung wirkt aber zweifellos die bei unserer verfeinerten Lebensweise und mit allen Hülfsmitteln der Wissenschaft mögliche Aufzucht lebensschwacher Kinder entgegen; um so weniger darf darum die leibliche Erziehung vernachlässigt werden, um so mehr muß für die öffentliche Gesundheitspflege geschehen. Ganz gewiß hat die Sterblichkeit in den letzten Jahrhunderten abgenommen, aber diese Tatsache läßt sich sehr wohl mit der „Degenerationshypothese" vereinigen: nicht die Widerstandsfähigkeit der jetzt lebenden Menschen, sondern die gesundheitliche Fürsorge, besonders in den Städten, diesen „ummauerten Gräbern", hat zugenommen. Mit Recht legt der Verfasser großes Gewicht auf das Selbststillen der Mütter, meint aber, „daß die Höhe des Kulturzustandes an sich mit der Unfähigkeit der Frauen nichts zu tun" habe, daß vielmehr „der mehr oder weniger freie Entschluß der Mutter bei weitem die häufigste Ursache des Nichtstillens" sei. Nun, in den Zuständen unserer heutigen Gesellschaft, sowohl bei den Arbeitern wie in den höheren Volksschichten, liegen eben die Ursachen für „den mehr oder weniger freiwilligen Entschluß", und hat sich dies während einiger Geschlechterfolgen wiederholt, so nutzt der beste Wille und auch das Einschreiten der Behörde nichts mehr. Die Fähigkeit der Milcherzeugung ist durch Entartung der Drüsen, infolge von Nichtgebrauch verloren. Was aber noch geschehen kann, sollte nicht versäumt werden; gewiß gilt es, „den Säuglingen ihr Recht auf die Mutterbrust zurückzugeben, den Müttern ihre Nährpflicht einzuprägen". Sehr beachtenswert ist daher der von Frau Röse gemachte, auch in diesen Blättern (II, 4) erwähnte Vorschlag zur Gründung von „Stillungsheimen". All die einschlägigen Fragen habe ich, soweit es in engem Rahmen möglich war, schon in meinem Vortrag über „Rasse und Gesundheit" behandelt. (W. Kruse, Zeitschrift für Sozialwissenschaft, VI, 6.) **Ludwig Wilser.**

Zölibat und Priestertum. Die erzwungene Ehelosigkeit der Priester ist schon oft als moralisch verwerflich bezeichnet worden. Wichtiger ist aber noch die rassenverschlechternde Rolle des Zölibats. Darin besteht ein anthropo-

logischer Gegensatz zwischen der katholischen und protestantischen Konfession. Die Lobredner des Zölibats gehen auf diesen Punkt gar nicht ein. Aber zu beherzigen ist der Satz von Professor Grubner: „Die Erzeugung und Erhaltung einer gesunden und edlen Rasse ist unvergleichlich wichtiger als die Forterbung selbst der höchsten Kulturgüter, die in der Hand des Verkommenen nur taubes wertloses Gestein sein würden“, und was Hofmüller in einer Besprechung gelegentlich sagt: „Solche Söhne einer Academic race haben gleich bei der Geburt einen nie einzuholenden Vorsprung voraus. Man denke an den vollkommensten Gegensatz-Typus: Das katholische Priestertum, das sich nicht legitim fortpflanzen kann! Die feinste persönliche Kultur, die zarteste Sittlichkeit, die reifste Milde, zu der sich schließlich das Individuum hinaufgebildet hat, geht hier unwiederbringlich verloren, weil sie nicht vererbt werden darf! Der Stand als solcher muß immer wieder ab agricola anfangen.“ Als man am Ende des 4. Jahrhunderts dazu kam, den Zölibat für die höheren Weihen zu fordern, war noch lange die selbstverständliche Voraussetzung, daß eine Ehe vorausgegangen war. Die Praxis war, daß die Kleriker der niederen Weihen heirateten und da lange Zwischenzeiten bestanden, erst im gereiften Mannesalter zum höheren Priesterstand und damit zum Zölibat übergingen. Auch dann entließen sie ihre Frauen nicht, durften sie nicht einmal entlassen. Gregor der Große erlaubte noch im 7. Jahrhundert den Subdiakonen Siziliens die Fortsetzung der Ehe, nur durften sie nicht Priester werden und mußten vom Altar fern bleiben. Nur von Jugend an Zölibatäre zum Priesterstand zu lassen, war erst spätere Praxis, und auch hier zunächst nur in Rom. Denken wir an unsere Zeit, wo der klerikale Nachwuchs nach Zahl und besonders Qualität so schwere Sorgen bereitet, sollte denn da nicht das altkirchliche Prinzip wieder Platz greifen? Sieht man denn nicht ein, welcher Unsegen der Haufen Klöster ist, welcher Vorteil andrerseits ein sich selbst rekrutierender Klerus wäre, der auch für das gebildete Laientum zahlreiche Emissäre abgeben könnte, wie es das protestantische Pfarrhaus tut? Man korrigiere nicht die Natur! Priester sind nicht aus anderem Teig gebacken als die anderen Menschenkinder. Wollen sie ehelos bleiben, gut! Wo nicht, dann sollen sie wenigstens vom reiferen Mannesalter an, nachdem sie der Kirche Rekruten geliefert und für die soziale Hebung des Katholizismus gewirkt, der Askese sich widmen und so immer noch einen moralischen Vorrang vor den Laien haben. Mancher Jungfer, die ins Kloster will und vielleicht eine passable Nonne abgeben kann, möchte man anraten, der Not der Kirche halber, welche gute Hausfrauen und Mütter heute doppelt nötig hat, jedenfalls nötiger als Nonnen, lieber eine rechtschaffene Ehe einzugehen. Der junge Kleriker sollte nach Absolvierung seiner Studien heiraten dürfen, wenn er will, Kinder zeugen, aber etwa gegen das 40. Jahr in den dauernden Zölibat treten. Dann würden tüchtige Elemente nicht mehr den Priesterstand fliehen, für Nachwuchs wäre gesorgt und die unseligen wie unmoralischen Preßanstalten wären überflüssig. Der Kleriker bekäme auch reiferen Ueberblick über das Leben, urteile nicht wie ein Kind über das Weltleben und wäre der Pein los, welche unbefriedigter Naturdrang selbst dem Apostel bereitete. Aehnliche Gedanken hat schon Deutinger ausgesprochen: Nun ist die Ehe auch ein Naturverhältnis und als solches auch ein vom Christentum geheiligtes. Der Mensch ist nicht ohne Geschlecht. Auch der Priester nicht. Er soll fühlen können, fühlen lernen, fühlen dürfen, wie jeder Mann. Allein solang er darin befangen, solang er nicht über dieses Gefühl hinaus ist, taugt er meines Dünkens auch noch nicht ganz zum Priester, kann nicht Brot und Wein des Lebens ganz zum göttlichen Opfer machen. Der Fehler liegt bloß in der Einrichtung, Zwanzigjährige zu Priestern zu machen und zu glauben, damit sei die Natur schon überwunden, und daß der hinlänglich geweiht ist, der geistig ein Knabe, seelisch ein Jüngling und vielleicht leiblich als Mann sich fühlt. Man ordiniere daher nur den Presbyter (d. h. „Aeltesten“) zum Priester, den gereiften, seelisch, leiblich und geistig durchgebildeten Mann, der alle Erfahrung des Lebens in sich aufgenommen und durch das Vertrauen auf ein Höheres überwunden hat. (J. Müller, Renaissance, 1904, 4.)

Die Rückbildung des menschlichen Gebisses. Die Rückbildungsvorgänge, die im Tierkörper nachgewiesen wurden, sind recht vielgestaltig; diejenigen, welche den Menschen betreffen, sind nach den neuesten Untersuchungen von Wiedersheim ganz und gar nicht unbeträchtlich. Bei Cuvier und später bei Owen findet man bereits Angaben hinsichtlich der Reduktion des dritten Molaren (Mahlzahn) beim Menschen. Es muß zwischen Reduktion eines ganzen Organs und der Rückbildung eines Bestandteiles eines Organs ein Unterschied gemacht werden. Die erstere

bedeutet den gänzlichen Ausfall, d. h. das Ausbleiben des ganzen Organes in einer jüngeren Zeitperiode im Gegensatz zu einer älteren; letztere hingegen bedeutet eine Erscheinung, die eine Abnahme oder irgend eine Verkümmerung zum Ausdruck bringt, und derart das Vorzeichen der Reduktion des ganzen Organes darstellen kann. Das vollständige Ausbleiben des dritten Molaren beim Kulturmenschen ist allgemein bekannt. Es dürfte kaum mehr als etwa 25 Jahre her sein, daß die klinische Beobachtung mit Ueberraschung die Rückbildung des oberen seitlichen Schneidezahns wahrgenommen hat. Es handelt sich hier nicht um eine Reduktion vorübergehenden Charakters, welche mit der Zeit ausgeglichen wird, sondern um die völlige Reduktion, um den gänzlichen Verlust einer Zahngattung. Das Ausbleiben des oberen seitlichen Schneidezahns ist in höherem Maße bei Städtern als bei der Landbevölkerung gefunden worden. Der Reduktionsprozeß hat bis zu seiner vollen Abwicklung mehrere Phasen durchzumachen. Diese Veränderungen vollziehen sich vor unseren Augen noch immer bezüglich des dritten Molaren, indem der Längen- und Breitendurchmesser abnimmt, während viele Kulturmenschen schon auf die Weisheitszähne ganz verzichten oder sich nur mit zweien begnügen müssen. Es sind nun anatomische Anzeichen gefunden worden, welche diesen Prozeß einleiten, namentlich in Form einer Schmelzfalte, die Zsigmondy in 80 pCt. der Fälle gefunden hat, und die sich an der inneren Seite des Zahnes befindet. In ihrer Tiefe ist der Schmelz auf eine minimale Schicht beschränkt oder er fehlt vollständig, wodurch eine kleine Dentinfläche bloßgelegt wird. Im pathologisch-anatomischen Sinne bedeuten diese Erscheinungen verminderte Widerstandskraft gegen Schädigungen, d. h. eine Prädispositionsstelle für Karies oder Zahnfäule. Die Schmelzfalte wird nur selten bei wilden Stämmen oder bei Völkern mit roher Lebensweise gefunden. Sie nimmt schrittweise zu im Verhältnis, in welchem man sich der Gegenwart nähert. (Jos. Arkövy, Oesterr.-ungar. Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde, 1904, Heft 1.)

Eine Farm für Menschenzucht. Ueber eine eigenartige Hochzeit, die dieser Tage in Perm, im nordöstlichen Rußland, auf den Gütern des Großgrundbesitzers Raschatnikow, stattfand, berichten medizinische Blätter. Die Hochzeit gehört zu einer Reihe interessanter biologischer Experimente, die der genannte Großgrundbesitzer seit Jahrzehnten veranstaltet. Raschatnikow hat nämlich eine größere Geldsumme der Züchtung schöner Menschen geweiht. Er duldet unter seinen Arbeitern nur die vollkommensten und gesündesten Exemplare von Männern und Frauen, Leute von tadelloser Körperschönheit. Unter diesen Leuten stiftet er selbst Heiraten, indem er diejenigen Paare zur Vereinigung bringt, die den schönsten menschlichen Nachwuchs zu liefern versprechen. So hat er sich nach und nach eine Kolonie auserlesener Schönheiten geschaffen und hat sich auf seiner „Zuchtfarm" der Aufgabe unterzogen, das Menschengeschlecht zu verbessern. Er hat bereits 40 Musterpaare zusammengebracht und diese haben ihm über 100 wirklich außerordentlich schöne Kinder in die Welt gesetzt. Die Buben strotzen von Kraft und Schönheit, die Mädchen sind Typen von Anmut und Lieblichkeit. Aus dieser zweiten von Raschatnikow nach seinen eigensten Ideen gezüchteten Generation war nun das oben erwähnte Hochzeitspaar das erste, das er zusammengefügt hat und das ihm eine neue, dritte Sprößlingsschaft von Idealmenschen schaffen soll. Der Bräutigam war ein Bauer namens Wasiliew, geradezu ein Antinous von jugendlicher Schönheit, die Braut ein entzückendes Mädchen von 18 Jahren. Das Paar wurde in des Gutsherrn eigener Equipage zur Kirche gefahren, und erhielt von ihm eine Aussteuer, bestehend in einem hübschen Häuschen und reichlichem Ackerland. Das Hochzeitsmahl wurde gleichfalls vom Gutsherrn gegeben, und Raschatnikow selbst brachte dabei einen Toast auf die „zweite Generation seiner Pfleglinge" aus.

Alkoholismus und Geisteskrankheit. Nach Dr. Robert Jones, Medical Superintendent des London County Council Asylum zu Claybury, soll von den zurzeit in englischen Irrenhäusern befindlichen 116000 Insassen bei nicht weniger als 11000 Männern und 6000 Frauen die Geisteskrankheit direkt oder indirekt durch übermäßiges Trinken veranlaßt worden sein. Unter den während des Dezenniums 1893—1902 in die Irrenanstalten des Londoner Bezirks aufgenommenen 35916 Personen war bei 21 pCt. der Männer und 11 pCt. der Frauen Trunksucht die alleinige Ursache ihrer Psychose gewesen. Aehnlich stellt sich das Verhältnis (22,7 und 13,1 pCt.) für die in dem gleichen Zeitraum in das Claybury Asylum aufgenommenen 9544 Kranken. (Med. Record. 1904, Vol. 65, S. 20.) — B.

Soziale Hygiene.

Sterblichkeit in der Schweiz infolge Trunksucht. Das eidgenössische statistische Bureau veröffentlichte am 9. Juni 1904 die Zusammenstellung der Sterbefälle in den 18 größten Schweizerstädten, bei welchen Trunksucht als direkte oder mitwirkende Todesursache angegeben war. Bei einer Gesamtzahl von 9302 Todesfällen im Alter von 20 und mehr Jahren war dies der Fall bei 547 Personen = 5,9 pCt. aller Todesfälle im Alter von 20 und mehr Jahren. Berücksichtigt man nur die im Alter von 20 und mehr Jahren verstorbenen Männer, so starben von einer Gesamtzahl von 4598 465 = 10,1 pCt. direkt oder indirekt an Trunksucht. Die meisten dieser Todesfälle erfolgten im Alter von 40—59 Jahren (302 Fälle); eine ziemliche Anzahl (119 Männer) starben schon zwischen 20 und 39 Jahren. Alle Berufsarten sind vertreten, am meisten die Wirtschafts- und Hotelangestellten. Dieselben weisen 47 Todesfälle infolge Trunksucht auf, d. i. 10 pCt. aller männlicher Todesfälle, ein im Vergleich zu andern Berufen viel zu starkes Verhältnis. Die große Versuchung zum Alkoholgenuß, welcher die Kellner ausgesetzt sind, in Verbindung mit den hygienisch schlechten Verhältnissen ihres Gewerbes, sind zweifellos die Ursache dieser traurigen Erscheinung. Es scheint, daß der Alkoholismus in der Schweiz seit etwa zehn Jahren ziemlich stationär geblieben ist; der Prozentsatz der Todesfälle infolge Trunksucht bleibt wenigstens jedes Jahr fast der gleiche. Obwohl für Deutschland diese amtliche Statistik noch nicht besteht, darf angenommen werden, daß hier leider die Zahlen kaum günstiger reden würden.

Gesellschaft zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Einer der wichtigsten sozialpolitischen Aufgaben, der Säuglingssterblichkeit entgegenzuwirken, wendet sich in erfreulicher Weise die allgemeine Aufmerksamkeit mehr und mehr zu. Berliner Blätter wissen jetzt mitzuteilen: In Deutschland gehen jährlich 420000 Kinder zugrunde, ehe sie das erste Lebensjahr erreicht haben. Der Hauptgrund ist darin zu suchen, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der Mütter, welche ihrem Kinde die natürliche Nahrung, die Muttermilch, bieten können, abgenommen hat, und daß die an die Stelle der in vieler Beziehung unersetzlichen Muttermilch bei sehr vielen Säuglingen als einzige Nahrung die Kuhmilch tritt, die nicht immer einwandsfrei ist. Hier entgegenzuwirken ist die Aufgabe, die sich die Gesellschaft zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit für Berlin gestellt hat. In anderen Städten sind ähnliche Bestrebungen ja schon von gutem Erfolge gekrönt, indem armen Kindern keimfreie Milch bereitgestellt wird.

Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Der Vorstand der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat in einer Petition an das Abgeordnetenhaus die Einfügung folgender Bestimmung in das Ausführungsgesetz zum Reichsseuchengesetz angeregt: „Die Stadtgemeinden sind verpflichtet, ausreichende Fürsorge zur Unterbringung Geschlechtskranker beiderlei Geschlechts in geeigneten Stationen zu treffen. Im Bereich der Stadtgemeinde wohnhafte Geschlechtskranke, welche nicht der Krankenversicherungspflicht unterliegen, sind unentgeltlich aufzunehmen und zu behandeln." Aus der Begründung der Petition heben wir folgendes hervor: Die bei den übrigen ansteckenden Krankheiten wirksamen Desinfektionsmaßnahmen sind bei den Geschlechtskrankheiten weder durchführbar noch zweckentsprechend, vielmehr sind mit der Absonderung des Kranken in einem Krankenhause während der Dauer seiner Ansteckungsfähigkeit alle zur Verhütung der Weiterverbreitung der Krankheit erforderlichen Vorkehrungen getroffen. Die Absonderung ist aber um so dringender notwendig, als in der Behausung des Kranken die Geschlechtskrankheiten erfahrungsgemäß überaus leicht auf die Familienmitglieder — unschuldige Frauen und Kinder — übertragen werden. Da eine allgemeine zwangsweise Unterbringung von Geschlechtskranken in Krankenhäusern aus sozialen und pekuniären Gründen nicht möglich ist, so muß wenigstens versucht werden, durch möglichst große Erleichterung der Hospitalbehandlung eine möglichst große Anzahl von Geschlechtskranken den Krankenhäusern zuzuführen. Die Kosten des Behandlungsverfahrens nicht dem Staat oder der Heimatsbehörde des Erkrankten, sondern der Gemeinde des derzeitigen Wohnortes aufzuerlegen, empfiehlt sich, erstens, weil diese Gemeinden selbst das größte Interesse daran haben, der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in ihrer eigenen Bevölkerung durch Absonderung der Kranken zu begegnen, zweitens, weil die Einziehung der Kurkosten bei der Heimatsbehörde des Erkrankten ein Bekanntwerden seiner Erkrankung daselbst zur Folge hat, und sich erfahrungs-

gemäß hieraus in sozialer Beziehung schädliche Folgen für denselben zu ergeben pflegen. Außerdem wünscht der Vorstand der genannten Gesellschaft noch den Erlaß eines besonderen Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Zwangsweise Behandlung der Geschlechtskrankheiten. Der Braunschweiger Landtag nahm in einer seiner letzten Sitzungen einen für die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten bemerkenswerten Antrag an. Es handelte sich um das Ausführungsgesetz zum Reichsgesetz über die Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten. Der Beschluß lautet: „Bei ansteckenden Geschlechtskrankheiten, die auf amtlichem Wege zur Kenntnis der Behörden gelangen, kann zwangsweise Behandlung angeordnet werden, und zwar gegebenenfalls in einem öffentlichen Krankenhause, wenn dies zur wirksamen Verhütung der Weiterverbreitung usw. erforderlich erscheint."

Erziehung und Unterricht.

Schulreform und Einheitsschule. Die Schulreform entsprechend den neuen sozialen Verhältnissen und den fortgeschritteneren pädagogischen Einsichten gemäß durchzuführen, ist gegenwärtig das Bestreben der Regierungen und der Lehrerschaft der meisten Länder. In erster Linie geht Skandinavien in der Lösung dieser Fragen voran. Wie berichtet wird, hat die Schulreform in Schweden zu einer bemerkenswerten Neuordnung des höheren Schulwesens geführt. Hiernach umfaßt das höhere Lehrwesen die Realschule mit sechs einjährigen Klassen und das Realgymnasium oder das Lateingymnasium mit vier Klassen. Die Realschule knüpft an die Volksschule an, indem der Volksschüler der ersten Klasse imstande ist, zur Realschule überzugehen, in der der Unterricht in der sechsten Klasse mit einem Abgangsexamen abschließt. Von der fünften Klasse der Realschule kann der Schüler entweder zur sechsten aufrücken oder zum Gymnasium übergehen. An gewissen Orten soll die Realschule für Knaben und Mädchen gemeinsam sein. Der Lehrplan dieser Schule umfaßt in fremden Sprachen in erster Linie Deutsch, Französisch nur nach Wahl. In den oberen Klassen der Gymnasien haben die Schüler in den Lehrgegenständen eine gewisse Wahlfreiheit. Das Latein hat eine außerordentliche Beschränkung erfahren. Ein Antrag, wenigstens in vierzehn Schulen einen sechsjährigen Kursus im Lateinischen und einen vierjährigen Kursus im Griechischen beizubehalten, wurde abgelehnt. Das Reichstagsmitglied Centerwall erklärte, er hätte sich früher dem Studium des Lateinischen gewidmet und könnte Latein besser als Schwedisch sprechen. Später aber wäre er Renegat geworden, als er andere Sprachen lernen mußte, die er lieber hätte früher lernen sollen. Mit Latein und Griechisch erreiche die Menschheit keinen höheren Entwicklungsgrad. Lieber sollte man moderne Sprachen und die eigene Muttersprache studieren. In Schweden hätte die nationale Entwicklung in dem Augenblick begonnen, wo man die klassischen Sprachen aus den höheren Schulen entfernte.

Die allgemeine Volksschule. Auf dem diesjährigen allgemeinen deutschen Lehrertag hielt Lehrer Gutmann-München einen Vortrag über die allgemeine Volksschule. Er trat für dieselbe ein, weil sie in erster Linie dazu geeignet sei, die immer schärfer werdenden Rassengegensätze nach Möglichkeit auszugleichen. Er wolle die Standesunterschiede nicht leugnen, doch seien diese nicht zu verwechseln mit ihren Auswüchsen, dem Standesdünkel und dem Klassenhaß, die entschieden bekämpft werden müßten. Man schaffe durch die allgemeine Volksschule das soziale Verantwortlichkeitsgefühl bei den in die höheren Stände übergehenden Schulen und bringe diesen einen größeren Respekt vor den Handarbeitern bei. Sie ist ein pädagogisches und soziales Ideal, das möglich und erreichbar sei. — Der Redner stellte folgende Leitsätze auf: 1. Das vornehmste Ziel für eine gedeihliche Weiterentwicklung unseres Volkes ist darin zu erblicken, daß es der auf blutiger Wahlstatt errungenen äußeren Einheit die innere zugeseilt. Eines der Mittel, die zu diesem Ziele führen, ist die allgemeine Volksschule, in welcher die Kinder des gesamten Volkes mindestens vier Jahre lang gemeinsam unterrichtet werden. 2. Tragen Organisation, Lehrplan und Unterrichtsverfahren der allgemeinen Volksschule den Anforderungen der Pädagogik Rechnung, so bietet sie nicht nur die zweckmäßigste Vorbereitung für die Oberstufe der Volksschule, sondern auch für

alle übrigen weiterführenden Bildungsanstalten. 3. Die Erziehung der Kinder aller Stände leidet in der allgemeinen Volksschule durchaus nicht Not; sie erfährt im Gegenteil mannigfache Förderung, die Schulen nicht zu bieten vermögen, die nur von Kindern bestimmter Bevölkerungsgruppen besucht werden. 4. Die deutsche Lehrerschaft darf in ihrem Kampfe gegen die der allgemeinen Volksschule entgegenstehenden Vorurteile um so weniger erlahmen, als sich dieselben überall da, wo sie seit längerer Zeit besteht, trefflich bewährt hat.

Rechtswissenschaft.

Kriminalpolitik und Strafrechtsreform. Kriminalpolitik ist die planmäßige Reform der Strafgesetzgebung zur Förderung des gemeinen Wohles, sie ist Strafgesetzgebungspolitik. Die kriminalpolitische Betrachtung darf jedoch nicht mit den kriminalpolitischen Reformen beginnen, sondern sie muß sich zunächst beharrlich dem geltenden Recht zuwenden, bevor sie Neues schaffen will. Der Kriminalpolitiker muß untersuchen, ob und inwieweit die geltende Gesetzgebung den Anforderungen entspricht, die das gemeine Wohl an die Strafgesetzgebung stellt. Die kritische Betrachtung ist die Vorschule der neugestaltenden Kriminalpolitik. Es ist bedauerlich, daß die Richter verhältnismäßig selten ihre kriminalpolitischen Beobachtungen mitteilen. Häufiger geschieht es von den Staatsanwälten. Die kritische Kriminalpolitik hat an eine allgemeine Rechtslehre anzuknüpfen, die aus den Einzelerscheinungen das Typische herausgreift. Sie hat zwei Fragen zu beantworten: Was soll der Gesetzgeber als Verbrechen im allgemeinen Sinne des Wortes erklären? Welche Strafen sollen Anwendung finden? Die Lösung der ersten Aufgabe wäre beinahe unmöglich, wenn es sich um noch unbekannte, unerforschte Erscheinungen handeln würde; allein da ein Gesetzgeber stets nur ein Verhalten als Verbrechen erklärt, das typisch aufgetreten ist, so wird er diese Aufgabe um so sicherer zu lösen vermögen, je schärfer er diese typischen Erscheinungen bisher beobachtet hat. Hierzu wird die persönliche Erfahrung als Richter, Staatsanwalt oder Verteidiger besonders wertvoll sein. Was soll nun der Gesetzgeber für Verbrechen erklären? Der Satz: Verbrechen ist das Verhalten, das das Gesetz als ein Verbrechen erklärt, setzt ein Strafgesetz voraus, ist also zum Maßstab einer Reform nicht geeignet. Merkel hat das Verbrechen als ein antisoziales Verhalten gekennzeichnet. Als antisozial bezeichnet Merkel ein Verhalten, welches den im Rechte zum Ausdruck kommenden Interessen widerspricht, die nirgends Interessen bloß eines einzelnen Individuums, sondern stets Interessen einer Vielheit und zwar Interessen sind, welche sich als gemeinsame geltend zu machen die Kraft haben. Die Art, wie diese gemeinsamen Interessen durch Verbrechen berührt werden, ist das entscheidende Motiv der Behandlung, welche die Verbrechen erfahren. Er erklärt z. B. die Integrität von Gesundheit, Leben, Freiheit, Ehre des einzelnen, unter der Voraussetzung, daß ein öffentliches Interesse daran besteht, des strafrechtlichen Schutzes für teilhaftig. Es kommt darauf an, ob die Gesamtheit ein derartiges Interesse an einem Gegenstand habe, daß er gegen Angriffe strafrechtlich zu schützen sei. Im allgemeinen wird nun der Strafgesetzgeber solche Güter als „Strafrechtsgüter" zu erklären haben, die des strafrechtlichen Schutzes würdig und bedürftig sind, die nur durch die Strafgewalt geschützt zu werden vermögen und für die sich der Strafschutz voraussichtlich wirksam erweist. Der Strafgesetzgeber soll den Schutz nicht weiter ausdehnen, als es zum Schutze des Gegenstandes nötig ist. Je größer das Interesse des Staates an einem Gute ist, desto umfassender und intensiver gestaltet sich naturgemäß der Strafschutz. Es ist also eine weise Oekonomie bei Begründung staatlicher Strafpflicht zu üben und jede Ueberspannung der Strafgewalt sorgsam zu vermeiden. Daß die Strafpflicht des Staates nicht allzu große Opfer erfordere, wird an dem Gesetzgeber oft nicht genugsam beachtet, weil er die Strafgewalt, die er begründet, nicht in ihren Wirkungen übersieht und sich nicht vorstellt, wie sich ein Strafgesetz in seinem Vollzuge gestaltet. Ein Strafgesetzgeber darf daher nicht nur Jurist und Kriminalist sein, sondern er muß auch mit der Verwaltung der Strafrechtspflege und namentlich mit dem Strafvollzuge vertraut sein. (Karl Stooß, Archiv für Kriminal-Anthropologie, 1904, 14. Bd.)

Bevölkerungsstatistik und Wanderungen.

Volksvermehrung in Amerika und Australien. Es ist eine ganz auffallende Erscheinung, daß in den Ländern der neuen Welt die Bevölkerung sehr frühzeitig aufhört, sich aus sich selbst heraus zu vermehren. Der Zuwachs stammt von den Einwanderern, während die Geburtsziffern der einheimischen Bevölkerung sehr rasch sinken. Diese Erscheinung des Rückgangs der Geburten zeigt sich nicht nur in den Vereinigten Staaten von Amerika, in denen sich an der männlichen Bevölkerung auch ein bedenklicher Feminismus bemerkbar macht, sondern auch in verstärktem Maße in Australien, wo zudem noch eine Verminderung der Einwanderer eingetreten ist und durch das gegenwärtige Prohibitivsystem noch weiter hintangehalten wird. Ein kürzlich von der australischen Regierung veröffentlichtes Werk von T. A. Coghlan über die wirtschaftliche Entwicklung des jungen Erdteils zeigt, daß auf 1000 Einwohner in den 1860er Jahren noch ungefähr 40 Geburten kamen, im letzten Jahrzehnt dagegen nur noch 27 bis 30. 1902 war die Geburtenzahl sogar auf 26,7 gefallen, also auf einen bedeutend niedrigeren Betrag als in Deutschland, wo sie sich fast regelmäßig noch höher als 37 stellt. Die genannte Erscheinung erklärt es auch, daß die wirkliche Zunahme der Bevölkerung Australiens heute nur noch verhältnismäßig gering ist. Inwieweit dafür die in Australien mehr als in irgend einem anderen staatlichen Gemeinwesen zur Durchführung gelangten sozialistischen Ideen verantwortlich zu machen sind, mag dahingestellt sein. Jedenfalls deutet die Erscheinung darauf hin, daß alle die Befürchtungen einer nahen Uebervölkerung der Erde, die von den Volkswirten seit Malthus immer wieder vorgebracht worden sind, wohl nicht die ihnen stets beigemessene Bedeutung besitzen. Vielleicht wird man im 20. Jahrhundert noch mit mehr Staaten zu rechnen haben, die an Volkszahl hinter ihren wirtschaftlichen Zielen zurückbleiben, als mit solchen, die einen unerwünschten und nicht ernährbaren Ueberschuß an Menschen hervorbringen.

Selbstmord in Buenos-Aires. Die meisten Selbstmorde kommen nach den statistischen Erhebungen von Rodriguez bei beiden Geschlechtern im Alter von 21—25 Jahren vor; von da an nimmt die Häufigkeit bis zum 70. Lebensjahre, das die wenigsten Selbstmorde stellt, stetig ab. Für die europäischen Großstädte liegt der Kulminationspunkt um das 50. Lebensjahr. Das männliche Geschlecht stellt über 3—4 mal soviel Selbstmorde als das weibliche, von 1881—1891 nahmen sich in Buenos-Aires 768 Männer und nur 214 Frauen das Leben. In dem gleichen Zeitraume verübten 47 Kinder unter 15 Jahren Selbstmord, eine sehr hohe Zahl im Vergleich zu den von Kindern in den Großstädten Europas ausgeübten Fällen. Die Schuld daran trifft nach Rodriguez' Annahme die schlechte Erziehung, Vererbung, unglückliches Milieu und schließlich Degeneration. (Nach F. Rodriguez, Estudios sobre el suicidio en Buenos-Aires. Archivios de crimologia, 1904, No. 1—2.) — Buschan.

Selbstmord im italienischen Heere. In dem Quadriennium 1897—1900 begingen von der italienischen Mannschaft die meisten Selbstmorde, nämlich 76 pM., die Carabinieri; ihnen folgten in der Häufigkeit die Bersaglieri mit 40 pM. und schließlich die Infanteristen. Von April bis Juni finden die meisten Selbstmorde statt, im Dezember die wenigsten. Auf die Chargen verteilt betrafen 140 Fälle die Gemeinen, 76 die Korporale und 59 die Unteroffiziere. Mit Vorliebe wurden zur Ausführung Schußwaffen benutzt. Das hauptsächliche Lebensalter war das 21., bei den Unteroffizieren das 24.—30. Lebensjahr. — Buschan.

Die Juden in Holland. Laut der letzten Zählung in Holland beträgt die Zahl der Juden daselbst 103988, wovon 98343 nach dem aschkenasischen Ritus und 5645 nach dem portugiesischen sich richten.

Völker und Politik.

Die mongolische Rasse und Europa. In einem Aufsatz über den „Ostasiatischen Krieg und Europa" macht Dr. C. Peters folgende Ausführungen über die „gelbe Gefahr". Wie immer auch der Fortgang des blutigen Würfelspieles in Ostasien sein mag: Eines ist schon heute festgestellt. Nämlich, daß

die weiße Rasse von neuem einen zum mindesten ebenbürtigen Gegner auf der Erde gefunden hat. Wir waren so sicher, daß die Dienstbarmachung aller farbigen Rassen durch die unsere nur eine Frage der Zeit sei; und nur darum schien es sich zu handeln, welchen europäischen Völkern der Hauptanteil aus dieser Aufteilung der Welt zufallen werde. Das Schicksal spricht heute vor unseren Augen einmal wieder eines seiner großen Worte aus; und augenscheinlich sind wir an einem neuen Wendungspunkte der Menschheitsgeschichte damit angelangt. Die Japaner zeigen sich an Mut, Disziplin und Organisation den kriegerischesten Nationen der indo-arischen Rasse völlig ebenbürtig, und mit angespanntem Interesse blickt die ganze Erde auf dieses so unerwartete Phänomen hin. Es ist die Ueberraschung, welche Europa empfunden haben mag, als plötzlich das Preußen Friedrichs des Großen seinen Rang unter den Starken der Welt einzunehmen begann. Wohl können wir es verstehen, daß vor allem in China dieses Schauspiel die Seelen auf das tiefste erregen muß. Diese uralte Kulturnation, welche sich allen Völkern dieses Planeten von jeher weit überlegen wähnte, ist durch eine Epoche ungeheurer Demütigungen gegangen und mußte es zähneknirschend erleben, daß die verachteten „foreign devils" aus dem Westen den Drachenstaat mit einem Fußtritt bei Seite warfen. Wie ein Kartenhaus brach der lächerliche Bau ihrer Anmaßung zusammen, als die blauäugigen Fremdlinge auf ihren Schiffen und mit ihren Mordmaschinen angezogen kamen. Damals muß den Denkenden unter ihnen klar geworden sein, daß der weiße Mann und nicht der gelbe der Stärkere sei. Der Gefürchtetste unter den Westleuten aber war seit Generationen der Oruß, welcher vom Norden und vom Westen auf das Reich der Mitte drückte und dem es widerstandslos gegenüberstand. Jetzt sehen sie plötzlich, daß die Europäer doch nicht unüberwindlich sind. Der stammverwandte kleine Inselstaat zeigt ihnen den Weg, den sie auch gehen können, um sich aus der ihnen drohenden großen Gefahr zu retten. Denn die Chinesen sind an sich nicht feiger oder unintelligenter als die Japaner. Was diese fertig gebracht haben, können auch sie, wenn sie nur wollen. In China haben wir ein „Weltreich" nach Art des römischen vor uns, welches an der negativen Tatsache erstarrt ist, daß es durch Jahrtausende keine organisierte zweite Großmacht neben sich hatte. Man denke sich aus der römischen Geschichte Germanen und Parther fort und überlege sich, was dann aus dem Reiche der Cäsaren geworden sein würde, um zu ermessen, welchen Ursachen das heutige China seine Eigenart verdankt. Dauernder Friede, nur unterbrochen durch Dynastiewechsel wie im kaiserlichen Rom, eine auf einseitiger Gelehrsamkeit begründete Civilisation, wie sie der Römerwelt von Alexandrien her drohte, und ein materieller Lebensgenuß ohne Gemüt und Phantasie! Daran ist dieses Staatswesen vertrocknet. Aber seine nationale Kraft ist nicht erstorben; noch steht die Familie mit ihren tiefen Wurzeln heilig und fest im Mittelpunkt des chinesischen Volkslebens; noch immer quillt überströmend der Ueberschuß der Geburten; dies ist anders als in Rom, und unter richtiger Führung kann aus diesem Untergrund auch wieder neues gesundes Leben sich gestalten. Wie, wenn Japan diese Führung suchte, und China, durch die Erfahrungen der letzten Jahre belehrt, sie nunmehr annähme? Dann stünden wir mit einem Schlage einer ganz neuen Weltlage gegenüber. Denn China hat, was Japan fehlt: die weiten Räume und die gewaltigen Massen. Man spottet in der englischen Presse über die Heraufbeschwörung der „gelben Gefahr", wie sie in kontinentalen Zeitungen betrieben werde, um Propaganda für Rußland zu machen; und in der Tat, wenn man unter der „gelben Gefahr" eine Bedrohung Europas versteht, wie Attila und Dschingis Chan sie ins Werk setzten, so ist der Spott berechtigt. Denn auch ein vereinigtes Japan mit einem neugeborenen China würde nicht imstande sein, über das moderne Europa herzufallen. Aber, wenn man unter dieser mongolischen Gefahr die Bedrohung der gegenwärtigen Weltstellung Europas versteht, so ist sie allerdings sehr real. Denn es ist klar, daß, wenn China den Bahnen Japans folgt, es zunächst und sehr bald völlig zu Ende sein wird mit der europäischen Vormundschaft im „Fernen Osten". Sowohl Kiautschou wie Hongkong würden wohl nicht lange mehr unter dem Schutz europäischer Flaggen bleiben, wenn China sich militärisch organisierte. „Asien für die Asiaten" wäre das Feldgeschrei, welches praktische Bedeutung gewinnen würde, und es könnte sehr wohl sein, daß Großbritannien, welches sich heute noch schmunzelnd die Hände reibt über die Niederlagen des russischen Konkurrenten, alsbald auch in Ostindien etwas von dem Wellenschlag dieser gelben Flut zu verspüren bekäme, deren erstes Rühren sich vor unseren Augen so energisch offenbart. Somit stehen wir hier unbegrenzten Möglichkeiten gegenüber. (Die Finanz-Chronik, 1904, Nr. 20.)

Eine weltumfassende jüdische Organisation. J. Harris hat einen Aufruf veröffentlicht mit der Aufforderung, sich behufs einer gemeinsamen Hülfsaktion für die verfolgten Juden und der Bildung einer weltumfassenden jüdischen Organisation zum Schutze der jüdischen Rechte allüberall zusammenzuschließen. Eine geeinte Judenschaft wäre sogar imstande, Rußland zu veranlassen, der Stimme humanitärer Ratschläge Gehör zu leihen. Sämtliche wichtigen jüdischen Organisationen aller Länder der Welt, in denen die Juden sich frei zum Judentum bekennen dürfen, müßten sich aneinanderschließen zur gemeinsamen Arbeit für die Emanzipation ihrer Brüder. Das Judentum ist in der Gegenwart schwach, weil es nicht organisiert ist. Die Juden der verschiedenen Länder stehen in keiner Fühlung miteinander. Wenn die emanzipierten Juden sich entschlossen hätten, sich zu vereinigen, wären sie imstande, die Judenfrage zu lösen. Schon die Kenntnisnahme von einer derartigen Organisation würde die Regierungen abhalten, die jüdischen Rechte mit Füßen zu treten. Das, was zur Stunde notwendig ist, ist eine repräsentative Körperschaft, die im Namen von ganz Israel sprechen dürfte, und Mut und Kraft hätte, die jüdischen Klagen vor das internationale Tribunal der öffentlichen Meinung zu bringen. Auf diese Weise wären die Elemente zur Bildung einer großen internationalen Konferenz vorhanden, die von Zeit zu Zeit in Europa oder Amerika tagen soll, um die jüdische Frage in ihrer ganzen Tragweite zu besprechen und die Maßregeln zum Schutz des verfolgten Israel zu beschließen, wie man die Sache der Juden vor die Mächte bringen solle, ob auf dem Wege der Presse oder durch öffentliche Versammlungen, durch parlamentarische Mittel oder durch Deputationen an die verschiedenen Regierungen. (Die Welt, 1904, 17.)

Bücherbesprechungen.

Dr. M. Brichta, Zurechnungsfähigkeit oder Zweckmäßigkeit? Ein offenes Wort an unsere Kriminalistik. Leipzig und Wien, 1803. Franz Deuticke. 129 S. Preis Mk. 2,50.

Der sogenannten klassischen Schule in der Rechtspflege ist in dem Verfasser ein gar gewaltiger Gegner erstanden, der mit der ganzen Wucht seiner naturwissenschaftlichen Anschauungsweise gegen die veralteten Rechtsbegriffe zu Felde zieht. Die Fundamentalbegriffe, mit denen die heutige Kriminalistik arbeitet, widersprechen den Tatsachen einer wissenschaftlichen Anthropologie und sind daher nicht mehr zu halten. Es gilt mit diesen veralteten Begriffen aufzuräumen. Brichta richtet seinen Angriff zunächst gegen die spekulative philosophische Tradition einer freien Willensbestimmung und einer Schuld, die beide unter seinen Streichen erliegen.

Nun ist der Beweis von der Unmöglichkeit eines freien Willens im Grunde so leicht und selbstverständlich, daß man ihn füglich bei Seite lassen könnte. Wenn aber trotzdem noch an dieser alten und veralteten Fiktion festgehalten und sie nach wie vor einem ganzen Strafsystem zur Grundlage dienen kann, dann wird man den Zorn verstehen, den der Verfasser gegen sie im Herzen trägt und ihn nicht immer ganz gerecht in seinem Urteile erscheinen läßt.

Ganz so schlimm, wie er die italienische Schule und ihren Führer Lombroso schildert, sind sie doch nicht, und auch der ärztliche Sachverständige könnte manches zu seinen Gunsten geltend machen.

Aber um Neues aufzubauen, mußte er erst das Alte niederreißen, und wer einen Eierkuchen backen will, muß bekanntlich die Eierschalen zerschlagen. Ein neues System aber will Brichta aufrichten und eine Brücke über den Abgrund schlagen, um den Nachweis zu führen, daß naturwissenschaftliche Anschauung und Aufrechterhaltung der Rechtsordnung sehr wohl nebeneinander bestehen können. An die Stelle von Freiheit und Schuld tritt als Leitmotiv alles Handelns der Egoismus. Allerdings erweitert er diesen Begriff zu einem weiteren Ich, das Platz genug für einen ausgedehnten Altruismus bietet. Immer aber ist die Triebfeder alles Handelns die eigene Lustempfindung, und sein Zweck ist die Förderung der eigenen Persönlichkeit, der Ich-Zweck, der im Verlaufe weiterer

Entwicklung durch die soziale Anpassung einer Modifikation unterzogen wird. Nur das, was das Allgemeine fördert, ist wahrhaft zweckmäßig. Alles was ist, unterliegt diesem Grundgesetze der Erhaltung des Lebens und Seins, und folglich kann auch das Strafrecht sich ihm nicht entziehen. Wir strafen aus dem Triebe der Selbsterhaltung, aus sozialer Zweckmäßigkeit. Ein bestimmtes Verhalten wird von der Gesellschaft für zweckmäßig erklärt, es wird zum Gesetz, das sich seine Achtung durch die Strafe erzwingt. Die Strafe kann nur den Zweck der Erhaltung der Gesellschaft haben. Zweckmäßigkeit ist ihre einzige Existenzberechtigung ohne jede Rücksicht auf Schuld oder Unschuld, wie ja der Begriff der Strafe jedes höheren sittlichen Zweckes schon längst entkleidet ist.

In gleicher Weise muß die Strafart von der Selbstbestimmungsfähigkeit des Täters losgelöst und lediglich von der gesellschaftlichen Wohlfahrt abhängig gemacht werden. Für das Strafrecht ist die Gesamtheit alles, das Individuum nichts, und wenn die Gesamtheit für die Strafe überzeugt, ein Mindestmaß bestimmt, so bietet sie nicht etwa die Humanität, sondern auch hier ist es die soziale Zweckmäßigkeit, die unser Verhalten bestimmt und uns hindert, über den Zweck hinauszugehen.

Die Peinigung des Verbrechers ist unvermeidlich, weil er nicht imstande ist, seine Lustempfindungen durch bessere Einsicht zu hemmen, und er folglich durch die Peinigung dazu gezwungen werden muß. Aber nicht er allein. Vielmehr gilt dies für die Gesamtheit als Abschreckung, und daher die dreifache Forderung der Strafpeinigung, der Humanität und der Publizität.

Auf Grund dieser Forderung werden die einzelnen Arten der Strafe einer eingehenden Untersuchung unterzogen, und es ist bezeichnend, daß der Todesstrafe in dem allgemeinen Rechtsgefühle eine Berechtigung zugestanden wird.

Die kurzen Freiheitsstrafen dagegen werden mit vollem Rechte verworfen, und derselben Verwerfung verfällt das bedingte Strafurteil. Vom Standpunkte der Peinigung und der Publizität muß er sie verwerfen, da nicht das Vergehen bestraft, das einer begangen habe, sondern es soll jenes vermieden werden, das er oder ein anderer noch begehen will. Der strafbaren Handlung muß die angedrohte Strafpeinigung unter allen Umständen folgen, wenn sie überhaupt einen Sinn haben soll.

Neben dem Strafrecht muß die soziale Hygiene eingreifen. An und für sich haben beide nichts miteinander gemein, die Strafe umfaßt äußerlich als Abschreckung auch alle anderen, die Besserung dagegen nur das Individuum, was nicht ausschließt, daß man die eine mit der anderen verbindet und der Besserung neben der Strafe ihren Platz anweist. Der Natur der Sache nach wird dies nur bei längeren Freiheitsstrafen in Frage kommen.

Die Grenzen der Strafbarkeit werden von Brichta sehr enge gezogen, und hier wird er auf besonderen Widerstand stoßen. Er verlegt sie dorthin, wo dem Täter das Bewußtsein der Strafbarkeit seiner Tat gefehlt hat. An die Stelle der Frage nach der Zurechnungsfähigkeit tritt die Untersuchung über das Urteilsvermögen in bezug auf die strafbare Handlung, die libertas judicii, ob der Angeschuldigte zur Zeit der Tat die Erkenntnis der Strafbarkeit seiner Handlungsweise besaß. Er hält die Beantwortung dieser Frage für wissenschaftlicher, als die nach der Zurechnungsfähigkeit, man stehe hier auf sichererem Boden.

Die unteren Grenzen liegen somit im Alter und in der Geistesstörung, und zwar drängt er das erste auf das zehnte Lebensjahr zurück und die letzte schränkt er auf die Begriffe der Idiotie und des Wahnsinns ein. Damit sind nach ihm alle Fälle erschöpft: wer jene Befähigung besitzt, verfällt unweigerlich der Strafe.

Man sieht, der einzelne muß der Theorie zuliebe büßen, und wenn wir auch der Behauptung des Verfassers zur Not beipflichten könnten, daß Geisteskrankheit kein kriminalistisch brauchbarer Begriff sei, dann muß es den beiden von ihm gewählten Beziehungen der Idiotie und des Wahnsinns erst recht schlecht ergehen.

Aber wenn die Arbeit auch nicht frei von Angriffspunkten ist, das eine wird man ihr zugestehen müssen, daß sie aus einem Gusse ist, und zudem wären wir die letzten, die mit ihm darin nicht übereinstimmen würden, daß naturwissenschaftliche Wahrheit in den theoretischen Voraussetzungen und soziale Zweckmäßigkeit in den praktischen Folgerungen die unentbehrlichen Grundlagen jeder gesunden Rechtspflege, insbesondere aber der Strafrechtspflege seien.

Professor C. Pelman.

R. Richter, Friedrich Nietzsche, Sein Leben und sein Werk. Fünfzehn Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Leipzig. Leipzig, 1903. Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Nietzsches Persönlichkeit und Philosophie ist schon in zahlreichen oft geistreich geschriebenen Essays behandelt, auch sind einzelne Seiten seines Denkens kritisch beleuchtet worden. Aber es fehlte ein Buch, das die Gesamtheit seines Denkens vom Standpunkt der Logik und Psychologie systematisch unter die Lupe der Kritik nahm, die Entwicklung und die vielfach verschlungenen Fäden seiner Gedanken im einzelnen aufdeckte und die Ergebnisse seines geistigen Ringens für Weltanschauung und Lebensführung einer prinzipiellen Prüfung unterzog.

Ist eine solche Arbeit an sich schon nicht leicht zu nennen, so wird ihre Schwierigkeit noch dadurch bedeutsam erhöht, daß wir zu Nietzsche noch nicht das erforderliche historische Distanze-Gefühl haben. Sind doch seine Probleme solche, welche die besten Geister der Gegenwart bewegen, greift er doch mit seiner Skepsis und Kritik tief in das Herz liebgewonnener Vorstellungen und Bestrebungen hinein, um ein neues Ideal an die Stelle der alten Götter zu stellen, das die einen durch seinen Glanz begeistert, und von den anderen für ein Gaukelbild gehalten wird.

Eine solche, für die Person und Sache des Denkers begeisterte und dennoch besonnene und mitunter geradezu wissenschaftlich nüchterne Arbeit liegt in den fünfzehn Vorlesungen von R. Richter vor. Es wird uns ein objektives Bild von Nietzsches Leben und Schaffen entrollt; man merkt, wie der Autor den letzten Hintergedanken mit hingebender Liebe nachspürt, und trotzdem bleibt er über den Problemen stehen, denn das Interesse, mit dem er an seine Aufgabe herantritt, ist dasjenige des Philosophiehistorikers, der die Entwicklungsgeschichte des Menschengeistes erforscht und in deren Verlauf das Werk Nietzsches einordnen möchte.

Die fünfzehn Vorlesungen zerfallen in einen kleineren Abschnitt, der die Erlebnisse und die Persönlichkeit behandelt, und in einen größeren, der das werdende und gewordene Werk darstellt und eine systematische und historische Kritik enthält.

Drei Punkte interessieren uns aus der Lebensgeschichte besonders, das Erwachen des philosophischen Triebes, der in seinen ersten Regungen schon dieselbe Eigenart des Zusammenseins des Logischen, Ethischen, Aesthetischen und Apostolischen zeigt; sein Bruch mit R. Wagner, dem er so geistesverwandt war und von dem ihn doch schließlich eine ganze Welt trennte; und endlich der Charakter seiner Gehirnkrankheit, da dieselbe von voreingenommenen Leuten mit dem Charakter seiner Philosophie in engsten ursächlichen Zusammenhang gebracht wird. In diesem Punkte müssen wir die besonnene Art rühmend erwähnen, mit welcher Richter diese schwierige Frage erörtert. Wir stimmen ihm in seinem Urteil vollständig bei, daß wir kein wissenschaftliches Recht haben, den Ausbruch der Geisteskrankheit vor das Jahr 1889 zu legen; daß wir kein Recht haben, irgend ein von Nietzsche zum Druck bestimmtes Werk als das Werk eines Geisteskranken anzusehen.

Im zweiten Teil werden die Stufen in Nietzsches geistiger Entwicklung dargelegt. Es lassen sich deutlich drei Stadien gegeneinander abgrenzen, welche sich gegenseitig bedingen und mit Konsequenz auseinander herleiten lassen. Dabei bewegt sich die Selbständigkeit des eigenen Denkens stetig in aufsteigender Linie. Zuerst marschiert Nietzsche im Gefolge der Schopenhauer-Wagnerschen Weltanschauung; sodann gewinnt der englische Positivismus großen Einfluß auf ihn, und endlich schafft er aus eigener Kraft, als eine Synthese der vergangenen Stadien seines Denkens, seine ganz persönliche Philosophie.

Das Ringen nach Welterkenntnis und nach einem Menschheitsideal ist wohl bei keinem Denker so sehr von innersten Affekten begleitet gewesen wie bei Nietzsche; diese Affekte sind unverhüllt in seine Denkarbeit übergegangen, ein Spiegelbild des besseren Menschen der Gegenwart, der aus der verwirrenden Fülle von Einzelerkenntnissen und der ethischen Zweifel sich zur Einheit mit sich und der Welt zu retten sucht. Was Nietzsche besonders charakterisiert und ihm eine eigenartig hervorragende Stellung in der Geschichte des Menschengeistes zuweist, besteht darin, daß er alle geistigen Tätigkeiten und Aufgaben auf das Leben und die Idee des Lebens bezieht, und daß er schließlich aus der Biologie heraus ein neues ethisches Ideal der starken Persönlichkeit begründet und mit übermächtigen Bildern und Worten vor Augen stellt.

Diese letzten Abschnitte, in denen Nietzsches Beeinflussung durch die neuere Evolutionstheorie und Biologie dargelegt wird, bilden den interessantesten und besten Teil des Buches. Hier wird es auch zum Bewußtsein gebracht, wie sehr Nietzsche ein Führer unserer Zeit geworden ist, und daß er auf das geistige Leben der Gegenwart einen viel größeren Einfluß ausgeübt, als manchmal angenommen wird. Freilich kommen parallele Geistesentwicklungen, die aus gleichen Voraussetzungen hervorgegangen sind, seiner Ideenwelt entgegen. Aber nur er allein hat es verstanden, für die Gegenwart erlösende Worte auszusprechen. lw.

J. G. Meyer, Die Kulturgeschichte im Lichte der Darwinschen Theorie. Sammlung: Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgeber Dr. W. Breitenbach in Odenkirchen. Preis 1,50 Mk.

Die Entwicklung der menschlichen Gemeinschaften erfolgt im großen und ganzen nach denselben Prinzipien, die dem Werden der organischen Welt zugrunde liegen. Ein einheitliches Gesetz treibt die Entwicklung der ganzen Welt, waltet im Werden des Starren, des Lebendigen und der Gesittung: es ist das Gesetz der Differenzierung, der Sonderung, oder das der Entfaltung des Mannigfaltigen aus dem Einfachen. Ihm entgegen wirkt das Gesetz der Reintegrierung, die Wiedervereinigung des vorher Gesonderten, Differenzierten.

Der Verfasser gibt einen Abriß der sozialen Kulturgeschichte, der Urzeit, des klassischen Altertums, der germanischen Welt und der Gegenwart, wobei er die beiden Begriffe der Differenzierung und Wiedervereinigung benutzt, „Licht in die Kulturgeschichte" zu werfen.

Wir halten den Ausgangspunkt dieser Schrift für richtig, nämlich die Darwinsche Theorie. Aber es ist einseitig, darin nur ein Gesetz der Differenzierung und Integrierung zu sehen. Die Vererbung, die Zuchtwahl, die Rassenfrage sind von dem Verfasser ganz unberücksichtigt geblieben, und doch kann von hier aus allein die Darwinsche Theorie die Kulturgeschichte beleuchten.

Im einzelnen enthält die Schrift manche treffliche Gedanken und Streiflichter. Z. B. ist es eine tiefsinnige Bemerkung, daß direkte Anpassung in der organischen Welt selten vorkommt, dagegen im Kulturleben sehr häufig ist. In der Tat ist die psychische Veränderlichkeit viel größer als die organische, und in der Tradition schlagen sich viele direkte individuelle Anpassungen nieder, ohne dabei organischen Erblichkeitscharakter anzunehmen. Indes hat der Verfasser selbst diesen Gedanken nicht konsequent durchgeführt.

Kurt Graeser, Die Freude am Weidwerk. Eine Geschichte und Philosophie der Jagdlust, 3. Aufl. Paul Parey, Berlin, 1904.

Eine Untersuchung über die Psychologie des Jagdinstinktes dürfte nicht uninteressant sein, zumal wenn sie entwicklungsgeschichtlich verfährt. Die Jagdlust ist eine Leidenschaft, d. h. angeborener unbewußter Naturtrieb, das unmittelbare Erzeugnis des Ernährungstriebes. Um die tiefe Wurzel der Jagdlust zu erforschen, muß die Entwicklung des Menschen rückwärts bis in jene ferne Zeit verfolgt werden, wo er als Affenmensch, also zwar noch sprachlos, aber doch durch Klugheit und Gewandtheit schon aller Tierwelt weit überlegen, die ihm zur Nahrung unentbehrlichen Tiere verfolgte, und unter Anwendung einfachster Hülfswerkzeuge tötete, um sie zu verzehren. Wie sich im Laufe der angedeuteten riesigen Zeiträume dieser Urmensch zum Kulturmenschen entwickelt hat, so ist aus dem Instinkte der Ernährung die Freude am Weidwerk entstanden; denn es läßt sich zeigen, wie sich von diesem Instinkte der Trieb zur Verfolgung nützlicher Nahrungstiere abgezweigt und allmählich zu einer selbständigen Neigung in dem Maße entwickelt hat, daß dieselbe schließlich ein besonderer Instinkt wurde, und auch dann noch auf die Nachkommen vererbt wurde, als das Nahrungs-

bedürfnis längst nicht mehr dazu antrieb, weil es andere, reichlichere und bequemere Quellen zu seiner Befriedigung gefunden hatte. So gibt es nun, ganz unabhängig von diesem Bedürfnis, eine angeborene Begierde nach Verfolgung und Erbeutung der Jagdtiere: die freie und selbständige Freude am Weidwerk! Die vorstehenden Gedanken bilden in längerer reizvoller Darstellung den Inhalt dieser „Philosophie der Jagdlust“ und damit eine dankenswerte Bereicherung zur Psychologie menschlicher Leidenschaften.

Entgegnung.

L. Wilser bemerkt in einer am Ende des letzten Heftes dieser Revue (S. 344) erschienenen, als „Berichtigung“ betitelten Notiz zum Beweise seiner von mir in dem Aufsatze: „Kultur und Rasse“ als unbegründet hingestellten Meinung, daß nämlich die skandinavische Halbinsel nicht nur, wie ich gleichfalls annehme, die Heimat der Germanen, sondern zugleich auch die Urheimat der Arier sei, folgendes: „Wiederholt schon habe ich hervorgehoben, daß nach einer einfachen Forderung der Logik die Urheimat eines arischen Volkes auch die aller übrigen sein muß, sonst hätten diese ja keinen gemeinsamen Ursprung.“ Diese Behauptung hat bereits auf S. 248 meines erwähnten Aufsatzes ihre Widerlegung gefunden, wo es heißt: „In den in der Ausbreitungsperiode von der Urheimat aus nach allen Richtungen hin von den Ariern besiedelten Ländern Europas, Asiens und Afrikas haben sich dann allmählich die arischen Kulturvölker entwickelt, wie sie die Geschichte und Sprachwissenschaft kennt, und so hat jedes arische Volk oder jede arische Völkergruppe ihr engeres Heimatsgebiet, das von der Heimat des arischen Urvolkes wohl zu unterscheiden ist. Denn nur auf einem großen Raum, in langer Zeit und unter der Einwirkung von allophylen Elementen konnten jene großen Verschiedenheiten unter den arischen Sprachen entstehen, die so lange den strengen Nachweis ihrer Zusammengehörigkeit und ihrer Absonderung von einer gemeinsamen Grundsprache erschwerten.“ Da nun jedes arische Volk sein engeres Heimatsgebiet besitzt, das sich in den meisten Fällen mit ziemlicher Sicherheit bestimmen läßt, wie z. B. das der Germanen, Kelten, Slawen, so müßten nach dieser Logik ebensoviele Gebiete als Heimatländer des arischen Volkes angenommen werden, als es arische Völker und Sprachen gibt, eine Annahme, deren Absurdität in die Augen springt. Was ferner die in den Mitteil. der Wiener Anthropol. Ges., XXXII, 5/6, veröffentlichten, gegen die Annahme der Zugehörigkeit Dänemarks zur Urheimat der Arier gerichteten Ausführungen Wilsers anlangt, so können dieselben, da sie die auch ihm als entscheidend geltenden archäologischen und anthropologischen Tatsachen, sich selbst widersprechend, nur für den Nachweis von Schonen, bezw. der skandinavischen Halbinsel als arischer Urheimat geltend zu machen und ihre völlig gleiche Bedeutung für Dänemark zu bestreiten suchen, keineswegs den Anspruch erheben, als eine Widerlegung meiner auf unzweifelhafte archäologische, anthropologische, linguistische und geographische Tatsachen gestützten Hypothese, nach der wir in den altdänischen (südskandinavischen) Ländern die arische Urheimat zu erblicken haben, angesehen zu werden, da doch die mesolithische Periode nicht nur in Schonen, sondern auch in Dänemark durch völlig gleichartige und gleichzeitige Geräte vertreten ist und die Bevölkerung Dänemarks zu Beginn der neolithischen Zeit schon deswegen von der der skandinavischen Halbinsel nicht verschieden sein konnte, weil, wie ja auch Wilser annimmt, die skandinavische Halbinsel ihre arische Bevölkerung von Dänemark aus erhalten hat. Im übrigen verweise ich auf meine Besprechung von Wilsers „Herkunft und Urgeschichte der Arier“ in den Mitteil. der Wiener Anthropol. Ges., XXX, 54.

K. Penka.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstrasse 11.
Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

III. 7. 1904.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die unveränderlichen Grenzen der höheren Rassen.

Im Verlag von Macmillan and Co. (London) ist seinerzeit ein Buch von dem bekannten Statistiker und Soziologen Ch. Pearson erschienen, dessen Inhalt für die historischen Rassenprobleme von größter Wichtigkeit ist. Obgleich das Buch, „National Life and Charakter" betitelt, in letzter Auflage schon vor mehreren Jahren herausgekommen ist, erscheint das in dem ersten Kapitel „Unchangeable Limits of the Higher Races" erörterte Problem doch von so aktueller Bedeutung, daß wir es hier auszugsweise in Uebersetzung wiedergeben. Der Kampf der weißen mit der schwarzen und gelben Rasse dauert fort und hat in letzter Zeit wieder zu folgereichen Zusammenstößen geführt. Wie wir diese Kämpfe im Hinblick auf den großen Zusammenhang zu beurteilen haben, der zwischen Menschenrassen und Weltgeschichte besteht, dafür bietet uns Ch. Pearson in dem vorliegenden Aufsatz bedeutungsvolle Gesichtspunkte, welche eine willkommene Ergänzung zu den Ideen bilden, die G. de Lapouge in seinem Beitrag über „Grundfragen der historischen Anthropologie" in dieser Zeitschrift (III. Jahrg., 4. Heft) vorgetragen hat.

Man pflegt allgemein anzunehmen, daß die höheren Menschenrassen oder diejenigen, welche die höchsten Stufen der Civilisation erreicht haben, überall über die niedrigen Rassen den Sieg davontragen. Nordamerika ist fast ganz von einer Bevölkerung europäischer Abstammung bewohnt, und auch in Südamerika haben die Europäer bemerkenswerte Erfolge errungen, besonders in Brasilien und in Argentinien. Australien ist britisch, Zentralasien fast russifiziert, und die Türken werden über kurz oder lang aus Europa vertrieben werden. Der Nordwesten Afrikas steht unter französischem Einfluß und ist von französischen und spanischen Kolonisten besiedelt. Aegypten ist in Wirklichkeit zu einem Teil von Europa geworden. Südafrika ist englisch oder holländisch, und es ist kaum zweifelhaft, daß England und Deutschland eines Tages Zentralafrika unter sich verteilen werden.

Es ist eine weitverbreitete Meinung, daß solche Länder, die bisher für europäische Kolonisten als ungeeignet angesehen wurden, dennoch für ihre Ansiedelung und ihr Fortkommen geeignet sein würden, wenn die Europäer den rationellen Lebensregeln folgen, welche das Klima vorschreibt. So werden Zentral- und Südamerika, die Länder am Kongo und an den afrikanischen Seen, Nordaustralien und Borneo immer wieder für europäische Besiedelung empfohlen, und Kenner

von Indien behaupten, daß die Hügeldistrikte gute Aussichten für Europäer bieten. Natürlich denkt niemand daran, daß die arische Rasse alle ihre Rivalen auf dem Erdenrund ausrotten könnte, da es augenscheinlich unmöglich ist, die große Menge der Chinesen, Japaner, Hindu und Neger einfach umzubringen. Doch ist es eine gewöhnliche Annahme, daß diese Rassen innerhalb ihrer bisherigen Grenzen beharren werden, während die Neger eine Industrie-Bevölkerung für die Staaten bilden sollen, die England und Deutschland am Kongo und Zambesi aufzurichten gedenken. Danach ist es Aufgabe des Weißen, in diesen Regionen Pflanzer, Minenbesitzer, Industrieller, Händler, überhaupt Leiter und Führer zu sein, ferner Energie und Kapital diesen Ländern zuzuführen, in denen die Neger zu einer Arbeiterklasse erzogen werden sollen. Hier und da, meint man, könnte der Weiße auch der Zahl nach überlegen sein, in den meisten Fällen aber nur kraft seiner höheren Intelligenz und seines entschlossenen Willens die führenden Stellungen einnehmen.

Man beruft sich dabei auf die Erfahrungen in Kanada, den Vereinigten Staaten, Karaiben, Argentinien und Brasilien, Australien usw. In der Tat ist es eine unanfechtbare Beobachtung, daß schwache Rassen bei der Berührung mit den Weißen dahinschwinden. Aber alle diese Stämme, welche dabei in Frage kommen, haben nie eine große Bevölkerungszahl besessen und haben sich nie zu einer ständigen industriellen Arbeit fähig gezeigt. Andererseits sind die eingeborenen Indianer von Mexiko, Mittelamerika und Peru nicht ausgestorben, obgleich sie Generationen hindurch mit größter Grausamkeit behandelt wurden. So sind heute Voll- oder Halbblutindianer in allen spanischen Kolonien vorherrschend und werden es immer mehr von Jahr zu Jahr. Noch weniger laufen die Chinesen und Hindus in Gefahr, von europäischen Abkömmlingen Nordamerikas oder von anderen fremden Eroberern vernichtet zu werden. Eine kompakte Masse von 400 Millionen Menschen kann durch Revolutionen in Gefahr gebracht werden, wie durch diejenige der Taipings oder der Mohammedaner von Yunnan — aber sie hat wenig von einer civilisierten Macht zu befürchten, es sei denn bloß eine vorübergehende Erniedrigung oder Tributzahlungen. Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß Europäer Teile dieser Gebiete kolonisieren, mit Ausnahme der Hügellandschaften, da schon in der ersten Generation das Klima ihnen verhängnisvoll sein würde. So bleiben nur Zentralasien, der Malaiische Archipel und Afrika als Abflußkanäle für die überschüssige Bevölkerung Europas übrig, und besonders Afrika zieht in der Gegenwart die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich. Durch englische Unternehmungen ist es den Weißen erschlossen worden; seine natürlichen Hülfsquellen sind größer als man je vermutete, und das Klima scheint in weiten Landstrichen ganz erträglich zu sein. Namentlich kommt hier Kapland in Betracht. Die holländische Eroberung fand im Jahre 1652 statt. Als die Engländer 1795 die Kolonie erwarben, wurden dort 14500 Hottentotten und 21000 Weiße gezählt. Dies Verhältnis ist seitdem geblieben oder es hat sogar zugunsten der Schwarzen zugenommen, obgleich die Sklaverei abgeschafft ist und Tausende von britischen Kolonisten seitdem ins Land geströmt sind. Dasselbe ist mit Natal der Fall, wo sich seit 1863 die farbigen

Rassen im Verhältnis verdoppelt haben. Die Schwarzen drängen sich in das Land hinein, wo sie die Sicherheit der englischen Herrschaft genießen, werden Feldarbeiter, Hausdiener usw. und verstärken auf diese Weise die eingeborene Bevölkerung, während die Weißen zu einer herrschenden Schicht reduziert werden.

Nehmen wir einmal an, die ganze Auswandererschar, die Europa verläßt, um in Amerika und Australien sich niederzulassen, würde plötzlich aus irgendwelchen Ursachen nach Afrika abgelenkt. England würde davon etwa eine viertel Million, Frankreich, Deutschland und Italien zusammen eine halbe Million stellen. Im Verlaufe von 20 Jahren würden sie sich auf neun Millionen vermehrt haben, während die Schwarzen Zentralafrikas auf etwa 100 Millionen geschätzt werden. Unter diesen Umständen erscheint es unmöglich, daß die Weißen den Kontinent besiedeln und eine industrielle Civilisation entfalten können, wie in Amerika und Australien.

Nächst Afrika kommen die Inseln des Malaiischen Archipels in Betracht, welche einen Landumfang besitzen, der halb so groß ist wie Europa und die eine Bevölkerung beherbergen, die ungefähr auf 30—40 Millionen geschätzt wird. Man kann wohl sagen, daß dort gut 200 Millionen Menschen wohnen können, zumal Celebes, Sumatra, New Guinea und Borneo kaum ein Zehntel der Bevölkerung besitzen, die sie in Wirklichkeit haben könnten. Obgleich die Holländer seit Jahrhunderten Java in Besitz haben, sind sie dort nur eine Art Garnison und Regierung, ein Haufen fremder Händler geblieben. Sie zählen etwa 30000 Seelen, während die eingeborene Bevölkerung im Verlaufe eines Jahrhunderts sich fast vervierfacht hat und heute etwa 20 Millionen zählt. Daß irgend eine größere Anzahl von Weißen dort einwandern könne, erscheint wegen des feuchten Klimas ausgeschlossen. Indes kommen die Chinesen in Scharen ins Land, während die Aufgabe des Europäers nur darin bestehen kann, die Regierung zu übernehmen, Frieden aufrecht zu erhalten, Wege zu bauen und Plantagen einzurichten.

Auch Zentralasien bietet gute Aussichten für Niederlassungen. Ost-Afghanistan und West-Turkestan mit einer Fläche von anderthalb Millionen Quadratmeilen umfassen eine Bevölkerung von etwa fünfzehn Millionen Menschen. Sie könnten aber ganz gut 90 Millionen aufnehmen. Aber diese Zunahme würde nur von China her stattfinden, da Rußland aus Gründen innerer Kolonisation nicht in Betracht kommt. In der Tat wird auch berichtet, daß Rußland chinesische Kolonisten ermutigt, sich in den Gegenden von Merv niederzulassen.

Daß die Rassen, welche heute Nordamerika und Kanada in Besitz haben, diese Länder auf die Dauer behalten werden, ist kaum zu bezweifeln. Man kann hoffen, daß diese Bevölkerung auf Hunderte von Millionen anwachsen wird. Auch liegt es im Bereiche der Möglichkeit, daß Frankreich und Italien schrittweise Algier, Tunis und Tripolis den europäischen Rassen erschließen. Auch könnte Marokko von ihnen absorbiert werden. Diese Länder sind reich und spärlich bewohnt, und ihre Eingeborenen, Araber und Kabylen, können leicht von den Europäern assimiliert werden. Auch die Türken werden früher oder später aussterben oder nach Asien auswandern.

Indes sind die Erfolge, welche die arische Rasse in diesen Gebieten erzielt, verschwindend gegenüber dem Wachstum der niederen

Rassen. Niemand kann daran zweifeln, daß China, falls es einen Herrscher von organisatorischer Kraft und mit Erobererinstinkt bekäme, wie Peter der Große oder Friedrich der Zweite war, ein furchtbarer Gegner für Britisch-Indien und Rußland sein würde. Gegenwärtig halten die französischen Kolonien die Expansionskraft Chinas, welche für die westliche Welt so gefährlich ist, noch in Schach. Unglücklicherweise ist aber das Klima von Saigon für europäische Niederlassungen sehr ungeeignet, und der Tonkin-Feldzug war seinerzeit in Frankreich sehr wenig populär. Man kann kaum glauben, daß Frankreich große Anstrengungen für eine solche Besitzung machen wird. Vielmehr dürfte es diese Kolonie für sonstige Handelsvorteile gern wieder aufgeben, so daß China sein altes Besitzrecht über Siam wieder in Anspruch nehmen wird.

Die Ausdehnung Chinas nach Süden und Südwesten ist darum höchstwahrscheinlich, da in diesen Gebieten ein großer natürlicher Reichtum herrscht und die eingeborene Bevölkerung allzu schwach ist, der chinesischen Einwanderung zu widerstehen. Nur die wachsame Opposition der australischen Demokratie hat es bisher verhütet, daß die Chinesen nicht zur ausschlaggebenden Macht auf diesem Kontinente wurden, obgleich schon 1857 in Viktoria die Chinesen 13 pCt. der erwachsenen männlichen Bevölkerung ausmachten.

Manche sind zwar zu dem Glauben geneigt, daß Chinesen und Hindus sich über neue Länderstrecken und Völkerstämme Asiens ausdehnen können, zweifeln aber daran, daß dies auch mit den Indianern Mittel- und Südamerikas der Fall sei, die nach dieser Ansicht unabwendbar dem Besitz der weißen Rasse verfallen sind. Nach Wiener sterben aber Familien der weißen Rasse in der dritten Generation aus oder werden die Opfer skrofulöser Erkrankungen. Nach Orton sind nur wenige Weiße im Tal des Amazonenstromes unvermischte Nachkommen von Europäern. Curtius erklärt, daß das Innere Brasiliens für Europäer ganz ungeeignet ist. Diese Länder sind demnach für dichte Bevölkerungen der weißen Rasse gänzlich verschlossen. Wenn auch die Indianer selbst aussterben, so wird das Land von Halbblut und Negern bevölkert, oder von Chinesen, welche in Peru schon Fuß gefaßt haben, oder von Kulis, welche in Britisch-Guiana als Arbeiter tätig sind. Andere Beobachtungen, wie in Ecuador und Bolivia, machen es wahrscheinlich, daß die eingeborene Bevölkerung allmählich wieder sich durchsetzt und vermehrt. In Mexiko, wo die Europäer im Jahre 1810 noch ein Sechstel der Bevölkerung ausmachten, zählen sie jetzt nur ein wenig mehr als den zwanzigsten Teil. Viele hervorragende Männer Mexikos sind Mischlinge, wie General Porfirio Diaz aus spanischem und aztekischem Blut, Juarez ein Vollblutindianer usw. So ist das alte Vorrecht der Spanier auf Verwaltungs- und Priesteramt ganz außer Gebrauch gekommen.

Jedoch ist die Frage, ob die Indianer einen Teil von Südamerika und ganz Mittelamerika wieder bevölkern werden, von untergeordneter Bedeutung. Sicher ist, daß keine europäische Rasse je ihren Platz dort einnehmen wird. Die schwächsten der amerikanischen Staaten, wie Honduras und Nicaragua, sind durch das Klima gegen angelsächsische und deutsche Einwanderer geschützt. Hier können nur Indianer oder Neger körperliche Arbeit verrichten.

Eine besondere Stellung nimmt Brasilien ein, dessen Eingeborene weniger gelehrig und widerstandsfähig sind als die Azteken, Quichuas und Guaranis. Dafür ist aber in Brasilien das Negerelement sehr stark vertreten. Wahrscheinlich ist die Hälfte der Bevölkerung aus Negern oder Mulatten zusammengesetzt, während die Indianer nur eine Million zählen, so daß dieses Land allmählich ganz in den Besitz der schwarzen Rasse übergehen wird.

Einen ähnlichen Vorgang können wir vor unseren Augen in den Südstaaten beobachten. Im Jahre 1790 zählte die Negerrasse etwa drei Viertel Millionen unter vier Millionen Einwohnern, also 20 pCt. der ganzen Nation. Daneben fand eine so starke Einwanderung von Weißen statt, daß die Neger heute 13 pCt. der Bevölkerung bilden. Nach Professor Gilmann werden aber im Jahre 1920 die Schwarzen in den acht alten Sklavenstaaten 17400000 gegenüber 9300000 Weißen zählen. Wenn jedoch die Südstaaten mit Negern überfüllt sind, werden sie höchstwahrscheinlich Mittelamerika überfluten, Kanada und Nordamerika dagegen der weißen Rasse überlassen.

Aus alledem ergibt sich, daß die fruchtbarsten Gegenden der Erde niemals zu einer Heimat der arischen Rasse werden können. In Asien bleibt die Bevölkerung von China und Indien immer zahlreicher als Russen, Perser, Türken und Syrier zusammen, und das tropische Afrika, Mittel- und Südamerika gehören auf die Dauer den farbigen Rassen an.

Die niedrigen Stufen der Civilisation besitzen mehr Lebenskraft als die höheren, die rechtlosen Stände überleben die bevorrechteten, und die Erobererrassen werden von den Eingeborenen aufgesaugt. Es gibt z. B. keine deutlichen Ueberreste von Griechen und Römern in Kleinasien oder in der europäischen Türkei. Eine Klasse, die eine höhere soziale Stellung einnimmt, kann sich nicht in demselben Grade vermehren wie diejenige Schicht der Bevölkerung, die sich mit dem Notwendigsten zufrieden gibt. Die englische Aristokratie ist ein typisches Beispiel für die Art und Weise, wie geschlossene Stände aussterben. Nur fünf Familien können heute ihren Stammbaum sechs Jahrhunderte zurück verfolgen. Die Ursache für das Aussterben höherer Stände liegt in dem Wunsche, sich in dem Stande zu erhalten, in dem man geboren ist. Darum heißt es, Geld heiraten oder überhaupt nicht heiraten.

Ein unabwendbares Schicksal ist es, daß diejenigen Rassen, die den höheren unterworfen sind, sich stärker vermehren und eines Tages ihre Nebenbuhler im Kampf um die Herrschaft der Welt sein werden. Wir bringen Gesundheitsmaßregeln und technische Geschicklichkeit in den Osten. In Indien werden die Hungersnöte von Jahr zu Jahr seltener. Und der Tag wird kommen — vielleicht ist er nicht mehr fern —, wo die Europäer rings um die Erde herum eine zusammenhängende Zone der schwarzen und gelben Rasse erblicken werden. Nicht mehr sind sie zu schwach, unsere Angriffe auszuhalten; nicht mehr wollen sie unter unserer Bevormundung vegetieren, sondern unabhängig in Verwaltung, den Handel ihrer eigenen Länder für sich selbst in Anspruch nehmend und die Industrie der Europäer abweisend, werden die Chinesen und die Völker von Hindustan, von Mittel- und Südamerika, Indien, afrikanische Nationen am Kongo und Zambesi

unter der Führung einer herrschenden fremden Rasse mit ihren Flotten in den Gewässern Europas erscheinen; sie werden zu internationalen Konferenzen eingeladen und als Verbündete in den Kämpfen der civilisierten Welt willkommen sein. Die farbigen Bürger dieser Staaten werden dann in soziale Beziehungen zu der weißen Rasse treten; sie werden die Pariser Salons füllen und zu rechtmäßiger Eheschließung zugelassen werden. Es ist überflüssig, zu betonen, daß dann unser stolzes Gefühl von unserer Stellung in der Welt nicht im geringsten entwürdigt wird. Wir rangen miteinander um die Vorherrschaft in einer Welt, welche wir für die arische Rasse und für den christlichen Glauben vom Schicksal bestimmt glaubten, für die Künste und Wissenschaften und die Liebenswürdigkeit unserer Sitten, die wir aus den besten Zeiten der Vergangenheit geerbt haben. Wir werden eines Tages erwachen und uns von Völkern umringt und bedrängt sehen, auf die wir als unsere Knechte herabblickten und die wir für immer als Diener unserer Bedürfnisse ansahen. Unser einziger Trost kann nur sein, daß dieser Wandel unvermeidlich gewesen ist. Unsere Aufgabe war es, zu organisieren und schöpferisch zu wirken, Frieden, Gesetzlichkeit und Ordnung über die Welt zu verbreiten, in die andere einziehen, um das von uns Geschaffene zu genießen.

Die weiße Rasse in Aegypten.

Dr. L. E. Oehring.

Seitdem die Sprachgelehrten und Archiv-Historiker auf das Vorrecht verzichten mußten, über die früheste Geschichte der menschlichen Kultur das entscheidende Wort zu sprechen, seitdem Anthropologen und Archäologen es unternommen haben, in die ältesten Entwicklungsperioden der Menschheit durch exakte Untersuchungen aufklärendes Licht zu bringen, nimmt die Frage nach der Rassenzusammensetzung und Rassengeschichte der alten orientalischen Völker, namentlich der Bewohner des Niltales und Zweistromlandes, ein immer mehr wachsendes Interesse in Anspruch.

Der erste Forscher, der die alte Bevölkerung Aegyptens vom rassenanthropologischen Standpunkte studierte, war der Begründer der modernen Anthropologie, J. F. Blumenbach. Er unterschied drei Typen: 1. den äthiopischen mit vorstehenden Kiefern, dicken Lippen, breiter, flacher Nase, vorstehenden Augen, 2. den Hindu-Typus mit langer, dünner Nase, langen, dünnen Augenlidern, kurzem und dünnem Körper und sehr langen Oberschenkeln, 3. einen Misch-Typus, der aus beiden hervorgegangen ist.

Es war das besondere Verdienst von F. Pruner-Bey, daß er in seinem Werke über „Die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenreste" (1846) diese beiden Typen nicht nur auf Grund der ältesten Gemälde und Statuen, sondern auch durch sorgfältige anatomische Studien der Knochenreste feststellte und vom chronologischen Standpunkt aus — im Sinne einer historischen Anthropologie — das Ver-

halten der beiden Typen in den verschiedenen Geschichts-Epochen verfolgte. Für die älteste Zeit nimmt er einen feineren Typus an, wie ihn Blumenbach an zweiter Stelle beschrieben hatte. In einer zweiten Epoche, welche mit der Flucht der Pharaonen beginnt, tauchen aber auf den Monumenten derbere und unedlere Formen in Gesichts- und Knochenbildung auf, welche deutlich auf eine Vermischung mit äthiopischen Elementen hinweisen. Parallel damit läuft die Beschaffenheit der Schädel und Knochen in den Gräbern aus jener Zeit. An den Skeletten werden die Knochen dicker, das Verhältnis der Hirnkapsel zum Gesichte wird ein anderes, die Stirn breiter und besonders die Nasenwurzel, welche sich tief einkerbt; dabei werden die Nasenbeine kürzer und in stumpfem Winkel vereinigt, die Augenhöhlen auseinandergehend und flacher; das ganze Gesicht wird breit, abgeflacht und zeigt hervorstehende Backenknochen.

Den heutigen ägyptischen Fellachen hält er für einen gemischten Typus, die Farbe der Frauen ist viel lichter und ihre Formen nähern sich nicht selten den ursprünglich antiken. Unter den Männern hat sich der antike Typus auch hier und da rein erhalten, jedoch seltener als bei den Frauen. Im allgemeinen überwiegt aber die Mischungsform, wie sie im neuen pharaonischen Reich nach der Heimkehr aus Aethiopien selbst im Königshause auftritt.

Auch unter den christlichen Kopten sieht man beide Typen, sowohl den antiken, vielleicht hier noch schöner und reiner als unter den Fellachen erhalten, und den äthiopisch gemischten. Hier findet man sogar rötliches Haar und graue Augen. Auch unter den islamischen Fellachen werden blonde Haare und graue Augen beobachtet. Die alten Aegypter hatten nach Pruner schwarze oder braune Haare. Heute dürfte es wohl feststehen, daß die echten Repräsentanten der mittelländischen und mongolischen ebenholzschwarzes Haar haben, während braunes Haar immer auf eine Mischung mit der blonden Rasse hinweist.

Die Ueberreste der Blonden unter Kopten und Fellachen, sowie die braune Haarfarbe der alten Aegypter sind untrügliche Andeutungen dafür, daß den Aegyptern schon in ältesten Zeiten blonde Rasse beigemischt gewesen ist. Der erste Forscher, welcher diese blonde Rasse auf ägyptischen Denkmälern entdeckte, war J. F. Champollion (1790—1832), der Begründer der Aegyptologie und Entzifferer der Hieroglyphenschrift. Er fand auf einem Monument des 14. Jahrhunderts v. Chr. in einer Gruppierung verschiedener Menschenrassen neben Aegyptern, Negern und Semiten auch eine meisterhaft treue Darstellung eines Mannes mit der vollendetsten weißen Hautfarbe, blauen Augen und blonden Haaren, welchen Champollion bereits als einen „Europäer“ deutete.

Gobineau warf in seinem „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“ die Frage nach der Herkunft des kulturbringenden Bestandteils des das Niltal bewohnenden Volkes auf. Seine Antwort ist bekanntlich, daß die Kulturträger der weißen Rasse entstammen, denn „die ältesten Statuen und Gemälde verraten unwiderleglich die Anwesenheit des weißen Typus“. Er beruft sich dabei auf Wilkinsons „Manners and customs of the ancient Egyptians“, ein Werk, das mir leider nicht zugänglich ist, und auf Lepsius' Briefe aus Aegypten

(1852), in denen gesagt wird, daß auf den Gemälden des alten Reichs die Aegypterinnen mit gelber Farbe, in der 18. Dynastie mit rötlicher Farbe dargestellt seien, daß man in den Totengruften von Beni-Hassan Gemälde mit Darstellungen kämpfender Gladiatoren von sehr heller Hautfarbe, blauen Augen, rötlichem Bart und Haar sehe. Der weiße Typus ist aus Vorderasien eingewandert, wo zur Zeit der Pharaonen gewisse Bevölkerungsgruppen saßen, die viel weißer waren als heute. Endlich findet er einen Beweis für die „arische Theorie“ in dem Umstand, daß die ägyptische Sprache in mehreren Punkten arische Züge trage und eine gewisse Verwandtschaft mit dem Sanskrit verrate.

Nach Gobineau besteht demnach die Bevölkerung Aegyptens aus drei Bestandteilen: 1. glatthaarigen Schwarzen, 2. wollköpfigen Negern, 3. eingewanderten Weißen, „welche diesem ganzen Gemisch Leben verliehen“.

Seit Gobineau hat die anthropologische Erforschung Aegyptens bedeutsame Fortschritte gemacht. G. Schweinfurt schließt aus den neuesten Ausgrabungen und Funden von Statuen, daß schon in der frühesten Geschichte Aegyptens „zwei verschiedene, in ganz bestimmter Weise charakterisierte Rassentypen in die Erscheinung treten, ein schmalköpfiger und breitköpfiger“. Dieser Unterschied macht sich auch im Stil der Kunst bemerkbar, so daß eine „Bauernkunst“ und eine „Herrenkunst“ zu erkennen ist. „Die Herrenkunst ist immer etwas Fremdländisches, durch den Willen der Gewalthaber dem Lande Aufgedrungenes gewesen; sie ermangelt daher der untersten Entwicklungsphasen.“ (Verh. der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, 1898.)

Um die neuesten Ausgrabungen und Entdeckungen auf dem Gebiete des ägyptischen Rassenproblems haben sich besonders Mac Iver, Flinders Petrie, Morgan und Maspero verdient gemacht. Durch diese Untersuchungen ist es zweifellos erwiesen, daß schon in der Steinzeit eine große weiße Rasse in Aegypten ansässig gewesen ist.

Zwei deutsche Forscher, Fritsch und Wiedemann, haben nun auf Grund dieser neuesten Entdeckungen eine anthropologische Geschichte Aegyptens entworfen, deren wesentlichste Gesichtspunkte und Zusammenhänge in folgender Weise sich darstellen.

G. Fritsch führt in seinen „Vergleichenden Betrachtungen über die ältesten ägyptischen Darstellungen von Volkstypen“ aus, daß die erwähnten Ausgrabungen uns ein so reiches Material ans Tageslicht gebracht haben, daß dadurch eine ganze Periode der Urgeschichte jener Gegenden in großen Umrissen umgrenzt werden kann, welche nach den bei dem Ort Negada gefundenen Gräbern von Flinders Petrie als „Negada-Periode“ bezeichnet wurde. Die gemachten Funde gehören der Vorgeschichte Aegyptens an; es wurde ein Königsgrab des bisher als vollständig mythisch betrachteten Königs Menes erkannt. Besonders interessieren die massenhaft aufgedeckten Gräber von Personen aus dem Volke, welche in zusammengekrümmter Stellung als sogen. „liegende Hocker“ begraben waren. Die Art der Bestattung, die Beigaben, sowie die leider bei der mangelnden Einbalsamierung spärlichen Reste sind von dem spezifisch ägyptischen Typus so abweichend, daß man in ihnen Reste von Urbevölkerungen annehmen muß, welche in die späteren Aegypter verschmolzen sind. Flinders

Petrie hat behauptet, daß die erhaltenen Haarproben für die Zugehörigkeit dieser Menschen zu einer blondhaarigen, vermutlich blauäugigen Rasse sprechen. Virchow hat die Ansicht vertreten, daß die ursprünglich vermutlich braunen Haare später verfärbt worden seien. Fritsch betont demgegenüber mit Recht, daß auch auf den im Anfang des verflossenen Jahrhunderts durch Champollion, Lepsius und Rosellini entdeckten Darstellungen der Temenhu oder Libu, diese Stämme bei ganz heller Hautfarbe und blauen Augen mit braunen, lockigen Haaren abgebildet sind. Die in den drei hauptsächlichsten Fundorten (Negada, Gebel Silsileh, Abydos) gefundenen Schädel erwiesen sich als meist dolichocephal mit gelegentlicher Hinneigung zur Mesocephalie, was gewiß kein Grund ist, ihre Zugehörigkeit zur libyschen Rasse abzulehnen, welche danach schon in prähistorischer Zeit (6000 v. Chr.), noch vor der Besiedelung durch Negervölker nachweisbar ist. (Naturw. Wochenschrift, III. Bd, No. 43 und 44.)

Die weißen Libyer blieben immer Nachbaren der Aegypter und spielten auch später noch eine wichtige Rolle in ihrer Geschichte. Noch einmal fand ein Vordringen der weißen Rasse nach Aegypten in historischer Zeit statt, und zwar von seiten der sogen. „Seevölker", unter denen die Poulasati, Zakkala, Shardanen und Shagalasha genannt werden, Verwandte der Pelasger, Danaer, Achäer usw., also Stämme, deren Wohnsitze in frühhistorischer Zeit auf den Inseln des ägäischen Meeres, den benachbarten Küsten und in Kleinasien angenommen werden. Die ägyptischen Denkmäler enthüllen uns die Poulasati und Zakkala als hochgewachsene, schlanke, bartlose Menschen, welche ihre niedrige Sturmhaube mit einem Kreise aufrechtstehender Federn verziert hatten, während die mit ihnen verbündeten Shardanen wie die alten Deutschen eine gehörnte Sturmhaube trugen. Als Bewaffnung führten alle runde Schilde und gegen das Heft zu breiter werdende Bronzeschwerter, wie sie aus viel späterer Zeit in den nordischen Gräbern gefunden wurden. Ihre Schiffe gleichen den germanischen Drachenschiffen. Die Darstellung der Zakkala erinnert an einen Bronzefund aus Bornholm. Die „Seevölker" wurden besiegt. Ein Teil wurde in Palästina angesiedelt, wo sie später unter dem Namen „Philister" erscheinen, die Shardanen traten zum Teil in ägyptische Dienste über, während ein dritter Teil seine Wanderungen weiter westwärts fortsetzte. Es war dies die Periode, in welcher auch andere Gebiete der nördlichen Mittelmeerländer ihre erste Besiedelung erhalten (mykenische Zeit). Die Shardanen verschmolzen ebenso wie die Temenhu mit den Aegyptern. (G. Fritsch, Korr.-Blatt der deutschen anthr. Ges., 1902, No. 10.) Wie M. Much (Die Heimat der Indogermanen, 1904, S. 207) mitteilt, fanden zu derselben Zeit, als die „Seevölker" in Aegypten einfielen, auch zu Land Einbrüche der Nordländer in Aegypten statt. „Diese Züge, die auf zweiräderigen Ochsenwagen Weiber und Kinder im Gefolge hatten, erinnern an die Germanenzüge, wie sie uns bei Kimbern und anderen Stämmen geschildert und auf der Columna Antonii in Rom bildlich dargestellt werden."

Aus den vorstehenden Ergebnissen der Forschung geht hervor, daß Aegypten mehreremal von der weißen Rasse besiedelt worden ist, in prähistorischer Zeit, dann durch die Einfälle der Libyer und der „Seevölker". Daß diese Menschen zur nordischen Rasse gehörten oder

„Arier“ waren, dafür spricht außer ihrem physischen Typus auch die Tatsache, daß die aus der Steinzeit stammenden megalithischen Grabbauten auch in Aegypten gefunden worden sind. K. Penka hat versucht, für die über Europa, Asien und Afrika zerstreuten „Dolmen“ einen gemeinsamen Ursprung nachzuweisen, der auf eine nordische Heimat hinweist, von wo aus die „arische Rasse“ ausgeströmt ist. Ueberall finden wir in Begleitung dieser Steindenkmale, bis in die entferntesten Gegenden, noch heute Reste einer blonden Bevölkerung. „So viel steht fest“, schreibt Penka, „daß sowohl die Dolmen Nordafrikas, wie die Dolmen Palästinas und Spaniens von Völkern der blonden Rasse errichtet worden sind.“ So nimmt er an, daß arische Elemente in vorgeschichtlicher Zeit bis in den ägyptischen Sudan vorgedrungen sind und die dort vorhandenen Dolmen errichtet haben.

Auch die Sprache der Aegypter zeigt unverkennbare Reste der arischen Bevölkerungsbestandteile. Schon Gobineau fand in mehreren Punkten Verwandtschaft mit dem Sanskrit. Neuerdings hat C. Abel in seiner Schrift über „Aegyptisch-indoeuropäische Sprachverwandtschaft“ eine Entstehungsgeschichte der ägyptischen Sprache vorgetragen, wonach namentlich in der älteren Periode gemeinsame Sprachwurzeln und Sprachregeln zu finden sind, und „das Aegyptische und Indoeuropäische reichlich so viele Wurzeln gemeinsam haben, als die verschiedenen indoeuropäischen Idiome unter sich zu haben pflegen.“

Andererseits ist das Aegyptische mit den semitischen Sprachen verwandt. Es finden sich aber nach Wiedemann auch ganz andersartige Wurzeln, welche dem im frühesten Babylonien gesprochenen Sumerisch-Akkadischen entsprechen. Wenn aber die Theorie von Hommel richtig ist, daß die Elemente der ägyptischen Kultur in Sumerien ihren Ursprung genommen, und wenn die Hypothese von Cope über den „kaukasischen“ Rassetypus der Sumerier sich bestätigen sollte, so sind damit neue Zusammenhänge zwischen Rasse und Kultur aufgedeckt, die das größte Interesse in Anspruch nehmen müssen.

Ueberblicken wir die Gesamtergebnisse der ägyptologischen Forschungen, so müssen wir annehmen, daß das ägyptische Volk aus vier Rassenelementen zusammengesetzt ist, aus Negern, Mongoloiden, Mediterranen und Ariern, aus denen verschiedene Grade von Mischtypen hervorgegangen sind.

Was speziell das Problem „Rasse und Kultur“ und Gobineaus Frage nach der Herkunft des Kultur bringenden Teiles der ägyptischen Bevölkerung anlangt, so ist es zweifellos auch hier der mittelländisch-arische Teil gewesen, dem Aegypten seine Civilisation verdankt. Freilich ist hier im einzelnen noch vieles zu erforschen. So sind die anthropologischen Typen der einzelnen Könige, von denen wir Mumien besitzen, genauer zu bestimmen. Hier liegen indes schon einige Forschungsergebnisse vor. Wiedemann schreibt z. B. „Die meisten der Herrscherköpfe, besonders aus der Ramessidenzeit, erscheinen auf Grund der Mumien dolichocephal. Das Haar ist glatt, lang, wellig, zuweilen lockig. Die Kieferstellung ist orthognath, so daß also die Schneidezähne einander senkrecht gegenüberstehen. Die Nase ist schmal, hoch, meist mit leichter Adlerform des Nasenrückens“. (Die Rassen der alten Aegypter, Die Umschau, 1904, No. 5.) Danach sind die Ramessiden

Nachkommen des von Petrie so genannten „Adlernasen-Typus", der in der Frühzeit Aegyptens der häufigste war, wie auch schon Wilser vor Jahren Ramses den Großen für einen Abkömmling der nordischen Rasse erklärt hat.

An dem Beispiele Aegyptens können wir wieder lernen, daß die Anthropologie die Grundlage aller politischen und kulturellen Geschichte bilden muß. Merkwürdige Fragen tauchen auf, deren Beantwortung von diesem Standpunkt der Forschung aus nicht mehr fern liegt: Waren es blonde und blauäugige Priester, in deren Gehirn die Idee des Pyramidenbaues entsprang? Ist es richtig, daß die Pyramiden nichts als eine Fortentwicklung megalithischer Denkmäler sind? Daß der angebliche Sarkophag der Cheopspyramide gar keinen Sarg, sondern das älteste Getreidemaß der arischen Völker darstellt?

Der physische Typus Immanuel Kants.

Dr. Ludwig Woltmann.

Eine Untersuchung über den physischen Typus Immanuel Kants bietet in mancher Hinsicht besonderes Interesse, einmal weil dadurch die Rassenabstammung eines der glänzendsten intellektuellen Genies aufgedeckt wird, dann aber auch, weil sie Gelegenheit gibt, den Einfluß krankhafter Knochenveränderungen auf den anthropologischen Typus zu behandeln, der von den historischen und sozialen Anthropologen bisher leider nicht berücksichtigt worden ist.

Ich habe Kant als einen Abkömmling der nordischen bezw. germanischen Rasse bezeichnet, eine Auffassung, die bei einigen Kritikern Widerspruch hervorgerufen hat. Sie weisen darauf hin, daß Kant mit seiner Brachycephalie und seiner kleinen Gestalt unmöglich ein Glied der nordischen Rasse sein könne, da doch Dolichocephalie und hohe Körpergestalt die charakteristischen Eigenschaften der Germanen seien. Eine genauere Untersuchung seines physischen Typus wird indes zeigen, daß diese Einwürfe der Begründung entbehren.

Für die Anthropologie der Genies und Talente gibt es im wesentlichen drei Erkenntnisquellen: biographische Nachrichten, Porträtsdarstellungen und Untersuchung der körperlichen Reste, namentlich des Schädels.

Nach einer eigenen Aufzeichnung Kants war sein Großvater ein Schotte, der mit mehreren seiner Landsleute in Ostpreußen einwanderte und sich zunächst in Litauen und zwar in Tilsit niederließ. Sein Sohn Johann Georg Kant war der Vater des Philosophen, der eine Anna Regina Reuter aus Königsberg heiratete, deren Vater nach einer Tradition aus Nürnberg eingewandert sein soll. Ob die beiden Großväter J. Kants bereits verheiratet ins Land gekommen, oder sich erst in Ostpreußen vermählt haben, darüber liegen keine Angaben vor. (Nach Kupffer und Hagen.)

Von Kants Eltern oder Großeltern haben wir weder biographische Notizen noch Bildnisse. Von dem psychischen Charakter seiner Mutter

wissen wir nur, was Wasianski in seiner Schrift „Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren“ berichtet. Danach war seine Mutter eine Frau von großem natürlichen Verstand, den ihr Sohn als mütterliches Erbteil von ihr erhielt, einem edlen Herzen und einer echten, durchaus nicht schwärmerischen Religiosität. Wir haben also hier wieder den Fall, der auch bei Luther und Goethe bemerkt worden ist: daß geniale Söhne bedeutende Frauen zur Mutter gehabt haben. Damit soll nicht gesagt sein, daß dies eine Regel sei, wie z. B. Schopenhauer meinte, daß die Söhne den Intellekt von der Mutter erben. Denn vergleichende Untersuchungen machen es vielmehr höchst wahrscheinlich, daß die Vererbung der körperlichen und geistigen Eigenschaften von seiten des Vaters und derMutter im allgemeinen eine gleichmäßige ist.

Die Biographen geben uns ein ziemlich genaues und deutliches Bild von dem körperlichen Aussehen des Philosophen. Am ausführlichsten beschreibt ihn R. B. Jachmann im vierzehnten Briefe seines Buches über „Immanuel Kant, geschildert in Briefen an einen Freund“. Hier heißt es: Kants Körper war von Natur gewiß nicht zu einer 80jährigen Lebensdauer bestimmt. Er hat der Natur das Leben abgerungen. Das ganze Gebäude seines Körpers war so schwach, daß nur ein Kant es so viele Jahre unterstützen und erhalten konnte. Es scheint, als hätte die Natur bei der Bildung dieses seltenen Erdenbürgers alles auf seinen geistigen Teil verwandt; ja als hätte sie ihm die schwache Hülle zu desto größerer Stärkung seines Geistes mitgegeben. S e i n K ö r p e r w a r k a u m f ü n f F u ß h o c h, der Kopf im Verhältnis zum übrigen Körper sehr groß, die Brust sehr flach und beinahe eingebogen, der rechte Schulterknochen nach hinten etwas vorspringend, die Wirbelsäule verbogen. Die übrigen Teile des Körpers hatten untereinander ein gehöriges Ebenmaß. Sein Knochenbau war äußerst schwach, schwächer aber noch seine Muskelkraft. Sein Gesicht hatte eine sehr angenehme Bildung und muß in jüngeren Jahren sehr hübsch gewesen sein. S e i n H a a r w a r b l o n d, s e i n e G e s i c h t s f a r b e f r i s c h u n d s e i n e W a n g e n h a t t e n n o c h i n h o h e m A l t e r e i n e g e s u n d e R ö t e. „Doch wo nehme ich Worte her, Ihnen sein Auge zu schildern! Kants Auge war wie von himmlischem Aether gebildet, aus welchem der tiefe Geistesblick, dessen Feuerstrahl durch ein leichtes Gewölk etwas gedämpft wurde, sichtbar hervorleuchtete. Es ist unmöglich, den bezaubernden Anblick und mein Gefühl dabei zu beschreiben, wenn Kant mir gegenübersaß, seine Augen nach unten gerichtet hatte, sie dann plötzlich in die Höhe hob und mich ansah. Mir war es dann immer, als wenn ich durch dieses b l a u e ä t h e r i s c h e F e u e r in Minervas inneres Heiligtum blickte.“

Kant hatte von Jugend auf mit krankhaften Gefühlen von Druck und Beklemmung auf der Brust zu kämpfen gehabt und sich nur mit Mühe davon nicht überwältigen und mutlos machen lassen. Das Rückgrat war bedeutend verbogen, und die Brust, wiewohl nicht ganz schmal, doch sehr flach und gepreßt. Ueber den gänzlichen Mangel des Gesäßes scherzte er oft und behauptete, „auf diesem Punkte durchaus alle Eminenz verloren zu haben“.

In gleicher Weise schreibt L. E. Borowski in seiner „Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants“, daß sein Körper von mittlerer Größe, aber fein gebaut war, im ganzen unfehlerhaft, nur

daß die rechte Schulter auch in jüngeren Jahren schon merklich höher war. Kant hatte nicht eben große, aber lebhafte und doch dabei sanfte Augen. „Ihre Farbe war blau, worauf er, ich weiß nicht warum, etwas setzte."

Es gibt sieben Bildnisse von Kant aus den verschiedensten Lebensperioden: Aus jüngeren Jahren stammt die Zeichnung der Gräfin Keyserling, die um 1755 entstanden ist und das früheste bekannte Bildnis darstellt. Viele Aehnlichkeit mit dieser Zeichnung hat das Porträt, das um 1768 von Becker gemalt wurde und auf dem der Philosoph wirklich hübsche Gesichtszüge zeigt. Aus seinem fünfzigsten Jahre stammt das von einem unbekannten Künstler stammende Gemälde, das sich jetzt im Städtischen Museum zu Königsberg befindet. Bekannter ist das Bildnis, das unter dem Namen Helmholtz-Zellersches Kantbild aufgeführt wird. Außerdem gibt es noch zwei Profilbildnisse, das eine von Senewaldt und das andere zwischen 1770 und 1780 von einem unbekannten Künstler gemalt.

Alle Bildnisse bestätigen die biographischen Nachrichten über seinen physischen Typus. Besonders lassen sie erkennen, daß der Schädel gegenüber dem Gesichtsteil unverhältnismäßig entwickelt war. Die Stirn ist breit und hoch, ein wenig fliehend, mit vorspringenden Augenbrauenwülsten, so wie sie von Herder beschrieben wurde: „Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude." Die Nase ist lang, schmal und leicht gebogen, das Kinn ragt energisch, doch nicht übermäßig vor.

Besonderes Interesse erweckt ein Miniaturbildnis, das Kant in ganzer Figur darstellt, mit Hut und Stock in der Hand und nach rechts und vorn gebeugtem Kopf. Man sieht die hohe Schulter, die flache eingedrückte Brust, die dünnen Arme und den im Verhältnis zur ganzen Gestalt ungemein stark entwickelten Kopf.

Eine von Kupffer und Hagen vorgenommene Untersuchung von Kants Schädel ergibt einen Inhalt von 1715—1740 ccm. Die größte Länge ist 182 mm, die größte Breite 161 mm. Der Index beträgt also 88,5. Der Schädel ist deutlich asymmetrisch, indem die rechte Seite der Kapsel im ganzen an Wölbung und Umfang überwiegt. Die Breitenentwicklung ist besonders über den Mittel- und Hinterkopf ausgedehnt, während die Breite des Vorderkopfes und vor allem der Stirn eine gewöhnliche ist. Schläfen und Stirndurchmesser haben mittlere Maße. (Archiv f. Anthr., 13. Bd., S. 359.)

Rachitis ist nicht selten mit Hydrocephalus (Wasserkopf) verbunden. Ob Kant Hydrocephalus gehabt hat, inwieweit der Umfang des Schädels durch Erweiterung der Gehirnkammern bedingt war, ist natürlich nicht mehr zu sagen, da dies nur auf Grund einer Sektion hätte festgestellt werden können. Aber aus allgemeinen medizinischen Gründen ist es sehr wahrscheinlich.

Die biographischen Notizen, die ikonographischen Zeugnisse und die Beschaffenheit seines Schädels lassen es als unzweifelhaft erscheinen, daß Kant in seiner Kindheit an rachitischer Knochenerweichung gelitten hat, welche sein geringes Wachstum verursachte und zu einer Verbildung des Schädels, der Wirbelsäule, des Schultergürtels und des Brustkorbes führte. Es ist geradezu ein klassischer Schulfall von Rachitis, der hier vorliegt. Von großer anthropo-

logischer Bedeutung ist aber der Umstand, daß der Schädel durch Rachitis seine angeborene normale Gestalt verliert und eine annähernd viereckige Form annimmt. Kants Brachycephalie ist daher keine normale rassenhafte, sondern eine pathologische, wofür auch die auffallende Größe des Kopfschädels gegenüber der Entwicklung der Gesichtspartie spricht.

Fassen wir die physischen Merkmale Kants, die blauen Augen, blonden Haare und die rosig-weiße Haut unter anthropologischen Gesichtspunkten zusammen, und bedenken wir, daß die Kleinheit seiner Gestalt und die Form und Größe seines Schädels durch krankhafte Veränderungen entstanden ist, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Kant ein Vertreter der nordischen Rasse bezw. ihres germanischen Zweiges gewesen ist.

Die Einführung pathologischer Gesichtspunkte in die Anthropologie ist von größter Bedeutung für die Untersuchung der Rassenabstammung der Genies und Talente. Denn es ist eine oft sich wiederholende Tatsache, daß viele der größten Geister körperlich kranke und schwache Menschen gewesen sind; und anderseits ist es eine ärztliche Erfahrung, daß die Rachitis geradezu den Charakter einer Kulturkrankheit angenommen hat. Umfangreiche Untersuchungen haben dargetan, daß alle Haustiere an Rachitis leiden. Die Lebensweise und die Existenzbedingungen des Kulturmenschen sind aber in vielen Punkten denjenigen der Haustiere ähnlich, und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Rachitis unter den Kulturmenschen viel verbreiteter ist, als selbst erfahrene Aerzte zugeben. Vielleicht sind für die Zunahme der Brachycephalie in Europa außer dem Aussterben der Dolichocephalen und der Mischung mit dem rundköpfigen alpinen Typus auch Rachitis und andere Knochenerkrankungen verantwortlich zu machen, so daß von einer pathologischen Entartungs-Brachycephalie gesprochen werden muß.

Eine zweite Ursache für Schädeldeformationen ist die sogenannte Wasserköpfigkeit (Hydrocephalus), wobei sich in den Ventrikeln des Gehirns eine Flüssigkeit ansammelt. Oft verbindet sich Hydrocephalie mit Rachitis und Nervenreizungen (Epilepsie, „Zufälle"), wie es höchstwahrscheinlich bei Michelangelo der Fall war.

Schließlich wird pathologische Langköpfigkeit und Kurzköpfigkeit infolge frühzeitiger Nahtverknöcherung (Synostose) während des fötalen Lebens oder im Kindesalter verursacht, wodurch das Wachstum gehemmt wird. So entsteht nach Virchow einfache Brachycephalie durch frühzeitige Synostose von Grund- und Keilbein, Rundköpfigkeit durch teilweise Synostose von Stirn- und Scheitelbeinen, die Dickköpfigkeit durch frühzeitige Verknöcherung der Lambda-Naht.

Schon Broca, Collignon und Ujfalvy haben darauf hingewiesen, daß in der sozialen Anthropologie die Unterscheidung von Langköpfen und Kurzköpfen nach dem einfachen Zahlenwert des Schädelindex zu vielen Irrtümern führt, wenn man es mit der Analyse der physischen Merkmale einer Mischbevölkerung zu tun hat. So sind manche Genies, die von einsichtslosen Leuten als „Brachycephale" (nach der bloßen Indexzahl) gegen die Germanen-Theorie ausgespielt werden, in Wirklichkeit Pseudo-brachycephale oder Eury-dolichocephale, d. h. solche,

welche infolge Rassenmischung das lange Hinterhaupt verloren haben, oder deren Schädel bei Erhaltung des ursprünglichen Längendurchmessers verbreitert worden ist; und es läßt sich nachweisen, daß bei vielen anderen Genies der hohe Index durch krankhafte Veränderungen der Schädelknochen bedingt wird.

Theorien und Forschungen über die Erblichkeit der Talente.

Dr. R. M. Saeltzer.

I.

Schon bei Griechen und Indern finden wir bestimmte Vorstellungen über die Erblichkeit der körperlichen und geistigen Eigenschaften. Namentlich huldigten sie der Vorstellung, daß die väterliche Zeugungskraft stärker als diejenige der Mutter sei. Der Physiologe Burdach war dagegen der Meinung, daß dieselbe psychische Eigenschaft bald vom Vater, bald von der Mutter vererbt werden könnte, doch fügt er hinzu, daß im ganzen genommen das Männliche mehr Einfluß auf Bestimmung des irritabeln Lebens, das Weibchen hingegen mehr Einfluß auf die Sensibilität habe.

Die Idee, daß das männliche und weibliche Zeugungsprinzip einen verschieden starken Einfluß auf die geistigen Eigenschaften der Kinder habe, ist besonders von Schopenhauer nachdrücklich hervorgehoben und begründet worden. Dieser Philosoph hat übrigens zum erstenmal in einer besonderen Abhandlung „Erblichkeit der Eigenschaften" versucht, Gesetzmäßigkeiten im Vererbungsprozeß nachzuweisen.

Schopenhauers Vererbungstheorie wird ganz und gar von seinen metaphysischen Vorstellungen beherrscht. Er hält es für eine „Grunderkenntnis", daß der Wille das Wesen an sich, der Kern, das Radikale im Menschen, der Intellekt hingegen das Sekundäre sei, und er findet es daher sehr wahrscheinlich, daß bei der Zeugung der Vater die Basis, das Radikale des neuen Lebens, also den Willen verleihe, die Mutter aber als bloß empfangendes Prinzip den Intellekt übertrage; daß also der Mensch sein Moralisches, seinen Charakter, seine Neigungen, sein Herz vom Vater erbe, hingegen den Grad, die Beschaffenheit und Richtung seiner Intelligenz von der Mutter.

Beweise für seine Theorie sucht Schopenhauer aus historischen Beispielen zu bringen. Er führt eine Reihe von Familien an, in denen Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Herrschsucht erblich war, andere, in denen moralische Schlechtigkeiten, Neigung zu Verbrechen, Selbstmord sich von männlicher Linie übertrugen. Als Beweis für die Erblichkeit des Intellekts führt er an, daß die meisten Genies geistreiche und kluge Mütter gehabt hätten. „Daß hingegen die intellektuellen Eigenschaften des Vaters nicht auf den Sohn übergehen, beweisen sowohl die Väter als die Söhne der durch die eminentesten Fähigkeiten aus-

gezeichneten Männer, indem sie in der Regel ganz gewöhnliche Köpfe und ohne eine Spur der väterlichen Geistesgaben sind." Der Fall von Pitt und seinem Vater Chatham sei ein vereinzelter außerordentlicher Zufall. Hingegen von Künstlern, Dichtern und Philosophen, deren Leistungen allein es sind, die man dem eigentlichen Genie zuschreibe, sei kein analoger Fall bekannt. Zwar sei Raffaels Vater ein Maler, aber kein großer gewesen; ebenso seien Mozarts Vater wie auch sein Sohn Musiker, jedoch nicht große gewesen.

Eine Uebereinstimmung des moralischen Charakters des Sohnes mit dem der Mutter sei höchst selten, nämlich durch den besonderen Zufall der Gleichheit des Charakters beider Eltern bedingt. Wenn sonst Ausnahmen stattfänden, sei zu bedenken, daß die Vaterschaft immer ungewiß sei oder der anders geartete Intellekt der Mutter im Sohn den moralischen Charakter des Vaters modifiziere.

Auffallend ist, daß Schopenhauer nur von der Vererbung auf die Söhne spricht und die Töchter ganz außer acht läßt. Nur einmal spricht er allgemein von „Kindern" und meint sogar: „Die Neigungen und Leidenschaften der Mutter hingegen finden sich in den Kindern durchaus nicht wieder, oft sogar ihr Gegenteil."

Auf seine Theorie der Vererbung baut Schopenhauer, der zum erstenmal die „physiologischen Bedingungen des Genies" erforschte, seine Vorschläge hinsichtlich der Zucht von Genies auf. Danach ist für das wahre Genie nicht nur ein außerordentlich entwickeltes, durchaus zweckmäßig gebildetes Gehirn (der Anteil der Mutter) erforderlich, sondern auch ein sehr energischer Herzschlag, es zu animieren, d. h. subjektiv ein leidenschaftlicher Wille, ein lebhaftes Temperament: das Erbteil vom Vater. Diese Lehre von der Vererbung und seine fernere Ueberzeugung von der „völligen Unveränderlichkeit sowohl des Charakters als der Geistesfähigkeiten" leitet ihn zu der Ansicht hin, daß eine wirkliche und gründliche Veredelung des Menschengeschlechts, nicht sowohl von außen als von innen, also nicht durch Lehre und Bildung, als vielmehr auf dem Wege der Generation zu erlangen sein möchte. „Könnte man alle Schurken kastrieren und alle dummen Gänse ins Kloster stecken, den Leuten von edlem Charakter ein ganzes Harem beigeben, und allen Mädchen von Geist und Verstand Männer, und zwar ganze Männer verschaffen, so würde bald eine Generation erstehen, die ein mehr als Perikleisches Zeitalter darstellte." Todesstrafe und Kastration würden ganze Stammbäume von Schurken der Welt nehmen. Oeffentliche Aussteuern sollten nicht den „angeblich tugendhaftesten", sondern den verständigsten und geistreichsten Mädchen zuerkannt werden.

II.

Auf statistischem und genealogischem Wege zum erstenmal die Erblichkeit der Talente näher erforscht zu haben, ist das bleibende Verdienst von Francis Galton, der im Jahre 1865 zwei Aufsätze über diesen Gegenstand veröffentlichte, in denen er die verwandtschaftlichen Verhältnisse von hundert berühmten Männern aus allen Perioden der Geschichte untersuchte und zu dem Ergebnis kam, daß die geniale Begabung erblich sei, doch mit gewissen Einschränkungen, die noch

zu erforschen seien. Eine vollständige Uebersicht über seine Studien gab Galton in seinem grundlegenden Werk über „Hereditary Genius“ (1869), dessen zweite unveränderte Auflage 1892 erschienen ist. Seine in dieser Zwischenzeit gemachten weiteren Forschungen hat Galton in mehreren anderen Schriften veröffentlicht: „English Men of Science“ (1874), „Human Faculty“ (1883), „Natural Inheritance“ (1889).

Der Titel des Buches „Hereditary Genius“ hat vielfach zu dem Irrtum geführt, als wenn Galton die Erblichkeit des „Genies“ beweisen wolle. Doch hat er damit nicht den Genius im strengen und höchsten Sinne des Wortes gemeint, sondern darunter nur die eingeborenen geistigen Fähigkeiten und Anlagen (mental power or faculties) verstanden. Galtons Forschungen sind insofern von großer Bedeutung, als er auch versucht, einen exakten Maßstab für die intellektuelle Befähigung der einzelnen Rassen und die Verteilung der einzelnen Begabungsgrade innerhalb einer Rasse zu gewinnen. Er hält den Grad der „Berühmtheit“ eines Menschen im Durchschnitt für einen Maßstab seiner Befähigung, wenigstens gilt das für die höheren Geistesgaben, „denn ist jemand mit großen intellektuellen Anlagen geboren und hat er Willen und Kraft zu wirken, so ist nicht einzusehen, wie er von den Verhältnissen erdrückt werden könnte“. Und so durchwandert er die geistige Geschichte des Menschengeschlechts und betrachtet überall die persönlichen Träger und Erzeuger dieser Entwicklung in bezug auf ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse. Er findet Verwandtschaftsreihen in den Berufen der Staatsmänner, Juristen, Offiziere, Literaten, Wissenschaftler, Dichter, Musiker, Maler, Geistlichen und schließlich der Sportsruderer und Ringer.

Durch die Untersuchungen Galtons ist erwiesen, daß Schopenhauers Ansicht von der Trennung der seelischen Eigenschaften in Wille und Intellekt, sowie ihrer getrennten Vererbung durch Vater und Mutter keine Allgemeingültigkeit besitzt, und daß der Intellekt sehr wohl von der männlichen Linie vererbt werden kann. Auch gehen sie über Schopenhauers Beweisgründe insofern hinaus, als er nicht nur das Verhältnis von Eltern und Kindern, sondern auch der Großväter und Enkel, der Onkels und Neffen berücksichtigt. Offenbar ist Schopenhauers Vererbungstheorie ganz und gar durch seine metaphysischen Ideen einseitig beeinflußt worden, und dementsprechend legt er sich auch die einzelnen Beispiele zurecht. So war Raffaels Vater keineswegs das unbedeutende Talent, wie Schopenhauer es beurteilt. Vielmehr ist schon in den Bildern des Vaters die ganze Eigenart der Raffaelischen Kunstweise zu erkennen, die freilich erst im Sohne zur vollen Entwicklung gelangte. Auch hatte Goethe von seiner Mutter nicht nur die „Lust zu Fabulieren“, sondern auch die „Frohnatur“, also einen Bestandteil seines Charakters geerbt. Damit soll nicht geleugnet werden, daß es zahlreiche Fälle gibt, wo der Sohn den latenten Intellekt der Mutter erbt, diese aber wieder auf ihren Vater als Ausgangspunkt zurückweist. Aber es ist falsch, daraus eine allgemeingültige Regel zu machen, wie es Schopenhauer seiner metaphysischen Theorie zu Liebe getan hat.

Fast zu gleicher Zeit wie Galton beschäftigte sich Alphonse De Candolle mit der Herkunft und der Erblichkeit der Talente, insonderheit der wissenschaftlichen Talente. Während Galton die

Rassenbedingtheit der Talente, erforschte er die soziale Herkunft der Talente, ein Problem, das uns hier nicht näher beschäftigt. Sein Werk „Historie des sciences et des savants depuis deux siècles“ erschien 1872 (2. Auflage 1885). Das Ergebnis seiner statistischen Forschungen ist die Erkenntnis, daß die Vererbung auf die besondere geistige Begabung der Nachkommen eines wissenschaftlich hochstehenden Vaters nur einen verhältnismäßig geringen Einfluß ausübt. Nach seiner Ansicht überträgt die Vererbung auf die Männer der Wissenschaft keine speziellen Fähigkeiten, sondern nur eine gewisse Summe moralischer und intellektueller Eigenschaften, die je nach den Umständen und dem Willen des Individuums zum Studium der Wissenschaften oder zu anderen ernsten Aufgaben befähigen.

III.

J. P. Möbius hat in einer Reihe lehrreicher Aufsätze sich mit dem Ursprung und der Erblichkeit der Talente beschäftigt. In einer kleinen Abhandlung: „Ueber das Studium der Talente“ (Stachyologie, Leipzig, 1901) wirft er eine Menge neuer Gesichtspunkte auf, die bei dem Studium der Erblichkeitsfrage zu berücksichtigen sind. Er fragt: „Wird das Talent vererbt, wird es von väterlicher oder von mütterlicher Seite, oder von beiden Seiten vererbt? Hat keins der Eltern das gleiche Talent, welche ihrer Eigenschaften kommen dann in Betracht? Liegt Atavismus vor, oder kommt es auf eine besondere Mischung der elterlichen Eigenschaften an? Woran liegt es, wenn sich ein Talent nicht forterbt? usw. Wahrscheinlich kommen auf diesem Wege Verschiedenheiten und Verwandtschaften der einzelnen Talente zutage. Es scheint, daß bei manchen, wenn Vererbung nachzuweisen ist, diese nur vom Vater ausgeht, während bei anderen auch die Mutter Trägerin der Gabe sein kann. Andererseits scheint sich ein Zusammenhang zwischen ganz verschiedenen Talenten derart zu ergeben, daß sie einander bei den verschiedenen Generationen vertreten.“

Schon De Candolle hatte zugegeben, daß, wenn auch eine Vererbung spezifisch-wissenschaftlicher Talente nicht vorkomme, doch eine Erblichkeit der mathematischen Anlagen zu beobachten sei, wie u. a. das Beispiel der Familie Bernouilli beweise. Möbius Lieblingsstudium ist gerade die Erforschung dieses Problems. Hier sind zu nennen der Aufsatz „Ueber die Anlage zur Mathematik“ (Neurologisches Zentralblatt, XVIII.) und ein größeres Werk mit gleichem Titel[1]). Die mathematische Begabung vererbt sich danach immer nur von Vater auf Sohn. Gewöhnlich treten die Mathematiker vereinzelt auf, aber nicht selten sind bei den männlichen Vorfahren künstlerische Talente, musikalische oder malerische, beobachtet worden.

„Ueber die Vererbung künstlerischer Talente“ heißt ein Abschnitt in der „Stachyologie“ (S. 117). Wenn das Talent zu den Künsten angeboren ist, so muß es von der Beschaffenheit der Eltern abhängen, da nicht selten mehrere Glieder einer Familie das Talent haben. Die Annahme, daß dies durch Gleichheit der äußeren Bedingungen, Beispiel,

---

[1]) J. P. Möbius, Ueber die Anlage zur Mathematik. VIII, 332 S. mit 51 Bildnissen. Leipzig, 1900. Verlag von J. A. Barth. Mk. 7,—, geb. Mk. 8,50. — Stachyologie. Weitere vermischte Aufsätze. Leipzig, 1901. In demselben Verlag.

Erziehung zu erklären sei, ist hinfällig oder wenigstens ungenügend. Sie mag da berechtigt sein, wo es sich um handwerksmäßigen Betrieb handelt; es gibt Zeichner-, Kupferstecher-, Musikerfamilien, in denen der Sohn tut, was der Vater getan hat und in denen die allgemeine Mittelmäßigkeit zeigt, daß künstlerische Talente im engeren Sinn des Wortes nicht in Frage kommen. Es mag ferner nicht selten der Fall gewesen sein, daß die Angehörigen eines wahren Talentes diesem nachzuahmen suchten, ohne dazu berufen zu sein. Da aber, wo Leistungen von dauerndem Werte vorliegen, kommen wir ohne das angeborene Talent nicht aus, und wenn dies wiederholt in einer Familie vorkommt, so muß Vererbung zugrunde liegen.

Die Verwandtschaftsverhältnisse, die bei den Talenten in einiger Häufigkeit festgestellt werden, sind: 1. Brüder, gewöhnlich zwei, zuweilen mehr, 2. Vater und Sohn bezw. Söhne, 3. größere Gruppen, sogen. Künstlerfamilien, 4. Neffe und Onkel, 5. Vater und Tochter, Bruder und Schwester. Dagegen fehlen die Gruppen: Mutter und Sohn, oder Mutter und Tochter. Aus dieser Statistik ergibt sich der Schluß, daß die Vererbung vom Vater ausgeht, oder daß es doch in erster Linie auf die Beschaffenheit des Vaters ankommt, die Mutter nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Näheres über die Vererbungsregeln bei den einzelnen Arten des Künstlertalentes findet man in Möbius' geistreichem Buch „Ueber Kunst und Künstler" (Leipzig, 1901), wo zahlreiche Beispiele angegeben sind, auch über die Vererbung des mechanischen und mimischen Talentes.

Möbius hat zum ersten Male gezeigt, daß mit Ausnahme der Poesie die Vererbung der Kunsttalente ausschließlich vom Vater ausgeht. Bei der Poesie ist bald der Einfluß des Vaters, bald derjenige der Mutter, vorwiegend aber der letztere ausschlaggebend. In diesem Punkte stimmt Möbius mit Schopenhauer überein. Das Weib, meint er, könne die übrigen künstlerischen Talente bis zu einem gewissen Grade vom Vater erben, aber es erreiche im günstigsten Falle nur eine mittlere Höhe.

Die Aufgabe dieser Zeilen ist, nur einen historischen Bericht zu geben und auf die wichtigsten Ergebnisse bisheriger Forschung hinzuweisen. Sie zeigen, daß wir in diesen Fragen mehr wissen, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. In einem zweiten Aufsatz gedenke ich über die bisherigen Theorien und Untersuchungen hinsichtlich des Ursprungs der Talente in ähnlicher Weise zu berichten und dabei die Ansichten von Darwin, Weismann, Wallace, Lombroso, Möbius und anderen Forschern besonders hervorzuheben.

Kritik der Jenenser Preisschriften.

Professor Dr. jur. L. Kuhlenbeck.

Ueber das Thema: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?" hat bekanntlich eine Preiskonkurrenz

stattgefunden, an der sich, wie mitgeteilt wird, die nicht geringe Anzahl von 60 Schriftstellern beteiligt hat. Das Schiedsgericht, bestehend aus den Professoren Dr. Conrad (Halle), Dr. Schäfer (Heidelberg) und Dr. Ziegler (Jena), hat die bei diesem Wettbewerbe von ihm ausgezeichneten Arbeiten unter dem Gesamttitel „Natur und Staat" im Fischerschen Verlage (Jena) veröffentlicht.

Von den acht prämiierten Arbeiten liegen mir bis jetzt vor 1. die mit dem ersten Preis ausgezeichnete Arbeit von Dr. W. Schallmayer (München): Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker, eine staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neueren Biologie. 2. und 3. Zwei mit je einem Preis, ohne Rangunterschied, ausgezeichnete Schriften, die eine von Dr. A. Ruppin (Magdeburg): Darwinismus und Sozialwissenschaft, die andere von G. Matzat, Direktor der landwirtschaftlichen Schule in Weilburg: Philosophie der Anpassung mit besonderer Berücksichtigung des Rechtes und des Staates. 4. Die Politische Anthropologie von Dr. L. Woltmann, der aber den ihm zugesprochenen dritten Preis abgelehnt und sein Buch (in der Thüringischen Verlagsanstalt Eisenach) selbständig herausgegeben hat.

Es bedarf keiner besonderen Rechtfertigung, wenn wir voraussetzen, daß die Früchte dieses Preisausschreibens jeden Juristen, sei nun sein Standpunkt zum sogen. Darwinismus welcher er wolle, außerordentlich interessieren müssen; ging doch die unverhohlene Absicht des Preisausschreibens dahin, der Rechts- und Staatswissenschaft durch die Prinzipien der modernen naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre neue befruchtende Anregungen zuzuführen. Daß aber der sogen. Darwinismus, wenngleich gerade augenblicklich auch in der Naturwissenschaft gegenüber seinen ersten, vielfach das Ziel überschießenden Folgerungen sich eine kritische Gegenströmung geltend macht, eine mächtige Anregung für den Fortschritt auch der Geisteswissenschaften gewesen ist, wird kaum jemand bestreiten. Wer, wie der Verfasser dieser Besprechung, prinzipiell großen Wert legt auf die philosophische Einheit aller Wissenschaften, wer also eine unüberbrückbare Kluft zwischen den sogen. Geisteswissenschaften und den Naturwissenschaften nicht anerkennt, vielmehr auch die Menschenkultur, auch Recht und Staat s. z. s. für eine zweite Natur ansieht, die organisch aus der Gesamtnatur hervorwächst — alles dies ohne Präjudiz für die Freiheit des Willens und der Geistesentwicklung — mußte der Veröffentlichung der preisgekrönten Schriften mit Spannung entgegensehen.

Um so mehr wird das Geständnis überraschen, daß gerade die drei in erster Reihe gekrönten Schriften für uns Juristen nur sehr dürftige Ergebnisse bieten und im großen und ganzen lediglich als Mixta composita vielfach recht laienhafter Gedanken über Staats- und Rechtsphilosophie in Verbindung mit allerhand naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Problemen gekennzeichnet werden können.

Die Schallmayersche Schrift trägt das Motto: „Gut ist glücklich geboren zu sein." Sie entwickelt in ihrem ersten Teile unter großem Aufwande biologischen Wissens die Grundgedanken der Deszendenztheorie, als deren vier Hauptbestandteile dem Verfasser die Variabilität (Fähigkeit der einzelnen Organismen zu erblichen Abänderungen), die Erblichkeit, die überschüssige Fruchtbarkeit und

die Auslese (durch den Kampf ums Dasein) erscheinen. Sehr eingehend werden uns vor allem die verschiedenen Hypothesen über die physiologischen Grundlagen der Vererbung geschildert, der Verfasser schließt sich in der Hauptsache den Lehren des Freiburger Biologen Weismann über die Kontinuität des Keimplasma an und erklärt mit diesem die Vererbung funktionell erworbener Veränderungen des Körpers für ausgeschlossen. Der ganze Fortschritt der organischen Welt, von den niedersten Lebewesen bis hinauf zum Menschen, ist lediglich durch Auslese unter primären Keimvariationen zu erklären. (Sogen. Germinalselektion.) Die rein naturwissenschaftliche Seite dieser Darstellung zeichnet sich jedoch, da sie im großen und ganzen sich in kurzen Referaten aus den wichtigsten Schriften fortbewegt, nicht gerade durch hervorragende Anschaulichkeit aus und ist kaum geeignet, einen naturwissenschaftlichen Laien in das Verständnis der Hauptfragen, um die es sich dabei handelt, insbesondere auch über die Ursachen einer rückschreitenden Auslese, z. B. die Panmixie, aufzuklären; der Laie greift hier besser zu Weismanns eigenen Schriften, die, besonders seine klassischen Vorträge über die Deszendenztheorie, sehr gemeinverständlich geschrieben sind. Fast im Widerspruch zum Ausgangspunkte des Verfassers steht zunächst die merkwürdige Behauptung, daß unsere Kulturzustände, ähnlich denen der untergegangenen Kulturvölker, die Tendenz haben, die generative Auslese immer mehr einzuschränken zugunsten einer sozialen Auslese, bei der es nicht auf angeborene und vererbbare soziale Anlagen vorwiegend ankommt, sondern auf nicht vererbbare und nur traditionsfähige Vorteile. In Verbindung damit steht des Verfassers geradezu ablehnender Standpunkt zu dem doch neuerdings sich immer mehr das Verständnis weitester Kreise erobernden Rassenproblem; alle hierher einschlägigen Fragen werden in einer kurzen Note auf S. 79 unter der kühnen Behauptung abgelehnt, daß es „in Wirklichkeit keinen einheitlichen Rassentypus gibt"; ob freilich der Verfasser sich den für die elementarste Rassenforschung grundlegenden Unterschied zwischen Volk und Rasse klar gemacht hat, ist mir nicht ersichtlich; Gobineau ist ihm nur ein mit kühner Phantasie begabter Dichtergelehrter.

Den wertvollsten Teil der Schrift bilden zweifellos zutreffende und gründliche Ausführungen über ungünstige Wirkungen unserer Kultur auf die generative Entwicklung; um so auffälliger ist, daß es dem Verfasser entgeht, wie diese im wesentlichen doch gerade eine Bestätigung der Grundgedanken Gobineaus über die Ungleichheit der Menschenrassen bieten. Eine regressive Auslese, durch Ausrottung der Besten, bewirkt nach Ansicht des Verfassers vor allem der Krieg, und selbst die mit wirtschaftlicher Schwächung der Militärpflichtigen verknüpfte Wehrorganisation; eine große Störung erleidet auch die geschlechtliche Auslese durch die zunehmende Bedeutung des Besitztums, die verspätete Eheschließungen und innerhalb der Ehen Beschränkung der Kinderzahl mit sich führt; eine große Rolle spielt auch die Verschlechterung der Auslese durch Prostitution und sexuelle Krankheiten. Mit Haycraft hebt der Verfasser auch die Verschlechterung der Auslese durch die Erfolge der Heilkunde, der Hygiene und der Ernährungstechnik hervor und betont mit Recht, daß „die Zunahme der durch-

schnittlichen Lebensdauer unter Umständen eine Verschlechterung der Rasse nicht ausschließt". Eine direkte Verderbung der Keime verursacht in bedenklichem Umfange der Alkoholismus. Dieser entsprechend der medizinischen Vorbildung des Verfassers verhältnismäßig noch selbständigste Teil der Schrift schließt mit einem beachtenswerten Abschnitt über die Entartungssymptome bei den westlichen Kulturvölkern der Gegenwart, in dem insbesondere auch die mit der Zunahme des Industrialismus steigende Dienstuntauglichkeit anerkannt wird, und darf unbedingt als der beste Teil des Buches gelten.

Hieran schließt sich ziemlich unvermittelt eine Ausführung über den biologischen Wert der chinesischen Kultur, die schwerlich auf allgemeine Anerkennung rechnen dürfte; denn dem Verfasser erscheint das Chinesentum gewissermaßen als mustergültig vom Standpunkte der gesellschaftlichen Entwicklungswissenschaft aus. Den Schlüssel für diese hohe Wertschätzung des Chinesentums bildet die erst in der zweiten Hälfte des Buches zutage tretende Auffassung des Verfassers vom Ziel der innerpolitischen Entwicklung, also der Wertmaßstab, der über die Frage, ob ein Fortschritt oder Rückschritt vorliegt, entscheidet.

Das einzige, für uns erkennbare Ziel soll dieses sein, eine möglichst große Summe organischen Lebens zu verwirklichen! Nun kann man zwar zweifelhaft sein, ob der geistreiche Satz Lotzes, daß die Welt der Werte der Schlüssel ist zur Welt des Seins, als Erkenntnisprinzip für Naturwissenschaft und überhaupt für jede rein theoretische, objektive bloße „Wissenschaft" brauchbar ist; für Fragen der Ethik und der mit dieser in unlöslicher Ideengemeinschaft stehenden Soziologie und Rechtspolitik wird jedoch stets die qualitative Wertschätzung der Lebensinhalte die Hauptsache bleiben, für die sich freilich — eben deshalb können diese Geisteswissenschaften niemals die Allgemeinheit und Notwendigkeit mathematischer Erkenntnisse beanspruchen — kein im streng exakten Sinne objektiver Maßstab aufstellen läßt. Daß sich aber mit dem Ziele möglichst großer Quantität bloß organischen Lebens als Leitgrundsatz für eine wissenschaftliche Kritik der innerpolitischen Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten nichts anfangen läßt, wird jeder zugeben, der auch nur darin mit mir übereinstimmt, daß die geistige Qualität, nicht die Quantität sogen. Kulturgüter, geschweige denn des bloß organischen Lebens, welches ja auch in rein pflanzlichen und tierischen Formen auf erloschenen Kulturstätten wuchern kann, bislang den einzigen Wertmaßstab aller Kulturwissenschaft abgegeben hat.

Nachdem wir somit den praktischen Leitgrundsatz dieser Schrift kennen gelernt haben, werden wir kaum noch auf irgend welchen neuen Gedanken, sei es über die Entstehung des Staats oder über die Bedeutung der Auslese und Anpassung für die Rechtsbildung, rechnen dürfen; auffällig aber ist mir doch geblieben, daß die interessante Frage der Anpassung der Rechtsverhältnisse an klimatische, wirtschaftliche, physiologische (rassenunterschiedliche) Daseinsbedingungen nur sehr oberflächlich gestreift wird. Der Verfasser huldigt im allgemeinen einer materialistischen Geschichtsauffassung, er tritt auch in besonders scharfen Gegensatz zu Kidd, der bekanntlich der Religion einen großen Wert für den Kampf ums Dasein zuerkennt; über den

Wert der Tradition, deren Analogie mit den verschiedenen Formen der Vererbung ihm völlig entgeht, belehrt er uns mit dem unbestimmten Satze, daß das Tempo eines gedeihlichen sozialen Fortschritts von der Dringlichkeit des Anpassungsverhältnisses und andererseits von der Fähigkeit des sozialen Körpers zur Anpassung abhänge (S. 295), er erwartet viel von einer religionsfreien Morallehre, wie sie die Gesellschaft für ethische Kultur vertreibt; er hofft, daß dermaleinst als höchstes ethisches Gebot die Pflicht anerkannt werde, „die von den Vorfahren geliehenen Erb- und Traditionswerte den Nachfahren mit Zinsen abzutragen“.

Die Arbeit schließt mit einigen praktischen Reformvorschlägen, von denen einige zweifellos die Billigung aller zugleich verständigen und uninteressierten Menschen finden dürften; Verfasser befürwortet z. B. die Einführung einer Wehrsteuer und einer stetig wachsenden Besteuerung des Alkoholgenusses, er macht auch den Vorschlag, daß jede Person vor einer Eheschließung ein amtsärztliches Zeugnis darüber beibringen müsse, daß sie nicht mit einer ansteckenden Krankheit behaftet sei.

Von den an zweiter Stelle gekrönten Arbeiten zeichnet diejenige Matzats, Philosophie der Anpassung mit besonderer Berücksichtigung des Rechtes und des Staates sich formell vor der erstgekrönten durch eine übersichtlichere, aber sehr wenig ansprechende Disposition aus. M. behandelt in einem I. Teile die Frage: Sind die Prinzipien der Deszendenztheorie auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten anzuwenden? Nachdem er zu einer bejahenden Antwort gelangt ist, wird dann in einem II. Teile die Frage erörtert, wie diese Prinzipien anzuwenden sind. Für den bloß juristisch und philosophisch gebildeten Leser ist die Matzatsche Schrift, weil sie sich weniger mit biologischen Hypothesen, deren Erheblichkeit für die Hauptfrage zweifelhaft ist, befaßt, als mit eigentlich rechtsphilosophischen Problemen, von deren Vorhandensein Schallmayer fast gar keine Notiz nimmt, vielleicht an und für sich interessanter zu lesen; sie ist in einem flotten, feuilletonistischen, aber oft geradezu burschikosen Stile geschrieben, aber sie wird — darüber bin ich nicht im Zweifel — auch um so mehr ein vielfaches Kopfschütteln aller ernsthaften Denker und Forscher auf diesem philosophischen Gebiete veranlassen.

Verfasser schließt das Buch mit einem Bibelzitat aus den Makkabäern (XV, 38—40): „So will ich nun hiermit das Buch beschließen ... Und hätte ich es lieblich gemacht, das wollte ich gern. Ist es aber zu gering, so habe ich doch getan, so viel ich vermocht. Denn allezeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht lustig; sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser das ist lustig: also ist es auch lustig, daß man mancherlei lieset.“

In der Tat bekommt der Jurist hier mancherlei zu lesen, was ihn erheitern muß; wie mir scheint, aber manchmal auch gegen die eigentliche Absicht des Verfassers. Doch wird es mir schwer, gegen den so biergemütlich plaudernden Verfasser, obwohl er ausdrücklich „am wenigsten eine wohlwollende Kritik“ wünscht (S. 317), im strengen Rezensententone, der überhaupt nicht zu meinen Gaben zählt, ins Gericht zu gehen. Ich werde mich auf eine kurze referierende Wiedergabe seiner wichtigsten Resultate beschränken und diese dem

Urteil der Leser anheimstellen. Im Gegensatz zu Schallmayer, der sein Augenmerk etwas einseitig auf die Faktoren der Vererbung und Selektion richtet, stellt, wie der Titel schon besagt, Matzat die Anpassung in den Vordergrund, diese aber auch so einseitig, daß wir von der Vererbung und Auslese so gut wie gar nichts erfahren; die tiefere und prinzipiell so wichtige Streitfrage, ob eine Vererbung funktionell erworbener Eigenschaften möglich, wird nicht einmal gestreift. Es scheint freilich, daß Matzat hier eher mit Häckel auf einem von Schallmayer abweichenden Standpunkte steht; er definiert einmal (S. 120) das Prinzip der Vererbung dahin, daß es „hinreichend tiefgreifende Anpassungen auch über den Tod hinaus erhalte". Die Methode des Verfassers ist rein deduktiv und erinnert fast an die aprioristischen Konstruktionen des älteren spekulativen Naturrechts. Zunächst wird eine ganz neue Ethik deduziert aus dem Begriffe des Werts, der für den Verfasser etwas Objektives ist, denn „das Wasser ist von Wert für die Pflanze, obwohl sie es nicht weiß". Offenbar identifiziert Verfasser Wert und Daseinsbedingung. Verfasser tritt für eine „sittliche" Weltordnung ein, d. h. eine solche, die irgendwie bewirkt, daß die Wertsumme (also die Summe der Daseinsbedingungen?) sich beständig vermehrt; ihr positives Prinzip ist die Anpassung, ihr negatives die Auslese (S. 50). Das Glück des Menschen beruht auf der Anpassung seiner Gefühle an die Wertsumme und die sittliche Entwicklung des einzelnen geht nach dem biogenetischen Grundgesetz vor sich. Die Stärke des Verfassers liegt in Definitionen, dabei wird er sich anscheinend nie des Gedankens klar, daß omnis definitio (nicht nur in jure) periculosa! Vernehmen wir also vor allem die Definition seines wichtigsten Begriffes: „Anpassung ist eine Veränderung, durch welche etwas auf kürzerem Wege, in kürzerer Zeit, mit kleinerem Aufwand an Energie und mit kleinerem Zwange geschieht als ohne die Veränderung."

Der übrigens richtige Grundgedanke, der den Verfasser zu dieser Definition verleitet, die doch das eigentliche Wesen zu einem blassen Abstraktum verflüchtigt, ist der bekannte Satz, daß die Natur stets in der Richtung des geringsten Widerstandes arbeitet, den Verfasser aber in sehr umständlicher Weise an die physikalischen Theorien des Mathematikers Hertz anknüpft. Verfasser behandelt nebenbei sogar die Frage nach der Entstehung des Bewußtseins und deduziert auch dieses als bloße Gehirnarbeit aus dem Anpassungsprinzip; seine Autoritäten sind Avenarius und Petzoldt.

Im II. Teile wird das Recht definiert als ein Anpassungsverhältnis oder eine Gesamtheit von Anpassungsverhältnissen zwischen Menschen. „Das Recht oder die (objektive) Rechtsordnung ist eine Gesamtheit von Rechtsverhältnissen. — Ein Rechtsverhältnis aber ist ein Verhältnis wechselseitiger Anpassung zwischen zwei oder mehreren Menschen, in welchem ein Teil des äußeren Verhaltens der einen Partei nach dem Willen der zweiten, und ein Teil des äußeren Verhaltens der zweiten nach dem Willen der ersten bestimmt ist" (S. 169).

Sehr unklar ist mir die Auseinandersetzung mit der mir freilich nicht minder unklaren Lehre Stammlers vom sogen. richtigen Recht. Auch der „fließende Löwe", den Verfasser am Schlusse des diesbezüglichen Abschnitts (S. 178) uns vorführt, hat mir diese nebelhaften

Ausführungen nicht klarer gemacht; er schreibt: „Wohl fließt, wie aus allen Pflichten, so auch aus der sittlichen Pflicht ein (subjektives) Recht, eins, aber ein Löwe! Es ist das Recht, uns selbst für etwas wert zu halten, das Recht der Selbstachtung oder die innere Ehre." „Ein rechter Winkel ist ein Winkel, welcher seinem Nebenwinkel gleich ist. — Und ebenso ist ein gerechtes Rechtsverhältnis ein solches, welches, wenn man es umkehrt, sich gleich bleibt."

Zum Schluß dieses an die kühnsten Wortdefinitionen der naturrechtlichen Spekulation erinnernden Teiles meint Verfasser: „Es werden Zeiten kommen, wo eine Lüge ebenso bestraft werden wird wie ein Mord — wer das nicht glauben will, der bedenke, daß vor 1800 Jahren den Germanen ebenso unfaßlich war, daß ein Mord etwas Strafbares sein solle." (NB.! Ist diese rechtshistorische Bemerkung richtig?)

Verfasser tritt dann an die schwierige Frage heran, ob der Staat ein bloßes Abstraktum oder etwas Wirkliches sei. „Ein Wirkliches ist (ihm aber) entweder etwas Konkretes oder (sic!) etwas Abstraktes (!). Konkret sind die Dinge oder Wesen, die als solche immer etwas tun oder leiden, d. h. immer in irgend einer Funktion begriffen sind" (S. 201), z. B. ein Professor „ist ein lehrender und gelehrter Mann, in dessen Kopf die Gedanken in guter Ordnung sind" (immer?). „Ganz ebenso (wie der Professor?) braucht es der wollende, handelnde, etwas leistende Staat sich nicht gefallen zu lassen, als ein bloßes Abstraktum betrachtet und behandelt zu werden" (S. 203). Schließlich wird folgende endgültige Definition des Staates aufgestellt: „Ein Staat ist eine Gesamtheit von Menschen in Rechtsverhältnissen, welche (wenigstens teilweise) durch einen fremden Willen nicht geändert werden können, und durch welche ein solcher Teil des äußeren Verhaltens aller Mitglieder nach dem Willen eines Mitgliedes, und ein solcher Teil des äußeren Verhaltens dieses einen Mitgliedes nach dem Willen der anderen Mitglieder bestimmt ist, daß kein Mitglied befugt ist, wider den Willen dieses einen Mitgliedes gegen irgend jemand Gewalt zu gebrauchen." Die altgermanischen Völkerschaften und selbst das fränkische Reich sind im Sinne des Verfassers noch keine Staaten gewesen; übrigens scheint M. anzunehmen, daß die Germanen bis zu Karl dem Großen der Menschenfresserei (!) ergeben waren (S. 221).

Den Rest bilden allerlei oft originelle Betrachtungen teils rechtsgeschichtlicher Natur der im allgemeinen angedeuteten Art, teils Vorschläge de lege ferenda. Vor allem muß das Erbrecht abgeschafft werden — mit alleiniger Ausnahme der erblichen Monarchie, vor der Verfasser große Hochachtung bezeugt; „die Vererbung von Rechten ist kein staatenbildendes und staatenerhaltendes Prinzip, sondern ein vorstaatliches Prinzip" (S. 262). Ein großer Feind der Kirche, ist Verfasser Anhänger des Prinzips der Staatsomnipotenz. Konkrete Vorschläge, wie sie uns Schallmayer bietet, werden uns erspart. Statt dessen faßt M. selber die von ihm gefundenen Ergebnisse in der Formel zusammen:

Abnahme der Vererbung,
Zunahme der Anpassung,
Verschärfung der Auslese.

Ob unsere Gesetzgeber durch diese Formel anpassungsfähiger werden — wer weiß es?

Ich wende mich nun zu der gleichfalls gekrönten Schrift von Dr. phil. Arthur Ruppin: Darwinismus und Gesellschaft. Ich gestehe gern, daß ich dieser Arbeit, obwohl sie an Umfang (175 S.) hinter den beiden bisher besprochenen fast um die Hälfte zurückbleibt, immerhin einen etwas größeren Wert zuerkennen möchte als den vorstehenden. Der Verfasser ist wenigstens ein philosophisch gebildeter und klar denkender Kopf, und diese Klarheit spiegelt sich schon in seinem Stil wider. Die Arbeit zerfällt in drei Abschnitte; der erste (die Einleitung) behandelt die Prinzipien der Deszendenztheorie und betont unter ihnen auch die von den beiden anderen Preisgekrönten fast übersehene geschlechtliche Zuchtwahl; gibt sodann beachtenswerte, an Stammlers Ausführungen in Wirtschaft und Recht anknüpfende Bemerkungen über die Methode sozialwissenschaftlicher Forschung, gleitet in verständiger Weise über die Frage der Abstammung des Menschen, die mit Unrecht vielfach für das Wichtigste an der Deszendenztheorie gehalten wird, hinweg und bietet eine sehr lesbare Skizze der menschlichen Kulturentwicklung, bei der ich lediglich des Verfassers Geringschätzung der Religion — die Untersuchungen von Kidd werden ignoriert — nicht billigen kann. So sehr ich des Verfassers Ausführungen gegen den Kosmopolitismus unterschreibe, so wenig verstehe ich seine Polemik gegen Nietzsche, dessen „Uebermensch" doch in Wahrheit eine notwendige Konsequenz des Darwinismus ist; die von ihm zitierte Frage Riehls: „Der Uebermensch kann nicht das Endziel des Menschen sein; denn was wäre dann das Endziel des Uebermenschen?" kommt mir geradezu geschmacklos vor; man hätte dann auch fragen können, der Mensch kann nicht das Ziel der vormenschlichen Entwicklung sein; denn was wäre dann das Ziel des Menschen? Freilich ist es Geschmacksache — aber im Gegensatz zu einer bei Schallmayer sich offenbarenden Herdenphilosophie, die den größten Wert auf die bloße Quantität organischen Lebens legt, schließe ich mich lieber der individualistischen Wertschätzung Nietzsches an: „Die Menschheit soll fortwährend daran arbeiten, einzelne große Menschen zu erzeugen, dies und nichts anderes sonst ist ihre Aufgabe."

Ruppins Stellungnahme zu der hier wichtigsten Streitfrage der Vererbung erworbener Eigenschaften scheint mir unklar zu sein, er meint, der Begriff „erworbene Eigenschaft" selber sei undeutlich. Einen großen Teil seiner Ausführungen widmet er dem Eherecht, er glaubt für gesetzliche Beschränkungen der Eheschließungen im Interesse verbesserter Zuchtwahl nicht eintreten zu können, erwartet vielmehr eine allmähliche Veredelung der öffentlichen Moral, die dahin wirken werde, physisch oder psychisch minderwertige Personen von der Kinderzeugung abzuhalten (S. 94).

Was ich in dem Ruppinschen Buche ebenso vermisse wie in den vorher besprochenen, ist die den Kernpunkt der ganzen Frage bildende Berücksichtigung der Rassen-Anthropologie. Allen bisher besprochenen Schriftstellern scheint der Begriff der Rasse im anthropologischen Sinne völlig fremd zu sein, und das ist meines Erachtens um so auffälliger, als doch gerade der Darwinismus es in erster Linie mit der biologischen Entstehung der Rassen zu tun hat, also die in dem Preisausschreiben gestellte Frage gerade darauf hinaus-

läuft, zu ergründen, in welcher Weise die politischen Rechtseinrichtungen und Rechtsvorstellungen aus dem biologischen Prozeß der Rassen herausgewachsen sind und in welchem Maße sie selbst auf die Blüte und den Verfall der Nationen fördernd oder hemmend eingewirkt haben.

Mit dieser Bemerkung, die den Kern des Problems trifft, komme ich auf Dr. Woltmanns Politische Anthropologie zu sprechen, welcher obige Worte entnommen sind. Wenn Dr. Woltmann den ihm zugesprochenen dritten Preis abgelehnt hat, so kann ich dies durchaus aus dem berechtigten Empfinden begreifen, daß seine Arbeit von den Preisrichtern nicht in gebührendem Maße gewürdigt worden ist.

Nehmen wir an, es sei eine Preisaufgabe über die Ergebnisse der Pferdezucht und deren Einfluß auf die psychischen Eigenschaften und die physische Leistungskraft des Pferdes gestellt! Würde man nicht jede Arbeit, die bei der Behandlung dieser Aufgabe die Entstehung und die Unterschiede der verschiedenen Pferderassen ignorierte, die überhaupt von Pferderassen absähe, als verfehlt bezeichnen? Mir ist es daher unbegreiflich, wie das Schiedsgericht über die vorliegende Preisaufgabe die totale Vernachlässigung der Rassenunterschiede im Menschengeschlecht bei den drei in erster Reihe gekrönten Arbeiten, mögen diese auch in den besonderen Ausführungen manches Vortreffliche bieten, übersehen und die einzige der mir bislang vorliegenden veröffentlichten Arbeiten, die das Thema von vornherein mit richtigem wissenschaftlichen Takte in Angriff genommen hat, nämlich die Woltmannsche, erst an vierter Stelle eines Preises würdigen konnte. Erklärlich wäre diese Einschätzung nur, wenn Woltmanns Schrift trotz dieses wesentlichen materiellen Vorzugs in anderen Richtungen hinter den besprochenen zurückstände. Das ist aber in keiner Beziehung zuzugeben. Der rein naturwissenschaftliche Teil kann mit dem Schallmayerschen Buche, das in dieser unter den drei zuerst besprochenen den ersten Rang einnimmt, jeden Vergleich aufnehmen; die physiologischen Grundlagen der Variation und Vererbung finden in W. einen bei weitem klareren und mit allen Ergebnissen der Fachforschung besser ausgerüsteten Interpreten, als in Schallmayer, um von Matzats rein deduktiver und spekulativer und von Ruppins in dieser Hinsicht ziemlich dürftiger Arbeit zu schweigen. Was z. B. die Variation betrifft, so findet sich lediglich bei Woltmann auch eine eingehende Berücksichtigung der anscheinend zunächst gegen den Darwinismus im engeren Sinne sprechenden, neuerdings besonders im Anschluß an die bedeutsamen Ergebnisse der Forschungen eines De Vries interessant gewordenen diskontinuierlichen sprunghaften Variationen oder Mutationen. Mit Recht scheint mir W. hier ein „sowohl als auch“ an Stelle des gewöhnlich nur für möglich gehaltenen „Entweder — oder“ zu setzen; es können neue Arten sowohl durch kontinuierliche Abänderungen (Häufung kleinster Unterschiede) als auch diskontinuierlich, durch sprunghaftes Auftreten entstehen —, bei beiden Formen der Variation bleibt aber die natürliche Auslese, der Kampf ums Dasein der endgültig ausschlaggebende Faktor.

Der Maßstab, den Schallmayer zur Würdigung der Entwicklungsgeschichte benutzt — bekanntlich sieht er das einzige erkennbare Ziel

lediglich in der größtmöglichen Quantität organischen Lebens — mußte ihn begreiflicherweise bei Anwendung der von ihm vorausgesetzten Prinzipien auf die Soziologie zu Konsequenzen hinführen, welche, wie beispielsweise seine Hochschätzung des Chinesentums, ein sonderbares Schlaglicht auf diese an erster Stelle gekrönte Preisschrift werfen.

Auch Matzat ist es, obwohl er von einer Analyse des Wertbegriffs seinen Ausgang nimmt, nicht gelungen, einen Kanon, eine Proportionenlehre geistiger Fähigkeiten zu begründen. Woltmann dagegen leitet aus einer denkenden Betrachtung der Prinzipien der Deszendenztheorie folgenden, wenigstens formell zutreffenden Begriff der Vervollkommnung ab, der sich mir auch bei Betrachtung juristischer Gebilde (vergleiche z. B. meine Einleitung zu von Bismarcks Reden und Aussprüche zur Reichsverfassung, S. 14) bestätigt hat: „Die Vervollkommnung im absoluten Sinne beruht auf einer Vereinigung von Differenzierung und Anpassung an einem und demselben Lebewesen, indem mit den geringsten Mitteln die größte Gesamtwirkung erzielt wird."

Es bedarf keiner besonderen Ausführung, warum Woltmann im Besitz eines solchen Kanons auch bei der Anwendung der von ihm empirisch und philosophisch gründlich beherrschten Entwicklungslehre auf das Gesellschaftsleben zu wissenschaftlich wertvolleren Urteilen gelangen mußte, als seine Mitbewerber; seine Ueberlegenheit prägt sich auch in der ruhigen und sicher fortschreitenden Darstellung aus. Er beherrscht das eine unumgängliche Voraussetzung der Untersuchung bildende rechtshistorische Material in unvergleichlich weiterem Umfange, als seine Mitbewerber, und nirgends wird der Jurist vom Fach bei ihm auf derartige dilettantische Bemerkungen stoßen, wie sie z. B. Matzat in seiner Kritik rechtsphilosophischer Probleme so vielfach bietet. Für die treffende Art und Weise, wie Woltmann die juristischen Probleme durch biologische Gesichtspunkte zu beleuchten sucht, sind Abschnitte, wie „Der Kampf ums Dasein und der Kampf ums Recht", sowie „Die physiologischen Grundlagen des Erbrechts" usw. besonders charakteristisch.

Fassen wir unsere kritische Betrachtung der naturwissenschaftlichen und rechtshistorischen Ausführungen der einzelnen Preisschriften im Hinblick auf die gestellte Frage in ein vergleichendes Werturteil zusammen, so scheint uns ausschließlich die „Politische Anthropologie" von Dr. Woltmann von seiten der Juristen eine ernstliche Beachtung zu verdienen.

Zu den Kritiken über das Jenenser Preisausschreiben.

Professor Dr. H. E. Ziegler.

In No. 5 dieser Zeitschrift erschienen zwei überaus ungünstige Besprechungen des Preisausschreibens und der prämiierten Werke, die eine von Prof. G. de Lapouge, die andere von Dr. Woltmann, wobei auch die Kritiken von Dr. O. Ammon und Dr. Wilser wieder abgedruckt

sind. Es sei mir als einem Teilnehmer des Preisgerichts gestattet, hier zu diesen Kritiken Stellung zu nehmen und die in denselben enthaltenen Anschuldigungen und Verdächtigungen zurückzuweisen.

Herr Prof. G. de Lapouge hat sich über das ganze Ergebnis des Preisausschreibens und insbesondere über das mit dem ersten Preise ausgezeichnete Buch von Dr. Schallmayer in der abfälligsten Weise ausgesprochen. Aber wenn man seinen Artikel sorgfältig liest, so erkennt man, daß er die Preisschriften hauptsächlich nach dem Gesichtspunkte beurteilte, ob darin die Arbeiten der neueren französischen Forscher, also vor allem Lapouges eigene Werke genügend berücksichtigt sind. Nun bestreite ich, daß diesen Arbeiten in bezug auf die vorliegende Preisfrage eine solche Bedeutung zukommt, daß ihre Vernachlässigung zu so schweren Vorwürfen berechtigen könnte. Die Ergebnisse der Anthropologie, insbesondere die Schädelmessungen und die darauf gegründeten Hypothesen über die ursprüngliche Zusammensetzung der Bevölkerung in Deutschland, Frankreich usw. sind zwar von großem theoretischem Interesse, aber für die Gesetzgebung und die innere Politik der Staaten läßt sich daraus nicht viel gewinnen. Ob die langköpfigen Bestandteile der europäischen Völker intelligenter, unternehmender und strebsamer waren als die Rundköpfe, wie dies Herr de Lapouge behauptet, das ist für unsere Gesetzgebung gleichgültig, da die jetzige Bevölkerung des Deutschen Reiches die ursprünglichen Rassen in so mannigfachen Mischungen enthält, daß die Beziehungen zwischen dem Schädelindex und der Art der Begabung ganz problematisch sind, und darauf keinerlei gesetzgeberische Maßnahmen gegründet werden können. Reine Rassentypen in körperlicher Beziehung sind in der deutschen Bevölkerung nicht oft zu finden[1]), und Rassentypen in geistiger Hinsicht noch schwerer nachzuweisen. Wohl mögen in der Geschichte die geistigen Rassenunterschiede der Völker eine große Rolle gespielt haben, aber in unserer Zeit der ausgebildeten Verkehrsmittel und der Freizügigkeit kann man der Unterscheidung geistiger Rassentypen in Deutschland keine praktische Bedeutung beimessen.

Aus den Untersuchungen von Otto Ammon, G. de Lapouge u. a. hat sich ergeben, daß die Stadtbewohner durchschnittlich etwas langköpfiger sind als die Landbewohner, aber auch diesem interessanten Ergebnis kann man für die vorliegende Preisfrage eine praktische Wichtigkeit nicht zusprechen. Dasselbe gilt von der Tatsache, daß die gebildeten Stände durchschnittlich etwas langköpfiger sind als die übrige Bevölkerung[2]). Ob die Arier aus Asien kamen, wie man früher meinte, oder ob sie aus Skandinavien stammen, wie neuerdings Dr. Wilser und andere Forscher glauben, scheint mir ebenfalls für die Preisfrage ganz bedeutungslos zu sein.

---

[1]) Z. B. ist aus dem umfassenden und gründlichen Werk von Otto Ammon über die Anthropologie der Badener (Jena, 1899) ersichtlich, wie spärlich in diesem Lande die reinen Rassentypen sind. (Vergl. mein Referat im Biolog. Zentralblatt, Bd. 19, S. 747—751.)

[2]) Man beachte wohl, daß hier nur von Durchschnittswerten die Rede ist, aus welchen man nicht auf den einzelnen Fall schließen kann. Es mag sein, daß ursprünglich die langköpfige Rasse die intelligentere gewesen ist, aber infolge der Rassenkreuzung gibt es jetzt auch viele intelligente Kurzköpfe und dümmere Langköpfe.

Dr. Woltmann hat in seinem Buche, welches von den genannten Anthropologen ganz besonders gelobt wird, die Studien derselben zwar öfters erwähnt, aber keine praktischen Konsequenzen daraus abgeleitet, was meiner Ansicht nach ganz richtig war. In dem zehnten Kapitel, in welchem er die derzeitigen politischen Probleme und die Bestrebungen der Parteien bespricht, wird auf die anthropologischen Verschiedenheiten der Rassen fast gar nicht mehr Bezug genommen.

Wenn nun die genannten Anthropologen (de Lapouge, Ammon, Wilser) die prämiierten Preisarbeiten anklagen, daß darin die Resultate der Rassenforschung zu sehr vernachlässigt seien, so betrachte ich dieses Urteil im Lichte der bekannten psychologischen Tatsache, daß jeder Forscher sein eigenes Arbeitsgebiet für den Mittelpunkt der ganzen Wissenschaft hält, und dessen Vernachlässigung als einen unverzeihlichen Fehler ansieht. Aus diesen Gründen hat das überaus abfällige Urteil, welches Herr Lapouge über die vier ersten Preisarbeiten gefällt hat[1]), auf mich gar keinen Eindruck gemacht.

Ebensowenig Wert kommt dem Urteil des Herrn Dr. Wilser zu. Denn dieser Kritiker hat die Unvorsichtigkeit begangen, sein Urteil auszusprechen, ehe die betreffenden Arbeiten erschienen waren. Er erklärte schon am 1. August 1903 in der Münchener Allgem. Zeitung, daß die Preisarbeiten „keinerlei Fortschritt in der Erkenntnis bedeuten und keine gangbaren Wege zeigen" und behauptete außerdem, daß das Buch von Dr. Woltmann „sich sehr vorteilhaft von den übrigen Preisschriften abhebe". Zur Zeit, als Herr Dr. Wilser dies schrieb, war von den prämiierten Schriften erst eine einzige (das Buch von Matzat) erschienen! Wer Bücher abfällig beurteilt, die er noch gar nicht gesehen hat, beweist damit lediglich seine Voreingenommenheit. Kritiker solcher Art haben für mich gar keine Bedeutung.

Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich betonen, daß ich den Herren G. de Lapouge und Otto Ammon in vielen wichtigen Punkten ihrer Werke, insbesondere in dem Widerspruch gegen das demokratische Gleichheitsideal durchaus zustimme. Ich lege wie sie auf die angeborenen oder ererbten Unterschiede der Menschen in körperlicher und geistiger Hinsicht den größten Wert, und teile die Ansicht, daß diese Unterschiede der Individuen mit ursprünglichen Rassenunterschieden zusammenhängen. Aber diese Ueberzeugung von der sozialen und politischen Wichtigkeit der ererbten Anlagen ist bei Dr. Schallmayer und Dr. Ruppin ebenfalls vorhanden und bildet einen wichtigen Grundgedanken ihrer Werke. Die Frage, was man zur Rassenverbesserung tun könnte, ist besonders in dem Buche von Dr. Schallmayer ausführlich erörtert.

Die Vertreter einer naturwissenschaftlichen Auffassung der sozialen und politischen Probleme stehen einer so ungeheuren Zahl von prinzipiellen Gegnern gegenüber, daß sie lieber das Gemeinsame ihrer Anschauungen hervorheben sollten, als den Gegnern das Schauspiel dieses Zankes zu bieten.

---

[1]) Für philosophisch-soziologische Darlegungen hat Herr Lapouge gar kein Verständnis, wie sein Urteil über das Buch von Matzat beweist. Daß dieses Werk in gewissem Sinne geeignet ist, die naturwissenschaftliche Soziologie im Kampfe gegen die aprioristische Soziologie der Rechtsphilosophen zu unterstützen, das ist ihm gänzlich entgangen.

Aus diesem Grunde bedauere ich auch das Verhalten des Herrn Dr. Woltmann. Außerdem hat er sich selbst Schaden zugefügt, indem er auf den Preis von 2000 Mk. verzichtete. Hätte er den Preis angenommen und wäre demnach sein Buch in das Sammelwerk[1]) aufgenommen worden, so hätten die Leser des Sammelwerkes und die öffentliche Kritik seine Arbeit mit den anderen Preisarbeiten verglichen, wobei sich gezeigt hätte, ob sein Buch die höher prämiierten Werke tatsächlich übertrifft. Außerdem wäre es Herrn Dr. Woltmann freigestanden, nach dem Erscheinen der anderen Werke dieselben kritisch zu betrachten und über die Prämiierung selbst zu urteilen. Allein er hat den Preis schon alsbald nach dem Bekanntwerden des Ergebnisses der Preisverteilung abgelehnt, bevor er irgend eine der Arbeiten der Konkurrenten gesehen hatte. So erschien diese Demonstration mehr wie eine Folge der Aufwallung des Gemütes als wie ein Ergebnis abwägenden Urteils.

Was nun die Preisverteilung selbst betrifft, so ist sie in der korrektesten Weise vor sich gegangen. Es war ja von Anfang an vorauszusehen, daß irgend jemand das Ergebnis anfechten könnte, und gerade deswegen mußte man die in dem Preisausschreiben enthaltenen Bestimmungen in der strengsten Weise durchführen. Jeder der Preisrichter, deren Namen schon in dem Ausschreiben bekannt gegeben worden waren, schrieb sein Urteil über jede Arbeit auf einem besonderen Bogen nieder, worauf die Gutachten zusammengestellt und verglichen wurden. Dabei konnte man zunächst diejenigen Arbeiten, welche von allen drei Preisrichtern ungünstig beurteilt waren, von der Liste streichen — das waren 35 Nummern — und dann begannen mündliche und schriftliche Verhandlungen über diejenigen Schriften, welche von den Preisrichtern in verschiedener Weise oder durchweg günstig beurteilt waren. Allmählich kamen die an die Preisrichter versandten Preisschriften wieder bei Prof. Häckel zusammen, welcher nun ebenfalls an den Erörterungen über die Rangfolge der zu prämiierenden Manuskripte teilnahm. Bei der entscheidenden Beratung, welche am 7. März stattfand, waren alle drei Mitglieder der Kommission (Prof. Häckel, Prof. Conrad und Prof. Fraas) anwesend. Das Protokoll führte ein juristisch gebildeter Herr, welcher als Delegierter der Familie des hochherzigen Stifters der Preisaufgabe an der Sitzung teilnahm. Da Prof. Conrad das Referat über die zu prämiierenden Arbeiten erstattete, war ich als Korreferent zu der Beratung beigezogen. Selbstverständlich mußte bei der Preisverteilung auch das Urteil des dritten Preisrichters in die Wagschale fallen, wie es in seinen Gutachten und in brieflichen Mitteilungen ausgesprochen war[2]). Die Verteilung der Preise geschah genau nach der schon in dem Ausschreiben bekannt gegebenen Bestimmung: „Durch Vergleichung der Urteile der Preisrichter wird von der Kommission das Endurteil gebildet."

Es kann also von einem „Unrecht" bei der Preisverteilung nicht die Rede sein, ebensowenig von einer „Gefahr für die Ehre der deutschen Wissenschaft", wie Dr. Woltmann sich ausdrückt.

---

[1]) Natur und Staat. Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. Eine Sammlung von Preisschriften. Jena, bei Gustav Fischer.

[2]) Prof. Schäfer war ebenfalls zu der Sitzung vom 7. März eingeladen, konnte aber seines bevorstehenden Umzugs wegen nicht teilnehmen.

Herr Dr. Woltmann verlangte, daß man die Gutachten der Preisrichter veröffentlichen solle[1]). Dies geschieht aber bei Preisbewerbungen überhaupt niemals, weil dadurch endlose Streitigkeiten hervorgerufen würden, da für jeden Verfasser einer eingesandten Abhandlung jedes ihm ungünstige Urteil eines Preisrichters zu einem Angriff in gereiztem Ton Anlaß gäbe. Herr Dr. Woltmann hat durch vieles Befragen erfahren, daß einer der Preisrichter in seiner Arbeit historische Unrichtigkeiten beanstandete, so daß seine Arbeit einen weniger hohen Preis erhielt, als sie sonst bekommen hätte. Er macht nun von solchen Mitteilungen, welche durchaus nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, den indiskretesten Gebrauch und richtet gegen diesen Preisrichter die schärften Angriffe. Aber selbstverständlich hatte dieser das Recht, seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung Ausdruck zu geben, und die Kommission durfte das fachmännische Gutachten dieses in seiner Wissenschaft hochangesehenen Gelehrten nicht unberücksichtigt lassen.

Daß Geheimrat Prof. Schäfer in philosophischer Hinsicht auf einem anderen Standpunkte steht, und aus diesem Grunde einzelne Preisarbeiten anders bewertete als Prof. Häckel[2]) und ich, das kommt für die Rechtsfrage nicht in Betracht. Er war berechtigt und verpflichtet, nach seiner Ueberzeugung zu urteilen, und daraus darf ihm kein Vorwurf gemacht werden.

Herr Dr. Woltmann hat auch gegen einen anderen Preisrichter, Geheimrat Conrad, seine Pfeile gerichtet und Verdächtigungen ausgesprochen, gegen welche ich, da ich alle Verhandlungen kenne, auf das bestimmteste Verwahrung einlegen muß. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Geheimrat Conrad in der Tat nicht wußte, daß die Arbeit Dr. Ruppins von diesem seinem Schüler verfaßt war. Diese Arbeit war von allen drei Preisrichtern günstig beurteilt, auch von mir, obgleich ich die Gutachten der beiden anderen Preisrichter damals noch nicht kannte. Es liegt nicht der mindeste Grund vor, an die Prämiierung des Buches von Dr. Ruppin irgendwelche Verdächtigungen zu knüpfen. Es ist unerhört, daß man, wie dies Dr. Woltmann getan hat, ohne jeden Anhalt solche Beschuldigungen erhebt.

Bei jeder wissenschaftlichen oder künstlerischen Prämiierung kann es vorkommen, daß jemand infolge seiner persönlichen Anschauungen zu einem anderen Urteil kommt als die Preisrichter. Daraus ergibt sich aber keineswegs das Recht, die Preisrichter der ungenügenden Sorgfalt oder gar der Parteilichkeit zu beschuldigen. Es ist durchaus nichts „hinter den Kulissen vorgegangen", was „die Oeffentlichkeit scheuen" müßte. Man sollte sich derartiger Verdächtigungen enthalten und keine leichtfertigen Verleumdungen aussprechen.

Ich werde in dieser Zeitschrift auf weitere etwa erfolgende Angriffe oder Verdächtigungen nicht mehr antworten. Nötigenfalls werde ich am Schluß des Sammelwerkes gegenüber solchen Artikeln Stellung nehmen.

---

[1]) Beiläufig bemerke ich, daß die Preisrichter für ihre mühsame und überaus anstrengende Arbeit Honorar erhalten haben. Dasselbe wurde schon im Dezember 1899, also drei Jahre vor der Preisverteilung definitiv festgesetzt.

[2]) Daraus erklärt sich die Aeußerung Prof. Häckels, welche von Dr. Woltmann indiskreterweise veröffentlicht wurde (S. 314).

Von der wissenschaftlichen Bedeutung der Preisschriften habe ich hier nicht zu reden. Auch die Frage, inwiefern das Preisausschreiben den Fortschritt zu fördern vermag, will ich hier nicht erörtern. Jedenfalls halte ich die Herren Lapouge und Woltmann zur Beantwortung dieser Frage weder für geeignet noch für zuständig.

Erklärung.

Was Herr Professor Ziegler über meine Kritik der Jenenser Preisschriften sagt, entspricht nicht den Tatsachen. Ich habe seinerzeit meine Kritik eine vorläufige genannt und ausdrücklich erklärt: „soweit wir bis jetzt beurteilen können". Damals lagen die Schriften von Matzat und Woltmann vor. Der wissenschaftliche Abstand dieser beiden Schriften ist aber ein so auffallend großer, daß es für jeden, der in diesen Problemen nur halbwegs bewandert ist, geradezu lächerlich erscheinen mußte, daß das Werk von Matzat einen zweiten, dasjenige von Woltmann aber nur einen dritten Preis erhalten hat, — ein hinreichender Grund, die ganze wissenschaftliche Urteilsfähigkeit der Preisrichter in Zweifel zu stellen.

Außerdem war kurz vor dem Endtermin des Preisausschreibens ein umfangreicher Aufsatz von Dr. Schallmayer erschienen mit dem Titel: „Natürliche und geschlechtliche Auslese bei wilden und hochkultivierten Völkern." Dieser Aufsatz behandelt dasselbe Thema, welches die Preisfrage zur Untersuchung aufgibt. Sein Inhalt und seine Disposition ließen erkennen, daß es ein Auszug aus einer größeren Arbeit sein mußte, was sich unwillkürlich aufdrängte, als die Ergebnisse des Preisausschreibens bekannt wurden und man erfuhr, daß eine Arbeit von Dr. Schallmayer: „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker", also fast mit demselben Titel, den ersten Preis erhalten hatte. Nichts lag daher näher, als den Inhalt dieses Buches in bezug auf den wissenschaftlichen Standpunkt des Verfassers nach jenem Aufsatz zu beurteilen, in welchem die physischen und geistigen Unterschiede der Rassen vollständig unberücksichtigt geblieben waren, was doch zur Behandlung des Gegenstandes unzweifelhaft gehört. Die inzwischen erschienene Preisarbeit von Schallmayer rechtfertigt mein damaliges Urteil in jeder Hinsicht. Sie ist im wesentlichen eine breitere Darlegung der in jenem Aufsatz vertretenen Ansichten; nur wird ihr eine langweilige Darstellung der Weismannschen Vererbungstheorie vorausgeschickt, wobei andere Hypothesen nur geringe Berücksichtigung finden.

Schließlich war im „Tag" ein offiziöser Bericht über den Inhalt der übrigen Preisschriften erschienen, in welchem mitgeteilt wurde, daß eine mit einem zweiten Preis bedachte Arbeit zu beweisen versuche, daß man Schlüsse aus der Deszendenztheorie, d. h. aus dem Tierreich [!], auf die menschliche Gesellschaft nicht ziehen dürfe, und die Aufgabe daher an ihrer inneren Unmöglichkeit scheitere. Nun ist aber die Deszendenztheorie nicht nur die Lehre von der Abstammung

der tierischen Arten, sondern auch von dem Ursprung und der Entwicklung der Menschenrassen, was alle Preisbewerber mit Ausnahme von Dr. Woltmann übersehen haben. Dabei ist es weniger von Bedeutung, wie man sich zu einzelnen Fragen des Rassenproblems stellt, als daß man es überhaupt behandelt. Der „Grundgedanke" der vorhin genannten, mit einem zweiten Preis bedachten Arbeit ist aber für einen Kenner dieser Probleme so absurd, daß man schon auf Grund dieses einen Umstandes über das ganze Preisgericht den Stab brechen mußte. Die inzwischen erschienene Arbeit von Hesse, ein schwächliches Machwerk, rechtfertigt dieses Urteil zur Genüge.

An der Hand dieser Dokumente und Indizien bedurfte es wahrlich keines besonderen Scharfsinns, um zu dem von mir als vorläufig bezeichneten Urteil zu gelangen. Was aber jetzt, nachdem fast alle Preisschriften vorliegen, besonders stark auffällt, ist der Umstand, daß Dr. Woltmann zweifellos die beste Arbeit geliefert hat und daß ihm großes Unrecht geschehen ist, indem ihm nur ein dritter Preis zuerteilt wurde.

Ich bemerke noch, daß eine ausführliche Besprechung der Preisarbeiten im nächsten Heft der „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften" erscheint, wo ich meine Ansichten näher begründe. L. Wilser.

Erwiderung.

Als die in Mitteldeutschland weitverbreitete „Dorfzeitung" s. Z. einen Bericht über die Kritik brachte, die Lapouge und ich an den Jenenser Preisschriften ausgeübt haben, brachte Professor Dr. Ziegler in der genannten Zeitung folgende Erwiderung:

> In Nr. 178 der DZ. wurde das Ergebnis des Jenenser Preisausschreibens in einer Weise besprochen, welche der Berichtigung bedarf. Es war ein Auszug aus den Artikeln gegeben, welche Dr. Woltmann und Professor G. de Lapouge in der von ersterem herausgegebenen Zeitschrift veröffentlicht haben. Da ich Mitglied des Preisgerichts war und alle Verhandlungen genau kenne, werde ich gegen die in jenen Artikeln zutag tretende einseitige Auffassung, sowie gegen die darin enthaltenen Beschuldigungen und Verdächtigungen demnächst an anderer Stelle öffentliche Verwahrung einlegen. Hier möchte ich nur kurz bemerken, daß die Preisverteilung genau nach den Bestimmungen des Preisausschreibens in einer durchaus korrekten und unanfechtbaren Weise vollzogen wurde.

In dem vorstehenden Aufsatz „Zur Kritik über das Jenenser Preisausschreiben" hat Professor Ziegler nun diese öffentliche Verwahrung eingelegt. Wer aber die Kritiken von Lapouge, Wilser, Ammon und mir liest und mit dieser Erwiderung vergleicht, wird auch beim besten Willen nicht zugeben können, daß Herr Ziegler die „einseitige Auffassung" und die „Beschuldigungen und Verdächtigungen" mit dem Grade von überzeugender Beweiskraft zurückgewiesen hat, wie es die Ehre der deutschen Wissenschaft erfordert. Wenn die lendenlahme Erklärung von Herrn Professor Ziegler aber alles ist, was die Preis-

richter zu sagen haben, so ist das in den Augen eines jeden gerecht und sachlich denkenden Menschen gleichbedeutend mit dem Eingeständnis ihrer Schuld.

Herr Ziegler wirft Lapouge vor, daß er die Preisschriften hauptsächlich nach dem Gesichtspunkte beurteile, ob darin die Arbeiten der neueren französischen, also vor allem Lapouges eigene Werke berücksichtigt seien, und er bestreitet, daß diesen Arbeiten in bezug auf die vorliegende Preisfrage eine solche Bedeutung zukomme, daß ihre Vernachlässigung zu so schweren Vorwürfen berechtigen könne. In den „Erläuterungen“ zu dem Preisausschreiben wurde ausdrücklich verlangt, „daß die wichtigste Literatur im Original zu berücksichtigen und auf die Werke der Autoren in üblicher Weise zu verweisen sei“. Zu dieser „wichtigsten Literatur“ gehören aber unstreitig die Schriften der französischen Schule aus den letzten dreißig Jahren, die Arbeiten von Broca, De Candolle, Jacoby, Lapouge, Collignon, Muffang. Gerade diese Forscher haben grundlegende Arbeiten über die „soziale Auslese“ vom naturwissenschaftlichen Standpunkt veröffentlicht, wie sie weder in England noch in Deutschland zu finden sind. Broca und De Candolle haben die Formen der sozialen Auslese auf den verschiedenen Kulturstufen, bei wilden, barbarischen und civilisierten Völkern, eingehend untersucht, und Jacoby hat den Einfluß der Städte- und Ständebildung auf Vererbung und Auslese im Leben der Völker in vorbildlicher Weise erforscht. Diese Autoren verfahren aber keineswegs nach rassenanthropologischen Gesichtspunkten, wie Herr Ziegler irrtümlicherweise meint, sondern sozial-biologisch. Erst Lapouge, Collignon, Closson, Muffang, Le Bon usw. haben anthropologische Gesichtspunkte auf diese Probleme angewandt, was als ein großer Fortschritt anzusehen ist. Wie sehr im einzelnen diese Fragen auch noch Gegenstand der Kontroverse sein mögen, die Vernachlässigung dieser wichtigen Schriften berechtigt in der Tat zu den größten Vorwürfen. Offenbar haben die Preisrichter selbst von der Existenz und dem Inhalt dieser Schriften keine Ahnung gehabt.

Wenn aber Herr Ziegler die Sache aufs Gebiet des Persönlichen hinausspielt, so kann man in der Tat berechtigten Anstoß daran nehmen, daß Lapouge den Herren Preisbewerbern gänzlich unbekannt geblieben ist, denn dieser Autor hat mit seinen Vorlesungen über „L'Anthropologie et la science politique“ (1886) geradezu bahnbrechend auf dem Gebiete der Preisfrage gewirkt. Seitdem hat er mehrere größere Werke über die soziale Auslese und die Rassenprobleme veröffentlicht, die unstreitig zur „wichtigsten Literatur“ gehören und auch in solchen Kreisen Ansehen genießen, die dem Rassenproblem prinzipiell ablehnend gegenüberstehen.

Wenn ferner Herr Ziegler sich auf Zitatenschnüffeln verlegt und damit psychologische Rätsel zu enthüllen sucht, so dürfte das für ihn ein gefährliches Unternehmen sein. Denn prüft man die mit den ersten Preisen bedachten Schriften darauf, wie oft sie Herrn Ziegler und Conrad zitieren, so dürfte man viel eher den begründeten Verdacht aussprechen, daß die Herren Ziegler und Conrad selbst diejenigen sind, welche sich durch das auffallend häufige Zitieren ihrer Namen und Schriften in ihrem Urteil haben bestechen lassen. Schrieb doch jüngst einer der angesehensten Soziologen der Gegenwart in einem an

mich gerichteten Brief, in welchem er die Jenenser Preisschriften einer vernichtenden Kritik unterzog, in bezug auf die Schallmayersche Schrift:

„Und wer den Conrad am meisten zitiert,
— — — wird prämiiert."

Im folgenden beweist uns Herr Ziegler, daß er auch etwas von der Theorie der Lang- und Kurzköpfe gehört hat. Schade, daß er diese Einsichten nicht auch im Preisgericht mit dem nötigen Nachdruck betont hat. Aber die Theorie der Lang- und Kurzköpfe ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem historischen und sozialen Rassenproblem. Dabei handelt es sich nicht nur um Deutschland, sondern um die politische Entwicklung aller Staaten, nicht nur um den Einfluß auf die „Gesetzgebung", sondern um die „politische Entwicklung der Staaten", und hier ist das Problem der körperlichen und geistigen Rassenunterschiede einfach ausschlaggebend. Wer aber heute unternimmt, den Einfluß der Deszendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten zu untersuchen, ohne Berücksichtigung der Anthropologie, die Ecker schon vor Jahrzehnten „die vornehmste Hülfswissenschaft der Geschichte" nannte, so ist das eine so elementare Rückständigkeit, daß sie nicht hart genug gegeißelt werden kann. Es ist aber geradezu ein wissenschaftlicher Skandal, wenn vier Preisschriften, die dieses Problem gar nicht kennen, einer anderen vorgezogen wurden, die es ausführlich und zum erstenmal systematisch behandelt und auch in anderer Hinsicht nach dem Urteil einwandfreier Autoritäten jenen Schriften mindestens gleichwertig, wenn nicht überlegen ist!

Halten wir daran fest, daß Professor Ziegler selbst ausdrücklich erklärt, daß „in der Geschichte die geistigen Rassenunterschiede eine große Rolle gespielt haben", daß er überzeugt ist, „daß die Unterschiede der Individuen mit ursprünglichen Rassenunterschieden zusammenhängen". Nur ist auffallend, daß er diese Gesichtspunkte bei der Beurteilung der Schriften so wenig berücksichtigte; denn es ist direkt falsch und eine Verdunkelung des wirklichen Sachverhaltes, wenn er behauptet, daß diese Gesichtspunkte einen wichtigen Grundgedanken der Werke von Schallmayer und Ruppin bilden. Matzat kennt überhaupt den Rassebegriff nicht. Hesse möchte vorläufig auf dieses Problem nicht eingehen und verweist statt dessen — auf mein Buch!! Ruppin und Schallmayer lehnen es aber ausdrücklich als indiskutabel ab. In seinem apologetischen Uebereifer liest also Herr Ziegler Gedanken in die Preisschriften hinein, die nach den eigenen Worten ihrer Verfasser gar nicht darin enthalten sind!

Uebrigens verwechselt Herr Ziegler dabei den Rassebegriff im physiologischen und im anthropologischen Sinn, ein Unterschied, der in den letzten Zeiten so oft erörtert worden ist, daß auch er genauere Kenntnis davon haben könnte. Ferner hat er keine Ahnung davon, daß außer den Dolichocephalen und Brachycephalen auch pseudo-brachycephale und dolicho-brachycephale Elemente unterschieden werden müssen, daß ferner die Verhältnisse der Körperlänge und des Pigments bei der Beurteilung der anthropologischen Struktur einer Mischbevölkerung von größter Wichtigkeit sind. Alles dies habe ich in meinem Buch auseinandergesetzt. Dabei handelt es sich nicht

nur um die heutigen Zustände, sondern auch um die vergangenen Perioden in der „politischen Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten". Aber man sieht, wie wenig Verständnis Herr Ziegler für die historische Seite der Fragestellung hat.

Es ist aber ganz falsch, wenn Herr Ziegler behauptet, daß ich aus der Rassenanthropologie keine praktischen Konsequenzen zöge. Meine Kritik der politischen Parteien, namentlich der sozialdemokratischen Lehre, ist von diesem Gesichtspunkt getragen. Aber darauf kommt es gar nicht an. Ausschlaggebend ist, daß Matzat und Hesse die politischen Parteien überhaupt nicht behandelt haben, daß Schallmayer und Ruppin sie in einer mit der Fragestellung so wenig zusammenhängenden Weise erörtert haben, daß ein ihnen sonst wohlwollend gesinnter Kritiker (J. U. in der Allgemeinen Zeitung) ihnen vorwirft, daß die Abschnitte über das politische Parteileben nur äußerlich angegliedert seien: „Hier versagt die naturwissenschaftliche Begründung bezw. Widerlegung vollständig, und die Ausführungen sinken auf das Niveau parteipolitischer Leitartikel herab."

Das fehlte auch gerade noch, daß Herr Ziegler die abstrusen „philosophischen" Erörterungen Matzats in Schutz nimmt. Mit der Preisfrage haben sie natürlich nicht das geringste zu tun. Wie ein ganz unparteiischer Kritiker (J. U.) über dieses Buch urteilt, werden wir weiter unten sehen. Seltsam ist es nur, daß die Preisrichter für die so zweifelhaften Vorzüge der anderen Schriften ein so inniges Verständnis besitzen, während sie für die offenbaren Vorzüge meines Buches total blind gewesen sind.

Wenn man bedenkt, daß die Preisrichter vom Rassenproblem und von seiner Bedeutung für die Preisfrage keine blasse Ahnung gehabt haben, so könnte man es zur Not halbwegs verstehen, wenn sie zwischen der Arbeit von Schallmayer und der meinigen geschwankt hätten. Aber daß die Schriften von Matzat, Ruppin und Hesse der meinigen vorgezogen wurden, ist eine so offenbare intellektuelle Gewissenlosigkeit, daß dies nur durch die Beschuldigungen und Verdächtigungen erklärt werden kann, die ich in meinem Artikel öffentlich ausgesprochen habe. Herr Ziegler hat diese Anklagen auch nicht im geringsten zu entkräften vermocht. Er schreibt, daß er die feste Ueberzeugung habe, daß Geheimrat Conrad in der Tat nicht wußte, daß die Arbeit Dr. Ruppins von diesem seinem Schüler verfaßt war. Ich könnte einwenden, daß diese „Ueberzeugung" nur ein günstiges Vorurteil ist, daß diese Versicherung vollständig wertlos ist gegenüber den Tatsachen, die ich mitgeteilt habe. Und die Beschuldigung, daß Geheimrat Conrad seinen Schüler Hesse begünstigt habe, ist auch mit keinem Worte widerlegt worden. Als Referent hat Herr Conrad nicht nur eine Begünstigungsrede auf seinen Spezialschüler Hesse gehalten, sondern ihn auch für den ersten Preis (!) vorgeschlagen. Ein jeder ehrenhafte Preisrichter hätte in diesem Falle sich für befangen erklären und von der Beurteilung einer solchen Schrift abstehen müssen. Kurz: Herr Geheimrat Conrad, Herr Hofrat Schäfer bleiben in den Augen eines jeden sachlich und gerecht denkenden Menschen kompromittiert! Und mit ihnen Herr Ziegler, der alles so schön in der Ordnung findet und sich mit den anderen solidarisch erklärt. So wird er zum Helfershelfer an diesem schmäh-

lichen Unrecht. Ich weiß es, daß Herr Ziegler davon überzeugt gewesen ist, daß mir Unrecht geschehen sei. Aber er hat nicht den Mut, dies öffentlich auszusprechen und seine Kollegen zu desavouieren, wie es Professor Häckel getan hat. Aber wo hätte man es je erlebt, daß eine Krähe der anderen die Augen aushackt? — Ich muß gestehen: Für die „Ehrenhaftigkeit" dieser Herren finde ich nur ein Verständnis in den Versen von Shakespeare:

„Die diese Tat getan, sind ehrenwert.
Was für Beschwerden sie persönlich führten,
Warum sie's taten, ach! ich weiß es nicht.
Doch sie sind weis' und ehrenwert — — —"

Rührend ist es zu lesen, wie Herr Ziegler ermahnt, den Gegnern nicht dieses „Schauspiel des Zankes" zu geben. Hätte er nur selber den naturwissenschaftlichen, namentlich den von ihm selbst als unerläßlich anerkannten rassenanthropologischen Standpunkt, den Widersachern in der Preiskommission gegenüber kräftiger zum Nachdruck gebracht, dann wäre es zu diesem „Zank" nicht gekommen. Als Vertreter der Naturwissenschaft durfte er unter keinen Umständen dulden, daß Machwerke, wie die von Matzat und Hesse einen zweiten Preis erhielten, namentlich gegenüber dem idiotenhaften Benehmen von Professor Schäfer. Denn dieser Herr erlaubte sich nicht nur „fachwissenschaftliche" Kritik an meiner Arbeit zu üben, sondern gegen dieselbe auch den von aller Sachkenntnis ungetrübten naiven Einwurf zu machen: Was denn die Rassen eigentlich mit der Frage zu tun hätten?! — —

Herr Ziegler bemüht sich, umständlich auseinanderzusetzen, daß die Preisrichter formell korrekt gehandelt hätten. Es wäre auch in der Tat zu toll, wenn sie bei ihrer intellektuellen Gewissenlosigkeit noch formelle Inkorrektheiten begangen hätten. Und trotzdem ist eine solche vorgekommen. Ich wiederhole, daß die Prämiierung der Arbeit von Eleutheropolus direkt den Bestimmungen des Preisausschreibens widerspricht, denn sie behandelt in keiner Weise die gestellte Preisfrage, so daß sie korrekterweise überhaupt nicht zum Wettbewerb zugelassen werden durfte.

Ganz albern ist es, von „Indiskretionen" zu sprechen. Meine Anfragen waren durchaus begründet, und ich war berechtigt, unter den obliegenden Umständen davon öffentlichen Gebrauch zu machen. Wenn die Herren sachlich und gerecht die Preise verteilt haben, brauchen sie die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen, und es ist lächerlich, dann von „Indiskretionen" zu reden.

Was sagt aber Herr Ziegler zu der Kritik von Professor L. Kuhlenbeck? Hier urteilt ein Vertreter der Rechtswissenschaft, und zwar ein Gelehrter, der schon seit Jahren für die Erneuerung der Rechtstheorie durch Biologie und Anthropologie eingetreten ist. Auch er kommt zu demselben kritischen Ergebnis wie Lapouge, Wilser und Ammon. Ist dies auch eine einseitige Auffassung? Ein Vorurteil der Schule?[1])

Ich möchte zum Schluß noch auf eine Besprechung von J. U. in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (1904, No. 153) hinweisen, in

[1]) Ich bemerke, daß nach einer Mitteilung des Autors sein Aufsatz mehrere Monate in den Redaktionen zweier juristischer Zeitschriften gelagert hat, ohne veröffentlicht zu werden. Daher kommt es, daß nur die Arbeiten von Matzat, Ruppin und Schallmayer Berücksichtigung gefunden haben.

welcher die Schriften von Schallmayer, Matzat und Ruppin einer vergleichenden Kritik unterzogen werden.

Nachdem der Autor die Idee einer psychophysischen Entwicklungslehre dargelegt, gibt er eine zustimmende Darstellung des Inhaltes der Schallmayerschen Schrift. Abgesehen davon, daß der Kritiker die totale Vernachlässigung des Rassenproblems durch Schallmayer übersieht, tadelt er an ihr die nur äußerlich angegliederte Behandlung der politischen Parteien. Ueber die Arbeiten von Matzat und Ruppin äußert er sich folgendermaßen:

> Im folgenden soll in Kürze auf weitere Werke aus der Sammlung „Natur und Staat" hingewiesen werden; das eine von H. Matzat heißt „Philosophie der Anpassung". Es legt Zeugnis ab von einer eindringlichen und umfassenden Denkarbeit, operiert aber nur mit den abstrakten Grundbegriffen der Entwicklungslehre, insbesondere mit dem der Anpassung, der ja viel älter ist als die Deszendenztheorie selbst und von dieser übernommen. Es bringt demnach so gut wie gar nichts von biologischen Tatsachen, von wirklichen Lebens- und Entwicklungsgesetzen, aus denen wir für die Ordnung unseres menschlichen Einzel- und Gemeinschaftslebens etwas lernen könnten und sollten, und ist leider mit seinen zahllosen Zitaten und langatmigen staatsrechtlichen Erörterungen so wenig genießbar, daß wohl selten ein Leser es vollständig bewältigen wird.
>
> Viel knapper und lesbarer ist das dritte Werk der Sammlung Arthur Ruppin „Darwinismus und Sozialwissenschaft". Verfasser nähert sich der oben geforderten einheitlichen Naturauffassung schon in seiner Definition der „Anpassung", die er nicht als einen bloßen (passiven) Zustand, sondern als eine innere Tätigkeit des Organismus betrachtet, durch welche dieser imstande ist, auf Veränderungen in seinen Existenzbedingungen mit vorteilhaften Umbildungen oder Veränderungen seiner Organe zu reagieren. Indem der Verfasser so „dem Willen, dem Lebenstrieb des Tieres die Fähigkeit zuschreibt, zweckmäßige Veränderungen seines Organismus aktiv hervorzubringen", schlägt er die Brücke zur einheitlichen, weil psychische und physische Faktoren einschließenden Auffassung alles Lebendigen und dadurch zur Möglichkeit, ja Notwendigkeit, aus der biologischen für die soziale Entwicklung Lehren zu ziehen. Leider sind dem Verfasser selbst diese Einheitlichkeit und ihre Folgen noch nicht ganz zum Bewußtsein gekommen, sonst könnte er nicht in direktem Widerspruch zu dem Sinn der gestellten Preisaufgabe sagen: „Der normative Teil der Sozialwissenschaft, d. i. derjenige, der uns belehrt, was sein soll, hat mit der Naturwissenschaft gar keine direkten Berührungspunkte. Die Kenntnis von Naturgesetzen (auch nicht von organischen oder biologischen?) gibt uns in keiner Weise eine Direktive für unsere soziale Tätigkeit; sie zeigt uns keine Ziele, sondern nur ein Sein, nur Tatsachen." (S. 10.) „Die Naturwissenschaft belehrt die sozial verbundenen Menschen nur, ob die Erreichung der von ihnen selbst (!) gesetzten Ziele von Natur möglich und welche Wege ihnen dazu offen stehen." Trotz dieser Unklarheit in der Grundauffassung, welche den Verfasser die Ziele des menschlichen Einzel- und Gesamtlebens ausschließlich aus der „bisherigen menschlichen Kulturentwicklung" gewinnen läßt, ohne die Wurzeln derselben in der organischen Entwicklung aufzudecken, enthält der Hauptteil des Werkes: „Die Nutzbarmachung der Prinzipien der Deszendenztheorie auf sozialem Gebiet" (S. 40—133) doch manche wertvolle Bemerkungen und Folgerungen. Aber neben dem Mangel an wirklicher Durchdringung der natur- und kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise, an exakter Zurückführung der „sozialen" Forderungen auf ihre „organischen" Bedingungen mag die Selbständigkeit und Fruchtbarkeit der Darlegungen namentlich die allzu ängstliche Beachtung der in den „Erläuterungen" gegebenen Gesichtspunkte ungünstig beeinflußt haben. Dies zeigt sich besonders deutlich in dem, hier wie in dem erstbesprochenen Werke (von Schallmayer) nur äußerlich angegliederten Abschnitt über das politische Parteileben

Deutschlands in der Gegenwart. Hier versagt die naturwissenschaftliche Begründung bezw. Widerlegung vollständig und die Ausführungen sinken auf das Niveau parteipolitischer Leitartikel herab. — Dadurch wäre auch die Kritik und Widerlegung des Marxismus und der demokratischen Gleichheitsphrase viel wirksamer und einleuchtender geworden; denn der Nachweis, daß diese auf das abstrakt-ideologische Naturrecht zurückgehenden sozialen und politischen Theorien mit dem bisherigen Verlauf und den Bedingungen der Natur- und Kulturentwicklung in bedenklichem, augenscheinlichem Widerspruch stehen, war nicht schwer zu führen. Ebenso könnte zu wirklicher politischer Aufklärung und Bildung, die uns heute so nottut, nichts besser beitragen als die Einsicht in das Wesen und die Bedingungen der verschiedenen Formen natürlicher Organisation und der Versuche, welche die Lebewelt anstellte, um zur höchsten Stufe derselben zu gelangen. Vielleicht bringen die folgenden Bände des Sammelwerks in dieser Beziehung Befriedigenderes, so daß der Zweck des durch seine Absichten wie durch seine Mittel (50 000 Mk.) so ungewöhnlichen Unternehmens zur „Förderung der Wissenschaft und im Interesse des Vaterlandes“ immer mehr erreicht werde!

Demnach scheint der Kritiker mit dem Ausgang des Preisausschreibens nicht besonders zufrieden zu sein. Er hofft auf die folgenden Bände.... Doch ach! Die Schriften von Hesse, Michaelis, Eleutheropolus behandeln überhaupt nicht die politischen Parteien! Und doch wurde die erstere einem Buch vorgezogen, das die Parteien ausführlich behandelt, und die beiden letzteren „ohne Rangunterschied“ mit ihm auf eine Stufe gestellt!

Nach alledem hat Herr Professor Ziegler die „einseitigen Auffassungen“, die von mir ausgesprochenen „Verdächtigungen und Beschuldigungen“ in keiner Weise widerlegt. Mein Vorwurf, daß die Preisrichter weder intellektuell noch moralisch auf der Höhe ihrer Aufgabe gestanden haben, bleibt unerschüttert bestehen, ebenso die Beschuldigung, daß Oberflächlichkeit, Unwissenheit und Begünstigung in Jena zu Gericht gesessen haben, indem die Preisrichter ihre geistigen Kreaturen und rückständige Autoren prämiierten, so daß derjenige, der nach dem Urteil von einwandfreien Autoritäten das relativ Beste und Meiste geleistet hat, um den gebührenden Lohn für seine Bemühungen betrogen worden ist.

Professor Ziegler hat auch nicht einen einzigen Punkt anzugeben vermocht, in welchem die anderen Schriften der meinigen überlegen sind. Ich fordere hiermit die Preisrichter öffentlich auf, diejenigen Gesichtspunkte anzugeben, welche den größeren wissenschaftlichen Wert der anderen Preisschriften und ihre höhere Preisbelohnung begründen. Solange sie dies nicht tun, erkläre ich sie für gewissenlose Ignoranten und Betrüger. Ludwig Woltmann.

Anmerkung. Nach Abschluß dieser „Erwiderung“ erhalte ich von dem Kritiker J. U., dem mir persönlich gänzlich unbekannten Herrn Dr. J. Unold in München, ein Schreiben, in welchem er über die Preisschriften folgendes Urteil abgibt: „Ich stelle Ihr Buch weit über die übrigen Preisschriften, in vieler Beziehung auch über das Buch von Schallmayer.“ — Ein jedes sachliche Urteil von unparteiischer Seite ist hier doppelt willkommen, denn es handelt sich nicht nur um Verteidigung persönlicher Interessen, sondern um einen Kampf für den Fortschritt der Wissenschaft und für akademische Ehrenhaftigkeit. lw.

Berichte.

Biologie.

Darwinismus und Deszendenztheorie. In gewissen, nicht auf naturwissenschaftlichem Boden stehenden neueren Schriften wird die Tatsache, daß gegenwärtig viele Biologen den Darwinismus bekämpfen, so dargestellt, als würde die Abstammungslehre in Zweifel gezogen und die moderne naturwissenschaftliche Denkweise damit ihrer Grundlage beraubt. Die Verfasser jener Schriften legen den Ausdrücken Darwinsche Lehre (Darwinismus) und Deszendenztheorie die gleiche Bedeutung bei. In Wahrheit aber sind darunter total verschiedene Dinge zu verstehen. Die Deszendenztheorie lehrt, daß sich die Tiere und Pflanzen, die jetzt auf der Erde leben, aus anders gestalteten Vorfahren entwickelt haben. Der Darwinismus lehrt, daß die Umänderung, die zur Entstehung der jetzigen Lebewesen aus anders gestalteten Vorfahren geführt hat, hauptsächlich durch die Selektion, d. h. durch die Auslese des Passendsten im Kampfe ums Dasein, herbeigeführt worden ist. Die seit dem Erscheinen der Darwinschen Werke gesammelten Erfahrungen haben die Richtigkeit der Anschauung, daß die Nachkommen von den Vorfahren verschieden werden können, bestätigt, es aber zweifelhaft gemacht, ob jene Umwandlungen in dem Maße durch die Selektion veranlaßt werden, wie Darwin geglaubt hat. Dementsprechend fällt es keinem von uns ein, die Richtigkeit der Deszendenztheorie irgendwie in Frage zu ziehen. Unsere Kritik richtet sich nicht gegen diese, sondern gegen das von Darwin angenommene Ausmaß des Einflusses, den die Selektion auf die Umwandlung gehabt hat. Für die allgemeine Weltanschauung ist es ganz nebensächlich, ob man dieser oder jener Umwandlungsursache einen größeren oder kleineren Einfluß auf die Umgestaltung beimißt, und nichts ist unrichtiger als die Meinung, daß die antidarwinistischen Biologen in bezug auf den deszendenztheoretischen Grundbegriff anderer Ansicht als die darwinistischen wären. Es ist deshalb falsch, die an dem Darwinismus geübte Kritik so darzustellen, als ob sie an der Deszendenztheorie geübt worden wäre, und es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß durch sie diese Grundlage der naturwissenschaftlichen Denkweise irgendwie berührt werde. (R. von Lendenfeld, Die Wage, 1904, 30.)

Anthropologie.

Der physische und psychische Typus der Ptolemäer. Ein wahrheitsgetreues Bild der Körper- und Seelenbeschaffenheit des Ptolemäischen Königsgeschlechts Aegyptens zu entwerfen, ist insofern interessant, als wir gewöhnt sind, dieselbe zum größten Teil als die unmittelbare Folge einer fast dreihundertjährigen Inzucht zu betrachten. Es ist in der Tat merkwürdig, mit welcher Schnelligkeit die einer jugendlichen und kräftigen Rasse entstammende Familie der vollständigen moralischen Entartung zum Opfer fällt. Dieselbe ist aber nicht die Folge der Inzucht, sondern bedingt durch die Verpflanzung einer gesunden kräftigen makedonischen Familie in ein biologisches Milieu, das der regelmäßigen Entwicklung ihrer körperlichen und geistigen Charaktere nicht entsprach. Münzen und biologische Nachrichten geben uns hinreichend Material, diese für die physische und psychische Anthropologie sehr wichtige Erscheinung zu erklären. Die Inzucht war für die Herrscherhäuser der Diadochen und Epigonen eine streng eingehaltene Regel. Unserer Anschauung gemäß sind Ehen unter Blutsverwandten nur schädlich, wenn die beiden Gatten selbst körperlich und seelisch belastet sind, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß in diesem Falle eine Verbindung die Intensität der Belastung erhöht. Die Familiengeschichte der Lagiden zeigt aber, daß außer der Inzucht auch die Amphimixis (Keimvermischung) einen großen Einfluß auf die Geschicke einer Familie auszuüben imstande ist. Unter den Lagiden waren die Frauen fast alle den Männern geistig überlegen und während der biedere Soter, der glänzende Philadelphus, der rätselhafte Euergetes weitaus in der Minderzahl sind, bilden die Bereniken, die Arsinoen, die Kleopatras eine glänzende Reihe. — Um die anthropologische Geschichte einer Familie zu untersuchen, ist es von Wichtigkeit, Stamm-

baum und Ahnentafel zu unterscheiden. Der Stammbaum ist nur eine unvollständige und einseitige Urkunde, die uns ausschließlich Aufschlüsse über die männlichen Ahnen und ihre Geschwister gibt. Aber der von den weiblichen Ahnen geübte Einfluß ist ebenso mächtig als derjenige der männlichen. Daher gibt nur die Ahnentafel vollständigen Aufschluß über die Blutmischungen, aus denen ein Individuum entstanden ist. Die Ahnentafel der Ptolemäer gibt uns höchst wichtige Auskünfte über bestimmte physische und psychische Charaktere, welche den verschiedenen Mitgliedern dieser Familie gemein waren. Die Wiederholung eines Ahnen unter den Vorfahren muß natürlich die Intensität der Uebertragung gewisser Eigenschaften und Fehler vermehren. — Man kann den Stammbaum der Lagiden in zwei Zeitabschnitte einteilen, einen, der von Ptolemäus I., Soter I. bis zum Tode Ptolemäus III., Euergetes reicht und ungefähr ein Jahrhundert umfaßt und einen anderen, von Philopater bis zur Kleopatra VII., von etwa zwei Jahrhunderten, mit drei Generationen für die erste Periode und sechs für die zweite. Wenn auch die Ehen der ersten Periode den Prinzipien der Inzucht gemäß geschlossen werden, denn die Könige wählen ihre Gattinnen unter Verwandten und Stammesgenossen, so ist die Inzucht bei weitem nicht so streng als während der zweiten Periode, wo die geschlossenen Verbindungen mit geringer Ausnahme Geschwisterehen sind. — Ptolemäus I. Soter, der Begründer der Dynastie, ist unter allen Mitgliedern seiner Familie am genauesten bekannt. Sein dichtes lockiges Haar war ohne Zweifel blond, wie dasjenige seines Sohnes Philadelphus und der Makedonen überhaupt, wie uns durch die Reliefbilder des großen Sarkophags von Sidon bekannt ist. Es ist interessant, daß bei Ptolemäus V. Epiphanes alle guten Eigenschaften der ersten Ptolemäer gänzlich verschwunden sind, während alle ihre Fehler und Laster verstärkt vorkommen. Die Untersuchung der Ptolemäer dürfte beweisen, daß allein die genealogischen Forschungen uns gestatten, den Ursprung der physischen und psychischen Eigenschaften und Fehler einer Rasse, eines Volkes, einer Familie, sowie die Wirkungen der Inzucht und Vermischung zu erkennen. Es ist unmöglich, sich gründlich mit der Anthropologie der Menschenrassen zu beschäftigen, ohne zugleich Forschungen auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Genealogie anzustellen. (Carl von Ujfalvy, Archiv für Anthropologie, 1904, Heft 2.)

Die Rassentypen in Holland. Ueber den brünetten und blonden Typus in Holland hielt der Professor der Anatomie an der Universität in Amsterdam, Bolk, in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Abteilung der Akademie der Wissenschaften einen Vortrag. Die Kölnische Zeitung berichtet darüber: In Holland ist das Gebiet dieses Teiles der physischen Anthropologie, die Verbreitung des brünetten und blonden Typus, noch vollständiger Neubruch, und Professor Bolk stand also zunächst vor der Aufgabe, sich zur Grundlage seiner Untersuchungen das nötige statistische Material zu verschaffen. Dies gelang ihm dadurch, daß er an die Vorsteher sämtlicher öffentlichen und konfessionellen Schulen im Lande die entsprechenden Fragen richtete, und das Ergebnis war, daß über 477 200 Kinder hinsichtlich ihrer Haar- und Augenfarbe die gewünschten Berichte einliefen, wobei indessen zu bemerken ist, daß sich die Untersuchung auf israelitische Kinder nicht erstreckt hat. Aus dem statistischen Material, über welches Professor Bolk nunmehr verfügte, mag nur hervorgehoben werden, daß in südlicher Richtung der brünette Typus zunimmt, daß er am schwächsten in Friesland vertreten ist, während er in Zeeland, Limburg und einem Teil von Nordbrabant durchschnittlich bei 40 und in manchen Gemeinden bei 50 pCt. der Bevölkerung angetroffen wird; außerdem konnten plötzliche unvermittelte Uebergänge in einem und demselben Landstrich, sowie förmliche Inseln der einen Farbe inmitten der andern festgestellt werden, so daß also, wie Professor Bolk überzeugt ist, bei keinem andern Volk in Europa solche scharfen und unvermittelten Gegensätze nebeneinander vorkommen. Als Grund für diese physiologischen Erscheinungen nimmt der Redner historische, tellurische und psychologische Faktoren an, die natürlich im Verhältnis der Wechselwirkung zueinander standen. Der Redner sucht auf Grund anthropologischer Tatsachen festzustellen, daß die Kelten keineswegs spurlos verschwunden sind; man finde sie noch da, wo Cäsar sie gefunden habe, und gerade da, wo der Rhein das niederländische Gebiet betrete, liege die Grenze zwischen dem brünettenreichen und brünettenarmen Teile der Bevölkerung. Die Zone, wo der Linguist den fränkischen Dialekt antreffe, falle mit dem Gebiet zusammen, in dem der Anthropologe die brünette keltische Rasse finde; der fränkische Dialekt sei deshalb als eine germanische, von Kelten gesprochene Sprache zu betrachten. Daher sei es auch widersinnig, von den Niederländern als einem rein germanischen Volksstamm zu reden; sie

seien vielmehr ein Volk von kelto-germanischem Ursprung, wobei sich die beiden Elemente wie 1 : 2 verhalten.

Das Gehirn der Japaner. Bei einem Vergleich des Wachstums des Gehirns der verschiedenen Völker (Deutsche, Russen, Schweden, Tschechen) mit dem der Japaner stellte es sich heraus, daß das Gehirn der letzteren langsamer wächst als dasjenige der Europäer. Während das Gehirn der japanischen Kinder zwischen dem 9. und 14. Lebensjahr durchschnittlich 1235 Gramm wiegt, schwankt das Gewicht europäischer Kinder derselben Altersstufen zwischen 1300 und 1350 Gramm. Bei den japanischen Männern erreicht das Gehirn die größte Schwere im Alter von 40 bis 50 Jahren. Was die Beziehung der Körpergröße zum Gehirngewicht anlangt, so ist letzteres bei Japanern ein größeres als bei Europäern von gleicher Statur. (E. A. Spitzka, Science, 1903.)

Der physische Typus Leo Tolstois. In einem Essay „Zu Besuch bei Leo Tolstoi" beschreibt Dr. Hugo Ganz das körperliche Aussehen des großen russischen Schriftstellers. Tolstois Gestalt ist schlank. Vom Kopfe fließt graues weichgelocktes Haar gescheitelt in den Nacken. Dicke buschige graue Brauen überschatten die tiefliegenden blauen Augen und grenzen eine eckige, eigensinnige Stirn scharf ab. Die Nase ist fest, an der Wurzel schmal, vorn breit und feingeteilt; der lange graue Schnurrbart deckt vollständig den beweglichen Mund; ein wallender, weißgrauer Bart fällt von den Wangen nach den breiten Schultern hin. Der kräftige Brustkasten sitzt auf schmalen Hüften; der schlanke Fuß steckt in hohen russischen Stiefeln und bewegt sich elastisch. — Von seinen Familienmitgliedern wird nur seine jüngste Tochter beschrieben als eine blühend schöne Blondine mit den Brauen des Vaters über großen offenen blauen Augen. (Frankfurter Zeitung, 1904, 225.)

Das Frauenideal der italienischen Renaissance. Agnolo Firenzuola hat in seinen Gesprächen über weibliche Schönheit und das weibliche Schönheitsideal ein Bild von der damaligen Vorstellungsweise entworfen, die auch in historisch-anthropologischer Hinsicht sehr lehrreich ist. Danach hielt man das blonde Haar für das schönste. „Ihr müßt nun wissen", heißt es, „daß blond ein nicht allzu leuchtendes Gelb ist, auch nicht allzuhell, sondern sich dem fahlbraun nähert, verbunden mit etwas Glanz, und wenn nicht in jeder Hinsicht dem Golde ähnlich, doch nichtsdestoweniger von den Dichtern oft damit verglichen wird, wie z. B. von Petrarca an vielen Stellen, daß die Haare von feinem Golde sind, einen Kranz von schimmerndem gelocktem Golde bilden; die goldenen Haare flattern im Winde, und ihr wißt, daß die eigentliche und wahre Farbe der Haare blond ist." Nach Apulejus hatte auch die Venus blondes Haar. Die Augenbrauen sollen aus feinen, kurzen, seidenweichen, ebenholzschwarzen Haaren bestehen. Lateinische und griechische Schriftsteller wie auch die zeitgenössischen preisen die schwarzen Augen und versichern, die Göttin der Schönheit habe solche besessen. Nichtsdestoweniger fehlt es nicht an solchen, welche die blauen Augen verherrlichen, weil sie in der Farbe des Himmels prangen, und die Angabe, daß die schöne Venus solche gehabt, findet sich bei den zuverlässigsten Schriftstellern. Das Inkarnat soll von reinstem Schneeweiß mit rosigem Schimmer sein.

Völker- und Kulturgeschichte.

Menschenrassen und Weltgeschichte. Der Anthropologe Ecker hat vor Jahrzehnten (1865) den Gedanken ausgesprochen, daß derjenige Teil der physischen Anthropologie, welchen man in neuerer Zeit die historische Anthropologie zu nennen angefangen habe, in Zukunft ohne Zweifel als eine ebenbürtige Schwester der übrigen Hülfswissenschaften der Geschichte, wenn nicht als die vornehmste betrachtet werden müsse. Nur wenn die Anthropologie mehr kann, als Schädel und Glieder messen, Haar-, Haut- und Augenfarben bestimmen, wenn sie es versteht, den toten Zahlen Leben einzuflößen und die Fäden zu entwirren und zu verfolgen, die von den lebenden zu den vorzeitlichen Völkern führen und die Geschichte mit der Urgeschichte verknüpfen, wird sie eine über den engen Verband der Fachgelehrten hinausgreifende Bedeutung gewinnen und die Teilnahme weiterer

Kreise wecken können. Damit hat sie sich auch die Beachtung der Historiker und ihre Stellung als vornehmste Hülfswissenschaft der Geschichte errungen. Nur auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage sind wir imstande, die verschiedene Befähigung der Rassen zu verstehen. Ganz besonders hohe geistige Fähigkeiten besitzt die Rasse des homo europaeus, die seit den Anfängen der neueren Steinzeit, d. h. seit ungefähr 12000 Jahren im Norden unseres Weltteils heimisch ist und sich am reinsten und lebenskräftigsten in Schweden, ihrem Verbreitungszentrum, erhalten hat. Fast ebenso rein wie im Norden die hochgewachsene lichthaarige, findet sich auf den südlichen Inseln und Halbinseln eine ebenfalls langköpfige, aber schwarzhaarige, braunäugige und weniger kräftig gebaute Rasse, der homo mediterraneus. Zwischen beiden schiebt sich von Osten her, wie ein immer schmaler werdender Keil und in den mannigfaltigsten Verhältnissen mit den anderen vermischt und gekreuzt, eine rundköpfige, schwarzhaarige, dunkeläugige, mittelgroße Rasse ein, der homo alpinus. In Afrika, Australien, Tasmanien findet sich der homo niger, in Asien der homo brachycephalus, der auch nach Mitteleuropa, Inselindien und Amerika sich erstreckt. Die Verwechslung der beiden grundverschiedenen Begriffe Rasse und Volk und die Bezeichnung einzelner Menschenrassen mit geschichtlichen Namen hat schon die größte Verwirrung angerichtet. Nur so läßt sich der Stammbaum der indogermanischen oder arischen Völker aufdecken. Von Skandinavien her hat sich die nordeuropäische Rasse in drei großen Strömen über die benachbarten Weltteile ergossen. Der Weststrom besteht aus den verschiedenen Wellen der italo-keltischen Völkerwanderung, während der ungeheure Gebiete überflutende Oststrom sich in drei Arme, den litauisch-thrakisch-hellenischen, den skythisch-persischen und den wendisch-indischen gespalten hat. Der mittlere und jüngste Strom ist der germanische, der in die Eisenzeit fällt, während die ältesten Wellen der Steinzeit angehören. Aus der nordischen Rasse, welche die vollkommenste Sprache geschaffen hat, sind die weltbeherrschenden Kulturvölker hervorgegangen. Auch solche Völker, in denen sie heute nur noch spärlich vertreten und deren geschichtliche Rolle ausgespielt ist, verdanken ihr Gründung, Sprache und Gesittung. Neuere Forschungen machen es mehr als wahrscheinlich, daß in grauer Vorzeit auch die Völker am Nil, im Zweistromland und in Kleinasien dem Einflusse nordischen Blutes und europäischer Gesittung ausgesetzt waren. Daß die ägyptische Kultur eigentlich nur ein Ableger der vorderasiatischen ist und außerdem durch Einwanderer tyrsenischen und libyschen Stammes aus dem Norden und Westen mancherlei Anregung und Förderung erfahren hat, ist nicht mehr zu bestreiten; aber auch die babylonische Kultur selbst ist keine Schöpfung der semitischen Assyrer, sondern ihr Grund ist gelegt worden von den Sumeriern und Akkadiern, den Erfindern der Keilschrift, die nach den erhaltenen Schädeln, Bildnissen, Götternamen und Sprachproben höchstwahrscheinlich europäischen Stamms waren. Bel und Dagon, bekanntlich die ältesten Namen des Sonnengottes im Zweistromland, finden sich vereinigt im angelsächsischen Bäldäg, und das sumerische Wort für Kupfer „urud" ist nichts anderes als unser deutsches „rot", an. raudhi, altsl. ruda, lat. raudus. Ferner läßt sich die Ansicht, daß die Kenntnis der Metalle den Ureuropäern aus dem Osten zugegangen sei, nicht mehr aufrecht erhalten. Auch die Buchstabenschrift hat in Europa ihren Ursprung genommen. In den allermeisten Kulturleistungen waren die Völker der nordeuropäischen Rasse nicht Nachahmer und Entlehner, sondern Erfinder und Bahnbrecher. Wie heute unbestritten, so standen sie von jeher an der Spitze der Menschheit. (L. Wilser, Sonderdruck aus Iduna, 1904, Heft 4 und 5.)

Charakter und Geschichte der Armenier. Die armenische Geschichte reicht mit ihren sagenhaften Anfängen wohl zwei Jahrtausende in die vorchristliche Zeit zurück, in welcher die Haikanen, wie die Armenier selbst sich nennen, unter den einheimischen Dynastien der Haicks (2107 bis 351 v. Chr.) und der Arsakiden (130 v. Chr. bis 412 n. Chr.) neben den großen Weltreichen des Altertums eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Schon sehr früh fand das Christentum in das herrliche fruchtbare Hochland des Ararat, diese zweite Wiege des Menschengeschlechts, Eingang; aber erst im 4. Jahrhundert wurde es durch Tigranes den Großen und Gregor den Erleuchteten, Armeniens Apostel und Schutzpatron, Gemeingut des Volkes. Großarmenien blieb unter der Dynastie der Bagratiden (748—1079 n. Chr.) und Kleinarmenien unter den mit den Kreuzfahrern verbündeten Rubeiden und den französischen Lusignans (1085—1381) jahrhundertelang ein Bollwerk des christlichen Glaubens in Vorderasien, und heute noch lassen die herrlichen Ruinen der Königsstadt Ani den Glanz des christlich-armenischen Mittelalters ahnen. Aber durch das

Schisma seit dem 6. Jahrhundert innerlich gespalten und vom Westen mehr und mehr verlassen, unterlag das Reich nach blutigen Kämpfen den aus Asien wie heiße Wüstenstürme heranbrausenden Horden der Seldschucken, Mongolen, Tataren usw., um schließlich als Beute zwischen Türken und Persiern geteilt zu werden. Seit 1827 trat endlich auch Rußland als neuer Bewerber auf und hat dem Schah und dem Sultan bereits einen großen Teil der groß-armenischen Provinzen entrissen. Unter dem Druck der Verfolgung ist das armenische Volk überdies seit langem zum Wandervogel geworden und hat sich als eine handeltreibende Rasse ersten Ranges nach allen Richtungen der Windrose zerstreut. So finden wir in den meisten großen Handelsmetropolen Europas, in Oesterreich-Ungarn, in den Balkanstaaten, Aegypten, Syrien, in der Bucharei, ja weit im Herzen Zentralasiens, desgleichen an den Ufern des Indus und Ganges, in Bombay, Kalkutta, Madras, in Singapore, Malakka, auf den Sundainseln, in Australien usw. überall größere oder kleinere Kolonien von Armeniern, meist als Kaufleute, Bankiers und Handelsagenten. Dort, wohin sich der Europäer nicht wagt, in den Khanaten Zentralasiens, in Afghanistan, durch die Wüste der Tatarei wie am Ufer des Niger, sieht man den armenischen Kaufmann ziehen. Sie bilden durch ihr patriarchalisches Familiensystem überall ein zäh geschlossenes Ganzes und halten hartnäckig fest an ihrer typischen Eigenart und ihren stolzen nationalen Hoffnungen und Erinnerungen. Tätig, fleißig, ausdauernd, klug und gewandt, geistig begabt und sehr anpassungsfähig, gelangen sie da, wo sie nicht durch jahrhundertelange Knechtung schon halb gebrochen sind, meist rasch zu Reichtum und Ansehen. Selbst die türkische Regierung hat aus ihren Reihen ihre besten Finanzmänner genommen, und wenn in den türkischen Provinzen Handel und Gewerbe vielfach noch blühen, so ist das zum großen Teil das Verdienst der Armenier, in deren Hand sie fast ausschließlich ruhten. Die Doppelkongregation der armenischen Machitaristen ist durch ihre wissenschaftlichen Leistungen weit bekannt. Weniger rühmenswert ist im allgemeinen der armenische Charakter. (J. Wiese, „Der Tag", 1904, No. 271.)

Die Bevölkerung des westlichen Klein-Asiens. Die Bevölkerung des inneren Hochlandes ist in ihrer großen Mehrheit türkisch, d. h. sie spricht die türkische Sprache und bekennt den Islam. Dennoch machen sich große Unterschiede bemerkbar. Während die Türken im inneren Hochland in Siedelungen, Kultur, Lebensart reiner das Wesen eines asiatischen Steppenvolkes bewahrt haben, das sie ursprünglich waren, haben sie in den peripherischen Landesteilen sich stark umgewandelt, der Landesnatur sich anpassend. Im Typus lassen die seßhaften Türken nirgends den mongolischen, ural-altaischen Ursprung erkennen; dieser ist spurlos im Typus der Urbevölkerung, ferner der Griechen und Armenier untergegangen, die unter Annahme des Islam und der türkischen Sprache den Grundstock der heutigen osmanischen Türken bilden. Dazu gesellen sich Nomadenstämme, die sogenannten Jürüken, deren Frauen noch unverschleiert ausgehen, ferner Stämme, die sich direkt Turkmenen nennen, endlich gewisse rätselhafte nomadische Volkssplitter, die Tschetmis und Kisilbasch; die beiden letztgenannten Stämme zeigen vielfach mongoloide Gesichtszüge. Die Küstenzone des Westens, zum Teil auch die des Nordens und Südens ist durch alle Zeiten hindurch überwiegend von Griechen besetzt geblieben, die den ganzen Seeverkehr in der Hand haben. Von hier dringen sie mit der neueren Entwicklung des Verkehrs und der Produktion in das Innere vor. Ihre Sprache ist die des Handels und Verkehrs. Sie sind die Hauptträger des ökonomischen Fortschritts, beuten aber auch naturgemäß die indolente türkische Bauernschaft schonungslos aus. Selbst als Landbesitzer dringen sie vor. Eine ähnliche Rolle spielen im Innern und an der Nordküste die Armenier. In seiner eigensten Domäne, im Landbau wird der Türke beengt durch die mohammedanischen Einwanderer aus Europa: Bulgaren, Bosniaken, Kretenser, Albanesen. Energischer und intelligenter, aber auch skrupelloser als der Türke, drängen sie ihn zurück. Sie sind ein wesentliches Element für die Hebung des Landbaues, aber auch für den Rückgang des eigentlichen Türkentums. Ebenso dringen diese fremden Mohammedaner mehr und mehr in der Beamtenschaft vor. (A. Philippson, Ztschr. der Ges. für Erdkunde in Berlin, 1904, 4.)

Das Sonnenbild von Trundholm. Bei Trundholm, nahe der Stadt Nykjöbing in Nord-Seeland, wurde ein bronzenes Bildwerk gefunden, das aus einem kleinen Bronzewagen mit einer senkrecht daraufstehenden Scheibe und einem Pferde davor besteht, ein Werk, das mit einem Schlage helles Licht verbreitet über die religiösen Zustände einer dreitausendjährigen Vergangenheit. Es unterliegt keinem

Zweifel, daß das Werk innerhalb der älteren Bronzezeit Skandinaviens entstanden ist. Andererseits fehlt es aber auch nicht an verwandten Erscheinungen in den Ländern des südosteuropäischen und orientalischen Kulturkreises. Auf Grund solcher Vergleiche ist man in der Lage, einen zeitlichen Zusammenhang zwischen der älteren nordischen Bronzezeit und der Mykenäkultur anzunehmen und jene somit in die zweite Hälfte des vorletzten Jahrtausends v. Chr. zu setzen. Sophus Müller hält es für sicher, daß der Trundholmer Fund spätestens aus der Zeit um 1000 v. Chr. stammt. So primitiv die Ausführung des Werkes auch ist, zeigt sie doch ein unverkennbares Streben nach Naturwahrheit und einen ausgesprochen nordischen Stil, und es ist im höchsten Grade bemerkenswert, daß keines der südlichen, von der mykenischen Kultur beeinflußten Länder in jener Epoche ein plastisches Werk von gleich trefflicher Arbeit aufzuweisen hat, wie dieses in Skandinavien gefundene Bronzewerk, das den Sonnenwagen und das Sonnenpferd darstellt. (H. Seger, Archiv für Anthropologie, 1904, Heft 1.)

Psychologie.

Zur Schichtenbildung der Psyche. Es ist jetzt genugsam nachgewiesen, daß die menschliche Psyche onto- und phylogenetisch aus einer Reihe von Schichtbildungen besteht, die in umgekehrter Reihe in pathologischen Fällen verloren gehen. Am untersten sitzt — zugleich am festesten — das animalische Triebleben, welches sich auf Hunger und Liebe aufbaut. Später entstehen die höheren geistigen Schichten, die im erwachsenen Menschen das „sekundäre Ich“ bilden und seinem „primären Ich“, das fast nur Triebleben ist, sich entgegenstellen. Wir sehen in der ganzen Tierreihe, vom Protozoon an gerechnet, eine einzige ziemlich lückenlose Entwicklungsreihe, die allein schon für sich die Wahrheit des Darwinismus predigen würde. Dasselbe geschieht in der kindlichen Psyche, dasselbe in der Kulturpsyche, d. h. von den geistigen Zuständen primitivster Art an bis zu dem hochentwickelten Gebilde der jetzigen Kulturvölker. Aber diese wunderbare geistige Blüte ist besonders leicht verletzbar und vergänglich. Der verderbliche Hauch einer schweren Krankheit oder eines vorübergehenden krankhaften Zustandes bricht sie nur zu leicht ab, oder entblättert sie, bis auf das nackte Triebleben. Bekannt ist besonders, wie die Psychosen die oberen, allmählich erworbenen Geistesschichten schwer schädigen und das primäre Ich immer nackter vortreten lassen, wie wir täglich im Irrenhause sehen; das geschieht auch oft im Greisenalter. Verkehrt ist es aber, mit einigen Italienern hierin einen Vorgang des Atavismus zu sehen. Was bei der Onto-Psychogenie physiologisch bedingt erscheint, ist hier pathologisch. Dasselbe ist beim Verbrechen der Fall. In beiden Fällen handelt es sich um bloße Analogie, nicht um Identität. Aber noch vieles, außer den eigentlichen Krankheiten des Geistes, beweist uns die Schichtenbildung der Psyche. Vom Rausche ist hier nicht zu sprechen, da er ja eigentlich nichts als eine akute Psychose darstellt. Aber im Physiologischen auch können wir den Vorgang beobachten. Am schönsten im Traume. Hier sind die letzten Errungenschaften geistiger Art am ersten abgestreift. Es herrschen daher Egoismus, Sinnlichkeit, Brutalität usw. vor und das ganze ethische Niveau sinkt bedeutend, bei dem einen natürlich mehr, als bei dem anderen, je nachdem das Triebleben mehr oder weniger ausgeprägt ist, ebenso auch nach der jeweiligen Stärke der oberen Geistesschicht, welche im gewöhnlichen Leben die Hemmung der Triebe darstellt und so einen unvergleichlichen sozialen Wert hat. H. Groß hat uns nun die „reflexoiden“ Handlungen kennen gelehrt, welche in gewissen Momenten der Erregung, Zerstreuung, Ermüdung usw. frühere Gewohnheiten, namentlich solche, die dem Triebleben dienen, vortreten lassen. So z. B. wenn in einem dichten Volkshaufen eine Reiterpatrouille erscheint und einhaut, trotzdem sich die Soldaten doch sagen müssen, daß es unnütz ist, weil die Menge nicht weichen kann. Es ist die Gewohnheit, einem einzelnen gegenüber, hier gegenüber der Menge, bei halbem Bewußtsein angewandt, ein halber Reflex, daher reflexoid genannt. Diese Handlungen beobachten sich aber vorwiegend bei Erwachsenen und betreffen Handlungen, die jeder in bestimmten Verhältnissen wahrscheinlich ausführen würde. Bei den reflexoiden Handlungen sind also durch die Aufregung usw. die hemmenden, oberen Schichten wie gelähmt und können daher nicht ordentlich funktionieren. Interessant nun ist es, daß unter fast gleichen Ver-

hältnissen Handlungen zum Vorschein kommen, die mit dem Triebleben kaum etwas zu tun haben, sondern einfache Gewohnheiten des Kindesalters bei den betreffenden darstellen. Es liegt also hier wieder ein Atavismus vor, freilich nur eine Analogie dazu, kein wahrer. Wenn ich z. B. ermüdet bin, oder zerstreut, oder durch eine starke gemütliche Erregung deprimiert usw., so bemerke ich bei mir oft, daß ich beim Spaziergange mit der Spitze des Spazierstocks an die einzelnen Bäume stoße, oder gewisse Blumen der Wiese mit dem Stock köpfe, oder einzelne Steine, gegen die der Fuß stößt, weit fortschleudere usw., kurz Dinge begehe, die noch aus meinen Knabenzeiten stammen. Für andere ist unter gleichen Verhältnissen eine hartgefrorene Pfütze verführerisch und sie müssen die Eisdecke mit dem Fuße zerbrechen, wie es die Kinder tun, oder beim Pissen pressen sie vielleicht mächtig auf die Blase, um den Harn in möglichst weitem Bogen fortzuschleudern, womit bekanntlich die Knaben in Gesellschaft gern sich ergötzen. Physiologisch können wir uns diese mehr physiologischen und die früheren aufgezählten pathologischen Fälle so erklären, daß der Blutgehalt des Gehirns fortwährend schwankt, unter bestimmten Bedingungen sogar bedeutend und wieder mehr in der Gehirnrinde, wo die eigentlichen feinen geistigen Vorgänge stattfinden, als an der Basis des Gehirns, wo mehr das Triebleben lokalisiert zu sein scheint. Dazu kommt, daß in pathologischen Fällen (Psychose, Greisenalter) die krankhaften Prozesse mehr und tiefer die Hirnrinde schädigen, als die Gehirnbasis. (Paul Näcke, Archiv für Kriminalanthropologie, 1904, 2. und 3. Heft.)

Rassen-Hygiene.

Alkoholvergiftung und Degeneration. Für den Arzt ist die Vererbung der alkoholischen Degeneration, die Entartung unserer Rasse von größter Wichtigkeit. Eine der auffallendsten Entartungserscheinungen ist die zunehmende Unfähigkeit der Frauen zu stillen, was um so bedeutungsvoller ist, da die künstliche Ernährung der Säuglinge die natürliche durch die Mutterbrust nie ersetzen kann. Die große Mehrzahl der Frauen, welche ihre Kinder nicht stillen, ist tatsächlich physisch unfähig dazu. Diese Unfähigkeit ist in stetem Wachsen begriffen. In den Städten Deutschlands und der Schweiz ist bereits mehr als die Hälfte aller Frauen unfähig zum Stillen. Bei einer statistischen Untersuchung von mehr als 1600 Familien hat sich herausgestellt, daß diese Unfähigkeit erblich ist. Kann eine Frau nicht stillen, so kann fast ausnahmslos auch die Tochter nicht stillen, und die Fähigkeit scheint unwiederbringlich verloren für alle kommenden Generationen. Ferner hat sich gezeigt, daß der Alkoholismus eine der wichtigsten Ursachen dieser Entartung ist. In 78 pCt. der Fälle, wo die Mutter noch stillen konnte, die Tochter aber nicht mehr, war der Vater ein unmäßiger Gewohnheitstrinker, und in 42 pCt. sogar ein ganz notorischer Säufer. In den Familien dagegen, wo Mutter und Tochter beide stillen können, kommt Trunksucht nur selten vor. Es hat sich durch nähere Untersuchung gezeigt, daß die chronische Alkoholvergiftung des Vaters die Hauptursache der Unfähigkeit zum Stillen bei der Tochter ist. Diese Unfähigkeit ist aber nur Symptom einer allgemeinen Degeneration, denn ihr gehen erbliche Nervenleiden und Geisteskrankheiten aller Art, sowie die Disposition zu chronischen Infektionskrankheiten, insbesondere zur Tuberkulose, parallel, ferner die Zahnfäule (Karies). Unter 394 zum Stillen Befähigten finden sich 36, die ein vollkommen fehlerfreies Gebiß hatten, bei denen kein Zahn fehlte und keiner kariös war. Unter den 658 nicht Befähigten fanden sich nur zwei, die keinen kariösen Zahn hatten. So besteht auch ein deutlicher Zusammenhang zwischen der chronischen Alkoholvergiftung des Vaters und der Widerstandslosigkeit der Kinder gegen Erkrankungen an Tuberkulose und Nervenleiden. Das Gesamtergebnis der statistischen Untersuchungen ist: daß die Tochter eines Trinkers imstande ist, ihr Kind zu stillen, ist ein seltener Fall. Die Regel ist: war der Vater ein Trinker, so verliert die Tochter die Fähigkeit, ihr Kind zu stillen, und diese Fähigkeit ist unwiederbringlich verloren für alle kommenden Generationen. Die Unfähigkeit zum Stillen ist keine isolierte Erscheinung. Sie paart sich mit anderen Symptomen der Degeneration, insbesondere mit einer Widerstandslosigkeit gegen Erkrankungen aller Art, an Nervenleiden, Tuberkulose, Zahnkaries. Die Kinder werden ungenügend ernährt, und so steigert sich die Entartung von Generation zu Generation und führt schließlich nach endlosen Qualen zum Untergang des Geschlechts. Und das entsteht

alles dadurch, daß die Gewebe beständig, tagaus tagein, jahraus jahrein, durch Generationen hindurch überschwemmt werden mit einem Gift, mit dem giftigen Exkret eines Pilzes, des Hefepilzes! Alljährlich werden riesige Massen unserer wertvollsten Nahrungsmittel, der Getreidearten, der Früchte, der Beeren den Hefepilzen zum Fraße vorgeworfen, und ein Zehntel der ganzen Arbeitskraft der Kulturvölker ist darauf gerichtet! Eine der wichtigsten Ursachen der Entartung ist der Alkoholismus. Sie liegt klar zutage. So schaffe man also den Alkohol fort. Das ist die große Aufgabe der Abstinenzbewegung. Trinksitten und Trinkzwang sind nicht allein zu bekämpfen. Der eigentliche Feind, der Hauptfeind — das ist das Riesenkapital, das angelegt ist in Brauerei und Brennerei, im Wirtschaftsgewerbe. Tausendmal gefährlicher als der Zwang ist die Verführung, die systematische, raffinierte Verführung, wie sie ausgeübt wird von den Alkoholinteressenten und Brauereiaktionären. Diese gilt es zu bekämpfen. (G. von Bunge, Alkoholvergiftung und Degeneration. Vortrag. Leipzig, 1904, Verlag von J. A. Barth.)

Degeneration in England. Im englischen Oberhause gab ein vom Earl of Meath verlesener Bericht der Kommission für physische Erziehung den Anstoß zu einer hochinteressanten Debatte. Die Kommission hatte festgestellt, daß nach der Rekrutenausmusterung für 1902 eine ganz entschiedene Degeneration der arbeitenden Klassen in England zu konstatieren sei, eine Tatsache, die zweifellos eine nationale Gefahr in sich berge. Im Jahre 1851 betrug die städtische Bevölkerung von England und Wales 8990000 Köpfe bei einer Gesamtbevölkerung von 17927000. Bis zum Jahre 1891 hatte sich das Verhältnis so verschoben, daß von einer Gesamtbevölkerung von 32 Millionen 77 pCt. oder 25 Millionen in Städten wohnten. Die Bevölkerung der Städte sei nicht notgedrungen eine physisch minderwertige, wenn die Lebensbedingungen günstige sind. Dies ist jedoch nur bei den wohlhabenden Klassen der Fall. Die Statistik zeigt, daß die Kinder der Reichen im gleichen Alter größer und schwerer sind als die Kinder der Armen. Eine unanfechtbare Autorität hat nachgewiesen, daß bei den Unbemittelten kein Londoner der vierten Generation aufzutreiben sei, was soviel heißt, als daß die Bevölkerung ausstirbt, wenn ihr kein Zuwachs vom Lande zugeführt wird. Der Bischof von Ripon bestritt diese Behauptungen, brachte aber viel schmerzlichere Tatsachen vor. Er zeigte, daß in den letzten 30 Jahren das Maß des Durchschnittsengländers um $^3/_4$ Zoll gestiegen und daß auch die Lebensdauer eine höhere geworden, daß aber dagegen die Zahl der Geburten in beunruhigender Weise im Abnehmen begriffen sei. Im Jahre 1881 betrugen die Individuen unter 15 Jahren 36 pCt. der Gesamtbevölkerung, 1901 nur noch 32 pCt. Das bedeutet, daß es jetzt in England 1100000 Kinder weniger gibt als es geben sollte. Auch auf dem Lande nehmen die physischen Eigenschaften der Bevölkerung ab. Von 49000 in Landgemeinden ausgehobenen Rekruten waren 15000 untauglich. (Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, 1904, 7.)

Erblichkeit und Geisteskrankheiten. Die wissenschaftliche und praktische Bedeutung der Frage der Heredität beruht nicht darauf, wieviel Prozent eines kleineren oder größeren Krankenmaterials von kranken Eltern stammt, sondern darauf, was für einer Erkrankungsmöglichkeit die Nachkommen kranker Eltern ausgesetzt sind. Es wären also Statistiken anzulegen, die zeigen würden, wie viele Nachkommen z. B. von 100 kranken Eltern krank werden gegenüber den Nachkommen von 100 gesunden Eltern. Solange man derartige und viele andere Statistiken nicht besitzt, kann die Bedeutung der Heredität nur auf Umwegen beurteilt werden. Dieser Umweg ist die Untersuchung der Krankheit der belasteten Kranken. Vor allem findet sich ein Unterschied in dem Ablauf der Krankheit von belasteten und nicht belasteten Geisteskranken. Von den belasteten Männern erkrankten bis 30 Jahren ein größerer Prozentsatz als von den nicht belasteten. Beim weiblichen Geschlechte gilt dasselbe bis zum 40. Lebensjahre. Die belasteten heilen ferner in kürzerer Zeit und bekommen nach ihrer Heilung häufiger Rückfälle. Die nicht belasteten erkranken später, ihre Heilung dauert länger und ihre Krankheit recidiviert selten. Die Heredität besteht in einer gewissen Labilität der individuellen psychischen Organisation, in ihrer geringeren Resistenz. Außerdem besteht bei den Belasteten noch ein Faktor, der den labilen Organismus ins Schwanken bringt. Diese beiden Faktoren stehen miteinander im Kampfe und das Individuum von schwächerer Resistenz fällt eher in diesem Kampfe. (St. Hollós, Ungarische medizinische Presse, 1904, No. 20.)

Soziale Hygiene.

Die Dezentralisation unserer Großstädte. Einen dieses hochwichtige Problem behandelnden Aufsatz schließt Dr. G. Bonne mit folgenden Leitsätzen. 1. Die Bevölkerung Deutschlands, insbesondere die Industriebevölkerung und diejenige der Städte, wächst rapide. 2. Somit ist Deutschland immer mehr in seiner Ernährung auf den Ertrag seiner Industrie, insbesondere seiner Exportindustrie, angewiesen. 3. Es ist daher notwendig, daß unsere Industrie auf dem Weltmarkt möglichst konkurrenzfähig bleibt. 4. Dies ist nur möglich bei möglichster Ausbildung unserer Industriebevölkerung in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung. 5. Die fortwährende Steigerung der Löhne ist einmal unmöglich, da sonst die Konkurrenz unserer Industrie auf dem Weltmarkt unmöglich sein würde und zu zweit für das Wohlergehen unserer städtischen Industriebevölkerung, so wie die Dinge heute liegen, beinahe belanglos: da mit steigenden Löhnen sofort Hausbesitzer und Nahrungsmittelhändler ihre Preise steigern, nachgewiesenermaßen (s. Blocher, Alkohol im Haushaltsbudget des Arbeiters u. a.) mit den steigenden Löhnen meist der Alkoholkonsum steigt und die höheren Löhne weder die übrigen sittlichen noch hygienischen Schäden der Großstadt für den Arbeiter ausmerzen können, die in Form von Krankheiten und Todesfällen infolge der miserablen Wohnungsverhältnisse an seinem Budget zehren. 6. Daher: systematische Dezentralisation der Großstädte durch tunlichste Verlegung der Industrie aufs Land, durch tunlichste Aufschließung besonders der landwirtschaftlich unfruchtbaren Umgebung der Städte durch Haltestellen an bereits bestehenden Bahnen; Neubau von Kleinbahnen, Schwebebahnen, elektrischen Bahnen; durch Ansiedelung der großstädtischen Arbeiter in dieser aufgeschlossenen Umgebung in Arbeiterdörfern, in denen sie durch etwas Gartenbau und Viehzucht geistig und körperlich gesunden, mit Hülfe der ländlichen Arbeit die Frau ans Haus fesseln, ihr Budget verbessern durch ihre Kleinwirtschaft (200 bis 1000 qm pro Wohnung), wirtschaftliche Krisen mit vorübergehender Arbeitslosigkeit besser überstehen, indem sie in solcher Zeit ihr kleines Heimwesen ausbauen und bewirtschaften. Um volle Freizügigkeit zu wahren, müssen die vorzugsweise auf genossenschaftlichem Wege mit Hülfe des Staates und der Arbeiterversicherungen zu errichtenden Wohnungen sowohl zu kaufen, als auch besonders zu mieten sein. Der Nutzen dieser systematisch durchgeführten Dezentralisation und Arbeiterfürsorge würde zugute kommen: den Arbeitern selbst, die körperlich, geistig, sittlich und wirtschaftlich besser gedeihen würden; dem Staat, der dadurch brauchbarere und ihr Vaterland um so mehr liebende Bürger gewinnen würde; den Kommunen, die wesentliche Ersparnisse an Armenlasten, Wasserversorgung (gebohrte Brunnen!), Kanalisation (Befruchtung der Gärten durch die Brauchwässer!), Krankenhauskosten, Justizwesen usw. machen würden; der Industrie, die ständig mit einer gesunden, intelligenten, wesentlich zufriedeneren Arbeiterschaft rechnen dürfte; der Landwirtschaft, da das Wohnen der Industriearbeiter auf dem Lande erfahrungsgemäß am besten der sogenannten Landflucht der Arbeiter entgegenwirkt; der Bekämpfung des Alkoholismus, der venerischen Krankheiten, der Tuberkulose, sowie der übrigen Volksseuchen; der Reinhaltung der deutschen Gewässer infolge der Dezentralisation der Abfuhr; der Landesverteidigung, da auf diese Weise die Gesundheit einer ländlichen Bevölkerung mit der Intelligenz einer industriellen gepart würde. Die Verwaltung dieser Kommunen gut bezahlter Industriearbeiter dürfte kaum so großen Schwierigkeiten begegnen, wie diejenige von ländlichen Kommunen mit kleinen bäuerlichen Besitzungen auf magerem oder mittlerem Boden, auf jeden Fall aber bei weitem weniger Kosten verursachen, als die Verwaltung unserer modernen Städte, insbesondere unserer ständig wachsenden Großstädte. Die zu schaffenden Verkehrsmittel und -wege würden sich durch den lebhaften Verkehr gut rentieren, und andererseits wird erfahrungsgemäß der Arbeiter das Fahrgeld gern zahlen wegen der übrigen Erleichterungen und Verbesserungen seiner wirtschaftlichen Lage. 7. Die Richtigkeit dieser Sätze ist bereits an so vielen Orten in Deutschland, England, Amerika, Belgien, Holland usw. seit Jahrzehnten erprobt, daß es wahrhaftig Zeit wird, daß sie zum Allgemeingut unserer Staatsbehörden, Städteverwaltungen und unserer Industriellen, wie ihrer Arbeiterschaften werden, zum Segen aller Beteiligten wie des gesamten Vaterlandes. (Monatsschrift für soziale Medizin, 1904, 10.)

Bedeutung und Gefahren der Geschlechtskrankheiten. Auf dem Gebiete der Geschlechtskrankheiten sucht man heute noch vergebens nach solchen Ergebnissen und Fortschritten der volkshygienischen Bestrebungen wie auf dem der Tuberkulose.

Auch heute noch lasten die Geschlechtskrankheiten „wie ein böser Alp auf den zartesten Beziehungen, haften wie Pesthauch an Jugend und Schönheit, hängen sich gleich einer immer wachsenden, ungeheuren Sündenlast an einen einzigen Fehltritt, vergiften das Blut der noch ungeborenen schuldlosen Frucht, schleichen sich mit der Ammenmilch in die Familie und nagen in unheimlich geschäftiger Verborgenheit an dem Marke der Gesellschaft überall" (Geigel). Für den geringen Fortschritt in der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sind verschiedene Gründe anzuführen. Zunächst ist die allgemeine Kenntnis von dem Wesen dieser Leiden sowohl seitens der Gelehrten und Aerzte wie des Publikums nicht gar so alten Datums. Die einen erblickten in den Genitalerkrankungen eine gerechte Himmelsstrafe für die begangenen Sünden und hüteten sich, nach einem Besserungsmittel zu fahnden. Andere hielten es, nachdem nunmehr der eigenartige Charakter dieser Seuchen bekannt geworden, unter ihrer Würde, sich damit zu befassen. Die dritten glaubten, wie man andere Epidemien mit mehr oder minder durchgreifendem Erfolg bekämpft, so mit den gleichen althergebrachten Maßnahmen der Geschlechtskrankheiten Herr werden zu können. Schließlich war man vielfach zu indolent und bequem, um mit diesen viel Eifer und Fleiß erforderlichen Bestrebungen sich zu befassen. Es ist aber die höchste Zeit, daß wir uns frei machen von dem Wahne, in jedem Geschlechtsleidenden einen Gebrandmarkten zu erblicken, der minderwertiger sei als andere Kranke. Das gilt besonders für jene Krankenkassen, welche es noch für unangebracht halten, den Geschlechtskranken nur unvollkommene Unterstützung zukommen zu lassen. Welche erdrückende Last von Sorgen und Unheil, welches Meer von körperlichen und seelischen Qualen durch einen in die Ehe eingeschleppten Tripper entsteht, das vermag menschliche Phantasie sich kaum auszumalen. Nicht minder trostlos gestaltet sich eine Ehe, in welche Syphilis eingeschleppt wird. Auch hier siecht das einst blühende Weib allmählich dahin, blasse eingefallene Wangen und umränderte Augen, nie enden wollende Kopfschmerzen und rheumatische Beschwerden bedingen seelische und körperliche Mattigkeit und Müdigkeit. Die junge Frau, die im eben sich regenden Muttergefühl glückselig ist, erlebt oft schon nach wenigen Wochen einen jähen Bruch ihrer Hoffnung, indem frühzeitige Fehlgeburt eintritt. Und dieses tragische Geschick erlebt sie noch vielemal; endlich belebt sie neue Hoffnung: die Schwangerschaft erreicht ihr normales Ende, doch das Kind, an dem die Sehnsucht der ganzen Familie hängt, ist elend und kraftlos, greisenhaft und welk aussehend, vielleicht mit Hautausschlägen behaftet: nach kurzer Lebensdauer geht es an Syphilis oder deren Folgeerscheinungen zugrunde. Man sieht, wie furchtbar eingreifend die Syphilis das Leben der Kranken vergiftet, die Ehe in einen bitteren Leidenskelch verwandelt und eine unschuldige Nachkommenschaft ins Verderben zieht. (E. Riecke, Stuttgart, 1904, Verlag von E. H. Moritz.)

Allgemeiner deutscher Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. Als ein hervorragendes Ergebnis des zweiten Deutschen Abstinententages in Altona darf die Gründung dieses Zentralverbandes angesehen werden, der für die zukünftige alkoholgegnerische Bewegung in Deutschland von größter Bedeutung sein wird. Er wurde in einer sehr zahlreich besuchten, vom Schriftsteller Franziskus Hähnel-Bremen geleiteten Abgeordnetenversammlung, durch die 55000 Mitglieder deutscher Abstinenzvereine und 110000 Abonnenten von Enthaltsamkeits-Zeitschriften vertreten waren, gebildet. Unter der eifrigsten Mitwirkung der Abgeordneten und mit freundlicher Unterstützung des Rechtsanwalt Dr. Bartning-Hamburg wurde die Satzung in fünfstündiger Beratung so gefaßt, daß die geplante gerichtliche Eintragung des Zentralverbandes erwirkt werden kann. Die Satzung wurde von 20 vertretenen deutschen Abstinenz-Organisationen und 11 anwesenden Redaktionen anerkannt. Die Aufgaben des Zentralverbandes ergeben sich aus dem § 1 der Satzung: Der „Allgemeine deutsche Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus" ist eine Verbindung aller auf dem Boden der Enthaltsamkeit stehenden Organisation und Preßorgane zur Bekämpfung des Alkoholismus, die sich unter Anerkennung der Satzung in ihr zusammengeschlossen haben. Der Zweck des Verbandes ist: 1. ein gemeinsames Vorgehen der angeschlossenen Vereine und Zeitschriften in gegebenen Fällen zur Herbeiführung oder Bekämpfung gesetzlicher Maßnahmen zu erzielen, eine allgemeine Abwehr der in Parlamenten oder in der Presse erfolgten Angriffe auf das Abstinenzprinzip herbeizuführen und die Volksmeinung immer mehr von seiner Notwendigkeit und Richtigkeit zu überzeugen; 2. eine allen Behörden und allen Personen unentgeltlich zugängliche Auskunftsstelle für das gesamte Gebiet der Alkoholfrage zu schaffen und zu unterhalten; 3. in allen Teilen Deutschlands wissenschaftliche Vortragskurse zum Studium der Alkoholfrage

einzurichten oder zu unterstützen; 4. alljährlich einen deutschen Abstinententag zu veranstalten und 5. bei gegebener Veranlassung mit anderen nationalen und internationalen Verbänden zur Bekämpfung des Alkoholismus Fühlung zu suchen.

Gesetzliches Rauchverbot für junge Leute. Im englischen Unterhaus ist eine Gesetzesvorlage zur Bekämpfung des Rauchens seitens der Jünglinge und Mädchen, die noch nicht das 16. Lebensjahr überschritten haben, eingebracht worden. Es wird vorgeschlagen, daß das Rauchen für dieselben bei einer Geldstrafe verboten sein soll, die der Polizeirichter zu bestimmen hat, die aber 10 Schillinge nicht übersteigen darf. Das Verkaufen von Tabak an Leute unter 16 Jahren soll ebenfalls zu einer strafbaren Handlung gemacht werden, und zwar soll die Strafe im ersten Fall 20 Schillinge betragen, im Wiederholungsfalle 40 Schillinge und, wenn eine dritte Verurteilung erfolgt, soll dem Betreffenden die Konzession, Tabak zu verkaufen, entzogen werden. Voraussichtlich wird die Vorlage keinen Widerstand im englischen Unterhause finden, denn die Klagen über das Ueberhandnehmen, besonders des Zigarettenrauchens, unter halbwüchsigen Burschen und, wie gesagt, auch jungen Mädchen, haben in den letzten Jahren ganz außerordentlich zugenommen. Insbesondere beklagen sich die Militärbehörden immer und immer wieder darüber, daß das übermäßige Zigarettenrauchen die Gesundheit der jungen Rekruten vollkommen untergräbt und ruiniert. Bekanntlich hat Lord Roberts auch verschiedentlich schon Gelegenheit genommen, die jungen Soldaten zu ermahnen, das übermäßige Rauchen aufzugeben. Auf der Insel Mann, die bekanntlich eine eigene Gesetzgebung hat, ist vor zwei Jahren ein solches Gesetz eingeführt worden, mit dessen Wirkung man sehr zufrieden ist. (Leipziger Neueste Nachrichten, 1904, 223.)

Rückgang der Sterblichkeit an Tuberkulose. Im Staate Massachusetts hat man seit zehn Jahren ein stetiges Rückgehen der Tuberkulose-Sterblichkeit zu verzeichnen, ein Beweis dafür, daß es wohl möglich ist, gegen diese Seuche erfolgreich anzukämpfen. Es kamen nämlich im Jahre 1893 auf 10000 Einwohner 23,1 Todesfälle infolge von Tuberkulose, 1894: 22,3, 1895: 21,9, 1896: 21,7, 1897: 20,8, 1898: 19,7, 1899: 19,0, 1900: 18,5, 1901: 17,5, 1902: 15,9. (American Medicine, 1904, 23. Januar.) — Buschan.

Menschen- und Tiertuberkulose. Die im Jahre 1901 zum Studium der Beziehungen zwischen menschlicher und tierischer Tuberkulose eingesetzte königliche Kommission in London versendet einen vorläufigen Bericht. Derselbe basiert auf Versuchen an mehr als 200 Tieren und gelangt zu dem Ergebnisse einer völligen Identität von menschlicher und tierischer Tuberkulose. Durch dieses Ergebnis hat sich die genannte Kommission auch zur vorzeitigen Publikation verpflichtet gefühlt, damit nicht etwa gesetzgeberische Schritte eingeleitet werden, die eine Verschiedenartigkeit der menschlichen und tierischen Tuberkulose zur Voraussetzung haben.

Arbeiterklasse und Antialkoholbewegung. Während A. Bebel auf dem Kongreß in Hannover den Kampf gegen den Alkohol als „Kleinkrämerei" bezeichnete, denkt die sozialdemokratische Partei in der Schweiz anders. In ihrem neuesten Programm-Entwurf heißt es: Kampf gegen den Alkoholismus. Sachgemäße Verwendung des Alkoholzehntels, namentlich Förderung aller Bestrebungen, durch welche die Arbeiter und ihre Organisationen vom Wirtshaus unabhängig gemacht werden: Errichtung von Volkshäusern, öffentlichen Versammlungslokalen und Lesesälen.

Erziehung und Unterricht.

Experimentelle Untersuchungen über die Hausaufgaben des Schulkindes, die F. Schmidt angestellt, bilden einen wertvollen Beitrag zur experimentell begründeten Pädagogik. Die Anschauungen, welche die Geschichte der Pädagogik über die häuslichen Arbeiten der pädagogischen Mitwelt überlieferte, lassen sich in drei Klassen unterbringen. Zur ersteren gehören die Ansichten jener Schulmänner, welche den Hausaufgaben eine auszeichnende Stelle in ihrem Schulbetriebe zukommen ließen. Sie gingen von der irrigen Anschauung aus, daß die Arbeits-

menge schlechthin der Maßstab intellektueller Leistungen sei. Diese Ansichten sind jetzt meist überwunden. Zu der zweiten Klasse sind die das andere Extrem behauptenden Pädagogen zu rechnen, welche keine Hausaufgaben fordern. Sie führen hierfür Gründe rechtlicher, sozialer, hygienischer und erziehlicher Natur ins Feld: die Hausaufgaben gehörten rechtlich nicht zum Umfange des Schulzwanges, könnten unter mißlichen häuslichen Verhältnissen nicht angefertigt werden, störten das Gleichgewicht in der körperlichen und geistigen Entwicklung und seien ein Armutszeugnis für die Schule. Hierzu kämen noch in Betracht jene großen Opfer an Zeit, welche die Korrektur durch Lehrer und Verbesserung durch Schüler verlangen und die dadurch den Schulunterricht merklich verkürzen. Aus diesen Momenten ergäbe sich der Wert bezw. Unwert, die Unnützlichkeit, ja Schädlichkeit der häuslichen Arbeiten, welche übrigens durch neu einzufügende „Arbeitsstunden" zu ersetzen wären. Die einer dritten Klasse angehörigen, in der Praxis noch am meisten realisierten Anschauungen sprechen einer Vermittlung zwischen beiden Extremen das Wort und „weises" Maß im Anfertigen von Hausarbeiten. Dabei dehnen die einen sie auf alle Klassen der Volksschulen aus, die anderen finden sie nur für die oberen Klassen, die dritten schließen die schriftlichen Arbeiten aus und verlangen nur mündliche. Der Schwerpunkt der Leistungen wird in die Schule und nicht in das Haus verlegt. Alle diese Anschauungen sind nichts als pädagogische Dogmen. Wir haben zurzeit noch keine zuverlässigen Nachweise hinsichtlich der Qualität der Hausaufgaben, die doch allein ihren Wert begründen könnte und allen anderen Erwägungen vorangesetzt werden muß. Bevor aber die qualitative Seite der Frage nach den häuslichen Arbeiten empirisch nicht feststeht, verliert sich die Schulmeinung über diese Materie sicherlich nur in pädagogische Fiktionen, in höchst problematische Wertangaben. Schmidt faßt die Ergebnisse seiner experimentellen Studien in folgende Sätze zusammen: 1. Die Untersuchung über die Qualität der Hausaufgaben ergab, daß diese im allgemeinen minderwertiger als die Schularbeiten sind. Hieraus kann für den Pädagogen nicht ein Schluß auf die Ablehnung von Hausarbeiten gezogen werden, weil dieselben in besonderen Fällen die Schularbeiten qualitativ übertroffen haben. Die Hausaufgaben haben an sich einen unbestrittenen Wert. 2. Eine tägliche Anfertigung von Hausaufgaben muß um deswillen vermieden werden, weil sich gezeigt hat, daß tägliche Arbeiten den Schüler zu einem gewohnheitsmäßigen, oberflächlichen Arbeiten veranlassen, während solche Schüler, die keine Arbeiten zu Hause anfertigten, materiell und formell bessere Leistungen aufzeigten, die in einem typischen Fall sogar die Schulleistungen übertrafen. 3. Für Stadtschulen mit vor- und nachmittägigem Unterricht dürften Hausaufgaben an solchen Tagen unbedenklich ausfallen. Dasselbe gilt für die Winterschulen auf dem Lande. 4. Schriftliche häusliche Rechenarbeiten sind durchweg zu unterlassen und aus den Lehrplänen zu entfernen, da ihre materielle Qualität als eine tiefstehende bezeichnet werden muß. 5. Bei häuslichen Aufsätzen hat für die Schüler eine Belehrung dahin zu gehen, daß sie dieselben, wenn nur möglich, zu einer Zeit anfertigen sollen, in welcher sie allein für sich arbeiten können. Es hat sich gezeigt, daß die in stiller Einsamkeit angefertigten Hausaufsätze qualitativ besser ausgeführt wurden als die in der Schule unter dem Einfluß der Masse abgefaßten. 6. Die seltener zu gebenden Hausarbeiten müssen unmittelbar aus dem Unterricht abgeleitet, also wohl vorbereitet und genauestens kontrolliert werden. (Archiv für die gesamte Psychologie, III. Bd., 1. Heft.)

Schularzt und Alkoholismus. Auf dem diesjährigen Abstinententag in Altona sprach Dr. K. Strecker-Berlin über die Aufgaben des Schularztes hinsichtlich der Bekämpfung des Alkoholismus. Er zeigte die Aufgaben, die der Schularzt auf dem Gebiete der Alkoholfrage lösen könnte. Die Einrichtung der Schulärzte sei eine noch sehr junge, so daß zum Verständnis und zur Würdigung dieser Aufgabe zunächst die Stellung des Schularztes in allgemeinen knappen Zügen erläutert wurde. Anschließend hielt der Redner es für wünschenswert, daß die Schulärzte u. a. auch für eine Unterweisung in den elementarsten Fragen der Gesundheitslehre über Luft, Licht, Wärme, Wasser und Ernährung sorgen sollten. In dem Rahmen dieser Erörterungen könnte resp. müßte dann in einer dem kindlichen Verstand angepaßten Form die Alkoholfrage beleuchtet werden. Die erste Grundforderung müßte dann sein, daß jede Schulleitung den Standpunkt vertritt, daß Schülern der Genuß alkoholhaltiger Getränke ebensowenig zu gestatten sei, wie der des Tabaks. Um zu diesem Standpunkte zu kommen, würde wohl eine zwei- bis dreijährige Unterweisung und Belehrung der Schäden des Alkoholgenusses der strikten Forderung als Uebergangsstadium vorangehen

müssen. Diese Unterweisung würde selbstverständlich nach dem zu erlassenden Verbot weiterbestehen. Leitsätze und Erläuterungen der Gesundheitslehre als Leitfäden für in gleichem Sinne zu haltende Vorträge, z. B. auch auf den Mütterabenden für Lehrer und Schulärzte sind unter Redaktion bewährter Fachmänner von Berliner Schulärzten bereits herausgegeben. In diesem Büchlein sei auch die Stellung der Schule zur Alkoholfrage in knappen Zügen und in ziemlich brauchbarer Form enthalten. Wie der Unterricht der Gesundheitslehre selbst zu handhaben ist, sei Aufgabe der Lehrer.

Antialkoholisches Merkblatt für Erzieher. Eltern, die Ihr Eure Kinder liebt, gebt ihnen keine alkoholischen Getränke! Alle Gelehrten, welche sich mit der Alkoholfrage beschäftigt haben, stimmen darin überein, daß Bier, Wein, Schnaps und Likör der heranwachsenden Jugend schädlich sind. — Diese Getränke schwächen den Appetit, schädigen die Verdauungsorgane, setzen die natürliche Widerstandskraft der Kinder gegen Infektionskrankheiten herab und rufen nicht selten selbst schwere Erkrankungen, wie Leber- und Nierenentzündung hervor. — Diese Getränke vermindern die Aufmerksamkeit, verschlechtern das Gedächtnis und erschweren so dem Kinde das Lernen. — Die Getränke regen das Kind auf, machen es zornmütig, widerspenstig, unfolgsam und erschweren Euch und der Schule seine Erziehung. — Auch in Krankheitsfällen darf der Alkohol ebenso wie jedes andere Medikament nur auf Anordnung des Arztes verabfolgt werden.

Rechtswissenschaft.

Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. Unsere Anschauungen von Recht und Unrecht, von dem Wesen des Verbrechens und der Natur des Verbrechers, von den Wirkungen der Strafe auf den einzelnen und die Gesamtheit haben im Laufe der Jahre erhebliche Wandlungen erfahren. Allenthalben sind neue Fragen aufgetaucht, die der Beantwortung noch harren, Gedanken, die erst noch ausreifen müssen, bevor sie nutzbringend verwertet werden können. Immer mehr drängt sich die Notwendigkeit hervor, die Verhütung des Verbrechens auszubilden, die Jugendlichen zu schützen, den dauernden Rückfall zu verhindern. Die Umgrenzung des Begriffs der verminderten Zurechnungsfähigkeit und mehr noch die Schwierigkeit, in welcher Weise der Staat sie behandeln, ihre Gefährlichkeit beseitigen kann, nimmt in wachsendem Maße das Interesse aller Beteiligten in Anspruch. Die große Gefährdung der öffentlichen Rechtssicherheit durch die Geisteskranken verlangt die Klarstellung, wie diesem schreienden Mißstande abgeholfen werden kann. Einige der wichtigsten Fragen, deren Bearbeitung die Zeitschrift dienen soll, seien hier hervorgehoben, ohne daß die Aufzählung auf Vollständigkeit Anspruch macht: 1. Ursachen der Verbrechen (Statistik, Analyse bestimmter Gruppen und Einzelfälle). 2. Psychologie und Anthropologie des Verbrechers. 3. Die Wirkung der Strafen, einschließlich des Gefängniswesens und mit besonderer Berücksichtigung eines Strafvollzugsgesetzes. (Einzelhaft, Progressivsystem, Gefängnispsychosen, bedingte Begnadigung und Verurteilung.) 4. Die ethischen, rechtlichen und sozialen Grundlagen des Kampfes gegen das Verbrechen. 5. Die Verhütung des Verbrechens; Fürsorge- und Zwangserziehung. (Arbeitshäuser, Arbeitskolonien.) 6. Strafrechtliche Verantwortlichkeit Geisteskranker, vermindert Zurechnungsfähiger, Jugendlicher, Taubstummer. 7. Kritische Betrachtung der im In- und Auslande bestehenden Gesetze und Gesetzentwürfe, sowie der Entscheidungen der höchsten Gerichte. 8. Sozialpathologische Erscheinungen (Prostitution, Bettel und Landstreicherei, Massenpsychologie). Nur durch wissenschaftliche, unvoreingenommene Forschung wird es möglich sein, diese Vorarbeiten zu einer Strafrechtsreform soweit zu klären, daß sie bei der Umgestaltung des Strafrechts berücksichtigt werden können. Aber nur einträchtiges Zusammenarbeiten aller Beteiligten, der Theoretiker und Praktiker, der Juristen und Aerzte, der Strafvollzugsbeamten und der Soziologen, gibt die Hoffnung auf Lösung der notwendigsten Vorfragen. Das soll die Aufgabe dieser Zeitschrift sein, eine Reform des Strafrechtes anzubahnen auf der zuverlässigen Grundlage, die allein die Wissenschaft geben kann. Möge es ihr gelingen, dazu beizutragen, das Strafrecht psychologisch zu vertiefen. Die äußerliche Anordnung des Stoffes ist so gedacht, daß jedes

der monatlich erscheinenden, etwa vier Bogen starken Hefte einige größere Original-Arbeiten enthalten soll; weiter sollen alle besonders wichtigen Kriminalfälle möglichst bald von beteiligten Richtern, Anwälten oder Aerzten eine Darstellung und psychologische Würdigung erfahren, Gesetzesvorschläge tunlichst sofort nach dem Erscheinen fachmännisch besprochen werden. Die Besprechungen der Literatur werden nur auf das Arbeitsgebiet der Zeitschrift beschränkt werden, ohne allerdings diese Grenze allzu eng zu ziehen. (Herausgeber ist Professor Dr. G. Aschaffenburg, Verlag C. Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.)

Verbrechen und Selbstmord im jugendlichen Lebensalter. Einer interessanten Arbeit des französischen Sozialhygienikers H. Joly ist zu entnehmen, daß die Kriminalität bei jugendlichen Individuen in Frankreich im Verlaufe der letzten 50 Jahre eine gewaltige Steigerung erfahren hat, welche im Jahre 1891 mit 36000 Fällen ihren Höhepunkt erreicht. Die relative Abnahme der letzten Jahre ist eine scheinbare, zum Teil dadurch zu erklären, daß die Zahl der unentdeckt bleibenden Täter eine beträchtliche Zunahme aufweist resp. bei Diebstählen, wo gerade jugendliche Individuen besonders in Betracht kommen. Diebstahl, Vagabundage und Bettelei sind die wichtigsten Delikte bei minderjährigen Individuen und es ist für Erklärung der relativen Abnahme in den letzten fünf Jahren des 19. Jahrhunderts in Betracht zu ziehen, daß bezüglich der Anklageerhebung resp. bei Vagabundage und Bettelei eine sehr milde Auffassung der Behörden Platz gegriffen hat. Von großem Interesse ist die Tatsache, daß die Zahl der Selbstmorde bei jugendlichen Individuen die gleiche aufsteigende Bewegung zeigt wie die Kriminalität, was auf einen tieferen Zusammenhang beider hindeutet. Während in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts durchschnittlich 144 Fälle von Selbstmord bei jugendlichen Individuen pro Jahr beobachtet wurden, kamen im Jahre 1897 615 derartige Fälle zur Beobachtung. Eine große Zahl dieser Fälle kommt auf Paris, wobei der Prozentsatz der Mädchen ein auffallend hoher ist, nämlich 40 pCt., während die Beteiligung der weiblichen Jugend an der Kriminalität nur 10 pCt. beträgt. Am häufigsten ist der Selbstmord in den Frühlingsmonaten, was aber nicht mit kosmischen Einflüssen, sondern mit sozialen Faktoren zusammenhängt. Von Interesse ist auch die durch Selbstmorde aus unglücklicher Liebe hervorgerufene psychische Infektion, die zu einer Häufung derartiger Fälle führt. Hinsichtlich der Kriminalität und der Selbstmorde legt Joly das Hauptgewicht auf das Milieu, d. h. die sozialen Verhältnisse des Familienlebens, weniger auf Heredität. Man sieht, daß z. B. Waisenkinder, deren sich die Wohltätigkeit in sehr jugendlichem Alter annimmt, meist brauchbare Mitglieder der Gesellschaft werden, während Individuen, deren sich die Wohltätigkeit erst später annimmt, nachdem sie schon ein großes Alter erreicht haben, weniger dem bessernden Einfluß zugänglich sind, was entschieden für die Bedeutung des Milieu spricht. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1904, 27.)

Strafrecht und verminderte Zurechnungsfähigkeit. Die internationale kriminalistische Vereinigung hat sich auf ihrer diesjährigen Tagung mit der Frage der verminderten Zurechnungsfähigkeit beschäftigt. Es wurde ein Antrag angenommen des Inhalts, daß ein Reichsgesetz erbeten werde, wonach gemindert Zurechnungsfähige milder bestraft werden, Gemeingefährlichen gegenüber, auch soweit sie noch nicht verbrecherisch geworden sind, Sicherungsmittel zur Verwendung gelangen und der Arzt eine entscheidende Stimme bei der Behandlung und der Beantragung des Ausscheidens aus dem Strafvollzug erhalte.

Bevölkerungsstatistik und Wanderungen.

Bevölkerungsabnahme in den Hochgebirgsdörfern. Mit der Zunahme der Schienenstränge und mit dem Vordringen der Eisenbahnen in die Hochgebirgswelt gehen die an den Pässen und Alpenstraßen gelegenen, vordem von Wanderern und Reisenden stark besuchten Dörfer immer mehr zurück, da die Pässe durch die Alpenbahnen unnötig werden. Zum Leidwesen eines Teils der Bevölkerung des Engadins wird nächstens wohl der Postverkehr über den Julierpaß eingestellt werden müssen, wenn auch vielleicht die Posten im Sommer beibehalten werden. Beredte Zahlen für die allmähliche Entvölkerung der Alpendörfer teilte

jüngst die Deutsche Alpenzeitung mit. Nach ihren Mitteilungen beträgt der Rückgang in einigen Gegenden des Berner Oberlandes beispielsweise 25 pCt. Die Leute wandern vielfach nach Amerika und Rußland aus und finden wegen ihrer Arbeitsamkeit und Verwendbarkeit in der Landwirtschaft meist ein entsprechendes Auskommen.

Einwanderungen in Nordamerika. Der amerikanische Einwanderungskommissar gibt in seinem letzten Bericht, der die Einwanderungsverhältnisse des mit dem 30. Juni 1903 zu Ende gegangenen Fiskaljahres betrifft, interessante Daten über Geschlecht, Alter und Kenntnisse der Einwanderer, die in die Vereinigten Staaten und Kanada Einlaß haben wollten. Danach waren von insgesamt 857046 im Zwischendeck anlangenden Ausländern 613146 männlichen und 243900 weiblichen Geschlechts, 102431 unter 14 Jahren alt, 714053 zwischen 14 und 45 Jahren, 40562 45 jährig und älter. Im einzelnen kommt der hohe Vorsprung der männlichen Auswanderung vor der weiblichen besonders bei den romanischen und slawischen vielfach nur als eine Art überseeischer Sachsengänger wandernden Völkerschaften des europäischen Südens und Südostens zur Geltung, namentlich bei den Italienern (189000 zu 44000), Kroaten und Slovenen (zusammen 29000 zu 3600), Griechen (14000 zu 491). Die englische, deutsche, holländische, skandinavische Auswanderung aber rekrutiert sich dagegen zu einem Drittel und mehr aus Frauen. Die weibliche Einwanderung überwog die männliche nur unter den Iren (19000 zu 16000). Von den über 14 Jahre alten Einwanderern waren 668038 des Lesens und Schreibens kundig, 3341 konnten lesen, aber nicht schreiben, 185667 waren völlig Analphabeten. Unter letzteren bildeten annähernd 89000 Italiener das Hauptkontingent, aus Deutschland rechneten 2438 Personen, d. h. drei Prozent der deutschen Auswanderung zu dieser Gruppe.

Die Zusammensetzung der Bevölkerung in Südafrika. Die letzte Volkszählung in Südafrika weist für das Kapland eine Einwohnerzahl von 1485634 Seelen nach, wovon 548926, also mehr als ein Drittel, Weiße sind. Die Zunahme gegen das Jahr 1891, in dem die letzte Zählung stattfand, beträgt etwa 45 pCt.; die Gesamtziffer belief sich damals auf 1039860, die der Weißen auf 336608. Diese Angaben beziehen sich nur auf die eigentliche Kapkolonie ausschließlich der Eingeborenen-Territorien, wo die Volkszählung das Ergebnis von 632239 geliefert hat; an Weißen sind dort nur 15770 vorhanden. Auch hier ist die Steigerung seit 1891 nicht unbeträchtlich. Damals waren die betreffenden Zahlen 487364 und 10379. In Pondoland und Betschuanaland leben 107406 Weiße unter einer Gesamteinwohnerzahl von 287005. Das ganze von diesen Bezirken zusammengesetzte Gebiet hat demnach jetzt 2404878 Einwohner gegen 1527224 im Jahre 1891. Gleichzeitig hat auch in den übrigen afrikanischen Besitzungen des Britischen Reichs ein Zensus stattgefunden. Für das eigentliche Transvaal sind ermittelt worden 299327 Weiße, 945498 Eingeborene und 23891 andere farbige Personen, zusammen also 1268716. Swaziland enthält 898 Weiße, 84531 Eingeborene und 55 andere farbige Personen, im ganzen 85484, mit Transvaal zusammen also 1354200. Die Stadt Pretoria zählt 21161 Weiße und 12295 Eingeborene, die Gesamtziffer ist für diese Stadt begreiflicherweise herabgegangen. Die Stadtgemeinde Johannesburg umfaßt 84113 Weiße und 64577 Eingeborene, zusammen demnach 148690. In Transvaal und Swaziland ist das weibliche Geschlecht bei der weißen Bevölkerung noch immer sehr in der Minderheit, nämlich im Verhältnis von 119916 Frauen zu 180309 Männern. Die Kolonie des Oranjeflusses weist eine Gesamtbevölkerung von 585000 auf, was eine Vermehrung von 137000 in den letzten Jahren bedeutet. Die Zahl der Weißen hat sich in diesem Gebiet von 65000 auf 143000 vermehrt. (Süd-Afrika, 1904, 3.)

Das Negerelement in den Vereinigten Staaten. Das Zensus-Amt hat eine Uebersicht über das Negerelement in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten veröffentlicht. Im Jahr 1900, in welchem die letzte allgemeine Volkszählung stattfand, gab es 8883994 Personen mit Negerblut in den Vereinigten Staaten. Bemerkt muß werden, daß eine Person, die auch nur den geringsten Teil von Negerblut in den Adern hat, zu den Schwarzen gerechnet wird. Seit dem Bürgerkrieg hat sich die Zahl der Neger mithin verdoppelt, denn 1860 wurden 4441830 in den Vereinigten Staaten gezählt. Die weitaus größte Zahl der Personen afrikanischer Abkunft wohnt natürlich in den ehemaligen Sklavenstaaten, nämlich 7992969. Ein Drittel davon ist in Georgia, Mississippi und Alabama zu

finden. Von den erwachsenen Negern haben mehr als neun Zehntel ihren Beruf als Taglöhner angegeben, indessen werden 21 268 Lehrer gezählt, 21 114 Zimmerleute, 19 942 Barbiere, 15 530 Geistliche, 14 387 Maurer, 3921 Musiker, 2043 Schauspieler und 1734 Aerzte.

Völker- und Rassenpolitik.

Der Arbeitszwang der schwarzen Rasse ist der Gegenstand eines Aufsatzes in der „Deutsch-ostafrikanischen Zeitung" (1904, 22), in welchem der lange Streit um Halb- und Vollmenschentum, um Gleich- und Nichtgleichberechtigung zwischen der weißen und schwarzen Rasse erneut zur Erörterung gestellt wird. Die überlieferte Lebensgewohnheit der Schwarzen in Ostafrika bestand aus Nichtstun, unterstützt durch das reich schenkende Klima, abwechslungsreich unterbrochen durch ein wenig Kannibalismus. Der letztere ist gesetzlich abgeschafft, das Nichtstun ist leider geblieben. Dorfhäuptlingstum, Fetischismus und Zauberer oder Medizinmänner spielten seit Jahrtausenden unter ihnen eine ausschlaggebende Rolle. Einen starken Einfluß übten dann die Araber aus. Die Lehren Mohammeds versuchten die Schwarzen allerdings nie zu ergründen, wohl aber, wenn auch mit geringem Erfolg, die glänzende Außenseite dieses neuen Herrentums nachzuäffen. Dann kam das Christentum und die Mission ins Land. Was hat aber die Mission erreicht? Ob überhaupt einer der Schwarzen zu einem echten Christen sich wandeln kann? Dem Missionar folgen nur einige Wenige der „Gerissensten", die des gewonnenen Wissens Macht zum eigenen Vorteil, zum Nachteil ihrer Herren und ihrer Mitbrüder anzuwenden hoffen, und die deshalb die kleinen Unbequemlichkeiten, wie gestörtes Familienleben, Verachtung der Stammesangehörigen, Vorwurf der Heuchelei als nicht allzu schwerwiegend mit in den Kauf nehmen. Dann kam die deutsche Regierungsgewalt. Die Folge war Bruch der Arabermacht und der einheimischen Herrscher, rege Kulturtätigkeit. Aber eine Frage bleibt offen: Hat man der nächsten Großmacht, welche auf die Schwarzen zu wirken bestimmt sein muß, genügend den Boden geebnet, der Arbeit? Die auferlegte Jahressteuer bringt der Schwarze in kurzer Zeit durch geringe Arbeit auf. Es fehlt selbst in Dar-es-Salaam an guten Arbeitern trotz guter Bezahlung. Die Regierung sichert den Schwarzen Leben und Eigentum. Dafür muß der deutsche Staatsbürger zwei bis drei Jahre seiner Militärpflicht genügen, schwere Steuern zahlen. Was muß aber der Schwarze für diese Vergünstigung leisten? — Eingeborenen-Ansiedelungen wurden geschaffen, von großen Gesichtspunkten ausgehend; sie sollten meist als Arbeiterreservoirs dienen. Aber es fehlte an Arbeitskräften. Die Faulheit unserer Schwarzen kann das Aufblühen unserer Kolonie hindern. Sollte es da keine Abhülfe geben? Es ist hoch an der Zeit, daß die Regierung den Willen zeigt, Wandel zu schaffen und daß die nächste neue Macht an die Schwarzen herantritt: der Zwang zur Arbeit. Es sollte jeder arbeitsfähige jüngere Mann, der doch von der Wehrpflicht befreit ist, als Ersatz dafür seinem Bezirksamt oder seiner Station gegen freie Verpflegung ein halbes Jahr lang dienen zur Verwendung bei öffentlichen Arbeiten oder zur Abgabe an Gewerbetreibende oder an Pflanzungen gegen einen vernünftig bemessenen, nicht zu hohen Tagelohn. Das wäre ein Arbeiterreservoir, aus dem sich wirklich schöpfen ließe. Die „Kontraktarbeiter", die wenigen Schwarzen, die wirklich ihrer Kulturpflicht genügen, sollten während der Dauer ihres Arbeitsverhältnisses von der Steuerabgabe befreit sein. Für jeden vagabondierenden Schwarzen, der sich nicht im Besitze eines Entlassungsscheines nach abgeleisteter Arbeit befindet, sollte ein Paßzwang eingeführt werden, der sich bei den Buren gegenüber den Farbigen gut bewährt hat.

Lynchjustiz und Rassenkampf. Auf das in so vieler Beziehung vom alten Europa verschiedene Kulturleben in den Vereinigten Staaten von Amerika fällt ein merkwürdiges Licht durch die stark verbreitete Lynchjustiz. Während der letzten 20 Jahre sind nahezu 3000 Menschen auf diese Weise gerichtet worden. Trotz aller Versuche der Behörden, die barbarische Gewohnheit auszurotten, hat sie nur wenig abgenommen. Von Süden aus, wo das Lynchen seinen Ursprung hat, scheint es sich jetzt auch in den nördlichen Staaten der Union ausbreiten zu wollen. Die Hauptgründe des Lynchens sind in tiefliegenden Rassengegensätzen zu suchen. In der Hauptsache richtet es sich gegen die Negerbevölkerung und war im Anfang die Bestrafung für Schwarze, die weiße Frauen oder Mädchen überfallen,

vergewaltigt und hinterher häufig ermordet hatten. Diese Verbrechen griffen nach der Negerbefreiung, begünstigt durch die üblen Folgen des in unreifen Köpfen angefachten Glaubens an die Lehre von der Gleichheit der Rassen, immer mehr und in immer grausamerer und verwegenerer Form in den Südstaaten um sich und verursachten unter der weißen Bevölkerung, die bei der dünnen Besiedlung des Landes keinen wirksamen Polizeischutz besaß, eine maßlose Erbitterung, die dadurch noch erhöht wurde, daß die staatliche Gerichtsbarkeit zu langsam aburteilte, in der Vollstreckung des Urteils nicht abschreckend genug wirkte und in Wirklichkeit den schrecklichen Verbrechen keinen Einhalt zu tun vermochte. Häufig genug kam es vor, daß die verhafteten Verbrecher vom Mob trotz des Widerstandes der Behörden aus dem Gefängnis geholt und öffentlich gehenkt und verbrannt wurden, und meilenweit kamen vielfach die Farmer aus der Umgegend zusammen, um sich von der Vollstreckung der Strafe zu überzeugen. Mit der Zeit hat sich die Lynchjustiz aber auch für andere Verbrechen eingebürgert; so war sie in den letzten Jahren nur noch bei einem Viertel aller Fälle eine Bestrafung für den Ueberfall weißer Frauen, dagegen bei drei Vierteln der Fälle Strafe für Mord, Mordversuch, Pferdediebstahl und andere, geringere Verbrechen. Das wirksamste Mittel zur Beseitigung des Lynchens erblickt Th. N. Page darin, daß die Neger selbst etwas zur Einschränkung der Vergehen gegen weiße Frauen tun, daß überhaupt der gegenseitige Haß zwischen beiden Rassen möglichst gemildert wird. Dem Neger muß das Gefühl der Verwerflichkeit der Angriffe auf weiße Frauen von den bessern Elementen seiner Rasse, an denen es keineswegs mangelt, beigebracht werden. Denn der großen Menge der Rasse ist ein solches Empfinden fremd; die Lehre von der Gleichheit der Rassen räumt im Kopfe des ungebildeten Negers ihm das gleiche Recht gegen weiße Frauen ein, das er gegenüber denen seines eigenen Stammes besitzt. Daher empfindet der Neger auch nur Mitgefühl mit den gelynchten Stammesgenossen, nicht mit dem Opfer seiner voraufgehenden Greueltat; der Gelynchte erscheint ihm mehr als ein Märtyrer des Rassenhasses. Die strengste und grausamste Justiz wird infolgedessen in den Händen der Weißen das Uebel an der Wurzel nicht fassen und wird auch das Lynchen, das nachgerade zu einem Makel an der Civilisation des Landes zu werden droht, nie völlig ausrotten. Das kann nach Pages Meinung nur dadurch erreicht werden, daß die Neger eine eigene Gerichtsbarkeit erhalten und daß die genannten Verbrechen durch Mitglieder der eigenen Rasse abgeurteilt werden. Nur so würden die Ursachen der Lynchjustiz und damit diese selbst aus der Welt geschafft werden können. — Der Vorschlag ist gut gemeint, hat aber nicht die geringste Aussicht auf weitere Erörterung, denn die Erfahrungen haben ergeben, daß auch da, wo der Neger als vollständig ausgebildeter Jurist richtet, er das Recht zugunsten seiner Stammesgenossen beugt. (Kölnische Zeitung, 1904, No. 853.)

Rassenkampf innerhalb der Arbeiterklasse. Während die Auswanderer aus Ungarn, die Slowaken, Kroaten, Serben usw., die zum größten Teil kulturell rückständig und deshalb mit verhältnismäßig niedrigem Lohn bei schwerer Arbeit zufrieden sind, für die amerikanischen Kohlenbarone und Stahlmagnaten willkommene Einwanderer sind, bilden sie den amerikanischen Bürgern im allgemeinen und den organisierten Arbeitern im besonderen recht unwillkommene Gäste. Am scheelsten aber sieht der amerikanische organisierte Arbeiter auf diese „Hunnenzüge“, denn mit ihrer billigen Arbeit und großen Genügsamkeit verderben sie ihm das ganze Geschäft, worauf er ein Monopol zu haben glaubte. Bislang konnten die „Unions“ recht erfolgreich den Arbeitgebern ein Paroli bieten durch Drohen mit einem Streik, nun aber sind infolge der slawischen Einwanderung „Scabs“ (so heißen die Nichtunionsleute) genug vorhanden, welche mit Wonne für die von den Unionen verworfenen Löhne arbeiten. Daher ist es auch gerade in letzter Zeit zu den blutigen Arbeiterunruhen in den Minendistrikten gekommen, weil die Unionen mit Gewalt diese billigen Scabs an der Arbeit hindern wollen, und so mancher Slowake hat in den amerikanischen Kohlenrevieren ein unrühmlich Ende gefunden. Auf diesen Haß der organisierten Arbeiter gegen die billig arbeitenden eingewanderten „Slawen“ und „Hunnen“ sind auch die blutigen Kämpfe zurückzuführen, welche kürzlich im Staate Kolorado tobten und bei Viktor einer großen Anzahl das Leben kostete, indem die Unionsarbeiter mit Dynamit den ganzen Bahnhof in die Luft sprengten, wo ein Zug mit solchen nichtorganisierten Arbeitern einlaufen sollte. So führen diese ungarischen Einwanderer auch in dem neuen Wohnorte ein jämmerliches, von allen Seiten angefeindetes Dasein. (Leipziger Neueste Nachrichten, 1904, No. 227.)

Arbeiterstreik und Rassenfrage. In einen Streik der Schlachthausarbeiter in Chicago spielt die Rassenfrage hinein. Alle in den Kantinen des Schlachttrusts angestellten Kellnerinnen weigern sich nämlich, die Neger zu bedienen, die die Plätze der Ausständigen eingenommen haben, und sind ebenfalls in den Ausstand getreten. In den Kantinen werden jetzt Negerinnen zur Bedienung der Farbigen angestellt. Die Ausständigen hoffen, daß die zu ihrem Ersatz herbeigezogenen weißen Arbeiter es ablehnen werden, mit Negern zusammen tätig zu sein und dem Beispiel der Kellnerinnen folgen werden. Als eine Anzahl von Negern auf einem Straßenbahnwagen zum Schlachthaus fuhr, wurde sie von dort versammelten Streikenden mit höhnischen Zurufen und Geschrei empfangen. Die Neger zogen hierauf ihre Revolver und schossen auf die Weißen; die Weißen erwiderten das Feuer. Es wurde jedoch, soweit bis jetzt festgestellt werden konnte, niemand verletzt. Am Nachmittag zertrümmerten die Ausständigen mehrere Bäckerwagen, die Brot für die Arbeitswilligen nach den Schlachthäusern brachten. Die begleitende Polizeiabteilung war außerstande, die Wagen zu schützen. Die Eisenbahnarbeiter beschäftigen sich jetzt mit der Frage, ob sie die Beförderung von Transporten des Schlachthaustrusts verweigern sollen, solange der Ausstand dauert. Die von der unabhängigen Fleischkonservenfabrik beschäftigten Schlächter weigern sich, Vieh zu schlachten, das aus den Häfen des Trusts kommt.

Die schwarzen und die gelben Arbeiter in Transvaal. Aus Pretoria wird gemeldet: Es hat sich hier ein scharfer Gegensatz zwischen den bisherigen schwarzen Arbeitern des Randminenbezirks und den neu angekommenen chinesischen Arbeitern herausgebildet. Die Schwarzen haben sich organisiert, d. h. einen Ausschuß zur Verteidigung ihrer Interessen gebildet und sind mit sehr energischen Forderungen an das Minensyndikat herangetreten. Sie fordern Bürgschaften dafür, daß der bisherige Lohnsatz, der weit niedriger steht, als vor dem Kriege, unbedingt aufrecht erhalten bleibe und daß wegen des Zuzugs der Chinesen kein schwarzer Arbeiter entlassen würde. Andernfalls würden sämtliche Schwarzen sofort die Arbeit einstellen. Das aber würde eine gefährliche Bedrohung der öffentlichen Ruhe des ganzen Landes bedeuten. (Süd-Afrika, 1904, 3.)

Geistiges Leben.

Naturwissenschaft und Weltanschauung. Heute hat die Beschäftigung mit allgemeinen, ja mit den letzten Fragen für die Vertreter der Naturwissenschaft wieder einen neuen Reiz gewonnen. Es mehren sich wieder die alten Versuche, die Naturwissenschaft zu einer Weltanschauung zu erweitern und auszubauen. Da scheint es in erster Linie geboten, Kritik zu üben, und zu prüfen, ob und wieweit die alten und neuen Symbole und Vorstellungen der Naturwissenschaft überhaupt ausreichen für den Entwurf eines allumfassenden Weltbildes. Naturwissenschaftlich erklären bedeutet: Zurückführen der Dinge auf die Elemente oder Prinzipien der Körperwelt. Dann gipfelt der Versuch, eine Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufzubauen, in dem Problem, nicht bloß die objektiven, sondern auch die subjektiven Vorgänge zurückzuführen auf die Elemente der Körperwelt. Noch heute steht eine nicht unbedeutende Zahl von Naturforschern auf dem Boden dieser Fragestellung. Es ist der Lösungsversuch des Materialismus, der kurz und bündig erklärt, daß alle psychischen Vorgänge physiologische Funktionen der Gehirnsubstanz seien. Du Bois-Reymond hat indes schon gezeigt, daß die materialistische Auffassung in Wirklichkeit eine naturwissenschaftliche Erklärung der psychischen Vorgänge gar nicht noch jemals geben kann. In der Tat, selbst wenn wir die vollkommenste Kenntnis besäßen von den physiologischen Ereignissen in den Zellen und Fasern der Gehirnrinde, mit denen das psychische Geschehen verknüpft ist, selbst wenn wir in die Mechanik des Gehirngetriebes hineinschauen könnten, wie in das Getriebe der Räder eines Uhrwerks, wir würden doch niemals etwas anderes finden, als bewegte Atome. Dieser Versuch einer materialistischen Weltanschauung ist für immer mißlungen. Um eine monistische Weltanschauung auf dem Boden der Naturwissenschaft zu gewinnen, haben andere, wie Häckel sich bereits die kleinsten Teile der Materie, die Atome mit psychischen Fähigkeiten ausgestattet gedacht. Die ganze Entwickluug bis zu den höchsten Spitzen

menschlicher Geistestätigkeit beruht danach allein auf der Kombination der Atomseelen. Aber damit ist der alte Dualismus von Leib und Seele keineswegs überwunden. Denn eine monistische Erklärung ist nur da verwirklicht, wo es gelungen ist, die Dinge in hypothesenfreier Weise auf ein einziges bekanntes Prinzip zurückzuführen. Das Verhältnis von Atom und Atomseele bleibt uns gänzlich unbekannt. Fechner, Spencer und andere sind darum auf Spinoza zurückgegangen und haben ihre Zuflucht wieder zur Identitätslehre genommen, indem sie sagten: In letzter Linie ist beides dasselbe, Leib und Seele sind nämlich nur die verschiedenen Anschauungsformen einer und derselben Substanz. Die Zurückführung auf ein Prinzip scheint in der Identitätslehre zwar gelungen, allein dieses letzte Prinzip ist eine unbekannte Größe; und wenn sie auch durch ihre Attribute bekannt ist, so ist sie durch diese aber nicht einheitlich bekannt. Es ist darum gänzlich aussichtslos, die Trümmer der materialistischen Vorstellungsweise zu retten, um aus ihnen Bausteine für eine Weltanschauung zu gewinnen. Man muß offenbar radikaler vorgehen und die ganze materialistische Anschauung bis auf ihre Grundlage hinab preisgeben, wenn man zu einer monistischen Weltanschauung gelangen will. Auf naturwissenschaftlicher Grundlage ist Ostwald bemüht gewesen, eine vollständige energetische Weltanschauung aufzubauen, welche die psychischen Prozesse als Arbeitsleistungen in sich mit einschließt. Die Naturvorgänge sind als Energieumsetzungen zu betrachten, und in den psychischen Prozessen sind die Aeußerungen einer besonderen Energieform zu erblicken, und es ist nach Ostwald nicht ausgeschlossen, dieselbe mit den Methoden der Naturwissenschaft, d. h. sinnlich wahrnehmbar nachzuweisen, wie das sonst mit allen bekannten Energieformen der Fall ist. Aber dagegen ist einzuwenden, daß die psychische Energie nirgends objektiv nachweisbar ist, und wir dieselbe nur durch subjektive Erfahrung kennen. Diese Verschiedenheit ist aber nichts anderes als die alte Kluft, die zwischen der Reihe der psychischen und der Reihe der körperlichen Vorgänge besteht. Alle bisher genannten Versuche haben in keiner befriedigenden Weise die Forderungen erfüllt, die an eine einheitliche Weltanschauung gestellt werden müssen. Wie aber, — wenn die ganze Fragestellung falsch wäre, die dem unüberwindlichen Probleme zugrunde liegt? — In der Tat, der angenommene Dualismus von Leib und Seele erweist sich bei genauerem Zusehen nur als ein scheinbarer. Von der Körperwelt wissen wir nur etwas durch Empfindungen. Die ganze Körperwelt baut sich aus Bestandteilen auf, die als psychische zu bezeichnen sind. Der Gegensatz zwischen Körperwelt und Seele existiert in Wirklichkeit gar nicht. Es gibt überhaupt nur eins, das ist der reiche Inhalt der Psyche. Für vorurteilslose Betrachtung besteht in Wirklichkeit von vorneherein nur ein Psychomonismus. Die Aufgabe aller Wissenschaft ist, diese Inhaltsbestandteile zu ordnen und ihre Beziehungen zueinander zu vermitteln. (Max Verworn, Naturwissenschaft und Weltanschauung, Verlag von J. A. Barth, Leipzig, 1904. Preis 1 Mk.)

Bücherbesprechungen.

B. Rawitz, Urgeschichte, Geschichte und Politik. Populär-wissenschaftliche Betrachtungen. Verlag von L. Simon Nachf., Berlin, 1903.

Die Schrift führt als Motto einen Ausspruch von Rauber: „Der Staat ist ein biologisches Problem.“ Sie gehört in die Reihe jener immer zahlreicher werdenden Versuche, die Staaten- und Völkergeschichte im Lichte der Deszendenztheorie oder natürlichen Entwicklungslehre aufzuhellen. Demgemäß behandelt sie in ihren ersten Abschnitten die Deszendenztheorie, die Entstehung des Menschen und seine Urgeschichte. Bezeichnend für den Standpunkt des Verfassers ist die Auffassung der Variabilität als Individualität, welche jeglichen Organisationsfortschritt bedingt: „Die Individualität ist die treibende Kraft, der Individualismus das herrschende Prinzip in der belebten Natur.“ Hinsichtlich der Vererbung vertritt er die Ansicht, daß in Wahrheit nur die Keimzellen als Vererbungssubstanzen neue Eigenschaften erwerben können und daß diese Erwerbung eine Wirkung des unter dem Einfluß der sich umgestaltenden äußeren Bedingungen veränderten Gebrauchs der Organe ist.

Die geistigen Eigenschaften des Menschen haben sich nur innerhalb dauernder Erwerbs- und Geschlechtsgenossenschaften entwickeln können. Hier entsteht der Ich-Begriff und damit die Persönlichkeit oder Personalität. Der Verfasser leugnet die Möglichkeit einer Vererbung individuell erworbener geistiger Fähigkeiten: „Nichts, was der Einzelmensch in seinem Individualleben in der geistigen Sphäre errungen, vererbt er auf seine direkten Nachkommen so, daß es bei diesen als angeborener geistiger Besitz erschiene; nichts, was die eine Menschheitsgeneration an geistigem Gütervorrate erworben, erscheint in der nächsten Generation, auch nicht einmal in späteren Generationen als ererbtes, angeborenes Gut."

Die Gemeinschaft (Coenonie) ist ebensosehr ein Naturprodukt wie der Mensch selbst. Die herrschenden Prinzipien der Entwicklung sind demgemäß „Personalismus" und „Coenonismus". Sie haben in der Urgeschichte geherrscht, die ganze Kulturgeschichte in Bewegung gesetzt und werden auch in alle Zukunft die treibenden Faktoren bleiben. „Auf dem Antagonismus von Persönlichkeit und Coenonie beruht alle sogenannte Weltgeschichte, beruhen die Schicksale der Staaten, die Freuden und Leiden der Völker."

Im zweiten Teile seines Buches gibt Rawitz eine Darstellung der überlieferten Geschichte in naturwissenschaftlicher Beleuchtung, d. h. von seinem Standpunkt aus, daß die Wechselbeziehungen zwischen Individuum und Gemeinschaft die Schicksale der Völker beherrschen. Er behandelt die asiatischen Staaten, Hellas und Rom, das Mittelalter und die Neuzeit. Ohne Zweifel ist jener Antagonismus zwischen Personalismus und Coenonismus ein grundlegender Faktor der Geschichtsentwicklung. Aber gerade der historische Teil des Buches zeigt, daß er unmöglich der alleinige Faktor sein kann, wie der Autor es darstellt. Hier sieht man mit nicht geringem Befremden, daß er das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl und namentlich das der sozialen Auslese fast ganz übersieht und die körperlichen und geistigen Unterschiede der Menschenrassen, die doch ohne Zweifel in der politischen und intellektuellen Geschichte eine wichtige Rolle gespielt haben, gänzlich außer Betracht läßt.

Während der erste Teil des Buches viel Belehrung und Genuß bietet, da er biologische und soziologische Probleme in eigenartige Beleuchtung rückt, ist dies von dem Schlußabschnitt, der eine Kritik der gegenwärtigen politischen Zustände Deutschlands enthält, viel weniger zu rühmen. Hier vertritt der Autor sozusagen den ödesten Liberalismus. Namentlich besteht hinsichtlich der Sozialdemokratie ein auffälliger Mangel an objektivem Urteil und sachlicher Kenntnis ihrer Lehren. Die „natürliche Gleichheit" der Menschen hat nie ein Sozialdemokrat behauptet. Rousseau, Fourier, Owen haben die individuellen Unterschiede in der Begabung auf das entschiedenste hervorgehoben, und Marx und Engels haben nicht nur die individuellen, sondern auch die Rassenunterschiede anerkannt. Nur Bebel, der aber als wissenschaftliche Autorität hier kaum in Betracht kommt, hat dergleichen Unsinn geäußert. Aber seltsam ist es, daß die Vertreter des Liberalismus nicht wissen, daß der Vater ihrer Theorie, Adam Smith, in Wahrheit die natürliche Gleichheit der Menschen gelehrt hat. „Von Natur", sagt er, „ist ein Philosoph nicht halb so sehr an Anlagen und Neigungen von einem Lastträger verschieden als ein Bullenbeißer von einem Windhund, oder ein Windhund von einem Jagdhund, oder der letztere von einem Schäferhund." Alle Unterschiede beruhen nach seiner Meinung auf Gewohnheit, Uebung und Erziehung.

Praktisch verlangt Rawitz „Gleichheit der Daseinsbedingungen für alle". Er übersieht aber, daß dies in Wirklichkeit die Forderung der Sozialdemokratie ist, welche er mit diesem Prinzip bekämpfen will. Ob aber die Gleichheit der Entwicklungsbedingungen für alle wirklich das Prinzip ist, das die Entwicklung der Staaten am zweckmäßigsten beherrscht, ob nicht vielmehr eine Differenzierung derselben nach Rasse, Geschlecht und Stand im Interesse der Kulturentwicklung notwendig ist, das ist hier nicht der Ort, näher zu beleuchten.

Dr. L. Woltmann.

Friedrich Hertz, Moderne Rassentheorien. C. W. Stern, Wien, 1904.

Das Buch ist ein richtiges Zeichen der Zeit, denn „die Rassentheorien sind gegenwärtig Modesache". Alle Welt spricht und schreibt darüber, und wenn sich auch „seit ganz kurzem eine etwas wissenschaftlichere Richtung geltend" macht, so wissen doch die wenigsten, was eigentlich unter Rasse zu verstehen ist. Zu dieser

gehört bezeichnenderweise der Verfasser selbst, der sie für „ein historisches und rasch wechselndes Gebilde“ hält, „eine durch Blutkreislauf (connubium), Kulturgüter und daraus entspringende syngenetische Gefühle verbundene soziale Gemeinschaft“. Wer in so unklarer und verkehrter Weise den Grundbegriff faßt, kann selbstverständlich nichts Annehmbares darüber schreiben.

„Kritische Essays“ nennt Hertz sein aus einzelnen, in den verschiedenartigsten Zeitschriften veröffentlichten Bücherbesprechungen entstandenes Werk, ohne daß ihn gründliche naturwissenschaftliche und kulturgeschichtliche Kenntnisse berechtigen, sich zum Schiedsrichter in diesen schwierigen Fragen aufzuwerfen. Er hat zwar mancherlei gelesen, Gobineau, Driesmans, Nietzsche, Spencer, Ammon, Jentsch, Wirth, Woltmann, Plötz, Ferri, Reibmayr, Seeck, Ratzel, Kollmann, Näcke, Pfitzner, Kraitschek, Lapouge, Ripley u. a., aber es fehlt ihm jede sichere Richtschnur, und was und wem er glauben soll, weiß er selbst nicht. Einen jedoch hat er, aus leicht zu erratenden Gründen, ganz besonders aufs Korn genommen, Chamberlain, der sich allerdings durch seine tendenziöse, oberflächliche und widerspruchsvolle Schreibweise Blößen genug gibt.

Als Grundstimmung, als „Leitmotiv“ geht durch das ganze Buch das Bestreben, die Rassenforschung überhaupt als etwas Zweckloses und Törichtes hinzustellen. Dahin zielende Aussprüche ähnlich gesinnter Schriftsteller werden daher mit Behagen angeführt, z. B. „Wie viel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-Europa Rassenfragen aufzuwerfen?“, man sollte mit niemand umgehen, „der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat“, von Nietzsche, „Rasse ist eine leere Phrase, ein guter Schwindel“, von Friedrich Müller, „Der Boden ist das Volk“, und „Die Völker in der Wiege vertauscht, und aus den Semiten wären die Arier, aus Ariern die Semiten geworden“, von R. v. Ihering, „die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu tun“, von Ratzel. Diese „Verurteilung des törichten Rassenglaubens“ durch die „glänzendsten Förderer“ der Wissenschaft macht es mir unmöglich, das Buch ernst zu nehmen und überhebt mich der Pflicht, all seine Irrtümer und Widersprüche im einzelnen sachlich zu widerlegen. Bücher, die, ohne irgend eine neue Erkenntnis zu bringen, lediglich die Wandbretter unserer Bibliotheken füllen, haben wir mehr als genug. Ludwig Wilser.

Peters, Dr. Carl, Im Goldland des Altertums. Forschungen zwischen Sambesi und Sabi. Mit 50 an Ort und Stelle gemachten Original-Illustrationen von Tennyson Cole, 50 photographischen Aufnahmen, einer Heliogravüre und zwei Karten. J. F. Lehmann, München, 1902, XI, 408 S., 8°, Preis 16 Mk.

Der um die deutschen Kolonien so hochverdiente Verfasser legt in dem Werke das Ergebnis der beiden Reisen nieder, die er in den Jahren 1899 und 1901 in der Region zwischen Sambesi und Sabi ausgeführt hat. Der wirtschaftliche Zweck dieser Unternehmungen war die Untersuchung einiger Minendistrikte für ein Londoner Syndikat, der wissenschaftliche der endgültige Beweis der von Peters bereits früher verfochtenen Theorie, die in jenem Teile Südostafrikas das goldene Ophir Salomos sieht. Dem Umfange nach nimmt die Reiseschilderung den größten Teil des Buches ein; sie ist gut und flott geschrieben und bringt für jenes trotz allen wirtschaftlichen Aufschwungs immer noch recht mangelhaft bekannte Gebiet eine erfreuliche Summe geographischer, ethnographischer, klimatologischer und wirtschaftsgeographischer Einzelheiten, so daß von diesem Standpunkt aus das Buch tatsächlich eine Lücke ausfüllt.

Wesentlich anders steht es mit den anderen, räumlich kürzeren, inhaltlich aber stark in den Vordergrund geschobenen, der Behandlung der Ophirfrage und, im Anschluß daran, der Untersuchung der ägyptischen Puntfahrten gewidmeten Teilen. Schon 1895 hatte Peters zwei den ersten Gegenstand behandelnde Schriften (Aequatorial- und Südafrika nach einer Darstellung von 1719; Der Kongo und der „Große Wald“ 160 Jahre vor ihrer Entdeckung durch Stanley; Ophir und die portugiesischen Goldminen am Sambesi. Ferner: Das Goldene Ophir Salomos, Leipzig, 1895) veröffentlicht, die weniger hinsichtlich ihrer Ergebnisse als wegen der Arbeitsmethode des Verfassers fast allseitig eine sehr abfällige, zuweilen sogar vernichtende Kritik erfahren hatten. An dieser Methode haben die verflossenen Jahre bei Peters nicht nur nichts geändert, sondern er hat sie in dem vorliegenden Werke nur noch verstärkt. Was soll man z. B. zu einem Verfahren sagen, das zum Beweis

einer Ausdehnung der ägyptischen Puntfahrten bis nach Südostafrika die Aehnlichkeit einiger Buschmannzeichnungen mit ägyptischen Wandzeichnungen heranzieht! „Da nicht anzunehmen ist, daß die Südafrikaner nach Aegypten gegangen sind, um dort die Malkunst zu erlernen“, sagt Peters, „müssen wir umgekehrt vermuten, daß die alten Aegypter nach Südafrika vorgedrungen sind und sie den Eingeborenen dort beibrachten“ (S. 290, 291). Hat Peters denn niemals von den gleichen, im Stil dem der Buschmänner sehr nahe verwandten Zeichnungen der Neu-Holländer gehört, niemals von den paläolithischen Höhlenmalereien Südfrankreichs, die ebenfalls denselben Charakter tragen? Haben die Aegypter vielleicht auch diesen beiden die Zeichenkunst gebracht? Bei jenen dürfte es ihnen wohl aus räumlichen, bei diesen aus zeitlichen Gründen etwas schwer geworden sein.

In ähnlicher, von wissenschaftlichem Geiste recht weit entfernter Art ist die ganze übrige Beweisführung Peters' gehalten; den Fund einer einzigen, allerdings wohl echten ägyptischen Königsfigur erachtet er für einen absolut zwingenden Beweis für die Ausdehnung der Hatschepsut-Fahrt bis über den Sambesi hinaus; aus Ophir wird nach ihm, über die Lautbrücke Afur = Afer hinweg, Afrika und was dergleichen Leichtfertigkeiten und Spielereien mehr sind. Für die Auffindung der Ruinen von Fur und der Kupferminen von Melsetter, die beide antiken Ursprungs sind, werden wir Peters Dank wissen müssen; was er aber sonst zur Förderung des Ophirproblems beigetragen hat, geht nicht erheblich über das hinaus, was vor ihm von Karl Mauch, Bent, Johnson, Schlichter, Hall u. a. zusammengetragen worden war. Professor K. Weule.

Hermann Oldenberg, Buddha, Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. 4. Aufl., Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin, 1903. Preis 9 Mk.

Oldenbergs berühmtes Buddhabuch liegt in 4. Auflage vor, ein Meisterwerk der Forschung und zugleich ein Muster der Darstellung. Es ist ein Buch, das auch dem weiteren Publikum Liebe zur Wissenschaft und zur Sache einflößen kann. Es wäre z. B. geeignet, Schülern höherer Bildungsanstalten in die Hand gegeben zu werden, um sie formal in wissenschaftliches Denken, inhaltlich in die große Parallelreligion unserer Kultur einzuführen. Ja, man möchte den Wunsch aussprechen, ein solches Werk geradezu für einige Zeit dem deutschen Unterricht zugrunde zu legen, um seinen bildenden Wert voll auszunutzen — sind doch gerade im Deutschen solche Bücher so selten! Wie klar und dabei wie stimmungsvoll ist die Einführung in die metaphysischen Voraussetzungen des Buddhismus!

Ein derartiges Werk kann also schon um seines formalen Wertes willen nicht leicht veralten. Im übrigen vertritt es nicht gerade eine moderne Betrachtungsweise der Geschichte. Eine Erklärung geistesgeschichtlicher Erscheinungen aus der geographischen und vor allem sozialen Umgebung wird nur hie und da angedeutet; noch weniger wird der anthropologische Gedanke angewandt: es wird zwar einmal (S. 12, 48) die Möglichkeit offen gelassen, daß die Mischung der Arier mit der dunklen Urbevölkerung Indiens zur Entstehung des indischen Pessimismus mitgewirkt habe; das ist aber auch fast alles. Wie die soziologische und die anthropologische, so wird auch die mythologische Betrachtung der Religionsgeschichte im wesentlichen abgelehnt. Dem bekannten Versuche Senarts, die Buddhalegende als einen Naturmythus zu erklären, setzt O. den positiven Nachweis der Wahrscheinlichkeit des geschichtlichen Buddhalebens entgegen; ein Nachweis, der ja neuerdings durch den Fund der Asokasäule und der Sakyaurne (S. 110) wichtige Stützen erhalten hat. Charakterisiert sich also Oldenbergs Werk als im Prinzipe ideologisch, die Geistesgeschichte aus sich selber erklärend und wie einen Gedankengang entwickelnd, so bleibt es doch eben ein klassisches Erzeugnis dieser Geschichtsschreibung, und, bis der Versuch einer soziologischen oder anthropologischen Geistesgeschichte Indiens wirklich gelungen sein wird, hat es uns als das Buch über den ursprünglichen Buddhismus zu gelten.

Nach einer Einleitung, die kurz von der indischen Vorzeit, ausführlicher vom indischen Pantheismus und Mönchtume spricht, behandelt O. seinen Stoff, wie im Titel angegeben, in den drei Abschnitten: Buddhas Leben, die Lehren des Buddhismus, die Gemeinde der Jünger Buddhas. Dr. G. Wyneken.

H. Ortloff, Das Magyarentum in Ungarn im Kampfe um den Nationalstaat. Verlag von Fr. Luckhardt, Berlin und Leipzig, 1904.

Während nach der Theorie der Weltverbesserer die Zeit der Völkerverbrüderung gekommen sein soll, sehen wir in Wirklichkeit einen entgegengesetzten Prozeß sich vollziehen, die schärfere Herausbildung und Trennung der Nationalitäten. Selbst die kleinsten unter den Völkern, die Ruthenen, Tschechen, Slovaken usw. machen die größte Anstrengung, ihre nationale Eigenart zu retten und politisch selbständig zu werden. Das Völkergemisch Oesterreichs und des Balkans beginnt sich zu sondern und zu neuen politischen Gebilden sich zu organisieren, und der Kampf der Polen, Tschechen und Ungarn ist ein interessantes zeitgeschichtliches Drama, dessen Endausgang noch nicht abzusehen ist.

H. Ortloff entrollt in dem vorliegenden Werk ein Bild von den Versuchen der Ungarn, ihre nationale Unabhängigkeit von Oesterreich zu erobern. Er führt die in den letzten Jahren, namentlich auf parlamentarischem Gebiete gemachten Anstrengungen dieser Art ausführlich vor. Dabei wirft er aufklärende Streiflichter auf die politischen Führer Ungarns, Andrassy, Deak, Kossuth, Tisza usw. Auch fehlt es nicht an den notwendigen Hinweisen auf die vergangene Geschichte Ungarns, um die Gegenwart zu beleuchten, auf die ungarische Verfassungsgeschichte, seitdem der deutsche Kaiser Sigismund als Schwiegersohn Ludwigs I. (1342—82) die ungarische Königskrone erhielt. Schritt für Schritt haben die Ungarn sich von Oesterreich zu emanzipieren gesucht. Als die Revolution 1848 ausbrach, erlangten sie ein eigenes Ministerium. Das mehr oder minder unverhohlene Ziel der magyarischen Bewegung ist indes die vollständige politische Trennung von Oesterreich, mit dem sie nur durch eine Personal-Union verbunden sein wollen.

Auf alle Einzelheiten der parlamentarischen Kämpfe, der staatsrechtlichen Auseinandersetzungen, der Programmerklärungen kann hier nicht eingegangen werden. Doch auf einige allgemeine, für die völkergeschichtliche Betrachtung wichtige Grundgedanken der Schrift möge noch hingewiesen werden.

Nicht zu verwundern ist es, wenn die Ungarn vergessen, was sie dem Deutschtum verdanken. „Denn deutsche Kräfte haben Ungarn vor den Türken gerettet, als fast die Hälfte der Magyaren auf Seite der Osmanen gegen ihren rechtmäßigen König kämpften; Deutsche haben Ungarns Gefilde fruchtbar gemacht und Städte gegründet, die Sachsen Siebenbürgens aber Wacht gehalten gegen die Türken, und überall hin hat sich deutsche Gesittung und Sprache verbreitet." Das Sonderbarste aber ist, daß die als „Magyaren" sich gebärdenden Ungarn zum großen Teil gar keine Mongolen sind, sondern daß der bessere Bürger- und der Adelstand Ungarns germanisiert ist. Wir erleben heute ein ähnliches Schauspiel, wie es sich einst vollzog, als das lombardische Italien und das fränkische Gallien vom Deutschtum sich lossagten, nachdem die eingewanderten Germanen romanische Sprache und Tradition angenommen hatten.

Im Kampf der Völker hat die größere Macht, wenn sie zugleich die höhere Rasse und Kultur bedeutet, immer das größere Recht. Unsere Sympathien können darum nur auf Seiten der Deutschen Oesterreichs sein. Die zwölf Millionen Deutschen, schreibt der Verfasser mit Recht, bleiben von der Betrachtung realpolitischer Tatsachen und sozialer Wahrheiten aus das führende Element der Donauländer, allen magyarischen und tschechischen Herrengelüsten zum Trotz. „Oesterreich-Ungarn bedarf eines germanischen Diktators." lw.

Dr. med. Alfred H. Stehr, Alkoholgenuß und wirtschaftliche Arbeit. Verlag von Gustav Fischer, Jena, 1904, 235 S., 4,80 Mk.

Im einleitenden Abschnitt seiner in jeder Hinsicht gediegenen und im Ton maßvoll gehaltenen Arbeit geht Verfasser auf die über die physiologischen Wirkungen des Alkohols feststehenden Tatsachen ein, wie sie sich aus den zum Teil experimentellen Arbeiten von Fürer, Vogt, Scheffer, Kräpelin und anderen modernen Forschern ergeben. Er faßt diese Tatsachen in folgende Sätze zusammen: 1. Das Gefühl erhöhter Leistung entspricht nicht immer einer tatsächlich größeren Leistung, besonders in bezug auf ihre Qualität. 2. Das Endergebnis für eine nicht rasch vorübergehende geistige Leistung ist immer ein Verlust. 3. Die Schädigung der Arbeitsleistung ist um so größer, je höherwertig die psychischen Elemente

sind, deren sie bedarf. 4. Die Uebung in einer Arbeit kann die durch den Alkohol bedingte Schädigung herabsetzen.

Die eigentliche Arbeit zerfällt sodann in zwei Hauptteile, von denen der erste „die in den gewerblichen Betrieben gesammelten Tatsachen“ sowie „den Genuß während der Arbeit und in den Arbeitspausen“ behandelt. Das Tatsachenmaterial wurde in 35 großen, meist deutschen Betrieben mit zusammen rund 59000 Arbeitern gesammelt und enthält vieles Interessante und Neue. Es wird konstatiert, daß die Trunkenheit auf den Arbeitsstätten heute fast keine Rolle mehr spielt, daß der Branntweingenuß in Deutschland von Westen nach Osten zunimmt und daß die Quellen des Alkoholgenusses im ganzen hauptsächlich zu suchen sind in ungünstigen Arbeitsbedingungen, in der eigenartigen Monotonie der Maschinenarbeit und in der in Arbeiterkreisen nur allzu weit verbreiteten Unterernährung. Hierzu kommt die Förderung durch manche Vorgesetzte und Unternehmer, der moralische Trinkzwang, den viele Vereinsorganisationen ausüben und schließlich — die krankhafte Gewohnheit. Der Branntweingenuß steht im umgekehrten Verhältnis zur materiellen Fundierung des Arbeiters und ist als ein „treffliches Reagens auf soziale Mängel“ zu bezeichnen. Man darf ihn daher nicht als ein „Laster“ oder als einen „Luxus“ auffassen; er ist vielmehr nur in dem Sinne „Genuß“ wie Chloroform oder Morphium für den, welcher „von unerträglichen Schmerzen befreit sein will“. Die Forderung völliger Abstinenz während der Arbeit besteht in Deutschland nur in sehr wenigen, in Amerika schon in zahlreichen Betrieben. Verfasser hält die Entwöhnung für eine sehr schwierig zu inscenierende Maßnahme, welche nur stufenweise vor sich gehen kann und nicht mit drakonischen Zwangsmaßregeln gehandhabt werden darf.

Der zweite Teil des Buches behandelt zunächst den „Genuß nach der Arbeit“ und gibt, daran anschließend, Vorschläge zu einer „Therapie des Alkoholismus“. Der Arbeiter hält, auch bei steigendem Lohne, darum so zähe an dem Genuß fest, weil er gerade zu diesem Genuß keiner Vorbildung bedarf, während höheren Genüssen das Verstehenlernen vorangehen muß. Der Alkohol ist ihm der „Inbegriff“ der Genüsse. Auch läßt das Beispiel höher stehender Schichten viel zu wünschen übrig. Verfasser geht sodann auf die Häufigkeit der Unfälle ein und spricht die Meinung aus, daß auch im späteren Stadium eines voraufgegangenen, jetzt äußerlich nicht mehr sichtbaren Rauschzustandes noch deutliche Wirkungen vorhanden sind. Die Zahl der Selbstmörder aus Gründen des Trunks beträgt für Preußen jährlich 1600. Alle diese Ausführungen stützen sich auf zahlreiche mitveröffentlichte Tabellen, die von staatlichen und privaten Betrieben eingeholt wurden.

In seiner „Therapie des Alkoholismus“ will Verfasser die Axt gelegt sehen an die Ursachen des Alkoholismus und damit an diesen selbst. Der Weg, dies zu verwirklichen, geht durch die Schule und zwar genügt die vielgerühmte heutige Elementarschule diesen Forderungen keineswegs; hieran schließen sich zahlreiche soziale Neuschaffungen. Was Verfasser verlangt, ist im großen ganzen folgendes: Weiterer Ausbau der Gewerbehygiene; Beseitigung einer übermäßig langen Arbeitszeit; Zurückführung der Frau aus dem gewerblichen Leben in ihr eigentliches Schaffensgebiet, die Familie; eine energische Arbeiterwohnungspolitik; Sorge für regelmäßige Arbeitsgelegenheit; bessere Vorbilder in den oberen Schichten; Unterricht in Gesundheitspflege bis zum 18. Jahre in obligatorischen Fortbildungsschulen bezw. den oberen Gymnasialklassen; billige Theatervorstellungen, öffentliche Konzerte; Anregung zur Fortbildung durch regelmäßige Vortragscyklen; Bibliotheken und Lesehallen; Schaffung von Gesellschaftshäusern. — Wie man sieht, ein recht reichhaltiges Programm! Die schwierigere Frage dürfte aber die sein, wo die Mittel zu allen diesen Neuschaffungen herkommen sollen. Solange die Nationen noch unter dem Druck der unermeßlichen Militärlasten seufzen, wird diese Frage ihre Erledigung schwerlich finden. Hoffen wir auf eine langsam sich vollziehende Evolution der Zustände, die uns den angestrebten Idealen näher bringt.

Das Buch, das durchweg einen klaren, toleranten und starkwilligen Geist verrät und eine gediegene Arbeit darstellt, muß auf das wärmste empfohlen werden.

Dr. G. Lomer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Salomonstraße 9.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

III. 8. 1904.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die biologischen Grundlagen der Soziologie.

Dr. Ludwig Woltmann.

Es gibt heute noch keine strenge und einheitliche soziologische Wissenschaft, aber um so zahlreichere soziologische Theorien und Hypothesen. Dazu kommt noch, daß viele Gelehrte eine besondere Wissenschaft der Soziologie überhaupt nicht anerkennen und sie in Psychologie, Geschichtsphilosophie und politische Oekonomie auflösen wollen. Nun hat die Soziologie zweifellos psychische, geschichtliche und ökonomische Tatsachen zu behandeln, aber ihre spezielle Aufgabe besteht darin, die psychischen, geschichtlichen und ökonomischen Erscheinungen unter eigenartigen „sozialen" Gesichtspunkten zu betrachten. Als Wissenschaft von den Formen und der Entwicklung menschlicher Gemeinschaften hat sie die „Gesellschaften" als Lebensphänomene zu erforschen, und wenn man nach der Methode dieser Untersuchungen fragt, so kann das nur eben dieselbe biologische Methode sein, die allen übrigen Lebenserscheinungen gegenüber angewandt wird. Die Soziologie hängt demnach in erster Linie vom Stand der Biologie ab, und wer die Geschichte dieser Wissenschaft verfolgt, erkennt überall, daß sie aus den Fortschritten der Biologie jeweils die bedeutsamsten Anregungen erhalten hat.

Es ist bemerkenswert, daß die biologischen Soziologen nicht etwa die zergliedernde und entwicklungsgeschichtliche Methode nach Art der exakten Naturforscher auf die menschliche Gemeinschaft angewendet haben, sondern ihr Verfahren war mehr das der biologischen Analogie, der Vergleich der Gesellschaft mit einem Organismus. Nun ist ja das erste und wesentlichste Objekt der Biologie der lebendige Organismus, und es ist wohl zu verstehen, wie der menschliche Geist schon sehr früh darauf verfiel, aus der Erkenntnis der Gesetze und Ursachen im Leben der Organismen ein Verständnis für die Gesetze und Ursachen im Leben der Gesellschaften und der Staaten zu gewinnen. Der Schritt zu dem Satze, daß die Gesellschaft ein Organismus sei, war dann nicht mehr weit. Man führte die Analogieen bis ins einzelne und bis zu den äußersten Konsequenzen durch, oft bis zu unsinnigen und geradezu komisch wirkenden Vergleichen. Manchen schien aber die Absurdität der organischen Ana-

logieen so groß, daß sie diese Richtung überhaupt ablehnten, während andere die Theorie dadurch zu retten versuchten, daß sie die Gesellschaft für eine besondere Art von Organismus, für einen „Ueber-Organismus“ erklärten.

Es sind in der Tat eine ganze Reihe von realen Analogieen zwischen Organismus und Gesellschaft festzustellen, die keineswegs nur zufällig und äußerlich sind, sondern ihre Ursache in den tiefen genetischen Zusammenhängen haben, die zwischen Organismus und Gesellschaft bestehen.

Erstens ist empirisch nachzuweisen, daß die Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung von der Vollkommenheitsstufe der Organismen abhängig ist. Verfolgt man die Stufen des gesellschaftlichen Lebens bis zu den niedrigsten Tierformen, so kann man im allgemeinen zeigen, daß mit dem Fortschritt der organischen Differenzierung die Komplikation der sozialen Beziehungen sich vergrößert, ein ursächliches Verhältnis, das auch bei den Menschenrassen beobachtet werden kann. Denn je begabter eine Rasse ist, um so differenzierter ist der gesellschaftliche Zustand, in welchem sie sich geschichtlich auslebt.

Weiterhin vergleicht man Organismus und Gesellschaft in bezug auf die allgemeinen Lebensvorgänge, die sich in beiden in ähnlicher Weise abspielen. Dabei werden die Zellen mit den Individuen verglichen, die Vorgänge der Arbeitsteilung, Anpassung, Ueber- und Unterordnung, welche zwischen den Zellen und Teilen eines Organismus bestehen, mit ähnlichen Prozessen und Beziehungen in Analogie gebracht. Auch dieser Vergleich ist durchaus zulässig, so lange er sich auf die allgemeinen Regeln der Organisation beschränkt und man nicht darauf verfällt, für jeden Teil und jede Beziehung ein entsprechendes Gegenstück in der Gesellschaft zu finden.

Die methodische Möglichkeit für solche Analogieen liegt darin begründet, daß die Gesellschaft ursprünglich ein Erzeugnis des Organismus ist, so daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn man in den gesellschaftlichen Beziehungen ähnliche Gesetzmäßigkeiten wiederfindet. Diese ältesten genetischen Zusammenhänge von Organismus und Gesellschaft zeigen sich besonders bei jenen niederen biologischen Einheiten, von denen man nicht sagen kann, ob sie als ein einziger Organismus oder als eine Gesellschaftsform anzusehen sind. Der höhere aus Zellen aufgebaute Organismus ist gewissermaßen selbst eine Gesellschaft, ein „Zellenstaat“, wie man gesagt hat. Während aber im Zellenstaat die Lebenselemente räumlich, zeitlich und ursächlich in inniger organischer Berührung bleiben, entsteht die biologische Einheit der Gesellschaft, indem die Lebenselemente organisch voneinander getrennt werden, ohne daß jedoch alle physiologischen Beziehungen aufgehoben werden. Es bildet sich vielmehr ein spezifisches überindividuelles Verhältnis zwischen den Organismen, das den gesellschaftlichen Beziehungen zugrunde liegt. Dieses spezifische Lebensverhältnis zwischen den Individualorganismen ist nichts anderes als die Rasse. Die Rasse als morphologische und genealogische Lebenseinheit der Organismen ist die eigentliche Naturbasis der Gesellschaft. Die Gesellschaft ist demnach ein Entwicklungsprodukt der Rasse, so daß in der Gesell-

schaft nicht nur die Regeln des Organismuslebens, sondern auch des Rasselebens wiederkehren.

Wie aber die Gesellschaft nicht mit dem Organismus, so ist sie auch nicht mit der Rasse identisch. Dies wird am ehesten durch ein Beispiel klar. So können Lebewesen, wie die Amöben, wohl eine Rasse bilden, ohne daß sie auch zugleich ein gesellschaftliches Leben eingehen. Andererseits bedeutet das mechanische Zusammensein von Lebenselementen, wie es etwa durch den äußeren Zwang des Milieus geschieht, an sich noch keine Gesellschaft. Die Gesellschaft entsteht erst da, wo die Lebenselemente durch psychische Beziehungen, und seien sie noch so geringer und vorübergehender Art, zusammengeschart werden. Die Gesellschaft ist demnach die psychische Lebensgemeinschaft der Rasse, in welche auch Elemente anderer Rassen eintreten können, wenn eine Lebensbeziehung zu ihnen möglich ist.

Diese Erwägungen zeigen, daß der geistreich scheinende Gedanke Lilienfelds, der physische Mensch sei ein Produkt der Natur, der geistige Mensch ein Produkt der Gesellschaft, einer doppelten Korrektur bedarf. Bei dem heutigen Stand der natürlichen Entwicklungslehre ist es unstatthaft, die physische und geistige Seite des Menschen, sowie Natur und Gesellschaft als Gegensätze zu betrachten. Denn auch der Geist und die Gesellschaft ist ein Erzeugnis der Natur, aufgefaßt im Sinne der Evolutionstheorie, wie sie von Lamarck, Darwin und Spencer begründet wurde.

Diese Erwägungen beweisen ferner, daß eine Soziologie als Naturwissenschaft nur dann möglich ist, wenn sie auf allgemeinen biologischen Prinzipien begründet wird. Doch ist dabei zu bedenken, daß die Biologie nicht nur die Lehre vom Organismus, sondern auch die Lehre von der Rasse ist, so daß eine allgemeine Soziologie sowohl an die Biologie der Organismen wie der Rassen anknüpfen muß. Sie hat mit der vergleichenden Morphologie und Physiologie zu beginnen, um die organischen Lebenselemente kennen zu lernen, die eine Rasse und ihre Gesellschaft zusammensetzen. Als Phylologie oder Rassenlehre möchte ich die Wissenschaft bezeichnen, die man bisher „Deszendenztheorie" genannt hat, und die sich mit den Vorgängen der Variation, Anpassung, Vererbung, Auslese, Inzucht, Kreuzung, Vervollkommnung und Entartung beschäftigt, also den physiologischen Vorgängen, die sich in und zwischen den Organismen einer Rasse abspielen. Sie hat ferner die vergleichende Entwicklungs-Psychologie zum Ausgang zu nehmen, die Psychologie der Tiere, des Kindes, der Rassen, und zwar alles unter dem Gesichtspunkt, die psychischen Eigenschaften und Kräfte in ihrem sozialen Werden und in ihrem Einfluß auf die soziale Struktur zu verfolgen. Hier eröffnet sich das noch fast unbekannte Feld der Gesellschaftspsychologie, welche nicht mit der Psychologie der Rassen und Völker zu verwechseln ist. Was neuerdings von Wundt z. B. Völkerpsychologie genannt wird, ist in Wirklichkeit eher Gesellschaftspsychologie, während eine wahre Völkerpsychologie nur diejenigen psychischen Vorgänge zum Gegenstand hat, welche aus der eigenartigen Rassen- und Sozialstruktur der Völker als politischen Kulturgemeinschaften sich ergeben.

Obgleich seit dem Erscheinen von Darwins Hauptwerk fast 50 Jahre verflossen sind, hat die soziale Entwicklungs-Psychologie

sehr wenig Nutzen daraus gezogen. Nur die Arbeiten von Baldwin, Groos und Stoll lassen einen erfreulichen Fortschritt erkennen. Nehmen wir z. B. die Psychologie der Tradition, die für die geistige Entwicklung von so hervorragender Bedeutung ist, so sind hier noch nicht einmal Anfänge zu einer Theorie vorhanden, und die sozialpsychologische Durchleuchtung des Nationalgefühls, der Konvention, der Nachahmung, der Autorität, des Klassenbewußtseins usw. ist ein Problem, das bisher kaum formuliert ist.

Da die psychischen Vorgänge des sozialen Lebens ein physiologisches Substrat haben und die seelische Entwicklung an die organische gebunden ist, so müssen die morphologischen und physiologischen Vorgänge in den Organismen und Rassen als die Ursachen für die Veränderungen in der gesellschaftlichen Struktur und geistigen Kultur betrachtet werden. So sind z. B. die Variationen des Gehirns als Grundlage für die Veränderungen in den geistigen Tätigkeiten einer Gesellschaft zu erforschen, ebenso die Vererbungsweise dieser Variationen von einer Generation zur anderen. Der Rasseprozeß ist demnach der Ausgangspunkt des Sozialprozesses und alle Vorgänge im Rasseprozeß ziehen demnach entsprechende Veränderungen im sozialen und geistigen Prozeß nach sich.

Alle diese Erörterungen bewegen sich im Rahmen einer allgemeinen Soziologie, welche ebenso sehr für tierische wie menschliche Gesellschaften Geltung hat. Was die letzteren von den ersteren unterscheidet, beruht auf der spezifischen psychophysischen Ausrüstung des Menschen, die Gegenstand einer naturwissenschaftlichen Anthropologie ist. Und zwar kommt hier einmal die Bedeutung der allgemeinen, dann die der speziellen Rassen-Anthropologie für die Sozialwissenschaft in Betracht.

Ein Merkmal, das die menschlichen Gesellschaften spezifisch von allen tierischen unterscheidet, besteht in den wirtschaftlichen und intellektuellen Beziehungen, welche die Glieder derselben eingehen. Die Erfindung des Werkzeugs und der Sprache ist die Ursache für zahlreiche sachliche, über die Organismen hinausgehende Beziehungen, welche in der Form der Tradition und Konvention die Gesellschaft zur Trägerin eines geistigen Lebens machen und für welche im Tierreich nur Keime und Vorstufen vorhanden sind. Wirtschaft, Sitte, Recht, Mythus, Kunst werden objektive, relativ selbständige Mächte, welche das durch den Naturzwang der Instinkte beherrschte soziale Leben zu einer freien Kulturgemeinschaft erheben. Damit geht der innerste Zusammenhang mit dem physiologischen Rasseprozeß keineswegs verloren. Das biologische Problem der Soziologie wird dadurch nur verwickelter als es bei den tierischen Gesellschaften ist, indem die sozialen Einrichtungen und geistigen Mächte als „Auslesemechanismen“ für Individuen und Familien eine Rückwirkung auf den Rasseprozeß ausüben. Laufen beide Prozesse parallel, wie es bei den tierischen Rassen und Gesellschaften der Fall ist, so ist der Bestand der Rasse gesichert. Infolge der relativen Selbständigkeit des Sozialprozesses können aber Widersprüche auftreten, so daß die natürliche Zuchtwahl gestört wird, welche für den physischen Bestand der Rasse unerläßlich ist. Z. B. treten Widersprüche auf zwischen den Variationen in den Bedürfnissen und Interessen der Individuen und

sozialen Einrichtungen, die einseitig erstarrt sind und keine Aenderungen einzugehen vermögen. Oder es entstehen Mißverhältnisse zwischen der natürlichen Vererbung geistiger Talente und der juristischen Vererbung von wirtschaftlichen Gütern, Vorrechten, Stellungen. Der physiologische und der soziale Prozeß einer Gruppe unterliegt demnach einer fortwährenden, durch Vererbung und Auslese vermittelten Anpassung des einen an den anderen, und zwar sind diese Widersprüche und diese Anpassungen immanente Notwendigkeiten, welche die Entwicklung der Rassen und Gesellschaften beherrschen.

Soziologisch ist von größter Bedeutung in diesem Wechselprozeß der Vorgang der natürlichen Vererbung. Hier stehen sich zwei Schulen gegenüber, von denen die eine die Vererbung „erworbener" Eigenschaften leugnet, die andere aber eine solche annimmt und als Hauptfaktor der organischen Entwicklung betrachtet. Soweit man das Tatsachengebiet überschauen kann, kommt für den Menschen eine Vererbung der Wirkungen des Gebrauchs und Nichtgebrauchs absolut nicht in Betracht. Es ist bisher auch nicht der geringste Beweis dafür erbracht worden, daß die Tätigkeiten des Gehirns und der Gebrauch der Muskel auf den Keim eine spezifische Wirkung ausüben und auf die Nachkommen vervollkommnend einwirken. Die Entscheidung dieser Frage ist soziologisch von großem Werte, da gewisse soziale Vorgänge, wie die Berufstradition und die Kastenbildung einen ganz anderen Verlauf nehmen würden, wenn es eine funktionelle Vererbung im Sinne der Lamarckschen Theorie gäbe. Aber die Erforschung dieser sozialen Einrichtungen weist immer wieder darauf hin, daß der von Lamarck so stark betonte Entwicklungsfaktor anthropologisch nicht die geringste Rolle spielt, sondern daß überall die Auslese der angeborenen und ererbten Keimanlagen entscheidend ist. Denn die Vervollkommnung und Entartung der Menschenrassen würde ein ganz anderes Aussehen bieten, wenn die „erworbenen" Verbesserungen und Verschlechterungen einen erblichen Charakter hätten.

Gerade die historische und soziologische Durchleuchtung des Lebens der Rassen zeigt, daß allein die angeborenen Variationen, ihre Steigerung durch soziale Auslese und Inzucht, und auf der anderen Seite die sogenannte Panmixie, d. h. der Mangel an Auslese und Inzucht, zu erblichen Veränderungen der Rasse führen können.

Das Auftreten von individuellen Variationen in Individuen und Gruppen, die oft beobachtete Tatsache, daß eine Generation ganz neue Bedürfnisse und Begabungen zeigt als die vorangehende, daß eine Epoche in der Geschichte eines Volkes von einer anderen sich wesentlich verschieden zeigt, ist ein Problem, das die historische Anthropologie sich zum besonderen Gegenstand der Erforschung gesetzt hat. Erst neuerdings beginnt die Genealogie, nach den vorbildlichen Untersuchungen von O. Lorentz über Stammbaum und Ahnentafel, die Kontinuität und Diskontinuität des Keimplasmas einer Rasse in diesem Sinne zu untersuchen. Die Verbindung der Soziologie mit der Genealogie hat dann im einzelnen zu erforschen, inwiefern die Auslese-Mechanismen der Familien, Stände und Staaten einen physiologischen Einfluß auf dies Keimplasma der Rasse ausüben, und wie durch sie alte Eigenschaften ausgemerzt oder neue hinzugefügt werden.

Hier eröffnet sich ein Einblick in das innerste Geheimnis des geschichtlichen Lebens der Rassen. Hier entsteht die Frage, ob es immanente periodische Gesetzmäßigkeiten im Ablauf der Rassenentfaltung gibt, ob Perioden der Differenzierung und Variation mit Perioden der Ruhe und Sammlung abwechseln, und wie von ihnen die Blüte und der Verfall einer Kultur abhängen, — eine Frage, die man vorläufig nur aufwerfen, aber noch nicht beantworten kann.

Nun zeigt sich bei einer näheren Betrachtung, daß die Veränderungen im Keimplasma einer Rasse, welche sich durch gesellschaftliche und geistige Bewegungen bemerkbar machen, namentlich durch zwei Faktoren hervorgerufen werden können, durch Milieuwechsel und durch Rassenmischung.

Was die Milieuwirkungen anbetrifft, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die verschiedenen Menschenrassen durch natürliche Auslese im Daseinskampf unter den Milieueinflüssen entstanden sind. Freilich gehörten dazu ungemein lange Zeiträume, gegen welche die kurze Spanne Zeit unserer sozialen Kulturgeschichte geradezu verschwindet. Innerhalb dieser „historischen" Zeit können wir die Rassenmerkmale als konstante ansehen, welche durch das Milieu nicht mehr wesentlich umgeformt werden. In diesem Sinne sind die Rassen Dauertypen. Dies bezieht sich auch auf die geistige Ausrüstung und Veranlagung der Rassen. Hier kann das Milieu nur entfaltend wirken und die Entwicklung der Anlagen anregen und unter günstigen Umständen steigern.

Die wichtigste Ursache für die Veränderungen in den Gesellschaften sind Veränderungen in der Struktur des Keimplasmas durch Rassenmischung, indem ursprünglich verschiedene Rassen vermengt werden, so daß der Sozialprozeß von der Art der Rassenzusammensetzung beherrscht wird. Insofern ist die Rassenanthropologie eine unentbehrliche Hülfswissenschaft der Soziologie. Als solche hat sie zwei Aufgaben zu erfüllen, erstens die Eigenart und Leistungsfähigkeit der einzelnen Rassen aufzudecken und zweitens die inneren Veränderungen infolge von Wanderungen, Eroberungen, Ausrottungen, Inzucht, Kreuzung festzustellen. Freilich wird man von der heutigen Anthropologie vergebens eine befriedigende Beantwortung dieser Fragen fordern, da sie fast ausschließlich im anatomischen Denken befangen ist und erst jetzt anfängt, die Rassenprobleme soziologisch und historisch zu betrachten. Denn die Rassen sind nicht nur in ihrem räumlichen Nebeneinander, sondern auch in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge und ihrem „sozialen Durcheinander" zu erforschen.

Ein bekannter Anthropologe hat den Gedanken ausgesprochen, daß die Kultur das Ergebnis des „Zusammenwirkens der verschiedenen Rassen" gewesen sei. Was heißt aber Zusammenwirken? In einem Organismus kommt der Lebensprozeß durch das Zusammenwirken der verschiedenen Organe und Teile zustande. In einer Fabrik wird ein Werk durch die Kooperation der verschiedenen Abteilungen und Individuen hervorgebracht. Aber das Zusammenwirken in Organismus und Fabrik besteht darin, daß der Anteil an der vollendeten Leistung nach Art und Grad sehr verschieden ist und dieselbe nur durch Ueber- und Unterordnung nach Art und Größe der natürlichen Fähigkeiten möglich wird. Ein Gleiches findet aber auch in der menschlichen Gesellschaft statt, wo den verschiedenen Rassen eine verschiedene

Wertstellung und ein verschiedener Anteil an dem Gesamtergebnis der Kulturleistungen von Natur zugewiesen ist. Eine sozial-anthropologische Analyse der verschiedenen Kulturkreise ergibt nämlich die Tatsache, daß die soziale Schichtung im allgemeinen einer Rassenschichtung entspricht. Natürlich bestehen diese Schichtungen nicht überall scharf abgegrenzt und nicht ohne Uebergänge. Im allgemeinen sind die herrschenden Rassenschichten auch die kulturell überlegenen. Doch kommen auch Ausnahmen vor, wenn eine physisch-kriegerisch überlegene Rasse eine entartete Kulturrasse besiegt. Z. B. haben die Türken, obgleich sie in einem der schönsten Gebiete Europas wohnen, obgleich sie mehr als 400 Jahre im engsten Kontakt mit der abendländischen Civilisation stehen, nichts gelernt und nichts geleistet. Die besten Talente haben sie den arischen Bestandteilen der Balkanhalbinsel, den Griechen und Albanesen, zu verdanken. Aber überall, wo die nordische Rasse und die Germanen als Eroberer aufgetreten sind, haben sie auch den Herd zu einer neuen Kultur gelegt.

Aus diesen Gründen ist es eine unzureichende Theorie, die Gesellschaft und die Klassenbildung aus dem Prinzip der Arbeitsteilung herzuleiten. Die meisten Soziologen fassen dieses Prinzip allzu rationalistisch auf. Denn die Arbeitsteilung ist nicht aus einer zweckmäßigen Ueberlegung der Menschen hervorgegangen, sondern auf Grund von naturwüchsigen physischen und geistigen Unterschieden aus Instinkt und Zwang heraus zustande gekommen. Infolgedessen ist die Arbeitsteilung auch von Anfang an mit einer ungleichen Verteilung von Macht und Genuß verbunden. Kurz: die Oekonomie der Klassen muß durch eine Anthropologie der Klassen ergänzt und begründet werden.

An dieser Stelle möchte ich einige kritische Bemerkungen zu den Ausführungen machen, die der bekannte Soziologe L. F. Ward in seiner sonst lehrreichen Schrift über „Die Soziologie von heute“ hinsichtlich der „anthropologischen Soziologie“ macht. Er schreibt (S. 6): „Es existiert eine besondere Schule, welche ihre Wissenschaft „anthropologische Soziologie“ nennt und die vor allem eine auf physischen und geistigen Eigenschaften basierte Klassifikation der westeuropäischen Rassen anstrebt. Die Resultate, welche von dieser Schule gesammelt werden, sind hochinteressant und wichtig, aber man zieht daraus eine Reihe von Folgerungen, welche einseitig und vielfach falsch sind. Soweit als die Verwertung von Tatsachen in Betracht kommt, ist sie durch das charakterisiert, was ich „Teutonalatrie“ nennen möchte, was um so merkwürdiger ist, als das Haupt dieser Schule ein Franzose ist. Der Gesichtskreis geht kaum über das hinaus, was der gegenwärtige Stand der Dinge zu lehren scheint und ignoriert fast ganz die frühere menschliche Geschichte. Es würde sehr schlimm mit ihr stehen, wenn jemals der Beweis erbracht werden sollte, daß Sokrates, Platon, Aristoteles dunkelhaarig, dunkeläugig und kurzschädelig gewesen sind. Alexander der Große und Julius Cäsar mögen vielleicht überhaupt nicht „blonde Bestien“ gewesen sein, obwohl sie jenen glichen, die von Ammon und Nietzsche verehrt werden, und ist einmal der Beweis dafür erbracht worden, daß Napoleon Bonaparte, der Korse, nicht eher eine Spezies des „homo mediterraneus“ als des „homo europaeus“ war? Sicher ist, daß die Theorie, welche aus den Tatsachen der Anthropo-Soziologie formuliert wird, auf alle früheren Civilisationen, die um

das Mittelmeer, im Tale des Nil und des Euphrat entstanden, nicht anwendbar ist."

Wer die ganze Literatur der anthropologischen Geschichts- und Gesellschaftstheorie kennt, weiß, daß diese „Schule" keineswegs die frühere Geschichte und die Länder außerhalb Westeuropas außer Betracht läßt, daß die Stämme, welche nach Griechenland hellenische Kultur und Sprache brachten, zur nordischen Rasse gehörten, daß Alexander der Große eine „blonde Bestie", Cäsar ein dunkeläugiger Mischling mit nordischer Kopf- und Schädelbildung, Napoleon ein Abkömmling der Germanen mit Zumischung alpinen Rasseblutes gewesen ist. Von dem körperlichen Aussehen Sokrates', Platons und Aristoteles' besitzen wir leider keine literarisch überlieferte Kunde, die anthropologisch verwertbar wäre. Soweit von seiten archäologischer Fachmänner die Büsten dieser Denker als echt oder als wahrscheinlich echt nachgewiesen sind, gehörten Aristoteles und Platon keineswegs zur dunklen kurzschädeligen Rasse, die in Griechenland überhaupt ziemlich selten war, und was Sokrates anbetrifft, so ist aus den körperlichen Beschreibungen und aus den Büsten nur zu erkennen, daß er in seinem Knochenbau ein durch und durch pathologisches (rachitisches) Subjekt gewesen ist.

Zwei Probleme beschließen endlich den Erfahrungskreis der biologischen und anthropologischen Soziologie, die Probleme der genialen Begabung und der Entartung, welche für diejenigen untrennbar verbunden sind, die den physiologischen Haushalt im Leben der Rassenentwicklung als einen gesetzmäßigen Vorgang erkannt haben. Wieviel Uebertreibungen und Einseitigkeiten man auch C. Lombroso mit Recht vorwerfen kann, so haben seine Untersuchungen über die Naturseite des Genies und des Verbrechers doch höchst anregend gewirkt. Er hat sicher recht, daß das Genie im allgemeinen Sinne des Wortes, als das den Durchschnitt überragende Subjekt, nicht etwa nur die Eigentümlichkeit einer bestimmten Menschenrasse ist, sondern daß es seine biologischen Vorstufen hat und bei allen Menschenrassen zu finden ist. Nur treten sie hier in verschiedenem Grade und in verschiedener Art und Menge auf. Daß die Talente aber aufkommen und fortgezüchtet werden, dazu bedarf es bestimmter gesellschaftlicher Auslesebedingungen. Der kriegerische Typus einer Gesellschaft ist viel weniger geeignet, geistige Talente hervorzubringen als der agrarische, und dieser weniger als der industrielle. Denn die Geschichte beweist zur Genüge, daß der städtische und industrielle Gesellschaftszustand die günstigsten Auslese- und Entwicklungsbedingungen für die genialen Begabungen bietet. Damit aber eine Rasse die Entwicklungsstufen der kriegerischen, agrarischen und industriellen Stufen durchläuft, bedarf sie eines bestimmten Begabungsgrades, dessen Entfaltung durch das Milieu gehemmt und befördert, aber nicht geschaffen werden kann. Die Neger haben überhaupt nicht, die Mongolen und Mittelländer nur zum Teil das gesellschaftliche System der Industrie und individuellen Freiheit hervorgebracht. Nur die arische Rasse hat in allen ihren Zweigen (und unter ihnen besonders die germanische) diese sozialen Auslesebedingungen geschaffen und sich dadurch zur höchsten Stufe der Civilisation erhoben.

In dem industriell-individualistischen Gesellschaftssystem kommt es wegen der hoch gesteigerten Differenzierung zu jenem Widerspruch zwischen Rasse- und Kulturprozeß, der an die Stelle der physischen Vererbung und Auslese eine psychische setzt, da die physische Ausrüstung an Selektionswert verliert. Darin liegt die Ursache, daß die genialen Begabungen oft mit physisch minderwertigen und geradezu krankhaften Körperzuständen verbunden sind. Lombroso hat daraus den Schluß gezogen, daß die „Entartung" die Ursache des Genies sei, und Möbius hat diesen Zusammenhang dahin formuliert, daß ohne das „Pathologische" eine höchste Geistesentwicklung nicht möglich sei. Im weitesten Sinne kann man dieser Auffassung wohl insofern zustimmen, als einseitige hohe Begabungen mit korrelativen Defekten sich verbinden, als Schmerzen und Leiden psychische Anreize zur Entwicklung sind und aus ihnen oft die höchsten Leistungen der Seele geboren werden. Aber was die physische Entartung anbetrifft, so scheint dieselbe nur eine wenn auch notwendige Begleiterscheinung jeder geistig hoch differenzierten Gesellschaft und Kultur zu sein.

Wie durch die veränderten Auslesebedingungen einer arbeitsteilig gegliederten Gesellschaft nach oben hin das Genie, so wird nach unten hin die tiefste Stufe der Entartung, der Verbrechertypus gezüchtet, und es können alle atavistischen und gemeinschaftsfeindlichen Instinkte überleben, die in einer urwüchsigen und einer von strengster Naturzüchtung kontrollierten Gesellschaft immer wieder ausgemerzt werden.

Dieser Widerspruch ist ein unauflösbarer. Es ist ein unvermeidliches Naturgesetz der Geschichte, daß die Kultur nur auf Kosten des organischen Lebens hervorgebracht werden kann, daß der Individualismus die Rasse an der Wurzel zerstört und daß alle rationalistischen Ermahnungen gegen diesen Prozeß der Selbstverzehrung ohnmächtig verhallen. Denn die biologische Erforschung der Kulturgesellschaften weist nach, daß das Aussterben der besten Geschlechter und Familien eine immanente Notwendigkeit ist, welcher keine Rasse entfliehen kann, deren Beruf und Schicksal es ist, eine höheres geistiges Leben hervorzubringen.

Geschlecht und Charakter.

Professor Dr. Chr. von Ehrenfels.

Ein nahezu 500 Seiten starkes Buch, durchaus über abstrakte Themata handelnd und doch durchaus packend und interessant, ja stellenweise sogar spannend geschrieben, voll von frappierenden Einfällen und überraschenden Ausblicken, mit Problemstellungen — nein, noch mehr, mit Problemlösungen wie „Die Idee der Menschheit und die Frau als Kupplerin" — „Das Wesen des Weibes und sein Sinn im Universum" — „Amphibolie der Weiblichkeit mit dem Judentum" — „Der Jude als der Gegenpol des Helden" — „Ueberwindung des Judentums ...." u. dgl. — dies Buch verfaßt von einem jungen Manne, der dem Leser in einer bescheidenen Fußnote seine eigene jüdische Abstammung zu wissen macht, und sich, wenige Monate nach

Erscheinen des Werkes, noch nicht 25jährig, in Beethovens Sterbezimmer eine Kugel durch den Kopf jagt — also vor allem und über jeden Zweifel eine sensationelle Erscheinung ersten Ranges! — Sie ist als solche auch von den Tageszeitungen nach Gebühr gewürdigt und — fruktifiziert worden. Einer ernsteren Betrachtung drängt sich diesem Buch- und Menschenschicksal gegenüber zunächst die Frage auf — nicht etwa die Frage, „wie konnte ein Mann, so jung an Jahren, schon all diese Probleme gelöst haben?“ (so zu fragen, wäre eine große Naivität), sondern vielmehr die Frage: — „wie ist es nur zu erklären, daß ein so junger Mann all dies, wovon das Buch handelt, mochte zu wissen glauben?“ — Nicht die Beantwortung dieser Frage selbst, wohl aber einen Beitrag hierzu meine ich liefern zu können, indem ich am wesentlichen Punkte, an der Kernstelle des Werkes, Weiningers Denkungsweise etwas eingehender darzulegen suche[1]).

Die Herzwurzel seiner Weltauffassung stammt aus einem Boden, den jeder gesund, oder — sagen wir — lebenstüchtig Veranlagte als pervers zu kennzeichnen kein Bedenken tragen wird: — aus einem sich sittlich dünkenden, mit dem Impetus physischer Idiosynkrasie auftretenden Widerwillen gegen den normalen Geschlechtsverkehr — recte den Coitus. Dieser Widerwille sitzt dem Autor offenbar tief im Blute — offenbar für den Psychologen, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Dem loyalen Leser freilich, der sich an das Gedruckte hält, stellt sich die Sache so dar, als entspringe dieser Widerwille lediglich moralischer Einsicht, abgeleitet aus einer höchst lauteren, ob auch minder ergiebigen Quelle, dem Kantschen kategorischen Imperativ. Nach Weiningers Deutung verbietet uns dieser Imperativ als schweres moralisches Vergehen jede Handlung, durch welche wir einen anderen Menschen, statt ihn als Endzweck und Eigenwert zu achten, als Mittel zu anderweitigen, egoistischen Zwecken gebrauchen, resp. mißbrauchen. Im Coitus mißbrauche der Mann das Weib zu Lustzwecken, daher sei der Coitus als solcher unmoralisch und verwerflich, ein Uebel, dessen grundsätzliche Bekämpfung kategorische Pflicht und Schuldigkeit. Weininger verfährt logisch und schreckt vor den Konsequenzen dieser Auffassung nicht zurück. Die Menschheit wird aussterben. — Gut — möge sie aussterben, und die Moral ihren Weg gehen! — Als Quelle der Wiederverjüngung der Menschheit erblickt der Autor in dem Coitus nicht nur die Quelle alles Uebels, sondern bald das Uebel, die Sünde als solche — woraus sich dann die ethische Verdammung des Weibes, als der Verführerin von Natur, und die metaphysische Beurteilung seiner Stellung im Universum ergibt. — In der Tat! Kants kategorischer Imperativ, aus dem bisher noch niemandem ein Normalgesetz abzuleiten gelungen, scheint sich fruchtbar zu erweisen; — aber freilich auf Weiningersche Art. Denn angenommen selbst, der Imperativ wäre in solch rigorosem Sinne zu deuten (wogegen Kant wohlweislich selbst vorgebeugt hat, mit der abschwächenden Formulierung, man solle den anderen immer zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel gebrauchen) — so ließe sich daraus wohl die moralische Verwerflichkeit jedes Kaufes, jedes Arbeitsvertrages, jedes Lohnverhältnisses, nicht aber jeder physisch-sexualen Vereinigung

[1]) O. Weininger, Geschlecht und Charakter, Verlag von W. Braumüller, Wien u. Lpz.

herleiten. Denn nur vom allergemeinsten Coitus mit der Prostituierten hat Weiningers Auffassung Gültigkeit. Im Coitus aus Liebe dagegen findet das inbrünstigste Aufgehen im anderen, die Erfassung seines Wesens bis zum völligen Selbstvergessen statt (Tristan zu Isolde: „Tristan du, ich, Isolde ....“). Soviel hätte Weininger doch aus dem hohen Lied der Liebe jenes Künstlers lernen können, den er (und hierin möchte ich ihm allerdings recht geben) unter allen zu höchst stellt. Aber hier stehen wir zugleich vor dem größten Mißverständnis, dem Gipfelpunkt in der Tragikomödie der Weiningerschen Welt- und Menschenausdeutung. Aus der Kunst Richard Wagners glaubt Weininger ebenso wie aus der Kantschen Philosophie seine perverse Moral ableiten zu können. Aber so wenig versteht er seinen Meister, daß er ihn für den Gegenpol einer Richtung ansieht, deren weitestgehende Ausbildung er vielmehr tatsächlich darstellt. Mit einem Anathema auf unsere verjudete Zeit und verjudete Kunst, die erste, welche den Coitus bejaht und angebetet habe (hat Weininger nichts vom Kulte der Cypria gehört, hat er noch keine etruskischen Vasen gesehen? —), beschließt der schnellfertige Philosoph eines der abschließenden Kapitel seines Buches. In Wagner, dem „tiefsten Antisemiten“, verehrt er — neben Michelangelo — den mächtigsten künstlerischen Gestalter des Arischen, Unjüdischen im Menschen. Und dabei vermag er, mit Blindheit geschlagen, nicht zu sehen und zu hören, wie Wagner in der Liebesnacht des „Tristan“, seiner intimsten, unmittelbarsten Schöpfung, mit einer die Grenzen des Möglichen erreichenden Deutlichkeit der Symbolik und mit einer alles je Dagewesene weit überholenden Bestimmtheit und physiologischen Eindringlichkeit des Ausdruckes den Coitus selbst in verklärter Nacktheit auf die Bühne gebracht hat — sogar zweimal — bei den sich wiederholenden Worten der Brangäne: „Habet acht! — Habet acht!“ Von Michelangelos „Leda mit dem Schwan“ scheint Weininger nichts gewußt zu haben, — oder hat er auch diese künstlerische Verherrlichung des Coitus so gründlich mißdeutet, wie „Tristan und Isolde“? — „Ein Liebespaar, das .... in den Tod geht, statt ins Brautbett ....“ — Fürwahr, man möchte hell auflachen, hätte einem der jugendliche Autor nicht durch den Lärm seines letzten Knalleffektes die Laune so gründlich verdorben. Eine Tragikomödie, wie sie erbarmungswürdiger kaum gedacht werden kann.

Oder sollte hinter der Tragikomödie sich doch eine wirkliche Tragödie verbergen? — Sollte es dem Verfasser des anspruchsvollen Werkes wenige Monate nach dessen Eintritt in die Oeffentlichkeit doch klar geworden sein, daß er von jenem Element, welches er das „Judentum“ nennt, nicht loskommen könne — daß sein Werk so recht das Prototyp aller von ihm selbst als „jüdisch“ verurteilten Untugenden in sich vereinige: — Oberflächlichkeit, Unfrömmigkeit, Frivolität, Frechheit, Reklamesucht? — Ist am Ende gar die letzte Tat aus dieser Erkenntnis zu erklären? — Vielleicht vermögen die persönlichen Freunde des früh Dahingegangenen hierüber Aufschluß zu erteilen. Ich muß mich damit bescheiden, einige Beiträge zur Beantwortung der eingangs aufgeworfenen Frage vorgebracht zu haben: — „Wie ist es zu erklären, daß ein so junger Mann all dies in dem Buch Behandelte mochte zu wissen glauben?“

Uebrigens muß zum Schluß darauf hingewiesen werden, daß man aus bloßer Untugend keine Tempel baut, und wären sie auch noch so hinfällig und falschen Götzen geweiht. Etwas von einem beabsichtigten Tempel- oder Kirchenbau, das Streben nach einer einheitlichen Weltauffassung, die Sehnsucht nach einer Religion aber kommt immerhin in Weiningers Werke zum Ausdruck; namentlich in der anerkennenswerten Energie und logischen Konsequenz, mit der er seine Leitsätze festhält und zu Ende denkt. Freilich ist es hier durchaus beim Wollen geblieben, und was er an Positivem zu bieten vermag, ist ein abschreckendes Zerrbild des Ersehnten. Dagegen bekunden sich glänzende Geistesgaben in einzelnen Konzeptionen und Aperçus. Und unter den vielen blendenden Einfällen, welche das Buch uns mitteilt, kann man — besonders auf dem Gebiete der Psychologie der Sexualität und des Judentums — auch so manches Richtige, ja vielleicht sogar einiges Selbsterschaute finden.

Rassen und Herkunft des russischen Volkes.

(Entwurf einer anthropologischen Geschichte Osteuropas.)

Dr. Richard Weinberg.

Ein bekannter Staatsmann unserer Zeit, der jetzt nicht mehr lebt, hat die Bemerkung gemacht, daß die führenden europäischen Nationen einer Auffrischung und Aufbesserung ihrer Säfte bedürfen, um stark zu bleiben und in ihrer wachsenden Machtstellung sich zu behaupten. Der Gedanke läßt sich biologisch begründen. Denn so schädlich in besonderen Fällen eine Einschaltung allophyler Rassenäquivalente auf die organische Beanlagung und das Leistungsvermögen eines Volkes zurückwirken mag, so wenig begünstigt die geschichtliche Erfahrung im allgemeinen den Trieb zu voller Abgeschlossenheit, die Neigung zur Entmischung, so fruchtbar wird unter allen Umständen eine glückliche Blutmischung für Entwicklung und Gestaltungskraft der organischen Elemente, die in ihrer Gesamtheit dem Begriff der Rasse entsprechen. Blut ist ja ein besonderer Saft. Die Erfahrungen der Pflanzen- und Tierzüchter sprechen eine laute Sprache. Und wenn wir an der Anwendbarkeit experimenteller Ergebnisse auf den Menschen dennoch Zweifel hegen, dann ist es nützlich, die anthropologische Geschichte Rußlands, die zur Beurteilung des Problems reiches Material birgt, sich in Erinnerung zu bringen.

Die Bevölkerung des Zarenreiches ist, gleich der Oesterreichs, Italiens, Frankreichs, weitaus nicht aus einer Rasse im Sinne eines primär-einheitlichen anthropologischen Typus hervorgewachsen. Selbst wo sie unter den Begriff des eigentlichen Slawentums fällt, hat sie — das bezeugt ihre Entwicklungsgeschichte — mindestens mehrere Typen oder Varietäten zur Grundlage, die lange, ehe es ein russisches Volk im heutigen Sinne gab, rassenbiologisch wirksam wurden und noch jetzt fortwirken. Die allgemeinen Gestaltungskräfte waren überall die gleichen; allein die Bedingungen ihrer Entfaltung im

physikalischen und historischen Milieu, die nicht entscheidend, wohl aber modifizierend auf das Endergebnis zurückwirken, wechselten in Zeit und Raum, und vor allem bot das biologische Material, an dem der Rasseprozeß sich vollzog, Verschiedenheiten und Abstufungen dar, die in einer reichen Gliederung sich ausprägen mußten. Die vorläufige Frucht des rassebildenden Geschehens ist schon jetzt zu ermessen, denn sie verkörperte sich in dem Bilde, das uns die unmittelbare anthropologische Analyse entrollt. Soweit sie als „slawisch“ erscheint — und mit diesem Element hat es ja die politische Bevölkerungsgeschichte hier in erster Linie zu tun — läßt die auf 80 Millionen zu schätzende Menschheitsmasse des Ostkontinents den sogen. Homo europaeus im Sinne von Linné und Lapouge noch jetzt in weitester Verbreitung, wenn auch vielfach im Zustande der Variation, hervortreten, jenen Typus also, wie er weiter westlich, unter den übrigen Slawen, vor allem aber innerhalb der Germanen als historisch wesentliches Element sich darstellt. Ihm gesellt sich eine dunkelpigmentierte, kleinwüchsige, breitgesichtige Abart mit den sonstigen Merkmalen des Homo brachycephalus, die, ohne eigentlich typisch zu sein, dennoch einen großen Raum beherrscht. Und nicht zuletzt kommt im anthropologischen Bilde Rußlands die Körperlichkeit der alpinen Varietät zur Geltung, die wir an dem dunklen rundköpfigen Europäer gut kennen und die in Mitteleuropa früh Bedeutung gewann. Aeltere, „prähistorische“ Rassen, Vorläufer der jetzt verbreiteten, haben ebenfalls Einfluß geübt und anatomisch wohl erkennbare Spuren zurückgelassen, ganz abgesehen von Erscheinungen, die unzweifelhaft auf Berührung mit dem Mittelmeerstamme hindeuten, aber bisher kaum beachtet wurden.

Was ist im Laufe der Jahrtausende aus einem so ungleichartigen Material geworden, aus dem das heutige „russische“ Volk sich hervorbildete?

Die Kopfform ist — nach rund 7000 Messungen, die mir vorliegen — durchweg eine brachycephale, doch treten in manchen Gegenden (Kijew, Černigow, Tula, Transbaikalien) stärker gerundete Formen, in anderen (Wolhynien, Minsk, Smolensk, sodann im Osten und Südosten) schmälere Typen hervor, ohne daß der durchschnittliche Index indes irgendwo unter 80 herabsinkt. Auch reine Dolichocephalie ist vorhanden, in einigen südwestlichen Bezirken, wie in Minsk, bis zu 20—23 pCt. mit einem Kopfindex unter 75 und einem entsprechend noch etwas kleinern Schädelindex; in rein großrussischem Gebiet ist die Anzahl der Dolichocephalen mit durchschnittlich 13 pCt. etwas geringer; in den südlicheren Provinzen (Kijew, Poltawa, Charkow) erscheinen manche Stellen arm (1—5 pCt.), andere merklich reicher (bis zu 20 pCt.) an dolichocephalem Element. Aehnliche Verschiedenheiten weist die Verbreitung der reinen Brachycephalie auf, denn in Kijew und Twer finden wir davon 90 pCt., ja 100 pCt., im Südwestgebiet, in Jaroßlaw, Poltawa, Wolhynien geht ihre Zahl auf 70, 60, 50 pCt. und noch mehr herab. Im Lande der Großrussen sind die eigentlichen Mesocephalen mit Index zwischen 80 und 77 verhältnismäßig stark vertreten und im Herzen von Europäisch-Rußland, im Rjäsanschen, entspricht nahezu $^1/_3$ der slawischen Gesamtbevölkerung diesem Typus.

Eigentümlich ist auch das Verhalten der Pigmentierungen unter den 38000 Aufnahmen, die hierfür verwertet werden können. Die großrussische Bevölkerungszone zeigt starkes Hervortreten der hellen Nuancen am Auge, im Zentrum und Nordwestgebiet bis zu 80 pCt.; stellenweise häuft sich auffallend viel reines Blau, das in Tambow 32 pCt., in Sibirien sogar 88 pCt. erreicht, während in Kernrußland (Rjäsan, Moskau) die Zahl der Blauäugigen kaum 5 pCt. übersteigt. Ausgesprochen helläugig ist der Südwesten, wo höchstens $^1/_4$ dunkle Iriden auftreten. Im Süden umfaßt der helle Typus bis zu 40 pCt. der Bevölkerung. Doch erscheint das Haar überall stärker als das Auge zur Pigmentaufnahme geneigt, denn in den zentralen Gouvernements (Jaroßlaw, Moskau) ist reichlich die Hälfte, in Sibirien volle 80 pCt. brünett, und besonders fällt es auf, daß die überwiegend helläugigen Weißrussen so reich (im Minskschen bis zu 60 pCt.) an dunkelhaarigen Elementen sind. Es besteht offenbar kein Parallelismus in der Verteilung des Pigments auf Haar und Iris.

Und was schließlich die Körpergröße betrifft, so ist aus den reichlich 90000 Messungen, die bisher an der slawischen Bevölkerung Rußlands vorgenommen und mitgeteilt wurden, so viel im allgemeinen zu ersehen, daß in den zentraleren Gebieten des Reiches, namentlich in Moskau, Wladimir, Kostroma, Jaroßlaw fast gleich viel Individuen unter wie über 165 cm verbreitet sind. Nach Süden hin fällt die Zahl der Kleinwüchsigen auf 45 pCt., und noch mehr ist das der Fall im Südwesten, im Weißrussengebiet, wo nur $^1/_3$ der Bevölkerung zu kleinem Wuchs Neigung hat. Die ausgesprochen großen Individuen von über 170 cm bilden in Kleinrußland mehr als $^1/_4$ der Bevölkerung, doch gehören auch im zentralen, sowie im Südwestgebiet immer noch reichlich $^1/_5$ der männlichen Bevölkerung der Kategorie des hohen Wuchses an. Am wenigsten eigentlich kleine Leute (unter 160 cm) finden sich unter den Weißrussen ($^1/_{10}$ aller Gemessenen), sowie in der Ukraine ($^1/_7$ aller Gemessenen), verhältnismäßig am zahlreichsten ($^1/_5$) sind sie bei den Großrussen[1]).

Genug, es ergibt sich aus der anthropologischen Analyse praktisch sofort das eine mit Sicherheit, daß an der rassenanatomischen Ausgestaltung des russischen Volkes mindestens eine Reihe morphologischer Typen und Varietäten wirksam waren. Es fragt sich nun, und das ist Aufgabe der historischen Anthropologie, zu ermitteln, wo und wann, unter welchen besonderen Umständen hat das Aufeinanderwirken, der Austausch, die Verschmelzung der anatomischen Charaktere sich vollzogen, was war das Ursprüngliche, was trat hinzu, was erhielt sich und was ward ausgemerzt oder unterdrückt in dem langen Rasseprozeß, der das Bild des heutigen Russenvolkes aus sich hervorgehen ließ? Welches sind die natürlichen Ursachen jener Ausgestaltung und welches die ethnischen Zusammenhänge und Entwicklungen, die mit

---

[1]) Das Rohmaterial, worauf diese Ableitungen basieren, ist von mir zusammengestellt auf Grund der Untersuchungen von Anutschin, Czepurkowski, Dementjew, Eichholz, Erismann, Jantschuk, Iwanowski, Kraßnow, Pantjuchow, Prochorow, Seeland, Tarenecki, Wilga, Worobjow, Zograf, Roshdestwenski, Talko-Hryncewicz. Ich war dabei bemüht, aus dem weit verzweigten, zum Teil recht schwer zugänglichen Urmaterial nur das zu entnehmen und für die vorliegende Aufgabe zu bearbeiten, was als nach einheitlichem Gesichtspunkt gewonnen sich nachweisen ließ.

Notwendigkeit jene auffallende Rassenzusammensetzung herbeiführten, die uns die Bevölkerung des Ostkontinents gegenwärtig darbietet?

Man gebe sich keine Mühe, aus dürren Zahlen das Wesen organischer Komplexe, ihrer Kerne und Triebe herauszurechnen. Die biologische Geschichte arbeitet nicht mit Zahlenreihen und Mittelwerten, wohl aber vollzieht sie sich auf dem Boden lebendiger Kräfte, Eigenschaften und Anlagen, die nach den Gesetzen der Vererbung fortwirken und die in ihrer Anpassung an den Wechsel physikalisch-chemischer Bedingungen entscheidend werden im Lebenskampf organischer Formen, Tiervarietäten, Bevölkerungsmassen. Die anthropologische Geschichte des russischen Stammes soll uns den Schlüssel bieten zum Verständnis seines natürlichen Entwicklungsganges. Sie erstreckt sich zeitlich über Epochen, die jeder annähernden chronologischen Bestimmung sich entziehen, und weist uns räumlich auf Gebiete, mit denen der Zusammenhang längst verloren ging. Sie zeigt uns, wie unter Einfluß besonderer historisch-biologischer Verhältnisse in der osteuropäischen Ebene ein ihr ursprünglich fremder Zweig der slawischen Völkerfamilie sich zu dem entwickelte, was jetzt als „russisches" Volk erscheint. Die Ostslawen wurden hier vermöge eines eigentümlichen Rasseprozesses, den wir zu verfolgen haben, zum russischen Volksstamm. Seine ethnischen Wurzeln liegen also, soweit sie slawisch sind, außerhalb der großen Ostebene, können demnach hier, wo die Ostslawen als Fremdlinge erscheinen und spät in der Geschichte auftreten, nicht gesucht und rassenanatomisch bestimmt werden[1]).

Wo finden sich diese Wurzeln? Woher kamen die Ostslawen ins Land?

Der Annalist kennt nicht die Urheimat der Ostslawen, weiß auch nicht, wann sie an den Grenzen Osteuropas auftauchten. Er, der als Panslawist die Slawen immer als einheitliche Masse zu behandeln sucht[2]), trifft sie zuerst am Donauunterlauf, im „ungarischen und bulgarischen" Lande, zum Teil bereits als Angehörige des dakischen Reiches, von wo sie der wachsende Druck der Römer („Wolchen") zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. nordostwärts verschob. Nach Ansicht des Annalisten rückten sie dann direkt an das Dnjeprbassin und seine nördliche Umgebung. In Wirklichkeit ging das nicht so schnell. Eine wichtige Etappe, die anthropologisch hervorragende Bedeutung gewann, hielt die Ostslawen auf, ehe sie ihre späteren Sitze erreichten. Das ist das Karpathengebiet. Von Jordanes, der (selbst ein Barbar von Geburt) die Verhältnisse der Barbarenwelt jener Zeit gut kannte, erfahren wir direkt, daß in dem damaligen Skythien die Veneter (die als Σκλάβοι in griechisch-byzantinischen

[1]) Noch weniger Sinn hat es, den „Urslawen" und seinen Typus im Bereiche der russischen Ebenen zu suchen. Außerdem braucht die slawische Wurzel des russischen Volksstammes nicht notwendig die panslawische zu sein, wenn beide auch, wie wir sehen werden, zunächst auf das Donau-Karpathengebiet zurückgehen und dort wahrscheinlich zusammenstoßen.

[2]) Zur Begründung der rein historischen Vorgänge stütze ich mich v. a. auf die Autorität von Wassili Kljucewski, des ausgezeichneten Lehrers und Forschers, dessen meisterhafter und von tiefem Verständnis naturgemäßer Geschichtsentwicklung durchdrungener Darstellung ich in den anthropologisch in Betrachtung kommenden Gesichtspunkten hier zu folgen bemüht bin.

Quellen zuerst im 5. Jahrhundert auftauchen) an den Nordabhängen eines hohen Gebirges, aus dem die Weichsel hervortritt, in großen Massen saßen (ab ortu Vistulae fluminis per immensa spatia Venetharum natio populosa consedit), und zwar die Σκλαβῖνοι (Sklaven) nördlich der Weichsel und in dem sumpfig-waldigen Gelände ostwärts „usque ad Danastrum“, die Anten, als ihr mächtigster Stamm, längs dem Schwarzmeerufer zwischen Dnjepr und Dnjestr. Hier fand und unterwarf sie im 3. Jahrhundert der Gotenführer Hermanarich, doch scheint ihnen die gotische Herrschaft nicht geschadet zu haben, denn im 6. Jahrhundert, ja schon viel früher, bedrohen sie ernstlich das oströmische Reich, qui nunc peccatis nostris ubique desaeviunt, wie Jordanes klagt. Der russische Annalist weiß nichts von Hermanarich, noch auch von der Hunnenflut, die sein Reich überschwemmte, wohl aber erinnert er sich noch aus jener Zeit der fern von Kijew lebenden Duleben, und von dem arabischen Geographen Massudi erfahren wir ausdrücklich, daß dies jene am westlichen Bug wohnenden Valinana oder Wolhynier waren, die damals an der Spitze der verbündeten Ost- oder Karpathenslawen standen und die den avarischen Ansturm im 6. bis 7. Jahrhundert in seiner ganzen Schwere erfahren mußten.

Von jener gewaltigen Wasserscheide der karpathischen Abhänge und Vorgebirge nun, die der obern Weichsel, dem Bugsystem, dem Dnjestr und zum Teil noch der Pripet Ursprung gibt, vollzog sich seit dem 7. Jahrhundert die Besiedelung der Ebenen durch die Ostslawen. Man versteht, warum sie, die der Kaiser Maurikios damals noch als echte Räuber kannte, seitdem, wenigstens bis zum 9. Jahrhundert, die Grenzen des römischen Reiches nicht beunruhigten; sie waren aus dem Donau-Karpathengebiet, das ihnen 500 Jahre lang als Heimat gedient hatte, ostwärts abgezogen, und zwar gleichzeitig und wohl auch in ursächlichem Zusammenhang mit der Ankunft der Avaren. Unter allen Umständen ist von nun an eine zweifellose Trennung zwischen Ost- und Westslawen vorhanden, die im Karpathengebiet — das ist wohl zu beachten — noch wie in einem gemeinschaftlichen Nest zusammensaßen. Der Raum, den die von den Hunnen im 5. bis 6. Jahrhundert in die römischen Provinzen geworfenen Germanenstämme freiließen, ward in Ost- und Mitteleuropa von Slawen ausgefüllt, als sie vor den Avaren zurückwichen; es entstand das Reich der Čechen, Bolgaren, Chorwaten. Die Ostslawen rückten in Gebiete, die unmittelbar vor ihnen Goten inne hatten, und kamen hier unter neue Bedingungen, die auf ihre endgültige ethnographische und Stammesdifferenzierung entscheidenden Einfluß übten.

Die Besiedelung der Ebenen östlich vom Dnjepr durch die karpathischen Ostslawen ging vor allem entlang dem Dnjepr und Don, eine Gegend, die Jordanes terra vastissima, silvis consita, paludibus dubia nennt, also ein mächtiger Wald, an dessen südlichstem Abhang später Kijew erstand. Der Dnjepr mit seinem System war die Hauptstraße, auf der die ankommenden Slawen sich nach allen Richtungen ausbreiteten und an entwaldeten Stellen in den Archäologen so wohlbekannten Gorodischtschen oder Einzelhöfen sich befestigten. Bezeichnend für den Vorgang ist sein langsames Fortschreiten, denn die Ausbreitung zieht sich über das ganze 8. und den größten Teil

des 9. Jahrhunderts hin. Was bei der allmählichen Besiedelung des Landes zu Stämmen sich gliederte, trug noch ganz geographischen Charakter, war rein topisch, nirgends ethnisch begründet. Die Poljänen und Drewljänen um das spätere Kijew, die Ssewerjänen und Wjätitschen im mittleren Dnjeprgebiet, denen westlich und nordwestlich die Dregowitschen sich anschlossen, ferner die Kriwitschen und Radimitschen am Dnjeproberlauf, endlich die Ilmenslawen hoch oben um das bald entstehende Nowgorod, sie alle, die noch keinerlei ethnische Differenzierung boten, entbehren einer besondern anthropologischen Bedeutung, wohl aber geht aus ihrer Verteilung hervor, daß Slawen vom Dnjeprbassin schon früh weit nordwärts und nordwestwärts vordrangen. Wo der Vorstoß begann, das lehrt die chorographische Nomenklatur, denn die Verhältnisse der Ortsnamen lassen, wie wir sehen werden, unzweifelhaft ein rein slawisches Zentrum im Bereich des Weichseloberlaufes, des Dnjestr und der Pripet zur Darstellung bringen, wo nur Slawen saßen und von wo aus nichtslawisches (finnisches, türkisches) Gebiet kolonisiert wurde. Wichtiger als ihre topische Gliederung sind die ethnischen Berührungen der Ostslawen in dem neuen Lande. Die Nowgoroder Slawen, die Kriwitschen, Wjätitschen stießen schon früh vor allem auf Finnenstämme, die südlicheren Slawen besiedelten am Dnjepr und jenseits von ihm Gegenden, wo mongolisch-tatarische Völker saßen. In vorslawischer Zeit, lange vor Christi Geburt, hatten die Griechen das Nordufer des Pontus euxinus kolonisiert, wo sie durch das Dnjepr-Wolchow-System Bernstein von der Ostsee, dem warjägischen Meer des Chronisten, bezogen. Von der Wolga her kamen den von Westen vordringenden Slawen die asiatischen Chasaren entgegen, die unter starkem arabisch-jüdischen Einfluß stehend (die chasarischen Dynastien waren durchweg judaisiert) die der Steppe angrenzenden Ostslawenstämme (Poljänen, Ssewerjänen, Wjätitschen) mühelos, da die Vorteile der Verbindung mit einem handelskundigen Stamm beiderseitig waren, unterwarfen. Im 9. Jahrhundert fallen von Osten her Pečenjegen und Torken den Chasaren, deren Herrschaft bereits zurückging, in den Rücken, und gleichzeitig kommen Horden der schwarzen Bolgaren in das Don-Dnjeprgebiet.

Die schwere Not dieser Völkerstürme zwang die Ostslawen zu engerem Zusammenschluß. Und daran knüpft sich eines der einschneidendsten Momente in der anthropologischen Geschichte Rußlands: der warjägische Einfluß.

„Warjäger“ ist dem russischen Chronisten die Gesamtheit germanischer Stämme in Nordeuropa am Warjägischen Meer, Goten, Norweger, Schweden, Anglen. Die eigentliche Bedeutung des Namens, der vielleicht schwedischen Ursprungs (vaering = varing) ist, bleibt unklar, doch ist gewiß, daß normannische kaiserliche Leibwächter zu Byzanz im 9. Jahrhundert dort *βάραγγοι* hießen. Die ostslawischen Städte waren von Warjägern, die zuerst, und zwar in entlegener, noch vorslawischer Zeit als Piraten von Norwegen und Dänemark Osteuropa aufsuchten, späterhin als angenommene Söldlinge ins Land kamen, schon vor dem 9. Jahrhundert dicht besiedelt. Die Chronik besagt ausdrücklich, daß die Nowgoroder zuerst Slawen waren, dann aber Warjäger wurden, sich warjägisierten. Der Warjäger Askold fand in

Kijew ganze Legionen dort angesiedelter Landsleute, die ausreichten, um Byzanz mit Erfolg anzugreifen, wie der Patriarch Photius als Augenzeuge bestätigt, sie waren also schon lange vor Rjurik, in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, im Lande weit verbreitet. „Russen" und „Warjäger" waren damals identische Begriffe, die man von dem des Slawentums wohl unterschied. Unter den Slawen jener Zeit hatte der Warjägerrusse offenbar einen schweren Stand, denn wir erfahren aus der Bertinschen Chronik, daß Gesandte vom Lande „Ruß", die 839 nach Konstantinopel gekommen waren, bei ihrer Heimreise aus Furcht vor den wilden Barbaren der Dnjeprgegend den Umweg über den Hof Ludwigs des Frommen machten, wo sie bei näherem Zusehen als Sveonen = Schweden sich erwiesen. Deutsche Söldlinge des Polenkönigs Boleslaw berichteten um 1018 dem Bischof von Merseburg, das Volk von Kijew bestehe vorwiegend aus weißen Sklaven und „ex velocibus danis", die sie als ihre eigenen Stammesgenossen doch gut kennen mußten. Daß von der skandinavischen Halbinsel schon sehr früh Züge nach dem „Lande der Städte", als das Rußland gemeint ist, unternommen wurden, weiß die nordische Saga. Die Namen der ersten russischen Warjägerfürsten: Rjurik = Hrörek, Truwor = Thorwardr, Oleg = Helgi, Olga = Helga = *Ἔλγα*, Igor = Ingvarr, Askold = Höskuldr, Dir = Dyri, Wladimir = Waldemar, Frelaf = Frilleifr, Swjenald = Sveinaldr, sowie die ihres Gefolges sind sämtlich skandinavischen Ursprungs, wie sie auch in den Sagas auftreten.

Die Warjäger nun bereiteten der Herrschaft der Chasaren in Kijew ein Ende. Gegen Mitte des 9. Jahrhunderts finden wir bereits die ostslawischen Stämme in Städten und befestigten Siedelungen konzentriert: Nowgorod, Polotzk, Smolensk, Černigow, Perejaßlaw, Kijew. Dort entstanden auch die ersten warjägischen Fürstentümer, als die Koninger und Vikinger der warjägischen Söldlinge sich zu Herrschern aufwarfen. Rjurik in Nowgorod, Ssineus am Weißen See, Thorwardr in Isborsk, Askold in Kijew, Rogwolod in Polotzk, Tur an der Pripet. Doch erscheint die berühmte Legende von der „Berufung" warjägischer Oberhäupter bei nüchterner Betrachtung in ein stark idyllisches Gewand gehüllt. In Wirklichkeit kamen die Vikinger anfangs als bezahlte Söldlinge zum Schutz der Bevölkerung ins Land. Aber sowie sie ihre Kraft fühlten, rissen sie — nicht immer mit Erfolg — die Herrschaft an sich. Ganz wie es damals die skandinavischen und dänischen Piraten in Frankreich, in Schottland, im übrigen Westen machten. Als um Mitte des 9. Jahrhunderts die Nordslawen, die in der Nähe des Baltischen Meeres und weiter ostwärts mit den Finnen zusammenlebten, sich der baltischen Warjäger, die via Finnischer Meerbusen-Wolchow-Ilmensee hierherkamen, nicht mehr erwehren konnten, riefen sie zum Schutz deren Landsleute herbei, die sich „Ruß" nannten[1]), und diese wurden alsbald aus bloßen

[1]) Ursprünglich glaubte man „Ruß" aus dem schwedisch-upländischen „Roslagen" vom altnordischen „rodhr" = Ruder ableiten zu können. Die Finnen sollten daraus Ruotsi und Ruossi, die Slawen späterhin Russi gemacht haben. Diese Etymologie (E. Kunik, Die Berufung der schwedischen Rodsen durch die Finnen und Slawen. St. Petersburg, 1844) ist aufgegeben worden. Mit dem gotischen „Hreidgotar", ursprünglich Hrôthigutans = Heldengoten, hat man ebenfalls das Wort in Zusammenhang gebracht, und selbst die gewiß fernliegende Aehnlichkeit

Söldlingen zu Herrschern. Ihre Herrschaft gründete sich aber nicht auf dem Prinzip des freiwillig zugestandenen Rechts, sondern auf dem der Gewalt, dem Recht des Stärkeren. Bevor er nach Nowgorod ging, befestigte sich Rjurik auf alle Fälle in Ladoga: eine vorsichtige Rückendeckung, die er im Falle einer wirklichen Berufung nicht nötig gehabt hätte. Immerhin war der Warjäger hier nicht der Pirat, wie der Normanne in Westeuropa, sondern er erscheint v. a. als bewaffneter Kaufmann[1]), der auf Gewinn auszog und um festen Sold die slawischen Handelskarawanen konvoyierte.

Da die große griechisch-warjägische Handelsstraße des Dnjepr-Wolchow-Dwinasystems ihr beherrschendes Zentrum in Kijew hatte[2]), das den Schlüssel zu den reichen südlichen Absatzplätzen bildete, gravitierte naturgemäß das ganze ausgesprochen kaufmännische Warjägertum nach Kijew, und damit im Zusammenhang entstand aus jenen einzelnen warjägischen Fürstentümern, die über das weite Gebiet zwischen Baltikum und Schwarzmeer zerstreut waren, um Ende des 9. Jahrhunderts durch zum Teil erzwungenen Zusammenschluß das Großfürstentum Kijew. Es war dies die erste Form eines russischen Staats, das die großenteils bereits russifizierten Ostslawen zum erstenmal auf russischem Boden politisch einigte. Von Kijew aus hielten die Vikinger, die mit bewaffneter Hand das Land beschützten, die sämtlichen slawischen und mit ihnen auch die finnischen Volksstämme in ihrer Gewalt. „Ruß" (*Ῥῶς*) war damals Inbegriff des warjägischen Fürsten und seines Kriegsgefolges („drushina"), das wohl hauptsächlich noch aus warjägischen Elementen sich zusammensetzte und jedenfalls die sozial herrschende Klasse in der gemischtrassigen Bevölkerung bildete[3]). „Ruß" und „Slawen" war nicht ein und dasselbe. Von den „eingeborenen" Slawen, als welche sie in den Augen der Vikinger erscheinen mußten, war „Ruß" zuerst durch die Rasse verschieden, später, als die Russen sich slawisierten, durch Standesunterschiede, sozial also. Der Jude Ibrahim, ein mit den damaligen Verhältnissen gut vertrauter Zeitgenosse der warjägischen Fürsten, bezeugt, daß die nordischen Stämme, darunter auch das Volk „Ruß", sich unmittelbar mit den Slawen vermischten und selbst die Sprache derjenigen annahmen, unter denen sie lebten.

Ethnisch umfaßte schließlich um Mitte des 11. Jahrhunderts das Kijewsche Reich 1. die sämtlichen Ostslawen, und 2. die Finnen, also die baltischen Tschuden, wie sie der Chronist nennt, dann die Wessen am Weißen See, die Rostowschen Merjänen, die Muroma an der Oka und Wolga. Es war also, nimmt man die vielen Warjäger hinzu, eine buntrassige Bevölkerung, die nur erst mechanisch vereinigt erschien. Ein russisches Volk im heutigen Sinn gab es damals noch nicht, es waren nur die ethnischen Elemente, sozusagen das anthropo-

mit den sarmatischen Roxolanen (s. u.) ist in dieser Hinsicht nicht unbeachtet geblieben. Die Sache ist also ganz dunkel.

[1]) Bis auf den heutigen Tag ist „Warjag" im Volksdialekt der Kleinhändler, bezeichnet „warjägern" (warjäshit) das Geschäft des Wanderkaufmanns.

[2]) Der Warjäger Kij hatte offenbar viel politischen Weitblick, als er diese Stelle zur Gründung der Stadt Kijew ausersah.

[3]) Doch wurden zur Landesverteidigung auch Slawen und Finnen zugelassen und angeworben, größtenteils aber anscheinend auf neubefestigte Plätze vorgeschoben.

logische Rohmaterial dazu vorhanden. „Ruß“ von damals = Warjäger, und „Ruß“ von heute = russisches Volk, sind eben nicht identisch. Innerhalb der Drushina, also der kriegerischen und tatsächlich regierenden Kaste, die aber mit der Erfahrung der geborenen Seeleute, aus denen sie ja bestand, zugleich offenbar auch den ganzen Großhandel leitete und vermittelte und im allgemeinen „Ruß“ hieß, ist das warjägische Rassenelement im Kijewschen Reich weitaus vorherrschend und zwar nicht nur von vorneherein, sondern nachgewiesenermaßen noch weit bis ins 11. Jahrhundert hinein. Die jüngere Drushina behielt für lange Zeit den skandinavischen Namen „Grid“ bei, bildete also das Hofgesinde. Es läßt sich aber dokumentarisch feststellen, daß die russisch-slawische Gesellschaft des 11. Jahrhunderts gewohnt war, auch den Bojaren, also die höhere Kriegerkaste, unbedingt als Warjäger sich vorzustellen. Unter 25 Gesandten, die Igor 945 nach Byzanz schickte und die dort als „vom russischen Stamm“ akkreditiert waren, findet man keinen einzigen slawischen, sondern lauter warjägische Namen. Ebenso war die Kaufmannschaft zu jener Zeit noch lange keine slawisch-russische im heutigen Sinn; denn von den 25 bis 26 Kaufleuten, die jene Handelsgesandtschaft begleiteten, lassen sich dem Namen nach höchstens 1 bis 2 Slawen nachweisen.

„Ruß“, wiederhole ich, ist also ursprünglich Rassenbezeichnung, bedeutet den Stamm, aus dem die warjägischen Fürstengeschlechter und ihr mitgebrachtes Kriegsgefolge herkamen. Späterhin, im Verlaufe der fortschreitenden Rassenmischung, wird „Ruß“ sozialer Begriff: so hießen die im 10. Jahrhundert teilweise schon slawisierten gemischten kriegerisch-herrschenden Kasten (die Genealogie kennt über 180 russische Fürsten- und Adelsgeschlechter, die ihren Stammbaum auf warjägische Einwanderer zurückführen) im Gegensatz zu der tributzahlenden großen Masse des rein slawischen und finnischen Volkes. Aus dem sozialen Begriff wird aber schließlich ein allgemein staatlicher und geographischer: in Igors Vortragsakte von 945 erscheint „Ruß“ und „Rußland“ zum erstenmal in geographisch-politischer Bedeutung, aber immer noch nur zur Bezeichnung des Kijewschen Gebiets, wo die Warjäger mit ihren Stammesgenossen am dichtesten saßen.

Die Lage des Kijewschen Reiches am äußersten Rande der damaligen Kulturwelt, „am Ufer Europas“, jenseits dessen das uferlose Meer der Steppen des asiatischen Vorlandes sich dehnte, war von jeher eine außerordentlich exponierte und unsichere. Die sarmatische Ebene mit ihrer mehr asiatischen als europäischen Naturbeschaffenheit konnte die Völkerlawinen, die der Osten ununterbrochen hierher entleerte, auf keine höhere Stufe der Gesittung bringen. Ganz besonders seit Beginn des 11. Jahrhunderts wurden diese Nomaden zur chronischen Geißel des jungen Reiches. Selbst Heiraten warjägisch-russischer Fürsten mit Chanentöchtern der „unreinen“ Kumanen und Polowzen halfen nicht viel in diesem 200jährigen erbitterten Kampf, der im Westen durch die Kreuzzüge und die Maurenkämpfe in Spanien zu einem allgemeinen Ringen des Occidents mit dem Orient sich gestaltete. Das Land konnte sich behaupten mit seiner geschlossenen Bevölkerung und seinen überlegenen Führern, aber es fand sich innerlich in einem Zustand der Zersetzung, der für die Dauer unhaltbar wurde. Fortwährende Eifersucht unter den Kijewschen

Fürsten und die im germanischen Rassencharakter tief wurzelnde Lust an bewaffnetem Zwist wirkte, wie mir scheint, in erster Linie verderblich auf den Bestand des Reiches, führte zur Verzettelung der Wehrkraft und wohl auch zu unmittelbarer Massenverarmung der Bevölkerung. Der Warjägerfürst, da er kein anderes Interesse als das des Gewinns und der Selbstbereicherung in das fremde Land mitbrachte, fand kein Genüge an der Ausbeute gewöhnlicher Naturerzeugnisse, sondern brauchte seine Macht — eine alte normannische Gewohnheit — zum Sklavenhandel. Man weiß ja, daß schon vom 10. Jahrhundert an neben Tierfellen Sklaven Haupthandelsartikel der Kijewschen Vikinger und der warjägisch-russischen Kaufmannschaft waren, der in ungeheuren Massen nach den griechischen und wolgabolgarischen Märkten abgesetzt wurde. Das ging so, solange es ging. Aber zu Anfang des 12. Jahrhunderts macht sich bereits eine unzweifelhafte Verödung im Gebiet des Dnjeprsystems bemerkbar, ein Massenschwund der Bevölkerung, die allmählich auswanderte, und damit im Zusammenhang vollzog sich eine Verschiebung des politischen Zentrums, das sich in Kijew nicht mehr halten konnte, mitsamt den warjägischen Großfürsten zum Wolgaoberlauf. Aus dem Kijewschen Reich ward so Ssusdal mit seinem Teilfürstentum.

Rassenanthropologisch ist diese Völkerverschiebung außerordentlich folgenschwer. Der Abstrom vom Dnjepr ging nach zwei Hauptrichtungen. Die überwiegende Masse verzog sich nach Nordosten in das Oka-Wolgagebiet nach dem sogen. Rostow-Ssusdalschen Lande, wo unter dem Einfluß eines besondern Milieus und durch die schon lange vorher eingeleitete Rassenmischung mit der finnischen Bevölkerung der Großrussische Stamm sich entwickelte.

Der zweite Bevölkerungsstrom aus dem Kijewschen Lande war nach Westen gerichtet und verlor sich in dem Bassin des Dnjestr und des Weichseloberlaufs, in Polen und Galizien, dort also, woher die Ostslawen im 7. Jahrhundert die Dnjepr-Don-Ebene besiedelt hatten. Was aus diesen Slawo-Russen im Weichselgebiet wurde, wollen wir, da es an Raum dazu mangelt, nicht verfolgen. Für die anthropologische Geschichte ist von Bedeutung, daß nach drei Jahrhunderten ein lebhafter Rückstrom, angeregt v. a. durch die Entwicklung der Leibeigenschaft in Polen-Galizien und ermöglicht durch das Erstarken des Moskowitischen Reiches und den Zerfall der Tatarischen Horde, zum Dnjeprbassin sich vollzog, das unterdessen, besonders aber nach dem großen Tatarenzug von 1239 zur förmlichen Wüste, zum freien Tummelplatz mongolisch-türkischer Nomadenvölker geworden war. Die nämlichen Dnjepr-Slawen, die im 12. Jahrhundert aus dem Kijewschen Reich ausgewandert waren, kehrten im 15. Jahrhundert, soweit sie sich in ihrem langen Exil erhalten hatten, in die alten, nun weniger gefährdeten Sitze zurück und entwickelten sich hier, teilweise wahrscheinlich unter Einfluß mongolisch-tatarischer Rassenmischung (Pečenjegen, Torken, Polowzen, Berendjeer), zum kleinrussischen Volk, ein Name, der für Südwestrußland in der Geschichte zum erstenmal im 15. Jahrhundert auftritt. —

In dieser sozusagen endgültigen ethnischen Differenzierung russisch-slawischer Volksstämme, bei der also v. a. das Rassenmoment ausgesprochen wirksam wird, steht der Entwicklungsgang

des **großrussischen**[1]) **Typus** weitaus im Vordergrunde der ganzen historisch-anthropologischen Erscheinung. Ethnisch wirksamer Faktor, der die slawische Kolonisierung des Oka-Wolgabassins begleitete, ist in erster Linie die Aufsaugung der finnischen Rasse daselbst. Neu war das finnische Moment keineswegs, denn schon die ersten ostslawischen Einwanderer hatten damit zu rechnen und die frühesten warjägisch-slawischen Fürstentümer stießen mit ihren östlichen und nördlichen Grenzen überall an eine finnische Bevölkerung, die schon Jornandes gut kannte und unterschied. Wie die Finnen damals sich gliederten, wann unter ihnen Stammesunterschiede, die Jornandes ebenfalls andeutet, Esthen, Mordwinen, Čeremissen, Wessen, Merjänen usw. zuerst hervortraten, wissen wir nicht, scheint auch für die vorliegende Frage von keiner großen Bedeutung. Gewiß ist aber, daß zu Beginn der geschriebenen russischen Geschichte, um das 9. und 10. Jahrhundert das weite Gebiet des sogen. Rostow-Ssusdalschen Landes, die spätere Wiege des großrussischen und weißrussischen Stammes, ganz von finnischen Stämmen besiedelt war. Nowgorod erschien um jene Zeit im Westen als die am weitesten nordwärts vorgeschobene slawische Kolonie. Die russische Chronik erinnert sich sehr gut der damaligen Topographie der Finnen. Was sie andeutet, wird zur Gewißheit durch das Zeugnis der geo-chorographischen Nomenklatur, aus der hervorgeht, daß selbst in so rein slawischen Gegenden, wie im Verlauf des Dnjepr, des Sseim und der Desna, sehr zahlreiche finnische Ortsnamen auftreten. Die finnische Wurzel Va (esthnisch wesi), die Wasser bedeutet, ist den Flußnamen jenes Gebiets überall eigentümlich geblieben: mosk-wa, prot-va, op-va, jai-va, lap-va, jas-va, kos-va, us-va, sa-va, in-va usw. Oka ist finnisch joki, esthnisch jögi = Fluß. Wolga entspricht der esthnischen Wurzel walg = weißer Strom. Finnischen Ursprungs sind offenbar unzählige geographische Namen auf ma: Kostro-ma, Kljas-ma, Ka-ma. Der Volksname der finnischen Wessen hat sich in Weßjegonsk bis auf den heutigen Tag erhalten. Am reinsten von fremden Elementen erscheint die chorographische Nomenklatur am Oberlauf der Weichsel, des Dnjestr und der Pripet bis zum Dnjepr. Je weiter von diesem slawischen Zentrum, um so stärker wird die Beimengung fremder Ortsnamen: im Westen treten littauische Wurzeln auf, im Süden türkisch-tatarische, im Norden und Osten finnische. Es läßt sich chorographisch feststellen, daß die Wessen und Merjänen vom Zusammenfluß des Jug und der Ssuchona und vom Onegasee bis zur mittleren Oka weit bis in die heutigen Gouvernements Rjäsan, Kaluga und Tula verbreitet waren. Nördlich von Smolensk und im Gebiet der Dnjepr-Oka-Wasserscheide überwiegen weitaus finnische Namen, es muß also eine Zeit gegeben haben, wo die Finnen von Norden und Osten her dem Dnjepr nahe kamen, und zwar war das höchstwahrscheinlich noch vor dem 6. Jahrhundert der Fall, denn um diese Zeit erwähnt Prokopius schon die Slawen nördlich vom Asowschen Meer und mindestens im 7. bis 8. Jahrhundert saßen ja die Nowgoroder, wie man weiß, bereits am Ilmensee.

---

[1]) „Großrußland“ ist gewissermaßen ein künstlicher Name, den ursprünglich die Geistlichkeit einführte, der aber erst im 16. Jahrhundert allgemeiner in Gebrauch kam.

Eindringlich spricht auch die stumme Sprache der Kurgane über diese ethnischen Verhältnisse. Im Gebiet der Finnen, also im eigentlichen Permischen Lande, finden sich keine Kurgane, ebensowenig in Wjatka, Wologda, in Archangelsk, im Baltikum. Andererseits sind in der mittelrussischen Zone, im Rjäsanschen und Witebskischen Gouvernement, Gräber (nicht Kurgane) verbreitet, die dem Inventar nach Finnen angehören. Eigentlich slawische Kurgane, mit Erzeugnissen slawischer Kultur[1]), beschränken sich im Südwesten Rußlands auf Bezirke, wo auch die chorographische Nomenklatur rein slawisch ist. Und es ist für die ethnologischen Verhältnisse slawischer Besiedelungsgebiete besonders charakteristisch, daß im Bereich der Nowgorodischen Ilmenslawen, der Kriwitschen, Radimitschen, Wjätitschen Kurgane entlang den Flußläufen, den natürlichen Kolonisationswegen der ostslawischen Einwanderer, auftreten. Die Sitte der Kurganaufschüttung ist im allgemeinen slawisch. Man kennt ja auch skythische, sarmatische, griechische „Kurgane". Wenn wir aber im Nishegorodschen Mordwinenkurgane finden, ist die Sitte offenbar von den Slawen her übernommen. Und im eigentlichen Sitz der Slawen sind die Kurgane aus der Zeit vor ihrer Christianisierung wohl durchweg slawisch.

Daß also Finnen das heutige Großrußland und zum Teil auch Weißrußland vor der Ankunft der Slawen inne hatten, unterliegt keinem Zweifel. Das Gebiet war augenscheinlich schon viele Jahrhunderte finnisch, denn die Gräber an der Oka, Wjatka, mittlern Wolga und Kama enthalten noch steinerne und knöcherne Pfeilspitzen, weisen also auf eine sehr frühe Zeit, wo die Finnen noch keine Kenntnis von Metallen hatten.

Was bei dem Zusammenstoß der beiden Rassen vor sich ging, lernen wir aus den Folgen. Heute ist von jenen Finnen nicht viel übrig geblieben. Für die gewöhnliche Betrachtung sind sie verschwunden, und die Meinungen weichen nur insofern ab, als die einen sagen, sie sind von selbst untergegangen, die anderen — sie wären vernichtet worden. Beides ist falsch. Rassenanatomisch sind die Finnen nicht verloren gegangen. Ihr physiologischer Typus lebt fort, aber in einem andern ethnischen Gewande, das uns im Bilde des großrussischen Volkes erscheint. Auf die Pigmentverhältnisse können wir kein großes Gewicht legen, denn wir wissen von der Farbe jener frühen vorslawischen Bevölkerungen gar nichts, von den heutigen Finnen, daß sie zu einem Teil ganz blond (Esthen, Tawaster), zum andern Teil entweder ausgesprochen (Karelier) oder doch (Permjäken) deutlich ($^1/_3$) brünett sind. Wer indessen beide Volksstämme kennt und ein offenes Auge hat, wird auch ohne viel anthropologische Analysen und genaue Schädelausmessungen bald herausfinden, woher der Großrusse, besonders im Nordwestgebiet und oberhalb der Wolga,

[1]) Als charakteristisch dafür gilt eine gewisse Armut an Inventar. Als slawischen Schmuck kennt man v. a. Schläfenringe von Bronze oder Silber, Ringe für Hals Ohr, Arm, Finger, jedoch keine Fibeln, die durch Schnallen ersetzt sind; die keramische Ornamentik trägt primitives Gepräge; Leichenbrand ist beobachtet. Finnische Gräber sind durch großen Reichtum an Anhängselschmuck ausgezeichnet. Für die skytho-griechischen Kurgane („griechische Gräber von hohen Potentaten") bezeichnend ist hervorragender Aufwand und großer Reichtum an Gold.

sein breites Antlitz, die vorstehenden Backenknochen, die typisch großrussische, an der Basis breit aufsitzende Nase[1]), woher er das eigentümliche, oft finster dreinschauende Auge, seine Neigung zur Beschaulichkeit, eine gewisse Schwermut und Zurückgezogenheit des Charakters hat. Die Rassenmischung hat offenbar früh begonnen, schon bald nachdem die ersten slawischen Kolonien am Dnjeproberlauf und am Wolchow sich gebildet hatten. Doch vollzog sie sich zeitlich nicht ganz gleichmäßig und was mit den Finnen im heutigen Großrussengebiet sich kreuzte, war nicht immer rein slawisch. Um die Zeit der Ankunft der Ostslawen und auch später während der Blüte des Kijewschen Reichs konzentrierte das Slawentum sich wesentlich auf den Süden und nur die Grenzgebiete gaben Gelegenheit zu langsamem Blutaustausch. Um diese Zeit stand dort ganz im Vordergrunde der Einfluß der Mongolo-Tataren. Mit dem allmählichen Zusammenbruch des Kijewschen Reichs ward die Rassenkreuzung um so energischer und ausgiebiger, als größere Massen vom Dnjepr-Don her die nordöstlichen Ebenen allmählich zu besiedeln begannen, und besonders war dies der Fall nach jener durch den großen Tatarenzug vollständig gewordenen Verödung des Südens, die zur Dislokation der politischen Zentra von Kijew nach Wladimir, von Černigow nach Rjäsan und Murom geführt hatte. Die Kolonisierung, die immer eine langsame, unmerkliche, bei dem schon durch Tacitus und Jornandes bezeugten friedlichen Naturell der Finnen nie den Charakter bewaffneter Eroberung, sondern ruhiger Besiedelung hatte — finnische und slawische Orts- und Flußnamen wechseln in Großrußland miteinander ab, gruppieren sich nicht zu größeren ethnischen Territorien — diese Kolonisierung also ward lebhafter, als im Lande der Merjänen, im spätern Wladimir-Ssusdalschen Reiche, die Dynastie der Monomachs auftauchte. Man erwäge, was ein starkes und reiches Fürstengeschlecht, da es neben seinem Hofgesinde immer große Massen Volkes mit sich zieht, für Kolonisierungen bedeutet. Und später, seit der Verschiebung des politischen Mittelpunktes des Wladimirschen Landes nach Westen und Süden, mit der Entstehung des Moskowitischen Reiches — um 1147 wird Moskau bekannt —, als bereits jener Rückstrom der Südslawen sich stärker bemerkbar machte, dauerte die Kolonisierung finnischer Gebiete fort. Doch wechselten mit der Zeit auch die biologischen Faktoren in bemerkenswerter Weise. Anfangs, im 8. Jahrhundert, beim ersten Auftauchen der Slawen im Lande, mischten sich zu den Finnen noch relativ rein slawische Elemente. Als jedoch mit dem Umsichgreifen und Erstarken des warjägischen Elements sich nach und nach ein russisches Volk bildete, ward der Zusammenstoß mit den Finnen weniger einfach, die Rassenmischung, aus der der großrussische Stamm entsproßte, erschien nun im wesentlichen als eine slawisch-warjägisch-finnische. Die Großrussen schlechtweg

[1]) Hierin ist auch mehr unmittelbarer mongolischer Einfluß zu vermuten. In einigen Gegenden, wie im Gouvernement Jaroßlaw, fallen in der großrussischen Bevölkerung mongolische Typen auf, was sich dadurch erklärt, daß nach dem Zuge der Kasanschen Tataren sich dort eine Anzahl ihrer Familien niederließ. Das in Rußland häufige Auftreten der Mongolenfalte am Auge hat mehr atavistischen Charakter, da das Merkmal sich öfters nur im Kindesalter zeigt und mit den Jahren zurücktritt.

als Finnen hinzustellen, wie versucht worden ist, hat anthropologisch keinen Sinn.

Diese Rassenverhältnisse kamen auch entschieden in Betracht für den Erfolg der Kolonisierung finnischer Gebiete, der bei vorurteilsloser Beurteilung jedenfalls einer Erklärung und Begründung bedarf. Man erwäge, daß die Slawen normannische Führer und Oberhäupter hatten und erinnere sich, wie geschickt diese Rasse das Kolonisierungsgeschäft in allen Zeiten zu handhaben wußte. Normannischer Kultureinfluß ist im Ssusdalschen Lande schon in vorslawischer Zeit nachweisbar, denn abgesehen von der Sitte der Leichenverbrennung, die man darauf zurückführt, sind dort normannische Waffen und charakteristische Schmuckgegenstände aus der Zeit der Vikinger, Muschelfibeln u. ä. m. aufgefunden worden. Günstig für Kolonisierungszwecke war die geringe Dichtigkeit der finnischen Urbevölkerung, die in ihren Wäldern zerstreut friedlicher Tätigkeit nachging und zu kriegerischer Gegenwehr wenig geschickt war. Wir finden die Finnen nirgends geschlossen, sondern in kleine, dialektisch verschiedene Gruppen und Stämme zerfallen (die Čeremissen weisen noch heute sechs Dialekte auf), während die slawischen Kolonisten durch Sprache, Volkstum und Glauben schon früh eine mehr oder weniger einheitliche Masse bildeten. So ging allmählich das finnische Element in die es durchsickernde slawische Masse auf. Was sich nicht absorbieren ließ, wich ostwärts zurück, so wie es im 14. bis 16. Jahrhundert mit den Ugren ging und wie es in neuerer Zeit die Čeremissen, Wogulen, Wotjäken, Mordwinen taten.

Unverkennbare Anzeichen finnischen Einflusses trägt aber nicht allein die somatische Rasse des großrussischen Volkes, sondern auch seine Sprache und seine ganze übrige geistige Kultur. Man führt darauf die scharfe laryngeale Akzentuierung des o-Lautes im Nordostgroßrussischen im Gegensatz zur Bevorzugung des oralen a-Lautes in dem rjäsanischen oder südgroßrussischen Dialekt zurück. Am reinsten ist anscheinend das alte Nowgorodische Großrussisch geblieben, weniger das Wladimirsche und Moskowitische, das nicht nur zahlreiche finnische Korruptionen aufweist, sondern nach den Ermittlungen des Akademikers Grot eine Masse finnischer Wurzeln direkt aufgenommen hat. Und wie mit der Sprache, so ist es auch mit dem religiösen Gebahren. Der naive Fetischismus des frühen ostfinnischen Heidentums, dem noch jede anthropomorphische Ausgestaltung fernlag, vor allem also der Kultus des Waldes und Wassers, aber auch der Bäume und des Gesteins, diffundierte unmittelbar in den religiösen Vorstellungskreis des Slawen und nahm — ein Zeichen für die Richtung der Entlehnung — dort ausgesprochene und greifbare Gestalt an, wo, wie im Nowgorodschen, der finnische Einfluß am ausgiebigsten und lebhaftesten war.

Zu dem finnischen Einfluß treten weitere ethnische Faktoren, die zum Teil noch der Aufklärung bedürfen, in der Bevölkerungsgeschichte **Weißrußlands** hinzu, jenes über $^1/_5$ Million Quadratkilometer sich erstreckenden Ländergebiets zwischen Pripet im Süden, Bug und Njemansystem im Westen, Düna und Lowat im Norden, Wolgaoberlauf und linken Dnjeprursprüngen im Osten, das die Gouvernements Minsk, Grodno, einen kleinen Teil von Ssuwalk, Wilna,

Witebsk, Mohilew, sowie den Westen von Smolensk und ein Stück von Černigow umfaßt und das in diesen Grenzen etwa $^1/_{13}$ der russisch-slawischen Bevölkerung des Landes beherbergt.

Es sind also im wesentlichen die alten warjägisch-russischen Fürstentümer Polotzk, Witebsk, Smolensk, Mstißlaw, die heute als weißrussisches Sprachgebiet erscheinen. Die Chronik weiß zu berichten, daß einige Stämme der Polotschanen, die sich Kriwitschen nannten, sich von ihrer Stammsippe trennten und den Oberlauf der Düna, des Dnjepr und der Wolga besiedelte, also das Gebiet der heutigen Weißrussen. Sprachforschung und Ethnographie bestätigen diese Darstellung. Was von den karpathischen Ostslawen als Dregowitschen an die Pripet, als Polotschanen in die Dünagegend kam und wahrscheinlich Teile der weißen Chorwaten, der Serben und Chorutanen gleich bei Besiedelung des Landes mit sich riß, schien warjägischem Rasseneinfluß wenig zugänglich. Denn der Vikinger hatte an den von der großen baltisch-tschernomorischen Handelsstraße mehr westwärts abliegenden Stämmen und Gebieten kein besonderes Interesse und keine Veranlassung, sich dort auszubreiten. Statt dessen machte sich, neben dem von Osten her wirkenden finnischen Element, westlich und nordwestlich lettisch-littauischer und vielleicht auch polnischer Rasseneinfluß hier geltend. Was an den jetzigen Weißrussen anthropologisch am meisten auffällt, ist, soviel ich weiß, ihre eigentümliche Pigmentierung, die in heller Augenfarbe (braune Iris nur in 20—25 pCt.) bei vorwiegend (50 bis 70 pCt.) dunklem Haupthaar sich äußert, eine Kombination, die in ähnlicher Verbreitung sonst nirgends im russischen Volk auftritt. Auch unter den Weichselpolen findet man ja bekanntlich recht viel helle Iriden (sogen. Mischformen), und der lettisch-littauische Stamm ist in jeder Hinsicht ausgesprochen hellpigmentiert. Die bedeutende Körpergröße der Weißrussen ($^2/_3$ mit 1700 mm und darüber) weist ebenfalls auf Letto-Littauer. Eigentliche Langköpfe, mit Index unter 80, haben bei ihnen eine merklich größere Verbreitung (ca. 35 pCt.), als unter den übrigen russisch-slawischen Volksstämmen, was bei dem Fehlen einer Gelegenheit zur Steigerung des Kopfindex in diesen Gegenden (die Letten sind fast zur Hälfte rein dolichocephal, die Westfinnen im Baltikum noch heute überwiegend mesocephal) erklärlich erscheint. Auf direkte Rassenkreuzung mit Finnen, wie sie weiter ostwärts wirksam war, weist hier nichts hin; wenn Berührungen ursprünglich möglich waren, so ist eine unmittelbare topische und noch weniger eine ethnische Diffusion beider Volksstämme weder nachweisbar, noch auch wahrscheinlich.

Andere Rassenverhältnisse kommen in Frage bei der Bildung des **kleinrussischen Stammes**, der von den wiedergewonnenen alten Sitzen am Don und Dnjepr im 18. Jahrhundert Neurußland besiedelte und 1792 als Schwarzmeerkosaken in das Kubanbassin einzog, ja im Zusammenstoß mit der großrussischen Kolonisation Ausläufer bis nach Sibirien hinein entsandte. Für seine Schädelform gilt als charakteristisch ein starkes Untergesicht, sowie ein im Vergleich zu den Polen und Großrussen etwas höherer Grad von Brachycephalie. Ein deutlicher Rassenunterschied ist auch in der Körpergröße gegeben, denn Maße von 162—163 cm fehlen den Kleinrussen und ihr Durchschnitt übersteigt um 1—4 cm (maximal ist er bei den Kubanischen

Kosaken) das der übrigen russischen Bevölkerung des Landes. Wird die bessere Körperentwicklung der Bewohner der Schwarzerde zum Teil mit Recht auf die Gunst des freien Lebens in einer weiten fruchtbaren Steppe zurückgeführt, so darf andererseits der rein ethnische Faktor nicht unterschätzt oder übergangen werden. Die südlicheren Ostslawenstämme, die Poljänen, die Uglitscher, die Drewljänen schienen ja von vorneherein vorwiegend mongolisch-tatarischem beziehungsweise türkischem Einfluß ausgesetzt, im Gegensatz zum Norden, wo neben dem warjägischen das finnische Moment weitaus voranging. Die Poljänen und Drewljänen standen in fortwährender Berührung mit allen möglichen Turkvölkern: schwarze Klobuken, Torken, Berendejer, Pečenjegen, die mit der Zeit unterworfen und massenhaft assimiliert wurden, und von den Polowzen ist bekannt, daß sie seit ihrer Niederwerfung durch die Tataren durch Heiraten in intimsten Verkehr und Austausch mit dem slawisch-warjägischen Kijewschen Reich traten, in dem ein Teil von ihnen sich angesiedelt hatte. Und so ist die Rasse der Kleinrussen, obwohl sie in Sprache, Sitte und Volkstum, wie man behauptet, rein slawisch geblieben sind, frühzeitig durch Kreuzung modifiziert worden. Das dunkelpigmentierte Element, sowie das ausgesprochene Vorwalten höherer Grade der Rundköpfigkeit unter ihnen (zwischen 82 und 84 bewegt sich jetzt ihr mittlerer Index) sind beides offenbar auf mongolo-tatarischen Einfluß, der auch die Körpergröße nicht herabdrücken konnte, zu beziehen, denn die kleinasiatischen und kaukasischen Türken, sowie die astrachanischen und taurischen Tataren sind ausgesprochen schlicht-schwarzhaarig und deutlich, zum Teil sogar hyper-brachycephal, die Körpergröße der als früh mongolisierte Nachkommen der Hunnen auftretenden sogen. Turkvölker (Kirgisen, Karakirgisen, taurisch-astrachanische Tataren) mit durchschnittlich 167 bis 168 cm ist eine für osteuropäische Verhältnisse sehr bedeutende, und nur die südwestlichen Turkos, vor allem die Turkmenen, sowie die europäischen Türken, die übrigens eine Sonderstellung einnehmen und mit jenen anderen nicht viel mehr als den Namen gemeinsam haben, sind im wesentlichen langköpfig und nicht selten hell pigmentiert, die letzteren und die Wolgatataren auch von kleinem Wuchs. Auffallend erscheint andererseits das starke Hervortreten eines blond-grauäugigen brachycephalen Typus in rein kleinrussischen Gegenden, während das in Großrußland so häufige blond-dolichocephale Element dort fast ganz fehlt (die vorkommenden kleinrussischen Langköpfe sind fast immer brünett). Der Kleinrusse, wie er als brachycephal und brünett im Buche steht und wie wir Nordländer ihn uns gewöhnlich vorstellen, ist in Wirklichkeit kaum mehr als mit 8—10 pCt. verbreitet.

Da der eigentlich dunkelpigmentierte Typus (ausgesprochen braunes Haar und braune Iris) in Kleinrußland 30 pCt. nicht übersteigt, bei den Großrussen sogar wenig über 20 pCt. ausmacht, so kann mit einiger Wahrscheinlichkeit die helle Pigmentierung als primäre Eigentümlichkeit des ostslawischen Stammes angesehen werden. Finnische Blondheit käme wohl für die Großrussen, aber fast gar nicht für Kleinrußland in Betrachtung, ebensowenig wie warjägisch-germanische für Weißrußland. Und da für die dolichocephalen Elemente unter Groß- und Kleinrussen, die früher bekanntlich außerordentlich zahlreich waren, aber auch jetzt noch bei ersteren mit Einschluß des Mesocephalen

(unter 80) immerhin nahezu 30 pCt., bei letzteren etwas über 20 pCt. der ganzen Bevölkerung ausmachen, sich ebenfalls keine andere Erklärung finden läßt, als daß sie diese Eigenschaft sich selbst, ihrer eigenen Rasse verdanken, so ergibt sich, zumal Berührungen mit dunklen Rundköpfen in der Rassengeschichte Rußlands zu allen Zeiten reichlich nachweisbar sind, daß die Brachycephalie hier zum großen Teil sekundär sich so stark verbreitete. Man müßte denn, was immerhin denkbar ist, annehmen, daß die Dolichocephalen der heutigen und früheren Bevölkerung Rußlands ausschließlich auf frühe gotische und warjägische Metisation, die schnell überhand nahm, zurückführt, und dann würde nichts übrig bleiben, als zu glauben, daß der eingewanderte slawische Stamm ursprünglich ganz oder größtenteils aus Brachycephalen und zwar, nach den heutigen Verhältnissen zu urteilen (s. oben) wahrscheinlich aus blonden Brachycephalen bestand. Wäre das richtig — und die Ansicht hat ihre Vertreter — dann ist der kleinrussische Stamm in der Tat auch körperlich dem ursprünglich slawischen Rassentyp am treuesten geblieben und hätte nur seine dunkelpigmentierten Elemente, sowie seine Dolichocephalen aus anderen Quellen, die vorhin aufgeführt wurden, entlehnt.

Es erweist sich aber dieses Raisonnement in keinerlei Uebereinstimmung mit dem Zeugnis der direkten historisch-anthropologischen Urkunden. Ueber den anatomischen Typus oder die Typen des ostslawischen Stammes bei seinem Auftreten in der skytho-sarmatischen Ebene würden, soweit es sich um Schädelformen handelt, die Gräber der sogen. Gorodischtschen, der ersten slawischen Befestigungsplätze im Lande, hinreichenden Aufschluß geben können; allein es scheint bisher aus dem eigentlichen Kijewschen Reiche ebensowenig wie aus den Karpathen, die noch mehr in Frage kommen, soviel ich weiß, ein derartiges Material nicht vorzuliegen und eine dahin gerichtete Umschau hat mir noch keine entscheidenden Resultate ergeben. Für spätere Zeiten, die aber bereits verwickeltere ethnische Beziehungen mit sich brachten, werden die Kurgane maßgebend. Die Kurganbevölkerung tritt bekanntlich um die Neige des ersten Jahrtausends zu einer Zeit auf, wo die ersten Slawen ins Land kamen. Ihr Typus erscheint in den zentralen Gouvernements anfänglich fast rein dolichocephal und leptoprosop, zugleich aber auch von sehr hoher Statur, da die Kurganenskelette von Twer, Jaroßlaw, Kostroma, Moskau, sowie aus mehreren südlichen Gouvernements die jetzige Bevölkerung dieser Gegenden um 2, stellenweise um 4—5 cm an Körperhöhe übertreffen. Während aber im 9. bis 10. Jahrhundert beispielsweise unter 140 Schädeln aus moskowischen Kurganen noch 108 (gleich 77,1 pCt.) einen Cranialindex von unter 76 aufweisen, tauchen dort späterhin auch brachycephale (und breitgesichtige) Formen auf, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in immer wachsender Anzahl erscheinen und zuletzt überhand nehmen.

Wer jene Dolichocephalen, also die eigentlichen Kurganmenschen waren, woher sie kamen und welcher Rasse sie angehörten, darüber ist viel geschrieben und gestritten worden. An ihre finnische Herkunft ist deshalb schwer zu glauben, weil erstens die jetzigen Finnen (Esthen, Mordwinen, eigentliche Finnen) größtenteils meso- bezw. subbrachycephal erscheinen, ebenso die Mongolo-turko-tataren, und wenn

andererseits weiter ostwärts auch langköpfige Finnenstämme (die Wogulen haben bis zu 70 pCt., die Ostjaken 60 pCt. Dolichomesocephalie) auftreten, so steht dem gegenüber, daß Kurgane mit den nämlichen Langschädeln, wie wir sie in Rjäsan und Moskau finden, auch in Gegenden verbreitet sind, wo nachgewiesenermaßen nie Finnen gesessen haben, so in Kijew, in Mohiljew, in Černigow, in Smolensk. An Germanen zu denken, die ja schon früh ins Land kamen, liegt anatomisch zwar nahe, allein Kurgane aufzuschütten ist, soviel bekannt, nirgends germanische Art. Da wir nun einem Schädel wohl seine Rasse, nicht aber seine Nationalität direkt mit Sicherheit ansehen können, so ist das Urteil hier wesentlich auf Nebenumstände angewiesen. Und diese, vor allem das zeitliche Zusammenfallen der ersten hier in Betracht kommenden Kurganaufschüttungen mit dem Auftauchen slawischer Stämme auf russischem Boden im 7. und 8. Jahrhundert, sowie der durchweg slawische Charakter des Kulturinventars dieser Begräbnisse, machen die slawische Herkunft der langschädeligen Kurganbevölkerung besonders deshalb in hohem Grade wahrscheinlich, weil Fremdrassen (Finnen, Turko-tataren) ausgeschlossen werden konnten. Gehörte die Bevölkerung, die im 8. Jahrhundert in Zentralrußland ihre Toten unter Kurganhügeln bestattete, zum ostslawischen Stamm, dann haben wir in dem dolichocephalen leptoprosopen hochgewachsenen Kurganmenschen die Verkörperung der slawischen Wurzel der heutigen Russen vor uns[1]).

Ob es dabei um die Wurzel oder nur um eine von mehreren sich handelt, ist schwer zu sagen. Denn die vielen Brachycephalen unter den heutigen Russen bedürfen ja der Erklärung. Ihr schnelles Umsichgreifen in den späteren Kurganen auf eine Art direkte Metaplasie zurückzuführen, wird man gern verzichten. Niemand nimmt jetzt die Vorstellung ernst, der Kultureinfluß könnte die Schädelformen in dem Sinne direkt modifizieren, daß mit dem Nachlassen des Muskelzuges am Nacken eine ursprünglich längliche Hirnschale sich in die Breite streckt und abrundet. Daß durch Rassenkreuzung, die natürlich nur auf den durchschnittlichen Index einer Bevölkerung zurückwirken kann, aus einem Langkopf auf Grund morphologischer „Mischung", die es in diesem Sinne nicht gibt und die dennoch immer wieder in den Vorstellungen auftaucht, ein Rundkopf hervorginge, ist weder beobachtet noch möglich. Wäre der Schädel das, was er nicht ist, nämlich eine Art „Formbrei", aus dem sich durch

[1]) Diese Hypothese, die nicht neu ist, würde mit der Ansicht vom Zusammenhang der Slawen mit dem allgemeinen Typus der nordeuropäischen Rasse (Homo europaeus Linné) gut übereinstimmen, käme nicht die auffallende Tatsache hinzu, daß jene Kurganbevölkerung, wie neuere Ermittelungen gezeigt haben, einem ausgesprochen dunkelpigmentierten Typus entsprach. Unter 20 Haarproben aus slawischen Kurganen von Moskau, Jaroßlaw und Kostroma fand die mikroskopische Untersuchung kein einziges blondes Haar, dagegen 35 pCt. unzweifelhaftes schwarz, 50 pCt. dunkelchatin und 15 pCt. chatin, der Form nach ausnahmslos schlichthaarig. Man könnte an Kreuzung mit dunkelpigmentierten Fremdrassen denken, aber war die damalige slawische Bevölkerung jener Gegend wirklich vom Typus des Homo europaeus und in ihrem Aeußern so beschaffen, wie es die alten Autoren (Prokopius kennt die Slawen ja geradezu als rötlich) schildern, dann hätte man doch wenigstens einige blonde Haare in dem ganzen untersuchten Material antreffen müssen, zumal in den älteren Kurganen, wo die Durchmischung der eben ins Land gekommenen Slawen jedenfalls noch keine vollständige sein konnte.

„Mischung“ alles Erdenkliche machen ließe, dann hätten wir auf der Welt gewiß längst nichts mehr, als lauter Mittel- oder „Misch“-Typen. Die Schädel- und Gehirnformen sind ebenso primäre Einrichtungen unserer Organisation, wie die Gestalt der Leber, der Ganglienzellen, des Gefäßsystems und kommen als solche beim Menschen nach den gleichen Gesetzen zur Vererbung, wie wir sie von unseren Vorfahren in der Tierreihe auf Grund erblicher Uebertragung übernahmen. War ein Stammbaum in irgend einer Richtung langköpfig und blond, in einer anderen rundköpfig und brünett, so kann es wohl Deszendenten geben, die brachycephal und blond erscheinen, da diese Eigenschaften nur aus jener Vorfahrenreihe ererbt zu werden brauchten, aber daß in einer solchen Deszendenz ein Mesocephale oder Subbrachycephale auftauchen sollte, ist menschenunmöglich, da dies allen Gesetzen der Vererbung widerspräche, wonach wohl ein Austausch, nicht aber ohne ausreichenden Grund eine Verschmelzung und Umschmelzung primärer Determinantenkomplexe denkbar erscheint. Morphologische Variationen kommen durch ganz andere Dinge, als durch Mischung zustande. Wie man dazu gekommen ist, die Mesocephalen als Mischformen aufzuführen, ist unverständlich, denn sie, die in Wirklichkeit als Mittelformen, wenn man will als Uebergangs- und Zwischenformen erscheinen, entsprechen morphologisch ebenso einer primären Varietät der Schädelform, wie der brachycephale und der dolichocephale Typus, nur daß es dort um intermediäre, hier um terminale Formausprägungen sich handelt, die wir in der Tier- und Pflanzenwelt und in der ganzen übrigen Natur als ursprüngliche Einrichtungen überall nebeneinander auftreten sehen, ohne daß jemand dabei an Mischungsvorgänge denkt.

Ist man über diese einfachen Verhältnisse einig, dann erscheinen auch die Rassenprobleme weniger verwickelt und die an sich richtige Tatsache, daß die russischen Kurgane in der ersten Zeit fast nur Langschädel, später immer mehr Rundschädel aufweisen, ergibt für die nüchterne Betrachtung zunächst nur das eine, daß in den betreffenden Gegenden anfangs eine ausschließlich oder erdrückend dolichocephale, in der Folge eine zunehmend brachycephale Bevölkerung lebte und ihre Toten begrub. Der eine Schädeltypus hat sich nicht aus dem andern entwickelt, ist auch nicht in ihn übergegangen im morphologischen Sinn, sondern ist in der Zeit durch ihn ersetzt worden. Woher der Ersatz kam, dafür gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder sind zu den eingewanderten langköpfigen Slawen an Ort und Stelle ihnen ursprünglich nicht eigentümliche brachycephale Elemente hinzugetreten — als eine hinreichende Quelle dafür würde der alpine Typus, der ja auch westwärts sich stark ausbreitete, sowie die Masse der mongolo-tatarischen Bevölkerung[1]), die die Slawen im Lande antrafen, anzusehen sein. Oder die Slawen bestanden schon von vornherein, wenigstens bei ihrem Erscheinen in der osteuropäischen

[1]) Die Brachycephalen der Kurgane auf Finnen zu beziehen, hat keinen Sinn, denn unter den Wolgafinnen der Kurganenepoche überwogen ebenfalls die Dolichocephalen, wie Funde aus finnischen Gräbern des 6. bis 8. Jahrhunderts bezeugen, und auch die heutigen Finnenstämme sind nirgends brachycephal, im Osten (Wogulen) sogar ausgesprochen langköpfig, im Westen (Esthen) mindestens meso- bezw. subbrachycephal. Für die Kurgane im Kaukasus, in Cechien, für die Gräber in Mitteleuropa, die die gleiche Erscheinung des Dolichocephalenersatzes aufweisen, kommen finnische Rassentypen noch weniger in Betrachtung.

Ebene, aus einer dolichocephalen und einer brachycephalen Wurzel, von denen die letztere im Rasseprozeß mit der Zeit immer mehr erstarkte und zuletzt ganz in den Vordergrund rückte.

Zutreffend und jedenfalls wahrscheinlicher ist die zweite Annahme, zunächst vom Standpunkt der tatsächlichen historisch-anthropologischen Urkunden, sofern als schon in den allerältesten Kurganaufschüttungen aus der Zeit des ersten Auftauchens von Slawen in den osteuropäischen Ebenen neben den Dolichocephalen immerhin auch eine gewisse Anzahl (im Moskauschen Rayon bis zu 20 pCt.) Brachycephale sich vorfand[1]. Der Typus der Kurganenrundköpfe, das ist von Kennern der Sache mit Recht betont worden, weist keineswegs Merkmale „asiatischer" Bildung im Gesichtsschädel auf, wie man dies im Fall einer Abstammung vom eigentlichen Homo brachycephalus bezw. den Mongolotataren, die hier in Frage kommen, wenigstens für einen Teil der Schädelfunde erwarten müßte. Die Ableitung der spätkurganischen und modernen russischen Brachycephalie aus jener genuinen Bitypie des Ostslawenstammes hat aber, wie mir scheint, auch aus allgemeinen Gründen vieles für sich. Der Vorgang des Ersatzes der Langköpfe durch Rundköpfe ist nämlich, wie man längst weiß, außerordentlich weit verbreitet in der Völkergeschichte und erscheint nirgends an die Grenzen einer bestimmten Rasse gebunden. Ganz Mitteleuropa — man denke nur an die Verhältnisse der Reihengräber — hat ihn erfahren. Die ursprünglich rein dolichocephalen Juden sind heute durchweg, an manchen Stellen hochgradig brachycephal. Selbst in Skandinavien, dem eigentlichen Lande europäischer Dolichocephalie, mehren sich jetzt die Rundköpfe zusehends, nachdem sie sporadisch dort schon in der Stein- und Bronzezeit aufgetaucht waren. Es fehlt hier der Raum, noch mehr Belege aufzuführen, aber vorhanden sind sie. Handelt es sich also bei jenem Ersatz um eine typische biologisch-historische Erscheinung, dann ist zu bezweifeln, ob der Faktor der Rassenkreuzung, der immer von mancherlei Zufälligkeiten abhängt und in Zeit und Raum wechselt, für sich allein ausreicht, um sie in durchschlagender Weise zu erklären. Es fällt viel mehr ins Gewicht, daß die verschiedenen Schädelformen im Zusammenhang mit Unterschieden ihrer biologischen Eigenschaften und ihrer funktionellen Ausrüstungen offenbar an sich keine ganz gleiche Ausdauer im Rasseprozeß haben. Wenn das wahr ist, dann haben wir den Vorgang der „Brachycephalisierung", wie er für die anthropologische Geschichte Mittel- und Osteuropas typisch erscheint, so zu verstehen, daß die Langköpfe in der europäischen Bevölkerung ihrer Natur nach nur eine bestimmte Lebensdauer haben und unter den Bedingungen fortschreitender Rassenentwicklung im Laufe der Zeit bis auf einen bestimmten Rest, der sich behauptete, ausstarben im Gegensatz zu den Brachycephalen, die offenbar infolge besonderer Vorzüge und eines bessern Anpassungsvermögens an das jeweilige historisch-biologische Milieu sich stärker vermehren und ausbreiten konnten. Anatomisch-physiologisch ist das Hervortreten der Brachycephalen im Rasseprozeß insofern zu begründen,

[1] Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß in einem so ausgesprochen langköpfigen Gebiet, wie in Schweden, in der Fötalperiode vielfach brachycephale Typen auftreten (G. Retzius, Biolog. Unters., 1904), was gewissermaßen atavistisch auf einen frühen rundköpfigen Erzeuger hindeutet.

als der runde Typus unter sonst gleichen Bedingungen ein größeres Volum erreicht und somit Gelegenheit zu stärkerer, vielleicht auch im Sinn der Differenzierung bevorzugter Regionen günstigerer Raum- und Massenentfaltung des Gehirns darbietet, wie sie den durch veränderte und verschärfte Lebensbedingungen gesteigerten Anforderungen an unsere nervösen Zentralorgane und ihre Leistungen entsprechen würde. Daß der dolichocephale Typus, soweit er sich behauptet hat, unter Umständen dem brachycephalen und zumal dem brünett-brachycephalen dennoch überlegen sein kann, soll bei alledem nicht geleugnet werden, denn es kommt bei den Gehirnleistungen außer der Raumentwicklung gewiß auch auf viele andere Verhältnisse an.

Die fernere Ausgestaltung jener anthropologischen Wurzeln, mit denen die Slawen nach Osteuropa kamen, vollzog sich deutlich unter Einfluß des besondern Rassenmilieus, das sie hier vorfanden. Daß der ursprünglich hohe Wuchs der Kurganbevölkerung der relativ kleinen Statur der heutigen Russen, v. a. der Großrussen, Platz machte, ist hauptsächlich auf Kreuzung mit Mongolo-tataren zurückzuführen. In Gegenden mit tatarischen Niederlassungen, so im Kassimowschen Kreise, wo eine ganze Kolonie dieses kleinwüchsigen Stammes entstand, sinkt die Körpergröße der Russen unter die allgemeine Norm der übrigen Bevölkerung. Im Permischen haben die Wehrpflichtigen nur 1644 mm Durchschnittsmaß, was auf den Einfluß der dortigen Finnen (Permjaken = 1618 mm) deutet. Im Ssamaraschen beträgt die Körperlänge der Großrussen ebenfalls nur 1643, offenbar infolge langdauernden Zusammenlebens mit den Baschkiren und Tataren daselbst, die durchschnittlich 1602 mm haben. Rassenbiologisch begründet ist auch die größere Statur der Ukrainerussen, die in Berührung mit den hochgewachsenen taurischen und astrachanischen Tataren (Durchschnitt = 1680 mm) sich entwickelte, während die Großrussen ihrer Lage nach das kleinwüchsige Element der Wolgatataren massenhaft in sich aufnahmen. Daß der langköpfig-blonde Typus in dieser Kombination sich am besten im großrussischen Stamm bewahrt hat, möchte ich darauf zurückführen, daß er mit dem warjägisch-germanischen Element nicht nur länger und ausgiebiger als die übrigen Slawen in unmittelbarem Zusammenhang blieb, sondern es auch ganz in sich absorbierte, während die Kleinrussen, die schon um das 12. Jahrhundert sich von der allgemeinen warjägisch-großrussischen Masse trennten, frühzeitig in neue ethnische Umgebungen gelangten, wo sie zwar viel helles Pigment behalten konnten, aber zugleich schnell von brachycephalen Elementen durchsetzt wurden[1]).

[1]) Um diese Vorgänge richtig zu beurteilen, muß man sich erinnern, daß die anatomischen Charaktere offenbar keine ganz gleiche Ausdauer im Rasseprozeß haben. Unter bestimmten Umständen werden sich die Schädelformen besser behaupten, unter anderen die Pigmente. Daß helles Pigment sehr zäh sein kann, wie wir dies an dem Beispiel der Kleinrussen sahen, zeigt sich auch darin, daß in rein schwarzhaarigen Familien vielfach rotes Pigment hervorbricht und daß ganz dunkle Volksstämme immer wieder eine Anzahl heller Haare und Iriden aufweisen. Die Vererbungskraft der Pigmente ist aber auch in den verschiedenen Körperregionen eine recht ungleichmäßige. Bald behaupten sich mehr die Haarfarben einer Rasse, bald die Irisfarben oder ein bestimmtes Inkarnat der Haut. Hohe Vererbungstendenz hat, wie es scheint, die helle Irisfärbung. Die Kombination heller Augen mit dunklem Haupthaar ist bekanntlich unvergleichlich häufiger als das Umgekehrte. Ich weiß von einem bemerkenswerten, genealogisch

Neue, der ursprünglichen Wurzel fremde Rassenelemente haben sich dem russischen Volksstamm in seiner spätesten Entwicklung angegliedert. Das geschieht ja überall, wo sich Gelegenheit dazu bietet, und war unvermeidlich bei einem so ausgiebigen und regen Völkerverkehr, wie er durch die großen osteuropäisch-asiatischen Handelsstraßen und die dadurch angebahnten politischen und sozialen Berührungen sich den Bewohnern der sarmatischen Ebenen schon frühzeitig eröffnete. Ein nicht allzu geringer Teil des großrussischen Adels, nach den Stammtafeln des 17. Jahrhunderts mehr als 130 Familien, leitet sich her aus tatarischen Emporkömmlingen, die sich in Moskau taufen ließen, zu hohen Würden gelangten und Bojarentöchter heirateten. Man weiß ja, wo die stolzen Geschlechter derer von Jussupow, Ssaltykow, Karamsin herkommen, die bis auf den heutigen Tag auch körperlich den tatarischen Typus ihres Stammes bewahrt haben. Jüdisch-semitisches Blut, das Rußland in Strömen befruchtete, ist massenhaft auch in slawische Adern geflossen. Die Geistlichkeit hat sich hauptsächlich mit Griechen, Südslawen, Moldawanen gemischt, das Proletariat mit Finnen, zu denen in der Kaufmannschaft und in anderen Ständen Littauer, Polen, Deutsche, viele Westslawen, Schweden, Italiener, Walachen, Grusinier, Czerkessen sich gesellten, ohne jedoch zu typischen Gruppierungen und zu einer wesentlichen Beeinflussung des allgemeinen ethnischen Bildes geführt zu haben.

Schwerer in das Gewicht für die anthropologische Geschichte Osteuropas fällt der rassenanatomische Gehalt jener weitverzweigten präslawischen Bevölkerung des Ostens, die uns in ihren südrussischen Gräbern Zeugnisse einer reichen Kultur zurückließ und die in ihrer Gesamtheit als Skytho-Sarmaten der antiken Geographie sich darstellt. Skythen ist — wir müssen uns hier kurz fassen — ein weiter ethnischer Begriff, der vielleicht verschiedene Rassen umspannte. Die seßhaften und ackerbauenden *Μιξέλληνες*, die Kallipiden, die Alazonen, die Karpiden scheinen verschieden von den freien oder königlichen Skythen zwischen Don und Donez, die „nicht säten und nicht ernteten“. Wahr ist, daß unter den europäischen Skythen ethnographisch arische und iranische Elemente sich nachweisen lassen, wie Wsewolod Miller bestätigt. Die hippokratische Anthropologie der Skythen, „die nur sich selbst gleich sahen“ mit ihrer gelben Haut, ihrem fetten und fleischigen Körper, ihrem bartlosen und weiberähnlichen Gesicht, erscheint wenig glaubhaft angesichts der berühmten skythischen Typendarstellung auf der Nikopolischen Silbervase und gegenüber des Jordanes Zeugnis von der leiblichen Schönheit, dem blauen strahlenden Auge und dem hellen Haar der skythischen Alanen. Die Sarmaten, die im 2. und 1. vorchristlichen Jahrhundert bei den

genau untersuchten Fall, wo ein aus negroid-nordeuropäischer Kreuzung hervorgegangener Halbmohr bei allgemein dunklem Teint in früher Kindheit rotes Haar hatte, das später ganz schwarz und spiralgerollt wurde, während seine Iriden das ganze Leben lang hellblau blieben. — Die größere Leistungsfähigkeit des hellfarbigen Typus mag übrigens ihren Grund haben in dem außerordentlichen Stoffverbrauch, den eine starke allgemeine Pigmentierung mit sich bringt und der bei den lichten Rassen der Anlage und Kraftentfaltung des Nervensystems in erster Linie zugute kommt.

römischen Autoren an Stelle der Skythen auftauchen, mögen, nach der Ptolomäischen Geographie zu urteilen (sein Saramatien geht von Preußen bis zum Kaukasus), ebenfalls ethnisch weitverzweigt, rassenanatomisch nicht ganz homogen gewesen sein, aber mit den Skythen waren sie jedenfalls verwandt, wie ja schon Strabo nicht bezweifeln konnte. Herodots Siginnen leiteten sich selbst, nach seiner Angabe, von den Medern ab, trugen medische Kleidung, und Diodor nennt als Urheimat der Donischen Sarmaten ausdrücklich Medien. Plinius weiß, daß die Sarmaten mit den Medern verwandt waren: Medorum, ut ferunt, soboles, und ein späterer Geograph, Pomponius Mela, bezeugt die auffallende Aehnlichkeit der Sarmaten in ihrem Aeußern und in ihrer Bewaffnung mit den Parthern. Allem zufolge sind die Sarmaten ebenso Arier wie die europäischen Skythen. Sabjelin, Ssamokwassow, Venjelin glauben sogar, daß es Slawen waren, womit sie rassenanatomisch nicht ganz Unrecht haben mögen. Die Roxolanen, die Strabo als mächtigste der Sarmaten zwischen Tanais und Borysthenes kennt und denen Hadrian Tribut zahlte, sind wohl sicher arisch-iranischer Herkunft gleich den Alanen, wenn auch Tacitus ihnen, als der gens sarmatica, die seßhaften Veneten als Slawen gegenüberstellt.

Wenn alle diese Völkerschaften (zu denen in historischer Zeit noch die Kimmerier an der Taurischen Meerenge, die aus sprachlichen Gründen ebenfalls Beziehungen zum Homo europaeus gewinnen, hinzutreten) — Hermanarichs Reich fällt schon in Rußlands slawische Epoche — in der Geschichte des Landes, das später Slawen besiedeln sollten, eine außerordentlich weitgehende Rolle gespielt haben, so erscheint es methodologisch nicht zulässig, sie zu irgendwelchen der heutigen europäischen Völker, die sich seitdem unter besonderen Umständen der Zeit und des Raumes herausgebildet haben, in Beziehung zu bringen. Für unsere vorliegende Aufgabe ist vielmehr von Bedeutung, daß in der skytho-sarmatischen Völkermasse wohl deren rassenanthropologischer Gehalt, nicht aber die Anwesenheit von Slawen als Volk mit den gewöhnlichen historischen Hülfsmitteln sich begründen läßt.

Die Rassengeschichte reicht ja zeitlich weiter hinaus als die Völkergeschichte. Den paläolithischen Menschen kennen wir auf russischem Boden nicht nach seinem anthropologischen Typus, da von ihm selbst bisher keine Ueberreste gefunden sind. Dagegen ist aus dem reichen Material der neolithischen Zeit Rußlands zu erschließen, daß schon damals neben dolichocephalen auch ausgesprochen brachycephale Elemente hier im Osten verbreitet waren. An manchen Orten, aus denen Funde vorliegen (in neuester Zeit auch vom Ostbaltikum, cf. Globus, 1904), wie am Ladogasee, auch weiter ostwärts im Wladimirschen (Ustjanowo) ist zu neolithischer Zeit ein deutliches Ueberwiegen des langschädeligen Typus zu bemerken. Hier haben wir es offenbar mit Vorläufern der heutigen europäischen Rassen zu tun, und wenn eine ethnische Bestimmung für jene frühe Zeit nicht durchführbar erscheint, so liegt es doch nahe, einen biologisch-genealogischen Zusammenhang der steinzeitlichen Urrassen mit der morphologischen Differenzierung der heutigen Bevölkerung anzunehmen. Mit den Dolichocephalen der Kurgane und Reihengräber ist der neolithische Typus nicht zu verwechseln, da er

unzweifelhaft einer der alten Varietäten entspricht, die in Europa wohl schon früh bis auf geringe Reste eingeschmolzen wurde. Man wird, wie mir scheint, für unsern ganzen Kontinent eine einheitliche dolichocephale Urrasse annehmen dürfen, die an vielen Orten sich noch bis in die jüngere Steinzeit hinein behauptete und später durch andere, den modernen ähnliche Schädeltypen ersetzt wurde.

Was ist nun seitdem aus den Völkermassen geworden, die in der weiten osteuropäischen Ebene sich zu einer besondern Kulturnation entfalteten und zusammenschlossen in einem mehr asiatischen als europäischen Naturmilieu, in einem Lande mit fast undifferenzierter Bodengestaltung und wenig ausgedehnter Meereslinie, im Kampfe mit der Not verheerender Sommerdürre und furchtbarer Schneestürme, unter der Wirkung eigentümlicher Verteilungen von Wald, Steppe und Fluß und besonderer, durch Vorherrschen asiatischer Ostwinde gekennzeichneter klimatischer Bedingungen, kurz jener physikalischen Faktoren, deren Bedeutung die antiken Geographen besser als viele von uns ermaßen, da sie den Don statt des Urals als europäisch-asiatische Grenzmarke erkannten und ansahen, und die auf die historisch-anthropologischen Vorgänge in „Osteuropa“ tiefen Einfluß geübt haben. Reichlich $^2/_3$ der Bevölkerung ist aus einem langdauernden und zusammengesetzten Rasseprozeß, in den der germanische Typus schon sehr früh und mit der Zeit entscheidend eingriff, der aber auch eine wesentliche Beteiligung finnisch-mongolischer, sowie türkisch-tatarischer Typen erkennen läßt, als großrussischer Stamm hervorgegangen, weniger als $^1/_4$ birgt heute die Kleinrussen, $^1/_{12}$ die weißrussische Nation. Staatenbildend im eigentlichen Sinn hat aber nur der großrussische Stamm mit Erfolg gewirkt. Er, der beim Untergang des Kijewschen Reiches sich von den späteren Kleinrussen schied und ihnen durch ein viele Jahrhunderte langes getrenntes Dasein dauernd fremd wurde, war einerseits am längsten und ausgiebigsten besonderen Verhältnissen der Rassekreuzung, vor allem germanischem und finnischem Einfluß, dem die Kleinrussen sich früh entzogen, ausgesetzt, andererseits diente ihm die rauhe Natur des östlichen Nordens am Wolgaoberlauf mit seinem magern lehmig-sandigen Boden, seinen Wäldern und Sümpfen, seinem weiten unregelmäßigen Flußnetz als natürlicher Sporn der Anstrengung, als Reiz zum Unternehmen und Wandern. Die Aufgabe der Kolonisierung des Landes und neueroberter Gebiete hat fast ausschließlich der großrussische Stamm übernommen und erfüllt, und so hat er sich weit über die Grenzen des alten Moskowitiens vom Weißen Meer bis zur persisch-türkischen Grenze und vom Baltikum bis zum Stillen Ozean ausgedehnt. Den übrigen russisch-slawischen Volksstämmen ist der Großrusse nicht nur in seiner Ausbreitung im Raume vorausgeeilt, denn er allein hat Turgenjews, Lermontows, Dostojewskis, Tolstois, Wereschtschagins hervorgebracht, sondern jene erscheinen in der Bevölkerung des Reiches als verhältnismäßig passive Elemente, die in der Geschichte nicht zu größerer politischer Bedeutung sich aufgeschwungen haben. Und überall, wo dieser Stamm uns entgegentritt, im Wolga-Kama-Land, im Donbassin, in Sibirien, im Kaukasus, in Neurußland, zeigt er, dessen Bildung in so bemerkenswerter Weise durch den Rassefaktor beeinflußt erscheint, in seinem ganzen bio-

logischen Gebahren jene ererbten und erworbenen Merkmale, die ihn von seinen Stammesbrüdern unterscheiden und die die physiologische Grundlage seiner größern Energie, seiner Beweglichkeit und Aktivität darstellen.

Die germanische Abstammung Galileo Galileis.

Dr. Ludwig Woltmann.

Daß die anthropologischen Wurzeln der künstlerischen Wiedergeburt Italiens der eingewanderten germanischen Rasse, namentlich dem langobardischen Stamme zu danken sind, dürfte nach den von mir veröffentlichten Untersuchungen nicht mehr zweifelhaft sein. Denselben Beweis gedenke ich später auch für die wissenschaftlichen Leistungen des italienischen Volkes zu erbringen, daß nämlich die großen Vertreter der Philosophie, Physik, Mathematik und der biologischen Naturwissenschaften, daß ein Aldrovandi, Grimaldi, Giordano Bruno, Galilei, Viviani, Avogadro, Galvani, Torricelli, Malpighi, Morgagni, Tartaglia, Volta (eigentlich Inzaghi) usw. germanischen Ursprungs sind. An dieser Stelle will ich nur den Nachweis führen, daß der größte unter den genannten Naturforschern, Galileo Galilei, eines der glänzendsten wissenschaftlichen Genies, das die Menschheit hervorgebracht hat, unzweifelhaft ein Sprößling der blonden blauäugigen Rasse gewesen ist.

Geboren wurde Galileo Galilei im Jahre 1564 zu Pisa. Sein Vater, Vincenzio Galilei, war ein florentinischer Edelmann und geschickter Mathematiker, der sich durch Schriften über die Theorie der Tonkunst bekannt gemacht hat. Seine Mutter hieß Giulia und entstammte einem alten und berühmten Geschlecht namens Ammanati aus Pescia. Die Familie Galilei ist bis ins 14. Jahrhundert zu verfolgen, bis auf einen Giovanni, Sohn des Galileo, der im Jahre 1385 unter den „domini" von Florenz genannt wird, während die Ammanati in Pescia aus einer Familie desselben Namens stammten, die in Pistoria die höchsten Ehrenstellen inne hatte.

Ueber den Ursprung der beiden Familien ist zu sagen, daß sie als „nobili famiglie" höchstwahrscheinlich germanischen Ursprungs gewesen sind, da die Patriziergeschlechter der Städte Ober- und Mittelitaliens nachweislich fast durchweg aus den Langobarden, Franken usw. hervorgegangen sind. Sicher wird diese Abstammung durch die Ableitung der Familiennamen aus der deutschen Sprache. Ammanati ist höchstwahrscheinlich aus Aman-nath oder Aman-had abzuleiten. Auch Galileo ist deutschen und zwar vermutlich langobardischen Ursprungs. Der Name hat mit Galilaeus (der Galiläer) nichts zu tun. In älteren Urkunden wird er auch Gallileo geschrieben. Analoge Bildungen sind Ursileo und Wezileo, die als langobardische Namen aufgeführt werden. Auch sonst kommt der Name Galilei, obschon nur selten, heute noch in Italien vor, während Galileis eigenes Geschlecht gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit einem Pfarrer im florentinischen Distrikt Chianti

erlosch. Der Name Galileo ist zusammengesetzt aus Galo, Gallo = nhd. Gahle, Gall und Leo. Leo ist ein Name, der neben Leu und Ley auch im Neuhochdeutschen sehr häufig vorkommt und ist, wie Leon, franz. Léon, auch in vielen zusammengesetzten Namen wie Leopoldo, Leoprando, Leonardo nachzuweisen. Leo, Leon, Léon hat mit dem lateinischen leo, leonis (= Löwe) nichts zu tun. Sonst würde es z. B. im Französischen Lion und nicht Léon heißen. Leo ist ein echter deutscher Name, und ebenso sind es die Zusammensetzungen mit Leo, wie Ursileo, Wezileo und Galileo. Dies wird um so gewisser, als die neuhochdeutsche Form dieser Namen gar nicht so selten ist. Galilei ist nämlich im Deutschen = Galley, entstanden aus Gali-ley. Analoge Bildungen sind Polley (aus Polileo?) Balley (aus Balileo?) und Colley (aus Colileo?).

Spricht schon die adelige Herkunft, der Ursprung des väterlichen und mütterlichen Familiennamens für germanische Abstammung, so wird diese durch die Feststellung des physischen Typus Galileo Galileis unwiderleglich erwiesen.

Bildnisse oder anthropologisch verwertbare Notizen über Galileis Vater und Mutter sind mir bisher nicht bekannt geworden. Ueber ihn selbst sind wir durch biographische Nachrichten und Bildnisse hinreichend unterrichtet. Jagemann gibt in der „Geschichte des Lebens und der Schriften Galileo Galileis" auf Grund des Studiums älterer italienischer Biographien folgendes an: „Er war von ehrwürdigem Aussehen, vielmehr groß als klein von Statur und von starkem Gliederbau. Seine Augen waren voll Feuer, seine Stirn hoch und breit, die Gesichtsfarbe weiß und das Haar rötlich." (S. 165.) Diese biographischen Nachrichten werden bestätigt und ergänzt durch die überlieferten Bildnisse, unter denen das schönste dasjenige von Sustermans in Florenz ist, auf welchem große, klare, blaue Augen zu sehen sind.

Edle Herkunft und Namensursprung der väterlichen und mütterlichen Familie, seine große Statur und weiße Haut, das rötliche Haar, die blauen Augen, alle diese Indizien und Merkmale machen es zu einem unabweisbaren Schluß, daß Galileo Galilei der germanischen Rasse und zwar wahrscheinlich dem langobardischen Stamme entsprossen ist.

Der deutsche Verein für Volkshygiene.

Oberstabsarzt Dr. Otto Neumann.

Die Politisch-anthropologische Revue hat als Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker schon wiederholt Hinweise auf den deutschen Verein für Volkshygiene gebracht, es dürfte sich im folgenden aber darum handeln, kurz und knapp die Ziele dieses Vereins, als eines Zentralpunktes für Volkshygiene, darzulegen und das zusammenzufassen, was der Verein will. Ich kann es mir füglich ersparen, darauf hinzuweisen, daß die Volksgesundheit das A und O aller sozialen Bestrebungen ist; so einfach diese Binsenwahrheit

klingt, so schwer ist es andererseits, die mannigfachen Bestrebungen auf dem Gebiet der Volksgesundheitspflege zusammenzufassen. Gibt es doch eine Reihe von Volkswohlfahrtsbestrebungen, die ein gemeinsames Ziel haben und sind doch in der Neuzeit auch Sondergesellschaften, wie z. B. die zur Abwehr der Geschlechtskrankheiten, zur Bekämpfung der Kurpfuscherei entstanden, die mit den Bestrebungen des deutschen Vereins für Volkshygiene durchaus im Einklang stehen. Wenn man bedenkt, wie die Hygiene in der Tat in aller Munde ist, wie alle menschlichen und sozialen Bestrebungen, auf welchen Gebieten es auch immer sei, von ihr beeinflußt werden, so müßte man annehmen, die Hygiene sei modern und wir müßten tatsächlich zu einem Verständnis für ihre Forderungen gelangt sein. Wir sind aber davon noch weit entfernt. Erst allmählich beginnt sich in den breiteren Volksschichten ein Verständnis für den Wert einer aufbauenden positiven Hygiene, wie sie Hueppe fordert, anzubahnen. Die Hygiene ist eine eminent praktische Wissenschaft und darum handelt es sich, die Lehrsätze der Wissenschaft umzusetzen in das praktische Leben. Man hat soviel gesprochen von einer Popularisierung der Wissenschaft. Die Volksgesundheitspflege ist ein Gebiet, auf welchem der Popularisierung der Wissenschaft der weiteste Spielraum zu gönnen ist. Wenn der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege, der zum größten Teil aus Aerzten und Ingenieuren besteht, in der Hauptsache die wissenschaftlichen Fragen der Gesundheitspflege bearbeitet, so soll der deutsche Verein für Volkshygiene die von der Wissenschaft beratenen und geklärten Dinge umsetzen in die Volkssprache. Er soll der Dolmetscher sein, der die Errungenschaften der Wissenschaft auf dem großen Gebiet der Hygiene dem Volk verständlich macht, der den Wert und die Ergebnisse rein wissenschaftlicher und gelehrter Forschung gangbar und verwertbar macht für das Volk.

Hierzu ist aber eine Vereinsbildung unerläßlich. Dem Zentralverein, der seinen Sitz in Berlin hat, müssen weiterhin in den Provinzen Zweigvereine erstehen, wie solche bereits in vielen Städten mit gutem Erfolge gegründet worden sind.

Einen solchen Zweigverein denke ich mir als eine hygienische Zentralstelle für die betreffende Stadt. Er kann nur ersprießlich arbeiten, wenn er sich mit den Behörden dieser Stadt in Verbindung setzt, mit den Schulen, mit den sonstigen hygienischen Einrichtungen, Milchanstalten, Kaffeehäusern, wenn er dem Nahrungsmittelverkehr der Stadt seine Aufmerksamkeit schenkt, wenn er kurzum auf alles achtet, was hygienisch in der Stadt von Bedeutung ist. Und was wäre, wenn es das Treiben der Menschen angeht, hygienisch nicht von Bedeutung? Was nützen alle hygienischen Einrichtungen, die eine Gemeinde, eine Stadtverwaltung, ein Bezirk der Verwaltung trifft, wenn das Verständnis für diese Einrichtungen fehlt? Ein solcher Zweigverein soll ein richtiges soziales Bindeglied sein zwischen der behördlicherseits angeordneten hygienischen Ueberwachung und zwischen dem Volk, für dessen Gesundheit solche Anordnungen getroffen werden. Denn die Geschichte der ansteckenden Krankheiten hat gelehrt, wie oft die wohltätigen, von der Behörde getroffenen Maßnahmen zum Schutze des Volkes von diesem aus Unverstand und aus Unkenntnis mißachtet werden.

Der deutsche Verein für Volkshygiene will also, kurz gesagt, die Erfahrungen der hygienischen Wissenschaft nutzbar machen für das Volk, er will belehrend und aufklärend wirken, er will die Behörden und sonstigen öffentlichen Einrichtungen unterstützen in ihrer Aufgabe und in ihrem Zweck zur Erhaltung der Volksgesundheit. Um dies durchzusetzen, ist eine Vereinigung Gleichgesinnter notwendig.

Die Zweigvereine sind durchaus selbständige Vereine, unabhängig vom Zentralverein, der lediglich Direktiven erteilt.

Zweifellos leben wir in einem Zeitalter, in welchem eine Aufklärung des Volkes notwendig ist. Die Aufklärung wird auch vom Volke verlangt. Es ist nur notwendig, diese gewünschte und geforderte Aufklärung in die richtigen Bahnen zu lenken. Was der Verein für Volksbildung auf dem allgemeinen Gebiet der Bildung will, das erstrebt der deutsche Verein für Volkshygiene auf dem der Gesundheitspflege.

An Vorträgen und Schriften hat es nicht gefehlt, zahllos sind die Hefte und Broschüren, die über hygienische Themata geschrieben, groß die Anzahl populärer Vorträge über Medizin und Hygiene, die in den verschiedenen Vereinen gehalten worden sind.

Im deutschen Verein für Volkshygiene ist die Belehrung Hauptzweck. Unter Belehrung versteht der Verein eine systematische Belehrung, einen fortlaufenden Unterrichtskursus in der Gesundheitspflege in der Form öffentlicher Vorträge oder geschlossener Lehrkurse.

Im deutschen Verein für Volkshygiene sind Debatten und Diskussionen ausgeschlossen. Dieser Punkt dürfte auf Widerstand stoßen, und ich muß daher meinen Standpunkt verteidigen.

Die sogenannten Naturheilvereine oder wie sie sich auch nennen: Vereine für naturgemäße Lebensweise lassen an ihren Abenden Debatten und Diskussionen zu. Des Pudels Kern ist der, daß Laien mit Behagen sich über medizinische und hygienische Gegenstände ergehen. Dies führt uns zu der wichtigen Frage, wer soll dem Volke Lehrer der Hygiene sein?

Der berufene Führer und Lehrer auf diesem Gebiet ist der hygienisch gebildete Arzt, der hygienisch gebildete Schulmann, der Ingenieur und jeder, der sich fachwissenschaftlich mit den hygienischen Dingen befaßt hat. Geschieht aber die Belehrung und Aufklärung durch solche Lehrer, die an sich im Besitz des Befähigungsnachweises für ein solches Lehramt sind, so kann von einer Debatte und Diskussion keine Rede mehr sein. Damit ist ja durchaus nicht ausgeschlossen, daß eine Erörterung von Fragen z. B. in Gestalt eines Fragekastens stattfinden kann.

Der Umstand, daß die Belehrung durch Berufene stattfindet, daß Debattierung über wissenschaftliche Fragen ausgeschlossen ist, scheidet einen Zweigverein des deutschen Vereins für Volkshygiene ganz wesentlich von einem sogenannten Naturheilverein.

Der deutsche Verein für Volkshygiene vermeidet es absichtlich, sich in einen Gegensatz zu der sogenannten Naturheilbewegung zu setzen. Er erkennt an, daß der Zweck, den die Naturheilbewegung hat, an sich ein guter ist, daß aber der Weg, den sie geht, ein Weg mit untauglichen Mitteln ist. Ein Weg mit tauglichen Mitteln ist der, den der deutsche Verein für Volkshygiene beschritten hat. Denn in

vorderster Reihe ist der Hygieniker, der hygienisch geschulte Arzt, berufen, Leiter, Lehrer und Führer zu sein.

Und doch ist bei noch sehr wenigen Aerzten das Verständnis für die Ziele und Zwecke des deutschen Vereins für Volkshygiene vorhanden. Der Verein hat es selbstverständlich nicht unterlassen, sich in erster Reihe an die Aerzte unter der Bitte um Mithülfe zu wenden, und so sehen wir denn eine Reihe unserer bedeutendsten Aerzte und Hygieniker an der Spitze des Zentralvereins und der Zweigvereine stehen. Ein anderer großer Teil der Aerzte steht abseits. Die einen meinen, Aufklärung nutze doch nichts, die anderen scheuen sich in vornehmer Reserviertheit, die Errungenschaften der Wissenschaft zu popularisieren, noch andere fürchten, daß die gegebene Aufklärung falsch verstanden werde und daß die von ihnen aufgewendete Mühe vergebens sei, manche meinen ferner, die gewährte Aufklärung würde ja doch nur der sogenannten Naturheilbewegung Freunde zuführen u. s. f. Diese Einwände sind unberechtigt, und gerade die neuere Literatur hat gezeigt, wie sich in Aerztekreisen, in ärztlichen Zeitschriften die Stimmen mehren, welche für eine recht zahlreiche Beteiligung der Aerzte an dem deutschen Verein für Volkshygiene eintreten. Mehr denn je ist die soziale Seite der ärztlichen Aufgabe hervorgetreten und sowie die Tätigkeit des Arztes an anderen sozialen Aufgaben gewachsen ist, so soll es auch seine Aufgabe sein, als Lehrer seines Volkes in der Gesundheitspflege aufzutreten.

Ist dem Arzte, gleichviel zu welcher Richtung er sich wissenschaftlich bekennt, gleichviel, ob er beamteter Arzt, Militärarzt, praktischer Arzt, Spezialarzt ist, darum im Ernst zu tun, für die Aufklärung zu wirken, die Errungenschaften seiner Wissenschaft darzutun, ist es ihm Ernst damit, das Schwert des Geistes zu ziehen gegen Unverstand, Aberglauben, Wahn und Verdummung, mit denen er täglich zu kämpfen hat, so ist ihm in einem deutschen Verein für Volkshygiene die beste Gelegenheit geboten.

In solchen Vereinen könnte ein klares offenes Wort gegen die Kurpfuscherei, eines der schlimmsten sozialen Uebel, gegen die Zunahme der Geschlechtskrankheiten, gegen die Tuberkulose, gegen den Naturheilkoller gesprochen werden, in einem Vortrag kann das Volk aufgeklärt werden, daß die Aerzte von jeher auf dem Boden einer rationellen Naturheilmethode gestanden haben, daß die sogenannte Naturheilbewegung, wie sie dem Volke von Irrlehrern plausibel gemacht wird, ein großer Volksirrtum ist. Es läßt sich somit durch die Aerzte in den Vereinen für Volkshygiene ein Bollwerk schaffen gegen den Naturheilschwindel, der das Volk aussaugt, ausbeutet durch eine minderwertige populäre Literatur, für die das Volk Millionen verausgabt hat; in den Vereinen lassen sich aus sachkundigem Munde die Grundsätze einer vernünftigen Lebensweise einem großen Publikum vortragen.

Selbstlos stellt sich der Arzt damit in den Dienst des Volkes zugunsten der Gesundheit des Volkes, während die sogenannten Gesundheitsapostel lediglich in ihrem Interesse als Erwerbsquelle Wandervorträge halten. Ich war gezwungen, auf diese Dinge einzugehen, weil es noch immer Leute gibt, die da glauben, der deutsche Verein für Volkshygiene sei nur eine Abart des Naturheilrummels.

Der deutsche Verein für Volkshygiene hat ein angesehenes Publikationsorgan in seinen „Blättern für Volksgesundheitspflege“, an welchen die berufensten Hygieniker mitarbeiten. Der reiche Inhalt der jetzt im vierten Jahr erscheinenden Zeitschrift berührt alle hygienischen Verhältnisse; alle 14 Tage erscheint ein Heft, der Preis beträgt Mk. 4,80 für das Jahr.

Neben der Belehrung durch Wort und Schrift geht der Verein damit um, hygienische Einrichtungen in das Leben zu rufen. Er gründet Zentralmilchhallen, Kaffeehäuser, Volksernährungsanstalten, hat eine besondere Abteilung für Kleiderreform, er richtet seine Aufmerksamkeit auf die Einführung von Volksspielen zur Erziehung, zur Gesundung, auf die rationelle Jugenderziehung, kurzum, es gibt kein Gebiet des Volkslebens, dem er nicht eine hygienische Seite abzugewinnen wüßte.

Wenn die Volksgesundheit die wichtigste soziale Aufgabe ist, die es überhaupt gibt, so muß jedes Streben Anerkennung finden, welches diese Gesundheit zu heben bereit ist. Alle derartigen Bestrebungen vereinigen sich aber, wie in einem Brennpunkt, im deutschen Verein für Volkshygiene.

Der Verein spricht daher in dieser Zeitschrift die Bitte aus, man möge ihn fördern und unterstützen durch Gründung von Zweigvereinen allerorten, die ein Zentralpunkt werden sollen für alle hygienischen Bestrebungen, in Verbindung mit den Behörden, mit den offiziellen Gesundheitsorganen, mit allen den sanitären Vorkehrungen, wie sie bereits bestehen.

Der deutsche Verein für Volkshygiene will das kostbarste Gut schützen und schirmen, hegen und pflegen, das die Nation besitzt — die deutsche Volksgesundheit —, denn, wie das Kennwort des Vereins lautet — nur im gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist.

Bemerkungen über die neue Frauentracht.

Professor Dr. Gustav Fritsch.

Unter dem Titel einer „Philosophie der neuen Frauentracht“ hat der durch seine Schriften zur Förderung der Kunst rühmlich bekannte Dr. A. Thiele ein interessant und lehrreich geschriebenes kleines Werk veröffentlicht, das sich mit der neuen Frauentracht beschäftigt und zwar gewissermaßen vom theoretischen Standpunkt die dabei in Frage kommenden Prinzipien erörtert, während sich der Autor in den praktischen Dingen auf den bekannten und geschätzten Zeichner Fidus stützt, dessen Illustrationen auch das Werk zieren[1]).

Als richtiger Philosoph sucht der Verfasser dabei auf die Grundursachen, die „causae finales“ der Erscheinungen, vorzudringen und widmet den ganzen Anfang seiner Schrift einer Betrachtung über die geistigen Anlagen der Frau im allgemeinen, obwohl diese Seite des Gegenstandes doch nur in einem sehr lockeren Zusammenhang mit dem eigentlichen Thema steht. Er zitiert den harten Ausspruch des

[1]) A. Thiele: Zur Philosophie der neuen Frauentracht. Seemann Nachfolger, Leipzig, 1903.

unglücklichen Nietzsche: „Gehst Du zu Frauen, vergiß die Peitsche nicht!" ohne sich dagegen aufzulehnen, macht aber gegen den misogynen Dr. Möbius, der „über den physiologischen Schwachsinn des Weibes" schrieb, mit Recht lebhafte Opposition.

Da ich mich selbst mehr als dreißig Jahre als Spezialist mit der anatomischen Untersuchung des Zentralnervensystems beschäftigt habe, halte ich mich für berechtigt, Thiele gegen Dr. Möbius etwas zu sekundieren. Es ist zu bestreiten, daß ein sicherer Beweis für die Behauptung erbracht ist, das weibliche Stirn- und Scheitelhirn sei windungsärmer als dasjenige des Mannes. Richtig ist, daß Größe und Gewicht des weiblichen Gehirnes im Durchschnitt gegen das männliche Gehirn zurückstehen, aber das beweist wenig in betreff der geistigen Fähigkeiten, selbst wenn die Zahlen als Indices im Verhältnis zu Körpergröße und Gewicht aufgestellt sind, was nur in den seltensten Fällen geschehen ist. Dr. P. J. Möbius hätte in diesem Punkte vielleicht etwas von dem Schulmädchen lernen können, welches auf die Frage der Lehrerin: „Was es sich dabei dächte, wenn es hörte, das weibliche Gehirn sei kleiner und leichter als das des Mannes?" prompt erwiderte: „Daß es beim Gehirn des Weibes mehr auf die Qualität als Quantität ankomme."

Dies klingt wie ein harmloser Scherz und doch hatte das Mädchen recht! Unzweifelhaft beruhen unsere höchsten Leistungen des Geistes auf dem Reichtum und der Lebendigkeit der Erinnerungsbilder, welche den Ganglienzellen der grauen Großhirnrinde eingeprägt sind. Windungsreichtum, welcher naturgemäß eine Vermehrung der Rindenoberfläche und mit größter Wahrscheinlichkeit auch der Rindenganglienzellen bedingt, wird allerdings mit hoher geistiger Entwicklung in Verbindung gebracht werden können; die bloße Gehirnmasse, welche ein Gemisch sehr verschiedener Gewebsformen darstellt, erlaubt eine solche Schlußfolgerung nur in sehr bedingter Form. Hat doch der Seehund eines der windungsreichsten Gehirne, welche wir kennen.

Ein verstorbener, als Autor sehr fruchtbarer Arzt und Anatom, Dr. Albrecht, veröffentlichte eine Schrift: „Ueber die Bestialität des Weibes", Dr. Möbius: „Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes", andere Autoren haben sich, vielleicht mit mehr Grund, über den Mangel an Wahrheitsliebe des weiblichen Geschlechtes verbreitet; auf diese Autoren gestützt, kommt man also zu der Zensur: „Bestialisch, schwachsinnig und verlogen!" Was noch? Ist es nicht vielleicht an der Zeit, das bekannte Dichterwort in Erinnerung zu bringen: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben!"

Thiele hat sich übrigens selbst einen sehr verständigen, leider ungenannten Sekundanten verschafft, der ein Büchlein unter dem Titel „Frauentrost" herausgegeben hat, aus welchem der folgende Satz zitiert wird: „Das eine Geschlecht ist genau ebenso wichtig, unentbehrlich, wie das andere, das eine ist undenkbar ohne das andere, keins ist sich selbst genug, sie sind aufeinander angewiesen, und jedes fordert und nimmt vom andern, was es selbst nicht hat und was nur das andere zu geben vermag."

Ich glaube, das Verhältnis der Geschlechter zueinander und ihre relative Bedeutung läßt sich wohl nicht treffender und objektiver ausdrücken, als es in diesen wenigen Worten geschehen ist. Dieser Standpunkt sollte aber wohl auch für die weitere Behandlung des vorliegenden Themas ausreichen, zumal er als der natürlichste nach meiner Ueberzeugung trotz aller modernen Bestrebungen dauernde Richtigkeit behalten wird.

Solche Grundlage wird auch bei den Betrachtungen über die neue Frauentracht genügen müssen; es ist kaum zweckmäßig, bei dieser Gelegenheit die ganze, vielumkämpfte Frauenfrage aufzurollen; wünschte Dr. Thiele außer der wohlverdienten,

weiten Verbreitung, welche seine geistreichen Ausführungen fanden, auch praktische Erfolge zu erzielen, so hätte er vielleicht diese philosophischen Betrachtungen zugunsten einer rein sachlichen Erörterung etwas zurückstecken können. Der Autor ist eben ausgesprochener Optimist und sieht im Geiste schon die neue Zeit heraufdämmern, wo das gesundheitlich erzogene Mädchen, von den Fesseln der unverständigen, herrschenden Tracht befreit, als vollkommen gleich leistungsfähiges, nicht nur gleichberechtigtes Wesen an die Seite des Mannes tritt.

Als Eideshelfer für die sichere Erreichung des in Aussicht gestellten glänzenden Zukunftsbildes hat Dr. Thiele den bekannten Schriftsteller Wilhelm Bölsche, „Dichter, Philosoph und Naturforscher zugleich", zitiert, dessen Phantasie das kommende weibliche Geschlecht in den rosigsten Farben schildert: „Dieser Mensch (d. h. die regenerierte Frau) aber in seiner Vollkraft, in seiner Kraft, die stark ist, heute in den Sternen zu lesen und morgen ein Kind zu gebären, ohne daß eines das andere stört" (S. 31). Es ist gut, daß Thiele den „Dichter" voranstellte; denn nur vor einer dichterischen Phantasie konnte ein solches Bild erscheinen. Der nüchterne Beurteiler wird sich der Ueberzeugung kaum verschließen, daß die Lebensäußerungen des noch ungeborenen Erdbewohners den Gang der Gestirne doch erheblich beeinflussen würden, wenn auch nur scheinbar.

Die Anschauungen und Bestrebungen der schon genannten Autoren, zu denen außerdem vor allen Dingen Schultze-Naumburg zu rechnen wäre, sind mir nicht nur durchaus sympathisch, sondern decken sich tatsächlich in den wichtigsten Punkten mit meinen eigenen[1]). Wenn ich gleichwohl in anderen glaube Bedenken äußern zu müssen, so liegt dies nur in dem Umstand, daß die Vertreter dieser völligen Umgestaltung unserer Frauentracht sich, soviel ich sehe, nicht so eng an die realen Verhältnisse angelehnt haben, als sie wohl selbst glauben, und ich die Meinung vertreten muß, daß kein noch so lobenswerter Enthusiasmus der guten Sache dauernde Erfolge verschaffen kann, sondern nur die strengste, vorurteilsfreie Berücksichtigung der tatsächlichen Grundlagen.

Dieser Meinung habe ich im Hinblick auf Schultze-Naumburgs verdienstvolles Werk: „Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung" vor etwa Jahresfrist in einem Aufsatz Ausdruck gegeben, der den Titel trägt: Reformtracht oder Normaltracht? Indem ich auf diesen Aufsatz in betreff der näheren Ausführung verweise, möchte ich hier nur daran erinnern, daß der vielfach behauptete Mangel einer Taille am natürlichen Körper der Frau auf einem entschiedenen Irrtum beruht; auch die Venus von Milo hat Taille, d. h. auch bei ihr setzt sich der vom Skelett des Brustkorbes gestützte Teil des Rumpfes, wie stets am normalen Körper, gegen die ebenfalls von starken Knochen gebildete Beckenpartie mittelst einer Einsenkung der durch tonisch kontrahierte Bauchmuskeln eingefaßten Weichen deutlich ab. Es ist demnach unnatürlich, diese Gliederung des Rumpfes durch die Tracht zu unterdrücken.

Auch die Kurzbeinigkeit des Weibes im Vergleich zum Manne ist eine überkommene Fabel, wie sich sehr deutlich aus den zum Teil auf meine eigenen Messungen gestützten Figuren meines Freundes Stratz ergibt, dessen verdienstvollen Werken auch Thiele Rechnung trägt.

Aber nicht nur die Tracht, also auch die Reformtracht wird, wie Thiele mit Recht fürchtet, aller frommen Wünsche ungeachtet, von der tyrannischen Mode unterworfen werden, sondern die Körperform selbst tritt sie grausam unter ihre Füße; ist es doch zurzeit notorisch unmodern „Hüften zu tragen", so daß man

[1]) Vergl. meinen Aufsatz: Bekleidung und Sittlichkeit. Pol.-anthropol. Revue, Jahrgang I, Heft 11.

junge, dekadente Damen den Ausspruch tun hört: „Hüften einfach gräßlich!“ Dies gibt zu denken, wenn man die Ansichten der neueren Reformbestrebungen in betreff der Frauenkleidung auf praktische Erfolge richtig schätzen will.

Die menschliche Gesellschaft ist doch nur ein Teil der gesamten belebten Welt und bleibt denselben Entwicklungsgesetzen unterworfen wie die anderen Lebewesen. Die Formen, in denen sie sich uns augenblicklich zeigt, haben sich im Laufe ungezählter Jahrtausende durch ein Zusammenwirken der mannigfachsten, zum Teil recht verwickelter Beziehungen herausgebildet. Es ist gänzlich aussichtslos, solche eingerostete Verhältnisse, auch wo sie sich deutlich als schädliche Vorurteile charakterisieren, durch einen Federstrich zu beseitigen, dazu gehört eine intensive, langandauernde Einwirkung.

So mußte der Maler Dieffenbach mit seinen Reformbestrebungen trotz aller Hingabe an seine Sache Schiffbruch leiden, da er glaubte, sich ungestraft mit seiner ganzen Umgebung in Widerspruch setzen zu können; so wird sein Jünger Fidus in den gleichen Bestrebungen des nachhaltigen Erfolges entbehren, wenn er den Verhältnissen nicht mehr Rechnung trägt.

Die Philosophie Dr. Thieles und die praktischen Gesichtspunkte des Malers Fidus decken sich übrigens, soviel ich sehe, keineswegs völlig. In den philosophischen Erörterungen des ersteren spielt ersichtlich der Schönheitsbegriff eine gefährliche Rolle; man darf nur versuchen, denselben genauer zu umgrenzen, um auf allen Seiten Gegner auftauchen zu sehen; denn „wat den eenen sin Uhl, is den annern sin Nachtigall“, sagt Fritz Reuter. Fidus dagegen haut den gordischen Knoten durch und erklärt kurz und bündig: „Zweckmäßig ist schön“. Handelte es sich um den Körper allein, so hätte er sagen können: „Leistungsfähig ist schön“, ohne ernsten Widerspruch fürchten zu müssen. Wenn die alten Griechen ihre Sieger in den olympischen Spielen, männlichen wie weiblichen Geschlechtes, vielfach als Modelle für ihre Bildwerke wählten, so taten sie es gewiß in der Ueberzeugung, daß die zur höchsten Leistungsfähigkeit entfalteten Körper der idealen Form des Menschen, für die er veranlagt ist, möglichst nahe kamen. Diese der idealen genäherte Form wird sicher stets in weitesten Kreisen als „schön“ anerkannt werden.

Mit der Tracht ist es schon viel bedenklicher, die Anerkennung des Schönen zu gewährleisten. Fidus hat eine Arbeitskleidung der Frau konstruiert (S. 38 des Thieleschen Werkes), welche wohl als zweckmäßig gelten kann, ob er Glück damit haben wird, sie als „schön“ anerkannt zu sehen, bezweifle ich. Eine sehr ähnliche Tracht wird übrigens von den Weibern Astrachans getragen, welche sich mit der Zerlegung und Zubereitung der Fische beschäftigen, nur tritt an Stelle der Bluse eine kurze Jacke.

Die auf den beigegebenen Tafeln dargestellten Trachten, als „Hänger“ berechnet, erinnern, abgesehen von dem zuweilen abweichenden Schnitt, in bedenklicher Weise an die nicht gerade neuen „Dormeusen“ der französischen Mode. Sie mögen luftig und bequem sein, aber daß die Ebenmäßigkeit eines schön gebauten Körpers sich darin vorteilhaft zeigt, kann man wohl kaum behaupten; ebensowenig aber, daß die damit bekleideten Personen eine hervorragende Leistungsfähigkeit entfalten könnten.

Als zweckmäßig und kleidsam darf man wohl die „Berg-Wandertracht“ (S. 44) anerkennen; das letztere Beiwort wird man auch der Bekleidung zweier reizender Schlittschuhläufer (Knabe und Mädchen) auf dem Titelbilde nicht versagen; unser jetziges Geschlecht dürfte sich freilich in so leichten Fähnchen auf dem Eise einen derben Schnupfen holen.

Wir wollen wünschen und hoffen, daß dies jugendfrische und lebensfrohe Geschlecht der Zukunft recht bald erscheinen möge, daß besonders das weibliche Geschlecht, Dank der modernen Frauenbewegung, seine körperliche und geistige Wiedergeburt feiere!

Die so hoffnungsvoll in die Zukunft blickenden Autoren werden aber schon verzeihen müssen, wenn viele sich außerstande erklären, den angedeuteten Mitteln, besonders der neuen Frauentracht mit dem porösen „Unterzug" und „Hänger" einen so welterschütternden Einfluß, wie es die Regeneration des weiblichen Geschlechtes mit sich bringen würde, zuzutrauen. Aber auch diese werden bei ruhiger Würdigung der Tatsachen nicht umhin können, Thiele Dank zu wissen, daß er den Gegenstand in so liebenswürdiger, hoffnungsfreudiger Darstellung dem großen Publikum näher gebracht hat.

Ein bedeutender Erfolg leuchtet schon jetzt aus den hierher gehörigen Bestrebungen hervor: Das durch die gewohnte Unnatur verbildete Auge lernt allmählich wieder den menschlichen Körper richtiger zu sehen und zu beurteilen. Möge eine unverständige und unsittliche Prüderie das Volk nicht gewaltsam verhindern, weitere Fortschritte in dieser Richtung zu machen!

Dem Andenken Friedrich Ratzels.

Dr. Gustav Antze.

Der 10. August ds. Js. hat uns ganz unerwartet einen unserer bedeutendsten geographischen Forscher entrissen. Friedrich Ratzel starb plötzlich infolge eines Herzschlages in Ammerland am Starnberger See, kurz vor Vollendung seines 60. Lebensjahres.

Auf eigentümlichem Umwege war er Geograph geworden. Am 30. August 1844 in Karlsruhe geboren, widmete er sich zunächst dem Apothekerberufe. Seine Lehrzeit verbrachte er in Eichtersheim. In den Freistunden suchte er sich wissenschaftlich weiterzubilden und wandte seine Aufmerksamkeit ganz besonders den Naturwissenschaften zu. Nach bestandenem Gehülfenexamen war er noch ein Jahr in Mörs und Rapperswyl als Apotheker tätig, gab aber dann seinen bisherigen Beruf auf, um Naturwissenschaften, speziell Zoologie, zu studieren. Nach kurzem Besuch der technischen Hochschule zu Karlsruhe studierte er 1866—1868 an den Universitäten zu Heidelberg, Jena und Berlin und wurde 1868 in Heidelberg zum Doktor promoviert auf Grund der Dissertation „Beiträge zur anatomischen und systematischen Kenntnis der Oligochäten" (Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, Bd. 18). Im Winter 1868/69 hielt er sich in Cette und Montpellier auf als Schüler des Zoologen Charles Martin. Von hier aus schrieb er für die Kölnische Zeitung „Zoologische Briefe vom Mittelmeer". Daraufhin wurde er von der Kölnischen Zeitung als deren Spezialberichterstatter auf Reisen geschickt, die ihn nach Ungarn, Siebenbürgen, Italien und Sizilien führten. Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges rief ihn alsbald zurück. Er trat als Kriegsfreiwilliger in das 5. Badische Infanterie-Regiment ein. Bei Auxonne wurde er durch einen Kopfschuß schwer verwundet. Mit dem eisernen Kreuze dekoriert ging er nach Beendigung des Krieges nach München, wo er unter der Leitung von K. A. Zittel Geologie und Geographie studierte. Aus dieser Zeit datieren seine innigen Beziehungen zu Moritz Wagner. 1872—1876 machte er wieder ausgedehnte Reisen im Auftrage der Kölnischen Zeitung. Er besuchte Italien, Sizilien, Nordamerika, Mexiko und Cuba. 1876 habilitierte er sich in München und wurde noch in demselben Jahre zum Professor der Geographie an der technischen Hochschule ernannt. 1882—1884 redigierte er nebenamtlich die Zeitschrift „Das Ausland". 1886 nahm er einen Ruf nach Leipzig an auf den durch Richthofers Uebersiedelung nach Berlin freigewordenen Lehrstuhl für Geographie.

Ratzel war ein ungemein produktiver Schriftsteller. Von der großen Zahl seiner Publikationen — 1901 waren es bereits mehr als 100 — kann hier nur auf die wichtigsten hingewiesen werden. Vor seiner Ernennung zum Professor in München hatte er bereits eine Reihe mehr oder weniger umfangreicher Schriften veröffentlicht, die alle stark feuilletonistisch gehalten sind und keine große wissenschaftliche Bedeutung haben, aber doch schon einigermaßen die Eigenart ihres Verfassers erkennen lassen. Hierhin gehören: „Sein und Werden der organischen Welt" (Leipzig, 1869), „Wandertage eines Naturforschers" (2 Bde., Leipzig, 1873/74) und „Vorgeschichte des europäischen Menschen" (München, 1875). Auch einige schon während seines Aufenthaltes in München entstandene Schriften müssen ihrem ganzen Charakter nach hier angeschlossen werden, so die „Städte- und Kulturbilder aus Nordamerika" (2 Bde., Leipzig, 1876) und „Aus Mexiko" (Breslau, 1878). Während der nun folgenden Jahre entstanden dann die Arbeiten, die Ratzels wissenschaftlichen Ruf eigentlich begründet haben. 1878—1880 veröffentlichte er das zweibändige Werk „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika" (1. Bd. 1878, 2. Bd. 1880. — 2. Auflage des 1. Bds. 1893). Der erste Band behandelt in sieben Abschnitten (Begrenzung und Umrisse; geologischer Bau; Oberflächengestaltung; Ströme; Flüsse; Seen; Klima; Pflanzenwelt; Tierwelt) die physische Geographie des Landes, der zweite ist der politischen Geographie gewidmet. Das Werk ist großenteils auf eigene Beobachtungen gegründet und muß zu den für die Kenntnis der Geographie der Vereinigten Staaten grundlegenden Arbeiten gerechnet werden. Den Höhepunkt von Ratzels literarischen Leistungen stellt der 1882 erschienene erste Band der „Anthropogeographie" dar (2. Auflage 1899), mit dem sich der Verfasser in die vorderste Reihe der geographischen Forscher stellte und als Karl Ritters wahren Erben erwies. Zum ersten Male werden hier die Einwirkungen der geographischen Lage auf die gesellschaftlichen Organisationen der Menschheit und deren Entwicklung in methodisch zusammenhängender Darstellung erörtert. Nicht alle Gedanken des Verfassers sind neu, manche finden sich schon bei Karl Ritter gelegentlich ausgesprochen, und doch ist das Buch als Ganzes genommen etwas durchaus Neues und Eigenartiges, es begründet die Anthropogeographie als besonderen Zweig der geographischen Wissenschaft und kam gerade zur rechten Zeit, um der damals herrschenden Geographenschule, die aus der Geographie eine reine Naturwissenschaft machen wollte, die hervorragende Bedeutung ihrer zweiten historisch-politischen Seite nachdrücklich vor Augen zu führen. Man braucht kein kritikloser Bewunderer Ratzels zu sein, um doch von dem Erscheinen dieses Werkes an einen Abschnitt in der Geschichte der geographischen Forschung zu datieren. 1891 folgte ein zweiter Band, sehr viel umfangreicher als der erste, aber durchaus nicht auf der gleichen Höhe stehend wie dieser. Auch er repräsentiert eine gewaltige Arbeitsleistung, aber die einzelnen Abschnitte sind ungleichmäßig gearbeitet, vielfach unzuverlässig in den Detailangaben und infolge seiner Unübersichtlichkeit ist er schwer zu benutzen.

Vor der Herausgabe dieses zweiten Bandes der Anthropogeographie hatte der unermüdliche Forscher schon wieder ein anderes großes Werk vollendet, die im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig 1885—1887 erschienene dreibändige „Völkerkunde", die 1894/95 in neuer Auflage erschien, aber auf zwei Bände reduziert. Ein ethnographisches Handbuch im gewöhnlichen Sinne ist dies Werk nicht, es hat vielmehr seine Bedeutung darin, daß der Verfasser in vergleichender Betrachtung des Kulturbesitzes der Naturvölker die geographische Bedingtheit der verschiedenen kulturellen Entwicklungsstufen aufzeigt, und unter bewußter Ablehnung der von Adolf Bastian verkündeten Lehre vom Elementar- und Völkergedanken, auch die nach dieser Anschauung spontan als Folge gleicher Veranlagung

an weit voneinander getrennten Orten entstandenen ethnographischen Uebereinstimmungen durch allmähliche Ausbreitung innerhalb der ein einheitliches Ganze bildenden Menschheit zu erklären sucht.

Eine Reihe der bereits in der Anthropogeographie berührten Fragen erfuhren ihren weiteren Ausbau und zum Teil abschließende Erörterungen in dem Werke „Politische Geographie“ (1897; 2. Auflage 1902). Die politische Geographie, die bisher nur eine Anhäufung von Daten und Namen gewesen war, wird hier endlich einmal streng wissenschaftlich behandelt, allerdings in einer Form, die das Lesen des Buches gerade nicht genußreich macht.

Neben diesen größeren Arbeiten entstanden dann in rascher Folge noch zahlreiche kleinere Werke und Abhandlungen, deren vollständige Aufzählung hier nicht möglich ist. Es sei daher nur noch hingewiesen auf die ausgezeichnete kleine Heimatkunde „Deutschland“ (Leipzig, 1898), worin der Verfasser, um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen, den Deutschen lehren will, was er an seinem Lande hat, dadurch, daß er ihm zeigt, wie der Boden und das Volk zusammengehören, und auf die beiden Abhandlungen „Das Meer als Quelle der Völkergröße“ (Leipzig und München, 1898) und „Der Lebensraum“ (Tübingen, 1901).

In demselben Jahre, in dem die letztgenannte Schrift erschien, trat der unermüdlich tätige Mann wieder mit einem zweibändigen Werke an die Oeffentlichkeit: „Die Erde und das Leben“ (Leipzig, 1901) ist unter allen größeren Schriften Ratzels wohl am besten geeignet, in seine Ideenwelt einzuführen, da es in klarem, leicht lesbarem Stil das ganze Lehrgebäude der Geographie vorführt. Aeußerlich ist die gebräuchliche Klassifikation eingehalten worden, wie aber schon der Untertitel „Eine vergleichende Erdkunde“ andeutet, stehen die Wechselbeziehungen der Erscheinungen auf der Erdoberfläche im Vordergrunde der Darstellung. Der erste Band behandelt, immer unter diesem Gesichtspunkte, die Morphologie der Erdoberfläche, der zweite ist der Wasser- und Lufthülle der Erde und der Biogeographie gewidmet.

Nur einige kleinere Schriften hat Ratzel seitdem noch vollenden können. Ein zu früher Tod riß ihn mitten aus rastloser Tätigkeit heraus, und raubte der Geographie einen ihrer führenden Geister. Ein philosophisch veranlagter Kopf, hat er seinen Blick nie an den Einzelheiten als solchen haften lassen. Nur so weit die einzelnen Tatsachen geeignet erscheinen, das große Problem der ursächlichen Verknüpfung der tellurischen Erscheinungen, vor allen Dingen die Frage nach den Beziehungen zwischen den physikalischen Verhältnissen an der Erdoberfläche und dem Leben auf ihr, der Lösung näher zu bringen, sind sie Gegenstand seines Studiums. So kommt es, daß sich ihm im einzelnen manche Fehler und Ungenauigkeiten nachweisen lassen. Oft hat er das Tatsachenmaterial erst aus zweiter Hand und bei der Fülle der ihm zuströmenden Ideen hat er sich nicht immer Zeit genommen, jede einzelne von ihm behandelte Frage mit der nötigen Ruhe durchzuarbeiten. Sein Stil ist oft ermüdend durch die Breite, mit der die Gedanken ausgesprochen sind. Doch sind das alles Ausstellungen nebensächlicher Art, die den Kern seiner Arbeit nicht berühren, und nicht imstande sein können, seine Bedeutung herabzusetzen. Er hat der geographischen Forschung neue Richtlinien vorgezeichnet und ihr eine Fülle neuer Probleme gestellt, von denen er manches schon abschließend behandelt hat. Wenn man diese Tätigkeit in ihrer Bedeutung für den Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis höher einschätzt, als die korrekte wissenschaftliche Kleinarbeit, dann wird man in der Reihe der geographischen Forscher auch stets Ratzels Namen an einer der ersten Stellen zu nennen haben.

Berichte.

Biologie.

Die Weiterentwicklung des Darwinismus. Die wichtigsten neuen Anschauungen über die Bildung der organischen Formen und die Lebensvorgänge, wie der Neo-Lamarckismus, die Mutationslehre und der Neo-Vitalismus sind trotz ihres teilweise so schroff sich isolierenden Auftretens auf demselben Boden erwachsen, wie der Darwinismus, der die notwendige Vorarbeit und Basis ist, ohne welche jene Ausläufer der modernen Zoologie nicht hätten entstehen können. Heute läßt sich an gewissen Grundgedanken des Darwinismus nicht zweifeln, wie an der Verschiedenheit der Nachkommen desselben Elternpaares, ebensowenig an dem ändernden Einfluß der Lebensbedingungen, daran, daß sich auf diese Weise erworbene Eigenschaften vererben, daß durch Ausmerzung im Kampf ums Dasein sich gewisse Formen scharf sondern und schließlich, daß zoologische Reihenfolgen derselben Tiergruppe eine fortschreitende Entwicklung der Arten in aufsteigender Reihenfolge erkennen lassen. Die Abstammungstheorie, welche notgedrungen aus den Tatsachen der Embryologie, der Paläontologie und der Variabilität abzuleiten ist, ist die beste und bleibende Frucht des Darwinismus. In Anwendung auf den Menschen stellt sie ihn mitten in die Natur hinein; er muß logischerweise aus dem gesamten Entwicklungsprozeß der Natur verstanden werden, und seine Sonderstellung gegenüber der Natur, wie sie der Rest von mittelalterlicher Denkweise gegenüber der Wissenschaft in vergeblichem Bemühen noch immer festhalten will, ist ein haltloses Hirngespinst. Merkwürdigerweise gibt es noch immer Forscher, welche an der Konstanztheorie festhalten, d. h. daran, daß alle lebenden Wesen unveränderlich seien und von Anfang so bestehen wie jetzt, eine Lehre, die aber heute durch die tatsächlichen Beobachtungen als vollständig überwunden bezeichnet werden kann. Der Neo-Darwinismus ist die ausgeprägteste Form der Darwinschen Theorie und sucht in den Selektions- und Vererbungsgesetzen das Wesen der Entwicklung zu erfassen. Zu diesen Forschern gehört in erster Linie Häckel und Weismann. Häckel hat den Darwinismus zu einer naturalistischen Weltanschauung erweitert, während Weismann auf den Grundpfeilern der Variation und Selektion ein selbständiges und geistreiches Hypothesengebäude aufführte, durch welches er die Darwinschen Lehren von der Vererbung und Wirksamkeit der Selektion zu ergänzen oder auch zu ersetzen trachtete. Sein Lebenswerk stellt in jeder Beziehung eine Weiterentwicklung des Darwinismus dar. Seine Keimplasmatheorie ist eine der geistreichsten und scharfsinnigsten Annahmen der neueren Biologie und seine Determinanten-Lehre trotz ihrer Kompliziertheit eine dem gegenwärtigen Stande der Kenntnisse allein entsprechende Hypothese. Eine allgemein anerkannte Vererbungslehre gibt es heute noch nicht. Die Ursache liegt darin, daß wir noch zu wenig orientiert sind über den Bau der Zelle und die materiellen Vorgänge bei der Befruchtung, trotzdem wir durch die neueren morphologischen Forschungen um ein ganzes Stockwerk tiefer in das unergründliche Bergwerk vitaler Kleinstruktur hinabgestiegen sind. Das zweite Problem, das Darwin der Weiterentwicklung hinterlassen hat, ist die Frage, in welcher Art die Anpassung der Lebewesen an die wechselnden Verhältnisse der Umgebung stattfindet. In den letzten zehn Jahren haben sich die Forscher redlich bemüht, eine Antwort hierauf zu finden und haben dadurch eine bedeutende Erweiterung unseres Naturwissens erzielt. Es wird dadurch neben der Steigerung zufällig erworbener Merkmale durch Zuchtwahl als zweites artenbildendes Prinzip die Erwerbung von neuen Merkmalen durch direkte Anpassung und durch Tätigkeiten gestellt. Diese Richtung wird als Neo-Lamarckismus bezeichnet. Hierher gehören Beobachtungen von Eimer, Hansen, Wettstein, Standfuß usw. Danach muß das Prinzip der direkten Anpassung als wertvolle Ergänzung des Darwinismus neben der ausmerzenden Tätigkeit der Selektion anerkannt werden. Es ist aber einseitig, wenn gewisse Forscher diesen Faktoren allein die Artbildung zuschreiben wollen, da die Wirksamkeit der Selektion in vielen Fällen zweifellos sichergestellt ist, und so scheint die Ansicht von Wettstein am meisten dem gegenwärtigen Stadium des Artbildungs-Problems zu entsprechen, welche den Lamarckismus und Darwinismus nicht als Gegensätze auffaßt, sondern erklärt, daß beide ihre Berechtigung besitzen, weil es überhaupt nicht möglich ist, alle Vorgänge der Schöpfung auf eine und dieselbe Weise zu erklären, da diese Vorgänge von großer

Mannigfaltigkeit sind. Zu diesen andern Faktoren gehört auch der Mutationismus, der neuerdings durch De Vries eine spezielle Begründung erfahren hat. Vor ihm haben schon Korsinsky, Gautier u. a. diese Ansicht aufgestellt und zu begründen versucht. Der Grundsatz des Vriesschen Lehrgebäudes besteht in dem Gedanken: Jede Art wird geboren und stirbt, so wie das Individuum. Ein zweiter Satz ist der Gedanke, daß die Arten sich sprunghaft entwickelt haben, durch plötzliche und große Abänderungen, und daß bei den Arten kurze Mutationsperioden mit langen Konstanzperioden abwechseln. Durch das Experiment an dem Beispiel der Oenothera Lamarckiana konnte De Vries diesen Vorgang der Bildung neuer elementarer Arten verfolgen. Vries schließt die individuellen Variationen, mit denen die Selektionstheorie arbeitet, nicht aus, so daß seine Theorie nicht als Widerlegung, sondern als Ergänzung des Darwinismus angesehen werden muß. Alle genannten Richtungen kommen empirisch über die Konstatierung der Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinungen nicht hinaus. Sowie es sich darum handelt, klar zu legen, welche Ursachen und Kräfte derselben zugrunde liegen, ist man darauf angewiesen, Hypothesen darüber aufzustellen. Dieser Teil der Biologie wird nicht mehr erreichen als bloße Wahrscheinlichkeitsschlüsse. Aber diese naturphilosophische Ergänzung unseres Tatsachenwissens ist unbedingt notwendig, erst durch sie gestaltet sich die Naturkunde zur Naturwissenschaft. Nägeli hat darum ein inneres, der lebenden Substanz immanentes Prinzip des Fortschrittes angenommen, welches die Organismen befähigt, eigenartig auf die äußeren Einflüsse zu reagieren. Der neuere Vitalismus nimmt an, daß ein seelisches Prinzip das Leben ordnet und leitet. Als solcher fällt er durchaus in den Rahmen der neuern Naturwissenschaft, indem er das Leben und die Psyche als eine natürliche Tatsache ansieht, die sich in der Sondergesetzlichkeit der Lebens- und Seelenentwicklung äußert. Stoffwechselregulationen, Anpassungen, Regenerationen, Formgestaltungen und andere zweckmäßige Vorgänge sind elementare Funktionen des Lebens. Auch der Neo-Vitalismus ist ein Versuch, den Darwinismus in der Erklärung der Lebenserscheinungen zu ergänzen und zu erweitern. Während jener es erreichte, die Entwicklung des Lebens aus dessen einfachsten Anfängen bis zur heutigen Vollendung in einem wunderbar klaren Bilde verständlich zu machen, versucht es nun dieser, das Geheimnis zu enthüllen, welches das Geheimnis des Lebens umgibt. (R. H. Francé, Die Weiterentwicklung des Darwinismus. Eine Wertung der neuen Tatsachen und Anschauungen. Verlag von W. Breitenbach, Odenkirchen, 1904. Preis 2 Mk. — Eine sehr empfehlenswerte Schrift.)

Anthropologie.

Der 35. Kongreß der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft fand dieses Jahr in Greifswald statt. Es waren etwa 300 Gelehrte anwesend. Nach den Berichten der wissenschaftlichen Ausschüsse sind die Bestrebungen, das Rekrutierungsgeschäft zur anthropologischen Statistik zu benutzen, immer aussichtsvoller geworden und werden voraussichtlich in absehbarer Zeit zum Ziele führen. Aus den Verhandlungen heben wir besonders die Erörterungen über das Alter des Neandertaler hervor, von dem das Schädeldach, die beiden Oberschenkelknochen, das Schulterblatt und Armknochen gefunden worden sind. Virchow hielt ihn für einen sehr alten Mann, Schwalbe schätzt ihn auf 40—60 Jahre. Neuerdings hat Walkhoff die Röntgendurchleuchtung zur Altersbestimmung benutzt und ist zu der Annahme gelangt, daß der Neandertaler schon vor Erreichung des 30. Lebensjahres gestorben sein müsse. — Uhlenhuth berichtete über Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Affen im Anschluß an die Versuche von Nuttal und Friedenthal, welche er nachgeprüft hat. Diese Versuche bestanden darin, daß infolge von Einspritzungen mit Blutserum von Kaninchen, die mit dem Blute gewisser Tiere oder mit Menschenblut vorbehandelt sind, das Blut der entsprechenden oder ihnen verwandten Tiere oder Menschenblut zum Gerinnen bringen, während das Blut anderer Tiere nicht verändert wird. Ist das Kaninchen mit Menschenblut vorbehandelt, so bringt es sowohl Menschenblut wie Affenblut zum Gerinnen, aber kein Blut anderer Tierarten. Damit ist die Blutsverwandtschaft von Mensch und Affe entschieden dargetan. Es sind aber deutliche Unterschiede wahrzunehmen zwischen den verschiedenen Affenarten. Die Affen der neuen Welt

reagieren schwächer als die der alten, am schwächsten, oft sogar überhaupt nicht, die Lemuren. Fast ganz wie Menschenblut verhält sich das Blut des Gorilla; etwas weniger wird das Blut der Paviane beeinflußt, noch schwächer das der Meerkatzen. — L. Buschan sprach über Kultur und Gehirn. Durch Vergleich zahlreicher, an Schädeln und Gehirnen ausgeführten Messungen und Wägungen ist Vortragender zu folgenden Ergebnissen und Schlüssen gelangt: 1. Geistig auf niederer Kulturstufe stehende Völker sind mit einem leichtern Gehirn ausgestattet als Kulturvölker, 2. Leute, die einen Beruf ausüben, der an ihre Geisteskräfte höhere Anforderungen stellt, besitzen im allgemeinen ein höheres Hirngewicht als Leute, die zur Ausübung ihres Berufes nur geringerer Verstandeskräfte bedürfen, 3. Innerhalb der Klasse der Gebildeten haben geistig hervorragende Männer ein besonders hohes Gehirngewicht, 4. Auf der anderen Seite nimmt das Gewicht des Gehirns von Menschen, deren geistige Fähigkeiten geschwunden sind (Paralytiker) ab, 5. Auf niederer Stufe der Entwicklung stehen gebliebene Völker besitzen einen inhaltlich viel kleineren Schädel als kulturell hochstehende Völker (die Chinesen besitzen das schwerste Hirngewicht und den größten Schädelinnenraum unter den Kulturvölkern), 6. Auch der Horizontalumfang ist bei jenen kleiner als bei diesen, 7. Je gebildeter ein Mensch ist, einen um so größeren Schädelinnenraum besitzt er, 8. Studenten (in Cambridge), welche ihre Schlußprüfung mit der ersten Note bestanden, zeigten eine größere Schädelmasse als diejenigen, welchen die zweite zuteil geworden war, während die Durchgefallenen die kleinsten Köpfe hatten, 9. Intelligente Schulknaben weisen einen größeren Kopfumfang auf als unbegabte Kinder. Aus dem Vortrag ist noch speziell die Bemerkung hervorzuheben, daß, während die fortschreitende Kultur auf der einen Seite mit höheren Geistesfähigkeiten ausstattet, sie auf der anderen Seite auch mancherlei Schädlichkeiten mit sich bringt, von denen die wichtigste die Zunahme der Geisteskrankheiten ist. Besonders werden die im heißesten Daseinskampf stehenden Individuen davon betroffen, anderseits Naturvölker, wie Neger, die im Naturstand so gut wie gar nicht von Geisteskrankheiten befallen werden, aber an der Kultur dann teilnehmen. So sind bei den Schwarzen Nordamerikas die Geisteskrankheiten in einem viel stärkeren Aufsteigen begriffen als bei der weißen Bevölkerung. — Kulturhistorisch merkwürdig waren die Ausführungen des schwedischen Urgeschichtsforschers Montelius über die neueren Funde aus den frühesten Zeiten Roms. Sie beweisen, daß die klassische Kultur sich allmählich entwickelt hat. Die Funde aus alten Gräbern in Rom zeigen, daß diese Gräber sicher älter sind als Rom. Die ältesten Funde gehen auf 1000 v. Chr. zurück. Die dort gefundenen Särge stellen sich als tönerne Nachbildungen der auch im Norden bekannten Baumsärge dar. Auch Rom hat eine Bronzezeit gehabt. — Auf die Vorträge von Nieuwenhus über die „Kunst bei den Bahan-Dajak", sowie von Günther über „die Anfänge des Zählens und Rechnens" werden wir noch zurückkommen.

Milch, Klima, Rasse. Diese Frage streift Alexander Bernstein in seiner kleinen, beachtenswerten Schrift „Die Milch". Es sei folgendes daraus hier vermerkt: Im allgemeinen können für den Fett- und Zuckergehalt der verschiedenen Milcharten nachstehende Werte gelten: Renntiermilch 17 pCt. Fett, 2,8 pCt. Zucker, Hundsmilch 11,6 pCt. Fett, 3 pCt. Zucker, Schafsmilch 10,4 pCt. Fett, 4,2 pCt. Zucker, Ziegenmilch 4 pCt. Fett, 3,9 pCt. Zucker, Menschenmilch 3,9 pCt. Fett, 6,2 pCt. Zucker, Kamelsmilch 3 pCt. Fett, 5,8 pCt. Zucker, Stutenmilch 1,2 pCt. Fett, 5,3 pCt. Zucker. Um den Zusammenhang zwischen Fettgehalt und den klimatischen Erfordernissen zu erkennen, braucht man nur die Beschaffenheit der Renntiermilch mit der Kamelsmilch zu vergleichen. Hier haben wir es mit Tieren zu tun, die ihren ursprünglichen Wohnort nicht verlassen zu haben scheinen. „Man muß wohl für jede Tiergattung einen bestimmten Ursprungsort auf der Erde annehmen, und nur den dort vorhandenen klimatischen Verhältnissen entspricht die Zusammensetzung der Milch, die sich nicht zu ändern scheint, wenn auch das betreffende Tier eine Wanderung auf der Erde antritt, während das Klima nach anderer Richtung hin bekanntlich sehr verändernd wirkt. Ein Beispiel hierzu bietet der Elefant, von dem wir wissen, daß diese Tiergattung in einer früheren Periode im Norden heimisch war. Trotzdem ist der Fettgehalt der Elefantenmilch sehr hoch, nämlich 20 pCt." — „Wenn die Milch in dieser Weise unveränderlich ist, kann sie auch zur Klärung der so viel diskutierten Rassenfrage der Menschen beitragen. Würde die Untersuchung eine Uebereinstimmung im Verhältnis von Fett und Zucker ergeben, so hat man Ursache, einen gemeinsamen Ursprung aller Rassen anzunehmen. Treten bestimmte Verschiedenheiten hervor, so ist eine

getrennte Abstammung sehr wahrscheinlich. Das zur Beantwortung dieser Frage erforderliche Material liegt heute noch nicht vor." — (Alexander Bernstein, Die Milch, Berlin, 1904, Verlag von Julius Springer.) — Otto Kasdorf.

Die Rassenmerkmale der Armenier. Dr. H. Christ, der mehrere Jahre in der Stadt Ourfa in der kleinasiatischen Türkei (Wilajet Aleppo) als Arzt tätig war, machte dort statistische Erhebungen über die Farbe der Augen, Haare und der Haut armenischer Schulkinder. Die Armenier wohnen in Ourfa in einem besonderen, gegen die anderen Nationalitäten streng abgeschlossenen Quartier. Es wurden 423 Individuen im Alter von 4—20 Jahren untersucht, davon 172 Knaben und 251 Mädchen. Es ergab sich folgende Gruppierung der Rassenmerkmale. I. Farbe der Augen: dunkelbraun 23,4 pCt., braun 32,9 pCt., hellbraun 27,2 pCt., gräulich 3,8 pCt., grau 6,4 pCt., blau 6,4 pCt. — II. Farbe des Haares: schwarz 18,6 pCt., dunkelbraun 10,2 pCt., hellbraun 29,6 pCt., rötlich 2,8 pCt., dunkelblond 20,8 pCt., hellblond 12,1 pCt., gelb (flachsgelb etc.) 5,9 pCt. — III. Farbe der Haut: dunkel 27,9 pCt., mittel 32,4 pCt., hell 39,7 pCt.

Kultur- und Völkergeschichte.

Kultur- und Rassenpsychologie. Immer mehr wird es klar, was für eine ungeheuere Rolle die Rasse in der Geschichte, in Kulturgeschichte, Kunst und Wissenschaft spielt. Die ganze Geschichte wird danach erst verständlich. Die Rasse ist das mächtige Endogene, das den Nationalcharakter, die Psyche eines Volkes ausmacht und hohe oder niedere Blüten treibt. Nichts war verkehrter als die Ansicht, daß die Rassen gleichwertig sind! Die Arier werden stets das erste Volk bleiben und müssen es sein, solange sie sich ihre relative Reinheit bewahren. Dann erst kommen die Mongolen, am tiefsten stehen die Neger mit den Papuas. Letztere können über ein gewisses Niveau hinaus nie gehoben werden, und von den vielen Neger-Professoren an den Neger-Universitäten Amerikas ist nichts Bedeutendes geleistet worden. Ihr Gehirn gibt es nicht zu, und nur durch Mischung kann es sich vervollkommnen. Das entwicklungsfähige geistige Material ist bei den einzelnen Rassen also zunächst verschieden hoch. Aber weiter: Auf diesem großen Untergrunde entstehen wieder der Zahl und Bedeutung nach sehr verschiedene Genies je nach der Rasse, die dann die Kultur weiter bringen. Keine hat eine so ungeheure Zahl derselben aufzuweisen wie die Arier. Die relativ hohe Kultur der Chinesen ist zwar auch durch Genies hervorgebracht, aber es sind deren sicher hier viel weniger. Außer dem ganz großartigen Philosophen Lao-tse hat China auf literarisch-wissenschaftlichem Gebiete im ganzen nur wenig Bedeutendes geliefert, etwa gewisse Teile des Schi-king abgerechnet. Von Japan ist hier ganz zu schweigen. Die Genies und Talente tun es aber nicht allein! Das Volk selbst muß im ganzen so beanlagt sein, daß es nicht nur nachahmt, sondern die gegebenen Anregungen weiter verarbeitet. Das findet man am vollkommensten bei den Ariern, viel weniger bei den Mongolen, die Jahrhunderte stabil bleiben können, bis wieder einmal ein Talent sie vorwärts treibt. Viel regsamer sind allerdings die Japaner, aber in der Hauptsache ahmen sie doch nur nach und die größere Regsamkeit ist ihnen durch eine geringere mongolische Beimischung gegeben, als sie die Chinesen haben. Noch ausgeprägter ist die bloße Nachahmung bei den Negern. Je mehr man nun in die Gebräuche, Denkweise, Handlungen, auch in Kunst und Wissenschaft usw., eindringt, desto mehr finden sich weiter große psychologische Elementarunterschiede bei den einzelnen Rassen. Sehr gut ist dies z. B. bezüglich der Japaner in Lotis reizendem Romane: Mad. Chrysanthème dargelegt. Diese Völker sind uns, je genauer wir ihre Psyche zu analysieren suchen, um so mehr ein Rätsel. Sie denken und fühlen anders als wir. Ihre Assoziationsweisen oder sagen wir allgemeiner die Art der Verknüpfung ihrer Erfahrungstatsachen ist eine andere, je nach der Rasse, und hier ist für die Untersuchung noch ein jungfräulicher Boden! Bei den Japanern — ebenso wie bei den Negern — hat man schon bemerkt, daß ihre natürlichen Impulsionen, abrupten Gedanken usw. eben eine andere Assoziationsmechanik bekunden, als bei uns. Wichtiger freilich ist es, daß auch die Gefühls-

betonungen andere sind, und diese sind es ja im Grunde, die alles Denken und Handeln veranlassen. Und daß die Moral bei den einzelnen Rassen eine sehr verschiedene ist, das wissen wir hinreichend aus den Reisebeschreibungen und aus der Geschichte. Nirgends vielleicht tritt die bête humaine so nackt zutage, wie bei den Negern (daher oft sekundär das Lynchen; siehe jetzt die Hereros!) und bei den Mongolen, speziell Chinesen, die wohl das grausamste Strafverfahren der Welt hatten. Hier wird alle Civilisation, alle Mission nur eine dünne Lackschicht erzeugen, mehr nicht! Ein Moment, das bei dem moralischen Empfinden jedenfalls eine große Rolle spielt, leider aber rassenartig noch wenig untersucht ward, ist die Vita sexualis, die gewiß auch Rassenunterschiede aufweist. So wissen wir z. B., daß die Chinesen das geilste Volk vielleicht der Erde sind. Aber auch bei den Hauptrassen gibt es wieder viele Nuancen, je nach dem betreffenden Volk, doch fast nur durch verschiedene Rassenmischung bedingt. Wir sehen schon die Japaner von den Chinesen unterschieden. Dies ist auch bei den Negern der Fall, natürlich noch viel mehr bei den Ariern. Man denke z. B. an die Psychologie allein schon der Germanen, Romanen und Slawen! Hier sind es Mischungsunterschiede. Die mehr passiven Slawen, mit geringerer Zahl an Genies aller Art, haben sicher mehr mongolisches Blut, als die beiden anderen Völker usw. Ja, auch die einzelnen deutschen Stämme sind nach der Mischung mit anderen Elementen zu unterscheiden, und ihre Geschichte, Kunst und Wissenschaft usw. läßt sich meist daraus ableiten. Da dem nun so ist, so erscheint es begreiflich, daß die Rassen sich fremd gegenüberstehen, ja sich hassen, da sie einander so wenig im Grunde verstehen. Nicht nur bildlich sagt man: sie können sich nicht erriechen. Der Yankee will mit dem Neger nicht zusammen sein, weil er — stinkt. Die Neger verachten deshalb wieder die Europäer. Die Chinesen und Japaner finden den Weißen übelriechend, und die Japaner nennen ihn gar „Achselschweißstinker". Hier hat also die „Seelenriecherei" Jägers eine gewisse Berechtigung; vielleicht spielt sie aber oft eine nicht unbeträchtliche Rolle bei der „Sympathie" und der Liebe. Sollen wir diesen Rassenhaß billigen oder verbannen? Ich glaube, dieser Instinkt — als solchen kann man ihn fast bezeichnen — ist ein durchaus gesunder, da er die Vermischung mit niedrigstehenden Rassen hintanhält, also gegen eine Rassenverschlechterung arbeitet. Wie jedermann hienieden seinen Platz auszufüllen hat, ob hoch oder niedrig, so ist es auch mit den Rassen. Jede erfüllt ihre besonderen Zwecke und ist an sich, wenn sie die Rechte Dritter nicht antastet, zu achten. Jede soll mit dem ihr anvertrauten Pfande wuchern, so gut sie es kann. Ueber die bestmögliche Ausnutzung desselben entscheidet aber in der Hauptsache nur das Gehirn, die Rasse, die also bloß bis zu einem gewissen Punkte entwicklungsfähig ist. (P. Näcke, Archiv für Kriminalanthropologie, 1904, 2 und 3.)

Semitisches im späteren Griechentum. Es liegt eine tiefe, fast ergreifende Tragik in der Tatsache, daß das Griechentum, nachdem es in einer unerhört kurzen Zeit den Keim zu der gesamten europäischen Kultur gelegt, der Früchte dieser Kultur selbst nicht dauernd froh werden konnte. Darum ist es bis zu einem gewissen Grade wahr, daß die europäische Welt erst in Italien beginne; wenigstens ist mit der Herrschaft Roms dauernd die Geschichte Europas begründet worden. Der jähe Uebergang von der griechischen Kleinstaaterei zu dem internationalen Weltreich Alexanders des Großen war der Fluch des Griechentums und seiner exzentrischen Entwicklung. Es gelang dem Griechentum nicht, dauernd den Orient zu gräzisieren. In Pergamon und zwar vor allem in Alexandria erlebte der Hellenismus noch eine spätherbstliche Nachblüte in Kunst und Literatur und war selbst stark genug, dem werdenden Christentum den Siegeslauf zu erleichtern. Aber die zarte Blüte konnte auf diesem Boden wieder nicht zur kräftigen Frucht reifen; vielmehr beobachten wir, wie in der physischen und geistigen Mischung des Hellenen mit dem Orientalen jener den kürzeren zieht. Wenigstens im geistigen Sinne. Physisch und sprachlich muß der Hellenismus in der orientalischen Bevölkerung zahlreiche Eroberungen gemacht haben, denn wir finden in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in der Literatur auffallend viel gräzisierte Aegypter, Syrier, Kleinasiaten vertreten. Aber diese Gräzisierung kann sich nicht auf den geistigen Habitus dieser Mischlinge erstreckt haben; denn dieser verrät deutlich, daß eine Beeinflussung des hellenischen Geistes durch den orientalischen sich vollzogen hat, wie sie sich an den Kunst- und Literaturwerken, sowie in Gebräuchen des kirchlichen und sozialen Lebens der frühchristlichen, byzantinischen und selbst nach der neugriechischen Periode zu erkennen gibt. Hauptsächlich sind es die

Semiten gewesen, zu denen die Griechen in ein Verhältnis direkter oder indirekter geistiger Abhängigkeit getreten sind, und die als Repräsentanten des Orients schlechthin gelten können. Auf orientalische Einflüsse ist die Auflösung der antiken Kunstformen ins Formlose das Charakteristische. Sicher ist, daß die byzantinische Kunst aus der orientalischen entstanden ist. Die Sophienkirche zeigt deutliche Spuren persischer Monumentalbaukunst. Der Mangel an Plastik und Formenfreude, sowie die Vorliebe für das Verschnörkelte und Gezierte und die Vernachlässigung der großen Gesamtwirkung zugunsten des Details zeigt sich ebenfalls als ein Einfluß des Orients in der spät-alexandrinischen und byzantinischen Poesie. Namentlich das alte Testament hatte einen merkwürdigen Einfluß auf die poetische Phantasie der späteren Griechen. Dies setzt eine innige Berührung zwischen griechischem und semitischem Wesen voraus, wie auch neuerdings entdeckt wurde, daß mehrere Werke der altchristlichen Literatur, besonders der Briefe, auf semitischer Grundlage beruhen. Dasselbe gilt von der kirchlichen Poesie der Byzantiner. Selbst die Organisierung des religiösen Lebens in der Kirche erinnert stark an jüdische Vorbilder. Man wäre auch versucht, jüdische Einflüsse auch im Geschäfts- und Verkehrsleben der neueren Griechen anzunehmen. Wie von einer jüdischen, kann auch von einer griechischen Diaspora gesprochen werden. Das Handelstalent hat die Griechen seit der alexandrinischen Zeit hinausgeführt in alle Welt. Es muß der jüdische Einfluß auf das spätere Griechentum nicht nur ein literarischer gewesen sein, sondern es muß auch eine direkte Berührung stattgefunden haben. Schon in Alexandria sind zahlreiche Juden gräzisiert worden. Man muß mit einem starken jüdischen Element im byzantinischen Reiche rechnen, und daraus erklärt sich dessen tiefgehender Einfluß auf die Kultur des mittelalterlichen Griechentums zur Genüge. (K. Dieterich, Der Zeitgeist, 1904, 18.)

Verteilung des Reichtums in Frankreich. Auf Grund der Staatseinkünfte infolge von Erbschaftssteuern hat Paul Leroy-Beaulieu eine Einteilung der Departements Frankreichs nach dem Vermögen versucht. Die zehn reichsten Departements sind hiernach (in absteigender Reihenfolge): Seine, Nord, Seine-Inférieure, Seine-et Oise, Rhône, Bouches du Rhône, Gironde, Pas de Calais, Aisne und Somme. Paris weist mehr als ein Viertel der Wohlhabenheit von ganz Frankreich auf. Die ärmsten Departements (in absteigender Reihenfolge) sind Corrèze, Tarn et Garonne, Lot, Gers, Hautes-Pyrénées, Ariège, Basses-Alpes, Lozère, Hautes-Alpes und Corse. Korsika ist fast tausendmal weniger begütert als das Departement Seine. Die Departements des Nordens stehen alle in der besseren Hälfte, die des Südens fast alle in der schlechteren. Bull. d. l. Soc. de géogr. de l'Est, 1904.) — Buschan.

Psychologie.

Beiträge zur Psychologie der Aussage. In dem neuesten Heft der „Beiträge" (Zweite Folge. Erstes Heft) finden sich mehrere interessante Berichte über Versuche, die sich mit der Aussage, d. h. dem für wahr gehaltenen Urteil über einen Gegenstand oder Vorgang beschäftigen. Diese für die Rechtspflege praktisch besonders wichtigen Versuche von L. William Stern haben auch allgemeines psychologisches Interesse, namentlich für Pädagogik, Psychiatrie und Geschichtsforschung. Die Versuche im psychologischen Seminar der Universität Breslau, die in einem „Verhör über eine Oertlichkeit" und „Aussagen über einen Vorgang" bestanden, lassen deutlich erkennen, wie schwankend und unzuverlässig die Urteile von Personen sein können. Im allgemeinen ist zu bemerken, daß für die psychologische Erforschung der Aussage sich zwei Hauptverfahren herausgebildet haben: die Bildmethode und die Wirklichkeitsmethode. Bei der ersteren ist eine bildliche Darstellung, bei der zweiten irgend ein Objekt oder Geschehnis des wirklichen Lebens Gegenstand der Aussage. In dem ersten Versuch handelte es sich um einen Bericht über einen Hörsaal der Universität, in welchem die 24 Teilnehmer des Experimentes vor acht Tagen sich versammelt hatten. Es wurden zehn Fragen an die Studenten gerichtet, z. B. wie viel Fenster sind im Hörsaal? Sind sie vergittert oder nicht? Wie ist die Eingangstür von außen beschaffen? Ist außer der Eingangstür noch eine andere Tür vorhanden? Wie viel

Bänke sind im Hörsaal? usw. Aus den Ergebnissen ist anzuführen, daß jede fünfte positive Angabe falsch war, daß die Forderung der Vereidigung die Fehlerhaftigkeit der Aussage vermindert, aber durchaus nicht beseitigt. Der Prozentsatz der Fehler ist von 19 pCt. auf 7 pCt. herabgegangen. Die aussagenden Personen sind in ihren Leistungen stark differenziert, so daß die Zuverlässigkeit der Aussage zwischen 44 pCt. und 100 pCt., also völliger Richtigkeit aller Aussagen, schwankt. Die Durchschnittswerte der Juristen stehen denen der übrigen Studenten ganz erheblich nach. Der Fehlerprozentsatz beträgt bei den Juristen 27 pCt., bei den anderen 18 pCt., und innerhalb der beeideten Aussagen haben die Juristen 10 pCt. Falsches, die anderen 8 pCt. Falsches beschworen. Doch ist das an 8 Juristen und 9 Nichtjuristen gewonnene Ergebnis zu einem allgemeinen Schluß nicht berechtigt. Wohl aber muß das Resultat zu weiteren Nachprüfungen in dieser Richtung auffordern. — Der zweite Versuch bezieht sich auf einen Vorgang, der während einer Sommerübung ausgeführt wurde, um die Aussagefähigkeit für Tatbestände festzustellen, welche ohne besondere Aufmerksamkeit erlebt werden. Der Vorgang führte eine kleine Unterbrechung und Störung der Seminarübung herbei und war kurz folgender: Ein Herr tritt ein, wünscht Dr. Stern zu sprechen, übergibt ihm mit wenigen Worten ein Manuskript, bittet um die Erlaubnis, die im Seminarzimmer aufgestellte Bibliothek benutzen zu dürfen, entnimmt ihr ein Buch, liest fünf Minuten darin, geht unter Mitnahme des Buches fort und wird beim Fortgang von Dr. Stern aufgefordert, draußen bis zum Schluß des Seminars auf ihn zu warten. Acht Tage später wurden die Hörer aufgefordert, den ganzen Vorgang nach bestem Wissen und Gewissen zu schildern. Die Zuverlässigkeit der Aussagen war gering. Der positive Inhalt der Berichte ist fast zum vierten Teil, der des Verhörs gar zur Hälfte falsch. Für die Gesamtausgabe ergibt sich daraus eine Verfälschung des Tatbestandes um ein Drittel. Es ergibt sich, daß der Mangel an Aufmerksamkeit bei der Wahrnehmung nicht die Folge hat, daß die Aussage sehr dürftig, sondern, daß sie sehr fehlerhaft wird. Für die ganze erste Phase des Vorgangs ergibt sich ferner ein derartiges Chaos widersprechender Ansichten, daß für einen auf diese Aussagen allein angewiesenen Richter die Feststellung des Sachverhaltes einfach unmöglich gewesen wäre. Das Mitnehmen des Buches wurde nur fünfmal richtig berichtet. Was die Personalbeschreibung des eintretenden Herrn angeht, so zeigte sich, daß nachträgliche Angaben über das Aeußere von Personen, insbesondere über Haarfarbe, Bartform, Kleidung und deren Farbe, falls bei der Wahrnehmung die besondere auf jene Merkmale gerichtete Aufmerksamkeit gefehlt hat, überhaupt keine Glaubwürdigkeit besitzen. — An anderen bemerkenswerten Beiträgen enthält das Heft Versuche über Raum- und Zeitschätzungen, experimentelle Untersuchungen über die Erziehbarkeit und die Treue der Aussage, Massenexperiment zur Psychologie der Aussage in Rußland.

Rassen-Hygiene.

Entartungsproblem in England. Eine Kommission, die aus hervorragenden fachmännischen Vertretern der Regierungsämter mit der Aufgabe gebildet worden war, zu prüfen, ob und aus welchen Ursachen die Bevölkerung des Vereinigten Königreichs sich in einem Stadium des physischen Niederganges befindet, hat ihren sehr ausführlichen Bericht erstattet. Zu mancher Frage, deren Beantwortung man von der Untersuchung hätte erwarten dürfen, äußert sich der Bericht in Ermangelung statistischer Angaben mit einer gewissen Zurückhaltung. Im großen ganzen kommt die Kommission zu der Schlußfolgerung, daß eine fortschreitende allgemeine Entartung des Volkes nicht zu erkennen ist, und man wird diesem Satz zustimmen können, denn die schlimmen Zeiten der ungeregelten und unbeaufsichtigten Fabrikarbeit sind vorüber, die Nahrungsmittel sind billiger geworden, die sogenannten Schlammviertel schrumpfen unter der Bautätigkeit immer mehr zusammen, mit einem Wort, der niedrigste Stand des Elends unter den Massen ist längst erreicht, und es macht sich eine Aufwärtsbewegung geltend. Die Untersuchung war hauptsächlich veranstaltet worden, weil die militärischen Behörden sich beklagten, daß die Rekruten von Jahr zu Jahr weniger tauglich erscheinen. Man kann indes in England bei dem Werbesystem keine Statistik auf die Beschaffenheit des Rekrutenmaterials aufbauen wie in den Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht.

Es wurde festgestellt, daß die Armee gegenwärtig ihren Ersatz aus niedrigeren Volksklassen erhält als früher, und daß daher naturgemäß geringere Anforderungen zu stellen sind. Wenn also im allgemeinen keine Entartung zu erkennen ist, so bleibt doch Grund genug zu unbefriedigenden Erwägungen. Dr. Edward Malins, Vorsitzender der Obstetrical Society, erklärte, 80—85 pCt. aller Neugeborenen seien gesund, wie auch das physische Vorleben der Mutter gewesen sei. Dennoch müssen bei den Anwerbungen für die Armee 40—60 pCt. der Dienstlustigen als untauglich abgewiesen werden. Schlechte Wohnungsverhältnisse und geistige Getränke sind die Hauptübel, die in den Städten erkennbar werden. Daneben hat die Lebenshaltung der ärmeren Volksklassen mit dem allgemeinen Fortschritt nicht vorankommen können, teils wegen Trägheit, Mangel an Triebkraft, Unwissenheit im Haushaltungswesen und namentlich bei der Auswahl und der Zubereitung der Nahrung, und Schmutz. Auch die Vernachlässigung der Kinder durch die Eltern wird als eine Hauptursache des Elends angegeben. Was die Wohnungsfrage betrifft, so empfiehlt der Bericht einen Versuch in dem Sinne, daß die Ortsverwaltungen in einzelnen besonders verrufenen Vierteln eine Norm für die Bewohnung von Häusern und Räumlichkeiten feststellen sollen; mehr als eine gewisse Zahl Personen dürften ein gegebenes Raummaß nicht bewohnen. Sodann müßte zur Entvölkerung der Schlammviertel der Staat dafür sorgen, daß die völlig Verelendeten gehoben würden, die Kinder durch Unterbringung in Erziehungsanstalten, die Erwachsenen in Arbeiterkolonien. Ferner müßte den Ortsverwaltungen vorgeschrieben werden, in den übervölkerten Vierteln freie Plätze zu schaffen, um Luft zu machen. Eine bemerkenswerte Beobachtung der Kommission geht dahin, daß die Frauen der Einwirkung einer ungesunden Umgebung besser widerstehen als die Männer. Gegen den Genuß geistiger Getränke werden die bekannten Mittel empfohlen, namentlich Aufklärung über die Gefahren des Trinkens durch die Schule. Besonderes Gewicht wird auf die Reform des Haushaltungswesens gelegt. Gott gibt uns die Nahrung und der Teufel schickt uns die Köche, sagt ein englisches Sprichwort. Nach dem Bericht zu urteilen wären die meisten britischen Hausfrauen aus den niederen Ständen wahre Teufel. Aus Sorglosigkeit, Nachlässigkeit, Unwissenheit und Vergnügungssucht wird ein bedeutender Teil der arbeitenden Klasse schlecht genährt. Die Kommission schlägt vor, die Mädchen in den höheren Klassen auf Kosten anderer Lehrgegenstände in der Hauswirtschaft, der Hygiene und der Kochkunst zu unterrichten. Nebenbei wird hervorgehoben, daß die Nahrung oft unter den Ausgaben für Kleidung und Putz zu leiden hat. Am meisten wird in der Ernährung der Kinder gesündigt, weshalb die Kommission empfiehlt, in Fortbildungsschulen die Mädchen in diesem Punkte zu belehren. In einigen Städten läßt die Verwaltung fliegende Blätter mit Winken für die Ernährung der Kinder verteilen. Das Beispiel wird als nachahmenswert erwähnt. Was die Schule angeht, so spricht sich der Bericht gegen die Aufnahme von Kindern unter sechs Jahren aus. Es sollte mehr Gewicht auf die Anlage von Spielplätzen gelegt werden, wobei aber zu bedenken sei, daß durch methodisches Turnen mehr erreicht werden kann als durch Spiele und Sport. Eine ärztliche Schulinspektion sollte durch staatliche Zuschüsse ermöglicht werden. In ähnlicher Weise werden auf Grund der Erhebungen mancherlei Reformen empfohlen, die zum Teil in den festländischen Staaten erstrebt werden oder schon verwirklicht worden sind, wobei der Zwang allmählich an die Stelle der Wahl treten soll. Der ganze Bericht stellt sich in dieser Hinsicht wiederum als eine Kundgebung zugunsten des gesetzlichen Zwanges zur Wohlfahrt dar, wie man überhaupt von dem Vereinigten Königreich sagen kann, daß es bei der Ausbildung seiner Lokalverwaltung auf Grund der großen Gesetze der letzten Jahrzehnte ganz natürlich zu dem Zwangssystem gelangt, freilich ohne daß deshalb die staatliche Macht gegenüber den Ortsverwaltungen und den einzelnen Bürgern stärker ausgebildet würde. Vom Staat erwartet man immer nur gesetzliche Normen, welche die Lokalverwaltungen einzuhalten haben, allenfalls auch Zuschüsse, im übrigen überläßt man die Verwaltung sich selbst, um in Streitfällen keine anderen als die ordentlichen Gerichte entscheiden zu lassen, da es keine Verwaltungsgerichtsbarkeit gibt. So ist es zu erklären, daß die mannigfachen Vorschläge der Kommission, von denen wir nur einzelne andeuten konnten, in der öffentlichen Meinung des früher jeder behördlichen Einmischung abgeneigten Englands eine sehr günstige Aufnahme finden. (Kölnische Zeitung, 1904, No. 776.)

Soziale Hygiene.

Aus dem Schuldkonto des Alkohols. Derselbe führt, niedrig gerechnet, jährlich etwa 180000 Deutsche vor den Strafrichter. Soweit es sich ermitteln läßt, wirkt dabei das Bier gefährlicher als der Branntwein, der Wein schlimmer als das Bier: Sicher ist das wenigstens für die Verbrechen gegen die Person. Die Durchschnittszahl dieser Verbrechen für Gesamt-Deutschland, auf die Jahre 1882 bis 1893 berechnet, ist 163 auf 100000 Strafmündige. Im Schnapszentrum Bromberg beträgt diese Zahl schon 317, im Bierzentrum München I 536, im Weinzentrum Pirmasens (Rheinpfalz) 604. Die Verarmung unseres Landes durch den Alkohol ist sehr erheblich. M. Popert hat in seiner Schrift „Hamburg und der Alkohol" nachgewiesen, daß der Alkohol das hamburgische Armenbudget allein im Jahre 1901 um rund 1 Million Mark belastet hat. Wie die Volksgesundheit unter dem Alkohol leidet, zeigen folgende Zahlen: 60 pCt. der Idioten stammen von trunksüchtigen Eltern ab, 52 pCt. der Epileptiker, 46 pCt. der Verbrecher, 60 pCt. der Prostituierten, 66 pCt. der Trinker. Ist die bekannteste Erscheinung des unmäßigen Alkoholgenusses das Delirium tremens, so sind die häufigsten Begleiterscheinungen des Alkoholgenusses, den man im täglichen Leben „mäßig" nennt, diese: Nierenentzündung und Nierenschrumpfung, Bierherz und Myokarditis, Leberkrankheiten und Wassersucht, Aderverkalkung, Fettsucht, Gicht, Harngries und Diabetes. Allbekannt ist besonders die Bollingersche Zahl: Unter 5700 Leichen, die Bollinger in München seziert hat, konstatierte er 43 pCt. Todesfälle durch Bierherz. Es ist eine feststehende Tatsache, daß die Lebenserwartung der Abstinenten um 22 bis 26 pCt. besser ist als diejenige der ganz Mäßigen. Setzt man die mittlere Sterblichkeit gleich 100, so beträgt die Sterblichkeit der Brauer 245, die Sterblichkeit der Wirte und der Branntweinhändler 275, die Sterblichkeit der Gasthausbediensteten (Kellner usw.) sogar 397: Schon benagt der Alkohol das beste, was wir in Deutschland besitzen, unsere Wehrfähigkeit. Dazu hier nur zwei Tatsachen: In dem Bierland Bayern erreichen die Herzfehler in der Armee mehr als die doppelte Zahl des gleichen Leidens im preußischen Heere. In ganz Deutschland aber wird darüber geklagt, daß bei vielen Studenten die schweren gesundheitlichen Folgen der akademischen Trinksitten (insbesondere Bierherz, Fettsucht und Magenerweiterung) so unmittelbar auftreten, daß ihre Wehrfähigkeit bedenklich geschwächt, wo nicht gar vernichtet wird. Angesichts dieser Gefahr ist der Wert des jährlichen deutschen Alkoholverbrauches nunmehr auf die Summe von 3300 Millionen Mark gestiegen. Also auf mehr als das Dreifache unserer jährlichen Ausgaben für Heer und Flotte zusammen. Ist es Fanatismus oder ist es das Ergebnis kühlen Denkens, wenn man aus dieser Lage die einfache Folgerung zieht: Irgend etwas muß zur Abhülfe geschehen. (Aus einem Vortrag von Dr. H. M. Popert auf dem zweiten Abstinententag zu Altona.)

Alkoholgegnerschaft in der Armee. Von einem Truppenübungsplatz, wo gegenwärtig einige Brigaden ihre Uebungen abhalten, wird berichtet, daß auch dort der Kampf gegen den Alkohol gute Früchte zu tragen beginnt. An der Offiziertafel, an der täglich mehrere hundert Offiziere teilnehmen, wird fast ausschließlich Zitronenlimonade, zuweilen allerdings noch mit einem kleinen „Schuß" leichten Moselweins, getrunken, und die Mannschafts-Kantine verschenkt täglich viele Hundert Liter Milch. Daneben wird nur noch alkoholschwaches Malzbier geführt. Der Schnaps ist völlig verbannt. Es ist dieses ein neuer, erfreulicher Beweis dafür, daß nicht allein an den oberen leitenden Stellen, sondern auch innerhalb des Heeres das Verständnis für die unbestreitbare Minderung der militärischen Leistungsfähigkeit durch alkoholische Getränke im Steigen begriffen ist.

Der zweifelhafte Heilwert der Lungenheilstätten wird von P. J. Möbius im Vorwort zu dem Buch von G. Ch. Schwarz „Ueber Nervenheilstätten" (Leipzig, Verlag von J. A. Barth) betont: Tatsächlich nehmen die Lungenheilstätten alles für sich. Das müßte ja ertragen werden, wenn man die Berechtigung einsähe. Ich sehe sie aber nicht ein, und diejenigen, die ich gefragt habe, sehen sie auch nicht ein, wenn schon sie nicht darüber reden mögen. Wäre die Einrichtung von Anstalten für unbemittelte Schwindsüchtige die rechte Bekämpfung der Tuberkulose, so würde ich mich schämen, ein Wort dagegen zu sagen. Aber meine Ueberzeugung ist die, daß da Geld und Mühe verloren sind, daß die Lungenheilstätten die Tuberkulose nicht vermindern, sondern eher vermehren. Was geschieht in Wirklichkeit? Der Arbeiter wird in die Heilstätte geschickt, da erholt er sich, wird

gebessert entlassen, geht nach Hause, erzeugt ein paar Kinder, die später tuberkulös werden, und erkrankt von neuem. Verwendete man das Geld zur Bekämpfung des Alkoholismus, so würde man der Tuberkulose mehr Abbruch tun als mit den in den Heilstätten erreichten Teilerfolgen. Aber davon, daß man dem Alkoholteufel zu Leibe gehen will, hört man nichts. In nicht ferner Zeit wird das, was ich hier sage, auf allen Gassen gesagt werden, und dann werden die Leute erstaunte Gesichter machen.

Zwangsweise Isolierung der Tuberkulösen in Krankenhäusern ist vom französischen Ministerium des Innern angeordnet worden. In einem Rundschreiben werden die Präsidenten angewiesen, die einschlägigen Maßnahmen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln durchzuführen. In Paris, wo man bereits einen Kredit von 45 Millionen Franks dem Krankenhausfonds zur Verfügung gestellt hatte, ist schon seit Januar eine Kommission mit der Beratung über die Ausführung des Ministerialerlasses beschäftigt und hat schon einen Plan entworfen. Man wird zunächst ein bis zwei der vorhandenen Krankenhäuser ganz zur Aufnahme Tuberkulöser zur Verfügung stellen können.

Zulassung der weiblichen Doktoren zur Spitalspraxis. In der niederösterreichischen Statthalterei bildet gegenwärtig die Frage der Zulassung weiblicher Doktoren der Medizin zum Spitalsdienst den Gegenstand von Erwägungen. Die Frage ist jetzt akut geworden, da sich im Allgemeinen Krankenhause mehrere Medizinerinnen, die im Vorjahre an der Wiener medizinischen Fakultät den Doktorgrad erlangten, zum Spitalsdienst gemeldet haben. Die Verwaltung des Krankenhauses hat die Angelegenheit der Statthalterei als der kompetenten Behörde zur Entscheidung vorgelegt.

Eine Gesellschaft zur Bekämpfung des Straßenstaubes ist in München gegründet worden. Dieselbe hat sich zum Ziele gesetzt, alle Unternehmungen und Versuche zu fördern, welche die Beseitigung des Straßenstaubes zum Ziele haben. Außerdem will sie selbst zur Förderung ihres Vereinszweckes durch Anstellen von Versuchen in größerem Maßstabe aktiv eingreifen.

Rechtswissenschaft.

Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. Der Kampf gegen das Verbrechen ist so alt, wie die Geschichte der Menschheit und wird erst mit ihr zu Ende gehen. In ihm spiegelt sich die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft vom einfachen Zusammenleben bis zur Staatenbildung ebensogut wieder, wie unsere Weltanschauungen. Die Geschichte zeigt uns große Fortschritte in diesem Kampfe; ein Weg, der von der brutalen Forderung: Auge um Auge, Zahn um Zahn bis zu unserem heutigen Strafrecht und bis zu dem Auftauchen der Vorbeugungs- und Fürsorgebestrebungen führen konnte, muß zu weiteren Fortschritten ermutigen. Man ist der Kriminalanthropologie mit großem Mißtrauen begegnet. Aber sie hat anregend gewirkt, auch da befruchtend gewirkt, wo man sich vor ihren Ideen erschreckt zu verschließen suchte. Ebenso umstritten ist das Problem der Willensfreiheit, und es ist wohl kaum zu erwarten, daß innerhalb absehbarer Zeit eine Einigung über die Grundfragen des Strafrechts möglich sein wird. Aber erfreulicherweise ist das Interesse für die großen Probleme: Verbrechen und Strafe in stetigem Wachsen begriffen. Wenn dabei die Psychiatrie eine führende Rolle spielt, so wird das leicht begreiflich durch die Notwendigkeit für den Irrenarzt, jede Handlung eines Menschen auf ihren Zusammenhang mit seiner ganzen Individualität hin zu prüfen. So erscheint ihm manches als Ausfluß krankhafter Zustände, was dem ungeübten Blick entgeht, und er erkennt auch da die Krankheit, wo ihm der Laie nicht zu folgen vermag. Die Tätigkeit des Irrenarztes zwingt denselben zur Analyse des Charakters; und die erworbene Uebung kommt dem Studium des geisteskranken Verbrechers zugute. Um die Psychologie des Verbrechens und des Verbrechers wissenschaftlich zu erforschen, ist noch viel zu tun. Ueber die inneren Vorgänge, die zum Verbrechen führen, wissen wir noch herzlich wenig. Aber jeder einzelne Rechtsbrecher, jedes einzelne Vergehen, die ganze Welt, in der das Verbrechen wuchert, stellt uns vor schwierige Aufgaben. Sonderbeobachtung

und statistische Untersuchungsmethoden müssen zusammenwirken und sich ergänzen. Mit ihrer Hülfe muß es gelingen, die Psychologie des Verbrechens wissenschaftlich zu begründen. Dies ist aber notwendig für eine zweckmäßige Bekämpfung des Verbrechens. Der Kampf gegen das Verbrechen ist ein Kampf mit zwei Fronten. Die eine richtet sich gegen den Unbeteiligten. Ihm soll der Ernst der Strafverfolgung die Ueberzeugung wecken, daß der Staat seiner Pflicht eingedenk ist, für die öffentliche Rechtssicherheit zu sorgen. Die andere Front richtet sich gegen das verbrecherische Individuum. Das Hauptkampfmittel ist die Strafe und vor allem die Freiheitsstrafe; sie ist einstweilen noch die meist angewandte Methode, aber in ihrer heutigen Form gewiß nicht die vollkommenste. Trotz umfangreicher Literatur ist unser Wissen über die Wirkung der Freiheitsstrafe auf den einzelnen Gefangenen noch recht lückenhaft. Der eine verläßt das Gefängnis als gebrochener Mann, der andere bleibt gleichgültig, der dritte mag sich sogar der Sorgenfreiheit freuen. Diese Wirkung ist vorher nicht abzuschätzen. Sie zeigt aber, daß bei der Strafmessung der Hauptfaktor eine unbegründete Größe ist. Wer von der Strafverbüßung eine tiefere Beeinflussung der Sträflinge erhofft, wird, bitter enttäuscht, die Zahlen der Rückfallstatistik aus den Händen legen. Die Freiheitsstrafe hat es bisher nicht vermocht, auf den einzelnen wie auf die Gesamtheit in nennenswerter Weise erzieherisch zu wirken. Wie der Arzt in der Wahl seiner Mittel sich nach der körperlichen und geistigen Veranlagung seiner Krankheiten richtet, so muß die Gesetzgebung versuchen, die Strafe zu individualisieren. Die Anpassung der gesellschaftlichen Reaktion an die Individualität des Verbrechers bis zur äußersten Möglichkeit ist die Formel, die einem Strafgesetzbuche der Zukunft — wenn vielleicht erst einer ferneren — als Leitmotiv zugrunde liegt. Aber jeder menschliche Fortschritt entwickelt sich langsam, zögernd, schrittweise. Noch ist es nicht möglich, an die Abschaffung des Strafmaßes ernstlich zu denken. Die Voraussetzung wäre eine tiefgreifende Umgestaltung des Strafvollzuges, die nicht von heute auf morgen organisiert werden kann. In allen Fragen kann hier nur die Erfahrung entscheiden; sie wird unsere Lehrmeisterin sein und unsere Schritte lenken. Vollzieht sich der Fortschritt vielleicht für das Empfinden vieler zu langsam, so kann das Bewußtsein zum Troste gereichen, daß die Grundlagen um so zuverlässiger sind. Das wird die Hauptaufgabe der Kriminalpsychologie sein, in streng wissenschaftlicher Arbeit die Bausteine herbeizutragen, aus denen sich das neue Strafrecht aufbauen soll. Nicht ein haltloses Phantasiegebäude schwebt uns vor, nicht ein prunkvolles Blendwerk, sondern ein festgefügter, einheitlicher Bau, der die Rechtssicherheit der Gesellschaft gewährleistet. So kommen wir durch die Kriminalpsychologie zur Strafrechtsreform. (G. Aschaffenburg, Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, 1904, 1.)

Verbrecher-Statistik in Frankreich. Im Jahre 1901 kamen im ganzen 3016 Personen vor die Tribunaux d'assises; davon waren 466, d. i. ein Sechstel, Angehörige des weiblichen Geschlechtes. Von den restierenden 2250 Männern wurden 686, d. i. ziemlich ein Viertel, freigesprochen, 1864 zu verschiedenen Strafen verurteilt. In 20 Fällen war auf Tod anerkannt worden, dreimal darunter wurde das Urteil nur vollstreckt. 79 waren zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt worden, 452 zu vorübergehender, und zwar 40 zu 20 Jahren, 26 zu 15 Jahren, 10 zu 12 Jahren, 64 zu 10 Jahren, 11 zu 8 Jahren, 25 zu 7 Jahren, 42 zu 6 Jahren und 134 zu 5 Jahren. Bei 427 bestand die Strafe in Zuchthaus, einmal auf Lebensdauer, ein anderes Mal je auf 20 und 10 Jahre, 45 mal auf 8 Jahre, 40 mal auf 7 Jahre, 54 mal auf 6 Jahre und 205 mal auf 5 Jahre. Im ganzen also wurde auf entehrende Strafen in 978 Fällen erkannt. Was das Alter der Delinquenten anbetrifft, so zählten 20 derselben noch nicht 16 Jahre. Von 21—25 Jahren stieg der Prozentsatz schon bedeutend in die Höhe auf 356 Fälle; von 25—30 Jahren noch weiter, nämlich auf 457 Fälle. Das Maximum indessen wurde erst mit 30—40 Jahren erreicht; auf diesen Zeitraum entfielen 609 Fälle, d. i. ein Viertel aller Fälle. Von diesem Zeitpunkt an ging die Zahl der Angeklagten rapid zurück; denn von 40—50 Jahren kamen nur noch 340 auf die Anklagebank, in noch späteren Jahren noch viel weniger. Die meisten Todesstrafen wurden über Personen im Alter von 16 bis 25 Jahren ausgesprochen; zur Zwangsarbeit die meisten im Alter von 25 bis 30 Jahren, zu Zuchthaus von 30—40 Jahren verurteilt. Darüber hinaus und auch vor dem 16. Jahr bestanden die Strafen nur in Polizeistrafen. Unter den Frauen ist dieselbe aufsteigende Kurve von 16—40 Jahren nachweisbar, desgleichen ihr brüsker Abfall nach diesem Zeitpunkte. Unter den 214 verurteilten hatten 83 eine Strafe von mehr als 1 Jahr bis höchstens 5 Jahre Gefängnis zugesprochen erhalten,

58 von mindestens 10 Jahren, 38 waren zu temporärer Zwangsarbeit, 26 zu Zuchthaus, 6 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und 2 zum Tode verurteilt worden. Die meisten Strafen mittels Zwangsarbeit wurden den Frauen zwischen 25 und 30 Jahren zuteil, mittels Zuchthauses zwischen 40 und 50 Jahren. (Revue de statistique vom 20. März 1904.) — Buschan.

Erziehung und Unterricht.

Erziehungshygiene zur Zeit der Geschlechtsreife. Die Differenzierung zwischen Mann und Weib vollzieht sich eigentlich erst mit der Geschlechtsreife. Dann erst kommen die charakteristischen Körperformen der beiden Geschlechter zur Ausbildung, dann erst treten die Funktionen der Zeugungs- und Fortpflanzungsorgane in die Erscheinung, dann erst entwickeln sich die Unterschiede in dem geistig-gemütlichen Wesen, dem Charakter, die späterhin sich zwischen Mann und Weib so prägnant bemerkbar machen und die Persönlichkeit prägen. Die Geschlechtsreife ist die bedeutungsvollste Krisis in der Entwicklung eines Menschenlebens. Mit ihr zugleich gelangen alle jene Keime zur Reife, welche durch die Vererbung, d. h. als Mitgift aus der körperlichen und seelischen Organisation der Eltern und Voreltern in das Kind hineingelegt worden sind. Hierin ist es begründet, daß in der Periode der Geschlechtsreife so viele körperliche und seelische Krankheiten auftreten, auftreten im Sinne einer Keimentfaltung oder Samenreifung und nicht im Sinne einer von außen eingeschleppten erworbenen Krankheit. Der Prozeß der geschlechtlichen Differenzierung braust wie ein Wettersturm durch den Organismus und fügt ihm leider nur allzuhäufig dauernden Schaden zu. Auch auf das Seelenleben hat die Geschlechtsreife einen bedeutungsvollen Einfluß. Es treten nicht selten Geistesstörungen auf, Zustände von Schwachsinn. In dieser Periode sind Jüngling und Jungfrau vorsichtig und umsichtig zu behandelnde Geschöpfe und fordern die volle Beachtung von seiten der Lehrer und Eltern. Es treten Stimmungsanomalien auf, die teils geschlechtlichen Gefühlen bewußt oder unbewußt ihre Entstehung verdanken, teils in ihren Motiven unverstanden bleiben. In den meisten Fällen geht alles glücklich vorüber, wenn die Geschlechtsreife vollendet ist. Aber es können auch die Grenzen des Normalen überschritten werden und so disharmonische Seeleneigenschaften entstehen. Daß solchen Zuständen gegenüber, die jahrelang andauern, die allergrößte Aufmerksamkeit vonnöten ist, bedarf keiner besonderen Betonung. Aber was geschieht heute? Nichts geschieht, was ernstlich den Namen einer hygienisch-pädagogischen Fürsorge verdient, und wenn die Jugend des Menschengeschlechts nicht mit einer göttlichen Widerstandsfähigkeit ausgestattet wäre, nicht viele kämen heil aus dieser entwicklungskritischen Periode heraus. Die Kinder der arbeitenden Klassen werden gerade in der Zeit der Pubertät zur Arbeit gezwungen, und zwar zur Arbeit, die im Anfange immer ihre körperlichen Kräfte übersteigt. Das gilt besonders für die Fabrikarbeit. Dort kommt auch früh, viel zu früh Verführung zum Alkoholgenuß und geschlechtlichen Verkehr. Bei landwirtschaftlicher Arbeit und bei Betrieben im Freien gestaltet es sich etwas günstiger. Die Kinder der wohlhabenden Klassen werden auf den höheren Schulen Ueberanstrengungen ausgesetzt. Dort ist der Tadel aufs vorsichtigste und gerechteste abzuwägen, Kränkungen sind aufs entschiedenste zu vermeiden, das Ehrgefühl ist in weitgehendster Weise zu respektieren. Das sind pädagogische Gesetze, die auch für das Elternhaus gelten, das ebenso wie die Schule vor große verantwortungsvolle Erziehungsaufgaben in der Periode der Geschlechtsreife gestellt ist. Frühzeitig muß die Gefahr der Pubertätsklippe ins Auge gefaßt werden und die körperliche, intellektuelle und sittliche Erziehung so geleitet werden, daß ausreichende Kräfte vorhanden sind, wenn es gilt, sie zu umschiffen. Werden die Grundsätze einer harmonischen Erziehung mit Beharrlichkeit befolgt, dann tritt das junge Menschenkind wohl gerüstet und gestählt in die Periode der Geschlechtsreife ein, dann hat es wohlbegründete Aussicht, diesen schweren Kampf mit der eigenen Natur siegreich zu überwinden. (A. Erlenmeyer, Blätter für Volksgesundheitspflege, 1904, No. 8.)

Bevölkerungsstatistik und Wanderungen.

Aufsaugen der ländlichen Arbeitskräfte durch die Industrie. Nach den Wahrnehmungen des Arbeitsamtes der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg hörte schon 1903 das Angebot gewerblicher Arbeiter für Landarbeit, das während der Jahre der gewerblichen Krise zu beobachten war, wieder ganz auf. Dafür begann das Aufsaugen der ländlichen Arbeitskräfte durch die Industrie. Die aus dem Auslande und anderen Gegenden herangezogenen Arbeitskräfte erwiesen sich nur als Tropfen auf heißem Stein, da sie schon nach ganz kurzer Zeit von der Industrie aufgenommen wurden. Ständige einheimische Arbeiter, namentlich Knechte und Dienstmädchen, sind äußerst schwer zu beschaffen, weswegen die Nachfrage nach Wanderarbeitern, hauptsächlich nach ausländischen, zusehends größer wird. Vom genannten Arbeitsamt wurden im Jahre 1903 nur 842 Stellen mit ständigen Arbeitern besetzt, gegen 994 im Jahre 1902. Mit Wanderarbeitern wurden dagegen 9374 Stellen besetzt gegen 6234 im Jahre 1902. Unter den Wanderarbeitern waren nur 246 Deutsche, dagegen 1139 Russen, 6427 Galizier und 1562 Ungarn. Ganz erfolglos fallen nach wie vor die Versuche aus, entlassene Reservisten wieder auf dem Lande unterzubringen. Trotzdem in allen Kasernen der Provinz Brandenburg die offenen Stellen des Arbeitsnachweises der Landwirtschaft bekannt gemacht werden, meldete sich im Vorjahre von den zur Entlassung kommenden Reservisten kein einziger, vielmehr wandten sich die meisten der vom Lande stammenden Reservisten der Industrie und dem Gewerbe zu, wozu die Arbeitsnachweise der Kriegervereine ihnen die beste Gelegenheit boten. (Arbeitsmarkts-Korrespondenz, 1904, Juliheft.)

Völker- und Rassenpolitik.

Ueber das frühere Deutschtum in Italien machte der Abgeordnete Dobering in der österreichischen Delegation folgende bemerkenswerte Ausführungen: Man sollte es sich doch endlich einmal merken, daß die Deutschen in Tirol jeden Fußbreit deutschen Bodens verteidigen werden und man sollte sich endlich daran gewöhnen, die Deutschen in Triest nicht als Eingewanderte, sondern als Gleichwertige und Vollberechtigte zu behandeln. Das wird gewiß nicht zum wirtschaftlichen und zum kulturellen Schaden der Italiener in Triest sein. Wenn übrigens die Herren Irredentisten das Küstenland, Istrien, Triest usw. für sich in Anspruch nehmen, so können wir Deutsche den Spieß wohl auch umdrehen. Wir können sagen, daß das ganze Gebiet bis zur Etsch, ganz Friaul, das Görzische, Istrien usw. deutscher Boden sind. Unter Kaiser Otto I. war Verona deutsch; die Grafen von Görz waren bekanntlich Deutsche; der Patriarch von Aquileja war ein deutscher Reichsfürst. Mitterburg, aus welchem die Italiener Pisino und jetzt neuzeitlich die Kroaten Pazin gemacht haben, war die südlichste Stadt des deutschen Bundes. Und wenn man auf den Spuren der Geschichte in Italienisch-Friaul herumwandelt, so findet man noch mehr. So finden wir in dem heutigen Cividale bei Udine den deutschen Geschichtsschreiber Paul Warnefried (Paulus Diaconus), nach ihm heißt ein großer Platz. Wir finden überall die Ruinen der Burgen und Niederlassungen der Bayern, welche auch Kärnten besiedelt haben. Ueberall ist die deutsche Kultur bahnbrechend gewesen. Wir finden die Burgen Spengenberg, Richimwald, Attems, Starhemberg, wir finden die Städte Glemaun (Gemona), Peuschelsdorf (Venzone), dort hatten sich deutsche Kaufleute niedergelassen. Auch ein Gewährsmann, welcher den Italienern zugehörte, Coronini, ein Görzer, sagt in einer seiner Schriften: „Deutsche Zeugen sind es, die wir unter den alten Urkunden hierzulande häufig finden. Deutschen Ortsnamen begegnen wir sehr oft in Friaul, und zwar nicht nur den veralteten, sondern auch solchen, die sich bis auf die romanisierte Abänderung unverfälscht erhalten haben." Das wären also historisch begründete Ansprüche der Deutschen auf jene Gebiete, wenn wir überhaupt einmal das Beispiel der Irredentisten nachahmen wollten. Allein mit diesen Ansprüchen sich zu beschäftigen, überlassen wir unsern Historikern und Ethnographen. Aber, meine Herren, überall, wo Deutsche wohnen, werden sie es sich nicht nehmen lassen, ob es nun den Herren Italienern recht ist oder nicht, ihre Gesinnung zu betätigen und so aufzutreten, wie es ihnen beliebt. Es wird sich — davon bin ich fest überzeugt — zwischen den beiden Völkern eine An-

näherung vollziehen; sie wird sich um so eher vollziehen, je mehr sich die Bündnisnotwendigkeit mit dem Königreiche Italien eingelebt haben wird und je mehr sich die Italiener auf österreichischem Boden von den Liebeserwerbungen falscher Freunde befreit haben werden. (Alldeutsche Blätter, 1904, No. 8.)

Kampf der weißen und schwarzen Rasse in Afrika. Es klafft ein tiefer Gegensatz zwischen der weißen und schwarzen Rasse. Die Neger Afrikas schwinden bei dem Erscheinen der Weißen nicht dahin wie die Papuas und andere niedere Stämme. Der Weiße hat ihnen mit der Kultur auch ein gewisses nationales Selbstbewußtsein gebracht. Aus diesem Bewußtsein heraus haben anerkannt tüchtige Negerfürsten wie der Zulu Tschaka, wie der Matabele Mosilikatze, der Basuto Moschech sich ein Stammesreich geschaffen und ihrer Dynastie einen befestigten Thron erworben. Heute ist Dinigulu die Seele des schwarzen Rassebewußtseins. In Verbindung damit steht das Bestreben der Neger in Amerika, heimzukehren nach dem Boden, darauf ihre Vorfahren lebten, nach Afrika. In gewissem Sinne ein dem Zionismus verwandter Trieb. Dabei ist indessen nicht zu verkennen, daß die religiöse Seite der Sache zurücktritt hinter dem selbstbewußten Sichregen und Vorwärtsdrängen der Rasse. Diese südafrikanischen Schwarzen haben eigene Schulen, eigene Zeitungen und meiden jeden engeren Verkehr mit den Weißen, wie etwa die Ehegemeinschaft. Die Bantujournalisten sind gebildet und in der sozialistischen Literatur Europas bewandert genug, um deren spitzen Pamphletenstiel sich angeeignet zu haben und mit Fanatismus zu predigen: „Afrika für die Schwarzen!" „Denn — so hieß es vor kurzem in einem Zoutpansberger Kaffernblatt — die Weißen sind nur die Gäste der Eingeborenen." Das alles deutet darauf hin, daß die Neger sich emanzipieren wollen von der weißen Rasse, daß sie eines Tages die Gelegenheit ergreifen werden, die weiße Verwaltung, die ihnen als ein Joch erscheint, abzuschütteln. Wie können wir, die Weißen, uns nun wappnen gegen eine durch viele Anzeichen angekündigte allgemeine Erhebung der schwarzen Rasse? Denn daß wir uns wehren, wird uns zur strengen Pflicht nicht nur aus berechtigtem nationalen Egoismus, sondern auch im Interesse der allgemeinen Menschheitskultur, deren Bestand durch das Selbständigwerden der Neger keineswegs fest gesichert erschiene. Das Abwehren kann nur geschehen durch einheitliche Maßregeln aller afrikanischen Kolonisationsvölker. Es darf nicht mehr möglich sein, daß stark begründeter Verdacht besteht, ein europäischer Staat habe so wenig auf seine Grenzen acht gegeben, daß Waffenschmuggel in die Nachbarkolonie in großem Maßstabe eintreten konnte. Es müssen weiterhin Vorkehrungen getroffen werden, daß nicht in gewissem Sinn die Schwarzen zum Zünglein an der Wage gemacht werden, wie es den Kaffern in Südostafrika im Burenkriege zuteil wurde, als sie bald von den Buren und noch mehr von den Engländern umworben wurden. Wir wollen die Neger in unseren Schutzgebieten nicht unterdrücken und nicht ihrer Freiheit berauben. Wir wollen sie nur in den Ideen, die wir von Menschheitskultur und Menschheitsfortschritt haben, erziehen. Wir wollen sie zur Arbeit heranbilden, daß sie, die an das Klima gewöhnt sind, die Bodenschätze und die Fruchtbarkeit ihrer Länder nutzbar machen, zu ihrem und der Allgemeinheit Besten. (Süd-Afrika, 1904, 4.)

Handwerkerschulen für Farbige. Im Herbst 1903 ist in Lome eine Handwerkerschule eingerichtet worden. In ihrem Lehrplan steht neben der deutschen Sprache Rechnen, Schreiben und Zeichenunterricht. 27 Lehrlinge besuchen zurzeit die zwei Kurse der Schule, die von einem deutschen Lehrer und von einem eingeborenen Unterlehrer geleitet werden. Leicht haben es die Lehrer nicht. Dem Togoneger fehlt von Haus aus jeder Blick für gerade Linien, rechte Winkel usw. Es ist aber jetzt gelungen, aus dem unkultivierten Naturmenschen Handwerker heranzubilden. In der Tischlerei des Gouvernements in Lome werden Türen und Fenster angefertigt, die jeder Kritik standhalten.

Eine deutsche Ansiedlerschule. Ein Ausschuß unter dem Ehren-Präsidium des Fürsten Karl von Urach, Grafen von Württemberg, erläßt einen Aufruf zur Errichtung der Deutschen Ansiedlerschule in Hohenheim. Sie soll jungen Deutschen aus dem Reich wie Söhnen von Auslandsdeutschen in 1—2jährigem Lehrgang Gelegenheit geben, sich die praktische Ausbildung zu verschaffen, um in Neuländern sich als landwirtschaftliche Pioniere rasch einarbeiten und das Deutschtum würdig vertreten zu können. Es soll damit dem Uebergang in die Ueberseelaufbahn das Abenteuerliche genommen werden, das ihm zurzeit im großen ganzen in der Anschauung kurzsichtiger Leute noch anhaftet. Eine

besondere Aufgabe der Anstaltsleitung wird es sein, für die abgehenden Zöglinge geeignete Stellungen ausfindig zu machen, wo sie, sei es an überseeischen Kolonialschulen oder Versuchsstationen oder bei Farmern, Kolonisten, Viehzüchtern, Pflanzern usw., ihre Ausbildung vollenden oder zu selbständiger beruflicher Tätigkeit übergehen können. Als Sitz der Anstalt ist der acht Hektar große „Exotische Garten“ in Hohenheim ins Auge gefaßt, wo die erforderlichen Bauten bereits vorhanden sind oder mit geringen Kosten erstellt werden können.

Geistiges Leben.

Die Religionen der Völker. Im September d. J. fand in Basel der zweite internationale religionsgeschichtliche Kongreß statt, zu dem Teilnehmer aus allen Erdteilen zusammengekommen sind. Nach den Berichten der Kölnischen Zeitung möchten wir hier auf einige prinzipiell wichtige Vorträge hinweisen, welche für die entwicklungsgeschichtliche Auffassung der religiösen Weltanschauung der Völker von Bedeutung sind. In der Eröffnungssitzung begründete Professor Orelli die Notwendigkeit eines solchen Kongresses mit dem Hinweis auf den Wert, den die Kenntnis der Religion für das Verständnis aller Kultur habe, und auf die Schwierigkeiten, die hier der Forschung entgegenstehen. Handelt es sich doch dabei um das Innerste des Menschen, wovon man nur den Reflex, nie das Wesen selber sieht, dessen Deutung wiederum vom Standpunkt des Forschers abhängig ist. Hier kann gegenseitiger Meinungsaustausch die Annäherung fördern, ebenso wie dabei auch die Frage nach dem Zusammenhang der Religionen leichter geklärt wird. Wenn auch nur mit wissenschaftlichen Gründen gearbeitet wird, so kann die Arbeit doch das religiöse Interesse fördern und vertiefen, weil dabei die aufsteigenden Stufen der Religion bis zur obersten hin in ihrem fortschreitenden Werte gewürdigt werden. — Ein Beispiel für die religiösen Vorstellungen der niedersten Menschenrassen gab Prof. Sarasin in seiner Schilderung der Weddas auf Ceylon. Mit ihrem einfachen Leben, das von der Kultur anderer nur das angenommen hat, was zur Erhaltung des Daseins dient, sind sie ein normaler Stamm mit quantitativ geringer Intelligenz, die nicht produktiv, sondern nur in sehr bescheidenem Maße rezeptiv tätig sind. Auch in ethischer Beziehung sind sie primitiv, aber nicht roh, achten auf ihr Eigentum, das sie im Leben brauchen, kennen aber Diebstahl und Lüge nicht. Eine religiöse Vorstellung von einem höchsten Wesen fehlt ganz, da sie vollkommen interesselos der Frage nach einem Schöpfer gegenüberstehen, ebenso der Aberglaube an Geister. Die einzige Spur von religiösem Denken ist eine dumpfe Vorstellung vom Fortleben der Seele an einem nahen Ort, der man Speise hinsetzt, sowie einige Bräuche, wie der Pfeiltanz, den sie aber nicht mehr zu deuten wissen. — Prof. Dieterich sprach über die Religion der Mutter Erde. Aus den Bräuchen weit auseinander stehender Völker bei der Geburt und beim Sterben ist nachzuweisen, wie die Völker die Erde als Mutter betrachtet haben, von der sie die Seele empfangen, und der sie darum zurückzugeben sei. Diese Anschauung, die auch im klassischen Altertum eine Rolle spielte und vornehmlich in den Mysterien ihre Vollendung fand, ist später durch das Aufkommen der männlichen Gottheiten gänzlich in der Erinnerung der Völker verblichen. — Curtiß wies darauf hin, daß die Urreligion der Semiten von derjenigen der Naturvölker nicht verschieden gewesen sei, während Dr. Jeremias auf die monotheistischen Strömungen innerhalb der babylonischen Religion aufmerksam machte. Doch kann man nur von Strömungen, nicht aber von einem bewußten Monotheismus sprechen. In seiner Vollkommenheit ist er in der israelitischen Religion angebahnt und im Christentum vollendet worden. Prof. v. Schröder sprach über den Glauben an ein höchstes Wesen bei den Ariern. Er führte aus, daß man neben der Naturverehrung und dem Seelenkult auch noch den Glauben an ein höchstes gutes Wesen als eine Wurzel der Religion anzusehen habe, die man bei Religionen weit auseinander liegender, von anderen Einflüssen nicht berührter Völker feststellen könne. Tritt dieser Glaube mit jenen anderen Wurzeln in Verbindung, dann wird daraus der große Geist, der im Himmel wohnt. In dieser Form trifft man den Glauben an ein höchstes Wesen bei den Ariern. Denn die Veden Indiens kennen Varuna als Himmelsgott und Hüter aller Ordnung im Natur- und Menschenleben, dem die Adytias, personifizierte Eigenschaften des ursprünglichen Wesens, zur Seite stehen, z. B. Mitra als Treue und

Baga als Segenspender. Ebenso ist Ahuramazda zugleich Himmelsgott und Wächter aller Ordnung, ebenso Zeus und Jupiter, nur daß diese zugleich noch als Götter des Krieges erscheinen, wie es auch bei dem germanischen Ziu oder Eri oder Ingwi oder Irmin der Fall ist. Dagegen ist bei den Slawen Bog = Gott nur der Schützer aller Ordnung ohne kriegerische Eigenschaften. Es lassen sich hiernach die Arier in zwei Gruppen teilen, die östliche, deren Gott mild, gütig, segnend und die westliche, deren Gott dazu noch kriegerisch erscheint. Dementsprechend sind auch die Völker im Osten weichlich und ohne großen Sinn für öffentliche Ordnung, während die westlichen kriegerisch und zur Staatenbildung veranlagt erscheinen. — Prof. Deussen betonte die großen gemeinsamen Ideen im Christentum, Brahmanismus und Buddhismus. Prof. Guimet berichtete über Laotse und den Brahmanismus und wies nach, daß man einen Schlüssel zum Verständnis Laotses nur im Brahmanismus finden könne, da der Reformator seine Lehre, deren Kern in der Toleranz und Kindesliebe bestehe, aus indischen Schriften geschöpft habe. Prof. Mahler wies in einem Vortrag über die religionsgeschichtliche Bedeutung von Kalenderdaten auf die merkwürdige Tatsache hin, daß Allerseelen an dem Tage der ägyptischen Gräberöffnung, und der Geburts- und Auferstehungstag Christi am gleichen Tage des ägyptischen Gottessohnes Horus gefeiert werde, was doch kaum ein bloßer Zufall sein dürfte.

Bücherbesprechungen.

E. Häckel, Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen. Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig, 1903. Preis brosch. Mk. 25,—, geb. Mk. 28,—.

Die erste Auflage dieses grundlegenden Werkes erschien im Jahre 1874. Heute liegt die fünfte vor, die sich von der ersten nicht nur durch den größeren Umfang, sondern auch durch inneren Wert bedeutend unterscheidet. Häckel hat wegen der konsequenten Anwendung des biogenetischen Grundgesetzes auf den Menschen viele Angriffe erfahren müssen, und es sind ihm zweifellos nicht wenige Irrtümer und voreilige Verallgemeinerungen nachgewiesen worden. Aber dadurch ist der Grundgedanke, auf dem das prächtige Werk sich aufbaut, nicht erschüttert, sondern im Laufe der Jahre ist er immer mehr befestigt worden. Kein anderer Forscher hat inzwischen gewagt, an das gleiche Problem in dieser systematischen Weise heranzugehen. In der Anwendung des biogenetischen Grundgesetzes in seinem ganzen Umfange auf den Menschen und in seiner gemeinverständlichen Darstellung ist das Buch seit 30 Jahren das einzige Werk seiner Art geblieben. Das Werk hat nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch aufklärerischen Wert. Allen denen, die volle Wahrheit über Entstehung und Entwicklung ihrer eigenen Person, volle Klarheit über die Stellung des Menschen in der Natur zu erlangen trachten, sei Häckels Werk angelegentlichst empfohlen. Wir gedenken auf den Inhalt in anderem Zusammenhang zurückzukommen. Dr. Woltmann.

Dr. Berger, Kreisarzt. Kreisarzt und Schulhygiene. Verlag von Leopold Voß, Hamburg. 88 Seiten.

Die Abhandlung lehnt sich an einen Vortrag an, den Verfasser vor zwei Jahren im Preußischen Medizinalbeamtenverein gehalten hat und verarbeitet auf kurzem Raum das vorliegende und zeitgemäße Material in ausreichender Weise. Die Arbeit gipfelt in folgenden (verkürzt wiedergegebenen) Leitsätzen: 1. Der Staat hat für gesundheitliche Ueberwachung der Schule Sorge zu tragen, damit die Kinder durch den Schulbesuch keinen gesundheitlichen Schaden leiden. 2. Diese Ueberwachung hat durch den Kreisarzt unter Mitwirkung besonderer Schulärzte zu geschehen. 3. Die Ueberwachung hat sich zu erstrecken auf das Schulgrundstück,

das Schulhaus, insbesondere das Schulzimmer und dessen Einrichtungen, auf die Unterrichtsmittel, auf den Gesundheitszustand der Schulkinder und des Lehrers, sowie auf Unterricht und Nebenanlagen. 4. Der Kreisarzt hat periodische und gelegentliche Schulbesichtigungen vorzunehmen und hat zu ersteren stets Schulvorstand und Schularzt zuzuziehen. 5. bis 6. Der Kreisarzt hat durch Belehrung, Vorträge, Unterstützung gemeinnütziger Bestrebungen in schulhygienischer Richtung zu wirken. 7. Schularzt und Kreisarzt sollen sich gegenseitig ergänzen. 8. Dringend notwendig ist eine hygienische Vorbildung der Lehrer. Dr. Lomer.

Nicholson, Die Geschichte der Konsumvereine in England. Verlag des Verbandes schweizerischer Konsumvereine, Basel, 1904.

Kaufmann, Geschichte des konsumgenossenschaftlichen Großeinkaufs in Deutschland. Verlagsanstalt des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine, Hamburg, 1904.

Aus der Fülle der jüngsten genossenschaftlichen Literatur, die mit dem in rapider Aufwärtsbewegung begriffenen Genossenschaftswesen immer mehr anschwillt, heben wir die beiden obigen Publikationen als eine gute Informationsquelle für alle diejenigen hervor, die dem modernen wirtschaftlichen Gebilde der Konsumentenorganisation und der beginnenden Verdrängung privatkapitalistischer Betriebe durch Genossenschaftsunternehmungen Interresse entgegenbringen. Zeigt nun die erstgenannte Schrift in populärer und anschaulicher Darstellung die Fruchtbarkeit der genossenschaftlichen Idee an der Entwicklung der englischen bezw. schottischen Genossenschaften, angefangen von dem winzigen Kramladen der armen Weber zu Rochdale bis zu den heutigen riesenhaften Produktions- und Distributionsbetrieben mit eigenen Handelsflotten und überseeischen Plantagen, so gibt das Kaufmannsche Werk eine fesselnde Schilderung des Werdeganges der wirtschaftlichen Zentrale der deutschen Genossenschaften, der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine in Hamburg. Man kann sich beim Studium dieser Blätter der Ueberzeugung nicht verschließen, daß hier Kräfte am Werke sind, die über kurz oder lang für das wirtschaftliche und soziale Gefüge der modernen Kulturstaaten von einschneidender Bedeutung werden müssen. E. F.

Dr. Neuberger, Verhütung der Geschlechtskrankheiten. Heft 6 der Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Volks-Hygiene. R. Oldenbourg, München und Berlin. 46 S. 8°. 30 Pfg. Von 100 Exemplaren ab 25 Pfg., von 200 Exemplaren ab 20 Pfg., von 500 Exemplaren ab 18 Pfg., von 1000 Exemplaren ab 15 Pfg., von 2000 Exemplaren ab 12 Pfg.

In durchaus gemeinverständlicher Weise belehrt das vorliegende Heft über die Geschlechtskrankheiten, ihre Folgen und ihre Verhütung, und seine Lektüre ist wohl geeignet, Unwissenheit und Unklarheit auf diesem so verhängnisvollen Gebiete zu beseitigen. Unter der Form der objektiven Darstellung wird der Leser über die abschreckenden Verhältnisse der Prostitution unterrichtet und wird vor illegitimen Beziehungen gewarnt; doch nicht die Aengstlichkeit soll großgezogen werden, sondern an die Warnung schließt sich der humane Rat und kluge Führung aus den scheinbaren Widersprüchen zwischen Natur und Moral. So kann die Neubergersche Arbeit unbedingt empfohlen werden und im Interesse unserer Volksgesundheitspflege wäre es sehr zu begrüßen, wenn Behörden, Vereine und Privatpersonen, insbesondere Großindustrielle sich entschließen würden, dieses Heft in den Kreisen der weniger Gebildeten, hauptsächlich der Arbeiter, Handwerker usw. schenkungsweise zur Verteilung zu bringen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Eisenach, Bornstraße 11.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Salomonstraße 9.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

III. 9. — 1904.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die Rassenfrage in den Vereinigten Staaten.

Pierre Leroy-Beaulieu.

(Mit Genehmigung übersetzt aus dem soeben erschienenen Werk: „Les États-Unis au 20ᵉ siècle", Verlag von A. Colin, Paris, 1904.)

Die Rassenfrage gehört zu den schwierigsten Problemen, die das moderne Amerika noch lösen muß. Noch vor nicht allzulanger Zeit schien es, als wolle man daran gehen, die Beziehungen zwischen den beiden Rassen, den Weißen und den Schwarzen, zu verbessern, leider scheinen sie sich aber noch verschlimmert zu haben. Seit einigen Jahren begnügen sich einige Südstaaten, besonders diejenigen, in denen die Neger die Majorität bilden, nicht mehr damit, der farbigen Bevölkerung das Wahlrecht zu entziehen; sie suchen diese Ausschließung auch durch Gesetze zu unterstützen. Während es nach der Verfassung der Vereinigten Staaten verboten ist, irgend einem Bürger, welcher Rasse er auch angehören möge, das Wahlrecht zu entziehen, ändern diese Staaten die Bestimmung dahin um, daß sie das Wahlrecht nur jenen gewähren, die lesen und schreiben können oder eine gewisse Steuer entrichten (Louisiana und Süd-Karolina) oder auch jenen, die lesen können und die befähigt sind, die Verfassung des Staates zu verstehen. Diese letztere Maßregel hat der Staat Mississippi getroffen und man wird verstehen, daß die Wächter der Verfassung gerne ein Auge zudrücken, wenn es sich um Weiße handelt, aber unerbittlich streng gegen die Neger sind.

Virginien hat ein System, welches die Garantien der vorerwähnten drei Staaten vereinigt, und Nord-Karolina hat in seiner Verfassung eine analoge Bestimmung getroffen. Die Entwicklung der Industrie in den Südstaaten hat die Rassenfrage noch verschärft. Weiße und schwarze Arbeiter betrachten sich mit scheelen Blicken. Die Weißen beklagen sich über die Konkurrenz der Schwarzen und weigern sich, sie in ihre Syndikate aufzunehmen, die Verbrechen und die Fälle von Lynchjustiz haben sich vermehrt. Dabei zeigen die niederen Schichten der weißen Demokratie ebenso wie die Einwanderer aus dem Norden mehr Gereiztheit gegen die Neger, als die alte Farmer-Aristokratie, und sie haben auch die Ausnahmebestimmungen durchgesetzt.

Bei diesem Zustande der öffentlichen Meinung wird man begreifen, welche Bewegung es hervorrufen mußte, als der Präsident Roosevelt an seiner Tafel im Weißen Hause einen allerdings hochverdienten Neger Mr. Booker T. Washington empfangen hatte, und welchen Lärm es machte, als er zum Steuer-Kommissär von Charlestown, der Hauptstadt von Süd-Karolina, einen anderen Schwarzen, den

Doktor Crum, ernannte. Nicht nur der Süden und die demokratische Partei, der die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung in den Südstaaten angehört, waren darüber entsetzt, sondern auch viele Mitglieder der republikanischen Partei, also der Partei des Präsidenten, der Partei, die einstmals den Krieg für die Wiederherstellung der Union und die Abschaffung der Sklaverei geführt hatte, schien diese Maßregel unpolitisch. Auch der Senat, in dem die Republikaner über zwei Drittel der Sitze verfügen, hat es abgelehnt, die Ernennung des M. Crum zu ratifizieren, der Präsident allerdings hat sie aufrecht erhalten. Der Konflikt, der lange in Schwebe blieb, hat eine tiefgehende Erregung in den Südstaaten hervorgerufen.

Vom Rechtsstandpunkte aus muß man dem Präsidenten unbedingt zustimmen. Wenn ein Farbiger die Befähigung hat, einen Posten einzunehmen, warum sollte man ihm diesen verweigern in einem Lande, dessen Verfassung formell keinen Rassenunterschied kennt? Viele Amerikaner sagen aber: Möge die Wahl immerhin gesetzlich gewesen sein, es fragt sich noch, ob sie opportun war. Ist es gut, an dem delikaten Rassenproblem zu rühren? Die weiße Bevölkerung in den Südstaaten fürchtet natürlich, daß eine Regierung, die den Schwarzen öffentliche Aemter verleiht, nicht zögern würde, sie zu zwingen, den Negern das Wahlrecht zu erteilen, sei es dadurch, daß der oberste Gerichtshof die Gesetze, durch welche den Negern das Wahlrecht entzogen wird, als inkonstitutionell erklärt, oder indem er den Artikel der Verfassung zur Anwendung bringt, durch den die Zahl der Delegierten jener Staaten, in denen das Wahlrecht nicht allgemein ist, eingeschränkt wird.

Zusatz XIV zu § 3 der Verfassungsgesetze lautet nämlich: Wenn irgend einem mindestens 21 Jahre alten Staatsbürger der Vereinigten Staaten das Stimmrecht zur Wahl des Präsidenten, Vizepräsidenten oder Kongreß-Repräsentanten entzogen wurde und dem betroffenen Bürger nicht ein Verbrechen nachgewiesen werden kann, so wird die Zahl der Repräsentanten in dem Verhältnisse der des Stimmrechtes beraubten Bürger zur Gesamtzahl der vollberechtigten Bürger vermindert.

Diese Frage wurde von einigen Heißspornen schon aufs Tapet gebracht, aber man hat sofort alles getan, um die Ruhestörer zum Schweigen zu bringen. Wenn der Präsident die Sache selbst in die Hand nehmen sollte, könnte man sie nicht mehr ohne Debatten aus der Welt schaffen, und welch augenblicklichen Beschluß auch immer man fassen sollte, die Frage bliebe noch ungelöst. Darum tadeln viele Leute, die sonst keine Anhänger der Sklaverei sind, die Initiative des Präsidenten.

Um diesen Geisteszustand richtig beurteilen zu können, seien hier einige statistische Daten über die Rassenfrage angeführt. Die 76303387 Bewohner der Union zerfallen nach dem Zensus vom 30. Juni 1900 in 66990788 Weiße, 8840789 Schwarze, 119050 Chinesen, 86000 Japaner und 266760 Indianer. Es gibt also im ganzen 9312599 Farbige, deren ungeheure Mehrheit die Schwarzen oder Abkömmlinge von Schwarzen bilden. Man rechnet unerbittlich unter die Farbigen nicht nur die Mulatten, sondern auch die Quarteronen, und alle jene, in deren Adern noch ein Tropfen Negerblut fließt. Die übrige farbige Bevölkerung hat nur in einigen Staaten des Westens Bedeutung. Von den 119050 Chinesen leben mehr als 45000 in Kalifornien, mehr als 10000 in Oregon, mehr als 3000 im Staate Washington, also beinahe 60000 in den drei Küstenstaaten des Stillen Ozeans, 3000 leben in Alaska und ungefähr 26000 auf Hawai. Es bleiben also nur noch 20000 übrig, die zerstreut in den großen Städten der Union wohnen. Wenn ihre Anwesenheit auch eine Zeitlang gefährlich erschien, so hat man inzwischen dadurch Ordnung geschaffen, daß man ihnen die Einwanderung fast ganz verboten hat. Es gibt also heute keine Chinesenfrage mehr in den Vereinigten Staaten. Von den 86000 Japanern leben 61000 auf Hawai, 10000 in Kalifornien, 5600 im Staate

Washington, 25 000 in Oregon, 2400 in Montana, 1300 in Idaho und 2000 verstreut in den übrigen Staaten. Sie sind nicht verbannt wie die Chinesen, sollte aber die Einwanderung noch stark zunehmen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß eine freundschaftliche Vereinbarung zwischen Japan und Amerika zustande kommt, um dieselbe möglichst einzuschränken. Eine solche Vereinbarung wurde zwischen Japan und Kanada schon geschlossen. Die Indianer, die ehemaligen Besitzer des Landes, brauchen ihnen auch keine Sorgen zu bereiten. In dem eisigen Alaska bilden sie beinahe die Hälfte der Gesamtbevölkerung, 29 000 von 63 000, aber sonst erreichen sie nirgends auch nur den vierten Teil der Bevölkerung. In den gesamten Vereinigten Staaten sind die Indianer in deutlicher Abnahme begriffen. Die Vorgeschrittensten unter ihnen werden sich mit den Weißen mischen, die übrigen werden verschwinden, sie werden weder im guten noch im bösen Sinne ein bedeutender Faktor in der Entwicklung der Union sein.

Nachdem wir so alle anderen farbigen Volksstämme ausgeschieden haben, stehen wir der großen Masse schwarzer Bevölkerung gegenüber, die 11,6 pCt. des amerikanischen Volkes bildet, während die Weißen 87,8 pCt. bilden. Die Verhältniszahl der schwarzen Bevölkerung zur weißen ist übrigens seit dem Zensus von 1810 progressiv kleiner geworden. Im Jahre 1810 bildeten die Neger noch 19 pCt. der Bevölkerung. So betrachtet, hätte das Problem der schwarzen Rasse nichts Beunruhigendes. Aber diese scheinbar proportionale Abnahme der Schwarzen war viel schwächer in der Zensusperiode 1890—1900 als in der Periode 1880—1890. In der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts ist sie bloß von 11,9 pCt. auf 11,6 pCt. gefallen, in der vorhergehenden Dekade von 13,1 pCt. auf 11,9 pCt. Dabei ist aber zu bedenken, daß seit der Aufhebung der Sklaverei die Einwanderung bei der Vermehrung der Schwarzen keine Rolle spielt, während sie für die Vermehrung der Weißen sehr bedeutend in Betracht kommt; es gab aber weniger Einwanderer in der Dekade 1890—1900 als in der vorhergehenden. Während der letzten zehn Jahre hat sich die schwarze Bevölkerung, die von 7 488 000 auf 8 840 000 Menschen anwuchs, um 18,1 pCt. vermehrt, die Weißen, die von 55 166 000 auf 66 990 000 anwuchsen, haben sich um 21,4 pCt. vermehrt. Der Unterschied ist nicht sehr bedeutend und ohne den Faktor der Einwanderung hätte die schwarze Bevölkerung zweifellos rascher zugenommen als die weiße.

Betrachtet man nicht die Gesamtheit der weißen Bevölkerung, sondern bloß die Zahl jener, die in den Vereinigten Staaten geboren sind und Eltern entstammen, die selbst wiederum dort geboren sind, so findet man eine Zunahme von 6 539 000 Personen (18,9 pCt.) gegenüber 41 053 000 im Jahre 1900, 34 514 000 im Jahre 1890. Dabei ist aber noch zu bemerken, daß dieses Wachstum nicht eine Folge der natürlichen Vermehrung der 34 514 000 Weißen ist, die im Jahre 1890 in der Union lebten, sondern daß hier noch die große Zahl jener Personen in Betracht kommt, die fremden Eltern entstammen, und deren es im Jahre 1890 11 515 000 gab. Zieht man all dies in Betracht, so ist es unbestreitbar, daß die Fruchtbarkeit der amerikanischen Schwarzen eine größere ist als die der Weißen. Es ist also Grund genug zur Beunruhigung vorhanden.

Um aber die ganze Bedeutung der Rassenfrage in den Vereinigten Staaten zu verstehen, müssen wir die Verteilung der Neger in den verschiedenen Distrikten prüfen. Man hat nun festgestellt, daß 3 729 000 Neger im südatlantischen Gebiete wohnen und dort 35 pCt. der Bevölkerung repräsentieren, und 4 193 000 im zentralen Süden, also 29,8 pCt. der Gesamtbevölkerung. Im Süden leben also $^9/_{10}$ aller Schwarzen, im Norden nur 900 000, so daß sie dort nur 2 pCt. der Bevölkerung bilden. Diese runden Ziffern geben aber nur eine unvollständige Vorstellung von der Konzentration der Schwarzen in gewissen Gegenden. Zum Zwecke der besseren Orientierung

geben wir hier das Verhältnis der schwarzen zur Gesamtbevölkerung nach dem Zensus vom Jahre 1900 in Prozenten an:

Mississippi	58,5 pCt.	Texas	20,4 pCt.
Süd-Karolina	58,4 „	Maryland	19,8 „
Louisiana	47,1 „	Delaware	16,6 „
Georgia	46,7 „	Kentucky	13,3 „
Alabama	45,2 „	Indianisches Territorium	9,4 „
Florida	43,7 „	Missouri	5,2 „
Virginien	35,6 „	Oklahama	4,7 „
Nord-Karolina	33,0 „	West-Virginien	4,5 „
Arkansas	28,0 „	New-Jersey	3,7 „
Tennessee	23,8 „	Kansas	3,5 „

Die Schwarzen sind also in zwei Staaten in der Majorität, in vier anderen bilden sie 40 pCt. der Gesamtbevölkerung, und diese sechs Staaten stellen ein Terrain dar, das sich vom Atlantischen Ozean bis zum Golf vom Mexiko erstreckt. Im Nordosten dieses Terrains, in Virginien und Nord-Karolina, im Norden in Tennessee und Arkansas und im Westen in Texas, bleibt die Zahl der Schwarzen bedeutend und schwankt hier zwischen 36 und 20 pCt. Die Schwarzen haben also ihr Zentrum in den sechs Küstenstaaten des südlichen atlantischen Ozeans und des Golfs von Mexiko, wo mehr als die Hälfte der Bevölkerung, 4433000 von 8852000, dem Negerstamme angehören.

In dem geographisch wohlumgrenzten Gebiet, welches die sechs Staaten: Süd-Karolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi und Louisiana einnehmen, sind also die Schwarzen in der Majorität. Man wird einsehen, welches Mißvergnügen unter den Weißen jener Gegend herrschen muß, wenn man von den Rechten der Schwarzen spricht und welches Hindernis für den Fortschritt die Negerbevölkerung bildet, die noch im wahren Sinne des Wortes unkultiviert ist. Trotzdem wollen wir aber weiter in die Analyse der Verteilung der beiden Rassen eindringen, da dieselbe auch auf dem Gebiete, das wir in Untersuchung ziehen, noch die verschiedensten Variationen aufweist.

Physikalisch betrachtet besteht der Südosten der Vereinigten Staaten aus zwei verschiedenen Zonengebieten: die feuchte, häufig sumpfige Ebene, die sich in großer Ausdehnung längs des atlantischen Ozeans, des Golfes von Mexiko und der Mississippimündung hinzieht, und das Alleghanygebirge mit dem sich daran schließenden Terrassenlande. In dem letztgenannten Zonengebiete, welches den größten Teil von Virginien, Nord-Karolina und von Tennessee, teilweise auch Alabama und Georgien umfaßt, und welches Süd-Karolina und den Staat Mississippi kaum berührt, sind die Schwarzen nicht sehr zahlreich. Hingegen drängen sie sich in dem Flachlande zusammen, in dem sie einige Gebiete ganz beherrschen.

Aus den Tabellen des letzten Zensus geht hervor, daß die Zahl der Schwarzen doppelt so groß ist als die der Weißen in 13 Bezirken von 40 in Süd-Karolina, in 26 von 112 in Georgien, in 2 von 45 in Florida, in 12 von 66 in Alabama, in 27 von 75 in Mississippi, in 8 von 59 in Louisiana. Die Bezirke mit überwiegend schwarzer Bevölkerung bilden ein ununterbrochenes Band, den „Black-Belt" oder schwarzen Gürtel, der sich vom Mississippi bis nach Süd-Karolina erstreckt; er setzt sich sogar fort, einerseits nach Nordosten, wo in einem Bezirk von Nord-Karolina und in zwei Bezirken von Virginien die Zahl der Schwarzen gleichfalls doppelt so groß ist als die der Weißen, andererseits nach Nordwesten und Westen, wo er sich längs des Mississippitales hinzieht. Sechs Bezirke in Arkansas, zwei in Tennessee und einer in Texas zählen doppelt so viel Schwarze als Weiße. In

gewissen Gegenden ist das Uebergewicht der Schwarzen ungeheuer. Sie sind sechsmal so zahlreich als die Weißen in einem Bezirke von Arkansas, siebenmal so zahlreich in einem Bezirke von Alabama, und sogar 16mal zahlreicher als die Weißen im Bezirke von Issaquena im Staate Mississippi.

Wenn die Weißen sich irgendwo in einer derartigen Minorität befinden, so trachten sie auszuwandern, um sich anderwärts niederzulassen, hingegen lassen sich dort immer mehr Schwarze nieder. Die beiden Rassen haben das Bestreben, sich wie Flüssigkeiten von verschiedener Dichte, die sich nicht mischen können, zu trennen. So zählte ein Distrikt in Alabama im Jahre 1880 25588 Schwarze und 5645 Weiße, heute gibt es daselbst 30889 Schwarze und 4762 Weiße. Ein anderer Bezirk, der im Jahre 1880 12784 Schwarze und 4587 Weiße zählte, zählt heute 18870 Schwarze gegenüber 4252 Weißen. Noch größer ist das Mißverhältnis im Staate Mississippi, denn die schwarze Bevölkerung wächst dort in 20 Jahren von 7997 auf 21031 Seelen an, während die Zahl der Weißen nur von 2230 auf 2796 steigt. Es besteht also die Tendenz, Gebiete zu bilden, die ausschließlich von Schwarzen besiedelt sind, und darin liegt eine große Gefahr. Denn da sie hier abgeschlossen, von den Weißen unbeobachtet leben, machen sie keine Fortschritte, ja sie neigen sogar dazu, zur Barbarei zurückzukehren. Fälle von solchen Rückfällen kommen in Haïti häufig vor und M. Paul Bourget hat uns in seinem Buche „Outre Mer“ gewisse Sitten beschrieben, die stark an die ursprüngliche Unkultur anklingen. Die Konzentrationsbewegung der Schwarzen im äußersten Süden findet ihre Bestätigung auch darin, daß die „Uppen Southern States“, die am weitesten nördlich gelegenen Territorien der Südstaaten, die schwarze Bevölkerung durch Auswanderung verlieren. Nach dem letzten Zensus wohnten in diesen Staaten von den 3829000 daselbst geborenen Schwarzen nur 3205000. 624000 hatten also das Gebiet verlassen, hingegen hatten sich 90000 Schwarze, die in anderen Gebieten geboren waren, daselbst niedergelassen, so daß also die Nettosumme der Ausgewanderten 534000 Personen betrug.

Hingegen haben die „Lower Southern States“ einen Zuzug von 276000 Schwarzen aus anderen Gebieten erhalten, während 128000 auswanderten. Die Nettosumme der Einwanderer beträgt also 148000 Personen.

Andererseits leben 414000 Schwarze hauptsächlich aus den nördlicheren Territorien der Südstaaten im Norden, während 28000 Schwarze des Nordens sich im Süden niederließen.

Neben der deutlichen Konzentrationsbewegung im äußersten Süden besteht also auch das Bestreben, sich im Norden zerstreut anzusiedeln. Aus Virginien, aus Nord- und Süd-Karolina, aus Maryland, Kentucky und Tennessee wandern die Schwarzen aus, um entweder nach Norden oder nach Süden zu ziehen. Während sich die Schwarzen im äußersten Süden auf dem Lande niederlassen und die Städte meiden, leben sie im Norden als Arbeiter bei einfachen Verrichtungen oder als Hausbedienstete in den großen Städten.

Wie soll also die Rassenfrage in den Vereinigten Staaten gelöst werden und hauptsächlich das schwierige Problem im Süden? Die Erziehung kann hier helfen, aber es wäre eitel zu glauben, daß man die Neger in einigen Jahren oder selbst in einigen Generationen kultivieren könnte, nachdem man sie Generationen lang unterdrückt hat. Eigentlich gibt es keine absolute Lösung des Problems; es wird den Amerikanern zweifellos noch große Schwierigkeiten bereiten und dem Fortschritte in einem der gesegnetsten Teile der Union im Wege stehen.

Die nationale Abstammung der Engländer.

Lic. Anton von Choinski.

Die Engländer waren bis Gibbon (1737—94) allgemein der Meinung, sie wären ungemischte Nachkommen jener Eroberer, „Angelsachsen“ genannt, welche von 449 n. Chr. in einem Zeitraum von etwa 146 Jahren unter verschiedenen Führern zumal südöstliche Gebiete von Britannien eroberten.

Diese Meinung gründete sich einzig auf die Erzählung eines unbekannten Verfassers „Gildas“ genannt, welcher, ein Brite von Geburt, als Flüchtling ums Jahr 560 n. Chr. in einem nicht näher zu bestimmenden Kloster in Armorica (Bretagne und Normandie), nicht nach sicheren Urkunden, die ihm, wie er selbst sagt, fehlten, sondern nach Erzählungen anderer Flüchtlinge (ex transmarina narratione) in lateinischer Sprache eine Schrift über „Die Ausrottung der Briten“ (de excidio Britonum) aufsetzte. In dieser Schrift nennt er seine Landsleute in Britannien, nachdem der Kaiser Honorius sein Heer im Jahre 411 aus Britannien zurückgezogen hatte, „elendes Ueberbleibsel, bedrängt von Pikten und Skoten“. Dieses „elende Ueberbleibsel“ hat, sagt Gildas, an den Konsul Aëtius eine flehentliche Bitte mit der Aufschrift „Das Stöhnen der Briten“ gerichtet, in welcher es heißt: „Die Barbaren jagen uns bis an die See hinab, die See wirft uns zurück in die Hände der Barbaren; so haben wir nur die Wahl, entweder von den Fluten verschlungen oder von den Feinden erschlagen zu werden.“

Nun hat aber Th. Nicholas (Pedigree of the English People, 1874, S. 219 ff.) nachgewiesen, daß hier eine Verwechslung seitens Gildas' vorliegt, da die Einwohner Britanniens nie an Aëtius eine derartige Bittschrift gerichtet haben. Aber Aëtius kam nicht. „Da wurden“, sagt Gildas, „die Ratgeber des stolzen Tyrannen Guorthigirn, Königs der Briten, verblendet und besiegelten dadurch ihr Verderben, daß sie die grimmigen und ruchlosen Sachsen zu Hülfe riefen. Nichts konnte für unser Land verderblicher sein. Eine große Zahl junger Raubtiere brach nunmehr über unser Land aus dem Lager der barbarischen Löwin hervor; sie landeten zuerst an der Ostküste der Insel und setzten sich dort fest mit ihren scharfen Klauen. Ihre Heimat entsendete immer größere Scharen ihrer Wolfsbrut, ... da wurde der eine Teil der Briten in die Bergschluchten eingeschlossen und abgeschlachtet, ein anderer Teil, durch Hunger gezwungen, ergab sich freiwillig, um als Sklaven ihren Feinden zu dienen, und liefen Gefahr, jeden Augenblick niedergestochen zu werden. Andere flüchteten aus dem Lande mit lautem Wehklagen und gingen übers Meer. Andere flohen in unzugängliche Berge und Wälder und auf kahle Seefelsen, und verblieben so in ihrem Lande.“

„Dies ist also die Erzählung“, sagt Th. Nicholas (l. c. S. 214), „auf welche sich der Glaube des englischen Volkes hinsichtlich seiner Abstammung gründet. Man spricht dem Gildas nach und sagt, die Briten wären von den „Angelsachsen“ entweder alle niedergehauen oder teils in die Berge von Wales, teils übers Meer nach Gallien

verjagt worden, und so seien die Engländer Nachkommen eines reinen teutonischen Geschlechts, — es ist klar, daß die Angabe des Gildas aus der Luft gegriffen ist."

Der sehr enge Raum eines für diese Zeitschrift bestimmten Artikels zwingt uns, die Gildassche Schrift in möglichst gedrängter Fassung zu widerlegen, d. h. zu beweisen, daß die Briten keineswegs unkriegerisch und feige gewesen und mitnichten sich haben von den Eroberern, wie Schafe von Wölfen, abschlachten lassen. Luke Owen Pike (the English and Their origin, 1866, S. 25) fällt über Gildas folgendes Urteil: „Man braucht nur einen Blick in die Gildassche Schrift zu tun, um zu sehen, daß der Seelenzustand des Verfassers gestört war; alles erscheint ihm in Schwarz und Verzweiflung — er sieht in den Menschen Ungeheuer von Gottlosigkeit; Menschlichkeit, Glückseligkeit scheinen ihm aus seinem Vaterlande verbannt zu sein — was zurückgeblieben war, war Verzweiflung für ihn und sein Volk —, kurz, Gildas litt an Schwermuts-Wahnsinn." Der erste Gelehrte Englands, welcher auf die Unglaubwürdigkeit des Gildas hinwies, war Gibbon, der in seiner History of the Decline and Fall of the Roman Empire sagt: „Ein Mönch, welcher in tiefster Unkenntnis des menschlichen Lebens die Verantwortlichkeit eines Geschichtsschreibers auf sich nehmen zu können glaubte, entstellt in sonderbarster Weise den Zustand Britanniens zur Zeit, wo Rom seine Herrschaft von Britannien zurückzog." Gibbons Beispiele folgend, haben englische Gelehrte, wie Pelgrave, Huxley, Hardy, Kemble, Pike, Nicholas usw., die Unglaubwürdigkeit des Gildas nachzuweisen gesucht, so daß in England die sich mit diesem Gegenstande besonders befassenden Gelehrten den Glauben an reine teutonische Abstammung der Engländer aufgegeben haben. Aber selbst der mit den höchsten Staatsämtern bekleidete Teil des englischen Volkes scheint, mit wenigen Ausnahmen, sich gar nicht für diesen Gegenstand zu interessieren. Nennt doch selbst die Morning Post, das Organ des verstorbenen Lord Salisbury und Mr. Balfours, die Deutschen nach wie vor die verwandte Nation (Kindred nation), wobei freilich sowohl die englische Politik als auch die Volksstimmung in England Bahnen einschlägt, die das gerade Gegenteil dessen schaffen, was Deutschland von seinen vermeintlichen Vettern zu erwarten das Recht hätte. Gewiß zöge das Blut, wenn es hüben und drüben dasselbe wäre, mehr an, als das dazwischen liegende Wasser zu trennen und zu entfremden vermöchte. Aber in den Engländern fließt tatsächlich etwa 64,28 pCt. bretonisches, 29 pCt. skandinavisches und nur 6,72 pCt. deutsches Blut. Dies läßt sich nicht nur historisch-ethnographisch, sondern auch sprachlich beweisen. Dieser Beweis ist zugleich auch gründliche Widerlegung der Gildasschen Behauptung betreffend vermeintliche Feigheit und Ausrottung des bretonischen Volksstammes. Des geringen Raumes wegen müssen wir hier den sprachlichen Beweis übergehen.

Schon die „Historia Britonum" eines „Nennius" genannten Verfassers, welcher zu Anfang des 9. Jahrhunderts in irgend einem Kloster von Wales gelebt hat, erzählt manche Tatsachen, die von großer Tapferkeit der Briten im Kampfe mit den Angelsachsen sprechen. In Wales, welches von den letzteren nie beherrscht wurde, konnten sich aber glaubwürdige Ueberlieferungen über die Kämpfe der in der

Nachbarschaft ringenden Landsleute unverfälscht erhalten. Nennius erzählt nun, der britische König Guorthigirn hätte eine aus ihrer Heimat vertriebene und unter Führung von Hengist und Horsa an der Küste von Kent gelandete Kriegerschar, die er nach dem Beispiel aller früheren römischen Geschichtsschreiber „Sachsen" nennt, im Kampfe gegen die Pikten und Skoten, sowie auch gegen seinen eigenen Bruder Ambrosius Aurelius, König von Wales, in Sold genommen und ihnen für ihre Dienste das kleine Delta, die sogenannte Insel Thanet (nordöstliche Spitze von Kent) eingeräumt, welche, wie Beda der Ehrwürdige († 735) sagt, nur für etwa 600 Familien Platz hatte; Hengist hätte sodann dem Guorthigirn seine Tochter Rovena zur Frau gegeben und dafür das ganze Land Kent erhalten; Hengist hätte immer neue Scharen aus seiner Heimat kommen lassen, „bis zuletzt die Heimatsinseln ganz entvölkert waren"; inzwischen hätte Hengist gegen seinen königlichen Schwiegersohn Feindseligkeiten eingeleitet, sodann hätte des Königs Sohn Guorthimir, empört über seines Vaters Nachgiebigkeit den Ankömmlingen gegenüber, den letzteren offen den Krieg erklärt, in mehreren Schlachten gegen dieselben gekämpft und am Flusse Derwent einen entscheidenden Sieg davongetragen — hier hätte er Hengists Bruder Horsa mit einem aus der Erde herausgerissenen Baumstamme erschlagen, nachdem sein Schwert im Kampfe zerbrochen war; nach diesem Siege des Feindes hätte sich Hengist einige Jahre ruhig verhalten, es wäre ihm aber gelungen, durch Vermittelung Rovenas seinen Todfeind Guorthimir durch Gift aus dem Wege zu räumen; zuletzt hätte er einen neuen Verrat ersonnen: unter dem Vorwande, dauernden Frieden zu stiften, hätte er seinen königlichen Schwiegersohn mit 300 dessen Edlen zu einem Festmahle eingeladen, doch sollten selbige ohne Waffen erscheinen, da auch Hengists Krieger in derselben Zahl ohne Waffen kommen würden; die Briten hätten sich betören lassen, waffenlos zu erscheinen und wären hier von Hengists Kriegern, die ihre kurzen Schwerter secgs in ihre Stiefelschäfte verborgen hätten, auf ein verabredetes Zeichen seitens Hengists alle mit Ausnahme Guorthigirns ermordet worden, welcher für Lehen und Freiheit den Ankömmlingen ein Gebiet abgetreten hätte, das die jetzigen Grafschaften Essex, Middlessex und Sussex umfaßt. — Soweit Nennius.

Mag man nun das ruchlose Abschlachten von 300 bretonischen Edlen schon aus dem Grunde ins Reich der Fabel versetzen, weil eine ähnliche Vertrauensseligkeit den Briten unter den obwaltenden Umständen durchaus nicht zuzumuten ist, so ergibt sich doch aus obiger Erzählung die Gewißheit, daß die Briten fähig waren, mit den „Angelsachsen" zu ringen und ab und zu zu siegen, und daß es von seiten der Eroberer ursprünglich doch keineswegs nur darauf abgesehen war, die Briten wie Schafe abzuschlachten. Wenn das letztere zuträfe, hätte Hengist nicht zu dem Mittel greifen brauchen, seine Tochter dem schwachen Könige eines elenden, feigen Volksstammes zur Frau zu geben. Auch hätte Guorthigirn unmöglich freundschaftliche Beziehungen mit Ankömmlingen anknüpfen mögen und können, wenn letztere nichts als „grausame Räuber", „fluchbeladene Raubtiere" und „Gott und den Menschen verhaßte Ungeheuer" gewesen wären, wie selbige von Gildas genannt werden.

Nach Bedas Auseinandersetzung (in seiner historia Ecclesiastica gentis Anglorum) in Verbindung mit obiger Erzählung des Nennius waren Hengist und seine Krieger Jüten, also Dänen, Normannen. Die Normannen waren aber keineswegs blutdürstige Raubtiere, sondern höchst tapfere, mutige Männer, geistig geweiht und geadelt durch den festen Glauben, daß Mut und Todesverachtung im Kampfe sie als Genossen des Gottes Odhinn in die himmlische Walhalla führen, daß dagegen jede Ehrlosigkeit sie als Sklaven der Göttin der Finsternis und des Verderbens, der grauenerregenden Hel, Schwester des Wolfes Fenrir und der Midgardschlange, preisgeben würde. Ein absichtsloses Hinschlachten wehrloser Menschen muß den Eroberern ebenso wie uns selber als Ehrlosigkeit und Niederträchtigkeit gegolten haben.

Betreffs der vermeintlichen Feigheit der Briten widerlegt Gildas schon dadurch seine eigene Behauptung, daß er anderweitig erzählt, wie Guorthigirns Bruder, der die römische Partei im Lande vertretende Ambrosius Aurelius, König von Wales, nicht nur sein eigenes Land gegen die Barbaren mit Erfolg zu schützen wußte, sondern es auch verstand, durch Siege die Ankömmlinge zu zwingen, ihn als den „Oberkönig aller britischen Könige anzuerkennen".

Nach einer „angelsächsischen" Ueberlieferung soll Cerdick, König von Wessex, sich mit Aella, König von Sussex und mit Aesk, König von Kent, gegen die sein Reich bedrohenden Briten verbunden haben. In diese Zeit fallen die zwölf Siege des britischen Helden Arthur, dessen Heldentaten Nennius aufzählt, und vorzumal der Sieg bei Bath im Jahre 516, durch welchen es den Briten gelang, die Ankömmlinge über die Grenzen von Devon und Somerset hinaus zu verdrängen und diese beiden Provinzen zu dem britischen Königreiche Damnonia zu schlagen, welches nunmehr die Provinzen Cornwall, Devon, Somerset, Vilts und Dorset umfaßte, und erst im 10. Jahrhundert seine Autonomie verlor und mit der englischen Krone vereinigt wurde. Die Tapferkeit der Briten in Wales war so groß, daß sie selbst einem Wilhelm dem Eroberer, der durch den Sieg bei Hastings 1066 mit einem Schlage dem Reiche der Angelsachsen ein Ende bereitete, Halt gebot. Wilhelm mußte sich mit vagen Suzeränitätsrechten über Wales begnügen. Daß aber die Stämme von Wales und Damnonia, ebenso wie die der südöstlichen Hälfte der Hauptinsel eine und dieselbe Rasse bildeten, dies sagt die welsche Ueberlieferung der „Triads". Dieselbe nennt als die drei „ersten und verwandten" Stämme der Hauptinsel die „Kymry" von Wales, die Lloegrians im Süden (etwa bis zur Linie Yarmouth-Birmingham) und die Bretonen im Norden bis hinaus über den Humber, und hält sie alle für blutsverwandt mit dem Volke der französischen Armorica (Bretagne und Normandie).

Tacitus nennt (vita Agricolae, Kap. XIII) die Briten ein gut geartetes Volk, das für die höhere römische Kultur empfänglich, willig ihre Jugend in die römischen Legionen einreihen läßt, unter der Bedingung, daß ihr keine Ungerechtigkeit geschieht. Es ist klar, daß durch den Dienst der britischen Jugend in den römischen Legionen der kriegerische Geist unter den Briten erhalten wurde. Gelang es doch dem Constantinus im Jahre 407 mit Hülfe seiner zumal in Britannien ausgehobenen Legionen sich in Britannien, Gallien und Spanien als Gegenkaiser dem Honorius gegenüber eine Zeitlang zu behaupten und dann

für seinen Sohn Constans die Anerkennung als Gegenkaiser zu erzwingen. Somit scheint nun die von Gildas den Briten oder Bretonen vorgeworfene „Feigheit“ widerlegt zu sein.

Nicht Feigheit, sondern Uneinigkeit unter den einzelnen Fürsten und Stämmen, sowie Planlosigkeit in der Verteidigung stürzte die Briten ins Verderben. Lagen nicht zwei leibhaftige Brüder, Guorthigirn und Ambrosius Aurelius, in hartem Kampfe mit einander gerade in einer Zeit, wo das Verderben im Anzuge war, wo „angelsächsische“ Scharen das Land zu überfluten begannen? Unvergleichlich mächtiger als diese Normannen waren die Römer unter Claudius und dessen Nachfolgern, und doch sagt Tacitus (Vita Agricolae XII), daß die Briten, wenn Einigkeit unter ihnen geherrscht hätte, aller römischen Machtentwicklung erfolgreichen Trotz geboten haben würden.

Jetzt muß bewiesen werden, daß die Behauptung, der bretonische Volksstamm sei von den Eroberern von und nach 449 ausgerottet worden, aus der Luft gegriffen ist. In welchen Gebieten Britanniens soll nun diese Ausrottung Platz gegriffen haben? Gewiß doch nur im Bereiche der Heptarchie (Wessex, Sussex, Kent, Essex, East Anglia, Mercia und Northumbria), d. h. dort, wo überhaupt ein Kampf zwischen Briten und „Angelsachsen“ stattgefunden hat. Northumbria bildete die östliche Hälfte des Teiles der Insel, welcher sich von der südlichen Linie Hull-Liverpool bis etwa zur nördlichen Linie Edinburg-Greenoc hinzog. Die westliche Hälfte dieses Gebiets, von Greenoc bis Liverpool, hieß Strathclyde, war von Briten bewohnt und stand bis ins 10. Jahrhundert unter britischen Fürsten. In der „sächsischen Chronik“ für 924 heißt es, daß der König der Briten von Strathclyde den Sohn Alfreds des Großen († 901) Eduard als „Vater und Oberherrn anerkannt“ hat. Ebenso wie Strathclyde war auch das oben erwähnte Königreich Damnonia nur von Briten bewohnt. In Cornwall, welches zu Damnonia gehörte, ist die bretonische Sprache erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ausgestorben. Damnonia und Strathclyde bildeten aber mehr als den vierten Teil des heutigen England, und kamen an Ausdehnung fast dem dritten Teil der Heptarchie gleich.

Nehmen wir nun für England allein eine Bewohnerzahl von 28 Millionen an, so sind, da Damnonia und Strathclyde mit inbegriffen sind, 8 Millionen darunter rein bretonischer Abstammung. Auf die ehemalige Heptarchie entfielen somit etwa 20 Millionen. Die Frage ist nun, ein wie starker Prozentsatz bretonischen Blutes auf diese Bevölkerung von 20 Millionen entfällt.

Wir finden in den erwähnten welschen „Triads“ (verzeichnet in der Myvyrian Archaeology von Wales) bittere Klagen über britische Fürsten, welche die vaterländische Sache verraten hätten und namentlich darüber, daß die „Lloegrians“ (von Kent, Essex und Surrey) ebenso wie die am Humber wohnhaften „Coraniens“ sich mit den Sachsen verbunden haben und „geworden sind wie die Sachsen“. „Auf diese Art ist“, sagt Th. Nicholas l. c., „das vermeintliche Verschwinden des bretonischen Volkes aus der Bildfläche leicht zu verstehen.“ — „Als Ergebnis derartiger Bündnisse kann“, sagt Owen Pike l. c. S. 45, „der Umstand angesehen werden, daß ein britischer Fürst namens Cadwalla in der sächsischen Chronik unter den Königen von Wessex aufgeführt wird.“ Derselbe Verfasser sagt l. c. S. 54: „Wir wissen aus

dem Gesetze des Königs Ina, daß inmitten der Eroberer eine bretonische Bevölkerung bestand, deren soziale Lage nicht viel beschränkter als die der Eroberer selbst war." Ina war König von Wessex gegen Ende des 7. Jahrhunderts. Nach diesem Gesetze waren Bretonen, wealhas genannt, unbeschränkte Besitzer von Ländereien. — Auch Beda († 735) bezeugt die Existenz einer breiten britischen Bevölkerung inmitten der Eroberer dadurch, daß er unter den „fünf in der Heptarchie gesprochenen Sprachen" auch die britische nennt.

Dasselbe wird auch von der „angelsächsischen" Gesetzgebung selbst bewiesen. Diese kennt nämlich Freie (ceorls) und Unfreie (theows); die ersteren zerfielen in eorles (zwölf Händ-männer) und ceorles (zwei Händ-männer). Unfreie (theows) waren Kriegsgefangene, Verbrecher, Ueberverschuldete und gekaufte Sklaven. — Nach dem von Wilhelm dem Eroberer 1080 angelegten Doomsdaybook (doom heißt dänisch: Gericht) gab es damals nur gegen 25 000 theows, d. h. weniger als $^1/_{10}$ der Grund- und Bodenbesitzer. Die ceorles bretonischer Abstammung hießen wealhas (Welsche), und waren entweder an die Scholle gebunden oder ganz frei. Die ersteren waren nur persönlich frei, zur Arbeit für den Landbesitzer und zum Kriegsdienste für den König verpflichtet; den anderen Teil der wealhas ceorles bildeten kleinere Landbesitzer, Kaufleute und Handwerker, somit auch die Städtebewohner. Die wealhas ceorles konnten wegen besonderer Verdienste im Kriege vom Könige zur Würde eines Thegn (thane) erhoben werden.

Die bretonische Bevölkerung der großen, von den Römern gegründeten und stark befestigten Städte verblieb, trotz aller Siege der Eroberer, auf dem platten Lande größtenteils unversehrt, weil diese befestigten Plätze für die keine hinlänglichen Belagerungswerke besitzenden Feinde kurzweg uneinnehmbar waren. Betreffs der englischen Hauptstadt selbst, welche nach wie vor den bretonischen Namen London (llong = Schiff, llhwn = Wald, din = Stadt) trägt, und noch unter Constantin dem Großen († 337) eine gewaltige, etwa 15 Kilometer lange, 7 Meter hohe Mauer mit 15 Türmen erhielt, stimmen alle Verfasser (Allen, Norton, Thornbury, Jesse, Loftie) darin überein, daß London die von den Römern übernommene Munizipalverfassung bis auf den heutigen Tag größtenteils unverändert bewahrt, und während der „angelsächsischen" Herrschaft einen kleinen Staat für sich gebildet hat, und daß selbst Wilhelm der Eroberer nur auf Grund eines besonderen Vertrages von London als Landesherr anerkannt wurde. Die Römer hatten 92 größere Städte in Britannien gegründet, von denen 33 die übrigen an Größe und Reichtum übertrafen. Die meisten von den besagten Städten waren stark befestigt; zumal waren es die neun Coloniae Romanae, von denen nur eine, nämlich Isca, in Wales lag. Die übrigen acht sind die heutigen Städte: London, Culchester, Richborough in Kent, Bath, Caerlon on Usk, Chester, Gloucester, Lincoln, Cambridge. Mr. Wright (The Celtic, the Roman and the Saxon, London, 1861) hat nachgewiesen, daß die römische Verwaltungsart in allen größeren Städten des von den „Angelsachsen" eroberten Gebietes in politischer und juridischer Hinsicht sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, ein Beweis, daß die Bevölkerung der Städte nicht ausgerottet worden ist.

Die Engländer nennen die Woche sennight (= sieben Nacht) und vierzehn Tage nennen sie fortnight (= vierzehn Nacht). Diese sonderbare Benennung haben sie von den Briten entnommen, welche nach Cäsar (de bello Gallico, VI, 8) sich rühmten, die Nachkommen des Dis, des lichtlosen Gottes der Unterwelt, zu sein und deshalb alle Zeiträume mit der Anzahl von Nächten und nicht von Tagen bestimmten. Es muß also mit den Angelsachsen zusammen eine starke bretonische Bevölkerung gelebt haben.

Wenn aber der Engländer in seinem 5826 Wortstämme enthaltenden Sprachschatz nur 83 rein bretonische, dagegen 2250 lateinische Stämme aufgenommen hat, so gründet sich dies auf den Umstand, daß die Städtebewohner, welche doch allein die Civilisation verbreiteten, fast nur lateinisch sprachen. Dagegen fanden die 1510 französischen Stämme des heutigen Englisch Aufnahme teils während der Herrschaft Ethelreds II. (978—1016) und dessen Sohnes Eduard des Bekenners (1042—1066), welcher, in der Normandie erzogen, das französische Wesen in England begünstigte, ebenso wie es seine Mutter Emma getan hatte, teils unter Wilhelm dem Eroberer und dessen Nachfolger (von 1066 an). Den Rest des englischen Sprachschatzes bilden 1983 skandinavisch-(dänisch-)germanische Stämme, darunter 647 nur skandinavische (dänische) und 41 nur germanische (sächsische)[1].

Auch die geistige und physische Komplexion des Engländers beweist, daß in ihm bei weitem mehr das bretonische als das skandinavisch-germanische Element zu finden ist. Der typische Engländer ist weltbekannt. Man bestreitet ihm nicht treffliche Eigenschaften: Ernst und Ausdauer in Verfolgung eines guten Zweckes, Mut, Unerschrockenheit, Pietät, Opferwilligkeit, aber während der Däne und noch mehr der Deutsche menschenfreundlich und zuvorkommend im Umgang, zumal den Fremden gegenüber, sind, sagt man dem Engländer allgemein Hochmut, Menschenscheu, Unhöflichkeit und Abgeschlossenheit, zumal den Fremden gegenüber, nach. Mag nun dieser Vorwurf nur auf die äußere Erscheinung, nicht aber auf den bösen Willen sich gründen, immerhin steht es fest, daß der Engländer auf dem Kontinente mit Argwohn angesehen wird und unbeliebt ist. In welchem Volke finden wir nun Eigenschaften, die den oben erwähnten der Engländer am ähnlichsten sind? Von den Bewohnern der französischen Bretagne lesen wir: „Der heutige Bretagner hat eine melancholische Gemütsstimmung, ein zurückhaltendes Wesen, dabei aber innere Empfindsamkeit und oft große Leidenschaftlichkeit verborgen hinter äußerer Roheit und Fühllosigkeit; er ist kühner Seefahrer und mutiger Krieger, gastfrei und redlich, stolz auf seine Abkunft, starr am Alten hängend und im Widerstand ebenso hartnäckig und blind, wie furchtlos und unbezähmbar.“ Mit Recht kommt es bei den Engländern in Gebrauch, sich Briten zu nennen. Die Wahrheit beginnt sich Bahn zu brechen.

Was die physische Komplexion betrifft, so müßten die Engländer, wenn sie skandinavisch-germanischen Ursprungs wären, blonde Haare und blaue Augen haben. Dagegen sagt Mr. Prichard (The Natural History of Mankind, London, 1841—1847), daß auf Grund von Unter-

---

[1]) Die eingehendste Untersuchung über nationale Abstammung jedes einzelnen Wortes des englischen Sprachschatzes findet man in einer Arbeit „Nationality of the English People“, die demnächst in London erscheinen soll.

suchungen von 20 Versammlungen festgestellt wurde, daß $^4/_5$ der Engländer von schwarzer und nur $^1/_5$ von blonder Haarfarbe waren.

So muß nun mit Rücksicht auf alle oben erwähnten Tatsachen wenigstens eine der „angelsächsischen" Bevölkerung gleichkommende Zahl von Briten auch in der Einwohnerschaft der Heptarchie zugestanden werden. Von den oben erwähnten 20 Millionen, welche das Gebiet der ehemaligen Heptarchie bewohnen, entfallen somit 10 Millionen auf die britische und 10 Millionen auf die skandinavisch-germanische Abstammung. Da aber, wie oben gesagt war, auf das Gebiet, welches ehemals Damnonia und Strathclyde, beide mit rein britischer Bevölkerung, umfaßt hatte, 8 Millionen Einwohner entfallen, deshalb kommen — auf die Gesamtzahl der Einwohner Englands von 28 Millionen — 18 Millionen Briten und 10 Millionen Skandinavier und Germanen, oder es kommen auf 64,28 pCt. Briten nur 35,72 pCt. Eroberer. Daß aber unter den letzteren die überwiegende Mehrheit von etwa 29 pCt. dänischer und nur die kleine Minorität von 6,72 pCt. sächsischer Abstammung ist, der Beweis dafür muß, des engen hier gestatteten Raumes wegen, einem besondern Artikel vorbehalten und hier nur auf Bedas „Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum" und auf die massenhafte Ueberflutung Englands durch die Dänen im 9., 10. und 11. Jahrhundert hingewiesen werden.

Ebenso kann hier des engen Raumes wegen nur angedeutet werden, daß der alte „angelsächsische" Adel entweder in der blutigen Schlacht bei Hastings 1066 gefallen oder infolge späterer Empörungen von Wilhelm dem Eroberer mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden ist; an Stelle der „angelsächsischen" Edlen kamen die Barone, welche Wilhelm aus Frankreich mitgebracht hatte. Zufolge eines selbst in den angrenzenden fremden Ländern verbreiteten Aufrufs Wilhelms, des Herzogs der Normandie, „alle, welche ein besseres Los wünschten, sollten zusammenströmen zur Eroberung und Teilung Englands", „kam", sagt die Chronik der Normandie, „eine zahlreiche bewaffnete Kriegerschar aus allen Volksklassen von nah und fern zusammen". Aus dieser Kriegerschar wurden nach der Schlacht bei Hastings, ohne Rücksicht auf Abstammung, die tapfersten zu Baronen erhoben. Freilich befanden sich unter diesen auch seit 885 vollständig französisierte Nachkommen der mit Rollo in Nordfrankreich eingewanderten Normannen, aber ihre Zahl war bei weitem geringer als die der Bretonen und überhaupt Kelten aus den nordwestlichen Provinzen Frankreichs, Bretagne, Anjou, Poitou, Touraine, Normandie. (H. Thierry, Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normans, Paris, 1825.)

War Dante blond oder brünett?

Dr. Ludwig Woltmann.

Unter den italienischen Gelehrten ist ein Streit über die Frage ausgebrochen, ob Dante blond oder brünett gewesen sei. Wie berichtet wird, hat Monsignore Agostino Bartolino die Behauptung aufgestellt, daß blonder Lockenschmuck dem Dichter der „Hölle" das Haupt

geziert habe, während man traditioneller Weise Dante allgemein als brünett sich vorzustellen pflegt. Ich kenne die Untersuchungen Bartolinos und seine Beweisgründe nicht; aber ich muß ihm vollständig beipflichten, wie ich schon früher darauf hingewiesen habe, daß Dante zum mindesten in seiner Jugend blond gewesen sei.

Die traditionelle Meinung, daß Dante brünett gewesen, geht bis auf G. Bocaccio zurück, den ersten und ältesten Biographen des Dichters. In seiner „Vita di Dante Alighieri" beschreibt er sein Aeußeres in folgender Weise: „Unser Dichter war von mittlerer Statur, und als er zu reiferem Alter gekommen war, ging er ein wenig gebückt. Sein Gang war ernst und gemessen, sein Gesicht lang und die Nase adlerförmig, die Augen eher groß als klein, die Kinnladen groß, und die Oberlippe wurde von der unteren überragt. Seine Hautfarbe war braun, Haar und Bart dicht, schwarz und kraus, sein Gesichtsausdruck immer melancholisch und nachdenklich." — Wenn man nun fragt, woher Bocaccios Nachrichten stammen, so beruft er sich weder auf Personen, die Dante gekannt oder sichere Beschreibungen hinterlassen haben, noch auf beglaubigte Bildnisse, die zu seiner Zeit existierten. Daß Dante braun gewesen und schwarze Haare gehabt habe, schließt er vielmehr aus dem angeblichen Gespräch einiger Weiber in Verona: „Denn", so fährt er unmittelbar fort, „er kam eines Tages nach Verona, als der Ruhm seiner Werke, namentlich seiner „Hölle", weit verbreitet und vielen Männern und Frauen bekannt war, und als er ein Stadttor passierte, wo mehrere Frauen saßen, da sprach eine von ihnen leise, doch so, daß er und die anderen Frauen es hören konnten: »Seht ihr jenen dort, der in die Hölle steigt und wiederkommt, wenn es ihm beliebt, und uns Nachrichten von denen in der Hölle bringt?« — Und eine von den Frauen antwortete: »Fürwahr, du mußt recht haben. Siehst du nicht, wie sein Bart so kraus und seine Farbe so braun ist, wegen der Hitze und des Rauches da drunten?« — Als jener aber die Worte hinter sich sprechen hörte, lächelte er ein wenig und ging weiter."

Das ist alles. Auf Grund dieses Weibergeredes, das außerdem in eine Anekdote zweifelhaften Ursprungs eingeflochten ist, konstruiert Bocaccio ein physiognomisches Bild des Dichters, das in bezug auf Gesichts- und Haarfarbe wenig glaubhaft erscheint. Bocaccio hat Dante nie gesehen. Als Dante starb, war jener acht Jahre alt, und Dante starb in der Fremde. Bocaccios Beschreibung ist daher mit größter Vorsicht aufzufassen, wie ja auch der „schwarze Bart" den Gelehrten schon viel Kopfzerbrechen gemacht hat, da nach der Sitte der Zeit vornehme Männer überhaupt keine Bärte trugen. Uebrigens würden die großen Kinnladen schwer zu erkennen gewesen sein, wenn Dante wirklich einen dichten Bart getragen hätte. Ferner sind viele andere Angaben Bocaccios über Dante von der neueren Kritik als unbegründet verworfen worden, z. B. die Nachricht, daß Beatrice die Tochter des Folcho Portinari und Frau des Simone dei Bardi gewesen sei. Die „Vita di Dante" enthält überhaupt viele romanhafte und tendenziöse Angaben.

Besser als Bocaccio wird wohl Dante selbst gewußt haben, wie er ausgesehen hat. In seinen Schriften finden wir darüber unzweifelhafte Zeugnisse.

Im „Gastmahl“ erwähnt Dante, daß er vielen unscheinbar vorgekommen sei, die sich auf Grund des Gehörten eine andere Vorstellung von ihm gebildet hätten. Ferner berichtet er, daß sein Haar blond gewesen sei. In der zweiten Ekloge schreibt Dante an Giovanni di Virgilio:

„Nonne triumphales melius pexare capillos
Et, patrio redeam si quando, abscondere canos
Fronde sub inserta, solitum flavescere, Sarno?“

„Wär's nicht besser, ich richtete mir das Haar zum Triumph zu,
Und ich, kehr' ich dereinst in die Heimat, bärge
Das graue Haupthaar unter dem Kranz, das einst blond war am Arno?“

Und der Freund erwiderte ihm:

„O si quando sacros iterum flavescere canos
Fonte tua videas — — —.“

„O wenn Du wieder dereinst blond werden die heiligen Haare
Sähest in Deinem Quell — — —.“

Ebenso widerlegt Dantes eigenes Zeugnis die Nachricht Bocaccios, daß er eine braune Hautfarbe gehabt habe. In den Kanzonen der „Vita nuova“ kommen mehrere Stellen vor, wo es heißt, daß sein Antlitz infolge von Kummer blaß und bleich geworden sei.

„Und mein Antlitz muß erbleichen.“
(XXVII.)

„. . . . so bleich
Bin ich, daß jeder Mitleid fühlen müßte.“
(XXXII.)

„Daß meine Augen, meine blassen Wangen
Verraten könnten meine ganze Schwäche.“
(XXXVI.)

„Mir war der Wange Farbe so erblichen.“
(XXIII.)

Personen mit brauner Gesichtsfarbe können nicht blaß und bleich werden und der „Wange Farbe“ verlieren, sondern nur solche mit rosigem Inkarnat, wie es die nordische Rasse besitzt. Die Ansicht, daß Dante brünett gewesen, ist demnach in das Reich der Fabel zu verweisen. Es scheint aber, als ob die Phantasie den Dichter der „Hölle“ sich nicht anders als mit dunkler Komplexion hat vorstellen können, wie es überhaupt ein psychologisch merkwürdiges Vorurteil ist, geistig große Menschen sich meist dunkelhaarig zu denken, während tatsächlich nur relativ wenige unter den großen Genies diese Eigenschaft gehabt haben.

Das einzige beglaubigte und noch existierende Porträt Dantes ist dasjenige von Giotto im Bargello zu Florenz, das aber früher sehr verblaßt war und heute so stark restauriert ist, daß die ursprünglichen Farben nicht mehr festgestellt werden können. Uebrigens ist das eine Auge dieses Profilbildes durch einen eingeschlagenen Nagel zerstört worden, und die Haare sind durch die bekannte Kapuze bedeckt, so daß selbst bei vollständiger Erhaltung des Bildes ihre Farbe nicht erkannt werden könnte. Authentisch sind an diesem Bilde nur die Linien des Kopfes, das lange schmale Gesicht, die lange gebogene

Nase, das vorspringende Kinn, alles anthropologische Merkmale, die der nordisch-germanischen Rasse eigen sind. Es ist ein Profil, wie man es in den germanischen Teilen Italiens und im Norden nicht selten heute noch findet.

Die Farbe der Augen Dantes ist gänzlich unbekannt. Die zahlreichen Bilder der Renaissancezeit zeigen bald braune, bald graue oder blaue Augen, ein Anzeichen, daß hier keine sichere Tradition nachwirkt. Nach den Regeln der Wechselbeziehung anthropologischer Merkmale liegt es indes sehr nahe, anzunehmen, daß sie auch hell gewesen sind, wie Haare und Gesichtsfarbe.

Das lange schmale Gesicht, das charakteristische Profil, die blonden Haare und die helle Haut lassen unzweifelhaft erkennen, daß Dante ein Sprößling der germanischen Rasse gewesen ist. Dafür zeugen auch die genealogischen Untersuchungen über die Herkunft der Familie Dantes. Der Stammvater ist ein tapferer Ritter des 11. Jahrhunderts mit dem deutschen Namen Cacciaguida, der eine Aldighiera aus dem edlen Hause der Aldighieri in Ferrara heiratete. Man könnte Cacciaguida im Neuhochdeutschen etwa mit Kaatzwitt wiedergeben, analog Altwitt, Roswitt und dergleichen. Aldiger ist ein germanischer, namentlich bei den Ostgoten gebräuchlicher Name. Demnach muß der Familie Dantes sowohl nach der väterlichen wie mütterlichen Seite ein deutscher Ursprung zugeschrieben werden.

Zum Schluß sei bemerkt, daß auch die von Dante verherrlichte Beatrice blonde Haare (biondi capelli) und blonde Flechten (bionde treccie) hat. In der siebenten Kanzone der „Vita nuova“ heißt es:

„O ich legte
An ihre blonden Haare,
Die Amor mir zum Unheil lockt und goldet,
Die Hand, und würde dann mich sättigen.
Hätt' ich die blonden Flechten so ergriffen,
Die Rut' und Geißel mir geworden sind,
Ich hielte von der Terze
Sie bis zum Vesper und zur Abendglocke.“

Die körperliche Schädigung der heutigen studierenden Jugend.

Dr. Albert Reibmayr.

Zu Mantua wurde im 15. Jahrhundert von Francesco Gonzaga eine Erziehungsanstalt gegründet, welche man wegen der darin infolge der guten Erziehungsmethode herrschenden Munterkeit „das fröhliche Haus“ nannte. Der Grundgedanke dieser Schule war, wie selbstverständlich in dem Zeitalter der Renaissance, derjenige der Griechen und Römer: Erziehung des Geistes und Leibes zum Zwecke der Bildung des Charakters. Die guten Resultate „des fröhlichen Hauses“ waren bald zu Mantua und sonstwo ersichtlich: denn lange Zeit hindurch, sagt Villari, erkannte man die Schüler dieses Konviktes

an der Ehrenhaftigkeit ihres Charakters, die eigentümlich gegen die allgemeine Verderbtheit der Zeit abstach[1]).

Fröhlichkeit ist die köstlichste Gabe, welche die Natur der Jugend verleiht und welche gerade einer Jugend, die körperlich wie geistig sich gefördert fühlt, in hervorragender Weise eigen ist. Nicht nur die Schule von Mantua wird also den Namen eines „fröhlichen Hauses" verdient haben, sondern jede Schule, wo der uralte pädagogische Grundsatz: daß Körper und Geist gleichmäßig erzogen werden müssen, zum obersten Prinzip gemacht ist, wird ein „fröhliches Haus" sein. Das 19. Jahrhundert hat den traurigen Ruhm errungen, daß es eine fast unmöglich scheinende Sache möglich gemacht hat, nämlich das von Natur aus zur Fröhlichkeit bestimmte Haus der Erziehung in ein trauriges zu verwandeln. Das sieht jeder, der Augen hat zum Sehen. Unsere heutige Jugend ist zuweilen ausgelassen, wie ein lang eingesperrtes Füllen, welches man für kurze Zeit ins Freie läßt, fröhlich — nein fröhlich im echten Sinne des Wortes, ist unsere studierende Jugend nicht, im Gegenteil, sie hat leider häufig schon jenen morosen Zug um den Mund und die Nasenwurzel, welcher sonst nur das Privilegium älterer Hypochonder und sitzender Bureaumenschen ist. Und wahrlich, die arme Jugend von heute hat nur zu sehr ein Recht moros zu sein, denn wir betrügen sie um ihr oberstes natürliches Recht, um ihr Recht einer schönen fröhlichen Jugendzeit dadurch, daß sie durch die heutigen Erziehungsmethoden körperlich und geistig geradezu verkrüppelt werden. Daß man nicht lustig sein kann, wenn man dieses Resultat nur zu gut an seinem Körper und Geist fühlt, ist nicht nur verständlich, sondern auch natürlich. Daß aber diese heutige körperliche und geistige Verkrüppelung unserer studierenden Jugend keine etwa nur von mir entdeckte Sache, sondern schon vieltausendmal von sehenden Leuten bemerkt und privatim und öffentlich besprochen wurde und wird, ist ja eine bekannte Sache. Doch geschieht dies mehr von Pädagogen und wird dabei vorzugsweise die geistige Verkrüppelung und ihre fürs Leben unpraktischen Erfolge hervorgehoben. Die körperliche Schädigung fällt dem Laien weniger auf und da der Arzt in der Schule wenig mitzureden hat, so wird diese viel wichtigere Seite selten in ihrer ganzen Schärfe beleuchtet.

Die körperliche Schädigung unserer studierenden Jugend wird hervorgerufen durch die ganz ungenügende oder geradezu vernachlässigte Erziehung des Körpers und durch das unharmonische Ueberwiegen der geistigen Erziehung. Dieses nachzuweisen ist die Aufgabe dieser Zeilen.

Vor mir liegt der Stundenplan eines Schülers der IV. Gymnasialklasse (Oesterreich). Derselbe weist für die Woche 28 Stunden, darunter 2 Tage mit je 5 Stunden und 2 Tage mit je 6 Stunden, aus. Da das Material, welches die Schüler zu bewältigen haben, ein großes ist, so muß ein einigermaßen fleißiger Student auch täglich 2—3 Stunden auf das Studium zu Hause verwenden. Dazu kommt in bürgerlichen Kreisen 1 Stunde Zeit für die drei Mahlzeiten. Für Freigegenstände kommen fast regelmäßig 2—3 Stunden in der Woche dazu.

[1]) Villari Pasquale: Niccolò Machiavelli und seine Zeit.

Es wurde unlängst auf einer Versammlung geklagt, daß die künstlerische Erziehung an unseren Schulen vernachlässigt wird. Man muß wirklich schon ein grausamer Vater sein, wenn man selbst einem musikalisch oder zu der bildenden Kunst begabten Sohn zu diesem oben genannten Pensum auch noch 3—4 Stunden Arbeit in der Woche für die Kunst zulegen soll.

Der junge Mensch sitzt also durchschnittlich täglich 8 bis 10 Stunden wenigstens, und was sehr wichtig ist, er bringt diese Zeit fast immer in eingeschlossener sauerstoffarmer Luft zu.

Die Schüler der IV. Gymnasialklasse sind alle 14—15 Jahre alt, treten also sämtlich in das für die Entwicklung des Menschen wichtigste Stadium der Pubertät ein. Diese Entwicklung der Geschlechtsreife dauert gewöhnlich mehrere Jahre und es ist nicht nur dem Arzte, sondern auch dem beobachtenden Laien bekannt, daß die Natur während dieser Zeit eine starke Revolution durchmachen muß, welche sich in vielen körperlichen und geistigen Symptomen deutlich ausspricht. Auch ein minder gebildeter Mensch dürfte einsehen, daß eine naturgemäße Entwicklung der Geschlechtsreife maßgebend ist für die zweifelslos — wenn man nicht einen asketischen Standpunkt einnimmt — wichtigste Aufgabe des Menschen, für seine Fortpflanzung, daß also auch ein Schade, der während dieser Zeit dem Körper zugefügt wird, nicht nur bestimmend wirkt für das Geschlechtsleben des vollständig erwachsenen Individuum, sondern daß dieser Schaden nach den Gesetzen der Vererbung auch auf die erzeugten Nachkommen übertragen werden kann.

Schon die ältesten Völker, besonders die Griechen, haben ohne genauere Kenntnis der physiologischen Vorgänge des Körpers instinktiv und durch praktische Beobachtung gewußt, daß der jugendliche Körper zu seiner Entwicklung unbedingt dreier wichtiger Faktoren bedarf, Luft, Bewegung und guter Kost und haben auch ihre Jugend dementsprechend aufwachsen lassen, wobei die geistige Entwicklung, von der wir ja heute noch zehren, gar nicht vernachlässigt wurde.

Montaigne bemerkt über die Erziehung der Jugend: Um seinen Geist zu kräftigen, muß man seine Muskeln stärken; indem man den Körper an die Arbeit gewöhnt, gewöhnt man ihn an den Schmerz. Der weise Locke, der gemütliche Rollin, der gelehrte Fleury, der philisterhafte Crousay, die in allem übrigen bezüglich der Erziehung so sehr voneinander abweichen, stimmen darin überein, daß man den Körper der Jugend fleißig üben müsse.

Und wir, die wir die notwendigen Faktoren nicht etwa nur instinktmäßig ahnen, sondern die wir durch die Wissenschaft genau die Bedingungen kennen, welche der jugendliche Körper zu seiner Entwicklung braucht, wir handeln praktisch so, als wenn wir davon keine Ahnung hätten und tun geradezu das Gegenteil von dem, was wir als unbedingt nötig durch die Resultate der physiologischen und hygienischen Forschungen festgestellt haben. Wenn aber der jugendliche Körper an und für sich zur normalen Entwicklung der genannten Faktoren unbedingt notwendig bedarf, um so mehr bedarf er dieser Faktoren, wenn der Körper während dieses physiologischen Wachstums auch noch eine innere Revolution, wie diese die Entwicklung der Geschlechtsreife darstellt, durchmachen muß.

Sehen wir zu, wie unsere studierende Jugend während dieser für das spätere Geschlechtsleben und die folgenden Generationen so kritischen Zeit in bezug auf diese drei wichtigen Faktoren Luft, Bewegung, Diät gehalten wird.

Vor allem sei konstatiert, daß alle maßgebenden Faktoren von der Wichtigkeit einer guten Luft in einer Schule überzeugt sind. An der Erkenntnis fehlt es also nicht, aber an der Möglichkeit, dieselbe der Jugend beizustellen. Denn jeder, der seine Nase im Winter, wenn die Fenster geschlossen werden müssen, in ein Schulzimmer hineinsteckt, wenn die Studenten 2—3 Stunden darin gesessen haben, wird ohne chemische Analyse zugeben, daß trotz aller Ventilation und möglichst großer Bemessung der Lufträume die Luft immer noch schlecht, auf keinen Fall so beschaffen ist, wie sie ein junger Körper in diesem Alter notwendig braucht. Wir haben es aber hier mit einem notwendigen Uebel zu tun, welches wir nicht beheben oder ändern können, welches wir aber verpflichtet sind, auf das allergeringste Maß einzuschränken. Geschieht dies? Nein — das Gegenteil geschieht, denn der obengenannte Stundenplan der IV. Klasse hatte vor kurzer Zeit nur 26 Stunden die Woche und nicht 28, und die Schüler saßen wenigstens nur maximum 5 Stunden in dieser schlechten Luft und nicht 6 wie heute. Nun muß aber die Jugend außer diesen 5 bis 6 Stunden schlechter Luft auch noch wenigstens 2—3 Stunden zu Hause studieren. Daß die Studenten keine großen Salons zur Verfügung haben und gewöhnlich in kleinen Kammern zu Zweien oder Dreien hausen, ist bekannt. Dazu kommt, daß im Winter mit der Heizung gespart werden muß und der infolge dieser Erziehungsmethode gewöhnlich blutarme Student leicht friert und also hier Fenster noch seltener aufgemacht werden, als in der Schule. Daß die Luft in solchen Studentenzimmern auch bei der Nacht so schlecht als möglich ist, gilt nicht nur für die Privatstudenten, sondern fast noch mehr für die Konvikte, wo oft 20—30 und mehr Studenten in einem Saale schlafen müssen. So befindet sich also ein jugendlicher Körper, der eigentlich zum Zweck des Wachstums und der Reifung der Geschlechtsfunktionen naturgemäß Tag und Nacht der frischen Luft bedarf, dreiviertel Zeit von 24 Stunden in mangelhafter, ja meist in wirklich verdorbener, schlechter Luft. Man muß nur staunen über die Elastizität und Anpassungsfähigkeit einer jugendlichen Natur, daß der Schaden, der aus einem solchen unnatürlichen Verhalten dem Körper erwachsen muß, nicht noch größer und offenkundiger ist, als dies faktisch der Fall ist. Nun kommen wir zum zweiten, für Entwicklung notwendigen Faktor: Bewegung.

Die Notwendigkeit dieses Faktors für die Entwicklung hat man erst in den letzten Jahrzehnten, seitdem die verschiedenen Sport-Uebungen von England her sich bei uns mehr eingebürgert haben, um so mehr zu würdigen angefangen. Leider aber viel zu wenig in den Gymnasien. Die praktischen Engländer, die keinen so bureaukratischen Zwang dulden, haben sehr frühzeitig als Gegengewicht für das beim Studium nötige Sitzen hinter den Büchern die griechische Methode der Gymnastik im Freien eingeführt und zum Nutzen ihrer studierenden Jugend zu einer hohen Entwicklung gebracht.

Das Turnen in einem Saale ist zweifellos von Nutzen, kann aber nie so den Nutzen haben wie der gymnastische Sport in frischer Luft, abgesehen davon, daß das Turnen auch wieder häufig schulmeisterlich betrieben und deswegen von der Jugend nicht als Erholung betrachtet wird. Die Jugend hat aber ein unzweifelhaftes, natürliches Recht auf das Spiel im Freien in irgendwelcher gesunder, zuträglicher Form. Dieses Recht wird ihr bei uns nicht nur verkümmert, sondern fast unmöglich gemacht. Erstens existieren fast nirgends — Konvikte ausgenommen — Spielplätze mit den dazu nötigen Einrichtungen. Zweitens mangelt den Studenten wenigstens in den Zeiten der kurzen Tage die Zeit dazu. Man kann ja sehen, wie schwer es einem fleißigen Studenten wird, sich im Winter für den Eissport ein Stündchen zu erübrigen. Und dabei bin ich überzeugt, daß für die Notwendigkeit dieses Faktors selbst bei den Herren Hofräten des Unterrichtsministeriums einigermaßen ein hygienisches Verständnis zu finden sein dürfte. Denn diese Herren, die zwar keine Knochen, Muskeln und Geschlechtsdrüsen mehr neu zu entwickeln, sondern höchstens noch zu erhalten haben, fühlen es nur zu gut an ihrem eigenen Körper, wie nötig bei einer vorwiegend sitzenden Beschäftigung in eingesperrter Luft eine Bewegung in frischer Luft für die Erhaltung der wichtigsten Funktionen des Körpers, speziell für die Ernährung und Verdauung ist. Aber diese Herren sind einmal von einem bureaukratischen Wahn hypnotisiert und scheinen sich dabei den Grundsatz der römischen Juristen als Muster genommen zu haben: Das vorgesteckte Studienziel muß erreicht werden und wenn dabei die Jugend in Trümmer ginge. Nun jagt man aber hier nur einem Phantom nach, welches scheinbar mit Ach und Krach erreicht wird, das wahre praktische Ziel wird trotzdem verfehlt und dabei geht die Jugend wirklich häufig in Trümmer, mindestens wird sie dauernd an Körper und Geist geschädigt.

Wir kommen nun zum dritten, für die körperliche Entwicklung wichtigen Faktor: der Ernährung. Die Laien halten diesen Faktor bezüglich des Körperwachstums für den maßgebendsten und glauben, wenn sie diesem Faktor eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, das Möglichste getan zu haben. Das ist aber nicht richtig, denn es kommt bei der Ernährung nicht nur darauf an, was man ißt, sondern viel mehr, wieviel man verdaut.

Es ist aber heute jedem Menschen geläufig, wie sehr die Verdauung von Bewegung in frischer Luft abhängig ist und die Beobachtung des täglichen Lebens kann uns beweisen, wie kräftig und gesund ein in frischer Luft arbeitender Mensch selbst bei der einfachsten Kost ist und wie wenig der Reiche von seinen oppulenten Diners in bezug auf Kraft und Gesundheit hat, wenn er dabei nicht für Bewegung und Aufenthalt in frischer Luft sorgt.

Unsere studierende Jugend kann also unter dem Einfluß der mangelnden Sauerstoffzufuhr und der ganz ungenügenden Bewegung aus der eingeführten Nahrung und sei dieselbe noch so reichlich, nicht diesen Nutzen haben, den sie davon haben würde, wenn sie bezüglich Luft und Bewegung unter normalen natürlichen Verhältnissen aufwachsen würde. Man kann sich von dieser Tatsache am besten dadurch überzeugen, wenn man die studierende Jugend wohlhabender Eltern

am Schlusse des Studienjahres auf ihre Blutbildung und Ernährung ansieht und untersucht. In diesen Familien geschieht gewiß alles, um dem Körper dasjenige zuzuführen, was er in diesen Jahren des Wachstums an Nähr- und Ersatzstoffen bedarf. Trotzdem sehen die jungen Burschen blutleer und mager aus und bei aller Zufuhr muß man konstatieren, daß das Essen, wie man sagt, nicht anschlägt. Ein solcher Körper, dem ungenügend Sauerstoff zugeführt wird und der bei mangelnder Bewegung kein physiologisches Bedürfnis für Umsatz und Ersatz hat, verdaut wohl das Genossene im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber nicht im physiologischen Sinne. Denn nicht Essen allein macht die Muskulatur kräftig — sonst müßten ja die reichsten Leute die kräftigsten sein — sondern neben der richtigen Ernährung die ebenso nötige Bewegung und Uebung der Muskulatur in guter Luft.

Weil aber bei unserer studierenden Jugend die beiden letzteren Faktoren mangelhaft sind, schlägt auch der dritte Faktor, Ernährung, selbst bei gutsituierten Studenten, von den armen nicht zu reden — nicht an und wenn die zwei Monate Ferien nicht einigermaßen den Schaden gutmachen würden, den die Schule in dieser Beziehung anrichtet, so würden die bösen Folgen dieser Vernachlässigung der körperlichen Erziehung in bezug auf Blutbildung und Ernährung dem blödesten Auge auffällig sein.

Wir sehen also, daß die für die Entwicklung des menschlichen Organismus während seiner Wachstumsjahre wichtigsten Faktoren Luft, Bewegung, Ernährung bei unserer studierenden Jugend in einer Weise gehemmt und in ihrer Wirksamkeit gestört sind, daß es uns nicht zu wundern braucht, wenn die Resultate dieser Erziehungsmethode derartige sind, wie wir sie später konstatieren können. Ich lege aber hier nicht so sehr auf die körperliche Schädigung der studierenden Jugend im allgemeinen das Hauptgewicht, sondern will eine noch wichtigere Schädigung etwas ausführlicher besprechen, weil dieselbe nicht nur die lebenden Generationen tangiert, sondern auch einen großen Einfluß auf die zukünftigen Generationen hat. Es ist dies die Schädigung der geschlechtlichen Entwicklung. Dieser Punkt wurde bisher meist gar nicht beachtet, selbst von solchen Pädagogen, welche die Schädigung der studierenden Jugend durch die Vernachlässigung der körperlichen Erziehung eingesehen und besprochen haben. Es ist dies aber ein Punkt, der vielleicht doch geeignet ist, dem Staate, will er nicht selbst den Ast absägen, worauf er sitzt, die Notwendigkeit nahe zu legen, der körperlichen Erziehung der studierenden Jugend etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als er heute tut.

Welch inniger Zusammenhang zwischen der normalen Entwicklung des ganzen Muskel- und Nervensystems eines Organismus und der normalen Entwicklung der Geschlechtsdrüsen besteht, kann jedermann sehen, wenn er die diesbezüglich normal entwickelten männlichen Individuen unserer Haustiere mit den kastrierten Individuen vergleicht. Nicht nur die Entwicklung des Knochen- und Muskelsystems z. B. eines Stieres im Vergleich zu einem Ochsen ist infolge dieses künstlichen Eingriffes in die Geschlechtsentwicklung eine auffallend verschiedene, noch auffallender aber ist die Wirkung dieser Hemmung auf die Entwicklung des Charakters des Tieres. Wir können also an dem täglich gemachten Tierexperiment ersehen, daß jede Hemmung in der

normalen Entwicklung der Geschlechtstätigkeit einen enormen Einfluß auf die Entwicklung der ganzen körperlichen und geistigen Funktion eines tierischen Organismus hat. Haben wir es auch bei diesem Tierexperiment mit einer absoluten Hemmung zu tun, so liegt doch der logische Schluß nahe, daß überhaupt jede Hemmung dieser geschlechtlichen Entwicklung einen schädigenden Einfluß auf die körperliche und geistige Entwicklung haben muß und daß wiederum umgekehrt bei dem innigen Zusammenhang jede Schädigung der körperlichen Entwicklung hemmend auf die normale Entwicklung der Geschlechtsfunktionen zurückwirken muß. Diese biologische Korrelation haben wir nicht nur stets an unseren Haustieren bei der künstlichen Zuchtwahl in praktische Rechnung gezogen, wir sind auch heute durch die Fortschritte der Anatomie und Physiologie in der Lage, diesen Zusammenhang und gegenseitige Beeinflussung in der Entwicklung der Muskulatur und der Geschlechtsdrüsen einigermaßen zu verstehen.

Haben die alten Kulturvölker ohne diese wissenschaftlichen Belege rein aus praktischen Gründen oder dem natürlichen instinktiven Gefühle bei der Erziehung ihrer heranwachsenden Jugend das Richtige getroffen und in der intensiven Bewegung im Freien (Gymnastik) eine Hauptbedingung zur Heranbildung kräftiger und in jeder Hinsicht tüchtiger Bürger des Staates gesehen, um so unverzeihlicher und unbegreiflicher ist es, wenn wir nach den Erfahrungen, welche uns die Geschichte lehrt und den nachträglich von der Wissenschaft erbrachten Beweisen von der Richtigkeit dieser Methode die körperliche Erziehung unserer Jugend so sehr vernachlässigen und es förmlich darauf anlegen, ein körperlich schwächliches Geschlecht aufzuziehen und diese degenerierte Rasse auch weiterhin durch die geschädigte Geschlechtskraft fortzupflanzen und zu vermehren.

Nun wird man mit Recht von mir für eine so schwere Anklage der körperlichen und gesundheitlichen Schädigung unserer Jugend schlagende Beweise verlangen. Die will ich nun auch beibringen. Man nehme einen achten Kurs eines beliebigen Gymnasiums, wo also diese Erziehungsmethode durch acht Jahre in Wirksamkeit war und die geschlechtliche Entwicklung als abgeschlossen zu betrachten ist, lasse die jungen Leute nackt ausziehen und sehe sie in bezug auf ihre harmonische Entwicklung an.

Bekanntermaßen haben die griechischen Künstler in den Gymnasien, wo die griechische Jugend, nackt ausgezogen, sich übte, ihren künstlerischen Geschmack gebildet und sich ihre Modelle geholt. Wie schön harmonisch diese jugendlichen Körper waren, können wir heute noch an den uns erhaltenen Statuen bewundern. Nun sind wir zwar heutzutage entwöhnt, nackte Körper auf ihre harmonisch schöne Entwicklung zu prüfen und ahnen höchstens, wenn eine Truppe noch der Natur nahestehender Völker bei uns die Kraft und Schönheit des nackten Körpers sehen läßt, was wir durch die Ueberkultur und unser unnatürliches Leben diesbezüglich bereits eingebüßt haben. Der Bildhauer aber, der noch heute an der natürlich harmonischen Schönheit der antiken Statuen sein künstlerisches Auge zu bilden gezwungen ist, wird in unserem Falle ein besseres und sicheres Urteil abzugeben imstande sein.

Führen wir nun einen solchen Künstler vor unsern achten Kurs und fragen ihn, wie viele von diesen nackten Körpern ihrer harmonischen Entwicklung gemäß sich zu künstlerischen Modellen eignen?

Ich habe mich ebenfalls bemüht, an antiken Statuen die harmonische Schönheit des Körpers zu studieren und habe mir auch in Schwimmschulen häufig die Körper der Studenten angesehen. Doch bleibt mein Urteil immer mehr ein medizinisches und ist sicher nicht so streng, wie das der akademisch gebildeten Bildhauer. Und doch bin ich überzeugt, daß unser Künstler, wenn es hoch kommt, keine 10 pCt. als brauchbar bezeichnen wird.

Aber nehmen wir nicht diesen strengen künstlerischen Standpunkt, sondern den militärischen, wo wir nicht auf persönlichen Annahmen, sondern auf dem festen Boden von Zahlen stehen.

Jeder Gymnasiast muß heute bekanntermaßen den Assentierungssaal passieren und wird dort auf seine militärische Tauglichkeit von militärischen und ärztlichen Fachmännern geprüft. Nun mögen sich die Herren Unterrichtsminister einmal in die verschiedenen Kriegsministerien verfügen und sich dort amtlich über die Resultate der körperlichen Erziehung der studierenden Jugend, d. h. über die Tauglichkeit derselben zum Kriegsdienste, informieren lassen. Sie werden dort sehr traurige Wahrheiten zu hören bekommen und sie werden auch angesichts dieser amtlichen Konstatierungen sich nicht damit ausreden können, daß das Uebertreibungen eines übelwollenden Kritikers sind. Im Gegenteil! Die Herren Kriegsminister werden ihren Kollegen vom Unterricht die traurige Mitteilung machen, daß sie mit ihren Ansprüchen an die körperliche Tauglichkeit, besonders in bezug auf die Einjährig-Freiwilligen (d. h. das Gros der studierenden Jugend), etwa nicht von Generation zu Generation, sondern fast von Jahr zu Jahr heruntergehen müssen. Jeder beobachtende ältere Arzt staunt, was heute noch als tauglich befunden wird. Aber in der Not lernen nicht nur die Teufel, sondern auch die Kriegsminister sich mit Fliegen zu begnügen.

Das größte Kontingent zum Militär Untauglicher stellen immer die in der körperlichen Entwicklung Zurückgebliebenen (allgemeine Körperschwäche). Es sind dies Stellungspflichtige, deren Körper eine auffallend schwache Entwicklung der Muskulatur aufweist und deren Körperwachstum in bezug auf Körperlänge und Brustumfang ein disharmonisches ist.

Wegen Körperschwäche wurden in Oesterreich im Jahre 1892 von 1000 Stellungspflichtigen mit einer Körperlänge von 153 Zentimeter aufwärts 543 pro Mille, wegen aller übrigen Gebrechen nur 234 pro Mille zurückgestellt.

Die rapide Zunahme der wegen Körperschwäche Zurückgewiesenen drückt sich in folgenden lapidaren Zahlen aus.

Zunahme der Untauglichkeit wegen Körperschwäche: Es betrug dieselbe in der ersten Altersklasse: 1873 394, 1892 543. Die Berichte der Kriegsministerien enthalten nur diese allgemeinen Zahlen über die Untauglichen und sind in denselben die Einjährig-Freiwilligen in bezug auf die Tauglichkeit nicht besonders spezialisiert. Ich kann also diesbezüglich nicht mit offiziellen Zahlen dienen, dieselben würden aber sicher den Herren Unterrichtsministern zur Verfügung stehen. Es

existiert aber glücklicherweise eine sehr genaue und lehrreiche Arbeit eines Arztes, die uns beweist, welch großes Kontingent Untauglicher die studierende Jugend gerade zu dieser wichtigsten Gruppe Untauglicher stellt.

Ich habe früher erwähnt, daß das auffallendste Symptom der allgemeinen Körperschwäche sich in einer Disharmonie zwischen Körperlänge und Brustumfang ausspricht. Dr. Dubre[1]) hat nun genaue Messungen diesbezüglich angestellt und dabei die Einjährig-Freiwilligen besonders berücksichtigt. Er stellt bezüglich dieses Verhältnisses drei Gruppen auf, das negative (untaugliche) Verhältnis 1 : 0,45—0,50, das mittlere (normale, taugliche) Verhältnis 1 : 0,50—0,55 und das beste (übermäßige) Verhältnis 1 : 0,55—0,59.

Die Resultate seiner Messungen waren nach diesen Gruppen geordnet folgende:

	Erste Gruppe 1 : 0,45—0,50 minder Tauglich untauglich	Zweite Gruppe 1 : 0,50—0,55 Taugliche	Dritte Gruppe 1 : 0,55—0,59 Taugliche
Rekruten	134	793	73
Einjährig-Freiwillige	652	337	21

Wurden die Ergebnisse nach der Profession der einzelnen Leute gruppiert, so zeigten Schuhmacher, Schneider und besonders die Studierenden (unter den Freiwilligen) den stärksten pro Mille-Satz an negativem Brustumfang.

Wenn Zahlen überhaupt beweisen, so glaube ich, kann ich es mir ersparen, weitere Belege über die körperliche Schädigung unserer studierenden Jugend beizubringen.

So weit haben wir es durch die Vernachlässigung der körperlichen Erziehung gebracht, daß die studierende Jugend, welche doch einst die führende Kaste zu bilden berufen ist, in ihrer körperlichen Bildung hinter den Schustern und Schneidern rangiert, also auch einer Menschenklasse, die infolge ihres fortwährenden Aufenthaltes in geschlossenen Räumen bei sitzender Lebensweise körperlich so geschädigt wird, daß der Schneidertypus sogar sprüchwörtlich geworden ist.

Nun bin ich nicht so ungerecht, dieses für unsere studierende Jugend so traurige Resultat ihrer körperlichen Tauglichkeit ganz der Vernachlässigung der körperlichen Erziehung derselben in die Schuhe zu schieben. Ich weiß recht gut, daß heutzutage infolge der starken Verbreitung der Tuberkulose und ihrer erblichen Folgen die Anlage zum disharmonischen Wachstum schon häufig im Keime liegt und wurde diese starke Verbreitung dieses sogenannten phthisischen Habitus an der Hand der Resultate der Assentkommissionen auch statistisch andererseits nachgewiesen[2]). Ich weiß aber auch, daß diese heutzutage vom Hause aus häufig vererbte Anlage zur körperlich disharmonischen Entwicklung und schwächerer Muskel- und Knochenbildung durch systematische Gymnastik und natürliche Lebensweise, besonders während der Wachstumsjahre, bedeutend gebessert, ja häufig förmlich korrigiert werden kann.

---

[1]) Anthropometrische Studien mit Rücksicht auf die Rekrutierung von Dr. Dubre.

[2]) Dr. Reibmayr: Die Ehe Tuberkuloser und ihre Folgen. Belege über die Verbreitung des phthisischen Habitus, S. 107.

Muß es nun nicht gerade einen komischen Eindruck hervorrufen, wenn man auf der einen Seite sieht, welche große Anstrengungen heutzutage von Seite der Privaten und des Staates gemacht werden, um den ärgsten Feind des Menschen, die Tuberkulose, zu bekämpfen und auf der anderen Seite alles geschieht, um bei unserer studierenden Jugend den Boden für diese Krankheit, der eben in diesem disharmonischen Wachstum des Körpers und in dem Mißverhältnis zwischen Körperlänge und Brustumfang seinen prägnantesten Ausdruck findet, wenn nicht geradezu zu züchten, so doch die Anlage hierzu zu verstärken und auszubilden. Unter solchen Verhältnissen werden wohl alle Geldopfer und Bemühungen dieser hygienischen Bewegung gerade für die führenden Kasten so ziemlich vergeblich sein und die Tuberkulose wird sich auch fernerhin aus dieser körperlich verkrüppelten und geschädigten Jugend ihre zahlreichen Opfer holen. Wir wissen heute aus der Statistik, wie sehr gerade der Aufenthalt in geschlossenen Räumen die Empfänglichkeit der Lunge für den Tuberkelbazillus überhaupt steigert und zwingen unsere Jugend, den größten Teil des Jahres darin zuzubringen!! Wirklich unbegreiflich!

Glücklicherweise kommt uns hier Hülfe von einer Seite, wo wir es am wenigsten vermuten. Man hört heutzutage oft den Militarismus einen Moloch schelten, der Gut und Blut verschlinge. In unserem Falle müssen wir diesem Moloch geradezu dankbar sein.

Wie sehr korrigierend und verbessernd auf den durchschnittlich schwächlichen Habitus der studierenden Jugend der Einjährig-Freiwilligen-Dienst mit seiner körperlichen Gymnastik in frischer Luft wirkt, kann auch die oberflächlichste Beobachtung konstatieren. Wir besitzen hier aber ebenfalls Messungen von Dubre, in welchen sich das disharmonische Verhältnis zwischen Länge und Brustumfang unter dem Einfluß des Dienstes bessert. Die Zunahme des Brustumfanges — gemeint ist stets die relative im Verhältnis zur Größe — bildet die Regel. Bei 70 pCt. war der Brustumfang in Maximo meistens im Durchschnitt um 2—4 Centimeter gebessert. Wie das natürlich ist, geht mit diesem infolge besserer Atmung und Verdauung gesteigerten An- und Umsatz Hand in Hand eine Besserung der Blutbildung, welche Besserung fast noch auffallender in geistiger Hinsicht sich geltend macht. Dies zeigt sich in einer größeren geistigen Frische und heiteren Gemütsstimmung, vor allem aber in einer auffallenden Steigerung der Männlichkeit des Charakters. Wenn auch das Einjährig-Freiwilligen-Jahr auf der anderen Seite nicht wenigen jungen Leuten wegen der durch die besten Entwicklungsjahre erzwungenen Entwöhnung von Luft und körperlicher Anstrengung und des nun zu plötzlichen Ueberganges geradezu gefährlich wird, so ist doch ganz unzweifelhaft dieses Jahr für die große Mehrzahl als ein wahres Regenerationsjahr für die körperliche und geistige Ausbildung zu betrachten, indem die alten Erziehungsprinzipien Lykurgus wieder einigermaßen den Schaden reparieren, den falsche moderne Erziehungsmaxime am Körper und Geist unserer studierenden Jugend angerichtet haben.

Ich komme nun zum Nachweis der Hemmung der normalen Entwicklung der Geschlechtsreife infolge der unnatürlichen unhygienischen Lebensweise, die unsere Jugend gerade während der Pubertätsjahre einzuhalten gezwungen ist.

Es liegt in der Natur dieser heikligen Sache, daß der diesbezügliche Schaden mehr durch aufmerksame Beobachtung des Arztes als durch statistische Daten nachweisbar ist.

Aber für diese ist sie so offenkundig, daß es geradezu merkwürdig ist, wie diese Schädigung bis heute so fast gar nicht in der Oeffentlichkeit besprochen wurde, obwohl dieselbe die vielleicht folgenschwerste und was noch viel wichtiger, am wenigsten reparierbare körperliche Schädigung unserer studierenden Jugend darstellt. Die Ursache dieser merkwürdigen Tatsache mag darin liegen, daß diese Schädigung keine so auffällige, und statistisch kaum nachweisbare ist; vor allem ist sie in der Heikligkeit der Sache begründet. Diese Vogel Strauß-Politik einer so wichtigen, die gesunde Existenz der Familie und des Staates tangierenden Angelegenheit gegenüber ist aber nicht nur nicht am Platze, sie ist geradezu ein Verbrechen. Es ist ein Naturgesetz, welches wir in der ganzen organischen Lebewelt beobachten können, daß, wenn eine Entwicklung ihre normale, harmonische, gesunde Linie verläßt, sie regelmäßig nach beiden Extremen hin zu schwanken beginnt. In dieser Tatsache findet das andere Naturgesetz, daß sich die Extreme stets berühren, seine Begründung, weil nämlich das Abweichen von der gesunden harmonischen Entwicklung nach irgend einer extremen disharmonischen Richtung hin gleich schädlich ist und daher die Endresultate dieser extremen Abweichungen sich stets gleichen. Ebenso findet in diesem Gesetz der bekannte Spruch, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen ein kleiner Schritt ist, seine Begründung, weil extreme disharmonische Entwicklungen infolge ihrer gleichen Endresultate leicht ineinander übergehen. Zur Demonstrierung dieser Entwicklungsgesetze will ich aus zahllosen Beispielen nur eines hier anführen, welches jedem bekannt ist. So schwankt das menschliche Auge, wenn es seine harmonische Funktion, die Normalsichtigkeit verläßt, stets nach einem oder dem andern Extrem und wird kurz- oder weitsichtig. Und bezüglich des Ueberganges eines Extrems in das andere hat schon Hippokrates in seinen Aphorismen die Bemerkung gemacht, daß Menschen, welche in der Jugend ein überscharfes Gehör- und Geruchsorgan besitzen, sehr häufig im Alter schwerhörig werden und den Geruchsinn fast ganz verlieren. Die gleiche Beobachtung können wir auch bei der Entwicklung der Geschlechtsfunktion machen. Stets schwankt die Entwicklung, wenn sie ihre gesunde harmonische Linie zu verlassen gezwungen ist, nach einem der zwei entgegengesetzten Extreme, die dann im späteren Alter sehr gerne die Neigung haben, ineinander überzugehen.

Das eine Extrem der disharmonischen Geschlechtsentwicklung wird dargestellt durch eine Frühreifung der Geschlechtsfunktion, welche regelmäßig mit einer über die Norm gesteigerten Sensibilität in dieser Richtung verbunden ist; das andere Extrem durch eine auffallende Spätreifung der Geschlechts-Apparate, welche meist mit einer Abstumpfung der Funktion und Reizbarkeit in dieser Hinsicht verbunden ist. Beiden Extremen gemeinsam ist im späteren Alter ein gewisser Grad der Impotenz und nicht selten perverse Gelüste.

Mögen nun prüde und heuchlerische Menschen noch so sehr sich dagegen sträuben, so bleibt es doch eine der obersten naturwissenschaftlichen Tatsachen, daß auch beim Kulturmenschen die geschlechtliche

Funktion und deren biologischen Folgen eine der wichtigsten Achsen bilden, um die sich schließlich alles dreht, und darum sind Störungen in der Entwicklung in dieser Richtung stets von außerordentlichen Folgen für Familie und Staat verbunden. Dies lehrt uns nicht nur die Geschichte, sondern die tägliche Beobachtung. Der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt nicht so sehr in Störungen des Geschlechtslebens des Einzelindividuums, sondern in der Veränderung des Charakters desselben zum Schlechteren, welche regelmäßig mit einer Störung der normalen geschlechtlichen Entwicklung verbunden ist. Es leuchtet daher jedem ein, daß der Staat alle Ursache hätte, der normalen Entwicklung der Geschlechtsfunktionen bei der heranwachsenden Jugend etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Wir können aber beobachten, daß er sich nicht nur darum gar nicht bekümmert, sondern daß er dadurch, daß er die körperliche Erziehung bei der studierenden Jugend geradezu vernachlässigt, auch die harmonische Entwicklung der Geschlechtsfunktionen, und was das Wichtigste ist, damit auch die Charakterbildung seiner zukünftigen führenden Kaste empfindlich schädigt. Sehen wir nun unsere studierende Jugend in bezug auf ihre harmonische geschlechtliche Entwicklung an.

Wenn wir nichts anderes wüßten, als daß durch den Mangel an körperlicher Bewegung in frischer Luft und dadurch ungenügende Verarbeitung der aufgenommenen Ernährungsstoffe, bei unserer studierenden Jugend die körperliche Entwicklung, besonders die Entwicklung des Muskel- und Nervensystems, im allgemeinen gestört und gehemmt wird, so müßten wir schon bei der innigen Korrelation der geschlechtlichen Entwicklung mit diesen Systemen theoretisch annehmen, daß auch die geschlechtliche Entwicklung durch unsere Erziehungsmethode eine Störung und Hemmung erfahren muß. Wir haben aber trotz des Schleiers, der, wie natürlich, über alle Angelegenheiten in dieser Hinsicht ausgebreitet ist, doch auch praktische Beweise für diese Behauptung. Ja für das eine unharmonische Entwicklungsextrem, die Frühreife, liegen sogar statistische Belege vor. Bekanntermaßen geht die geschlechtliche Entwicklung mit einer Revolution vor sich, welche sich in zahlreichen Symptomen ausspricht. Diese Revolution bedingt es, daß diese Jahre für beide Geschlechter gefährliche Jahre sind, besonders wenn zufällige Krankheiten den Organismus befallen, weil der Organismus während dieser Zeit einem Staate gleicht, der es mit einem inneren Feinde, einer Revolution seiner Bürger und dem Angriff eines äußeren Feindes zugleich zu tun hat.[1]) Während aber die meisten Symptome dieser körperlichen Revolution nur dem feineren Beobachter und vor allen dem Arzte erkennbar sind, gibt es zwei auffallende Symptome, welche jedem auffallen und wonach also der Eintritt der Pubertät, besonders beim männlichen Geschlecht, sichtlich sich konstatieren läßt. Es sind dies die Veränderungen, die sich in

[1]) Die Gefährlichkeit der Pubertätsperiode spricht sich deutlich in einer höheren Sterblichkeitsquote für diese Jahre aus und holt auch besonders unser schlimmster Feind, die Tuberkulose, zahlreiche Opfer aus dieser Altersklasse. Während also der Organismus alle seine Kräfte und Reserven in diesen Jahren parat halten muß, um seine inneren und äußeren Kämpfe siegreich zu bestehen und er gerade in dieser Zeit einer besonderen Kräftigung und Unterstützung bedarf, entzieht ihn die heutige Erziehung seine besten Reserven und schädigt ihn in jeder Weise.

dem Mutieren der Stimme und in der Entwicklung der Bart-, Achsel-, Brust- und Schamhaare geltend machen. Vergleicht man nun Studenten eines Obergymnasiums mit gleichaltrigen jungen Leuten vom Lande, so findet sich häufig eine Voreiligkeit dieser Symptome bei den Studenten, die Ammon im Durchschnitt auf 2—2½ Jahre berechnet hat.

Man darf aber nicht erwarten, mit diesen körperlichen Symptomen der geschlechtlichen Frühreifung im allgemeinen eine entsprechend entwickelte männliche körperliche Entwicklung vorzufinden. Im Gegenteil! Gerade diese quasi pathalogische geschlechtliche Frühreife ist fast regelmäßig mit einer auffallend schwächeren allgemeinen körperlichen Entwicklung verbunden, indem hierin die mit dieser Frühreife regelmäßig verbundene neurasthenische Anlage zum Ausdruck kommt. Regelmäßig machen diese geschlechtlich frühreifen Jünglinge in ihrer körperlichen Bildung eher einen zurückgebliebenen Eindruck und bestätigen damit das schon von Schopenhauer erwähnte Gesetz, daß die Natur stets auf der einen Seite etwas nimmt, was sie auf einer anderen gezwungen wird, früher, als normal ist, herzugeben.

Die psychischen Erscheinungen, welche diesen somatischen Symptomen der geschlechtlichen Frühreifung entsprechen, entziehen sich begreiflich einer statistischen Untersuchung, sie sind aber leider dem Pädagogen und besonders dem Arzte nur zu gut bekannt.

Ueber das andere Extrem der disharmonischen geschlechtlichen Entwicklung — der Hemmung und Spätreifung — liegen mir keine statistischen Belege vor, aber sie sind jedem Beobachter leicht zugänglich. Man nehme sich nur einmal die Mühe und sehe sich die heutige studierende Jugend nach absolviertem Gymnasium in bezug auf die jedem erkennbaren männlichen Charaktere an.

Neben den soeben besprochenen geschlechtlich Frühreifen wird man einen ziemlich starken Prozentsatz von jungen Leuten beobachten können, welche trotz ihrer zurückgelegten 18 Jahre, wo im normalen Zustande die Pubertätsentwicklung vollendet sein sollte, den deutlichsten körperlichen und geistigen Eindruck machen, daß sie die Geschlechtsreifung noch nicht vollendet haben. Sowohl die Entwicklung der Bart-, Brust-, Achsel- und Scham-Haare, die Stimmbildung ist eine diesem Alter oft nicht entsprechende. Vor allem ist es aber der ganze Habitus und der Charakter des jungen Menschen, welcher beweist, daß er in seiner männlichen, id est geschlechtlichen Entwicklung um 2—3 Jahre zurückgeblieben ist. Trotz behördlich ausgestelltem Zeugnis der „Reife" beweist die körperliche Inspektion und ein kurzer Umgang mit diesen jungen Leuten, daß sie körperlich und geistig dieses Zeugnis noch nicht verdienen und ihrem ganzen Wesen nach eher im Beginn als am Ende ihrer Pubertätsjahre sich befinden. Man kann nun die interessante Beobachtung machen, daß es keinem Zufall zu unterliegen scheint, welche von der studierenden Jugend der geschlechtlichen Frühreifung und welche der Hemmung unterworfen sind. Die geschlechtlich Frühreifen stammen fast regelmäßig aus Familien, welche schon durch mehrere Generationen in Großstädten wohnen und Familien höherer Stände angehören. Die geschlechtlich Gehemmten stammen vorwiegend aus Bauernfamilien oder kleinen Landstädten. Die ersteren haben schon eine gewisse Anpassung an die Schädlichkeit des Aufenthaltes in schlechter Luft und mangelnde

Bewegung von ihren Eltern her ererbt und wirkt daher die schädliche Lebensweise während der Pubertätsjahre in der Richtung des Ueberreizes, während bei den anderen, die eine solche Anpassung noch nicht ererbt mitbekommen haben, die Schädigung in der Richtung der Hemmung wirkt.

Wir können also bei einem ziemlich starken Prozentsatz unserer studierenden Jugend eine disharmonische geschlechtliche Entwicklung nach beiden Extremen hin konstatieren.

Die Wichtigkeit dieser Tatsache für das soziale Leben der menschlichen Gesellschaft zu schildern, überlasse ich der hierzu berufenen Feder des Psychiaters, in dessen Fach die tiefeingreifenden Folgen der disharmonischen Geschlechtsentwicklung sich am meisten geltend machen. Ich konstatiere hier nur, daß die Folgen einer solchen unnatürlichen Entwicklung von den hierzu berufenen Behörden gar nicht hoch genug angeschlagen werden können und die Schädigung viel intensivere Folgen nach sich zieht, als die allgemeine körperliche Schädigung. Denn während die letztere, wie wir häufig beobachten können, durch eine natürlichere Lebensweise, durch die besseren hygienischen Verhältnisse, in welchen sich die studierende Jugend während der einjährig-freiwilligen Dienstzeit und überhaupt in den Universitätsjahren befindet, doch einigermaßen repariert wird, findet in der Schädigung der geschlechtlichen Entwicklung keine derartige Reparatur statt, im Gegenteil, die extremen Richtungen scheinen, wie wir Aerzte beobachten können, mit dem Alter eher zuzunehmen, in perversen Richtungen auszuarten und in vorzeitiger Impotenz zu endigen. Das schlimmste aber ist, daß nichts so leicht vererbt wird, als Schädigungen dieser Sphäre.

Es wird also durch die heute übliche Vernachlässigung der körperlichen Erziehung nicht nur die körperliche Konstitution unserer studierenden Jugend, sondern auch infolge der disharmonischen geschlechtlichen Entwicklung die von einer solchen Generation abstammende Deszendenz geschädigt.

Nun stellen wir uns die Frage, wie hoch müßte in bezug auf die geistige Erziehung der Erfolg sein, um eine derartige körperliche Schädigung der studierenden Jugend mit in den Kauf zu nehmen? Die Antwort ist für jeden denkenden Menschen klar. Kein Erfolg in geistiger Hinsicht, und wäre er noch so hoch, könnte in dieser Richtung als Kompensation nicht nur für eine so starke Schädigung, ja nicht einmal für eine viel geringere Schädigung angenommen werden. Denn schließlich kommt doch keine Unterrichtsbehörde an dem uralten pädagogischen Grundsatz vorbei, daß ein gesunder Geist nur in einem gesunden Körper gedeihen kann.

Darum wird jede Schädigung des Körpers, welche durch ein falsches Erziehungssystem herbeigeführt wird, früher oder später stets auch eine Schädigung des Geistes zur Folge haben, d. h. mit anderen Worten, jede Erziehungsmethode, welche die körperliche Erziehung vernachlässigt und dadurch den Körper schädigt, schädigt auch mit der Zeit den Geist und wird ihr vorgestecktes Lehrziel in Wirklichkeit nicht erreichen. Dies ist auch heutzutage bereits der Fall und sieht dies auch jeder scharfe

Beobachter mit Ausnahme der interessierten Oberbehörden schon längst ein. Ja das fortwährende Reformieren beweist am besten, daß selbst die Unterrichtsbehörden eine Idee haben, daß hier etwas stark faul ist. Da ich mir vorgenommen habe, bei der Besprechung der Schädigung der studierenden Jugend durch die heutige Erziehungsmethode mich strenge an dasjenige Thema zu halten, welches ich als Fachmann vollkommen übersehen und wo ich auch für das Gesagte einstehen kann, so muß ich mich mit dem Nachweis der körperlichen Schädigung begnügen und es der Feder eines Pädagogen überlassen, die geistige Schädigung unserer studierenden Jugend zu beweisen. Ich konstatiere nur, daß sie bereits in hohem Grade in Korrelation mit der körperlichen Schädigung vorhanden ist und daß jeder gebildete Vater und alle Universitätsprofessoren mit dem Resultat der geistigen Erziehung unserer Gymnasien unzufrieden sind. Den Unterrichtsbehörden scheint es diesbezüglich zu gehen, wie häufig den Männern mit der Untreue ihrer Frauen. Alles weiß davon, nur sie selbst wissen es nicht, oder wollen es nicht wissen.[1])

Die Diagnose der Schädlichkeit der heutigen Erziehungsmethode auf die körperliche, geschlechtliche und geistige Entwicklung unserer studierenden Jugend hätten wir hiermit gemacht. Es handelt sich nun noch um die Prognose und Therapie.

Die Prognose steht, solange hier die Herren vom grünen Tisch das allein maßgebende Wort zu sprechen haben, möglichst schlimm. Selbst wenn das Unwahrscheinliche eintreten würde und diese Herren das angerichtete Uebel in seiner ganzen Stärke erkennen würden, so werden wohl viele Konsilien (Enqueten) abgehalten werden, wobei, wie dies gewöhnlich geschieht, der Bock zum Gärtner bestellt wird. Dabei wird der Jugend gewöhnlich etwas von der einen Schulter abgenommen und auf die andere gelegt, kurz es wird „ut aliquid fieri videtur", wie wir Aerzte sagen, eine Scheinreform in Szene gesetzt werden, faktisch aber bleibt alles so ziemlich beim alten. Die wirkliche Reform und Therapie dieses schweren Uebels ist aber ebenso einfach als klar.

Dem jugendlichen Körper muß in unseren Erziehungsanstalten wieder sein natürliches Recht werden und derselbe darf nicht auf Kosten des Geistes geschädigt werden. Wie das zu machen ist, dürfte dem aufgeklärten 20. Jahrhundert doch nicht so unüberwindlich schwer werden, da es ja schon die alten Griechen und Römer — unsere geistigen Gymnasial-Muster — verstanden haben, dieser Forderung gerecht zu werden.

Aber zu einer solchen gründlichen umstürzenden Therapie, wie sie ein solches konstitutionell gewordenes Uebel verlangt, können und wollen sich diese Herren vom grünen Tisch nicht aufraffen, ohne die bitterste Not. Diese wird aber sicher kommen. Denn wenn die Vernachlässigung der körperlichen Erziehung in der heutigen Weise

[1]) Dies betrifft nur die bureaukratischen Unterrichtsbehörden. Die Professoren an den Gymnasien sind in der Mehrzahl längst von der falschen Methode und den traurigen Resultaten derselben überzeugt, leiden sie ja selbst genug darunter. Jeder Unterrichtsminister, der ja selbst eigentlich davon weiß, wie viel da faul ist, scheut sich aber, eine solche Herkulesarbeit anzufangen und da dazu die Kurzlebigkeit der heutigen Ministerien kommt, so denkt jeder, diese Arbeit seinem Nachfolger zu überlassen usw.

noch durch einige Generationen fortdauert, dann wird die körperliche und zugleich auch die geistige Degeneration unserer studierenden Jugend derartige Formen annehmen, daß auch der bescheidenste Kriegsminister mit solchen Falstaff-Rekruten nichts anzufangen wissen wird.

Heutzutage ist für alle europäischen Staaten das Militär und seine Schlagfertigkeit der springende Punkt, von wo aus auch die lendenlahmste Bureaukratie beweglich zu machen ist. Wie die Kriegsminister heute schon durch die körperliche Erziehung während des freiwilligen Dienstjahres die Schäden einigermaßen reparieren, welche die Vernachlässigung der körperlichen Erziehung an den Gymnasien unserer studierenden Jugend verursacht, so müssen wir auch hoffen, daß die Kriegsminister auch sich als Ritter George erweisen werden, welche unsere Jugend aus den Krallen des bureaukratischen Lindwurms befreien und die körperliche Erziehung wieder in ihre natürlichen und physiologisch notwendigen Rechte einsetzen werden. Dann ist auch eine Aussicht vorhanden, daß unsere Gymnasien wieder „fröhliche Häuser" werden, ihren Namen im echten Sinne des Wortes verdienen und nicht wie heutzutage einen wahren Hohn auf die etymologische Bedeutung des Wortes bilden. Möge das bald zum Wohle unserer studierenden Jugend und der kommenden Generationen geschehen!

Das Problem der geistigen Auslese.

Dr. Bernhard Rawitz.

In unserer Zeit, in der die Probleme des wirtschaftlichen Lebens das Denken und Empfinden von Regierenden und Regierten fast ausschließlich in Anspruch nehmen, sind unter dem Einflusse der Ergebnisse biologischer Forschung die Schlagworte von der „geistigen Auslese" und vom „sozialen Empfinden" aufgetaucht. Das staatliche Dasein der Völker, das Gedeihen und Verkommen der Einzelmenschen werden unter dem Bilde einer Auslese vorgestellt, die gleich etwa jener natürlichen Auslese oder Zuchtwahl, welche wir durch Darwin als einen Hauptfaktor bei der Bildung und Umbildung der Organismen kennen gelernt haben, bestimmenden Einfluß auf Einzel- und Gesamtgeschicke ausüben soll.

Ein Naturforscher müßte im Grunde genommen erfreut sein, daß heute biologische Prinzipien zum Verständnisse von solchen Erscheinungen des Menschheitslebens benutzt werden, die man bis vor nicht allzulanger Zeit der Einwirkung der Naturgesetze entzogen glaubte, auf die man daher die Art und Weise naturwissenschaftlichen Betrachtens der Dinge nicht anwendbar hielt. Dieser Freude geschieht aber großer Abtrag, da man bei näherem Zusehen erkennt, daß nicht

Anmerkung: Die folgenden Darlegungen habe ich am 16. Juni a. c. in der „Psychologischen Gesellschaft zu Berlin" vorgetragen. Da, wie ich glaube, die darin behandelten Fragen allgemein-biologisches Interesse beanspruchen, so wird die unveränderte Publikation des Vortrages an dieser Stelle nicht unberechtigt erscheinen.

eindringendes, tiefes Verständnis für den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen in der Natur jenseits und diesseits des Menschen die Schlagworte hervorgebracht hat, sondern daß es sich vielmehr hier um ein sinn- und verständnisloses Anwenden einzelner biologisch gewonnener und begründeter Begriffe handelt.

In dem Gerede vom „sozialen Empfinden" ist tatsächlich weder Sinn noch Verstand vorhanden. Denn ein jeder Mensch, gleichgültig ob er einer Kulturnation oder einem sogenannten Naturvolke angehört, kann gar nicht anders wie sozial empfinden. Da er nur innerhalb der Gemeinschaft mit seinesgleichen, in der Coenonie, wie ich diese Gemeinschaft an anderem Orte[1]) genannt habe, möglich und wirklich ist, so ist auch sein ganzes Empfinden und Denken ein Produkt der Coenonie und in jeder einzelnen Phase in bedingungsloser Abhängigkeit von ihrer jeweiligen äußeren Gestaltung und inneren Einrichtung. Freilich, das Gerede vom „sozialen" Empfinden gravitiert stark nach dem „sozialistischen" Empfinden hin. Die naturgesetzliche Unmöglichkeit und Unhaltbarkeit spezifisch sozialistischer Ideen habe ich aber an der vorhin genannten Stelle ausführlich dargetan.

Nicht viel besser scheint es mit dem Schlagworte von der „geistigen Auslese" bestellt. Daß das Menschengeschlecht, die Spezies Homo sapiens L., im Kampfe ums Dasein, in Anpassung an die Existenzbedingungen durch natürliche Zuchtwahl aus tierischer Vorstufe sich entwickelt hat, kann nicht mehr bezweifelt werden. Nur das „Wann" und das „Wo" dieser Entstehung sind noch problematisch, nicht aber diese selber. Und daß die Naturprinzipien, welche die gesamte Menschheit entstehen hießen, auch fortwirkenden Einfluß auf die Geschicke der, wie sie Ratzel[2]) treffend genannt hat, einzelnen Splitter der Menschheit, der Völker, ausüben, ist unbedingt zuzugeben. Wie der Nachweis hierfür zu liefern ist, zeigt mein bereits zitiertes Buch „Urgeschichte, Geschichte und Politik".

Was aber ist mit dem Worte „geistige Auslese" gemeint? Auch hier wieder, so scheint mir, mischen sich bewußt oder unbewußt sozialistische Utopien und damit zugleich demagogische Absichten ein und richten eine Verwirrung in den Köpfen an, die, weil sie auf das politische Gebahren des Tages Einfluß üben kann, nicht unbedenklich ist. Man tadelt den gesamten gegenwärtigen Zuschnitt der Coenonie, denn durch ihn, namentlich durch die Formen des Erwerbslebens, soll eine völlige Entfaltung aller Geisteskräfte der Einzelmenschen, eine „geistige Auslese" fast völlig verhindert werden. Man meint, daß, wenn in der Coenonie, d. h. im Staate, das geistige Wesen der Einzelnen ohne die vorhandenen, angeblich künstlichen, Hemmnisse zur vollen Ausbildung und damit zur Wirkung gebracht würde, ein geistiger und allgemein sittlicher Fortschritt in viel beträchtlicherem Umfange und in viel schnellerem Tempo als gegenwärtig erfolgen müßte.

Gibt es aber überhaupt eine geistige Auslese oder nicht? Wie immer die Antwort auf die Frage ausfallen möge, praktischen Wert wird die theoretische Erörterung des Problems unstreitig haben. Denn

[1]) Rawitz: Urgeschichte, Geschichte und Politik. Leonhard Simion Nachf., Berlin, 1903.

[2]) Ratzel: Anthropogeographie. 2 Bde., Stuttgart, 1899.

sollte es sich zeigen, daß die gegen die zurzeit bestehende Einrichtung der Coenonie erhobenen Einwürfe berechtigt sind, so müßte die Bahn für die „geistige“ Auslese frei gemacht werden, während durch das entgegengesetzte Ergebnis der demagogischen Waffe die Spitze abgebrochen würde.

Ich könnte mir meine Arbeit sehr leicht machen. Bei einer anderen Gelegenheit[1]) habe ich den Nachweis geführt, daß geistige „Eigenschaften“ nicht vererbt werden können, und habe dabei in Anlehnung an Wallace[2]) darauf hingewiesen, daß der Auslese nur unterliegt, was Objekt der Vererbung ist. Also: die Annahme einer geistigen Auslese innerhalb der Menschheit hat keinen realen Boden. Indessen verlohnt es sich doch, dem Problem näher zu treten; vielleicht werden dann manche, wenn sie erkennen, daß es keine geistige Auslese gibt, bereitwilliger die Unmöglichkeit der Vererbung geistiger Eigenschaften zugeben.

Um zu einer gewinnbringenden Erörterung unserer Frage zu gelangen, scheint es mir notwendig, zuvor in aller Kürze das Wesen der „natürlichen“ Auslese zu skizzieren. Denn trotz Darwin und Häckel, trotz zahlreicher populärer Darstellungen, die meinige mit eingeschlossen, ist nicht allenthalben die nötige Klarheit darüber vorhanden, worin eigentlich die Wirkung der Auslese besteht.

Die Darwinsche Selectio naturalis, die „natürliche“ Auslese, ist das Resultat des Kampfes ums Dasein und dieser entsteht aus einer doppelten Ursache. Die eine davon ist die relative Beschränktheit der Nahrung, „das andauernde Andrängen der belebten Einzelwesen gegen die Nahrungsschranke (so habe ich dies in meinem zitierten Buche, pag. 8, ausgedrückt) ist ein allen Lebensvorgängen zugrunde liegendes mechanisches Gesetz“. Die andere Ursache ist in den eine jede Organisation bestimmenden äußeren Daseinsbedingungen, im Milieu, zu suchen.

Der Kampf um die Nahrung ist überall in der Natur ein ausschließlich körperlicher, nirgends und niemals ein geistiger. Wohl gibt es sicherlich unter den Individuen einer Art auch in der freien Natur, also dort, wohin der Einfluß des Menschen gar nicht reicht, oder wo er höchstens sekundär zu spüren ist (gelegentliche Jagden usw.) geistige Unterschiede. Aber wie groß oder wie klein diese auch sein mögen, für den Erwerb der Nahrung kommen sie nicht in Betracht. Selbst da nicht, wo besondere Vorrichtungen getroffen sind, um die Beute anzulocken oder zu fangen. Wenn gewisse Fische z. B. einen Angelapparat, den sie besitzen und der bei Lophius piscatorius eine sehr hohe Ausbildung erlangt hat, in Aktion setzen, sobald sich Beute naht, so kann darin keine Entfaltung geistiger Tätigkeit erblickt werden. Hier handelt es sich um einen Reflex und um nichts anderes. Und ebensowenig kann, um ein anderes Beispiel zu bringen, das Netz, das die Spinne ausspannt, um ihre Nahrung zu fangen, die Art und Weise, wie sie die gefangene Beute wehrlos macht, als Produkt geistigen Tuns betrachtet werden. Weder eine bewußte noch eine

[1]) Rawitz: Die Unmöglichkeit der Vererbung geistiger Eigenschaften beim Menschen. In: Biolog. Zentralblatt, Bd. XXIV, No. 12.

[2]) Wallace: Darwinismus, an Exposition of the Theorie of natural selection with some of its applications. London, 1889.

unbewußte „Psyche“ hat hier sich manifestiert; mechanische Reflexaktionen waren allein wirksam. Allerdings müssen die Tiere, die singularistischen in viel höherem Grade als die Herdentiere, ihre Sinne gründlich anspannen, um die nötige Nahrung sich zu verschaffen, und diejenigen gehen zugrunde, welche solches in nur ungenügendem Grade vermögen: aber eine geistige Auslese findet dabei nicht statt. Immer nur ist es das körperlich besser ausgerüstete Tier, also die Individualität, welche als Sieger aus diesem Wettbewerbe hervorgeht; nirgends und niemals werden die geistigen Differenzen als solche einen Vorzug oder Nachteil in diesem Nahrungskampfe gewähren.

Würden im Kampfe der Tiere um den Erwerb der Nahrung andere wie rein körperliche Eigenschaften von ausschlaggebender Bedeutung sein, spielten hier auch nur im geringsten geistige Momente mit, so wäre eine Tatsache unverständlich. Ueber allen Zweifel steht nämlich fest, daß die Individuen einer und derselben Spezies, in der Weise, wie sie der Nahrung nachgehen, sich untereinander nicht im geringsten unterscheiden. Ein alter Wolf in Rußland jagt genau so wie ein junger in den Ardennen; der indische Bulle grast nicht anders wie die europäische Kuh. Und auch die verschiedenen historischen Epochen haben keinen Einfluß hierauf ausgeübt; der Löwe beschleicht heute seine Beute genau so wie zur Zeit des Jugurtha. Der verschiedene Erfolg, den die Einzeltiere in diesem Wettbewerb erzielen, ist ausschließlich Resultat ihrer körperlichen Ungleichheit. Denn wenn bei dem Kampfe um die Nahrung irgendwie geistige Motive wirksam wären, so müßte man doch entsprechend der geistigen Differenz der Individuen auch eine Verschiedenheit in der Form der Nahrungssuche wahrnehmen können. Es müßte doch irgend einmal sich zeigen, daß ein kluges Tier anders jagt oder bessere Kräuter findet, wie ein dummes. Daß derartiges nirgends in der Natur vorkommt, ist sicher; daraus aber folgt meines Erachtens zur Evidenz, daß das sogenannte „Geistige“ beim Nahrungserwerb einflußlos ist.

Nur wenn die Nahrung sich verändert, dann verändert sich auch die Nahrungssuche. Und dies tritt ein, wenn, sei es durch die Tätigkeit des Menschen im kleinen und auf begrenztem Gebiete, sei es durch natürliche Vorgänge im großen und weiten, das Milieu sich ändert.

Daß den Veränderungen des Milieu, d. h. der gesamten äußeren Daseinsbedingungen, die Organisation der Tiere folgen, sich ihnen anpassen muß, daß damit auch ein Abändern des Nahrungsobjektes und zugleich der Nahrungssuche einhergeht, ist selbstverständlich. Nicht alle Individuen können sich in die neuen Verhältnisse fügen, sie gehen zugrunde und die natürliche Auslese erhält nur die Anpassungsfähigen, diejenigen, deren Organisation einen mehr oder minder beträchtlichen Grad von Plastizität besitzt. Es ist selbstverständlich, daß hier die Auslese wiederum eine rein körperliche ist, und daß also auch der Kampf gegen das sich verändernde Milieu, bei dem sich ja die Tiere völlig passiv verhalten, nicht zu einer geistigen Auslese führt. Ebensowenig — es bedarf keiner besonderen Beweisführung — zeitigt der Kampf gegen das sich gleichbleibende Milieu, d. h. also das Ertragen der durch den regelmäßigen Wechsel der Tages- und Jahreszeiten den Organismen auferlegten Strapazen, irgend etwas, das als „geistige“ Auslese gedeutet werden könnte.

Mit anderen Worten: die Selectio naturalis, die natürliche Auslese züchtet nur die körperlichen Eigenschaften der Tiere, indem sie die vollkommensten, d. h. den Verhältnissen best angepaßten zur Herrschaft bringt. Die geistigen Kräfte dagegen unterliegen einer solchen Auslese nicht. Darum findet auch in der Natur nur ein körperlicher Fortschritt statt, kein geistiger. Wohl verändern sich, oft innerhalb relativ kurzer Zeit, die Gewohnheiten mancher Tiere; das ist dann meistens auf den Einfluß des Menschen zurückzuführen. Wenn in bisher friedliche Gegenden der Mensch eindringt, der den Wald verwüstet, die Tiere ausrottet, so findet unstreitig eine Anpassung der tierischen Gewohnheiten an die menschlichen statt. Doch kann auch hier von geistiger Auslese nicht gesprochen werden. Daß ein geistiger Fortschritt im Tierreiche nicht vorkommt, d. h. daß die einzelne Art oder die Gattung nicht gewissermaßen alle Stadien von der Unkultur zur Kultur durchläuft oder durchlaufen hat, beruht darauf, daß das Geistige, wie schon früher bemerkt wurde, nicht vererbt wird. Auch ist die Komplikation des morphotischen Substrates aller geistigen Tätigkeit, des Nervensystems, selbst bei den intelligentesten Tieren (die Affen ausgenommen) eine relativ geringe und bei der für unsere Beobachtungsdauer zu konstatierenden Unveränderlichkeit der Daseinsbedingungen auch gar nicht entwicklungsfähige.

Gehen wir nunmehr zum Menschen über. Können wir für die Tiere mit Sicherheit die Existenz einer „geistigen" Auslese ablehnen: der Mensch ist vor allem Gehirntier, er ist nicht bloß Individualität, wie Tier und Pflanze, sondern er ist auch Personalität. Durch seine geistige Tätigkeit hat er sich zum Herrn der Welt gemacht; hier muß doch wohl, so sollte man glauben, die Auslese sich nicht bloß auf das Körperliche beschränken, sondern auch auf das Geistige übergreifen. Sehen wir zu!

Der Mensch, der, wie ich wiederhole, nur in der Gemeinschaft mit seinesgleichen, in der Coenonie, möglich und wirklich ist, hat ganz wie die Tiere einen doppelten Daseinskampf zu führen: um die Nahrung und gegen das Milieu.

Ob, wie vielfach behauptet wird, in der Urzeit, als sich anatomisch die Menschwerdung vollzogen hatte, der Kampf gegen die Einflüsse des Milieu ein härterer und schwererer gewesen ist als in der Gegenwart, kann objektiv nicht entschieden werden. Nur ein Moment, das für die Beurteilung dieser Frage von Bedeutung sein dürfte, möchte ich hier, gewissermaßen im Vorbeigehen, hervorheben. Man hört und liest nämlich immer, daß der Mensch bei seiner Geburt das wehrloseste aller Geschöpfe sei. Das ist in dieser Allgemeinheit falsch. Die Raubtiere z. B., domestizierte wie wilde, werden genau so wehrlos geboren. Sie sind blind, ermangeln anfänglich der Fähigkeit, sich regelrecht von Ort zu Ort zu bewegen, bedürfen einer sorgfältigen Pflege und Abwartung seitens ihrer Mutter. Die jungen Huftiere dagegen springen bereits kurze Zeit nach ihrer Geburt frei umher und suchen sich selber die Nahrung durch Saugen. Etwas ähnliches kann man auch bei den Vögeln feststellen. Die Jungen der Nesthocker, z. B. die der hochstehenden Gruppe der Raubvögel, sind beinahe nackt und müssen gefüttert werden, während die Jungen der Nestflüchter, z. B. die der niedrig stehenden Gruppe der Hühnervögel, ein

dichtes Dunenkleid besitzen und sich unmittelbar nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei selbständig ernähren können. Man ist berechtigt, wie ich glaube, für die beiden obersten Klassen der Wirbeltiere, die Vögel und Säuger, die uns bei derartigen Betrachtungen in erster Linie interessieren, das biologische Gesetz aufzustellen, daß, je niedriger eine Art auf der phylogenetischen Stufenleiter steht, um so selbständiger und ausgebildeter die jungen Tiere zur Welt kommen, während andererseits je höher die Organisation einzuschätzen ist, bez. je weiter sie von der Urform sich entfernt hat, um so wehrloser die Neugeborenen sind und eine um so längere Pflege seitens ihrer Erzeuger bedürfen.

Des Ferneren ist ein fundamentaler Irrtum, daß der erwachsene Urmensch von vorneherein in wehrlosem Zustande sich befunden habe, daß er kaum den Nachstellungen der Raubtiere sich entziehen konnte und den Unbilden des Klima schutzlos preisgegeben war. Gleichgültig wo wir die Entstehung des Menschen zu suchen haben, das können wir positiv behaupten, daß er sich aus affenähnlichen Tieren entwickelt haben muß. Nun ist aber festgestellt, daß die erwachsenen großen Anthropoiden — Gorilla, Chimpanse, Orang — keineswegs als wehrlose Geschöpfe betrachtet werden können, daß sie vielmehr ganz kolossale Körperkräfte besitzen und den Kampf selbst mit den stärksten Raubtieren nicht scheuen. Es ist daher gar nicht einzusehen, warum der Urmensch, der, wie die heutigen Anthropoiden, sicherlich am ganzen Körper dicht behaart gewesen ist, kurz nach seiner Abzweigung aus den Affen wehrlos geworden sein soll. Es ist vielmehr im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die körperliche Ausrüstung des Urmenschen völlig genügte, um ihn geschickt zu machen, den Kampf ums Dasein nach allen Richtungen hin mit Erfolg aufzunehmen. Hart war dieser Kampf unstreitig; aber das, was ihn uns als einen besonders schweren erscheinen läßt, ist zweifelsohne nur unsere Auffassung, nur der Vergleich, den wir unbewußt anstellen zwischen den Verhältnissen der Gegenwart und denen der Urzeit.

Was den Kampf, den der Mensch gegen das Milieu zu führen hat, ungemein kompliziert, und was ihm zugleich ein hohes Interesse verschafft, ist der Umstand, daß der Mensch das Milieu selbständig und selbsttätig verändert. Das Tier verhält sich passiv, es erträgt sein Dasein; der Mensch verhält sich aktiv, er kämpft in Wahrheit mit dem Milieu und gestaltet sich somit sein Dasein. Soweit ich die biologischen Tatsachen zurzeit übersehe, werden die äußeren Lebensbedingungen, unter denen die Tiere leben, von diesen nicht durch ihre eigene Tätigkeit beeinflußt oder gar verändert. Selbstverständlich ist dies so zu begreifen, daß die Individuen einer Spezies in keiner Weise die klimatischen Verhältnisse etc. in ihrer Umgebung in einer für sie selber bedeutsamen Weise zu regulieren imstande sind. Selbst die Riffkorallen verändern trotz ihrer oft Berge hohen Bauten die eigene Daseinsmöglichkeit nicht. Dahingestellt möge es aber bleiben, ob eine Art nicht die äußeren Lebensbedingungen einer anderen Art wenigstens teilweise verändern kann.

Anders der Mensch. Er schafft gewissermaßen die Natur um, die ihn umgibt, verändert also die äußeren, sein Wohlergehen bedingenden Verhältnisse in oft ganz bedeutendem Grade. Und nur dann und

dort ist er passiv wie das Tier, wann und wo das Oberflächenrelief der Erde in naturgesetzlicher Weise sich umgestaltet. Wir müssen diese Tatsache etwas eingehender betrachten, denn wir werden erkennen, daß zwar die Umformung des Milieu durch die geistige Betätigung des Menschen erfolgt, daß aber das Resultat keine geistige, sondern nur eine körperliche Auslese ist.

Auf die Periode der Eiszeit, welche einst in der ganzen Paläarktik geherrscht hatte, folgte eine Epoche der Sumpf- und Morastbildung, die von dichtem, schier undurchdringlichem Urwald abgelöst wurde. So war unser deutsches Vaterland ursprünglich beschaffen: Wald und nichts wie Wald, kaum hie und da eine zum Kornbau geeignete kleine Lichtung. Erst sehr spät in der historischen Epoche, nämlich im Beginn des 13. Jahrhunderts, wurde mit der Rodung dieses Waldes begonnen. Heute ist Deutschland ein blühender Garten. Aus dem Urwalde wurde die Kulturforst gemacht, Sümpfe sind ausgetrocknet, Flußläufe verlegt, Kanäle gebaut, bewohnbares Land ist gewonnen worden, wo einstmals Meer war, kurz: das Antlitz des heutigen Deutschlands hat keinen Zug mehr von demjenigen zur Zeit des Cheruskers Hermann. Diese fundamentale Umgestaltung des Landes ist ausschließlich Menschenwerk, und zwar ein Werk seiner geistigen Tätigkeit. Nun wird wohl ohne weiteres jeder zugeben müssen, daß eine derartige Veränderung des Aufenthaltsortes nicht spurlos an der Organisation des Menschen vorübergehen konnte. Trockenheit und Feuchtigkeit eines geographischen Bezirkes, die Menge des wässerigen Niederschlages, die Gegensätze der Jahreszeiten — all das, was man mit dem Worte „Klima“ bezeichnet, wirkt bestimmend ein auf die Existenzmöglichkeit der in diesem Bezirke beheimateten Fauna und Flora. Und wirkt auch bestimmend ein auf den Organismus des Menschen, auf seine anthropologische oder, wenn man lieber will, zoologische Wertigkeit.

Wer, dies möchte ich nebenbei bemerken, diesen lamarckistischen Gesichtspunkt nicht gelten lassen will, begibt sich freiwillig, wenn auch vielleicht unbewußt, des Verständnisses der das Menschengeschlecht bildenden und umbildenden Faktoren. Er häuft dadurch Schwierigkeiten für die Erkenntnis da auf, wo keine vorhanden sind.

Tatsächlich ist also der heutige Deutsche ein ganz anderer Homo sapiens, wie der alte taciteische Germane, der seinerseits schon ganz bedeutende Unterschiede gegen den Neandertal-Menschen aufwies. So hat durch die Umwandlung des Landes auch eine anthropologische, d. h. morphologische Umwandlung seiner Bewohner stattgefunden, die wir uns gar nicht groß genug vorstellen können. Und diese anatomische Veränderung des Menschen geht auch in der Gegenwart langsam aber rastlos weiter. Die maschinelle Industrie mit ihrem Gefolge von Kohlenstaub, konsumierender Arbeit und Zusammendrängung der Menschen auf wenige Punkte, die Niederlegung des Waldes hier und die Neuaufforstung dort usw., wie auf der einen Seite die accidentellen Todesursachen dadurch ganz außerordentlich vermehrt worden sind, arbeiten diese Verhältnisse auf der anderen Seite unausgesetzt an der anthropologischen Umgestaltung des Menschen. Ein alter Germane aus dem Teutonenheere würde in unserer Zeit kaum existenzfähig sein. Denn — und für den Biologen kann hier kein Zweifel aufkommen — die voll-

kommene Veränderung der äußeren Lebensbedingungen, des Milieu, beansprucht physiologisch den Organismus heute in einer so veränderten Weise gegen früher, daß ein Körper, der den alten Landesverhältnissen angepaßt war, den neuen gegenüber es nicht mehr wäre.

Es ist selbstverständlich, daß mit der Veränderung der Lebensbedingungen auch eine Auslese tiefeingreifender Art stattgefunden hat. Organisationen, welche den neuen, fast dauernd wechselnden Umständen sich nicht anpassen konnten, mußten zugrunde gehen und gingen auch zugrunde. Die Sterblichkeit der Menschen im Knaben-, Jünglings- und ersten Mannesalter war zu allen historischen Epochen eine bedeutende, ist nicht etwa, wie alle Nichtkenner der Geschichte der Medizin glauben, eine Errungenschaft der Neuzeit. Man kann diese Tatsache vom Standpunkte des Menschenfreundes beklagen, der Staatsmann und der Hygieniker haben gleicherweise die Pflicht, dieser Abblätterung wertvollen Menschenmateriales entgegen zu arbeiten: der Biologe wird in ihr nur den Ausdruck eines unabänderlichen, höchstens in seiner Wirkungsbreite der Einschränkung ein wenig zugänglichen Naturgesetzes sehen.

Diese eben geschilderte Auslese ist also die Folge jenes gewaltigen Kampfes, den der Mensch um sein Dasein gegen die von ihm selber herbeigeführte Veränderung des Milieu kämpfen muß. Man macht sich allgemein von dem Umfange und der Schwere gerade dieser Art des Daseinskampfes eine, wie ich glaube, unrichtige Vorstellung. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß diesem Kampfe und seinen tiefgreifenden Wirkungen gegenüber der wirtschaftliche Wettbewerb gar nicht in Betracht kommt. Man überschätzt diesen und unterschätzt jenen, weil jener sich im Unbewußten, dieser im Bewußten vollzieht.

Unstreitig ist dieser Kampf hervorgerufen durch das im Laufe des historischen Werdeganges immer intensiver werdende Streben des Menschen, seine Umgebung sich, d. h. seinen Wünschen und Neigungen anzupassen. Es wird die Umgestaltung des Milieu ausgeführt mit den Mitteln, welche die geistige Tätigkeit dem Menschen bereitet hat und noch immer bereitet: aber das Resultat ist ausschließlich eine anthropologische Weiterentwicklung der Rasse, niemals findet eine im eigentlichen Sinne geistige Auslese statt. Denn der Dummkopf hat genau soviel Chancen, den Kampf siegreich zu bestehen, also zu hohem Alter zu gelangen, wie das Genie. Ich glaube, es bedarf wirklich keiner eingehenden Beweisführung, um zu zeigen, daß oft gerade die genialsten Menschen (Raffael, Mozart, Schubert, Spinoza usw.) frühzeitig abblättern. Ihre körperliche Organisation erweist sich eben relativ zu den Ansprüchen des Milieu als minderwertig und kann auch durch kein Hülfsmittel der Kultur zu einer vollwertigen werden.

Die körperliche Auslese trifft dabei nicht immer die unserer Auffassung nach besten und kräftigsten Individuen. Herkulische Menschen, in denen wir nur zu sehr geneigt sind, das anatomisch-physiologische Ideal des menschlichen Organismus zu sehen, erliegen häufig genug schon in relativ frühem Lebensalter, während ein unserer Auffassung nach minderwertiger Körper alles überdauert. Dies heißt anders ausgedrückt: die anatomisch hervorragende Ausbildung bedingt nicht immer und nicht notwendig eine gleich hohe physiologische Leistungs-

fähigkeit; äußere Kraft und Formenschönheit sind nicht gleichbedeutend mit innerer Widerstandskraft; unsere ästhetische Auffassung vom Menschen und seine Brauchbarkeit innerhalb der naturgesetzlichen Daseinsbedingungen fallen durchaus nicht zusammen. Wie immer die Einrichtung einer Coenonie sein möge, ob primitive Horde, ob Kulturstaat: immer wird diese Form des Daseinskampfes den Haupteinfluß auf das Geschick der Einzelnen wie der Gesamtheit ausüben. Und immer und überall wird dadurch — es sei dies wiederholt hervorgehoben — nur eine körperliche, niemals und nirgends eine geistige Auslese herbeigeführt werden.

In eigenartiger Weise kompliziert und gleichzeitig in seinen Wirkungen alteriert wird der bisher geschilderte körperliche Ausleseprozeß nicht nur durch die jeweilige historische Form und Einrichtung der Coenonie, sondern auch und vor allem durch die davon abhängigen Anschauungen, Neigungen und Gewohnheiten des Menschen. Betrachtet man letztere als geistige Aeußerungen, so kann man geradezu sagen: das geistige Wesen des Menschen steht seinem ungehinderten körperlichen Fortschritte fast feindlich gegenüber, sobald man, wie ich es bei dieser Gelegenheit der Bequemlichkeit halber tue, geistig und rein körperlich als in einem mehr oder minder großen Gegensatze stehend betrachtet.

In der freien Natur werden nur diejenigen Individuen einer Art am Leben erhalten, welche den herrschenden Daseinsbedingungen vollkommen angepaßt sind. Sie allein sind es auch, welche zur Fortpflanzung gelangen und die natürliche Auslese ist zugleich, wie es im Deutschen ganz richtig heißt, eine natürliche Zuchtwahl. Nur das Beste pflanzt sich fort und vererbt dadurch seine Individualität, das Schlechte wird unbedingt beseitigt. In der Menschheit ist es anders. Sowie diese einen auch nur minimalen Grad von Kultur erreicht hatte, hörte fast jede geschlechtliche Auslese, also jede eigentliche Zuchtwahl auf und trat nahezu überall Panmixie ein. Man täuscht sich nämlich gründlich, wenn man glaubt, daß erst mit zunehmender Kulturhöhe bei der Paarung das rein körperliche, nämlich das sexuelle Motiv zurückgedrängt wird vom sozialen Motive. Auch bei allen Kulturarmen oder, wenn man lieber will, bei allen Naturvölkern sind ganz wie bei den im engeren Sinne sogenannten Kulturvölkern für die legitime Verbindung der Geschlechter Erwägungen maßgebend, die mit der Geschlechtsfunktion und ihren Folgen nichts zu tun haben. Vermögensverhältnisse, Abstammung, Verwandtschaft, soziale Stellung usw. spielen in der ganzen Welt, bei allen Splittern der Menschheit eine viel wichtigere Vorbedingung zur Eingehung der Ehe, als die körperliche Uebereinstimmung von Mann und Weib. Zuweilen entsteht dadurch eine Inzucht, die schließlich durch Ueberzüchtung zur Entartung führt. Immer aber mischen sich gut und schlecht Ausgerüstete miteinander, statt Zuchtwahl findet, wie Weismann diese Erscheinung treffend genannt hat, Panmixie statt, und dadurch wird der anthropologische Fortschritt der Menschheit wenn auch nicht verhindert, so doch etwas verzögert.

Der Kampf ums Dasein also, den der Mensch gegen das Milieu zu führen hat, schließt — quod erat demonstrandum — jede geistige Auslese aus.

Wie aber wirkt der wirtschaftliche Kampf, der Wettbewerb nicht nur um die bloße Ernährungsmöglichkeit, sondern auch um die ausgiebigste und möglichst mühelose Befriedigung des Bedürfnisses nach Nahrung und der Wünsche nach Erwerbung und Anhäufung von Besitz? Hier hat die geistig besser ausgerüstete, größer veranlagte Personalität vor der stupiden oder auch nur geistig weniger regsamen offenbar einen Vorzug, jene kommt hoch, während diese unten bleibt. Liegt hier die geistige Auslese nicht offen und unbestreitbar zutage?

Auch hier könnte ich mir die Arbeit leicht machen, indem ich einfach auf den von mir gelieferten Nachweis der Unmöglichkeit der Vererbung der geistigen „Eigenschaften" des Menschen hinweise (cfr. Biolog. Zentralblatt, Bd. 24, No. 12). Und da nur vererbbare Eigenschaften der Auslese unterliegen, so wäre damit die Sache erledigt. Indessen scheint es mir nützlich und wünschenswert, auch diese Seite des Problems etwas intensiver zu beleuchten. Denn die Erkenntnis, daß ein geistiger Fortschritt der Menschheit nicht dadurch erreicht wird, daß die in geistiger Beziehung besser Ausgerüsteten ihre Vorzüge, welche ihnen im wirtschaftlichen Wettbewerb von Vorteil waren, auf ihre Nachkommen vererben und somit gewissermaßen ein mittleres geistiges Niveau einem jeden Kulturmenschen angeboren sei: diese Erkenntnis, glaube ich, dürfte tiefgehenden Einfluß auf unsere Unterrichtspolitik und Erziehungsweise ausüben. Es ist eine solche nähere Erörterung dieses Teiles des uns hier beschäftigenden Problemes auch darum von Wert, weil die Verkennung allenthalben größer zu sein scheint, als die Erkennung des biologisch Möglichen und Wirklichen. Ein in seinem Fache so hervorragender Gelehrter wie Schmoller[1]) z. B. sagt: „Daß auch Instinkte, Gefühle, Charaktereigenschaften, Neigungen, Dispositionen, geistige Eigenschaften sich vererben, leugnet heute kein Naturforscher; die Voraussetzung hierfür ist, daß diese Eigenschaften irgendwie im Gehirn und Nervensystem einen physiologischen Ausdruck gefunden haben und so auf die Nachkommen übergehen" (l. c. pag. 141). Ich halte diese Auffassung Schmollers für irrig und verweise auf meinen oben zitierten Artikel über Vererbung.

Hier scheint mir auch die Gelegenheit gekommen, in aller Kürze zu zeigen, warum nur vererbbare Charaktere der Auslese unterliegen. Bei der künstlichen Zuchtwahl, die der Mensch bei seinen Haustieren ausübt, benützt er die sich ihm darbietenden Variationen, um aus ihnen durch angemessene Paarung neue Rassen oder Spielarten zu züchten. Voraussetzung dafür ist die Vererbbarkeit derartiger freiwillig auftretender besonderer Organisationseigentümlichkeiten. Sind sie nicht vererbbar, was sich schon nach kurzer Zeit herausstellt, so sind sie, wie ohne weiteres klar ist, nicht züchtungs- und damit auch nicht verbesserungsfähig. Anders ist es auch nicht in der Natur. Die Selectio naturalis bewirkt nicht bloß die Erhaltung der best angepaßten Organisation, sondern auch unter bestimmten, hier nicht näher zu erörternden Voraussetzungen eine Fortbildung der Organismen, d. h. die Entstehung neuer, abgeänderter Formen aus einer alten. Die Variabilität der Organismen, der Individualismus also, liefert das Material dazu.

[1]) Schmoller: Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. I. Teil, Leipzig, 1900.

Wenn nun die auftretenden Variationen, d. h. die erscheinenden neuen Eigenschaften nicht vererbbar sind, so kann die Auslese — auch dies ist ohne weiteres klar — nicht eingreifen. Sie kann keine neuen Eigenschaften fixieren, daher nicht die Entstehung neuer Formen einleiten und ausführen. Darum also ist es richtig, daß der Auslese nur unterliegen kann, was Objekt der Vererbung ist.

Der wirtschaftliche Daseinskampf — um auf das Thema zurückzukommen — ist eines der Gebiete, für die meisten Menschen fast das einzige Gebiet, wo die geistigen Eigenschaften sich entfalten können. Im Urzustande, im Herden- und Hordenleben, von relativer Bedeutungslosigkeit für den Einzelnen (cfr. hierzu mein zitiertes Buch), hat der Kampf mit der Entstehung des Ichbegriffes, also mit dem Fortschreiten des Menschen von der bloß körperlichen Individualität zu der höher potenzierten geistigen Personalität, anscheinend eine große Härte erlangt. Anscheinend: denn der Kampf vollzieht sich jetzt im Bewußten, kann in seinen Wirkungen überblickt, in seinen Folgen vorausgesehen und das Resultat kann mit den Wünschen und Hoffnungen des Kämpfenden verglichen werden. Und dies einzig und allein macht ihn hart, läßt ihn trostlos und erbarmungslos erscheinen. Lasson[1]) meint, daß die Schärfe und das Verbitternde dieses Wettbewerbes darin läge, „daß nach der Natur des Menschen die Bedürfnisse eines jeden die Fähigkeit und die Neigung haben, ins Unendliche zu wachsen" (pag. 176). Und es soll nach demselben Philosophen der Unendlichkeit der Bedürfnisse eine nur eng begrenzte Befriedigungsmöglichkeit gegenüberstehen (pag. 178). Das Letztere gebe ich unbedingt zu; die Sehnsucht nach Befriedigung der Wünsche — „Bedürfnisse" möchte ich hier als eine zu weitgehende Bezeichnung vermeiden — und ihre tatsächliche Befriedigung halten nicht gleichen Schritt. Aber daß die Wünsche, oder meinetwegen auch die Bedürfnisse, die Neigung haben, ins Unendliche zu wachsen, dem kann ich nicht zustimmen. Sie können immer nur in der Richtung sich äußern, welche der physischen Veranlagung und psychischen Ausbildung des betreffenden Menschen entspricht, bleiben also immer endlich begrenzt. Zudem scheint sich hier die von Lasson auch erwähnte Hobbessche Vorstellung vom „Kampfe aller gegen alle" einzuschleichen und diese ist, wie ich in meinem Buche „Urgeschichte, Geschichte und Politik" gezeigt habe, ein sinn- und haltloses Phantasma.

Die geistige Tätigkeit des Menschen vervielfacht die Quellen des Erwerbs und damit die Möglichkeit ausreichender Ernährung. Die Entdeckungen vermehren den geistigen Gütervorrat des Menschen, die Erfindungen, also die Technik, ermöglichen seine praktische Verwertung. Es ist ohne Rückhalt anzuerkennen, daß bei dieser Verwertung die in geistiger Beziehung regsamere Persönlichkeit vor der weniger beweglichen, weniger anpassungsfähigen einen großen Vorzug haben muß. Diese wird nur imstande sein, sich eben noch zu ernähren, während jene außerdem noch zu Besitz gelangt und dadurch sich zu einer gewissermaßen höheren, beherrschenden Stellung aufschwingt. Um etwaige Mißverständnisse auszuschließen, sei hervorgehoben, daß geistige Regsamkeit im wirtschaftlichen Wettbewerb

[1]) Lasson: System der Rechtsphilosophie. Berlin und Leipzig. 1882.

nicht identisch ist, auch nicht einhergeht mit Bildungsgrad und sogenannter sozialer Stellung. Ein Mensch mit umfassender Bildung, von größter Gelehrsamkeit, oder ein auf der höchsten Stufe der sozialen Leiter Stehender können von wirtschaftlichem Gesichtspunkte aus betrachtet ganz minderwertige Persönlichkeiten sein, während ein Mensch, der knapp das ABC und das Einmaleins gelernt hat, im Erwerbsleben eine überragende Befähigung und Betätigung an den Tag legen kann.

Wer nun im wirtschaftlichen Wettbewerb hochkommt, also als der geistig besser Ausgerüstete sich erweist, dem bietet sich bedeutend mehr Gelegenheit, sein eigenes und vor allen Dingen seiner Nachkommen Dasein behaglicher zu gestalten, als dem, der unten bleibt. Diese Möglichkeit, den Kampf ums Dasein, sofern die Ernährung in Frage kommt, gewissermaßen aus der Zuschauerloge zu betrachten, befördert die geistige Regsamkeit in solchen Familien ganz bedeutend. Denn sie erlaubt die volle Entwicklung selbst geringer Veranlagungen, die bei hartem Daseinskampfe zu keinem nennenswerten Erfolge führen würden. Aber, und das ist der springende Punkt in dieser ganzen Frage, die hohe geistige Befähigung, welche das wirtschaftliche Emporkommen Einzelner oder ganzer Gruppen bewirkte, wird nicht im selben Maße auf die Nachkommen übertragen, sie ist nicht vererbbar. Es hieße wirklich Eulen nach Athen tragen, wollte ich noch womöglich an Beispielen zeigen, daß die geistigen Fähigkeiten der Eltern nicht als solche auf die Kinder übergehen. Wenn sich auch eine gewisse geistige Regsamkeit oft durch zahlreiche Generationen in manchen Familien erhält, so ist damit nicht das geringste für die Existenz einer geistigen Auslese erwiesen.

Und wenn die Erwerbsmittel, über die die Menschheit verfügt, noch weit höher differenziert würden als dies gegenwärtig der Fall, wenn die Erwerbsmöglichkeiten vervielfacht würden gegen jetzt und dadurch die Betätigungsbreite für die geistigen Fähigkeiten des Menschen sich ins Unendliche ausdehnte: ein durch geistige Auslese bewirkter Fortschritt der Menschheit in der Art, daß bereits ein bestimmter, wenn auch noch so geringer geistiger Besitz dem Menschen angeboren wäre, würde niemals stattfinden. Das aber müßte die geistige Auslese leisten, wenn sie existierte.

Wie der Kampf ums Dasein in der Natur nur die Bestorganisierten, nur die den jeweiligen Bedingungen des Milieu Bestangepaßten erhält, so kommt auch im wirtschaftlichen Kampfe innerhalb der Menschheit nur der Bestorganisierte in die Höhe. Aber während die Selectio naturalis, die körperliche Auslese, unter gewissen Voraussetzungen die Formen allmählich veränderte aus wenigen, nur gering komplizierten zahlreiche hochkomplizierte Organismen hervorgehen ließ, kann unter gar keiner Voraussetzung der wirtschaftliche, auf der geistigen Betätigung beruhende Daseinskampf des Menschen zu einer das Menschengeschlecht in seiner Organisation fördernden Auslese führen. So kompliziert die äußeren Formen der Coenonie geworden sind, so sehr die Daseinsbedingungen für jedes einzelne Exemplar des Spezies Homo sapiens L., wenigstens für die Kulturvarietät, verändert und, was unbedenklich zuzugeben ist, auch verbessert worden sind: der Mensch ist sich in geistiger Beziehung völlig gleich geblieben. Sein

Empfinden und Fühlen, sein Lieben und Hassen, Segnen und Verdammen, seine vielen Laster und wenigen Tugenden, seine Dummheit und Klugheit sind heute genau die gleichen wie vor tausenden und abertausenden von Jahren. Es existiert eben keine geistige Auslese, keine Selectio spiritualis, welche den Menschen im Laufe der Jahrtausende zu einem von Geburt an wissenden und sittlichen Organismus gemacht hätte. Unwissend, d. h. ohne ererbten geistigen Besitz, und unsittlich, d. h. ohne Kenntnis von Gut und Böse, wird der Mensch geboren; nur an der Tradition, d. h. am geistigen Gütervorrate findet er die Mittel, seine körperlichen Anlagen zu geistigem Tun zur Entfaltung zu bringen. Er kann den geistigen Gütervorrat der Menschheit, wozu auch die sittlichen Anschauungen gehören, vermehren helfen; das ist aber auch alles, was zu erreichen ist. Denn wenn heute eine Sintflut alle unsere Kulturerrungenschaften zerstören würde, die nächsten Nachkommen der überlebenden Menschen, so viele oder so wenige ihrer wären, müßten alle Arbeit von neuem beginnen, nichts von dem Wissen und Können der bisherigen Menschheit würde bei ihnen als angeborener geistiger Besitz erscheinen. Es gibt eben, wie ich wiederholt hervorheben muß, keine geistige Auslese und darum auch keinen von vorneherein sicheren und unausbleiblichen geistigen Fortschritt. Letzterer kann vielmehr nur erzielt werden, wenn jedem Menschen die breiteste Möglichkeit gewährt wird, das aus dem geistigen Gütervorrate zu entnehmen, was seiner Personalität angemessen ist. Alles Strebens und Arbeitens einziges Resultat ist die quantitative Anhäufung geistiger Waren, niemals die qualitative Verbesserung des diese Waren konsumierenden Menschen.

Aber selbst wenn auch nur andeutungsweise eine geistige Auslese möglich wäre, so würde sie durch die, wie bereits erwähnt, in der Menschheit herrschende Panmixie völlig illusorisch gemacht werden. Schon bei Besprechung der anthropologischen Auslese wurde hervorgehoben, daß die Panmixie, d. h. die geschlechtliche Vermischung von gut und schlecht Organisiertem störend sich einmischt. Bekanntlich hat Weismann den Begriff der Panmixie aufgestellt und es ist dies eine der genialsten Konzeptionen dieses großen Gelehrten. Sie tritt ein, wenn bei Veränderungen der äußeren Daseinsbedingungen die Auslese in ihrer Strenge nachläßt, so daß nun auch minderwertige Individuen erhalten werden und dadurch zur Fortpflanzung kommen. Sie hemmt in der Natur stets den Fortschritt, führt meist zum Rückschritt in der Organisation.

Beim Menschen ist, so kann man geradezu sagen, Panmixie das Gewöhnliche, normale Mischung der Organisationen die Ausnahme. Und ganz besonders ist dies der Fall in der geistigen Sphäre. Es heiraten nicht, was die Vorbedingung für eine wirkliche Auslese wäre, nur die geistig gleich Begabten, es sind nicht, was für die Wirkung einer Auslese unbedingt nötig wäre, die geistig gering Einzuschätzenden und die Minderwertigen von der Heirat ganz ausgeschlossen, sondern es findet eine so bunte und, vom biologischen Standpunkte aus, so sinnlose Mischung aller Arten von Eigenschaften statt, daß dadurch jede Auslesemöglichkeit von vorneherein verhindert wird.

In diesen Betrachtungen ist der Begriff „geistig" im landläufigen Sinne angewendet worden, also gewissermaßen im Gegensatz zu den

rein körperlichen Eigenschaften. Da aber im monistischen Sinne das Geistige als eine Funktion des Körperlichen betrachtet werden kann — denn es ist unbedingt an bestimmte materielle Substrate gebunden —, so stellt sich in letzter Instanz die geistige Auslese doch wieder nur als eine besondere Form des Körperlichen dar. Die Beschaffenheit der materiellen Substrate aber macht eine Vererbung ihrer spezifischen Eigenschaften unmöglich (cfr. meinen Vererbungsartikel). So ist denn auch vom anatomisch-physiologischen Standpunkte aus zu sagen, daß eine „geistige" Auslese innerhalb der Menschheit zurzeit wenigstens nicht existiert und bisher auch niemals existiert hat.

Homosexualität und Strafrecht.

Dr. W. Schrickert.

Ueber Homosexualität und Strafrecht ist in den letzten Jahren öffentlich mehr geredet und geschrieben worden, als wirklich nötig ist. Aber da es nun geschieht, ist es unerläßlich, auch in dieser Zeitschrift von Zeit zu Zeit dazu Stellung zu nehmen. Neuerdings haben die „Sittlichkeits-Vereine" Resolutionen beschlossen, die besonders die rege Agitation für die Sache der Homosexuellen brandmarken und für Beibehaltung der Strafbestimmungen sich aussprechen. Aus denselben Motiven heraus ist eine Broschüre von E. Peters über „Die Wahrheit des dritten Geschlechts" verfaßt, die im Verlag des „Deutschen Bundes für Regeneration" (Bremen) erschienen ist. Sie zeichnet sich vor der billigen Entrüstung der Sittlichkeits-Apostel durch den Ernst und den Willen aus, dem Verständnis dieser eigenartigen Erscheinung gerecht zu werden. Im wesentlichen bringt der Verfasser zwar nichts Neues; er steht auf dem Standpunkt, daß der verkehrte Geschlechtstrieb einer konstitutionellen Anlage entspringt; er hält die Homosexualität für eine Entartungs- und Krankheitserscheinung und malt die Gefahren, die der Kraft und Gesundheit des Volkes dadurch drohen, schwarz in schwarz. Er ist für Aufrechterhaltung der strafrechtlichen Verfolgung, will aber die Altersgrenze des Rechtsschutzes bis zum 21. Jahre festgesetzt wissen.

Ich habe die einschlägige Literatur der letzten Jahre, die von seiten der Mediziner, Juristen und Ethiker erschienen ist, aufmerksam verfolgt. Eins scheint mir aus all diesen Publikationen hervorzugehen, nämlich daß man die Bedeutung und die Folgen des Homosexualismus weit übertreibt. Als z. B. vor nicht langer Zeit eine von vielen Gelehrten und Männern der Oeffentlichkeit unterschriebene Petition zwecks Aufhebung des bekannten Strafparagraphen in der Reichstagskommission zur Verhandlung stand, wurde dieselbe von dem Vorsitzenden mit dem Hinweis abgelehnt, daß die Homosexualität zur Volksabnahme führe, wie das Beispiel von Frankreich zeige. Das läßt sicher nicht auf eine tiefe Kenntnis des Bevölkerungsproblems schließen, denn an der geringen Vermehrung des französischen Volkes ist schwerlich die Homosexualität schuld, da in Italien, wo noch viel laxere

Strafbestimmungen bestehen, die Volkszunahme eine so beträchtliche ist, daß jährlich Tausende und Abertausende das Vaterland verlassen müssen.

Ich halte die Homosexualität mit Naecke, Hirschfeld und anderen für eine natürliche Varietät des Geschlechtstriebes, also nicht für eine Entartung, sondern für eine Abartung. Zwischen dem typischen Mann und dem typischen Weib gibt es eine Menge von Zwischenstufen, die eine Vermischung der männlichen und weiblichen Eigenschaften zeigen, sowohl hinsichtlich des Körperbaues, des Trieblebens, als auch des geistigen Charakters. Diese Aberrationen können entweder zusammen oder isoliert auftreten. Das schließt nicht aus, daß es Fälle gibt, wo die verkehrte Geschlechtsempfindung als Krankheits- und Entartungsphänomen aufzufassen ist, namentlich wenn andere pathologische Erscheinungen damit verbunden sind.

Wer den tiefen ursächlichen Zusammenhang zwischen Geschlechtsleben und Geistesleben sowohl beim Individuum als bei den Völkern erkannt hat, fühlt bald heraus, wie sehr in den künstlerischen Produkten des Geistes das psychische und physische Verhältnis des Geschlechtslebens sich widerspiegelt. Hier bemerken wir neben ausgeprägt männlichen und weiblichen Empfindungen und Gestaltungen seltsame Mischungen, die oft den Ausdruck höchster Schönheit darstellen. Es ist ferner eine Uebertreibung, wenn man sagt, der höchste Zweck des Menschen sei seine Fortpflanzung. Das mag für fast alle, aber nicht für alle gelten. Im Gegenteil wäre es für die Rasse sehr nützlich, wenn eine ganze Serie von erblich belasteten Menschen aus dem Fortpflanzungsprozeß ausgeschaltet würde. Und wenn es richtig ist, daß eine nicht der Fortpflanzung dienende Sexualkraft in Willens- und Geistesenergie umgesetzt werden kann, so ist höhere geistige Kultur nur dadurch möglich, daß eine Anzahl von Menschen sich nicht der Erzeugung und Aufzucht von Nachkommenschaft widmen. Die Ehe- und Familiengeschichte der großen Genies und Talente könnte für diesen Satz als Beweis dienen. Dabei ist es von einigen großen Genies wohl sicher, von anderen sehr wahrscheinlich, daß sie homosexuell gewesen sind, oder in dieser Richtung tendiert haben. Auch der Verfasser der genannten Broschüre betont, daß unter den Homosexuellen viele in sozialer und geistiger Hinsicht sonst wertvolle Menschen anzutreffen sind.

Aber was hat das mit der strafrechtlichen Seite der Homosexualität zu tun? wird man fragen. Indes, wenn man diesem Problem in jeder Hinsicht gerecht werden will, muß man es im Zusammenhang mit der ganzen sexualpsychologischen Bedingtheit des geistigen Lebens betrachten. Freilich wird damit das Strafrechtsinteresse an dieser Frage nicht verändert, falls die Gesundheit und Kraft der Rasse durch den Homosexualismus wirklich ernsthaft bedroht würde. Denn man kann dies alles zugeben und trotzdem verlangen, daß die von Natur verkehrt Veranlagten sich enthalten und dem Strafrecht verfallen sollen, wenn sie die Regeln des natürlichen Sittenkodex überschreiten.

Nun wären wir die letzten, eine strafrechtliche Bestimmung zu verwerfen, wenn wir uns einen wirklichen praktischen Erfolg davon versprechen könnten. Wenn aber irgendwo, dann hat unser Strafrecht

in diesem Punkte versagt. Denn die Erfahrung zeigt, daß nur eine verschwindend kleine Anzahl homosexueller Vergehungen vor den Richter kommt, und daß diese Fälle meist mit dem Verbrechen schamlosester Erpressung verbunden sind. Dabei kommt die betrübende Erscheinung zutage, daß der bekannte Paragraph geradezu die männliche Prostitution großzüchtet. Wird doch von Kennern behauptet, daß z. B. aus diesem Grunde in Berlin die männliche Prostitution viel umfangreicher und dreister sich hervorwagt als selbst in Paris, Rom und Neapel. Wird doch berichtet, daß Personen von solchen Burschen in ihrer eigenen Wohnung und mitten auf der Straße ausgeplündert werden, ohne daß sie das geringste dagegen tun können, wenn sie nicht selbst Gefahr laufen wollen, auf Grund jenes ominösen Paragraphen selbst vor den Strafrichter gezogen zu werden. Es gibt Verworfene, die aus diesem Verbrechen geradezu ein Gewerbe machen, ohne daß sie die Polizei allzusehr zu scheuen brauchen, und es entstehen Erpresserbanden von frechen Burschen, gegen welche die Polizei gänzlich machtlos ist, da es an Anklägern fehlt. Diese Fälle sind anscheinend viel häufiger als bekannt wird, da naturgemäß nur die wenigsten vor den Richter und an die Oeffentlichkeit gelangen. So sehen wir, daß diese Strafbestimmung die einen auf die Bahn des Verbrechens, die anderen in soziales Unglück und die edelsten unter ihnen selbst in den Tod treibt. Diese Gesichtspunkte werden bei der praktisch-juristischen Beurteilung der Sache viel zu wenig berücksichtigt. Sie sind aber für eine nicht von Vorurteilen, sondern von praktischen Zweckmäßigkeitsgründen geleitete Stellungnahme ausschlaggebend.

Diese Gesichtspunkte vermißt man auch in der angeführten Broschüre, deren Verfasser die Altersgrenze des Strafschutzes bis zum 21. Jahre hinaufgeschoben wissen will, im Gegensatz zu denen, welche das vollendete 16. Jahr für hinreichend halten, während von anderer Seite das 18. Jahr vorgeschlagen worden ist. Wie stellt man sich das in praxi vor? Soll die Person unter 18 oder 21 Jahren, die mit einem anderen freiwillig und mit Uebereinkunft homosexuell verkehrt, etwa straffrei bleiben, dann wäre das die größte Ungerechtigkeit. Soll sie aber auch bestraft werden, dann bleibt das Verhältnis wie bisher, wobei beide Seiten das größte Interesse daran haben, die Sache geheim zu halten. Die Strafbestimmung bliebe also illusorisch und würde auch fernerhin zu den unheilvollen Wirkungen führen, die oben erwähnt worden sind.

Wenn man aber vom Strafrecht in diesen Dingen etwas erwarten könnte, dann müßte man konsequenterweise auch die Masturbation und den Verkehr mit Prostituierten bei Personen unter 21 Jahren bestrafen, denn diese richten viel mehr Unheil in der vita sexualis an, als alles homosexuelle Treiben. Dann müßte man auch die nicht so seltenen Widernatürlichkeiten bestrafen, die im Verkehr zwischen beiden Geschlechtern, sowohl im legitimen wie illegitimen, vorkommen; dann käme man zu Forderungen, deren Tragweite nicht abzusehen ist.

Wenn in diesen Dingen überhaupt eine Besserung erzielt werden soll, so kann das nur die Aufgabe des Erziehers, des Arztes und praktischen Ethikers, und nicht des Strafrichters sein. Waren doch

auch die Sittlichkeitsapostel gezwungen, am Schluß ihrer Resolution zu sagen: „Für wirklich krankhaft Geborene, soweit sie anderen gefährlich werden, ist die Unterbringung in eine Heilanstalt geboten." Aber dieselben Leute haben furchtbaren Skandal gemacht, als Dr. Hirschfeld s. Z. in dezentester Weise in dieser Hinsicht exakte wissenschaftliche Feststellungen zu machen unternahm. Im übrigen wird man sich mit diesen Schwächen und Mängeln abfinden müssen, wie mit so vielen anderen Unvollkommenheiten des Menschengeschlechts.

Das bestehende Strafrecht ist selbst schuld, daß die Homosexuellen sich „organisiert" haben und „Monatsberichte" über den Stand ihrer Sache herausgeben. Wir halten dies für eine höchst unerfreuliche Erscheinung. Aber man kann es diesen Leuten nicht übel nehmen, wenn sie sich zur Wehr setzen. Denn selbst der Wurm krümmt sich, der getreten wird. Da aber gegenteilige Reaktionen leicht zu Uebertreibungen führen, so ist einigen Leuten aus diesem Kreise der Kamm sehr geschwollen. Ihre lächerliche Wichtigtuerei und ihr verwerfliches agitatorisches Gebahren kann ihnen nur die Sympathie derer verscherzen, welche aus bloßen Zweckmäßigkeitsgründen für Aufhebung der strafrechtlichen Verfolgung eintreten. Das mögen sich diese Leute gesagt sein lassen, daß sie auf gesellschaftliche Anerkennung nie und nimmer rechnen können. Im übrigen sollen sie froh sein, wenn sie geduldet werden, und dann haben sie hübsch stille zu sein.

Ueber unsere Urheimat.

Dr. Ludwig Wilser.

(Nachtrag zu: „Indogermanische Probleme", III. Jahrgang, Heft 1.)

Wenn man bedenkt, daß vor 23 Jahren, als ich zuerst Südschweden für die Urheimat der Germanen und folgerichtig auch der übrigen sprach- und stammverwandten Völker erklärte, Asien noch allgemein als „Wiege des Menschengeschlechts" galt, daß insbesondere von den Sprachforschern unsere asiatische Herkunft als „unumstößliche Wahrheit" verkündet wurde, ist in dem heftig entbrannten Kampfe immerhin viel erreicht, wenn sie nun die „Schwierigkeit" der Frage zugeben und von Asien ganz schweigen. Trotzdem aber blendet das „Trugbild des Ostens" noch immer viele blöde Augen, und, nachdem die Hochburg in Innerasien gefallen, sucht man auf dem Rückzuge noch einmal Stand zu halten und wenigstens Osteuropa zu verteidigen. Obwohl die dafür vorgebrachten Scheingründe schon längst von mir und Anderen widerlegt sind, werden die geschlagenen Truppen immer aufs neue ins Treffen geführt, und zwar meist in nicht sehr geschickter Weise.

So hat vor kurzem der Engländer Victor Henry einen volkstümlichen „Aufsatz" über die arische Frage veröffentlicht, von dem nach Athenaeum die Beil. zur Allg. Ztg. (221, 1904) eine kurze Inhaltsangabe bringt. Daraus geht hervor, daß dieser Herr in den Naturwissenschaften gar keine, in der Altertumskunde und Geschichte nur unzureichende Kenntnisse besitzt. Wie hätte sich die Rasse, für die „blondes Haar und schlanker Wuchs charakteristisch" war, in den nach allen Seiten hin offenen „Steppen zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer"

rein erhalten können? Daß die „Indo-Europäer“ ein unstetes „Hirtenvolk“ gewesen seien, ist eine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung, denn schon in der nordischen Steinzeit, deren Kultur sich mit dem gemeinsamen Wortschatz der Arier deckt, gab es feste Wohnsitze, gutgebaute Häuser, Ackerbau und Haustiere. „Von Anfang an“ sollen sie die Töpferei gekannt haben; was heißt das, welche Zeit meint Henry? Tatsache ist, daß in West- und Nordeuropa rohe Topfscherben schon am Schluß der älteren Steinzeit auftreten, nicht aber in den skythischen Steppen. Die Monogamie soll von allen indo-europäischen Stämmen nur bei Griechen und Römern in Ehren gehalten worden sein; sind denn die zahllosen geschichtlichen Zeugnisse von der Heilighaltung der Ehe bei den Germanen dem Verfasser ganz unbekannt, muß man ihm die taciteischen Worte vorhalten „unum accipiunt maritum quomodo unum corpus unamque vitam?“ Die Zeit der ersten Wanderungen wagt Henry nicht einmal annähernd „zu bestimmen“, darin wenigstens ist er bescheiden. Mit so allgemeinen Redensarten aber, wie die folgenden, löst man die Frage nicht: „Nach Südosten gegen das asiatische Land jenseits der genannten Meere; gen Süden nach Griechenland und den Inseln des Mittelmeeres; nach Westen und Nordwesten zu den Gletschern und Wäldern Zentraleuropas. Sie dachten nur mehr Platz und mehr Weide für ihre Herden zu suchen und sie drängten, ohne es zu wissen, zur Eroberung der Welt.“ Aus den Steinzeitfunden geht hervor, daß die ersten Auswanderer schon Ackerbauer waren, die geschichtliche Ueberlieferung aber lehrt eine der angegebenen gerade entgegengesetzte Richtung der Völkerwanderungen. „Da die Bezeichnung von Axt und Kupfer in beiden Sprachgebieten übereinstimmt“, sollen die Sumerier die Lehrmeister im Gebrauch der Metalle gewesen sein. Diese gehören aber, wie ich wiederholt gezeigt habe, zur nordeuropäischen Rasse (Homo europaeus) und haben auch in ihrer Sprache noch andere europäische Bestandteile, insbesondere kommt das sumerische Wort für Kupfer, urud, in den meisten europäischen Sprachen vor und ist nichts anderes als unser „rot“. Jedenfalls hat das Metall seinen Namen von der Farbe bekommen, nicht umgekehrt. Das flache Zweistromland bringt kein Kupfer hervor. Die nächsten Kupfergruben befanden sich in Armenien, in Skythien, auf Cypern, Euböa, in Makedonien, auf dem Sinai; es ist daher viel wahrscheinlicher, daß die Sumerier, Lehrmeister der Babylonier und Erfinder der Keilschrift, ihr Kupfer von ihren westlichen Stammverwandten bezogen haben, als umgekehrt.

Was also Henry für einen osteuropäischen Ursprung der Arier vorgebracht hat, fällt bei näherer Betrachtung in nichts zusammen. Die letzten, ins volle Licht der Geschichte fallenden Völkerwanderungen lassen uns auf ähnliche vorgeschichtliche schließen und zeigen uns ihren Ursprung in der unerschöpflichen „Werkstatt der Völker“ (officina gentium). Wenn in der Besprechung (Beil. z. Allg. Ztg., 136) eines den Lobspruch „bahnbrechend“ in keiner Weise verdienenden Buches, Landnåm i Norge von Hansen, der Würzburger Germanist Brenner schreibt: „Die vereinzelt aufgetretene Meinung, daß Skandinavien der Ursitz der Germanen, die deutschen Stämme also von dort südwärts gewandert seien, stört jetzt die Forschung wohl nirgends mehr“, so ist dies ein trauriges Zeichen dafür, daß es allerdings noch Gelehrte gibt, die sich, zum größten Nachteil für die Wissenschaft, insbesondere die germanische Altertums- und Stammeskunde, in ihren Vorurteilen durch keinerlei sachliche Gründe stören lassen.

Berichte.

Biologie.

Zellenmechanik und Zellenleben. Der alte Begriff der Lebenskraft, der im vorigen Jahrhundert als ein Beispiel dafür gegolten hat, wie die Aufdeckung wissenschaftlicher Probleme durch einen technischen Ausdruck erschwert werden kann, scheint mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts in neuer, etwas geänderter Gestalt wieder aufleben zu sollen. Der Neovitalismus, der neuerdings so viele Größen, auch solche hervorragenden Ranges, in seinen Bann zu nehmen droht, hat den von den Forschern der vergangenen Zeit geschaffenen Begriff der Lebenskraft noch vollends des Mechanischen entkleidet, das ihm anhaftete. Die neueren Begriffe der Entelechie, der Entwicklungsintelligenz, der Dominanten, sind von ihren Urhebern ausdrücklich jeder mechanischen Verstellbarkeit entzogen worden. Selbst stofflos, meistern sie den Stoff. Die mechanischen Vorgänge werden von den Neovitalisten nur als Mittel der Formbildung angesehen. Aber darin liegt die Schwäche der neuen Anschauung. Sie erkennt die Zulässigkeit, sogar die Notwendigkeit mechanischer „Mittel der Formbildung" zur Bewältigung der Massenfaktoren an. Ihre Aufgabe wäre es daher, zu zeigen, wie die von ihr anerkannten mechanischen Mittel der Formbildung von nicht-mechanischen Kräften aus in Gang gesetzt werden können, — eine Aufgabe, die der Neovitalismus bis jetzt nicht gelöst hat, und die er auch nie zu lösen imstande sein wird. Denn unsere gesamten Naturerfahrungen lehren uns, daß mechanistische, d. h. im Rahmen der Physik und Chemie sich abspielende Vorgänge nur wieder durch mechanistische Vorgänge eingeleitet und fortgeführt werden können. Jenes widerspricht der unbedingten Kontinuität der mechanischen Kausalverkettung. Wenn wir im Gegensatz zu den Neovitalisten behaupten, daß die zweckmäßigen Stoffumlagerungen und Gruppierungen im Werden der Organismen und ihren Lebensfunktionen sich mit Denknotwendigkeit mechanisch vollziehen müssen, so ist hiermit noch lange nicht gesagt, daß wir nun deshalb auch den ganzen Mechanismus der Lebewesen bis in die letzte Faser hinein zu erkennen imstande sein müßten, oder daß im Organismus nicht Energiearten vorhanden sein könnten, die außerhalb desselben überhaupt nicht vorkommen. Im Gegenteil scheint dies ja bis zur Stunde in Anbetracht der psychischen Qualitäten der Organismen so gut wie gewiß. Es ist aber eine viel aussichtsvollere Aufgabe, ausfindig zu machen, bis zu welchem Grade sich die Lebensgeschehnisse mit Energiearten und Mechanismen in Verbindung vorstellen lassen, die wir aus der Mechanik der nicht lebenden Stoffe anorganischer oder organischer Herkunft kennen. Die bisherigen Erfahrungen der Physiologie zeigen, daß Leben und allgemein mechanische Analysierbarkeit sich nicht ausschließen. Die Erfolge der Organ-Mechanik geben uns Mut zur Begründung einer Zell-Mechanik. Trotz der Verschiedenartigkeit der Zellen, die auf der Verschiedenartigkeit ihrer chemischen Konstituenten und deren gegenseitigen Lagerung beruht, ist eine weithin geltende Gleichheit oder Aehnlichkeit in den mechanischen Leistungen der verschiedenen Zellen denkbar, wenn die agierenden Zellen sich in demselben oder doch sehr ähnlichen Aggregatzustand befinden. Die überwiegende Mehrzahl der Forscher tritt für einen flüssigen Aggregatzustand der lebenden Zelleib-Masse ein. Es ist aber nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß alle bis jetzt zur Beobachtung gekommenen mechanistischen Leistungen der Rhizopoden, der nackten und beschalten Amöben, der Myxomyceten und jedenfalls auch der Lenkocypten, denen die Amöbennatur anhaftet, sich ohne weiteres auf Grund der Flüssigkeitsmechanik begreifbar darstellen lassen, wie wundersam sie auch oft auf dem ersten Blick erscheinen mögen. Wenn man bedenkt, daß die zellmechanistischen Forschungen durchaus jüngeren Datums sind, und daß die Zahl der auf diesem Gebiete arbeitenden, mit den nötigen physikalischen Kenntnissen ausgestatteten Forscher immer nur sehr gering war, so wird man von der Zukunft, die mehr Arbeiten bringen wird, erhoffen dürfen, daß auch die anderen mechanischen Leistungen anderer Zellen, die Kontraktion der Muskelzellen, die Sekretion der Drüsenzellen und dergleichen mehr, prinzipiell diejenigen aller Zellen überhaupt einer einfachen mechanischen Erklärung mit Sicherheit entgegengeführt werden. Es entsteht aber die Frage: Ist mit der sicheren Feststellung der Zellmechanik zugleich das Zellenleben restlos erklärt? Ganz gewiß nicht, denn dann wären ja die Flüssigkeitstropfen, die verschiedenen Oele, das Quecksilber, die wir

zur Kontrolle der Zulässigkeit und Richtigkeit unserer mechanischen Auffassungen die Tätigkeiten mit allen Einzelheiten nachmachen lassen, prinzipiell auch als Lebewesen zu bezeichnen; sie sind es, selbst bei größter Weitherzigkeit in der Begriffsbestimmung „Lebewesen", ganz gewiß nicht. Die Untersuchungen der Zellenmechanik fassen mit vollem Bewußtsein nur die eine Seite des Lebens, die Physik der Lebensvorgänge; die Zelle durchläuft aber einen ganzen Lebenszyklus, bei dem sie ganz Verschiedenes zu leisten vermag, indem sie imstande ist, ihre chemische Zusammensetzung zu ändern. Ihr Mechanismus ist im hohen Grade veränderlich, er durchläuft vorübergehende Zustandsänderungen, wie sie in dem verschiedenen Grad der Reizbarkeit, in der sogenannten Reizstimmung, im Ueberschreiten von Reizschwellen, deutlichen Ausdruck erhalten, und die offenbar durch den Stoffwechsel und seine von außen und innen kommenden Aenderungen ihre natürliche Erklärung finden. Aus dem zweckmäßigen Verhalten der lebenden Substanz allein ist nicht notwendig auf ein psychisches Moment oder gar auf eine innewohnende Substanzintelligenz zu schließen. Zweckmäßig an sich ist eine Bedingung für ein Kräftespiel, aber selbst keine Kräfteart. Die Zellenmechanik erschöpft aber nicht die Aufgaben des Zellenlebens, sondern betrachtet nur seine physikalisch-mechanische Seite. Die Zellenforschung geht in der Zellenmechanik nicht ihrem Ende entgegen; sie erschließt neue Fragen, kleidet alle Fragen in günstigere Fassung und bringt anregende Arbeit für kommende Tage. (L. Rhumbler, Vortrag auf der 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Verlag von J. A. Barth, Leipzig, 1904.)

Anthropologie.

Aehnlichkeit der Gehirne bei Verwandten. Die Aehnlichkeit innerhalb einer Familie im Aeußerlichen und Psychischen ist ja eine triviale Tatsache. Der Schluß lag nun nahe, daß das Gehirn, der Träger des Seelenlebens, gleichfalls solche Familienähnlichkeiten im groben und feineren Baue haben müßte. Die Tatsache blieb aber rein theoretisch, da 1. nur sehr wenige Forscher die Details der Gehirnoberfläche so beherrschten, daß sie hier Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten aufdecken konnten, vor allem aber, weil 2. Gehirne von Familienmitgliedern zur Untersuchung nicht kamen. Nun war es ein außerordentlich glücklicher Zufall, daß der junge Gehirnanatom Spitzka in Newyork, dem wir schon so manche interessante Arbeit verdanken, Gelegenheit hatte, vor einiger Zeit die Gehirne der beiden bedeutenden amerikanisch-französischen Neurologen Séguin, Vater und Sohn, zu untersuchen, an denen er verschiedene merkwürdige Uebereinstimmungen im Windungsplane nachweisen konnte. Ein fast noch größeres Glück führte ihm jetzt das Gehirn von drei Brüdern zu, die wegen Mordes kürzlich elektrisch hingerichtet wurden. Hatte er darüber schon kurz im vorigen Jahre berichtet, so hat er jetzt soeben noch Ausführlicheres darüber gebracht. Aeußerlich schon hatten sich die drei Brüder sehr geähnelt, auch in der Kopfkonfiguration, obgleich die Kopf- und Hirngröße bei ihnen verschieden war. An den Abbildungen sieht man, wie bei allen drei das linke Stirnhirn schmäler ist als das rechte und weniger hervorragt. Die Verhältnisse der einzelnen Hirnteile zueinander waren ferner die gleichen und die Größe des Kleinhirns und der Brücke waren nicht verschieden. Trotz verschiedener Hirngröße war der Balken gleich lang. Das Merkwürdigste war aber das Verhalten einer gewissen Furche am Hinterhaupt, die bei allen drei gleich war und so selten ist, daß Spitzka eine gleiche Bildung bei mehr als 200 Gehirnen, die er untersuchte, nicht sah. Auch andere Windungszüge zeigten große Uebereinstimmung. Alles zusammen kann unmöglich bloßer Zufall sein, und so müssen wir hier eine äußerliche Familienähnlichkeit annehmen. Soweit der Verfasser. Es ist aber andererseits auch anzunehmen, daß in solchen Fällen auch im mikroskopischen Baue, in der Schichtenbildung der Nervenzellen, dem Reichtum an Nervenfasern u. s. f. eine Aehnlichkeit sich wird nachweisen lassen, wie auch eine solche im Verlaufe der Gehirngefäße, die ja bekanntlich viele Variationen darbieten. An Tieren kann man leider solche Untersuchungen kaum vornehmen, da 1. ihre körperlichen und geistigen Variationen individuell doch zu gering sind, 2. vor allem der Gehirnmantel viel weniger gefaltet ist als beim Menschen, also viel weniger Variationen darbietet. Je mehr aber ein Organ solche aufweist, um so mehr werden

individuelle Unterschiede sich kundgeben, freilich besteht dann die Gefahr, daß es sich um ein bloßes Spiel des Zufalls handelt, und nur das Uebereinstimmen vieler solcher Aehnlichkeiten (wie in dem Falle von Spitzka) schaltet diese Fehlerquelle mehr oder weniger aus. Ja, auch gewisse andere komplizierte innere Organe, wie z. B. die Leber, oder große Muskelkomplexe, wie die Extremitäten, dürften das gleiche darbieten. Man sieht jedenfalls, wie das Gesetz der Vererbung immer weitere Kreise zieht, je mehr man auf die Details achtet. (P. Näcke, Archiv für Kriminalanthropologie, 1904, 3. und 4. Heft.)

Das Aussterben der Naturvölker. Für das Aussterben der Naturvölker und die damit zusammenhängenden Erscheinungen bieten in Europa die russischen Lappländer ein sehr lehrreiches Beispiel. Ihre Mortalität betrug in den letzten Jahren 34,8, ihre Natalität 29,3 pro Mille gegen 30,0 und 40,7 bei der übrigen Bevölkerung des Landes. Geboren wurden von 1864—1896 insgesamt 346 Lappländer, es starben in dem gleichen Zeitraum 410; die jährliche Geburtenziffer der Lappländer betrug in den letzten 30 Jahren 10,4, die jährliche Sterbeziffer aber 12,3. Aus allem geht mit Sicherheit hervor, daß der Volksstamm in absehbarer Zeit auf geringe Reste zusammenschrumpfen und, da Kreuzung mit andersrassigen Elementen nicht vorkommt, tatsächlich untergehen muß. (Sitzungsberichte des Aerzte-Vereins zu Archangelsk pro 1903.) — R. W.

Die Körpergröße der Italiener. Gino de'Rossi veröffentlicht im Archivio per L'Anthropologie e la Etnologie eine Studie über die Statur der Italiener (33. Bd., S. 533), worin er die Unterschiede in den verschiedenen Provinzen Italiens einem sorgfältigen Vergleich unterzieht. Die Untersuchungen basieren auf den Messungen, welche an den Rekruten aus dem Geburtsjahrgang 1874—1875 vorgenommen wurden. Danach verteilt sich die mittlere Statur in folgender Weise:

Venetien	1,659 cm	Umbrien	1,628 cm
Ligurien	1,643 „	Campanien	1,627 „
Emilia	1,642 „	Abruzzen	1,615 „
Toscana	1,641 „	Apulien	1,613 „
Lombardei	1,640 „	Sizilien	1,609 „
Piemont	1,636 „	Calabrien	1,603 „
Latium	1,630 „	Sardinien	1,591 „
Marken	1,628 „	Basilicata	1,580 „

Die weißen und schwarzen Juden in Indien. Ueber die Juden in Indien bringt das parlamentarische Blaubuch einige interessante Details. Danach gab es bei der Volkszählung im Jahre 1901 in Indien 18228 Juden gegen 17194 im Jahre 1881 und 12009 im Jahre 1871. Davon lebten 15848 im Vizekönigreich selbst und 2380 in den Vasallenstaaten. Von 1280 Juden, die hauptsächlich in den Provinzen Bengalen, Bombay und Burma wohnen, wird berichtet, daß sie das Hebräische als ihre Muttersprache angegeben haben. Ueber den Ursprung dieser Juden heißt es, daß ein großer Teil von ihnen bereits seit dem fünfzehnten, die von Cochin sogar seit dem achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Indien wohnen. Die Juden von Kolaba in der Präsidentschaft Bombay, die sich selbst Beni Israel nennen, zerfallen in zwei Gruppen, deren eine, die der weißen Beni Israel, sich durch Zuzug aus Vorderasien rein erhalten hat, während die Gruppe der schwarzen Beni Israel Mischehen mit eingeborenen heidnischen Frauen geschlossen und dadurch ihre ursprünglich weiße Farbe eingebüßt hat. Die weißen Beni Israel, welche mit ihren schwarzen Glaubensgenossen in Feindschaft leben, ihre Frauen nicht heiraten und ihre Lebensmittel nicht genießen, behaupten von ihnen, daß sie überhaupt kein jüdisches Blut in ihren Adern haben und von ehemaligen Proselyten abstammen. Jedenfalls stehen die schwarzen Beni Israel geistig und gesellschaftlich tief unter ihren weißen Glaubensgenossen. (Jüdisches Volksblatt, 1904, 34.)

Der Nationalcharakter der Koreaner. Außerordentlich pessimistisch äußert sich über den Nationalcharakter der Koreaner eine Abhandlung des neuesten Heftes der „Nineteenth Century". Besonders hervorgehoben wird der frappante Indifferentismus dieser Rasse gegenüber den schroffsten Veränderungen der Lebensbedingungen, der einen rätselhaften Zug im Charakter des Ostasiaten darstellt. Daß der Koreaner andere Vorstellungen vom Leben nach dem Tode hat, als wir, darüber sollte der Verfasser sich übrigens nicht wundern. Wohl aber muß es auffallen, daß er sich von dem Japaner, der ihm im buchstäblichen Sinne kaum bis an das Ohr reicht, so

viel gefallen läßt. Man muß da an eine gewisse Passivität der Seelenanlagen denken, die einerseits den bekannten Schlendrian und die Korruption der koreanischen Staatswirtschaft, andererseits das Stehenbleiben des Volkes auf prähistorischen Stufen erklären hilft. Eine eigentliche Literatur hat es in Korea nie gegeben und von der koreanischen Kunst nennt Verfasser als einzige Zeugnisse jene, freilich ungemein fein gearbeiteten Porzellansachen, die in den alten Königsgräbern gefunden werden. — R. W.

Völker- und Kulturgeschichte.

Steinzeitliche Funde in Aegypten. Man kennt die ägyptische Steinzeit erst seit dem Jahre 1869, wo französische Forscher bearbeitete Feuersteine aus Aegypten mit nach Europa brachten. Während man noch in den siebziger Jahren die Existenz einer steinzeitlichen Periode in Aegypten vielfach lebhaft bestritt, sind heute sowohl aus der neolithischen wie aus der paläolithischen Periode Feuersteinarbeiten in großer Fülle nach Europa gelangt. Brugsch, Schweinfurth und viele andere haben dem Berliner Museum Produkte der ägyptischen Feuersteinbearbeitung in großer Fülle überliefert, die man wegen der erstaunlichen Vollkommenheit der Technik geradezu als Kunstwerk bezeichnen kann. Objekte aus der neolithischen Zeit Aegyptens sind zum Teil Werkzeuge, die genau den ältesten Feuersteinartefakten des europäischen Diluvialmenschen entsprechen, wie sie den Mortilletschen Typus von Chelles und le Monstier in Frankreich bilden. Besonders charakteristisch ist ein großer „coup de poing" nach der Bezeichnung Mortillets. Das Vorkommen dieses sehr bestimmt gekennzeichneten Werkzeuges in Europa wie in Aegypten zeigt deutlich, daß bereits in der ältesten Periode der Diluvialzeit Kulturbeziehungen zwischen Afrika und Europa bestanden haben. In Deutschland entspricht an Alter dieser Zeit etwa die berühmte Fundstätte von Taubach bei Weimar. (Verworn, Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1904, No. 6.)

Ueber den Verbleib der Ostgoten. Eine Darstellung der Geschichte des Gotenkriegs in Italien verdanken wir in der Hauptsache Procop, der an diesem Krieg persönlich bis nach Ravennas Fall teilgenommen hat und auch den weiteren Verlauf desselben als urteilsfähiger Zeitgenosse verfolgt und geschildert hat. Es erscheint fast wunderbar, daß ein so hochbegabtes und bildungsfähiges Volk so wenig Spuren hinterlassen haben soll, um so mehr, weil die Schlacht am Vesuv nicht das gewesen ist, was man gemeinhin annimmt, nämlich eine Vernichtungsschlacht. Im Frühjahr 552 brach Narses mit einem gewaltigen, völkergemischten Heere und ungemein reich mit Geldmitteln versehen, von Salona in Dalmatien gegen die Goten auf. Totila befand sich in Rom, der Königsschatz war in der starken Bergfeste Cumae, wo man ihn wahrscheinlich vor den Franken sicher glaubte. In der Schlacht bei Taginae sank Tota in der Blüte der Jahre und mit ihm der Goten Glück und Stern. Die Goten, welche nach dieser Schlacht über den Po entflohen waren, wählten in Ticinum, wo ein Teil des Schatzes lag, Teja zum König. Die überraschend schnelle Aufstellung eines neuen, rein gotischen Heeres in Norditalien läßt einerseits vermuten, daß bei Taginae nicht sämtliche gotische Streitkräfte gekämpft haben, andererseits aber beweist sie, daß der Norden ein ergiebiger Aushebungsbezirk für gotische Krieger gewesen sein muß. In der Tat hatte das gotische Volkstum in Norditalien und in den angrenzenden Teilen von Noricum und auch Rätien am tiefsten Wurzel gefaßt, in Mittelitalien müssen die Aemilia, Tuscien und auch Picenum noch erwähnt werden, während im Süden sich im allgemeinen nur gotische Besatzungen in den Städten und Kastellen des Landes befunden haben. Das gotische Heer hat höchstwahrscheinlich nicht seine gesamte fahrende Habe mit sich geführt. Die Familien hatte man nördlich des Po in Sicherheit gelassen. Zwei Monate lagen sich die Heere bei Nuceria am Sarno gegenüber. Diese Tatsache zeigt, daß das gotische Heer nicht schwach gewesen sein kann, sonst hätte der übermächtige Narses früher mit ihnen aufzuräumen versucht. Nach der verhängnisvollen Schlacht baten sie um friedlichen Abzug, da sie nicht Untertanen des Kaisers werden, sondern bei irgendwelchen befreundeten Völkern in Freiheit leben wollten. Dieser Vertrag scheint für die übrigen in Italien befindlichen Goten keine Geltung

gehabt zu haben. Dann folgten Einfälle von Franken und Alemannen unter den Herzögen Leuthris und Butilin. Man erzählt, die Goten hätten zu dieser Zeit Butilin die Königskrone angetragen. Gegen Ende des Jahres 552 übergab Aligeru freiwillig die Festung Cumae und den Königsschatz. Bei Capua erlitt Butilin eine vernichtende Niederlage. Agathias berichtet von 7000 streitbaren Goten, welche an vielen Orten mit den Franken zusammen gekämpft und sich in das Kastell Campsae zurückgezogen hatten. Es handelte sich augenscheinlich um die gesammelten gotischen Besatzungen Süditaliens. Sie wurden nach halbjähriger tapferer Verteidigung des Platzes sämtlich nach Byzanz geschickt. Das gesamte Volk der Goten ist, wie Paulus Diaconus sagt, überwunden und vernichtet worden. Goten haben sich in den einstigen Herzogtümern beider Rätien erhalten, dem „Bollwerk Italiens". Sie wurden später von den eindringenden Bajuvaren aufgesaugt. Bei der Bildung der ladinischen Sprache können gotische Elemente mitgewirkt haben, da hier gotisch klingende Namen sich erhalten haben und die Bewohner Ladiniens, insbesondere des Godertales, nach Aussehen und Art germanisch sind; auffallend sind vielseitige Aehnlichkeiten ihrer romanischen Sprache mit jener der Provence, in welcher einst Goten gesessen haben. (O. v. Pillement, Beilage zur allgemeinen Zeitung, 1904, No. 207—209.)

Die Urheimat der siebenbürgischen Sachsen. Es ist bekannt, daß die allgemein gebräuchliche Benennung der in der Mitte des 12. Jahrhunderts in Siebenbürgen angesiedelten Deutschen geschichtlich und ethnographisch auf einem Irrtum beruht, da diese Ansiedler nicht Sachsen waren, sondern aus den am Mittelrhein ansässigen fränkischen Stämmen hervorgegangen sind. Bis in die neuere Zeit konnte die Gegend, in der die Vorfahren der heutigen Siebenbürger Sachsen wohnten, nur ganz im allgemeinen angedeutet werden. Seit einigen Jahren jedoch ist es dem sächsischen Professor Gustav Kisch auf mehreren in der Gegend des Mittelrheins und der Mosel gemachten Studienreisen gelungen, die Urheimat der Siebenbürger Sachsen und besonders des um die Stadt Bistritz angesiedelten Teiles derselben, mit dem sich Professor Kisch besonders befaßte, ganz genau zu umschreiben. Ueber die auch in sonstiger Hinsicht lehrreichen Ergebnisse seiner Forschungen hat Professor Kisch bereits wiederholt Rechenschaft abgelegt, zum letztenmal in einem Vortrag, den er Ende August in der Generalversammlung des Vereins für sächsische Landeskunde gehalten hat. Professor Kisch suchte das Ziel, das er sich gesteckt hatte, durch einen Vergleich der Mundarten der Bistritzer Gegend mit denen der Moselgegend zu erreichen. Dies ist ihm in überraschender Weise gelungen. Er fand, daß die in der Gegend von Bistritz gesprochene Mundart mit der moselfränkischen so vollkommen übereinstimmt, daß der Bistritzer Sachse und der Bewohner der Moselgegend sich ohne weiteres in demselben Dialekt miteinander verständigen können. Einzelne in der siebenbürgischen Mundart vorkommende, in der moselfränkischen fehlende Worte lassen sich in jedem Fall als Lehnwörter aus dem Rumänischen oder Magyarischen nachweisen. Auch die Uebereinstimmung der Familien- und Ortsnamen in den siebenbürgisch-sächsischen Gegenden und in der Moselgegend ist auffallend. Professor Kisch hat mehrere hundert solcher Namen in der Moselgegend zusammengeschrieben, die sich auch in Siebenbürgen vorfinden, sowie z. B. Zey, Nösen, Niesen, Kiesch, Eusch, Tatsch, Botsch, Theckes, Broos, Buß, Dienes, Alesch, Hemmerod, Bougart, Romes, Lasel, Kelling, Klausenburg, Baasen, Schäsberg, Reps, Müllenark usw. Eine genauere Feststellung der Urheimat der Bistritzer Sachsen vermochte Kisch mit einem Vergleich der Befehlsform der Zeitwörter in den siebenbürgischen und in den moselfränkischen Gegenden vorzunehmen, diese Befehlsform endet nämlich in beiden Mundarten, bezw. in beiden Zweigen derselben Mundart, mit f, lautet also seif, sof, säf, sief, sîf statt sei. Diese merkwürdige Befehlsform betrachtet Professor Kisch als den sprachlichen Niederschlag eines weltgeschichtlichen Ereignisses, nämlich der in der Moselgegend erfolgten Mischung von Franken und Alemannen infolge der in diesen Gegenden (und nicht bei Zülpich) geschlagenen großen Franken-Alemannenschlacht vom Jahre 496. Die Franken brachten ihr bis zum heutigen Tag bewahrtes sî (ohne f) mit, und die Alemannen behielten ihr altes wis, woraus sich die aus der Mischung der Völker erklärliche Mischform sîwis ergab, deren zweites Glied (—is) als nicht betont, mit der Zeit abgeworfen wurde. Bei der sonstigen vollkommenen Uebereinstimmung der Mundarten ermöglicht es die den Moselfranken und Bistritzer Sachsen gemeinschaftliche eigentümliche Befehlsform, die Urheimat dieses Teiles der Sachsen genau festzustellen — sie lag im heutigen Luxemburg und in den angrenzenden Gebieten. So läßt es sich auch erklären, daß in den sieben-

bürgisch-sächsischen Mundarten, ebenso wie in der moselfränkischen, auch französische Elemente vorkommen, wie z. B. das Wort dûs (leise) aus doux, grap (Traube) aus grappe, hêster (Buche) aus hêtre usw. In luxemburgischen Archiven sollen sich übrigens über 50 Urkunden finden, in denen luxemburgische Familien erwähnt werden, die „in Transsylvaniam demigraverunt". Daß zwischen den nach Siebenbürgen ausgewanderten Deutschen und der Urheimat noch lange enge Beziehungen bestanden, geht aus einer in den Pertzschen Monumenta veröffentlichten Urkunde hervor, welche aus einem Luxemburger Kloster stammt und genaue Daten über die etwa hundert Jahre nach der Ansiedelung der Sachsen erfolgte Verheerung siebenbürgisch-sächsischer Gemeinden durch die Mongolen enthält. (Kölnische Zeitung, 1904, No. 955.)

Rassen-Hygiene.

Die Wahl des Weibes vom Standpunkte der Deszendenztheorie. Oefter habe ich gelesen, daß die Umstände, auf die man in der modernen Gesellschaft bei der Wahl des Weibes Rücksicht zu nehmen pflegt, nicht diejenigen sind, auf die man nach den Grundsätzen der Deszendenztheorie Rücksicht nehmen sollte. Reichtum und soziale Stellung würden danach viel zu viel, die persönlichen Eigenschaften des Weibes aber viel zu wenig berücksichtigt. Ich muß gestehen, daß ich diese Meinung nicht teile, vielmehr der Meinung bin, daß die Rücksichten, die da genommen werden, in der Natur wohl begründet sind und mit den Grundsätzen der Deszendenztheorie im Einklange stehen. Man läßt sich da von der Vorstellung, daß die individuellen Eigenschaften der Eltern auf die Nachkommen vererbt werden, zu sehr beeinflussen. Diese Vorstellung ist aber falsch, denn es gibt in Wahrheit eine Vererbung im landläufigen Sinne des Wortes überhaupt nicht. Was man so Vererbung nennt, ist nur ein auf einer falschen Vorstellung der Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung beruhender Ausdruck für die Tatsache, daß innerhalb gewisser Grenzen die auseinander durch Zellteilung hervorgehenden Keimzellen immer gleichartige Körper (Somata) aus sich hervorzubringen pflegen. Die Aehnlichkeit zwischen Vorfahren und Nachkommen beruht auf einer den Keimzellen selbst innewohnenden Eigenschaft und in keiner Weise auf einer Vererbung körperlicher Merkmale. Es treten dementsprechend in den Kindern keineswegs vorwiegend die Eigenschaften der unmittelbaren Vorfahren, d. h. der Eltern, sondern Eigenschaften einer ganzen Reihe von Vorfahren, oft besonders stark jene der Großeltern, auf. Wenn nun eine Keimzellenreihe Somata (Individuen) hervorgebracht hat, welche moralisch und intellektuell hoch standen und infolgedessen Reichtümer und Ehren erwarben, so ist zu vermuten, daß spätere Keimzellen derselben Reihe auch wieder also ausgezeichnete Somata hervorbringen werden, und zwar dann, wenn sie sich augenblicklich in dem Soma eines häßlichen und zänkischen Weibes befinden, gerade so wie dann, wenn ihr augenblicklicher Aufenthalt ein mit allen Vorzügen der Lieblichkeit ausgestatteter Körper ist. Reich und in besseren sozialen Stellungen sind diejenigen Weiber, die zu solchen tüchtigen Keimzellenreihen gehören. Arm und in minderen sozialen Stellungen diejenigen, die zu Keimzellenreihen minderer Qualität gehören. Wenn nun bei der Wahl des Weibes, den deszendenztheoretischen Grundsätzen gemäß, der Zweck verfolgt wird, eine tüchtige Nachkommenschaft, d. h. eine solche zu erzielen, die die guten, zur Erlangung von Reichtum und Ehren erforderlichen Eigenschaften besitzt, so muß darauf gesehen werden, daß das Weib einer derartigen tüchtigen Keimzellenreihe angehört, was äußerlich eben durch den Reichtum und die soziale Stellung zum Ausdruck kommt. Es ist dabei aber ganz gleichgültig, ob das betreffende Weib selbst schön und freundlich oder häßlich und lieblos ist (??). Es scheint somit vom deszendenztheoretischen ganz ebenso wie vom rein äußerlich praktischen Standpunkte völlig gerechtfertigt, bei der Wahl des Weibes mehr Rücksicht auf soziale Stellung und Reichtum als auf Liebreiz zu nehmen (??). (R. von Lendenfeld, Die Wage, 1904, Nr. 33.)

Statistische Untersuchungen über Zahnverderbnis. Vor etwa vier Jahren entstand in Dresden das Zentralinstitut für Zahnhygiene unter der Leitung von Dr. C. Röse. Seine Aufgabe soll sein: 1. das ganze Gebiet der praktischen Zahnhygiene im großen Maßstabe einheitlich zu organisieren, 2. rein wissenschaftliche Arbeiten auf diesem Gebiete zu finden. Dr. Röse nahm seine früheren statistischen

Erhebungen über die Ursachen der Zahnverderbnis wieder auf. Abgesehen von diesen rein wissenschaftlichen Absichten, verfolgt die zahnhygienische Statistik der Zentralstelle auch noch einen wichtigen praktischen Zweck. Sie soll den staatlichen und städtischen Behörden die sicheren, unanfechtbaren Belege dafür liefern, daß unbedingt etwas geschehen muß, um der zunehmenden Zahnverderbnis Einhalt zu tun. Aus diesem Grunde war es wünschenswert, in möglichst zahlreichen Gegenden Deutschlands die dortigen Zahnärzte zu gleichen Untersuchungen auf gleicher Grundlage anzuregen. Es liegt bis jetzt ein völlig einheitliches Untersuchungsmaterial von 111 355 Personen vor, darunter 85 136 Schulkinder und 26 192 Erwachsene. Die Schulkinderuntersuchungen erstreckten sich auf 168 verschiedene Ortschaften in Deutschland, Schweden, Dänemark, Holland, Belgien, Böhmen und der Schweiz, die Rekruten- und Soldatenuntersuchungen über weite Landgebiete von Bayern, Sachsen, Thüringen, Posen, Schweden und Dänemark. Die anthropologischen Erhebungen über den Einfluß von Rasseeigentümlichkeiten wurden nur von Dr. Röse und einigen anderen Untersuchern ausgeführt. Leider konnten Erhebungen über die Stillungsfrage nicht überall stattfinden und haben in Deutschland einige Stadtverwaltungen die Erlaubnis zur Vornahme von zahnärztlichen Untersuchungen verweigert. Besonders haben die Untersuchungen der Landbevölkerung die klarsten wissenschaftlichen Ergebnisse geliefert. Ueber das Gesamtergebnis der Untersuchungen wird demnächst berichtet werden.

Zunahme und Abnahme der Krankheiten. Zu unzähligen Malen ist behauptet und zu beweisen versucht worden, daß die Entwicklung der Kultur und Civilisation uns Leiden gebracht habe, von denen unsere Vorfahren nichts gewußt haben. Das ist in mancher Hinsicht zutreffend, namentlich für die Zunahme von Krankheiten, die sich auf das Nervensystem werfen und eine Folge der vermehrten Anspannung sind, wie sie das moderne Leben bedingt. Andererseits darf man nicht vergessen, daß durch die Verbesserung der Gesundheitspflege andere Krankheiten teils zurückgegangen, teils völlig verschwunden sind und daß sich das durchschnittliche Lebensalter des Menschen gerade in den Ländern höchster Kultur gehoben hat. Nach den Untersuchungen eines hervorragenden Arztes haben sich im letzten Vierteljahrhundert drei Klassen von Krankheiten vermehrt: Entartungserscheinungen, Nierenleiden und Krebs. Gewisse Arten der Brightschen Krankheit haben sich fast verdoppelt. Die Macht des Alkohols auf die Entartung der Menschen soll sich hinsichtlich des Biergenusses sehr gesteigert haben, mit Rücksicht auf den Genuß destillierter Spirituosen aber nicht: letzterer wird aus der verhältnismäßigen Abnahme der Leberentzündung geschlossen. Ein Rückgang ist ferner für folgende Krankheiten zu verzeichnen: für Schwindsucht um etwa ein Viertel, für diarrhoeartige Krankheiten um etwa ein Fünftel, für Typhus um ein Viertel, für Diphtherie um die Hälfte, für Krupp um zwei Drittel, für Malaria um die Hälfte. Dagegen haben sich vermehrt: Lungenentzündung und Herzkrankheiten um etwas, Nierenleiden um fast ein Drittel, Schlagfluß desgleichen, ebenso Krebs, und endlich Zuckerkrankheit um mehr als die Hälfte. Diese Angaben sollen für das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gelten. Die Erhöhung der durchschnittlichen Lebensdauer ist hauptsächlich auf die gerade in den Großstädten außerordentlich bedeutende Verminderung der Kindersterblichkeit zurückzuführen.

Eine Schule für Mütter. Die französische Hauptstadt wird demnächst um ein neues, wichtiges und nachahmungswertes Institut reicher sein. In Bordeaux hat bereits seit mehreren Jahren eine Dame, Mdme. Moll-Weiß, eine Schule errichtet, die sie eine „Schule für Mütter" nennt, und in der die Frauen und Mädchen bis ins kleinste das lernen, was sie als Gattinnen, Hausfrauen und Mütter brauchen. Was Mdme. Moll-Weiß in kleinem Maßstabe in der Provinz erfolgreich durchführte, will sie nunmehr im großen in Paris ausführen und dort ein Institut ins Leben rufen, das für alle künftig zu begründenden Institute vorbildlich wirken soll. Die unternehmende Dame geht von dem richtigen Gedanken aus, daß auf den üblichen Fortbildungsschulen die jungen Mädchen wohl vieles lernen, nur das Wichtigste nicht, — das, wozu sie die Natur erschaffen: ihre Pflichten als Mutter. Ohne Prüderie und Voreingenommenheit sollen sie in das eingeführt werden, was ihrer als Gattin und Mutter harrt. Auch in der Führung des Haushalts, in Küche und Krankenpflege sollen die Schülerinnen unterwiesen werden. Auch in Frankreich scheint man demnach zur Erkenntnis zu kommen, daß die Kinderpflege eine Wissenschaft ist, die nicht vom Himmel fällt, sondern rationell erlernt werden muß.

Soziale Hygiene.

Alkoholmißbrauch und Abstinenz. Schon seit der frühesten Entwicklung des Menschen begegnen wir gleichzeitig mit der immer mehr fortschreitenden Kunst besonderer Zubereitung und Reformierung der Nahrungsmittel dem Bedürfnisse, neben der bloßen Befriedigung des Hungers durch Zufuhr von Reizmitteln sich besondere Genüsse zu verschaffen. Eine Ernährung ohne Reizmittel ist für den Kulturmenschen eine Unmöglichkeit, und je schärfer die Bedingungen sind, unter denen der Mensch seine Kulturaufgaben zu lösen hat, um so stärker wird das Bedürfnis nach Reizmitteln. Unsere Aufgabe kann es aber sein, mit zunehmender Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen und in die physiologischen Erkenntnisse der Wirkungen, die Schäden eines Mißbrauchs zu beseitigen und den Nutzen der Reizmittel uns zu erhalten. Was den Alkohol anbetrifft, so müssen wir uns dessen bewußt sein, daß im Grunde überhaupt kein Alkohol getrunken wird, sondern daß wir alkoholhaltige Getränke genießen. Dieser Umstand ist viel wichtiger, als die modernen Abstinenten-Agitatoren vermuten lassen. Bis zu einem gewissen Grade muß zugegeben werden, daß der Alkohol ein Nahrungsmittel ist, daß er als kohlenstoffhaltiges Mittel bestimmte Kohlenstoffgruppen anderer Nahrungsmittel ersetzen und mit seinen Wärmeeinheiten die Energie von Fetten und Kohlehydraten gleichwertig vertreten und damit Eiweiß ebenso sparen kann, wie Fette oder Zucker oder Stärke. Es ist übertrieben zu sagen, der Alkohol sei ein Gift. Nahrungsstoff und Gift sind durchaus relative Begriffe. Als Nahrungsstoff ist aber der Alkohol viel zu teuer und in größeren Mengen mit der Nebenwirkung eines Giftes ausgestattet, weil für große Mengen die Entgiftungsfähigkeit des Körpers nicht ausreicht. Die Menschen verwenden seit Urzeiten die alkoholischen Getränke aber nur als Genußmittel, also nicht um dem Körper Energie zuzuführen, sondern um die anderweitig aus der Nahrung gewonnene Energie auszulösen, den Körper zu befähigen, die Kräfte, die er in seinen Zellen beherbergt, in Arbeit umzusetzen. Der Alkohol kann in mäßigen Mengen die Zellenarbeit tatsächlich erleichtern und noch ermöglichen, wenn das Nervensystem erschöpft ist und die normalen Reize aus Ueberwindung versagen. Wenn längere Arbeit bereits geleistet ist, Nerv und Muskeln nachlassen, dann ist Alkohol ein Mittel, um dem ermüdeten Muskel Reize derart zuzuführen, daß er noch weitere Arbeit mit Hülfe der noch in ihm vorhandenen Energie ausführen kann. Es wird also eine Reihe von Fällen geben, wo der Alkohol genau so wenig schadet, wie die Peitsche bei einem Pferde etwas schadet, wenn es gut gefüttert nur eine besondere Leistung zuwege bringen soll. Die alkoholischen Getränke kommen aber auch als Genuß-, Erwärmungs- und Erfrischungsmittel in Betracht. Den Nährwert des Bieres kann niemand bestreiten. Im Uebermaß genossen, d. h. bei den notorischen Säufern, ist das Bier für Herz, Gefäßsystem, Niere und Leber gefährlicher als Schnaps, während die sittlichen und geistigen Schädigungen auf seiten des Schnapses vorherrschen. Daß von den Abstinenten Ersatzgetränke gefordert werden, ist zweifellos ein Eingeständnis der Unmöglichkeit, ohne Reizmittel oder Erwärmungs- und Erfrischungsmittel auszukommen. Aber die bisherigen Ersatzgetränke stehen hinter den alkoholischen noch technisch und in bezug auf den Geschmack in einer geradezu ungeheuerlichen Weise zurück und sind meist viel zu teuer. Es ist aber im Interesse des Volkswohles eine unumgängliche Pflicht, gegen allen Mißbrauch des Alkohols einzuschreiten, namentlich gegen den Schnaps, der die gemeingefährlichen Formen des Alkoholismus erzeugt. Bier und Wein sind jedoch nicht mit demselben Maßstab zu messen. Mit Besserung der Verhältnisse tritt das Bier in den Vordergrund, mit Verschlechterung derselben der Branntwein. Auch sind die Trinksitten zu reformieren. Ueberhaupt wird die soziale Hygiene den Kampf gegen den Alkoholismus mit dem Kampf gegen die sozialen Mißstände verbinden. Die Abstinenz von Alkohol ist nur von Fall zu Fall zu beurteilen. Als Allerwichtigstes ist zu betonen, daß Kindern überhaupt keine Reizmittel zukommen, vor allem kein Alkohol, weil ihre Organe gerade für Reizmittel sehr empfindlich sind und weil bei dem Kinde noch keinerlei physiologisches Bedürfnis nach Reizmitteln besteht. Die Zukunft gehört der heranwachsenden Generation und ihrer Gesundung. Die nervös Minderwertigen haben sich auch des Alkohols zu enthalten. Bei allen Reizmitteln ist eine zeitweise Unterbrechung durchaus wünschenswert. Die Statistiken über den Zusammenhang von Alkohol und Lebensdauer, Verbrechen und Geisteskrankheiten bedürfen noch einer soliden Grundlage, um zu weitgehenden Schlüssen zu berechtigen. Jedoch ist zu bemerken, daß der Einfluß kleiner Gaben Alkohol für eine Entartung unserer Rasse in keiner Weise durch Tatsachen erhärtet werden kann. In vielen

Fällen ist der Alkoholismus nicht die Ursache der Verbrechen, sondern die Folge oder ein Symptom der erworbenen oder vererbten Minderwertigkeit. Für solche Leute mit minderwertiger Anlage ist die Abstinenz das einzige Mittel, da sie bei mäßigem Genusse sich nicht beherrschen können. Eine vorbeugende Gesetzgebung erfordert deshalb das Zusammengehen von Volkswirten, Juristen, Aerzten und Erziehern und darum ist die Sorge für Trinkerasyle, für die Verleitung der Abstinenz unter diesen Kranken und Minderwertigen eine wichtige Aufgabe der Kulturstaaten. (F. Hueppe, Alkoholmißbrauch und Abstinenz. Berlin, 1904, Verlag von A. Hirschwald. 2. Auflage.)

Erziehung und Unterricht.

Die sexual-hygienische Aufklärung in der Schule. Professor Hegar hat schon vor zehn Jahren angeregt, durch eine am Ende der Schulzeit gegebene Belehrung über geschlechtliche Verhältnisse und eine von Uebertreibungen und Redensarten freie Schilderung der durch den sexuellen Umgang bedingten Gefahren letzteren entgegenzuwirken. Seitdem ist das Problem in Büchern und Kongressen mehrfach erörtert worden, ohne doch zu positiven Vorschlägen in diesem schwierigsten Gebiet der Erziehung zu gelangen. Als Programm für die künftige Aufklärung der Jugend kann aufgestellt werden: Vorbereitung im Laufe des naturgeschichtlichen Unterrichtes durch Einflechten der Darstellung des Geschlechtslebens in denselben bei Besprechung der Befruchtungsvorgänge der Keimentwicklung bei Pflanze und Tier; Belehrung über die geschlechtlichen Vorgänge bei dem Menschen in der Volksschule in der letzten Zeit, vielleicht der letzten Woche der Schulzeit; am Schlusse dieser Belehrung ein je nach den äußeren Verhältnissen gestalteter, dem Verständnis angepaßter Hinweis auf die Gefahren des unehelichen Verkehrs durch den Schularzt. Dieselbe Belehrung ist in den höheren Schulen in den Unterricht einzuflechten, in den Oberklassen unter eingehender, dem Verständnis des Alters angepaßter Betonung der sittlichen Aufgaben gerade der höheren Bildung in der Richtung auf Selbstbeherrschung und Achtung der Rechte aller. (M. Flesch, Blätter für Volksgesundheitspflege, 1904, 11.)

Rechtswissenschaft.

Zur Reform des deutschen Strafrechts. Zur wissenschaftlichen Vorbereitung der Reform des Strafrechts hat sich vor einiger Zeit ein freies Komitee gebildet, welches aus hervorragenden Strafrechtslehrern deutscher Universitäten besteht und in seiner geschäftlichen Tätigkeit Verbindung mit dem Reichs-Justizamt unterhält. Innerhalb wie außerhalb Deutschlands fehlte es bisher für die in den wichtigeren Kulturstaaten geltenden Strafnormen an einer vergleichenden kritischen Uebersicht, welche einen wissenschaftlich befriedigenden Ausgangspunkt für unsere Strafrechtsreform darbieten könnte, um damit die eigentliche legislatorische Arbeit zu erleichtern und zu befruchten. Da dieser Mangel auch im Reichs-Justizamt empfunden war, so hatte sich das Komitee im Einverständnis mit dem Reichs-Justizamt zunächst die Aufgabe gestellt, zusammen mit anderen namhaften Vertretern der deutschen Strafrechtswissenschaft in einem wissenschaftlichen Werke eine vergleichende Darstellung aller in Betracht kommenden strafrechtlichen Materien zu beschaffen, im Anschluß an diese Darstellung für die einzelnen Materien die Ergebnisse der Rechtsvergleichung kritisch zu würdigen und daran Vorschläge für die deutsche Gesetzgebung anzuschließen. In diesem Sinne hat das Komitee unter der bereitwilligen Mitwirkung der wissenschaftlichen Kreise den gesamten Rechtsstoff unter seine Mitglieder und eine größere Anzahl anderer wissenschaftlicher Kräfte zur Bearbeitung verteilt, und zwar derart, daß sämtliche Mitarbeiter in wissenschaftlicher Unabhängigkeit und in gleichberechtigter Stellung, aber, was die Anordnung der Arbeiten und ihre Zweckbestimmung betrifft, nach gemeinsamen, von dem Komitee festgestellten Gesichtspunkten ihre Aufgabe zur Ausführung bringen. Die Vorbereitungen für das groß angelegte Werk sind jetzt so weit gediehen, daß

mit der Veröffentlichung der einzelnen Beiträge im Laufe des nächsten Sommers der Anfang gemacht werden kann. Dabei soll mit der Bearbeitung der Materien, welche in den besonderen Teil des Strafrechts fallen, begonnen werden; die Arbeiten für den allgemeinen Teil sollen sich anschließen. Das Unternehmen findet bei dem Reichs-Justizamt wirksame Unterstützung und wird hoffentlich nicht nur ein bleibendes Denkmal deutscher Wissenschaft werden, sondern kann auch eine ausgezeichnete Unterlage für das praktische Reformwerk bilden, welches in nicht zu ferner Zukunft als eine der wichtigsten gesetzgeberischen Aufgaben in den Vordergrund treten muß.

Greisenalter und Kriminalität. In den höchsten Lebensjahren sind die körperlichen und vielfach auch die geistigen Kräfte in erkennbarer Weise gemindert. Es wird deshalb hier und da einer besonderen Berücksichtigung des Greisenalters im Strafrecht das Wort geredet, wie sie das jugendliche Alter findet. Die Kriminalität des Greisenalters ist eine ganz geringfügige. Für das männliche Geschlecht ist die Verhältniszahl 1,1 (auf 10 als Normalzahl berechnet), für das weibliche 1,5. Die Verurteilungen sind noch sehr viel seltener als selbst im jugendlichsten Alter von 12—15 Jahren mit den Verhältniszahlen 3,7 und 3,9. Am allerwenigsten kommen Straftaten gegen das Vermögen vor. Die Verhältniszahl ist für das männliche Geschlecht 0,92 und für das weibliche 1,1. Wo die eigenen Mittel ausreichenden Unterhalt nicht gewähren, dürfte gerade für Greise und Greisinnen regelmäßig am ehesten gesorgt werden. Das Auftreten einzelner Straftaten ist immerhin zu beachten. Beim männlichen Geschlecht sind besonders die Sittlichkeitsverletzungen häufig. Namentlich ist es wohl die Vornahme unzüchtiger Handlungen mit Kindern; sie erscheint mit Notzucht und anderen Straftaten zusammen mit der Verhältniszahl 5,0. Bei der Blutschande ist sie 2,7. Beim weiblichen Geschlecht fallen besonders einige strafbare Fahrlässigkeiten auf. Hoch ist die Verhältniszahl von 6,6 bei der fahrlässigen Inbrandsetzung, bei der fahrlässigen Tötung sogar 7,3. Die Männer unterliegen wegen Fahrlässigkeiten weniger, doch ist die Zahl bei der fahrlässigen Inbrandsetzung immerhin 3,3. Für die Greise sind auch noch die Verhältniszahlen von 3,6 bei Meineid, von 3,6 bei fahrlässigem Falscheid und von 3,1 bei falscher Anschuldigung hervorzuheben. Wenn bei den Greisinnen noch einige Zuwiderhandlungen in bezug auf Genehmigungspflicht und dergleichen mit der Verhältniszahl von 2,8 hervortreten, so hat man wohl an alte Geschäftsfrauen und Händlerinnen zu denken, die bis ins höchste Alter in der Ausübung ihres Berufes beharren. (Dr. Seibt, Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 146.)

Bevölkerungsstatistik und Wanderungen.

Die Volksvermehrung in Frankreich. Die dieser Tage veröffentlichten amtlichen Ergebnisse der letzten Volkszählung in Frankreich enthüllen aufs neue und mit rücksichtsloser Schärfe den wundesten Punkt im öffentlichen Leben dieses Landes: das äußerst langsame Wachstum der Bevölkerung. Im vergangenen Jahrhundert ist die Bevölkerung gestiegen in Deutschland von 24 auf fast 57 Millionen, in England von 16 auf 42, in Italien von 17,2 auf 35, in Oesterreich-Ungarn von etwa 22 auf 45,3, in Rußland, wo die erste offizielle Volkszählung erst um die Mitte des Jahrhunderts erfolgt ist, von 67 auf etwa 120 Millionen Einwohner. In allen diesen Ländern hat sich also die Bevölkerung mehr als verdoppelt. Frankreich allein bleibt weit hinter diesem Durchschnitt zurück, indem seine Volkszahl nur von 26,6 auf 38,9 Millionen, also nur um die Hälfte gestiegen ist. Vor 1870 standen Deutschland und Frankreich an Einwohnern mit etwa 38 Millionen etwa gleich; heute dürfte das Deutsche Reich etwa 20 Millionen mehr zählen als sein westlicher Nachbar! Noch erheblich ungünstiger stellt sich das Verhältnis für Frankreich, wenn man die Entwicklung der letzten fünfzig Jahre in Vergleich stellt. Rußland, Deutschland, Belgien, Großbritannien zeigen eine zum Teil weit über 50 pCt. hinausgehende Bevölkerungszunahme. Oesterreich-Ungarn hat 49 pCt., Italien 36 pCt., selbst Spanien noch 21 pCt. gewonnen. In weiter Entfernung folgt an letzter Stelle Frankreich mit nur 14 pCt. Bevölkerungszunahme. Seit der letzten Volkszählung im Jahre 1896 ist die Bevölkerung sogar nur um wenig mehr als 1 pCt. gestiegen. Hält dieser Zustand noch ein weiteres Jahrhundert an — die in den letzten zwei bis drei Jahren eingetretene Besserung darf nur ganz untergeordnete

Bedeutung beanspruchen —, so wird sie am Ausgang des 20. Jahrhunderts das Bevölkerungsverhältnis der ersten europäischen Staaten bereits so sehr verschoben haben, daß Frankreich seiner Volkszahl nach dann kaum noch als Großmacht ersten Ranges betrachtet werden kann. Denn bei der gleichen prozentualen Zunahme wie in der Periode 1850—1900 würde Deutschland nach weiteren hundert Jahren etwa 100 Millionen, Rußland über 200 Millionen, Großbritannien einige 70, Italien etwa 50 Millionen Einwohner zählen, während Frankreich zu einer Volkszahl von 45 Millionen Seelen gelangen würde. Mögen diese Annahmen einer sicheren Unterlage entbehren, so viel ist wahrscheinlich, daß die französische Volkskraft nicht mehr imstande sein wird, den Abstand, der die Nation bereits jetzt von den schneller wachsenden Völkern trennt, wieder einzuholen. (Hamburger Nachrichten, 1904, No. 632.)

Verein für jüdische Statistik. Die sogenannte Judenfrage ist in unzähligen Schriften behandelt worden; doch waren es meist polemische Gelegenheitsschriften, häufig tendenziöser Natur. Es mangelte zuverlässiges Material zur Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Juden und ihrer Beziehungen zur übrigen Bevölkerung. Die amtlichen Statistiken geben Ausweise über die jüdische Bevölkerung nur unter dem Gesichtspunkte einer Konfessionsstatistik; diese Angaben genügen natürlich nicht, um die Ursachen der exzeptionellen Stellung der Juden, namentlich in Osteuropa, wissenschaftlich ergründen zu können. Ist nun auch in jüngster Zeit in verschiedenen Monographien der Versuch gemacht worden, einwandfreies Material zur Beurteilung der Lage der Juden herbeizuschaffen, so erwiesen sich doch die Bemühungen Einzelner als unzureichend. Man rief deshalb besondere Institute ins Leben mit der Aufgabe, die Massenerscheinungen des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens der Juden mittels der statistischen Methode zu erforschen. So entstand 1902 der „Verein für jüdische Statistik“ in Berlin, dessen Arbeiten in einem von Alfred Nossig herausgegebenen und von der wissenschaftlichen Statistik günstig aufgenommenen „Jahrbuch“ vorliegen. In England wurde 1903 die „Society for Jewish Statistics“ gegründet, die die bedeutendsten englischen Statistiker zu ihren Mitgliedern zählt. Von der Voraussetzung ausgehend, daß die erwähnte Aufgabe nur dann erschöpfend durchgeführt werden kann, wenn überall, wo Juden wohnen, sich ähnliche Gesellschaften organisieren, berief in München ein vorbereitender Ausschuß eine Versammlung ein zur Konstituierung eines „Vereins für die Statistik der Juden“. Die Vereinsgründung kam zustande und setzte sich besonders zum Ziel, die Erfahrung der Rassenerscheinungen der Juden durch wissenschaftliche Untersuchungen auf statistischer und deskriptiver Grundlage zu erstreben. (Der Israelit, 1904, 29.)

Völker- und Rassenpolitik.

Zur Negerfrage in Nordamerika. Die unheilvolle Saat, die durch die Verwendung der Neger als professionelle Streikbrecher und Ersatzleute ausgestreut wurde, beginnt ihre Früchte zu tragen. Wie die Vossische Zeitung berichtet, beginnen nunmehr auch die berufsmäßigen Politiker, sich des dankbaren Themas zu bemächtigen. Die letzten Konferenzen unter den demokratischen Parteiführern in Maryland haben den Beschluß gezeitigt, die Rassenfrage bei dem bevorstehenden Wahlfeldzuge in einem viel stärkeren Maße als je vorher als Agitationsstoff zu verwenden. Der frühere Gouverneur Brown erklärte öffentlich, daß die Negerfrage durch Roosevelt selbst in den Vordergrund des politischen Streites gerückt worden sei und daß es töricht wäre, wenn die Demokraten den hingeworfenen Handschuh nicht aufheben und sich die Volkstümlichkeit ihres Standpunktes nicht zu Nutzen machen wollten. Dieser Standpunkt besteht darin, daß die Errungenschaften des Bürgerkrieges praktisch zu nichte gemacht werden, indem man den Süden in der Negerfrage ruhig gewähren und die Neger durch sophistische Wahlklauseln einfach politisch rechtlos machen läßt. — Jüngst fanden Verhandlungen der „National Negro-Business-League“ unter dem Vorsitz von Booker T. Washington statt. In dieser Versammlung, die schon durch ihre Zusammensetzung — es gehörten ihr Kaufleute, Rechtsanwälte, Aerzte, Schriftsteller an — diejenigen Lügen straft, welche dem Neger jede geistige Entwicklungsfähigkeit absprechen, fielen nur wenige Worte der

Abwehr und auch diese galten nur tatsächlichen Feststellungen über die Abnahme der Verbrechen und Laster unter den Negern. Im wesentlichen beschränkten sich die Redner darauf, ihren Gegnern und Verfolgern vorzuhalten, daß es in deren eigenem Interesse liegen sollte, an der Hebung der Neger mitzuarbeiten und sich nicht durch Schaffung einer degradierten und rechtlosen Arbeiterklasse, die nichts zu verlieren hat, einen furchtbaren Wettbewerb zu schaffen. Die Versammlungen waren beherrscht von dem nüchternen und eminent praktischen Sinn Booker T. Washingtons, der schon vor ungefähr zehn Jahren seinen Stammesgenossen zurief: „Nur wirtschaftliche Selbständigkeit und wirtschaftlicher Unternehmungsgeist kann Euch vor der Sklaverei retten!" In der Erkenntnis, daß nicht der Reiche, sondern der Arme gehaßt und gefürchtet wird, sagte Booker T. Washington auch diesmal als Vorsitzender in seinem Schlußwort an die 3500 Teilnehmer der League-Delegation, daß die Freiheit ihnen zwar für keinen ökonomischen Vorteil feil sein dürfe, daß aber die Freiheit nur durch ökonomische Errungenschaften wirklichen Inhalt und Bedeutung für sie gewinnen könne. — Wir möchten zu diesem Bericht bemerken, daß in Amerika alle zu Negern gerechnet werden, die nur einen Tropfen Negerblut in ihren Adern haben, daß die Mischlinge die Intelligenz unter den Negern darstellen und daß speziell der genannte Washington selbst ein Mulatte ist. An der Nachahmungsfähigkeit der Neger hat niemand gezweifelt, wohl aber an ihrer selbständigen und freien Denkentwicklung.

Die amerikanischen Arbeiter und das Lynchsystem. Das internationale Sozialistische Bureau gegen das Lynchsystem erläßt einen Aufruf an die Arbeiter aller Länder folgenden Inhaltes: Von den sozialistischen Parteien Frankreichs, Argentiniens und der Vereinigten Staaten ist die Aufmerksamkeit des Internationalen Sozialistischen Bureaus auf die reißend schnelle Zunahme der Fälle von Lynchungen in Nordamerika gelenkt worden. Im Jahre 1902 kamen in einem einzigen Staat 103 Lynchfälle vor; die von der Bundesregierung darüber angestellte Untersuchung hat in den Südstaaten einen Zustand der Dinge enthüllt, die an die Greuel der Sklaverei erinnert: Der Neger arbeitet unter der Herrschaft der Peitsche und des Knüppels; öfters erliegt er den erlittenen Schlägen. Um es zu verhindern, daß er sich durch die Flucht dieser tagtäglichen Marterung entzieht, zwingt man ihn, nackt zu arbeiten. Dank der Willfährigkeit der Behörden oder durch sie ermutigt, und auf Anstiften der Eigentümer, werden die Frauen, die Kinder und die Männer der schwarzen Rasse eingesteckt, füsiliert, niedergemetzelt; man brennt ihre Wohnungen nieder, man verbrennt sie selbst bei lebendigem Leibe. In den Reihen der amerikanischen Sozialdemokratie sieht man der Zukunft nicht ohne Unruhe entgegen; jeden Tag drohen blutige Zusammenstöße, gewaltsame Repressalien sind zu befürchten. Neun Millionen Neger sind in ihrer Existenz bedroht. Einer ganzen menschlichen Rasse verweigert man das Recht auf das Leben. Vor 40 Jahren proklamierte die Republik der Vereinigten Staaten die Befreiung der Sklaven, und die Sklaverei dauert fort. Ehedem repräsentierte der den Menschendieben abgekaufte Neger ein Kapital; er wurde von den Eigentümern verteidigt, weil er ihr Gut war. Heute repräsentiert er in ihren Augen nicht mehr denselben Wert; aber er ist in den Händen des Kapitalisten ein Element des Kampfes gegen den organisierten weißen Arbeiter. Der Kapitalismus, der überall die Männerarbeit durch die Arbeit von Frauen und Kindern zu ersetzen sucht, hat in den Nordstaaten, in Newyork, in Brooklyn, in Akron, im Staat Ohio und anderwärts Rassengegensätze heraufbeschworen. Einst konnte die Frage eine Rassenfrage sein. Seitdem die Südstaaten industrialisiert sind, gibt es zwischen dem Norden und dem Süden keinen Unterschied mehr. Die Frage ist eine Arbeiterfrage geworden. Der Neger ist in den Händen des Kapitalismus ein Mittel, die gewerkschaftliche und sozialistische Organisation der Arbeiter der Nordstaaten zu sprengen. Streiks weißer Arbeiter sind infolge des Massenimports schwarzer Scabs verloren gegangen. Andererseits steigt die Flut der Sozialdemokratie in den Vereinigten Staaten und bedroht die Plutokratie; seitdem sucht der Kapitalismus eine Ablenkung in einem Rassenkampf. Das darf nicht sein! Der Kapitalismus macht keinen Unterschied, wenn es sich darum handelt, von der Arbeit anderer zu leben; die Arbeiterklasse hat das Interesse, sich, welches auch die Unterschiede der Rasse und Religion sind, zu vereinigen, um ihre völlige Emanzipation zu erlangen. Das Sklaventum ist weder weiß, noch gelb, noch schwarz, es ist proletarisch. Die Aufhebung gegen die kapitalistische Ausbeutung muß ein und dieselbe sein. Das Interesse der Arbeiterklasse erfordert die Vereinigung aller Arbeiter ohne Unterschied der Rassen, es erheischt einen energischen Protest der

Sozialdemokratie gegen die abscheulichen Handlungen, die tagtäglich in den Vereinigten Staaten begangen werden.

Kampf gegen die Negerrasse in Amerika. Der Bundessenator Tillmann vom Staate Süd-Karolina verteidigt in einem offenen Briefe die gräßlichen Lynchmorde: Die Ausschreitungen von Pöbelhaufen sind oft schlimm genug, sagt er, aber sie sind ein Zeichen, daß der Geist der Freiheit (spirit of liberty) noch lebt. Wir im Süden haben das Joch der schwarzen Majorität abgeworfen; wir brauchten Gewalt und List und sind entschlossen, die Schwarzen niederzuhalten. Eine Gleichstellung der Neger wird nicht geduldet werden. Die Weißen werden regieren und wenn alle Neger müßten ausgerottet werden.

Amerikanische Neger in Transvaal. Englische Blätter berichten aus Newyork, daß dort eine Beschwerde der amerikanischen Neger in Transvaal über die Behandlung eingelaufen ist, die man ihnen in der englischen Kolonie zuteil werden läßt. Der Konsul der Vereinigten Staaten in Pretoria hat diese Beschwerde an das Staatsdepartement in Washington übermittelt. Die Schwarzen beklagen sich darüber, daß den Farbigen in Transvaal das Leben fast unerträglich gemacht würde. Auf den Eisenbahnen ist ihnen die zweite Wagenklasse verschlossen und auf der Straße ist ihnen die Benützung des Trottoirs verboten. Sie dürfen kein Geschäft betreiben und man erklärt ihnen, daß sie nicht anders behandelt werden würden als die Eingeborenen in der Kolonie selbst. Der amerikanische Konsul bemerkte in einer Zuschrift zu dieser Beschwerde, daß die Klagen berechtigt seien mit Ausnahme der Klage über das angebliche Verbot der Trottoirbenutzung.

Indianer und Neger in Nordamerika. Eine neue Rassenfrage beschäftigt die Indianische Abteilung des Ministeriums des Innern, bei der die Cherokee-, Chickasaw- und Osage-Indianer Einspruch dagegen erhoben haben, daß ihre Kinder zusammen mit Negerkindern in der Schule unterrichtet werden. Diese Stämme, die auf ihre aristokratische Abkunft stolz sind, drohen, ihre Kinder nicht mehr in die Schulen zu schicken, wenn die Negerkinder nicht entfernt werden. Gegen den gemeinsamen Unterricht mit weißen Kindern haben sie nichts einzuwenden, die Gesellschaft der Negerkinder betrachten sie jedoch als eine Verletzung ihrer Rassenwürde.

Geistiges Leben.

Geschichtsphilosophische Probleme. In einer Darlegung seiner theoretischen Grundanschauungen bestreitet Karl Lamprecht, daß er der geschichtlichen Entwicklung ein wirtschaftliches Einteilungsprinzip zugrunde lege. Vielmehr habe er den Versuch gemacht, die gegenseitige Befruchtung materieller und geistiger Entwicklungmächte innerhalb der deutschen Geschichte klarzulegen, sowie für die geschichtliche Gesamtentfaltung einheitliche seelische Grundlagen und Entwicklungsstufen aufzudecken. Dabei sei es ihm jahrelang hindurch und teilweise heute noch ein Gegenstand höchster Verwunderung gewesen, daß die seelischen Entwicklungsstufen der deutschen Kultur chronologisch mit den Entwicklungsstufen der materiellen Kultur im allgemeinen so sehr zusammenfallen. Dabei entstand die Frage, ob wohl bei diesem zeitlichen Zusammenfallen ein innerer Zusammenhang derart vorliegen möge, daß einer bestimmten seelischen Stufe eine bestimmte Wirtschaftsstufe notwendig entsprechen müsse. Sollte diese Frage gelöst werden, so mußten natürlich geistige Kultur und materielle Kultur erst innerlich vergleichbar gemacht, sozusagen auf einen Nenner gebracht werden. Und dieser Nenner konnte nur der psychische sein. Hieraus ergab sich, da die geistige Kultur an sich schon psychisch beseelt ist, die Aufgabe, in der Entwicklung der Wirtschaft die seelischen Momente als die fundamentalen herauszuarbeiten oder die Aufgabe der Psychisierung der Wirtschaftsstufen. Dies erfordert jede vertiefte geschichtliche Betrachtung. Aber davon, daß aus der Beseelung der Wirtschaftsstufen sich die Notwendigkeit des absoluten Zusammentreffens gewisser Stufen der materiellen und geistigen Kultur logisch nachweisen oder psychologisch anschaulich machen ließe, kann keine Rede sein. Im Gegenteil, das Problem bleibt in der Hauptsache nach wie vor ein Rätsel. Ist aber diese angenommene Notwendigkeit so selbstverständlich? Sehen wir denn nicht auch menschliche Individuen, die

materiell und physiologisch in gleicher Weise gefördert werden, sich psychisch, trotz aller Gesetze psychischer und physiologischer Biologie, der Zeit nach bis zu einem gewissen Grade ungleichmäßig entwickeln? Soll das Problem gelöst werden, so ist zweierlei nötig. Einmal ist die Nicht-Notwendigkeit absolut gleichmäßigen Fortschrittes der nationalen und geistigen Kultur zu beweisen. Dies ist in dem Augenblick geschehen, in dem der Nachweis glückt, daß der Fortschritt zu einer höheren seelischen Entwicklungsstufe nicht eigentlich von materiellen Fortschritten, sondern von anderen Entwicklungsmotiven abhängig ist. Es ergibt sich, daß der seelische Fortschritt, wie es scheint, ausnahmslos abnormen Reizvermehrungen verdankt wird. Der Anlaß zu solchen Reizvermehrungen kann dabei sehr verschiedenartig sein, z. B. aus Uebertragungen fremder Kulturelemente herkommen; einer der gewöhnlichsten Anlässe ist allerdings der Wandel der inneren wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung. Zweitens aber mußte, nachdem in sozial-psychologischer Betrachtung der Beweis geliefert ist, daß bestimmte Wirtschaftsstufen und bestimmte Stufen geistiger Kultur nicht notwendig völlig zusammenzufallen brauchen, noch an einem konkreten Beispiel klargestellt werden, daß dem wirklich so ist. Z. B. weisen die deutsche und japanische Kultur zwar die gleichen Reihen der Entwicklungsstufen geistiger und materieller Kultur auf, gehen aber nicht in gleicher oder wenigstens völlig gleicher Weise parallel. Wie auch immer diese Fragen gelöst werden, das eine bleibt gewiß, daß modernes historisches Denken nicht zur Ruhe kommen wird, ehe es nicht zweierlei sich verständlich gemacht und begriffen hat: die Regelmäßigkeiten der typischen Völkerentwicklung und das Wesen der einzelnen sozialpsychischen Gesamtentwicklung der Weltgeschichte. (Annalen der Naturphilosophie, 1904, 4. Heft.)

Bücherbesprechungen.

H. Klaatsch, Grundzüge der Lehre Darwins. Allgemeinverständlich dargestellt. Dritte Auflage. Druck und Verlag von J. Bernsheimer, Mannheim, 1904.

Nach kurzer Zeit ist von dieser Schrift eine dritte Auflage nötig geworden, ein Beweis dafür, daß die klare und allgemein verständlich geschriebene Darlegung der Lehre Darwins viel Verständnis und Interesse gefunden hat. Mit Recht betont Klaatsch, daß von einer Ueberwindung des Darwinismus nicht die Rede sein könne, daß es sich in der kritischen Stellung zu Darwins Ansichten vielmehr nur um abweichende Stellungnahme zu einzelnen Problemen handele. Die Schrift zerfällt in fünf Abschnitte: 1. Einführung in die Lehre vom Bau und der Entwicklung der lebenden Wesen, 2. Darwins Vorgänger, sein Leben und seine Werke, 3. Die Gesetze der Vererbung und ihre Bedeutung für die Veränderlichkeit der Arten, 4. Künstliche Zuchtwahl, 5. Natürliche Zuchtwahl, 6. Geschlechtliche Zuchtwahl, 7. Soziale Zuchtwahl.

Vom theoretischen Standpunkt ist besonders Klaatschs Stellungnahme zu der Lehre von der Vererbung und der direkten Anpassung bemerkenswert. In diesem Punkte ist das sonst so sicher und klar geschriebene Büchlein jedoch nicht ohne Widersprüche. Führt er doch z. B. die Umwandlung der Land- und Wassertiere auf derselben Seite (S. 122) zugleich auf die natürliche Zuchtwahl und auf das Gesetz der direkten Umwandlung zurück. Schwankend ist auch seine Ansicht über die Lehre von der Vererbung individuell erworbener Eigenschaften. Er glaubt z. B. an die erbliche Uebertragung von Verletzungen und beruft sich auf einen Fall, wo einem Manne, der sich einen Bruch des rechten Schlüsselbeines zugezogen hatte, später zwei Kinder geboren wurden, die an der gleichen Stelle des Schlüsselbeines, wo es beim Vater gebrochen war, einen natürlichen Fehler hatten. Dieser Fall ist natürlich ganz anders zu deuten. Der Vater hatte offenbar schon selbst an dem Schlüsselbeine einen angeborenen „natürlichen Fehler", oder eine „Stelle verringerter Widerstandskraft", wie die Mediziner sagen. Darum wurde bei einem Unfall der Knochen gerade an jener Stelle gebrochen, und der natürliche Fehler der Kinder ist nichts als ein Erbstück aus der mit dem Vater gemeinsamen krankhaften Keimanlage. In gleicher Weise sind alle ähnlichen Fälle zu deuten, die von Zeit zu Zeit mitgeteilt werden. Wenn wirklich die Verletzungen von Knochen einen erblichen Charakter hätten, müßten sie viel häufiger bemerkt werden, und das ganze Menschengeschlecht würde nur noch aus Krüppeln bestehen!

Bekannt ist Klaatschs Stellung zur „Affentheorie“. Nach meiner Meinung rückt er die Menschenaffen viel zu weit vom homo sapiens ab; und ob es geschmackvoller ist, von Halbaffen und nicht von Menschenaffen abzustammen, ist auch eine sehr subjektive Ansicht. Ob aber Gorilla und Chimpansen unsere Vorfahren oder Vettern sind, affenähnliche Zustände hat der Mensch sehr wahrscheinlich einmal durchlaufen. Dr. L. Woltmann.

Leo Frobenius, Geographische Kulturkunde. Verlag von Friedrich Brandstetter, Leipzig, 1904. Vier Bände, Preis pro Band Mk. 2,50.

Der Verfasser dieses Buches gehört zu den wenigen, die es verstehen, ein sehr reiches Wissen in eine Form zu gießen, deren Leichtverständlichkeit an den Elementarschulunterricht erinnert. Das Werk ist eine ethnographische Lesefibel; es zerfällt insgesamt in etwa 20 Kapitel, deren jedes aus einem orientierenden Textstück des Verfassers und aus etwa einem halben Dutzend sehr sorgfältig ausgewählter Partieen aus bedeutenden Reisehandwerken besteht. Letztere sind wohl geeignet, Anfänger in die Völkerkunde und Kulturerdkunde einzuführen. Aber der wissenschaftliche Wert des Werkes beruht auf den jedesmaligen Einleitungen. In diesen gibt Verfasser eine überraschende Fülle von neuen Gedanken, deren fast jeder geeignet ist, Licht in den Urwald der Völkerkunde zu tragen.

Der erste Band behandelt Afrika. Hier werden sehr fein unterschieden: 1. „Die festsässigen Gartenbauer Westafrikas“, d. h. der Guineaküste und des Kongogebietes. 2. „Die treibenden Hackbauern und die festsässigen Viehsportler Ostafrikas“, zu dem mit Recht auch ganz Südafrika gerechnet wird. Sie vertreten eine jüngere Kultur, deren wirtschaftliche Eigenart im Körnerfeldbau, besonders dem der Hirse, und in der Rindviehzucht besteht. Der Boden Ostafrikas ist weniger fruchtbar, als der Westafrikas. Deshalb konnten sich die bequemen Gartenbauer hier nicht halten. Die Hirsebauern aber müssen meist wandern, um immer neuen Boden zu finden. Wo aber ausnahmsweise ein Gebiet so fruchtbar ist, daß es einen Ueberschuß abwirft, da werden diese Ueberschüsse in Rinderherden angelegt, die nicht als Nahrungsspender, sondern als Kapital, als eine Art von Münze gehalten werden. 3. „Die festsässigen Hackbauern und die treibenden Nomaden Nordafrikas.“ In den nordafrikanischen Wüsten bildete sich besonders stark die „berühmteste aller kulturellen Kümmerformen“ aus, nämlich die nomadische Viehzucht, die den früheren Hackbau aufgegeben hat. Die Nomaden aber suchen, wenn irgend möglich, feldbestellende Völker zu unterjochen, namentlich im Sudan. Der Sudan zerfällt nach Frobenius von Westen nach Osten in drei etwa gleichlange geographische Teile: Im westlichen und mittleren herrschen die Nomaden über die Gartenbauer „Westafrikas“, im östlichen über die Hackbauern „Ostafrikas“. — Wie hier an der Südgrenze der Nomaden, so entstehen auch an der Westgrenze der Hackbauern größere Reiche, indem hier Hackbauern über Gartenbauer herrschen. — Die Nomaden des Nordens aber sind nicht mit den Resten der Jäger des Südens zu verwechseln, welche die älteste Kulturstufe darstellen, aber in Afrika kein großes geschlossenes geographisches Gebiet mehr bewohnen.

Der zweite Band heißt „Ozeanien“. Hier findet F. in den Papuas Melanesiens wieder „festsässige Gartenbauer“, wie am Kongo. Das treibende Element des Ostens wird durch „die seefahrenden Inselvölker Poly-Mikronesiens“ dargestellt. Nomaden fehlen natürlich, statt dessen bildeten hier vor Ankunft der Europäer die „Jäger Neuholland“ noch eine weitverbreitete Bevölkerung. Schließlich werden in diesem Bande die „Mischvölker Indonesiens“, zu dem auch Madagaskar gerechnet wird, behandelt.

Der dritte Band führt uns Amerika vor: In Südamerika wohnt die dritte „gartenbauende“ Bevölkerungsschicht unserer Erde. Sie steht hier im Gegensatz zu „Wasser- und Waldjägern“. In Nordamerika aber lebten „Feldbauern“ an Stelle der Gartenbauer, und „Steppenjäger“ an Stelle der „Waldjäger“. — Zwei weitere Kapitel behandeln dann die Kulturvölker und die Nordpolarvölker Amerikas.

Der vierte und letzte Band stellt Asien dar. Hier werden nacheinander behandelt: die Polarnomaden, die mongoloiden Steppennomaden Zentralasiens, Kulturvölker Ostasiens und Mischvölker Hinterindiens, die Arioiden Vorderindiens und die Semitoiden Arabiens. Leider hat der Verfasser hier eine Hypothese entwickelt, die den schärfsten Widerspruch der Anthropologen herausfordern muß. Wie nämlich die beiden regenarmen Gebiete: Zentralasien und Arabien die Ursprungs-

länder der Mongoloiden und der Semitoiden seien (was zwar schon von anderen Forschern behauptet, aber auch noch nicht bewiesen ist), so sei das dritte regenarme Gebiet Asiens: Iran das Ursprungsland der — Arioiden, der Arier. Die Aufstellung dieser Hypothese beweist nur, daß man, auch ohne viel von der Naturwissenschaft der Anthropologie zu verstehen, ein ausgezeichnetes Werk über die Kulturwissenschaft der Ethnologie schreiben kann. Dr. A. Koch-Hesse.

H. von Pfister, Altdeutsche Stammeskunde. Luckhardts zeitgeschichtliche Bibliothek, No. III. Verlag von Friedrich Luckhardt. Berlin und Leipzig, 1904.

Die Absicht vorliegender Arbeit ist eine zweifache: Förderung geschichtlicher Erforschung einer noch ungenügend aufgehellten Vorzeit und Erkenntnis mancher bemerkenswerten Seiten unseres Volkstums in der Gegenwart. Der Verfasser versucht, die deutschen Stämme, wie sie heute noch bestehen, bestimmter untereinander abzugrenzen, und ihr engeres oder weiteres verwandtschaftliches Verhältnis erkennen zu lassen; zugleich aber auch die Anlehnung heutiger Stämme an die uns überlieferten des Altertums, mit größerer Sicherheit denn allgemein geschieht, zu suchen und nachzuweisen, mit anderen Worten, diesen Völkerschaften ihren Stammbaum aufzurichten.

Eine ur-indogermanische Muttersprache hat es nicht gegeben, sondern ihre Verschiedenheiten können sich als „selbstgezeugte Schwestern" gebildet haben. Was die Verwandtschaft zwischen indogermanischen und semitischen Sprachen anbetrifft, so ist sie nur das Erzeugnis nachbarlichen Wohnens in frühester Vorzeit, nicht als Folge von Blutsverwandtschaft aufzufassen.

In der näheren Behandlung des Themas werden die hochdeutschen und niederdeutschen Stämme, sowie die belgischen Germanen nach ihren Wohngrenzen und Sprachverschiedenheiten erörtert.

In seiner allgemeinen Geschichtsanschauung ist der Verfasser sehr konservativ. Er wettert gegen den „neuzeitlichen Fortschrittsmensch, der sich den Affen zum Ahnen setzt und sich in niedrigem Dünkel brüstet. Man wird den Schaden, den die Wissenschaft in der Schule solcher Jünger erlitten hat, erst voll einsehen, wenn auch diese Abirrung einmal überwunden sein wird." — Auch glaubt er noch an das Märchen von der asiatischen Herkunft der Indogermanen.

Abgesehen von diesen Schrullen und Rückständigkeiten bietet das Buch in der Behandlung seines besonderen Themas viele lehrreiche und interessante Ausführungen, die allgemeine Beachtung verdienen. Dr. E. L. Oehring.

Laurent-Montanus, Prostitution und Entartung. Ein Beitrag zur Lehre von der geborenen Prostituierten. Fr. Paul Lorenz. Freiburg i. Br. und Leipzig, 1903.

Der Verfasser schließt sich im wesentlichen den Arbeiten von Pauline Tarnowsky und anderen Autoren an, indem er auf die häufige Vergesellschaftung der Prostitution in ihrer reinen (nicht durch Not bedingten) Form mit anderen Entartungsstigmen hinweist. Das Laster ist, abgesehen von schlechter Erziehung, schlechtem Beispiel, Leichtsinn, Arbeitslosigkeit, Trägheit, Hang zum Wohlleben, recht oft auf eine Art moralischen Schwachsinns zurückzuführen. Dr. G. Lomer.

Zur Beachtung.

Die Redaktion befindet sich **Berlin SW.,** Köthenerstraße 44. — Wir ersuchen dringend, alle Sendungen an die **Redaktion,** nicht an die persönliche Adresse des Herausgebers zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Berlin SW., Köthenerstraße 44.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Salomonstraße 9.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische

III. 10. **Revue** 1905.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Christoph Columbus.

Dr. Ludwig Woltmann.

Das italienische Volk hat einen hervorragenden Anteil an den Entdeckungsreisen und der Erforschung fremder Völker und Länder gehabt. Namen wie Marco Polo, Cabotto, Vespucci und Columbus ragen allbekannt hervor unter den kühnen Venetianern, Genuesen und Florentinern, die im Mittelalter und im Beginn der neueren Zeit den geographischen Horizont der Menschheit erweiterten. Die „Neue Welt“ Amerika hat ihren Namen sogar von einem Florentiner erhalten, von Amerigo Vespucci. Diese Tatsache ist allgemein bekannt; den wenigsten dürfte aber bekannt sein, daß der Name Amerigo deutschen Ursprungs ist. Es ist der altdeutsche Name Haimerich, Aimerich, Americ.

Unter den italienischen Forschungsreisenden steht Christoph Columbus wegen seiner weltgeschichtlichen Bedeutung unzweifelhaft an erster Stelle. Und dieser Columbus war ein Germane! Wir haben mehrere biographische Nachrichten von Zeitgenossen, welche sein körperliches Aussehen auf Grund eigener unmittelbarer Kenntnis sehr genau beschreiben. Diese Zeugnisse rühren von Oviedo, Las Casas und Petrus Martyr her und sind von Henry Harrisse in seinem umfangreichen und bedeutenden Werk über „Christoph Columbus, son origine, sa vie, ses voyages, sa famille e ses descendants“ (1884) übersichtlich und kritisch zusammengestellt worden.

Petrus Martyr beschreibt ihn als einen Menschen von hoher und schlanker Gestalt, rothaarig und mit langem Gesicht.

Oviedo berichtet, daß er weit über mittelgroß und von starkem Gliederbau gewesen sei. Seine Augen waren voll Feuer, das Haar rot, der Teint lebhaft und rosig gefärbt.

Die ausführlichste Schilderung gibt Las Casas: Columbus war von hoher Statur, über mittelgroß, das Gesicht war lang und imponierend, die Nase adlerförmig gebogen, die Augen hellblau, der Teint weiß mit lebhaftem Rot, Bart- und Haupthaare waren in seiner Jugend blond, aber Not und Sorge bleichten sie schon früh.

Columbus hat alle unvermischten Merkmale der nordischen Rasse. Ueber die Abstammung seiner Vorfahren hinsichtlich genealogischer Familienverhältnisse ist nichts bekannt, aber daß er zum germanischen

Zweig der nordischen Rasse gehört haben muß, ergibt sich aus folgenden Erwägungen.

Man kann aus literarischen Nachrichten und Bildwerken den Nachweis führen, daß der Untergang des römischen Reiches zugleich den Untergang der blonden Rasse in Italien bedeutete. Als die Germanen einwanderten, fanden sie nur die brünette Urbevölkerung und Mischlinge vor. Wenn wir daher im Mittelalter und in der Renaissancezeit in Italien Menschen finden, welche die reinen und unvermischten Merkmale der nordischen Rasse zeigen, so sind dieselben mit größter Wahrscheinlichkeit auf die letzte Einströmung der nordischen Rasse, also auf die germanischen Stämme, zurückzuführen. In der überwiegenden Mehrzahl solcher Fälle ist es möglich, dies durch genealogische Untersuchungen zu bekräftigen. Es dürfte darum mit Columbus ebenso der Fall sein.

Wir kennen den anthropologischen Typus seiner Eltern nicht, und wissen auch nicht, ob er seiner Mutter oder seinem Vater körperlich glich. Auf jeden Fall ist es bemerkenswert, daß seine Mutter aus einem kleinen Dorf nordöstlich von Genua stammt, das den deutschen Namen Quezzi trägt. Quezzi ist gleich Guezzi und Wezzi, das im Neuhochdeutschen Wetz lautet, und mag ein Kastell mit einer germanischen Niederlassung gewesen sein, wie wir sie in Ober- und Mittelitalien so zahlreich finden.

Der Rassentypus der Iranier.

Professor Dr. Carl von Ujfalvy †.

Die Bestimmung der anthropologischen Vergangenheit Irans bietet viel weniger Schwierigkeiten als diejenige Indiens, denn sowohl die geschichtlichen als die ikonographischen Dokumente sind zahlreich vorhanden. Die Perser, deren beglaubigte Geschichte bis ins zwölfte Jahrhundert v. Chr. zurückreicht, waren schon frühzeitig mit der hellenischen Kultur in Berührung gekommen, und der Altvater der Geschichte, Herodot, bietet uns reichlich Auskunft über die Bewohner des Perserreiches. Die assyrischen Könige standen schon im achten Jahrhundert in Berührung mit den Persern, die in Farsistan saßen, das unter den Achemeniden den Mittelpunkt ihrer Macht bildete, und das Perserreich erstreckte sich von Indien bis zur Donau und von Turkestan bis nach Nubien.

Wir wollen es nun versuchen, auf wissenschaftliche Gründe gestützt, die genealogische Vergangenheit der Iranier zu bestimmen und die ununterbrochene Umwandlung ihres physischen Typus durch fast 2500 Jahre stetig zu verfolgen.

De Morgan, der glückliche Entdecker der alten Königsburg in Susa, hat, wie wir schon in unserm Aufsatze über Indiens Vergangenheit gesagt, in der Gegend des russischen Lenkoran, südwestlich vom Kaspischen Meere, Spuren der noch ungeteilten Irano-Inder entdeckt, die sich nach de Lapouges Ansicht, 4000 Jahre v. Chr., vom nordischen

Völkerstock abgelöst und 2000 Jahre später noch in den russischen Tiefebenen gesessen haben. Sind diese Irano-Inder nach ihren asiatischen Wohnsitzen durch die Pforte zwischen dem Ural und dem Aralsee gedrungen? Haben sie den Kaukasus überschritten, oder sind sie von Thrakien ausgehend über das Meer gesegelt? Dies sind Probleme, die uns der jetzige Stand der Wissenschaft noch nicht zu beantworten gestattet.

Wir wissen nur wenig von der ältesten Zeit der Perser. Die Ruinen von Ekbatana sind bis jetzt nur wenig erforscht worden. Dieulafoy hat uns mit der Akropole von Susa bekannt gemacht, doch erst die genaue Kenntnis der Ruinen von Persepolis werden uns nähere Aufschlüsse über die älteste Zeit der Perser bringen.

Im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gab es iranische Sippen von Armenien bis zu der Grenze Indiens, von Baktrien bis nach Farsistan. Heute noch begegnen wir im Kaukasus, in Zentralasien und auf dem iranischen Hochlande Völkern von iranischer Mundart, die sich aber anthropologisch bedeutend von einander unterscheiden. Die Tadschiken sind dunkelhaarige Rundköpfe, ähnlich der alpinen Rasse Europas; die Kurden im Gegenteil sind blond; alle diese Völkerschaften stammen von den Medern und Persern ab, die selbst stark mit griechischem und makedonischem Blute versetzt waren. Die Susianer endlich scheinen mit Negroidenelementen vermischt.

Die Rundköpfe waren wahrscheinlich im Gefolge der Arier von Kleinasien oder Europa gekommen, denn in den andern Gebieten Asiens gibt es keine Brachycephalen als die gelben Mongolen, deren Ausgangspunkt das geheimnisvolle Tibet gewesen sein mochte. Die schwarzen Susianas scheinen von derselben Rasse zu sein, wie diejenigen Indiens. Dieses Völkerbild haben wir zum größten Teil Lapouges Werk über die Arier entlehnt.

In bezug auf den physischen Typus der alten Perser wissen wir nur wenig. Herodot berichtet uns von ihrem reichlichen Haarwuchs[1]). Justinus sagt uns, daß sie hochgewachsen waren und eine eigentümliche Hautfarbe hatten[2]). Dasselbe erzählt uns Diodorus von Sizilien und Curtius[3]), sowie Ammianus Marcellinus teilen uns mit, daß die Perser einen schmächtigen Körper, eine abgebrannte Hautfarbe, zusammenstoßende oder geschweifte Augenbrauen haben und ein verweichlichtes Aussehen gehabt hätten[4]). Glücklicherweise besitzen wir eine reichliche Fülle ikonographischer Dokumente, die es uns gestatten, diese spärlichen Auskünfte, die oft den Stempel der Voreingenommenheit an sich tragen, zu ergänzen und zu berichtigen.

Wir werden es uns demnach zur Aufgabe stellen, die altehrwürdigen Felsenzeichnungen von Behistun, den herrlichen sogenannten Alexander-Sarkophag der Nekropole von Sidon, die Bas-Reliefs von Darabgird und Schapur, die Cameos, die Intaglios und die Münzen der Achemeniden und der Sassaniden eingehenden Untersuchungen zu unterziehen. Auf diese Art und Weise sind wir in die Lage

[1]) Herodot VI, Kap. XIV.

[2]) Justin, Histoire philippique, extrait de Trogue-Pompée LXI, chap. XIII (édition Nixard), pp. 442 et 443.

[3]) Herodot VI, Kap. XIV.

[4]) Ammianus Marcellinus III, Kap. II, 75 und 80.

versetzt, einen Zeitraum von fast 1000 Jahren zu umspannen. Jene ikonographischen Dokumente bieten um so mehr Interesse, als ihr Ursprung verschiedenen historischen Zeiträumen zuzuschreiben ist, die sich in gehörigen Abständen voneinander befinden. Dieser Umstand gestattet es, uns von dem Aussehen der Perser zu Ende des sechsten und während des vierten Jahrhunderts v. Chr., sowie vom Beginn des dritten bis zum Ausgange des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung eine möglichst genaue Vorstellung zu machen und die verschiedenen Veränderungen und Uebergänge der somatologischen Charaktere festzustellen. Wie in vorhergehenden Arbeiten, werden wir der Numismatik wertvolle Behelfe entlehnen und die Werke der Bildhauerkunst und der Glyptik mit den Münzbildern der persischen Satrapen und der sassanidischen Dynasten vergleichen.

Bevor wir an die Untersuchung dieser ikonographischen Dokumente herantreten, möge es uns gestattet sein, einen raschen Blick auf die älteste Geschichte Irans zu werfen. Spiegel hat uns schon darauf aufmerksam gemacht, daß die verschiedenen Völker des alten Iran nur in sehr lockeren Verbänden zueinander standen. Jede Provinz besaß ihre Geschichte und ihre politische Einteilung, die sich infolge der Jahrhunderte wenig geändert haben. Jede Provinz hing fest an ihren Sitten und ihren Gebräuchen, die heute noch mit geringen Modifikationen die verschiedenen Geschicke des Landes überlebt haben[1]). Die Meder hatten in ihren Ueberlieferungen eine verblaßte Erinnerung an jene Zeit bewahrt, wo sie mit anderen Stammesbrüdern in der gemeinsamen Heimat der Arier gesessen[2]). Maspero bemerkt ganz zutreffend, daß der Untergang des medischen Reiches 594 viel mehr dem Wechsel einer Dynastie als einer fremden Eroberung entspricht. Astyages und seine Vorgänger waren Könige der Meder und Perser, während Kyros und seine Nachfolger Könige der Perser und Meder waren[3]).

Es scheint erwiesen, daß seit Beginn der arischen Einwanderung auf dem iranischen Hochlande die spärlich vorhandenen Bewohner jener Gegend unterjocht wurden, denn ebenso wie es historisch nachgewiesen ist, daß die Meder bei ihrer Ankunft in Medien eine Urbevölkerung vorfanden[4]), ebenso wahrscheinlich ist es, daß die Perser in kein unbewohntes Land gedrungen waren. Unter allen Umständen waren Perser und Meder Westiranier, während der östliche Teil des Hochlandes Sargazien, Baktrien und Sogdiana umfaßte. Auch die Bevölkerung Ararhosiens und Gedrosiens, sowie Partiens und Hirkaniens war iranischer Abstammung.

Die Paropamisaden endlich waren unserer Anschauung gemäß von Völkern bewohnt, die teils aus iranischen und indischen Elementen bestanden, und in diesen bergigen unzugänglichen Gegenden, wo sich die Indier definitiv von den Iraniern ablösten, dürfte man eines Tages die Spuren von Völkerschaften vorfinden, welche den physischen Typus der Irano-Inder vor ihrer Trennung am getreuesten wiedergeben. Unter allen ikonographischen Ueberresten ist wohl keiner so

[1]) Spiegel, Eran, S. 22.
[2]) Maspero, Histoire ancienne de peuple de l'Orient. Paris, 1886, S. 490.
[3]) Maspero loc. cit. S. 564.
[4]) Maspero loc. cit. S. 491.

interessant, als das auf der Straße zwischen Ninive und Ekbatana auf einer Felswand im Zagrosgebirge eingehauene Bas-Relief von Behistun. Dank seiner hohen Lage (350 Meter) haben die vom größten König aus dem Hause der Achemeniden von Darius, dem Sohne des Histaspes, gegründeten Felsenzeichnungen weder vom Unbill der Naturkräfte, noch von der zerstörenden Hand der Barbaren zu leiden gehabt. Die sorgfältig geglättete Oberfläche des Felsens bietet uns heute noch dasselbe Bild, wie vor 2500 Jahren und die auf dem Bas-Relief dargestellten Persönlichkeiten sind voll realistischer Wahrheit. Darius I, von zwei Doryphoren begleitet, tritt den Magier Gaumata, d. h. den falschen Smerdis, mit Füßen und scheint herbe Vorwürfe an neun gefangene Könige und Satrapen zu richten, welche mit einem Strick um den Hals aneinandergeknüpft sind. Ueber dieser Szene erblicken wir das Symbol von Ormuzd, d. h. einen menschlichen Rumpf mit Flügeln, welches die Perser den Assyriern entlehnt hatten[1]).

Der Künstler, der diese wunderbare Felsenzeichnung geschaffen, hatte jeder der dargestellten Personen ihren Namen beigefügt, doch auch ohne diese Vorsichtsmaßregel wären wir imstande, die verschiedenen Nationalitäten, denen sie angehörten, zu bestimmen. Die neun Gefangenen stellen die Usurpatoren dar, die nach dem Tode des Kambyses dem Darius die Herrschaft streitig zu machen suchten. Wir erblicken zwei Semiten, einen Armenier, einen Sakafürsten und sechs Iranier (Meder und Perser). Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle diese Zeichnungen mit Ausnahme der beiden Doryphoren lebensgetreue Porträts darstellen, was Chanikoff dazu verleitete, diese Felsenzeichnung als eine höchst interessante ethnographische Bildersammlung zu betrachten[2]).

Die beiden Garden des Königs besitzen einen hohen, gegen die Spitze zu abgerundeten Schädel, während derjenige der Iranier, mit Ausnahme desjenigen des falschen Smerdis, verflacht erscheint. In dieser Beziehung unterscheiden sich die Ostiranier nicht von ihren westiranischen Brüdern. Der Magier Gaumata besitzt im Gegenteil einen sehr hohen runden Schädel, welchem das Hinterhaupt fast gänzlich mangelt.

Die beiden Speerträger haben eine hohe Stirne, hervorstehende Stirnhöcker, wohlgeformte Augen, eine feine Habichtsnase, ein normales Kinn, sie sind wie die anderen Iranier der Felsenzeichnung schmalgesichtig und schmalnasig. Ihr reichliches Haar, sowie der Bart, sind gelockt. Die Stirne der Westiranier scheint etwas fliehend, während sie bei ihren östlichen Landsleuten eher gewölbt erscheint. Es dürfte nicht überflüssig erscheinen, darauf aufmerksam zu machen, daß alle Iranier gekrümmte Nasen besitzen, sowie ein hervorragendes Kinn, doch ihr charakteristischstes Merkmal besteht in der geringen Schädelhöhe, in der Verflachung des Schädels und in seiner länglichen Form und es scheint uns erwiesen, daß die auf diesem Bas-Relief abgebildeten Iranier den charakteristischen Typus jener langvergangenen Zeit vergegenwärtigen, mit Ausnahme des rund und hochköpfigen

[1]) J. Monant, Recherches sur la glyptique orientale. Seconde partie: Cylindres de l'Assyrie, Médie, Asie-Mineure, Perse, Égypte et Phénicie. Paris, 1886, S. 154—178.
[2]) Khanikoff, Memoires sur l'Ethnographie de la Perse. Paris, 1866, S. 68.

Magiers, der entschieden nicht normal erscheint. Die kompetentesten Forscher sind darüber einig, daß die Ostiranier weit unvermischter waren, als ihre westlichen Brüder. Diese letzteren, unter dem Einflusse der westlichen Kultur, waren stets bereit, Raubzüge bei ihren Nachbarn zu machen, während die Ostiranier es nicht für würdig erachteten, mit den nördlichen Iraniern Verbindung einzugehen. Erst 1000 Jahre später, nach dem Untergang des sassanidischen Reiches, vermischten sie sich mit ihren Besiegern. Wir teilen indes diese Ansicht Spiegels nicht, und wir sind überzeugt, daß die Grenzbewohner des östlichen Iran Versetzungen mit turanischem Blute nicht entgehen konnten, da es ihnen nicht möglich war, den beständigen Verkehr mit ihren Nachbarn zu vermeiden.

Wahrscheinlich hat die Nachbarschaft Elams und Assyriens zur Umwandlung der Schädel der westlichen Iranier nicht unwesentlich beigetragen. Die beiden Semiten der Felsenzeichnung besitzen ebenfalls Langschädel, aber ihr Kopf ist höher als der der Iranier und entschieden weniger umfangreich. Das Aeußere des Armeniers unterscheidet sich nur wenig von demjenigen der Iranier. Ein ähnliches ließe sich vom Sakafürsten sagen, wenn seine hohe, spitze Mütze uns nicht daran hinderte, seine Kopfform zu bestimmen. Seine Züge haben nur wenig Turanisches und besonders sein reichlicher Bartwuchs mahnt nicht im geringsten an ein turco-mongolisches Steppenvolk. Wir dürfen bei dieser Gelegenheit nicht vergessen, daß die Skythen des Altertums, zu denen nach Herodot die Sakas gehörten, Rassenbrüder der Perser waren.

(Aus dem Nachlaß. — Hier bricht das Manuskript ab.)

Die Krankheiten der Völker.

Dr. Daniel G. Brinton.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von U. Fricke.)

I.

Die medizinische Wissenschaft teilt sich in drei Zweige: der erste umfaßt die Pathologie, d. h. das Wesen und den Ursprung der Krankheiten; der zweite behandelt die Therapeutik oder die Heilmethoden; der dritte ist die Hygiene oder die Methoden, den Krankheiten vorzubeugen. Wir wollen uns hier nur mit der ersten dieser Abteilungen beschäftigen, nämlich mit dem Wesen und dem Ursprung der Krankheiten, indem wir uns auf einen, obgleich von hervorragender Wichtigkeit, doch verhältnismäßig wenig beachteten Zweig der Medizin beschränken. Es wird sich hier nicht um die Krankheiten der Männer, Frauen, Kinder, noch irgend eines Individuums handeln, sondern um diejenigen der großen Gruppen von Individuen, die wir Völker nennen. Sei es nun ein Stamm, sei es ein Völkerbund, — wenig bedeutet der Name, den ich ihm gebe — ich will mich hier nur mit der sozialen Gruppe in ihren physischen Beziehungen befassen, indem ich das Wort Nation nur in diesem einen Sinne gebrauche, ohne mich in

eine genaue Untersuchung über die zwischen diesen sozialen Gruppen bestehenden Verschiedenheiten einzulassen.

Die Nation ist oft schon als ein Organismus betrachtet worden, d. h. als ein in vielen Punkten dem einzelnen Individuum ähnliches Wesen, und dies mit Recht, denn wir können nicht einen Teil der Nation schädigen, ohne ihrer Gesamtheit zu schaden. Ebensowenig können wir einem Teil der Nation Gutes erweisen, ohne damit der ganzen Nation zu nützen. Diejenigen, die die Völker studiert und als einzelne Organismen betrachtet haben, behaupten, daß die Nation, wie das Individuum, ihr eigenes Leben besitzt. Sie hat ihre Jugend, ihre Zeit der Reife, ihre Periode des Verfalls, und diese Perioden werden von Gesetzen regiert, die ebenso unbeugsam sind wie diejenigen, die das Leben der Individuen bestimmen.

Jedermann weiß, daß man von der Medizin die Fähigkeit verlangt, dem Gang der Zeit Einhalt zu tun und die Vernichtung des Individuums zu verhindern. Gleichwohl bleibt es dem Individuum nicht erspart, diese verschiedenen Perioden durchzumachen; und wenn das Glück ihm noch so hold gewesen, einmal muß es doch der Sterilität, dem Siechtum und dem Tode verfallen.

Vor ungefähr einem halben Jahrhundert hat ein französischer Offizier eine sehr gründliche Studie über das natürliche Leben der Völker geschrieben. Wie lang ist die Lebensdauer einer Nation, vorausgesetzt, daß sie nicht durch einen Feind gewaltsam zerstört wird? Wo ist, mit anderen Worten gesagt, die natürliche Grenze des Lebens einer Nation? Unser Verfasser beziffert diese Dauer zwischen 800—1000 Jahren und erhärtet diese seine Aussage durch eingehende historische Untersuchungen. Wir wollen vorläufig die Genauigkeit dieser Behauptung nicht näher erörtern. Sie hat in der Vergangenheit gewiß ihre Richtigkeit; doch haben wir verschiedene Gründe, zu vermuten, daß sie für die Zukunft nicht immer gültig sein muß. Es ist möglich, und wir können die Hoffnung, die Ueberzeugung, die Gewißheit hegen, daß eine Nation, wenn sie sich ihrer Handlungen voll bewußt ist, wenn sie nicht durch einen jener tödlichen Schläge, welche Schicksal oder Zufall bisweilen zufügen, getroffen wird, sich vor den Folgen dieser nationalen Krankheiten zu hüten und damit ihr Dasein unendlich zu verlängern vermag; dies war jedoch in der Vergangenheit nicht der Fall, und ist es, soweit wir um uns her sehen können, auch in der Gegenwart nicht.

Welcher Art sind nun die Krankheiten, die das Leben der Völker bedrohen? Um diese Frage beantworten zu können, ist es notwendig, festzustellen, was unter einer Völkerkrankheit zu verstehen ist. Es ist dies, meiner Ansicht nach, die chronische Unfähigkeit einer Nation als Einheit, ihre Handlungen im Sinne ihrer Selbsterhaltung zu leiten. Nun ist es aber sehr wohl möglich, daß solche Krankheiten zu einem derartigen Resultate führen, ohne die Mehrheit der Nation im geringsten zu tangieren. Dies ist ein wichtiger Punkt, der nicht übersehen werden darf. Es kann sich sehr wohl jener Fall ereignen, der im menschlichen Organismus zutrifft. Es ist möglich, daß unsere allgemeine Gesundheit eine vortreffliche sei. Ein einziges Organ ist krank, und die Krankheit dieses Organs kann zu einem frühzeitigen Tode führen. Dieser Fall ist häufig genug und findet sich ebenso im Leben der

Völker. Man könnte aus der Geschichte mehrere Beispiele anführen und sie werden sich von selbst dem Gedächtnis aufdrängen, wenn man an gewisse Epochen denkt, wo eine uneinige Geistlichkeit, ein degenerierter Adel, eine besondere, in Mißkredit geratene Regierungsform den Untergang einer Nation herbeigeführt hat. Die Majorität dieses Volkes hätte ihre Kräfte vollkommen gesund erhalten und noch lange weiterleben können, wäre dieses besondere soziale Element nicht durch und durch und unheilbar krank gewesen. Deshalb versteht man, wenn man von den Krankheiten der Völker spricht, nur die Gesamtheit der Nation, nicht ihre Individuen, sondern das nationale Leben.

Wenn wir in der Medizin jenen bereits erwähnten großen Zweig, die Pathologie, ins Auge fassen, suchen wir nach Möglichkeit die Ursachen der Krankheit oder des pathologischen Zustandes, dessen Vorhandensein wir konstatieren, zu erforschen. Ebenso müssen wir auch die Ursachen jener Volkskrankheiten ins Auge fassen, die in der Vergangenheit die Völker ihrem Untergange zugeführt haben und auch heute noch zuzuführen drohen. Diese hauptsächlichsten Krankheitsursachen zerfallen in vier Gruppen, denen wir nacheinander unsere Aufmerksamkeit zuwenden werden: die erste ist die mangelhafte Ernährung; die zweite das Gift; die dritte der geistige Choc; die vierte die sexuelle Entartung.

Wir wollen, wie jeder Arzt es tut, mit den physischen und physiologischen Ursachen beginnen. Man täusche sich ja nicht darüber, daß die Nationen immer aus physiologischen Ursachen zugrunde gehen. Alle psychologischen Ursachen, alle Krankheiten des Geistes basieren, in den Augen des Arztes, auf Krankheiten des Körpers. Ein erfahrener und scharfsinniger Arzt wird, wenn er irgend eine Geisteskrankheit entdeckt, sofort nach der physischen und physiologischen Ursache suchen. Diese allein ist es, die seine Aufmerksamkeit von Anfang an fesselt.

II.

Manche Aerzte behaupten, daß alle Krankheiten des menschlichen Körpers aus einer mangelhaften oder schlecht geleiteten Ernährung eines der Organe des Körpers entstehen. Wenn dies zutrifft, sieht man sofort ein, wie wichtig es ist, daß ein Volk eine geeignete, quantitativ genügende und gut zubereitete Nahrung besitzt. Andernfalls ist den Geisteskrankheiten, die bald zerstörend und zersetzend auf den politischen Körper wirken werden, Tür und Tor geöffnet.

Der Historiker Buckle, ein Mann von hervorragendem Genie, hat in seiner „Geschichte der Zivilisation“ viel Vortreffliches gesagt und geschrieben. Nicht alle darin ausgesprochenen Ideen sind richtig; wenn er aber sagt, daß man „die Geschichte der Völker nach der ihnen gewohnten Nahrung verfolgen kann“, stimmen wir mit ihm überein. Hat Buckle mit dieser etwas zu kategorischen Behauptung auch mehr eine Antithese aufstellen als einen wissenschaftlichen Lehrsatz beweisen wollen, so hat er doch mit zweifelloser Klarheit dargetan, daß eine Nation einer genügenden, sorgfältig zubereiteten Nahrung bedarf, soll sie nicht degenerieren und zugrunde gehen. Daraus folgt notwendig, daß die Not — nicht der absolute Mangel an Nahrung, sondern deren Unzulänglichkeit oder die Schwierigkeit, sie ohne außer-

ordentliche Mühe zu erlangen — der Ursprung aller physischen und geistigen Degenerierung der eine Nation zusammensetzenden Individuen ist. Und blicken wir um uns, so bieten sich uns in dieser Beziehung gar viele traurige Schauspiele.

Welches ist der gegenwärtige Zustand der Völker in Europa? Es gibt unter ihnen vielleicht nicht ein einziges, dessen Nahrung eine genügende ist, d. h., das genug produziert, um sich zu ernähren. England, das wir als eine der blühendsten Nationen der Welt kennen, muß zwei Drittel seines Konsums von entfernten und vielleicht feindlichen Nationen beziehen. Würde heute die Lebensmittelzufuhr nach England abgeschnitten werden, in weniger als einem Monat würden Tausende von Menschen in den Straßen von London Hungers sterben, und binnen drei Monaten würde diese Zahl sich auf Millionen beziffern. Diese Möglichkeit des Nahrungsmangels ist die gefährlichste Situation, in der ein Volk sich befinden kann. Tatsächlich werden die europäischen Nationen durch die Unzulänglichkeit der Nahrungsmittel bedroht und sie machen daher die energischesten Anstrengungen, um ihre Landwirtschaft zu schützen. Sie sind sich klar bewußt, daß dieses furchtbare Uebel, die Grundlage aller Krankheiten, Not und Teuerung, im Falle eines allgemeinen Krieges ihr schrecklichster Feind wäre. Diese Erwägung ist es, die, mehr als jede andere, sie gegen ihren Willen zum Frieden zwingt. Jene Schriftsteller, die irgend eine Episode der so schmerzlichen Kämpfe der Armen um die Subsistenzmittel des Lebens miterlebt haben, erkennen mit untrüglicher Klarheit, daß die Unzulänglichkeit der Nahrung Elend und Niedergang nach sich zieht. Was ist Freiheit? Dr. Johnson sagte: „Die Freiheit des Engländers ist das Recht zu arbeiten oder zu verhungern", und dahin gelangen heutzutage alle Völker.

Die unmittelbare Folge der Einschränkung der Nahrung während einer langen Zeitperiode wurde von den Aerzten vom Standpunkte der Nationalökonomie aus eingehend studiert. Wir sind imstande, die Resultate eines andauernden Nahrungsmangels bei vielen Nationen aufs genaueste zu konstatieren. Wir wissen, daß die Entbehrung eine Entartung der Gewebe, einen Stillstand im Wachstum, eine Schwächung des Körpers nach sich zieht, und daß sie auch in anderer Hinsicht diese Nationen geistig und körperlich unfähig macht, an dem großen Werke des Fortschritts und der Civilisation mitzuarbeiten. Nichts wäre daher schrecklicher als die Aussicht auf einen nationalen Notstand, selbst in dem beschränkten Sinne des Wortes. Ein schlagendes Beispiel dafür liefert uns Oberitalien. Dort findet man eine von der Natur reichgesegnete Bevölkerung, welche eine große Vermehrungstendenz zeigt, und doch bietet sie alle Anzeichen physischer Degenerierung. Sie siechen an einer Krankheit, die nur dort existiert und deren Ursache in der Art und Weise der Ernährung zu suchen ist. Sie nähren sich von Mais, der, wie auch an anderen Orten, oft durch das sogenannte Mutterkorn verdorben wird. Dies verursacht eine eigentümliche Krankheit, die zugleich Geist und Körper schwächt. Wo immer man ein Volk findet, dessen Wuchs sichtlich unter dem Mittelmaß zurückbleibt, kann man daraus schließen, daß es Perioden unzureichender oder schlechter Ernährung durchzumachen hatte. Die europäischen Juden sind heutzutage um zwei oder drei Zoll (drei bei

den Männern und zwei bei den Frauen) kleiner als das Durchschnittsmaß der Völker, unter denen sie leben und seit dem Mittelalter gelebt haben. Die Ursache dieser Tatsache ist unbestreitbar die, daß ihre Nahrung qualitativ wie quantitativ eine unzureichende war, und darin ist auch der Grund für das geringe Maß ihrer physischen Kräfte zu finden. Die Lappländer Nordeuropas, die Bewohner der Cevennen und Ardennen, die Buschmänner sind Völker, die Generationen hindurch Hunger gelitten haben und von der durchschnittlichen Größe von fünf Fuß acht Zoll auf vier Fuß zehn oder elf Zoll herabgesunken sind; das Maß von fünf Fuß haben sie nie überschritten. Diese traurige Erbschaft verdanken sie der Unzulänglichkeit und teilweise auch der schlechten Bereitung ihrer Nahrung. Eine der Ursachen der vielen Krankheiten in den Vereinigten Staaten liegt in dem Umstande, daß die Kost nicht gut ist. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur den Südwesten zu bereisen und man wird bald sehen, daß die Gesundheit der Einwohner eine miserable ist, vor allem aus dem Grunde, weil ihre Nahrung, obgleich quantitativ reichlich, in einer Weise zubereitet ist, die ihren Verdauungsapparat unbedingt ruinieren muß.

III.

Eine zweite Reihe von Krankheitsursachen bilden die Gifte. Ein ausgezeichneter französischer Schriftsteller, der diese Frage zum Gegenstande eingehendster Studien gemacht, hat konstatiert, daß bei dem Volke ein Moment der Entartung besteht, das mächtiger ist als jedes andere. Es handelt sich um den Alkohol, dessen mäßiger Genuß unschädlich, ja sogar wohltätig sein kann; Mäßigkeit in diesem Punkte ist jedoch bei der Mehrzahl der Nationen nicht der Fall. Bei jenen, die zu den zivilisiertesten zählen, bringt der Alkohol zweifellos ein Element nationalen Verfalls mit sich. Kein Arzt, der dieses Problem studiert hat, kann das bestreiten. Der Alkohol, so wie er gebraucht wird, ist nichts Geringeres als ein Element nationaler Degeneration. Er ist der Erzeuger der Krankheit der Völker, und es gibt außerdem noch eine Anzahl anderer narkotischer und stimulierender Mittel, welche dieselben Wirkungen hervorbringen. Ich nenne hier den Genuß des Kaffees bei den arabischen Bevölkerungen der Sahara und auch anderwärts und des Koka, der so schädlich ist, daß selbst die doch wenig um die Hygiene besorgten Spanier ihn in Peru und in ihren anderen südamerikanischen Besitzungen verboten hatten. Ich scheue mich nicht, auch den Tabak zu nennen, den ich gleicherweise als eine Ursache nationalen Verfalls betrachte. Ein Volk von Rauchern wird unbedingt moralisch und physisch schwächer sein, als ein Volk von Nichtrauchern.

Alle diese Gifte gehören zu jenen, die wir freiwillig und mit Absicht, in voller Kenntnis ihrer Folgen zu uns nehmen. Es gibt jedoch auch eine Anzahl anderer Gifte, welche die nationale Kraft unmittelbar beeinflussen und die zu bekämpfen die Wissenschaft bisher machtlos geblieben ist: die Malaria zum Beispiel. Man findet auf der Erdoberfläche weite Distrikte, die von dieser Krankheit derart infiziert sind, daß kein dort lebendes Volk einen höheren Grad geistiger oder physischer Kraft zu erreichen vermag. Es gibt Länder, die doppelt so groß sind, wie Europa, und in denen es für eine Nation ganz

unmöglich ist, zu leben und zu gedeihen. Die Menschen leben dort — sie leben ja überall —, aber sie sind nicht imstande, an dem Fortschritt der Kultur mitzuarbeiten. Wo immer die Malaria beständig und in nicht normalem Maße wütet, bleibt die auf dieses Land beschränkte Nation unfähig, jemals eine Rolle in der Geschichte der Menschheit zu spielen. Außer der Malaria gibt es noch andere Ursachen, so die Infektion des Wassers, der Kretinismus, ferner noch eine große Reihe von Infektionskrankheiten, die zuweilen einen ungeheueren Einfluß ausüben, wie die Lepra und die Syphilis, wirkliche Gifte, welche sich fortpflanzen, die physische Kraft zerstören, die geistige Kraft des Stammes oder der Nation, der Stadt oder des Landes, wo sie sich eingenistet, untergraben. Es sind dies rein physische Krankheiten, die jedoch einen nationalen Charakter annehmen. Ihr direkter und positiver Einfluß auf die Geschichte eines Volkes unterliegt nicht dem leisesten Zweifel. Sie verkürzen sein Leben, zerstören seine Kraft.

IV.

Wir kommen nun zu jenem eigentümlichen psychischen Vorgang, den die Aerzte den Choc nennen. Zuweilen, wenn es sich um eine Operation handelt, weiß der Arzt sehr gut, daß dieselbe unter normalen Verhältnissen gelingen würde; er weiß aber auch, daß manche Kranke von der bloßen Furcht vor dieser Operation den sogenannten chirurgischen Choc erlitten haben, und dies allein genügt, um das Leben des Kranken, der ohne die Operation und unter gewöhnlichen Umständen gerettet worden wäre, in Gefahr zu bringen. Eine analoge Erscheinung finden wir in der Geschichte der Nationen. Auch sie sind diesem geistigen Choc unterworfen, der ihr Gleichgewicht zu erschüttern droht. Sie haben die Herrschaft, die Kontrolle über ihre Fähigkeiten verloren. Dies führt sie zur Verzweiflung und damit zum Ruin. Die Geschichte von Amerika liefert dafür markante Beispiele. Cortez landete mit nur einigen hundert Soldaten und dreizehnhundert Pferden an der Stelle, wo heute Vera Cruz gelegen ist, und griff damit ein Volk an, das 100000 kampfgeübte Krieger ins Feld zu führen vermochte. Er griff es an und eroberte es; er verdankte diesen Sieg jedoch einem geistigen Choc, der diese indianischen Azteken zum Widerstande unfähig machte. Sie befanden sich in so neuen, fremden Umständen, Feinden gegenüber, die in ihren Büchsen den Blitz und den Donner des Himmels zu bergen schienen, daß sie sich völlig außerstande fühlten, nach gewohnter Weise den Kampf zu führen. Ebenso überfiel Pizarro, ein roher und ungebildeter Seeräuber, nachdem er an der südamerikanischen Küste gelandet und seine Schiffe hinter sich verbrannt hatte, das alte und mächtige Kaiserreich Peru, das sich in einer Ausdehnung von 1500 Meilen längs der amerikanischen Küste erstreckte, drang in dessen Inneres ein und unterwarf sämtliche dieses ungeheuere Territorium bewohnenden Völker. Wie ein Kartenhaus fiel dieses Reich vor Pizarro zusammen. Die Peruaner waren auf irgend eine Weise vom Choc getroffen worden. Die Reisenden und Naturforscher, die unter den Indianern Südamerikas gelebt haben, bestätigen diese Tatsache: überall, wo die eingeborenen Indianer mit den Spaniern zusammengestoßen waren, hatten sie eingesehen,

daß diese Letzteren sie auf Gnade und Ungnade in ihrer Gewalt hatten und daß sie unfähig waren, mit ihren eigenen Mitteln gegen die Eroberer zu kämpfen.

Der Choc spielt in allen nationalen Katastrophen eine große Rolle. Als die Pest im 14. Jahrhundert Europa heimsuchte, raffte sie die Hälfte der Einwohner hinweg. Die Annalen der Medizin schätzen die Zahl der an dieser Krankheit, die wir die Beulenpest nennen, gestorbenen Menschen auf 24 Millionen. Der Choc, den sämtliche europäische Völker dadurch erlitten, war so heftig, daß ihre Armeen sich zerstreuten; kein einziges Volk wagte noch, eine solche zu erhalten. Sobald eine Armee sich gebildet hatte, brach in ihren Reihen die Pest aus und wütete bis zur Vernichtung. Der Zustand, in dem die Völker sich befanden, war derart, daß sie, von einem von der Zerstörungsmacht dieser Krankheit verschont gebliebenen Feinde angegriffen, ausnahmslos unterlegen wären. Das war mehr ein geistiger als ein physischer Choc. Diese Nationen betrachteten sich selbst als unfähig, dem, was sie „das jüngste Gericht“ nannten, zu widerstehen.

V.

Die vierte Gruppe der Völkerkrankheiten ist von besonders großer Bedeutung. Wir meinen die sexuelle Entartung, die schwerste, die schleichendste und gefährlichste der nationalen Krankheiten. Der Gegenstand ist kompliziert und würde, um eingehend behandelt zu werden, mehr Raum beanspruchen, als uns zur Verfügung steht; wir wollen uns daher auf einige allgemeine Betrachtungen beschränken. Eine Nation muß, sofern sie nicht zurückgehen und sinken will, sich vermehren; und diese Vermehrung muß nicht nur durch Einwanderung, sondern auch durch natürliche Fortpflanzung geschehen. Es ist ein fundamentaler, durch die Geschichte bestätigter Grundsatz, daß die Zahl der Kinder in jeder Ehe die Zahl der Eltern übersteigen muß. Sorgfältig geführte Statistiken beweisen, daß jedes verheiratete Paar (vorausgesetzt, daß in einer Nation alle Männer und alle Mädchen heiraten), wenigstens vier Kinder erzeugen muß, damit die Gesamtbevölkerung nicht abnehme und nur einfach stationär bleibe. Diese Tatsache gründet sich auf Millionen von Seelen in Amerika und Europa umfassende Statistiken. Der Grund dafür ist einfach genug: die Kindersterblichkeit rafft wenigstens ein Viertel der Bevölkerung hinweg, so daß von vier Kindern nur drei übrig bleiben; überdies bestehen zahlreiche Fälle von Impotenz und Sterilität, welche manche Ehen unfähig machen, Kinder zu erzeugen. Ebenso muß man in der Ehe mit dem frühzeitigen Tode des Mannes oder der Frau rechnen. Aus diesen statistischen Untersuchungen geht hervor, daß, wenn jede Person in einer Nation sich verheiraten würde und jede Familie vier Kinder hätte, die Nation stationär bliebe. Die natürliche Fortpflanzung muß daher, von der Einwanderung abgesehen, bei Gefahr nahen Verfalls Gegenstand beständiger Fürsorge sein.

Dies ist nun aber bei der Mehrzahl der Völker nicht der Fall. Für Frankreich und Amerika zum Beispiel sind die Statistiken entmutigend genug. Man kann den Staat Massachusetts mit gewissen Präfekturen von Mittelfrankreich vergleichen und wird hier wie dort eine — wenn

man von der Einwanderung absieht — merkliche Abnahme der Bevölkerung finden. Ohne Einwanderungen wären heute diese Gegenden verödet, die Höfe verlassen, die Häuser geschlossen. Warum? Weil aus verschiedenen Gründen, auf die näher einzugehen unnötig ist, die Ehe selten und, wo sie stattfindet, relativ unproduktiv wird. Sie liefert nicht die zur Aufrechterhaltung der bisherigen Bevölkerungsziffer notwendige Anzahl von Kindern.

Es ist ein Gesetz der Demographie, daß eine Nation, in der aus irgend einer, ob nun religiösen oder weltlichen Ursache, eine größere Enthaltung von der Ehe sich bemerkbar macht, gewiß krank sein muß. Golloin, einer der besten Statistiker Englands, hebt in seinem Werke, „Der Einfluß des Cölibats auf die Geschicke der Nationen", hervor, daß das vom Christentum befohlene Cölibat — das Cölibat der Geistlichkeit — und das so lange gepredigte und heute noch von einigen der wichtigsten christlichen Sekten in übertriebener Weise gepflegte Klosterleben zum nationalen Verfall führen. Das Cölibat hat stets gerade die Elite der Männer und Frauen zu einem einsamen Leben verurteilt und damit die späteren Generationen ihrer Superiorität beraubt. Derselbe Autor bemerkt ferner, daß die ganze Doktrin des Cölibats und des Klosterlebens, selbst außerhalb des religiösen Gebietes, verhängnisvoll für das Gedeihen eines Volkes ist.

Es gibt, wenn auch außerhalb der zivilisierten Völker, noch andere anormale Eheformen, die zu dem gleichen Resultate führen. Die Ethnologen und Anthropologen studieren diese mit tiefgehendem Interesse, wie z. B. jene, wo ein Mann mehrere Weiber oder eine Frau mehrere Männer hat. Unter den auf niederer Kulturstufe stehenden Stämmen oder Völkern herrschen uns unbekannte Eheformen, die wir hier mit Schweigen übergehen, um unser Interesse mehr den, den großen Nationen der Gegenwart, als den der Vergangenheit angehörenden Völkern zuzuwenden. Die Einschränkung der Geburten ist, wie ich für England und Frankreich nachgewiesen habe, von eminenter Wichtigkeit. Uebrigens ist sie auch anderwärts häufig. Auf der kürzlich von Japan erworbenen Insel Formosa verfällt seit undenklichen Zeiten jede Frau, die vor ihrem 35. Jahre ein Kind gehabt hat, der allgemeinen Verachtung. Der Kindesmord ist infolgedessen dort — wie in China — an der Tagesordnung. Auf Formosa wie in China ist die Neigung, lieber ein Kind zu töten, als es aufzuziehen, eine Krankheit des nationalen Lebens, das diese beiden Völker zu Knechtschaft und Untergang führen muß.

Eine Frage ähnlicher Art und von höchster Wichtigkeit hat ein italienischer Schriftsteller in einer Studie über die gegenwärtigen Verhältnisse der lateinischen und der teutonischen Rassen behandelt. Es ist bekannt, daß die lateinischen oder romanischen Völker — Frankreich, Italien, Spanien — sich in weniger günstigen Verhältnissen, als die durch Deutschland, England und die Vereinigten Staaten repräsentierten germanischen Nationen befinden. Der ausgezeichnete italienische Schriftsteller, selbst einem romanischen Volke angehörend, fragt nach der Ursache dieser seit zwei Jahrhunderten wachsenden Inferiorität der lateinischen Völker, und er findet dafür folgende Erklärung. Ein Franzose oder ein Italiener wird den größten Teil seines Lebens damit verbringen, an das andere Geschlecht zu denken und Befriedigung seiner

sinnlichen Begierden zu suchen. Ein Deutscher oder ein Engländer hingegen wird seinen Geist in anderer Weise beschäftigen. Er wird an seine Geschäfte, an seine Studien denken, er wird sich seinem Beruf oder seinem Handwerk widmen und sein Gehirn wird niemals in solchem Maße, wie das eines Italieners oder eines Franzosen, von jenen anderen Interessen absorbiert werden. „Daraus", sagt der Verfasser, „ergibt sich die Ueberlegenheit der Deutschen und der Engländer in dieser Beziehung. Sie arbeiten durch ihr individuelles Streben beständig an der Mehrung ihrer nationalen Macht, während wir an unser Vergnügen denken. Wir suchen dem anderen Geschlechte zu gefallen, nicht nur der Frau, mit der wir gesetzlich verbunden sind, sondern den Frauen überhaupt." Und dieser Sinnlichkeit schreibt er vor allem die Schwächung der romanischen Völker der Gegenwart zu.

VI.

Wir haben in Kürze die Hauptursachen dessen, was wir die Krankheiten des Volkskörpers nennen, dargelegt. Nun wendet sich unsere Betrachtung den Krankheiten des Volksgeistes zu. Sie zerfallen in zwei Klassen, in die Krankheiten des Gefühls und in jene des Intellekts. Da müssen wir nun vor allem konstatieren, daß eine Art geistiger Schwäche vielen auf niederer Stufe stehenden Völkern, wie z. B. den Eingeborenen von Ozeanien, eigentümlich ist. Sie sind ebenso unfähig, einem logischen Argument, wie einer Messe zu folgen. Die Berührung mit der Zivilisation gereicht ihnen zu großem Nachteil. Sie wissen nichts damit anzufangen, sie können sie nicht begreifen und man kann sie ihnen nicht begreiflich machen. Die Folge ist, daß sie absterben und ausgerottet werden.

Das Gleiche ist bei der verbrecherischen Anlage der Fall. Wo sie in einer Gesamtheit in abnormer Häufigkeit vorkommt, ist sie ein untrügliches Zeichen nationaler Erkrankung. „Aber", wird man fragen, „was ist eine verbrecherische Anlage? Was ist ein Verbrecher?" Ein Verbrecher ist derjenige, der zu einem selbstischen Zwecke die soziale Existenz um sich her, die ihn umgebende soziale Welt zerstören möchte. Wir betonen: zu einem selbstischen Zwecke — wohl wissend, daß dies eine große Anzahl edler Wesen, die als Verbrecher gerichtet und verurteilt worden sind, aus der Zahl der Verbrecher ausschließt — und dies ist eben unsere Meinung. Der Mensch jedoch, der zu einem egoistischen Zwecke das von den Generationen errichtete Gebäude der Zivilisation zu zerstören trachtet, der ist ein Verbrecher, und keiner wird das bestreiten. Es ist möglich, ja sehr wahrscheinlich, daß die Gesellschaft den Verbrecher schafft, doch kann es auch eine Frage der Erblichkeit sein. Wir beschäftigen uns hier nur mit der Krankheitsursache. Wenn die kriminelle Anlage mit der Absicht, in rein persönlichem Interesse die umgebende Zivilisation zu vernichten, große Verbreitung gewinnt, so wird sie zu einer nationalen Krankheit, die unabwendbar zu furchtbaren Konsequenzen führen muß.

Ein ferneres Krankheitsbild bieten die nationalen Illusionen. Es ist merkwürdig, daß eine Menge wie von einem Zyklon von irgend einer Illusion erfaßt werden kann, die sich ihrer bemächtigt, sie physisch und geistig beherrscht, die in ihr jede Fähigkeit zu logischem

Denken vernichtet und sie dem erstbesten Führer folgen heißt. Die allgemeine Geschichte liefert uns zahlreiche Beispiele von Nationen, die durch solche Illusionen in große Gefahr versetzt, zuweilen sogar dem gänzlichen Untergange zugeführt wurden. Es gibt Illusionen religiösen Charakters. Manche Nationen gingen zugrunde, weil sie an Prophezeiungen glaubten, oder weil sie überzeugt waren, daß die Gottheit sie leitete, eine wilde und fanatische Illusion. Vor einigen Jahren hatten wir Gelegenheit, die Illusion zu beobachten, welche die Zerstörung des Khalifats herbeiführte, jener stolzen Armee von 30000 Mann, die in die Ebene herabgestiegen, den Engländern entgegenmarschiert und in den Kampf gezogen war mit dem festen Glauben an ihren Sieg. Vielleicht hätten sie auch wirklich den Sieg errungen, wenn sie im Schutze ihrer Mauern geblieben wären; die fanatische und religiöse Illusion jedoch hat ihnen den Untergang bereitet. Die Geschichte liefert zahlreiche ähnliche Beispiele: unter anderm das „Trugbild der Philosophie“ in Indien, das so viele Millionen menschlicher Wesen dem englischen Joche unterworfen hat, so daß England jetzt mit 50000 Mann 50 Millionen Menschen zusammenhält. Durch alle Philosophien Indiens zieht sich die gefährlichste der Illusionen, ihre Religion. Diese Menschen glauben nicht an die Wirklichkeit ihres Daseins. Sie bilden sich ein, die höhere Wirklichkeit sei eine subjektive, nicht eine objektive. Dies genügt, um ihre Kräfte zu lähmen, sobald sie in der gegenwärtigen, objektiven Welt handelnd auftreten sollen. Es ist das, was sie selbst die Molga, die Illusion, nennen. Das ganze Dasein, das ganze Leben, unsere alltäglichsten Handlungen sind nach der Ansicht ihrer Philosophen, ihrer Propheten, ihrer Lehrer nichts als Täuschung. Die Engländer sind dieser Meinung nicht und sie sind vorläufig mit der ihren jedenfalls besser gefahren.

VII.

Eine letzte Krankheitserscheinung liegt in den herrschenden Ideen. Tatsächlich ist es merkwürdig zu sehen, wie die herrschenden Ideen die Völker den seltsamsten Zielen, oft der Gefahr, zuweilen sogar dem Tode entgegengeführt haben. Die einen werden von der fixen Idee der Eroberungssucht beherrscht, verschwenden auf sie alle Kräfte und ernten nur Niederlagen. Die andern beherrscht die Leidenschaft für die Kunst, wie das alte Griechenland, das ihr alles geopfert hat; inzwischen jedoch übten sich die Römer in der Kunst der Waffen, organisierten ihre Legionen und Griechenland wurde von Rom besiegt. So ist es immer und überall im ganzen Verlaufe der Völkergeschichte. Sucht man nach der Ursache, welche ein Volk seinem Ruin entgegengetrieben hat, so gewahrt man fast immer, daß seine Führer von einem Ideal beherrscht waren, das ihrer Zeit nicht angemessen war. Und die Folge war ihr Untergang.

Es gibt auch intellektuelle Krankheiten der Nationen. Dazu gehören die nationalen Gemütserregungen, die nervöse Reizbarkeit, die Erregbarkeit der Gefühle, die man auch die epidemische Hysterie der Völker nennen könnte. Das für alle Zeiten merkwürdigste Beispiel dieser Art ist vielleicht das der Kreuzzüge. Ganz Europa ward von einer Hysterie der Gefühle ergriffen. Kinder von sechs, sieben, neun

Jahren unternahmen Kreuzzüge, die sich durch zwei Jahrhunderte fortsetzten. Allein zogen sie aus, nur von anderen Kindern ihres Alters begleitet. Versuchten ihre Eltern, sie zurückzuhalten, so verweigerten sie Speise und Trank und siechten dahin. Sie wurden die Beute jener gewaltigen Hysterie: der fixen Idee, das Banner des Kreuzes in das Land der Ungläubigen zu tragen. Aller europäischer Völker bemächtigte sich der gleiche Wahnsinn. Man kann sich einen Begriff von den Folgen machen, wenn man erfährt, daß zur Zeit, da die Kreuzzüge ihren Höhepunkt erreichten, in vielen Städten und vielen Provinzen auf sieben Frauen nur ein Mann zurückblieb. Ebenso häufig ist in unseren Tagen die geistige Reizbarkeit und die geistige Depression. Erstere Krankheit nennen die Franzosen Chauvinismus, nach dem Namen eines napoleonischen Soldaten, der immer wiederholte: „O, wenn der Kaiser da wäre, würde er Das und Jenes tun!" Alles für den Kaiser! Der Chauvinist glaubt beständig, daß sein Vaterland, und nur dieses allein, berufen sei, das Banner der Zivilisation und des Fortschritts voranzutragen. Er sieht mit mitleidiger Verachtung auf alle anderen Länder herab. Er glaubt, daß das Volk, dem er angehört, dazu berufen ist, der Beherrscher des Weltalls zu werden. Unter diese Kategorie könnte man fast alle großen Nationen der Gegenwart einreihen. Ein Volk, das mit diesem Fehler behaftet, ist dem unvermeidlichen Untergang verfallen. Da es alles zu wissen sich einbildet, gibt es sich keine Mühe, irgend etwas von anderen Nationen zu lernen und läßt sich damit den besten Teil der Errungenschaften der Kultur entgehen. Das Resultat ist eine nationale Erkrankung des Gemütes, die oft verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen kann.

Das Gegenteil davon ist die nationale Depression. Es gibt Völker, die von sich selbst eine so geringe Meinung haben, daß sie sich keinem anderen ebenbürtig betrachten. Diese Fälle sind zahlreich genug. Symons erzählt uns die ergreifende Geschichte jenes Volkes Süditaliens, das einst den Staatenbund Groß-Griechenlands umfaßte. Als Rom die Eroberung dieses Volkes begann, ergab es sich widerstandslos dem Verhängnis. Jährlich einmal versammelte es sich in seinen Tempeln und klagte in Tönen der Verzweiflung seinen Göttern die Unmöglichkeit seiner Rettung. Eben seine Verzweiflung war es, die sein rasches Erlöschen herbeiführte; die Griechen wurden aus der Halbinsel vertrieben und nur die Trümmer ihrer Kunst geben heute noch Kunde von der Existenz dieser Eroberer und Erzieher. Ebenso hat der Fatalismus der Orientalen und die angeborene Feigheit der Chinesen ihren letzten Grund in einer nationalen Depression.

Ueber amerikanische und britische Einwanderungsgesetze.

Hans Fehlinger.

In den letzten Jahrzehnten ist in den meisten Kulturstaaten Europas eine Tendenz zutage getreten, welche dahin strebt, die Macht des Staates auszudehnen und diesem Aufgaben zu übertragen, denen er

früher völlig fern gestanden hat. „Unsere Zeit wünscht eine fortschreitende Sozialpolitik, und diese ist nur dann möglich, wenn eine kräftige Staatsgewalt vorhanden ist, die zugunsten des allgemeinen Wohles die Freiheiten des Einzelnen zu beschneiden wagt[1].“ Gerade in den angelsächsischen Ländern haben jedoch die staatssozialistischen Bestrebungen nur wenig Anklang gefunden. Hier wurde und wird zumeist noch gegenwärtig die Freiheit des Individuums höher veranschlagt als manches Gute, das sich beim Eingreifen des Staates auf diesem oder jenem Gebiet ergeben würde. Um so auffallender ist eine andere Art der Beschränkung der absoluten persönlichen Freiheit, welche in eben diesen Ländern immer mehr an Ausdehnung gewinnt, und zwar handelt es sich um solche Maßregeln, welche für die Entwicklung der Völker von großer Bedeutung werden können; es sind dies die Verbote der Einwanderung gewisser mit körperlichen, geistigen oder moralischen Defekten behafteter Personen einerseits und die Behinderung der Zuwanderung gewisser Rassen andererseits.

Ihren Ursprung hatten diese legislatorischen Maßnahmen, welche für die politische Anthropologie von Wichtigkeit sind, in den Vereinigten Staaten von Amerika; sukzessive folgten dann alle bedeutenden selbstverwaltenden britischen Kolonien und endlich ist die Regierung Großbritanniens darangegangen, im „Vereinigten Königreich“ selbst die Einwanderungsfreiheit aufzuheben[2]. Wenn dies auch bis nun nicht verwirklicht ist, so darf doch die Schaffung eines diesbezüglichen Gesetzes späterhin als wahrscheinlich gelten[3].

Das Ziel dieser Bestrebungen ist ein doppeltes: in erster Linie die Verhinderung wirtschaftlicher Bedrückung der einheimischen Arbeiterbevölkerung durch ausländische Arbeiter, deren Ansprüche an das Leben auffallend geringer sind; zweitens die Vermeidung der Ueberflutung eines Landes mit körperlich minderwertigen oder geistig rückständigen Rassen; auch durch Ausschließung gewisser Kranker soll dem Herabdrücken des physischen Standard einer Bevölkerung entgegengearbeitet werden[4]. Zu einer besonderen Behinderung der Einwanderung einer bestimmten Rasse ist es bisher sowohl in den Vereinigten Staaten und Kanada, wie in einigen Staaten des australischen Bundes und in Neu-Seeland gekommen, wodurch die Zuwanderung einer erheblichen Anzahl von Chinesen und teilweise, namentlich in Australien, auch Angehöriger anderer farbiger Rassen, unmöglich gemacht ist.

Im allgemeinen lassen sich die von der Einwanderung in verschiedenen Ländern ausgeschlossenen Personen — abgesehen von der eben erwähnten Ausschließung ganzer Rassen — in fünf Kategorien einteilen: körperlich Kranke, Geisteskranke, moralisch Minderwertige, Mittellose und Kontraktarbeiter. Die betreffenden Gesetze zeigen wohl

[1] H. E. Ziegler, Einleitung zu „Natur und Staat“, pag. 18.
[2] Vergl. auch „Pol.-anthr. Rev.“, 3. Bd., pag. 61.
[3] Es kann hier bemerkt werden, daß auf der neunten Session des Int. Statist. Instituts im Jahre 1903 zu Berlin über die Durchführung der Registration der Einwanderer in allen Kulturländern beraten wurde; der Antrag ist diesmal allerdings abgelehnt worden; sobald aber einmal die Registrierung allgemein erfolgt, ist die Ausschließung gewisser Klassen anderwärtig ebenfalls zu erwarten.
[4] Annual Report of the Com.-General of Immigration, 1903.

alle mehr oder minder bedeutende Abweichungen, doch stimmen sie in den Grundlagen überein.

Um praktisch wirksam zu werden, bedurften namentlich die amerikanischen Einwanderungsgesetze einer wiederholten Revision und Verschärfung und man kann sagen, daß erst seit kaum zwei Jahren die gesetzlichen Bestimmungen selbst und der Ueberwachungsdienst solcher Art sind, daß der gewünschte Erfolg resultiert.

Es wird hier zunächst auf jene Einwanderungsgesetze näher eingegangen, welche die Landung gewisser Personen, ohne Rücksicht auf ihre Rasse, verbieten; hierauf sollen die nur zur Ausschließung der Chinesen bestimmten Gesetze der Vereinigten Staaten, Kanadas usw. kurz erörtert werden. Die Einwanderungsgesetze der Vereinigten Staaten sind die am meisten umfassenden[1]). Die Ausschließung moralisch defekter Personen (Verbrecher, Prostituierte) datiert seit dem Jahre 1875; damals war es allerdings infolge mangelnder zureichender Kontrolle nicht möglich, dieses Verbot effektiv zu gestalten. — Im Jahre 1885 wurde das Verbot der Einwanderung von Arbeitern unter Kontrakt erlassen[2]), doch erst zwei Jahre später die zu seiner strikten Durchführung nötigen Schritte getan[3]). Ein mehr umfassendes Gesetz ist jenes vom Jahre 1891[4]), womit zum ersten Male geistig defekte Personen, solche die mit ansteckenden oder abschreckenden Krankheiten behaftet sind, Polygamisten und Paupers ausgeschlossen wurden. Auch war man bestrebt, nur solche Einwanderer zu bekommen, die aus eigener Initiative eine neue Heimat suchen, in richtiger Erkenntnis der Tatsache, daß diese physisch und psychisch tauglicher seien als solche, die erst durch die Initiative anderer zur Auswanderung veranlaßt werden. Die amerikanischen Behörden behaupten nämlich, daß europäische Gemeinden vielfach die ihnen Lästigen, sei es körperlich oder moralisch Defekte, nach den Vereinigten Staaten beförderten[5]). Aus diesem Grund verbot man die Landung von Personen, welchen die Ueberfahrt von dritten bezahlt wurde. Auch wurde es unter Strafe gestellt, in ausländischen Blättern übertriebene Reklame zu machen, um Einwanderer nach Amerika zu locken. Im selben Jahre wurde das zentrale Einwanderungsamt gegründet (damals Office of Superintendent of Immigration, jetzt Bureau of Immigration) und die Ueberwachung der mexikanischen und kanadischen Grenzen angeordnet; die letztere Bestimmung ist allerdings erst zehn Jahre später zu einer entsprechenden Durchführung gekommen. Die Führung einer Liste der Einwanderer und die ärztliche Untersuchung derselben wird im Gesetz von 1891, ausführlich aber erst in dem von 1893 behandelt. Diese beiden Gesetze waren mit wenigen nicht namhaften Aenderungen bis zum vorigen Jahre in Kraft. Am 3. März 1903 ist ein einheitliches Einwanderungsgesetz geschaffen worden, welches in 39 Paragraphen nicht nur die früheren Bestimmungen zusammenfaßt, sondern auch bedeutend verschärft.

---

[1]) Immigration Laws and Regulations. (Departm. of Commerce and Labor, Docum. No. 9.) Washington, 1904.

[2]) Act of Febr. 26, 1885.

[3]) Act of Febr. 23, 1887.

[4]) Act of March 3, 1891, to amend the various laws relative to immigration.

[5]) Vergl. hierüber die Aufsätze über amerikanische Einwanderungsgesetze und deren Durchführung. (Schweiz. Bl. f. Wirtschafts- u. Sozialpol., 11. Jahrg., 1903.)

Der erste Paragraph dieses Gesetzes ist von weniger Bedeutung; er sieht bloß die Einhebung einer Kopfsteuer von 2 Dollars per Einwanderer vor[1]). Im § 2 werden von der Landung ausgeschlossen: 1. Irrsinnige, Schwachsinnige, Epileptiker, sowie Personen, die innerhalb der vorhergegangenen fünf Jahre (oder in ihrem Leben überhaupt zweimal) Wahnsinnanfälle hatten; 2. Personen, die voraussichtlich eine öffentliche Last werden, sowie Gewohnheitsbettler; 3. Personen, die mit einer übertragbaren oder ekelhaften Krankheit behaftet sind; 4. Personen, die eines Verbrechens oder Vergehens überwiesen sind, welches moralische Schändlichkeit (moral turpitude) in sich schließt, ferner Polygamisten, Anarchisten oder solche Personen überhaupt, welche den Sturz der Regierung der Vereinigten Staaten mit Gewalt anstreben, oder die Ermordung öffentlicher Beamter propagieren[2]), sowie Prostituierte und jene, welche Prostituierte einzuführen versuchen; 5. Kontraktarbeiter und Personen, deren Ueberfahrt von dritten gezahlt wurde. Politische Verbrecher, soweit deren Handlung keine moralische Schändlichkeit in sich birgt, sind von der Wirkung dieses Gesetzes ausdrücklich ausgenommen, ebenso haben die Bestimmungen betreffend Kontraktarbeiter auf Künstler, Angehörige der gelehrten Berufe, Geistliche usw. keine Anwendung. Die Strafbestimmungen sind schwere; die Einfuhr von Prostituierten bringt beispielsweise eine Kerkerstrafe von nicht weniger als einem Jahr und nicht mehr als fünf Jahren und Geldbußen bis 1000 Dollars mit sich; die gleiche Geldstrafe ist für jeden einzelnen Fall der Einführung eines Kontraktarbeiters zu zahlen. Ein Umgehen des Gesetzes durch den Kapitän eines Schiffes oder einer anderen für den Transport verantwortlichen Person wird mit Geldbußen bis 1000 Dollars oder Kerker von drei Monaten bis zwei Jahren bestraft. Wenn einer mit einer übertragbaren oder ekelhaften Krankheit behafteten Person die Ueberfahrt wissentlich gestattet wird, so verfällt die Transportunternehmung einer Geldstrafe von 100 Dollars für jeden einzelnen Fall.

Der § 11 bestimmt, daß Aerzte des Marinehospital-Dienstes der Vereinigten Staaten die Untersuchung der Landenden auszuführen haben. Gegen Verfügungen der untergeordneten Einwanderungsbehörden kann an den Commissioner of Immigration und den Sekretär des Handels und der Arbeit Berufung eingelegt werden.

Von Wichtigkeit ist der § 21, nach welchem solche Personen, die im Widerstreit mit den Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes gelandet wurden, noch drei Jahre nach erfolgter Landung zu deportieren sind. Es sollen, hauptsächlich zu diesem Zweck, Beauftragte des Einwanderungsamtes in den Straf-, Besserungs- und Wohltätigkeitsanstalten der Vereinigten Staaten Erhebungen pflegen. Der § 22 ermächtigt zur Entsendung von Beauftragten desselben Amtes in fremde Hafenplätze.

Mit welch drastischen Mitteln die Amerikaner dahin streben, die Beeinflussung ihrer Angelegenheiten durch Fremde zu hindern, geht aus dem § 39 hervor, der für die, welche das amerikanische Bürgerrecht durch Umgehung der in demselben Paragraphen des Einwanderungs-

---

[1]) Dieser Betrag ist mittlerweile erhöht worden.

[2]) Eingehender befassen sich mit dieser Sache noch die §§ 37 und 38 des Gesetzes.

gesetzes angeführten Bestimmungen erlangen, eine Kerkerstrafe von einem Jahr bis zu zehn Jahren festsetzt.

In Kanada ist man bald dem Beispiele der Vereinigten Staaten gefolgt; im Jahre 1886 wurde ein Gesetz[1]) geschaffen, das unter anderem auch auf die Einwanderung von Mittellosen, Verbrechern, sowie auf Kontraktarbeiter Bezug hat; später ist jedoch das Einwanderungsverbot auch auf andere Personen ausgedehnt worden[2]). Im Jahre 1903 kam ein Gesetz zustande, welches die Einwanderung von Chinesen in hohem Maß behindert; dieses soll, zugleich mit jenem der Vereinigten Staaten, am Schluß besprochen werden. Im kanadischen Gesetze ist die Anhaltung und Deportation von Einwanderern mit abschreckenden oder übertragbaren Krankheiten, sowie von Irrsinnigen usw. gleichfalls angeordnet; ebenso sind verbrecherische und lasterhafte Personen von der Einwanderung ausgeschlossen. Die Bestimmungen, welche in dieser britischen Kolonie bestehen, sind jedoch nicht so umfassend, wie jene der Vereinigten Staaten. Die Fälle der Zurückweisung erscheinen daher auch selten[3]). Einige Provinzial-Legislaturen von Kanada haben noch spezielle Bestimmungen gegen einzelne Kategorien von Einwanderern geschaffen; doch kommt auch diesen keine besondere Bedeutung zu.

In Australien bestanden bereits vor der Bildung des gegenwärtigen Staatenbundes (Commonwealth of Australia) in einigen Kolonien Gesetze, welche die Einwanderung beschränkten. Im Jahre 1901 wurden diese durch ein einheitliches Gesetz abgelöst. Dasselbe[4]) verbietet in erster Linie allen jenen Personen die Landung, welche nicht in der Lage sind, ein Diktat, umfassend 50 Worte, in irgend einer europäischen Sprache niederzuschreiben. Damit will sich der australische Bund nicht nur gegen das Einströmen minder gebildeter Personen, sondern auch gegen gewisse Rassen schützen, vor allen gegen die Chinesen und Japaner, welche bei den bestehenden ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen bereits in ihrer jetzigen Anzahl ein Hemmnis für das Emporsteigen der Arbeiterbevölkerung europäischer Abkunft bilden. Die Auswanderer aus Ost- und Südeuropa repräsentierten nie eine große Proportion der in Australien landenden Fremden. Weiter ist solchen Personen die Landung verweigert, die voraussichtlich dem Staat oder Wohltätigkeitsinstitutionen zur Last fallen könnten; außer auf jene, die ohne bare Mittel ankommen, bezieht sich diese Bestimmung noch auf körperlich defekte Einwanderer. Unter den „prohibitierten Klassen" sind ferner: Irrsinnige, Schwachsinnige, von übertragbaren Krankheiten Behaftete, solche Personen, die innerhalb der letzten drei Jahre wegen eines gemeinen Verbrechens zu einer Kerkerstrafe von mindestens einem Jahr verurteilt und nicht begnadigt wurden; Prostituierte und Personen, welche von solchen unterhalten werden; Kontraktarbeiter, soweit dieselben nicht Arbeiter von besonderer Qualifikation sind, deren Dienste sich in Australien nötig erweisen.

---

[1]) Chapter 65, Revised Statutes of Canada.

[2]) Act of May 15, 1902; vergl. auch: „The Canadian Labour Gazette", 4. Bd., No. 6 und 8, Dezember 1903 und Januar 1904.

[3]) Report of the (Canadian) Minister of the Interior, 1902/3 und 1903/4.

[4]) Act No. 17, 1901; vergl. Laws and Regulations respecting the Admission of Immigrants. London, 1904.

Ganz ähnliche Bestimmungen enthält das Einwanderungsgesetz der nicht dem australischen Staatenbund angehörigen Kolonie Neu-Seeland, welches seit 1899 in Kraft steht[1]).

Von den britischen Kolonien in Afrika besitzen die Kapkolonie und Natal Einwanderungsgesetze; und zwar die erstgenannte seit 1902, Natal seit 1897; die gegenwärtig in Kraft stehenden Gesetze wurden in der Kapkolonie in 1902, in Natal in 1903 geschaffen. Es wird in denselben festgesetzt, daß Personen, die eine europäische Sprache nicht zu schreiben vermögen, nicht landen dürfen[2]); weiter gilt dasselbe für folgende Kategorien von Einwanderern: Solche, die der Oeffentlichkeit zur Last fallen würden, sei es infolge Mangels an Geldmitteln[3]) oder aus anderen Gründen; Irrsinnige (in Natal auch Schwachsinnige); Verbrecher, ausgenommen politische; Prostituierte und solche, welche von den Mitteln Prostituierter leben; jene Personen, welche nach den Mitteilungen britischer oder auswärtiger Behörden als unerwünschte Einwanderer zu betrachten sind. Mit Krankheiten behaftete Personen werden nur in Natal zurückgewiesen; das Kapgesetz enthält keine hierauf bezügliche Bestimmung. Die Transportunternehmungen sind dafür haftbar, daß niemand, der zur Klasse der Ausgeschlossenen gehört, landet; doch werden auch andere an der Uebertretung des Gesetzes Beteiligte bestraft. Die Strafen betragen 20—100 Pfd., jedoch ist in einzelnen Fällen auch Kerkerstrafe und Zwangsarbeit normiert. Das Einwanderungsgesetz von Natal enthält besonders ausführliche Durchführungsbestimmungen[4]), auf welche hier nicht näher eingegangen werden soll.

Ein dem Natal Act nachgebildetes Einwanderungsgesetz von Süd-Rhodesia (Süd-Afrika) hat bisher — soviel dem Verfasser bekannt, — noch nicht die Sanktion des „High Commissioner of South Africa" erhalten.

In den allgemeinen Zügen folgt auch die britische *„Aliens Bill"* den Grundsätzen der amerikanischen Einwanderergesetzgebung. Nach dieser Vorlage müssen sich alle Einwanderer bei ihrer Ankunft, sowie im Fall der Uebersiedelung in den ersten zwei Jahren ihres Aufenthalts, bei den Lokalbehörden melden. Die Transportunternehmungen müssen Listen der an Bord befindlichen Ausländer führen. Von der Landung ausgeschlossen sollen werden: 1. Prostituierte und deren Zuhälter usw., 2. solche, die keine sichtbaren Mittel des Unterhalts haben, 3. Personen von notorisch schlechtem Charakter, 4. solche, die an übertragbaren oder ekelhaften Krankheiten leiden, 5. Geisteskranke, 6. Verbrecher, soweit sie unter die Bestimmungen des Auslieferungsgesetzes von 1870 kommen. Der Appell an den Staatssekretär steht in jedem Fall den Betroffenen zu. Auch solche Fremde können aus Großbritannien zwangsweise entfernt werden, welche wegen eines Verbrechens zur Strafhaft — ohne der Eventualität einer Geldbuße — verurteilt werden.

[1]) The Immigration Restriction Act, 1899.

[2]) Es sei hervorgehoben, daß die Einfuhr chinesischer Kontraktarbeiter, welche vor kurzem auch in der kontinentalen Presse diskutiert wurde, nach der nicht selbstregierenden Kolonie Transvaal stattfindet.

[3]) Das Mindestvermögen eines Einwanderers nach der Kapkolonie beträgt 20 Pfd.; in Natal ist keine bestimmte Summe festgesetzt.

[4]) Alle Bestimmungen betreffend die Einwanderung nach Natal umfassen (im Druck) 67 Seiten Großfolio.

Durch ein Spezialgesetz soll erst bestimmt werden, für welche Klassen von Reisenden und für welche Häfen das Einwanderungsgesetz wirksam sein soll.

Die Beschränkung der Einwanderung in Großbritannien richtet sich in erster Linie gegen die armen russischen Juden, die sich namentlich in London alljährlich zu Tausenden ansiedeln; durch diesen Zustrom wird einerseits auf die Löhne gewisser Kategorien einheimischer Arbeiter ein Druck ausgeübt, andererseits ist der Osten Londons (dessen sanitärer Zustand schon durch die baulichen Verhältnisse so wie so schlecht ist) arg übervölkert worden, da gerade die genannten Einwanderer sich nicht im Lande zerstreuen, sondern in bestimmten Gebieten dicht ansiedeln. Dem Uebel hätte wohl auch durch Behebung der elenden Wohnverhältnisse beigekommen werden können. Ein Einfluß in politisch-anthropologischer Beziehung wurde durch die russische Einwanderung auf das englische Volk nicht ausgeübt, weil Mischehen selten vorkamen. Aus anderen Teilen Europas ist der Zustrom Fremder nach England sehr gering und ebenfalls fast ganz auf London beschränkt; nur wenige Einwanderer (außer den russischen Juden) bleiben dort dauernd angesiedelt.

Bisher findet auf Grund eines Gesetzes vom Jahre 1836 bloß eine Registration der Zahl der in britischen Häfen eintreffenden Fremden statt, wobei vermerkt wird, ob dieselben britisches Gebiet nur auf der Durchreise passieren oder sich hier zeitweise oder dauernd niederlassen; es kommen auch nicht alle Klassen von Reisenden unter diese Registrationspflicht, durch welche die freie Zuwanderung gar nicht behindert wird.

* * *

Die Einwanderung von Chinesen nach den Vereinigten Staaten wurde zum erstenmal durch den Vertrag vom Jahre 1880 eingedämmt; in einem weiteren Vertrag von 1894 wurde dieselbe — soweit chinesische Arbeiter in Betracht kommen — vollständig verboten[1]). Der Begriff Arbeiter ist sehr weit gefaßt. Doch ergab sich, daß diese Verträge mit der chinesischen Regierung ohne Wirksamkeit blieben, wenn nicht Spezialgesetze der Vereinigten Staaten für deren Durchführung sorgen. Aus diesem Grunde wurden solche wiederholt erlassen[2]); das gegenwärtig bestehende datiert vom 29. April 1902. Im Frühjahr 1904 hatte die chinesische Regierung den Vertrag von 1894 gekündigt, so daß er im Dezember d. J. ablaufen wird. Aus kommerziellen Gründen war aber im Jahre 1902 in den § 1 des Ausschließungsgesetzes die Bestimmung aufgenommen worden, daß die Ausschließung nur so weit gehen dürfe, als mit den bestehenden Vertragsbestimmungen vereinbar ist. Um diesem Mangel abzuhelfen, wurde der § 1 am 29. April 1904 in neuer Fassung unter Hinweglassung des genannten Satzes beschlossen und zugleich alle vor 1902 bestandenen auf diesen Gegenstand bezüglichen Gesetze wieder in Wirksamkeit erklärt.[3])

---

[1]) Senate Doc. 162, 57th Congr., 1st Sess.

[2]) Vgl. American Federationist, 1902, pag. 275 u. ff., sowie Testimony taken before the Comm. on Immigration. (Senatsbericht.) 1902.

[3]) American Federationist, 1904, pag. 309.

Zufolge den jetzt bestehenden Gesetzen ist es Chinesen, welche nicht zum Studium, Vergnügen usw. die Vereinigten Staaten bereisen, verboten, dieses Land zu betreten; nur jene dürfen sich in demselben aufhalten, die bereits vor Bestehen der Ausschließungsgesetze ansässig waren. Das Verbot der Landung von Chinesen gilt auch für die insularen Besitzungen der Union; die in diesen auswärtigen Territorien ansässigen Angehörigen dieser Rasse dürfen auch nicht in das Hauptland oder von einer Inselgruppe auf eine andere übersiedeln. In den Vereinigten Staaten seit länger ansässige Chinesen müssen — soweit sie nicht Bürger des Landes sind — sich von den dazu berufenen Behörden Aufenthaltsbewilligungen verschaffen, die mit der Photographie der Betreffenden zu versehen sind, da sie ohne solche abgeschafft würden.

In Kanada sind chinesische Arbeiter wohl nicht von der Landung ausgeschlossen, doch hat jeder Chinese seit 1903 eine Kopfsteuer von 500 Dollars zu entrichten (früher bloß 100 Dollars, was sich als ungenügend erwies). Jene Schiffseigner, welche chinesische Einwanderer ohne Leistung dieser Taxe landen, verfallen für jeden davon einer Strafe im selben Betrage. Damit ist die große Masse der Chinesen von Kanada gleichfalls ausgeschlossen.[1])

In Neu-Seeland wurde die Einwanderung von Chinesen dadurch beschränkt, daß Angehörige dieser Rasse (soweit sie nicht durch das zitierte Immigration Restriction Act bereits von der Landung ausgeschlossen sind) eine Kopfsteuer von 100 Pfd. Sterling (Mk. 2000) zu zahlen haben. Auch muß die Zahl der Chinesen im Verhältnis zur Kapazität des Schiffes, an Bord dessen sie eingeführt werden, stehen. (Nicht mehr als ein Chinese pro 200 Tonnen Schiffskapazität.) In einigen Staaten des Australischen Bundes bestehen ähnliche Beschränkungen; in Westaustralien haben dieselben für das Gebiet südlich des 27. Grades südlicher Breite auf alle farbigen Rassen Anwendung.

Allerdings hat es sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Kanada und Australien jahrelanger Agitation bedurft, bis es den Befürwortern der Ausschließung chinesischer Einwanderer gelungen ist, so viel zu erreichen, wie in den Gesetzen gegenwärtig bestimmt ist. Maßgebend zum Erlaß derselben waren sowohl ökonomische, wie rassenbiologische Gründe[2]). Die chinesische Rasse erweist sich als ein Verderbnis für die europäische Kultur. Es besteht keine Möglichkeit, die Chinesen auf das psychische und intellektuelle Niveau des Europäers zu heben.

Die Anpassung der Asiaten namentlich an die amerikanischen Verhältnisse ist bisher nicht im geringsten Maße eingetreten. Ein Nebeneinanderleben der beiden Rassen wäre nur dann denkbar, wenn die Lebensansprüche der zum großen Teil germanischen Amerikaner auf die Tiefe jener der Chinesen sinken würden. Der Umstand, daß die Chinesen unter ungünstigeren Lebensbedingungen zu gedeihen vermögen als die nordische Rasse und diese gegebenenfalls zu verdrängen imstande sind, ist als das Auftreten einer ungünstigen Richtung der

---

[1]) Report of Royal Commission on Chinese and Japanese Exclusion. Ottawa (Kanada), 1902.

[2]) Vgl. Senate Doc. 137, 57th Congr., 1st Sess., sowie Senate Report 776, Pt. 2. Washington, 1902.

Auslese zu betrachten, da die Lebensbedingungen sich ausnahmsweise in der Richtung gestalten können, daß nicht höher, sondern niedriger organisierte Varianten im Kampfe ums Dasein die Oberhand gewinnen[1]).

Es gibt nichtsdestoweniger in Amerika noch eine große Anzahl von Leuten, namentlich in den Kreisen der Industriellen, welche für die freie Zuwanderung chinesischer Arbeiter eintreten; die Gründe hierfür liegen klar am Tage. Weit seltsamer mutet es an, wenn mitunter europäische Gelehrte der chinesischen Kultur einen hohen biologischen Wert beimessen, trotzdem sie nur imstande ist, Durchschnittsmenschen hervorzubringen, nie aber geistig hochstehende Männer, wie sie der nordischen Rasse entsprossen sind.

Körperkultur und Zuchtwahl.

Dr. M. L. Ettler.

Plato macht in seinem Buch über den Staat die Bemerkung, daß es in einem Gemeinwesen um so schlechter bestellt sei, je mehr Aerzte (und Advokaten) es darin gebe. Auf eine ähnliche Erscheinung hat jüngst Dr. A. Reibmayr hingewiesen, nämlich daß im Leben der Völker die Blüte der Medizin mit einer Zunahme von Krankheit und Entartung verbunden zu sein pflege. Das letztere trifft auch für unsere eigene Gegenwart zu. Die medizinische Wissenschaft steht in größter Blüte; immer mehr sucht man in der Erforschung der Krankheitsursachen vorzudringen; in den Fachzeitschriften wimmelt es von „Versuchen mit neuen Heilmitteln“; Krankenhäuser, Irrenanstalten und Sanatorien schießen wie Pilze aus der Erde, und Vereine für Volksgesundheit werden in den meisten Städten gegründet. Die neueste Errungenschaft sind die „Akademien für praktische Medizin“, deren Errichtung zugleich dazu dienen soll, den unzufriedenen Aerztestand zu heben und zu beruhigen. Aber ob all diese „in bester Absicht“ unternommenen Maßnahmen und Mittel wirklich geeignet sind, die Volkskraft und Volksgesundheit zu verbessern, darüber besitzen wir gar keine wissenschaftliche Einsicht. Die praktische Medizin selbst ist weit davon entfernt, eine exakte Wissenschaft zu sein. Sie tappt mehr als je im Dunkeln. Ein ganz roher Empirismus leitet sie in ihren Heilbestrebungen, wovon der Tuberkulin- und mancher ähnliche Schwindel das beste Zeugnis ist, und ob Lungenheilstätten wirklich geeignet sind, die Volksgesundheit dauernd zu erhalten und zu heben, ist zurzeit vollständig dunkel.

Parallel mit dieser „Blüte der Medizin“ gehen die Klagen über den körperlichen Niedergang der Kulturmenschen. Sie mehren sich von Jahr zu Jahr. Kürzlich hat Dr. Heberlein in einem ernst und nachdrücklich geschriebenen Aufsatz über „Körper-Kultur“ auf die Vernachlässigung des körperlichen Lebens aufmerksam gemacht und

---

[1]) Vergl. die Ausführungen Chr. v. Ehrenfels'. (Die Wage, No. 17, 1904 und Pol.-Anthr. Revue, 3. Bd., pag. 391.)

gezeigt, daß unsere neuzeitliche Kultur sich zu ausschließlich mit dem Geist, der Bildung im engeren Sinne, und viel zu wenig mit dem Körper des Menschen befasse. Er mahnt dringend dazu, auch die „Edelhaltung des Körpers, der die Seele trägt", als Kulturaufgabe zu erkennen. „Das Gefühl seines Körpers", schreibt er, „hat der Kulturmensch bedenklich eingebüßt, die Empfindung für Schönheit, Wahrheit und Zweckmäßigkeit einer Bewegung. Zweckmäßigkeit bedeutet Erzielung größtmöglicher Wirkung bei haushälterischer Schonung der Kraft. Man sehe sich den Gang eines Beduinen an. Welche Würde der Haltung, welche wohltuende Ruhe, welch abgerundete Schönheit der Bewegung. Daneben das hastige, zappelnde, unruhige, eckige Vorwärtseilen des Europäers. Ich kenne einen, der zu den Wortführern der modernen Kunst gehört: er gestand, daß er sich zwischen den Arabern in Tunis wegen seiner Kleidung wie wegen seiner Körperkultur wie ein Barbar erschienen sei, und daß es den Gebildeten unter den Europäern dort fast allen so ergangen sei."

Diese Klagen, welche ähnlich auch anderwärts ausgesprochen wurden, sind nur allzusehr berechtigt. Ob aber der körperliche Niedergang allein ein Ausfluß des „Mangels an Körperpflege" ist, dürfte sehr zweifelhaft sein. Ich leugne nicht den einseitigen Einfluß unseres häuslichen und beruflichen Lebens auf die Körperhaltung. Viele Schuld ist auch unserer unzweckmäßigen und keineswegs schönen Kleidung zuzuschreiben. Doch fehlt es nicht an Reinlichkeitssinn, an Sport und Spiel, und aus England hört man sogar die Nachricht, daß die von den jungen Mädchen betriebene „Muskelkultur" sie häßlich mache und dem männlichen Typus nähere.

Die Ursachen für den körperlichen Niedergang liegen viel tiefer und sind viel komplizierter. Wir haben dabei besonders die Mitteleuropäer im Auge. Der Mangel an körperlicher Schönheit in Mitteleuropa ist in erster Linie auf unzweckmäßige Rassenmischung zurückzuführen, auf die Kreuzung zwischen der nordischen und alpinen Rasse. Der nordische Mensch, hochgewachsen, schmalköpfig, schmalgesichtig, blond, blauäugig, — der alpine Mensch, klein, rundköpfig, breitgesichtig, stumpfnasig, schwarzhaarig, dunkeläugig, das sind alles körperliche Eigenschaften, welche bei der Vermischung nicht zueinander passen. Es entstehen Disharmonien der verschiedensten Art, z. B. langer Leib auf kurzen Beinen, kurzer Leib auf langen Beinen, rundes Gesicht mit langem Schädel, langes Gesicht mit stumpfer Nase. Und erst die Disharmonieen in der Pigmentierung! Da sieht man nicht selten vier bis fünf Nuancen an einem und demselben Kopf. Eine sehr häufige Kombination besteht z. B. darin, daß das Haupthaar braun, dabei an der Stirn heller und am Nacken dunkler ist, daß Augenbrauen und Bart nicht übereinstimmen und sogar Schnurr- und Kinnbart verschiedene Färbungen zeigen. Gleichmäßig grüne oder graue Augen sind ja erträglich, mitunter sogar von eigentümlichem Reiz, aber die gestreiften und gefleckten Mischungen sind durchaus als häßlich zu bezeichnen. Auch sollen manche Zahndeformitäten in dieser Mischung ihre Ursache haben, indem die Zähne und Kiefer nicht zueinander passen.

„Die Häßlichkeit der Franzosen unserer Tage ist in der Tat sonderbar", klagt M. Prévost. „Betrachtet sie in einem Theatersaale, oder besser in den Männerversammlungen. Sie ist kaum glaublich.

Da gibt es, ausgenommen einige entfernte Provinzen, einen geradezu betrübenden Mangel an Nationaltypus."

Die heutigen Franzosen sind besonders stark an dem mitteleuropäischen Rassen-Mischmasch beteiligt, der die Nationaltypen zerstört, welche ihrerseits nur durch Rein- und Inzucht ihre charakteristische Schönheit erhalten und steigern können.

Außer disharmonischer Rassenkreuzung sind Knochenerkrankungen an der Verunstaltung des modernen Menschen schuld. Hier ist besonders die Rachitis zu nennen, die geradezu als Kulturkrankheit betrachtet werden muß und in den niederen Schichten der Großstadtbevölkerung grassiert. Viereckiger Kopf, eingedrückte Brust, verbogenes Rückgrat und — krumme Beine sind die bleibenden Erinnerungszeichen an diese Kinderkrankheit, die infolge von schlechter Ernährung und angeborener Konstitutionsschwäche entsteht.

Eine weitere Ursache des körperlichen Niederganges besteht in einem Mangel an physischer Auslese. Körperkonstitution und Körperkraft entscheiden nicht mehr im sozialen Daseinskampf über die Existenz, Familiengründung und Nachkommenschaft der Individuen, sondern technische Geschicklichkeit, geistige Regsamkeit und ökonomische Ausrüstung, die oft bloß vererbt oder durch Spekulation erworben ist. Zum öfteren ist schon darauf hingewiesen worden, daß das Werkzeug, die Technik, die Maschine usw. die menschlichen Organe ersetzen, und daß, je differenzierter eine Gesellschaft wird, dieses Mißverhältnis zwischen natürlicher und künstlicher Ausstattung zunimmt. Infolgedessen kann alles, was unter dem Gesichtspunkt der Körperkultur als „Kruppzeug" und Unkraut bezeichnet werden muß, überleben und sich fortpflanzen.

Eine letzte Ursache ist schließlich Medizin und Hygiene selbst, die ihrer ganzen Art nach nur das Individuum und nicht die Rasse betreffen. Sie mögen dazu mitgewirkt haben, Lebensdauer und Körpergröße zu erhöhen, aber andererseits auch die Organkrankheiten zu vermehren und die Durchschnittskonstitution herabzusetzen.

Denn daß mehrfach eine durchschnittliche Verlängerung der Lebensdauer und Erhöhung der Körperstatur festgestellt wurde, will nicht viel bedeuten. Bessere Ernährung und schnellere seelische Entwicklung vermögen eine intensivere Entwicklung des Körpers hervorzurufen. Man hat diese Untersuchungen an Rekruten angestellt, an Burschen von 19 bis 21 Jahren, die also noch nicht ausgewachsen sind, so daß es sich nur um eine Beschleunigung des Wachstums handelt, und es immer noch fraglich bleibt, ob die Rasse als solche durchschnittlich größer geworden ist. Dasselbe gilt für die Zunahme der Lebensdauer. Sie ist höchstwahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß die Kranken durch allerhand künstliche Mittel länger am Leben erhalten werden und die Kindersterblichkeit abgenommen hat. Ob aber die durchschnittliche Konstitutionskraft und die Widerstandsfähigkeit zugenommen hat, ist darum sehr zu bezweifeln. Vielmehr dürfte das Gegenteil richtig sein. Zunahme der Nerven- und Geisteskrankheiten, der Erkrankungen des Herzens und der Nieren, läßt darauf schließen, daß die physische Konstitution zurückgegangen und geschwächt ist, so daß die Erhöhung der Körperlänge und Zunahme der Lebensdauer nur scheinbar einen physischen Fortschritt bedeutet,

was viele unserer Hygieniker zu den unbegründetsten Angriffen gegen die Schule der „Auslese-Theoretiker" verführt hat.

Ein folgenschwerer „Mangel an Körperkultur" ist bei den Eheschließungen zu konstatieren, weil hier die physische Zuchtwahl sowohl nach ästhetischen wie konstitutiven Gesichtspunkten zu wenig geübt wird. Es ist schon eine alte Klage im Gesetzbuch des Manu, von Platon, Theognis bis auf die neuesten Zuchtwahltheoretiker, daß allzu sehr die ökonomischen Rücksichten die Gattenwahl beeinflussen. Manu verbietet, die Tochter zu verkaufen; Theognis klagt, daß Besitztum das Geschlecht vermische; und Bandello, der Novellenschreiber der Renaissancezeit bemerkt: „Aber beim Heiraten sieht man heutzutage nur auf Reichtum. Und doch müßte man an erster Stelle danach fragen, wer Vater und Mutter der Braut sind."

Neuerdings hat Professor von Lendenfeld in einem kleinen Aufsatz: „Die Wahl des Weibes vom Standpunkt der Deszendenztheorie" (Die Wage, No. 33) der Ansicht widersprochen, daß die Wahl des Weibes auf Grund des Reichtums die sexuale Zuchtwahl verhindere. Reichtum und Stand entspräche vielmehr den Keimanlagen einer Familie. Reich und in besseren sozialen Stellungen seien diejenigen Weiber, die zu tüchtigen Keimzellenreihen gehören, deren Individuen auf Grund moralisch und intellektuell höherer Veranlagung Reichtümer und Ehren erwerben. Man solle daher bei der Wahl des Weibes mehr Rücksicht auf soziale Stellung und Reichtum als auf Liebreiz nehmen.

Vom Standpunkt der historischen Anthropologie kann man Lendenfeld im allgemeinen recht geben. Im Völkerleben entspricht die soziale, ökonomische und geistige Schichtung natürlichen Rassengegensätzen, die auf verschieden angeborene Begabung zurückweisen. Daher rühren die Kastengesetze, die Verbote, außerhalb der Kaste zu heiraten. Die Heirat in der führenden Kaste ist in diesen Fällen zugleich eine Garantie für die Rassenüberlegenheit.

In der europäischen Gesellschaft ist dasselbe zu beobachten. Auch hier ist die herrschende Schicht im allgemeinen die germanische bis auf den heutigen Tag. Aber inzwischen hat sich ein Mischlingsgeschlecht herausgebildet, inzwischen hat der ökonomische und finanzielle Selektionswert so viele Familien und Individuen hochgebracht, die körperlich und geistig nicht zu den besten gehören, so daß Stand und Reichtum nur ein relativer Ausdruck für moralisch und intellektuell überlegene Keimreihen sind.

Dazu kommt noch, daß unsere höheren ökonomischen Klassen nicht abgeschlossen sind, sondern fortwährend erneuert werden müssen. Sie sind nur das Ergebnis der jeweilig entfalteten Energie und Intelligenz, nicht der gesamten latenten Anlagen eines Volkes. Nehmen wir an, die Theorie sei richtig, daß die Abkömmlinge der germanischen bezw. nordischen Rasse die durchschnittlich überlegenen sind, so muß man doch darauf hinweisen, daß in Nordspanien, Norditalien, Nordfrankreich und in den nordischen Ländern überhaupt in der Arbeiter- und Bauernklasse noch eine mehr oder minder unverbrauchte Schicht dieser Rasse schlummert. Aber der Aufstieg in die höheren Stände sollte hier nicht nur auf dem Wege der ökonomischen Konkurrenz stattfinden, sondern es sollte auch ein „Hinaufheiraten" möglich sein, sei es, daß der Sohn aus einer armen Familie durch seine Tüchtigkeit,

oder ein Mädchen niederen Standes durch körperlichen Liebreiz in eine reiche oder vornehme Familie hineinheiratet.

Denn die höheren Schichten haben von Zeit zu Zeit eine — natürlich ebenbürtige — Blutauffrischung nötig. Es ist ein bekanntes Gesetz der Kulturentwicklung, daß die Familien, wenn sie auf einer gewissen Höhe des Reichtums und der Bildung angelangt sind, körperlich und auch in ihrem Nervensystem entarten, so daß dann Stand und Reichtum keineswegs mehr der parallele Ausdruck einer günstigen Keimanlage sind. Aus allen diesen Gründen ist Lendenfelds These in ihrer allgemeinen Fassung praktisch unzureichend.

Nein, unfreundliche, häßliche, lieblose Weiber sollten, auch wenn sie reich und „von Stand" sind, aus dem Rasseprozeß ausgeschieden werden. Denn ohne physische und ästhetische Zuchtwahl kann ein Kulturvolk auf die Dauer nicht bestehen.

Es ist bekannt, daß die Griechen so Hohes in der plastischen Kunst, in der unübertrefflichen Darstellung der schönen Form des Menschen leisten konnten, weil sie Achtung und Ehrfurcht vor der menschlichen Leibesschönheit hatten, die bei ihnen geradezu den Charakter einer religiösen Inbrunst annahm. Die Freude am Nackten und die Gelegenheit, die nackte Schönheit als etwas Natürliches und Erfreuliches zu betrachten und zu beobachten, und zwar in Natur, im gymnastischen Spiel und im Ringkampf konnte ihr Auge bilden und die Hand führen. Vieles, was wir uns als ideal vorstellen, schreibt Winkelmann, war bei ihnen Natur: „Mit welcher Begeisterung die Jugend und die Schönheit des blühenden Alters von den Griechen gefeiert wurde, könnten sehr viele Stellen aus den alten Schriftstellern, besonders aus Plato beweisen. — Der Priester eines jugendlichen Jupiters zu Aegä, des ismenischen Apollo und derjenige, welcher zu Tanagra die Prinzessin des Merkur mit einem Lamme auf der Schulter führte, waren allemal Jünglinge, denen der Preis in der Schönheit war zuerkannt worden. Die Stadt Egesta in Sizilien richtete einem Philipp, der nicht ihr Bürger, sondern aus Kroton war, bloß wegen seiner vorzüglichen Schönheit ein Grabmal, wie einem vergötterten Helden auf, und man opferte ihm bei demselben. — Da die Schönheit dergestalt von den Griechen gewünscht und geachtet wurde, so suchte eine jede schöne Person durch diesen Vorzug dem ganzen Volke bekannt zu werden, und sich besonders den Künstlern gefällig zu erzeigen, weil diese den Preis der Schönheit bestimmten, und eben dadurch hatten sie Gelegenheit, die Schönheit täglich vor Augen zu sehen. — Ja es scheint, man habe geglaubt, die Zeugung schöner Kinder durch verordnete Preise befördern zu können, was die Wettspiele der Schönheit zu glauben veranlassen, die bereits in den allerältesten Zeiten angeordnet waren."

Wie armselig stehen wir heute einer solchen Natur gegenüber! Heuchelei, falsche Moral, unästhetische Kleidung und ähnliche Ursachen wirken mit den früher genannten Vorgängen zusammen, die physisch-ästhetische Natur des Menschen zu degradieren. „Männerschönheit, Frauenschönheit! Gestehen wir, daß bei uns ihr Bankerott vollständig ist. Wenn man sie rehabilitieren will, wird es weitgreifender Reformen bedürfen. In unserem Zeitalter der Utilität wird es gut sein, festzustellen, daß die Schönheit zu etwas gut ist. Aber in der Tat wird

das, was sie angeblich an Vorteilen bietet, bei uns durch andere Gaben erreicht, die nicht Gaben der Natur sind, und die man erwerben kann. Nämlich bei Frauen durch Anmut, bei Männern durch sportliche Gewandtheit und Geld!"

Ich glaube nicht, daß in dieser Hinsicht viel reformiert werden kann. Vernünftige Aufklärungen und Einsichten haben wenig Wirkung auf den Willen, und Zwang ist ausgeschlossen. Allein die von Natur der Rasse angeborenen Instinkte können hier entscheiden. Aber unsere Instinkte scheinen schon tief entartet zu sein. Nur eine harte Not kann sie regenerieren.

Jüdische Renaissance.

Dr. Heinrich Pudor.

Wenn man den letzten „Jüdischen Almanach" liest, glaubt man die Schöpfung eines jungen Volkes von scharf umrissener Nationalität, wie z. B. Finnlands, vor sich zu haben. Nachdem das jüdische Volk jahrtausendelang im Leib von fremden Völkern ein Scheindasein geführt hat, tritt es plötzlich mit einer Wiedergeburt hervor, die man wohl mit Recht eine jüdische Renaissance genannt hat. Aber hier wieder bewahrheitet sich das Wort: Leiden schafft Kraft. Denn die großen Dulder unter den Völkern sind die Juden. Ich rief, als ich unter den Finnen weilte, diesen einst zu, daß es einen Trost für ihr nationales Leiden gebe, daß nämlich ihr inneres Leben, ihr geistiges und künstlerisches Schaffen davon Nutzen ziehen werde. Und der Erfolg hat mir schon jetzt recht gegeben. Aehnlich ist es mit den Juden: Wenn es dem jüdischen Volk gelingen wird, ihre tausendjährige Marter geistig und künstlerisch zu verdichten und zu legieren, wird die Menschheit um ein Bedeutendes reicher sein.

Das hauptsächliche Leiden dieses Volkes liegt darin, daß es seit Jahrtausenden heimatlos ist. Man hat ihm diese Heimatlosigkeit zum Vorwurf gemacht und vergessen, daß im Grunde kein Volk so stark wie die Juden an der heimischen Scholle haftet. Aber man hat dieses Volk jahrtausendelang verbannt und vertrieben. Dieser Bann ist wohl das tiefste Erlebnis des jüdischen Volkes — zugleich aber auch der stärkste Born zum künstlerischen Schaffen im obigen Sinne.

Jude sein, ist eine unermeßlich tiefe Tragik, sagt in diesem Sinne Martin Buber (Wien) in seinem an Goldkörnern reichen Artikel „Die Schaffenden, das Volk und die Bewegung" im jüdischen Almanach 5663. Aber wer sein Judentum in sein Leben aufnimmt, dem eröffnen sich Zauberquellen für sein Schaffen, wie er hinzufügt.

Den tiefsten Ausdruck für diese Tragik der Heimatlosigkeit hat vielleicht Bialik gefunden, wenn er in seiner Ballade „Bejn hamzarim" schildert, wie „in finsterer Nacht, auf fremder Erde ein Bruder den anderen erschlägt und beide für fremdes Recht und fremde Freiheit kämpfen", und schließt: „Und beim Aufblitzen des Schusses, da erkannten sich die Brüder."

Auch Berthold Feiwel (siehe seine Beiträge im jüdischen Almanach) gibt diesen Gedanken Ausdruck, so in seinem große Schönheiten enthaltenden Gedicht: „Die Ersten". Für die Heimatlosigkeit findet er die Worte: „Und doch schenkt euch kein eigener Boden Ruh, und doch deckt euch nicht euer Himmel zu"[1]). Und dem oben aufgestellten Gedanken, daß aus dem Leide Schaffensfreude erblühen wird, gibt er Ausdruck mit den Worten:

Aus tausendjähr'ger Schmerzen dunklem Schoß
Ein Sehnen, das hinauffliegt zu den Sternen,
Muß euer Volk, das sehnsuchtsmüde, lernen:
Ihr müßt ihm Sehnsucht geben, grenzenlos,
Und müsset lieben, lieben euer Leid,
Aus dem die Sehnsucht wird, die euer Volk befreit.

In der Tat zieht sich dieser Gedanke, den wir kurz als die Tragik des Judentumes bezeichnen wollen, wie ein roter Faden durch die neujüdischen Publikationen. Und immer hat er Kunst und Poesie im Gefolge. Diese Tatsache legt einen interessanten Rückschluß auf das Wesen der Kunst nahe. Alle Kunst ist Empfindung. Was am tiefsten empfunden wird, birgt in sich die Bedingung zum größten Kunstwerk. Nichts aber kann der Jude tiefer empfinden, als seine Heimatlosigkeit und sein Ghetto-Dasein. Deshalb wachsen die ersten Blüten neujüdischen Schaffens gerade aus diesem tragischen Schicksal des Judentums empor. Echte Poesie ist es, wenn Anselm Lutwak (Wien) in einem Gleichnis sagt: „Wir sind wie der Sand. Ein Schwarm, ein Haufen, aber keine Gemeinschaft. Aber so, wie wir sind, sind wir die Sanduhr der Geschichte. Und so oft wir aus den Sphären unseres Wüstenfluges zu Boden fallen, schlägt die Stunde der Zeiten —" Und dasselbe gilt von den Worten David Rothblums (Wien):

„Und wenn in winterlichen Nächten die Bäume vor Frost erstarben, die Tiere des Waldes ihren Schmerzensruf ertönen ließen und die Hüttentüre sich mit Weiß bedeckt ... da sah er sie beide auf niedrigen Schemeln sitzen, wie die Leidtragenden, die einen Toten beweinen, und tropfenweise fiel es ihnen aus den Augen und hier und da vernahm er unter den fremden Worten das einzige, das er schon in seiner Wiege verstand ... Jeruscholajim ..."

Hin und wieder mischt sich in diese Poesie der Tragik auch ein Zornesruf und es erklingt eine kräftige, trotzige Note. In seiner sehr tief in die Volkspsyche hinabsteigenden Skizze „Erde" sagt Egon Lederer (Wien): „Ein entgöttertes Leben, das ist der Fluch, den die Juden vererben von Geschlecht zu Geschlecht, bis ein glücklicher Enkel den Bann mit starker Hand bricht!" Vielleicht ist es charakteristisch, daß gerade aus Wien diese Schmerzensrufe kommen, da die Juden gerade dort in jüngster Zeit erneuten Drangsalen ausgesetzt worden sind. Und sehr erklärlich, daß aus Rußland dieselben Stimmen kommen:

Mein armes Volk! Viel hundert Jahr
Sind über Dich schon hingetrieben,
Schneeweiß geworden ist Dein Haar —
Und bist ein Chederkind geblieben

[1]) Aehnlich sagt Dr. Ehrenpreis (Sofia): Aus Bialik und Tschernichowski schreit die namenlose Tragik eines Volkes ohne Land.

singt S. Frug (Petersburg) in seinem Gedicht „Das Lied vom Cheder“. Aber auch von jenseits des Ozeans tönen uns dieselben schmerzvollen Klageweisen entgegen: in dem poetisch wertvollen Gedicht „Sephira“ sagt Morris Rosenfeld (Newyork):

> Du lachst, mein Vater? Welch schauriges Lachen!
> Wo gäbs auch echte jüdische Lust?
> So herb und weh ist jüdisches Lachen,
> Als wär es ein Seufzen aus tiefster Brust.

In den „Liedern des Ghetto“ war diesem selben Morris Rosenfeld Gelegenheit gegeben, die Idee der Tragik des Judentums nach den verschiedensten Richtungen zu variieren. Diese Lieder des Ghetto bilden bekanntlich eine der bedeutendsten Schöpfungen der neujüdischen Renaissance. Ihr Leitmotiv ist eben die Trauer über das jüdische Los. In ergreifenden Tönen gibt ihr der Dichter Ausdruck. Stellenweise erheben sich seine Lieder zu klassischer Schönheit:

> Geschlechter schwanden im Zeitengewühl,
> Geschlechter wurden neu geboren,
> Wir aber haben das Heldengefühl
> Im Drang der Golusnot verloren.
>
> Verloren den alten Riesenmut
> Und wurden zager, stiller, scheuer,
> Und doch, noch brennt in unserm Blut
> Das alte Hasmonäerfeuer.

Er singt klagend von der Armengaß: „Die Lieder von der Armengaß, ein bitterwehes Singen.“ Immer ist es die Düsterkeit des jüdischen Geschickes, die seiner Lyra die erhebendsten Töne entlockt, in dem schon angeführten Gedichte Sephira klagt er:

> Und will jetzt ein Jude froh sein und lachen
> Und singen ein Lied voll Lust und Scherz,
> Da hört man plötzlich im Lied erwachen
> Zitternde „Kinnoth“ — ein Riß geht durchs Herz.

Echte Poesie atmen ferner die Lieder „Das Wanderschiff“ und „Kidusch Lewanah“.

Auch Bialik, der wohl neben Tschernichowski das bedeutendste neujüdische literarische Talent ist, kommt aus Rußland. Und bei Bialik gerade tritt eine andere sehr wichtige Sache in Erscheinung: So lange der Jude den Schmerz über sein Schicksal in der Brust verschloß, konnte sich derselbe nicht zu künstlerischem Schaffen verdichten. Erst als er sich gegen sein Schicksal aufzubäumen begann, als die Sehnsucht in ihm wach wurde und aus der Sehnsucht die Kraft wuchs und beide sich zu verbinden und zu klingen und zu tönen begannen, wie eherne Glocken, trat die neujüdische Kunst in Erscheinung.

Die erste zweifelnde Frage, ob das jüdische Geschick verdient oder ungerecht ist, wirft Bialik in seinem schönen Gedicht „Im Felde“ auf:

> Hin zur Erde will ich fallen, mein Gesicht darin verschmiegen
> Und mit einer bittern Frage weinend ihr im Schoße liegen.
> „Sag' mir, liebe Mutter Erde, warum tränkt nicht voller Gnaden
> Deine Brust auch meine arme Seele, krank und mühebeladen?“

Ganz offen aber wird dieser Gedanke von Dr. M. Ehrenpreis (Sofia) in seiner Skizze über junghebräische Dichtung mit den Worten ausgesprochen: „Der Bethamidrasch-Krüppel will ein Faustmensch

werden; der lange geknebelte Körper schreit nach Befreiung. Ueber den Talmudjünger kommt es wie ein heiliger Rausch der gesteigerten Lebensgefühle und die erwachte Kraft schreit nach voller Betätigung." Und dieses sich Aufbäumen gegen das tragische Geschick charakterisiert die zweite Periode Bialiks. Zugleich verbindet sich aber mit diesem negativen Moment ein rein positives: nicht nur das unterdrückte Volk erkennt der Jude in sich, sondern auch den unterdrückten Menschen. Also die einen Wesenszug der modernen Kultur des Menschengeschlechtes bildende Wiederentdeckung des Menschen, des leiblichen Menschen, vollzieht sich auch im Judentum. Deshalb sagt Dr. Ehrenpreis an obiger Stelle: „der lange geknebelte Körper schreit nach Befreiung". Er fügt hinzu: „Wie lange ist es her, daß wir es verlernt haben, in hebräischen Lauten dem Leben zuzujauchzen." Und dies ist die Empfindung, welche für Bialik die stärkste Triebfeder zum Schaffen bildet. Und ähnlich ist es bei Tschernichowski, der ebenso wie Bialik die Lebensidee wesentlich erweitert, indem er sie durch die Schönheitsidee ergänzt. Zuerst entdeckt er in sich den Juden, dann den Menschen, den lebendigen Menschen, die Idee des Lebens, die Kraft und die Schönheit im Leben. Man wird manchmal geradezu an die Nietzscheschen Hymnen an das Leben erinnert, wenn man sich mit Tschernichowskis modernem Apollokultus bekannt macht. Er kniet „vor dem Leben, vor der Kraft, vor der Schönheit, vor allen Herrlichkeiten, zerstört von jenen Lebensmördern, die den starken, lebendigen Gott in Tefilimriemen lahmgebunden hatten". Wenn Bialik den Juden die Idee des Lebens wiederschenkt, so Tschernichowski die Idee der Schönheit. „Der Schönheitskultus ist die programmatische Grundlage der Dichtungen Tschernichowskis", sagt mit Recht Dr. Ehrenpreis. Und hierdurch ergänzen Tschernichowski und Bialik geradezu Nietzsche. Feuerbach-Stirner-Nietzsche schenkten uns das Evangelium des Individualismus, der Persönlichkeit, Nietzsche im besonderen das des Lebens, den Glauben an den Leib. Die Schönheitsidee tritt dagegen bei Nietzsche zurück, während sie bei Tschernichowski und Bialik, wie gesagt, im Vordergrund steht. Dr. Ehrenpreis, der mit Recht diesen Punkt stark betont, sagt: „Bialik hat kein Programm. Er ist vor allem Schönheitsmensch. Und weil sein Schönheitskultus ein echt jüdischer ist, deshalb sucht und findet er sie auch in der Welt der geistigen und sittlichen Werte. Und er empfindet jede Einbuße an Schönheit als einen nationalen Verlust, als eine Art kulturelle Niederlage. Daher seine Widersprüche: er sucht mit uns allen die neuen Werte, aber er liebt die alten, weil Schönheit in ihnen ist: er ist modern im Denken und konservativ im Fühlen — aber konservativ aus Aesthetizismus. Das ist eine völlig neue Note in der hebräischen Poesie: es ist neu, daß ein hebräischer Dichter Schönheit sucht, Schönheit an sich, Schönheit um jeden Preis."

In seiner interessanten Studie: „Ueber die russische Literatur der Gegenwart" (Berlin, Gose und Tetzlaff), bringt A. L. Wolynski diesen Schönheitskultus mit der Dekadenz in Verbindung: „Das ist ein Abfall von den früheren Heiligtümern, vom früheren Gott, von der Sittlichkeit, — ein Abfall nach der Seite, die Gott entgegengesetzt, in die böse, dämonisch-verführerische Schönheit. Wenn der Mensch von seinem inneren göttlichen Ursprunge abzufallen beginnt, bleibt ihm

nichts übrig, als immer weiter und weiter auf dem Wege seines persönlichen Wesens zu gehen. Also der Charakter der Dekadenz ist das Streben zur reinen Aesthetik, die von einer jeden anderen höheren Kontrolle losgelöst ist. Das ist der Sinn der Dekadenz in allen ihren Hauptströmungen." Wir würden es aber in der Tat für logisch und geschmackvoll gehalten haben, jene Idee lieber mit der Regeneration, als mit der Dekadenz in Verbindung zu bringen. Dies nur nebenbei.

Aus dem Vorhergegangenen wird ohne weiteres ersichtlich, nach welcher Richtung hin die jüdische Renaissance in der Poesie ihren Ausdruck gefunden hat. Die Tragik des jüdischen Geschickes ist das Leitmotiv der poetischen Literatur Jung-Judas; die schmerzlichen Töne sind es, die diesen Dichtern am besten „liegen". Mich erinnert die neujüdische Literatur nach dieser Hinsicht lebhaft an das jungfinnische künstlerische Schaffen. Hier wie dort eine tiefe, leidenschaftliche Schwermut, ein heißes Trauern um das nationale Geschick, eine düstere flammende Ausdruckssprache, eine Rückweise auf uralte Vergangenheit auf der einen Seite, und kräftige Ansätze einer Lebensverjüngung, einer modernen Kultur, auf den Glauben an das Leben, an die Erde, an das Ich, und an die Schönheit gegründet. Frohe Töne dagegen stehen diesem wie jenem Volke noch nicht glücklich zu Gesicht, sie kommen entweder gezwungen und gequält hervor oder sie wirken platt und seicht, wohl gar frivol und zynisch. Die obengenannten „Lieder des Ghetto" von Morris Rosenfeld dürfen als eine Perle der neujüdischen Literatur der Geschichte überantwortet werden. Aber auch der jüdische Almanach 5663 steckt voll von bedeutenden literarischen Erzeugnissen: Hugo Salus, der nachdrücklich erwähnte Ch. N. Bialik, J. Perez, Naumberg, Scholem Aleichem, M. Spector, S. Bromberg-Bytkowski, David Rothblum, Anton Lindner, Egon Lederer, Herm. Blumenthal, Herm. Menkes und nicht am wenigsten Berthold Feiwel sind literarische Talente, die sich hören lassen können. Wir erwähnen aus der genannten Publikation die sehr innig und aufrichtig empfundenen „Losen Blätter" von David Rothblum, den sehr liebenswürdigen „Kinderreim" von Hugo Salus mit dem Refrain:

„Spricht das Leben: Jedem sein Teil,
Ein gläsernes Büxel,
Ein silbernes Nixel
Und ein goldenes Wart eine Weil!"

Sehr gut erzählt sind ferner die kleinen originellen Erzählungen im Fabelstil, für den die Juden offenbar besonders talentiert sind, „Die Uhr" von Scholem Aleichem (J. Rabinowitsch, Kiew) und „Schwarze Augen", eine wahre Geschichte für Kinder von Ch. D. Naumberg (Warschau). Schon erwähnt wurde das poetisch gediegene Gedicht „Im Felde" von Ch. N. Bialik (Odessa). Eigenartig empfunden und voll von rührenden Tönen ist die Erzählung „Der kranke Knabe" von J. L. Perez (Warschau): „Ich ging hinter die Stadt, dort, wo man sie im ganzen sieht, am Teiche, Du weißt doch... Die Häuser steigen übereinander in die Höhe, eines über dem zweiten... Die weiterstehenden wollen über die anderen hinüberschauen, Gottes Welt sehen, und steigen immer höher und höher hinan, und die untergehende Sonne blickt sie an, breitet ihre letzten Strahlen über sie aus ... nimmt

Abschied ... küßt sie... Und ich seh', wie die Schatten unter den Strahlen dahinjagen, wie sie immer dicker und dicker werden, und hinfließen und sich einsaugen, wo sie nur können. Sie füllen die Lücken zwischen den Häusern, die freien Stellen zwischen den Mauern und heben das rötliche Licht empor und treiben es hinauf, zurück in den Himmel... „Zur Ruhe, Strahlen, jetzt ist unsere Zeit! ... Gute Nacht!"

Eine wertvolle Novellette ist ferner das „Armenmahl" von M. Spector (Warschau), während die Skizze „Der Prophet" von Sigmund Bromberg-Bytkowski (Lemberg) mit seiner wunderbaren Symbolik zu den bedeutendsten Stücken der ganzen Publikation gehört; sie anmutet wie ein die Natur in Flammen zeigendes Gemälde der jungfinnischen Malerschule.

Bei dem tief empfundenen Gedicht „Dämmerung" von Anton Lindner ist die schöne Sprache besonders zu rühmen, während wiederum Hermann Blumenthal (Bolechow) in seiner hübschen Erzählung „Ein Frühlingsopfer" im besten Sinne des Wortes echt jüdische Töne findet und rührende Selbstaufopferung zum Gegenstand der Schilderung macht. Endlich sei der stimmungsvollen Novellette „Mohnblume" von Hermann Menkes (Wien) Erwähnung getan. Alle diese literarischen Erzeugnisse sind national-jüdisch, modern empfunden und mit Aufrichtigkeit gegeben. Wohl von selbst versteht sich, daß sie auch in der Form wohlgelungen sind, denn daß die Juden ein bemerkenswertes Formtalent ihr eigen nennen, ist wohl niemals bestritten worden. Gerade hieran aber zeigt es sich, daß der oben charakterisierte Bialiksche und Tschernichowskische Apollokultus keine Farce ist, sondern im ursprünglichen Judentum begründet ist: nur durch die Ghettoexistenz wurde dem Juden dieser Schönheitskultus in sein Gegenteil verkehrt, ähnlich wie auch gerade die Juden von Haus aus an der mütterlichen Scholle hängen und haften und nur durch ein unglückliches Geschick zu den Heimatlosen, zu den ewig Wandernden wurden.

Das Leitmotiv der vorstehenden Erörterung, das wir als die „Tragik des Judentums" bezeichneten, gibt uns auch die beste Erklärung zum Verständnis der neujüdischen Kunst. Von vornherein darf dabei angenommen werden, daß das meiste Interesse, auch vom Standpunkt der historischen Betrachtung aus, die national pointierte Kunst hat. Von einer neujüdischen Kultur erwarten wir eine Kunst, welche spezifischen jüdischen Charakter trägt, nicht deutschen und nicht kosmopolitischen. Im jüdischen Verlag sind eine Reihe jüdischer Künstlermonographieen erschienen, welche Josef Israels, Max Liebermann, Solomon J. Solomon, Lesser Ury, E. M. Lilien, Jehudo Epstein behandeln. Von diesen trägt Max Liebermann, ein so bedeutender Künstler er ist (ich selbst war einer der ersten, der für ihn eingetreten ist, als er noch nicht gewürdigt wurde), kosmopolitische Züge: seine Kunst könnte zum größten Teil ebensowohl von einem Deutschen und einem Christen, als von einem Juden geschaffen sein. Sie kann also für die hier gegebene Betrachtung nur in zweiter Linie in Betracht kommen[1]). Alle anderen hier genannten Künstler sind

[1]) Möglich immerhin, daß Max Liebermann uns noch eine in strengerem Sinn jüdische Kunst schenkt. Vielleicht bedeutete sein in der letzten Sezession ausgestelltes Bild „Simson und Delila" den Anfang zu dieser Periode seiner Entwicklung, von der wir uns alsdann noch sehr viel versprechen könnten.

sofort als Juden kenntlich. Der bedeutendste von ihnen ist wohl Josef Israel, dieser wiederauferstandene Rembrandt, der das allgemein Menschliche im Judentum und das Jüdische des allgemein Menschlichen in großen, teilweise ergreifenden Zügen wiedergibt. Man dürfte nicht fehl gehen, wenn man gerade darin, daß Israel seine Israel-Natur laut sprechen läßt und immer der Jude bleibt, der er ist, die Bedingungen zu der Bedeutung seiner Kunst findet: ich erinnere an den Thoraschreiber. Wenn bei großen Kunstwerken das Charakteristische gerade darin liegt, daß sie alles Nebensächliche gleichsam verdünnt und verflüchtigt zeigen und an das Hauptsächliche sich allein halten, so darf man bei Israels die Größe seiner Kunst darin finden, daß er die Judensprache in der Kunst spricht — als selbstverständlich darf es bei einem solchen Künstler gelten, daß er auch seine Person, sein Ich sprechen läßt; dies stempelt ihn zum modernen Künstler. Im übrigen dürfen wir uns mit diesen wenigen Worten über Israel begnügen, da er in der ganzen Welt geschätzt und bewundert wird. Auch wollen wir betonen, daß es uns hier nicht etwa darauf ankommt, die künstlerisch-technischen Qualitäten jener jüdischen Künstler zu entwickeln, als vielmehr sie in den hier gegebenen Zusammenhang einer neujüdischen Renaissance einzureihen.

Gerade von diesem Gesichtspunkt aus findet Lesser Ury unser ganz besonderes Interesse. Ihn darf man wohl als den ersten modernen jungjüdischen Künstler bezeichnen (denn Israel darf der jungjüdischen Gruppe kaum mehr beigerechnet werden). Er ist der Fritz von Uhde des alten Testamentes, entwickelt aber mehr Kraft als Fritz von Uhde. Sein Jeremias, unter dem Sternenhimmel auf nackter Erde hingekauert wie eine Welt voll Unglück, ist klassisch und typisch und von bleibendem Wert. Dasselbe gilt von seinem Moses, der die Gesetzestafeln zerbricht. Hier ist das grandiose altjüdische Testament neuerlebt und künstlerisch wiedergeboren. Und auch davon abgesehen sind diese Werke rein künstlerisch meisterhaft. Von diesem rein künstlerischen Talent Lesser Urys legt beispielsweise auch die im Almanach S. 205 veröffentlichte Landschaft Zeugnis ab.

Eine ähnliche Künstlernatur ist Solomon J. Solomon. Auch seine künstlerische Nationalität ist jüdisch. Die Gefangennahme Simsons, obwohl dieses Bild eine Geschichte erzählt, ist ein grandioses Werk von packender Kraft, großer Eindringlichkeit des Ausdrucks und bemerkenswerter technischer Meisterschaft. Hier hört die Anekdotenmalerei und Feuilletonmalerei auf, Ding an sich zu sein und das rein Künstlerische wird Hauptsache (vergleiche auch sein Bild „Der Blinde"). Im Anekdotenhaften bleibt dagegen meist noch haften der schwedisch-jüdische Künstler Geskel Saloman. Derselbe gehört eigentlich auch in unsere Darstellung nicht mehr hinein, aber wir erwähnen ihn, weil er ein Beispiel ist für die Schädlichkeit der jüdischen Assimilationsfähigkeit, soweit die Kunst in Frage kommt. Saloman schwankte zwischen jüdischem und schwedischem Volkstum hin und her und erreichte infolgedessen nicht die höchste Etappe künstlerischen Ruhmes. Mit gleicher Begeisterung hat er schwedische Geschichte (z. B. Gustav Wasa und die Dalekarier) wie jüdische Geschichte (z. B. Die Einsegnung der Sabbatlichte) dargestellt.

Von den oben genannten Künstlern ist weiter Jehudo Epstein zu erwähnen, dessen Kunst ebenfalls ausgesprochen jüdischen Charakter

trägt. Zu der Größe Lesser Urys scheint sich zwar seine Kunst nicht zu erheben, aber sie zeigt z. B. in „Hiob" verwandte Züge.

Wir kommen nun zu dem außerordentlich produktiven jungjüdischen Buchkünstler E. M. Lilien. Er ist immer und immer ganz Jude. Er ist durchaus modern. Und seine Kunst trägt individuelle Züge. Er hat ein bedeutendes Formtalent, lebhafte Phantasie und ausgeprägten Charakter. Viele seiner Buchillustrationen dürfen als Meisterwerke angesehen werden, z. B. die Umrahmung des Titelblattes der Lieder des Ghetto, die Umrahmung aus „Juda" (F. A. Lattmanns Verlag), „Trugland" aus dem Zyklus „Liebe", die „Träne auf dem Eisen", und ganz besonders „Nach unseren Tagen". Meisterhaft sind ferner die Entwürfe von Vorsatzpapieren zu „Juda" und „Lieder des Ghetto" und die farbige Einbanddecke zu „Juda", sowie die bekannte Illustration zu „Der Zöllner von Klausen" und das Gedenkblatt des dritten Zionisten-Kongresses. Für eine feine Abstimmung der schwarz-weißen Werke im Buchdruck hat Lilien eine seltene Begabung: man sehe sich daraufhin die Zeichnung „Beweinung" aus „Juda" an, wenngleich er auf der anderen Seite, wie es besonders im Buchschmuck der „Lieder des Ghetto" hervortritt, in der Randleiste quantitativ zu viel gibt.

Im allgemeinen aber darf Lilien als ein bedeutendes Talent, auf das ebenso Jungjuda, wie die moderne Buchkunst alle Ursache hat, stolz zu sein, bezeichnet werden.

Weitere Künstler der neujüdischen Renaissance von Talent und Können und ausgesprochenem Rassencharakter sind ferner: L. Pilichowski (Lodz), dessen „Wanderer" eine ergreifende Illustration zu der genugsam gekennzeichneten Tragik des Judentums bildet, Moritz Gottlieb, L. Pasternak (vergleiche z. B. das bedeutende Werk „Schöpferstunde"), der sehr talentvolle, schwermütige Hermann Struck, S. Hirszenberg (Lodz) (vergleiche z. B. das ergreifende Bild „Jüdischer Friedhof"), J. Weinles u. a.

Wir haben die Anfänge der jüdischen Renaissance in der Dichtkunst und bildenden Kunst verfolgt. Natürlich äußert sie sich auch auf anderen Gebieten. Im modernen Kunstgewerbe sind eine ganze Reihe sehr bemerkenswerter jüdischer Talente mit Erfolg tätig. Jedoch treten auf diesem Gebiete häufig gerade die Schattenseiten des jüdischen Charakters hervor, insofern diese Künstler ihren angestammten Rassencharakter verleugnen, fürs Geld arbeiten und den niederen Volksinstinkten schmeicheln: ihre Kunst erhält dann einen modischen und plattkosmopolitischen Charakter, wie es z. B. bei dem Architekten Biberfeld der Fall ist. Wir dürfen uns ja nicht verhehlen — und die Juden in ihrem besten Teil tun es selbst nicht, daß infolge der jahrhundertelangen Ghettoexistenz eine Degeneration der jüdischen Rasse eingetreten ist. Wenn man den Löwen in den Käfig, den Adler an die Kette, den Pegasus vor den Pflug spannt — so degenerieren sie, um bei diesem Ausdruck zu bleiben. Verbannt, geknechtet, gefoltert, ausgezogen, vergewaltigt, mit Füßen getreten, ausgehungert, verachtet, unterdrückt — wie hätten die Juden nicht degenerieren sollen! Viele der sie heute nach allgemeiner Ansicht am meisten charakterisierenden Eigenschaften kommen auf Rechnung dieses jahrhundertelangen Ghettolebens. Dahin gehören die Geldgier, die Lust am Schachern, die ängstliche Furcht, die ungesunde Sinnlichkeit, die Frivolität, eine gewisse

Vergröberung des Gemütslebens, die Oberflächlichkeit, die Ausbeutungsgier u. a. Diese Fehler und Laster sind entweder unabänderliche Rückschläge der in ihren normalen Regungen gehemmten Natur, oder Entgeltungen nach dem Motto „Wie Du mir, so ich Dir". Besonders aber sind viele dieser Laster auf Aeußerungen einer kranken, leidenden Seele und eines kranken, leidenden Körpers zurückzuführen: die Schuld tragen zum geringsten Teile die Juden selbst, zum größten Teile die anderen Völker.

Nichts ist natürlicher und begreiflicher als beispielsweise die Geldgier der Juden. Man muß im Ghetto gelebt haben, man muß Verbannter, man muß Sklave gewesen sein, man muß seine Brüder gemartert und beraubt gesehen haben, um zu begreifen, wie der Jude in der äußersten Not wenigstens „Geld" — das Geld, das aus Steinen Brot macht — zu verdienen trachtete.

Die Einsicht aber in die eigenen Laster ist dem edleren Teile der Juden, wie gesagt, nicht verschlossen geblieben. Georg Hirschfeld ruft seinen Stammesbrüdern zu: „Macht Euch vom Gelde los, so seid Ihr frei." Mathias Acher (Wien) sagt in seiner interessanten Studie „Geist und Geld bei den Juden": „Das Volk erliegt diesen nachdrücklichen Suggestionen: es erstirbt nicht nur in Ehrfurcht vor dem Gelde seiner Reichen, sondern betet auch seine geistigen Lieblinge an: diese promovierten Flachköpfe, diese Affen der wahren Geistesmenschen, diese eingebildeten Schmierbolde, die ihnen Steine statt Brot geben. So brünstig beten sie sie an, wie kein anderes Volk der Welt dies tut, so brünstig, daß es zu einem europäischen Skandal geworden ist, daß auf allen Straßen das Lied von der blendenden Mittelmäßigkeit und der unfruchtbaren Geistreichigkeit der jüdischen Rasse gesungen und gepfiffen wird, so brünstig, daß — und dies ist der unersetzlichste Schaden — die wirklich Großen und Tiefen sich schamhaft verkriechen, in der unbewußten Angst, sie könnten mit diesem reklamemachenden Bildungsgewimmel verwechselt werden." Man muß nämlich beachten, daß in der Tat im modernen Judentum die verschiedensten Strömungen, Charaktere, Bestrebungen nebeneinanderlaufen. Geistlose, protzige, herzerfrorene Plutokraten neben Edelmenschen, charakterlose, ihr Judentum verleugnende und oft genug beschimpfende Kosmopoliten neben aus Erz gegossenen, in Gold geprägten, das Jahrtausende alte Judentum nachkeimen lassenden, nationalen und persönlichen Charakteren und im besten Sinne des Wortes modernen Menschen.

Um aber auf diese Frage der Erkenntnis der jüdischen Gebrechen im eigenen Lager zurückzukommen, so macht Dr. A. Nossig in seiner Studie aus dem Gebiete der altjüdischen Verfassung, „Der große Sanhedrin", auf die Worte des Maimonides im „Führer der Verirrten" aufmerksam: „Weiterhin hat das Gesetz zum Ziel, unsere Begierden möglichst zu dämpfen und zu zügeln, so daß wir ihnen nur in dem Maße Genüge tun, als es notwendig ist." „Das Gesetz trachtet, unsere Gedanken von der Habsucht und von dem Vergnügen möglichst abzuwenden." Nun begnügte sich das jüdische Gesetz bekanntlich nicht mit dem bloßen Hinweise auf das moralisch Anzustrebende, sondern hielt seine Bekenner mittels der Zeremonialvorschriften zur strengen Erfüllung seines Willens an; es „trieb sie zu den vorgeschriebenen Handlungen", wie Mendelssohn sagt, es war eine „fort-

währende Uebung im Gehorsam", wie Spinoza sich ausdrückt. Auch Staatsrat Bloch stellt in der Einleitung zu seinem großen Werk die Frage: „Ist es wahr, daß überall, wo Juden wohnen, das Volk schlechter lebt, ist es wahr, daß die gesamte Tätigkeit der Juden auf Ausbeutung hinausläuft, die das Volk zugrunde richtet? Die Untersuchung eben dieser Frage ist das Ziel unserer Arbeit." Und in poetischer Form gibt unserer oben vertretenen Auffassung Anselm Lutwak in den Worten Ausdruck: „Da weint' ich kläglich wie ein jeder Jude, denn wir gedachten mit zerrissenem Herzen, wieviel verdorben ward von unserem Blute."

Wenn diese Ueberzeugung — und einer solchen Ueberzeugung dürfen sich andere Völker ebensowenig als die Juden verschließen, denn in jedem Volke ist neben dem Willen zum Guten, mehr oder weniger, nach dieser oder jener Richtung der Wille zum Bösen lebendig — im Judentum immer mehr Platz greift und immer lebendiger wird, dann wird dieses Volk, dessen beispielslose Volkskraft niemals angezweifelt worden ist, einer wirklichen Renaissance ebenso zweifellos entgegengehen.

Der Zionismus in seinen besten Vertretern — auch hier muß man nämlich gar sehr zwischen selbstsüchtigen und aufrichtig das Wohl der Rasse verfolgenden Bestrebungen unterscheiden — steht auf dem hier nahegelegten Standpunkt. Was im übrigen die wichtige Streitfrage des Zionismus, d. h. die Ueberführung des jüdischen Volkes in sein Heimatsland anbetrifft, so wollen wir uns nicht anmaßen, ein entscheidendes Urteil oder auch nur Ratschläge zu erteilen. Diese Frage vor allem müssen die Juden selbst lösen. Uns scheint, als ob diese Frage mit der Zeit ganz von selbst ihre Lösung finden wird: das Judentum wird ganz, ganz allmählich den Weg in sein Land zurückfinden. Eine solche Frage, die Jahrtausende lange Entwicklungen zur Voraussetzung hat, Hals über Kopf lösen zu wollen, also etwa mit einer augenblicklichen, massenhaften, genossenschaftlichen Ansiedlung in Palästina, ist Wahnsinn. Ist es aber nicht merkwürdig, ist es nicht ein verheißungsvolles Zeichen für das „auserwählte" unter den Völkern, wie sich die Juden nennen, daß das fruchtbarste Land, das es wohl geben kann, ihr Heimatsland, frei und offen daliegt, für sie gleichsam reserviert, von anderen unbegehrt?

Wir wollen einige wenige erläuternde Notizen über die Bewegung des Zionismus machen. Die Frage ist von größter Wichtigkeit, um so mehr, als von ihr die Frage einer jüdischen Kultur wesentlich abhängt; denn man darf wohl Davis Trietsch (Berlin) recht geben, wenn er sagt: „Dagegen müßte eine neujüdische Kultur nicht nur in den verschiedenen europäischen und anderen Kulturländern zu stark nichtjüdisch und zu wenig einheitlich jüdisch ausfallen, sondern sie würde auch keineswegs mit irgend welcher Notwendigkeit die Entstehung eines nationalen Landzentrums in sich schließen. Jüdisches Land führt mit Sicherheit zu jüdischer Kultur, und zwar in ihrer besten möglichen Form, während jüdische Kultur in den Ländern der Zerstreuung die Chancen auf jüdisches Land nur indirekt tangieren könnte."

Die Entwicklung Neupalästinas im Sinne des Zionismus ist eine sehr schnelle gewesen: beispielsweise hat sich „das Gebiet der alten

Stadt Gaza in Südpalästina in den letzten 20 Jahren derart entwickelt, daß die genannte Stadt in diesem Zeitraum von 16000 Einwohnern auf 36000 kam (vor 60 Jahren waren es 2000!)".

Innerhalb des Zionismus hat sich aber nun leider die westeuropäische charakterlose jüdische Kosmopolitik eingefressen wie ein Gift. „Altneuland" ist in der Auffassung des Dr. Herzl das moderne Land internationaler und kosmopolitischer Charakterlosigkeit, aber nicht Neujudäa. Uns erscheint es tieftragisch, daß diese Gifte nationaler Charakterlosigkeit sich nun auch bei dem ersten und letzten und höchsten Ideale des jüdischen Volkes, bei dem Kampf um ihr Land bemerkbar machen.

Zum Schluß wollen wir mit einigen Worten auf die in der neujüdischen Renaissance sich bemerkbar machenden Anfänge einer Wissenschaft des Judentums hinweisen. Das Berliner Tageblatt brachte kürzlich die Notiz, daß die Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums, deren Vorsitzender Professor Dr. Martin Philippson ist, die Herausgabe eines groß angelegten Werkes beschlossen habe: „Grundriß der Wissenschaft des Judentums", das in ca. 25 Bänden das ganze Gebiet dieser Wissenschaft umfassen soll. Wie viel auf diesem Gebiete des Interessanten und Wertvollen zu tun ist, davon gibt uns schon der jüdische Almanach eine Andeutung. Die kleine Skizze „Weltkultur und Nationalkultur" von Dr. David Neumark (Rakonitz) ist ein völkerpsychologisches Dokument. Feines Verständnis für denselben Gegenstand zeigt auch Salomon Schiller (Lemberg) in seiner Arbeit: „Zu den Fragen unserer Kulturarbeit". Wir möchten nicht unterlassen, daraus die folgende scharfsinnige und treffende Erörterung wiederzugeben: „Die Entwicklung eines Volkes wird von der Art und Weise bestimmt, wie es den Fonds von Sinnlichkeit, das Grundkapital, aus dem es seine Leistungskraft schöpft, für Kulturzwecke verwertet. In dieser Hinsicht ist das Verfahren der beiden begabtesten Völker des Altertums, der Hellenen und der Hebräer, ungemein belehrend. Die von Haus aus gemäßigteren occidentalischen Hellenen lösten ihre Sinnlichkeit in Schönheitsharmonien auf, ihre staatlichen Einrichtungen, ihre Kultur und Weltanschauung erhielten vorzugsweise das Gepräge des Aesthetischen, der Kosmos wurde als ein Kunstwerk aufgefaßt und bewundert. Die von Haus aus erotischer veranlagten orientalischen Hebräer mußten stärkere Mittel anwenden: ein gut Teil ihrer Sinnlichkeit unterdrückten sie durch asketische Satzungen, den Rest leiteten sie in religiösen Pathos hinüber. Ethischer Rigorismus und enthusiastische Religiosität wurde zur hervorstechenden Eigentümlichkeit ihres Nationallebens." Sehr zutreffend ist ferner die Studie „Priester und Prophet" von Achad-Haam (U. Ginzberg, Odessa), der einen wesentlichen Charakterzug der jüdischen Rasse mit den Worten heraushebt: „Der Kerngedanke der jüdischen Prophetie war die Herrschaft der absoluten Gerechtigkeit in der gesamten Schöpfung." In der Tat kann man die jüdische Religion in dieser Richtung als eine Symbolik des Gerechtigkeitsprinzipes bezeichnen, während das Prinzip der christlichen Religion die Selbstaufopferung bildet.

Bund für Mutterschutz.

Aufruf.

Unsere Zeit läßt dem Kranken und Siechen mehr öffentliche Pflege und Unterstützung angedeihen, als irgend eine frühere, während sie sich auffallend gleichgültig gegen viele Verhältnisse zeigt, welche ein Erkranken der Gesunden zur Folge haben. Schutz und Pflege des von Natur Gesunden ist aber erstes Gebot einer rationellen Rassenpolitik.

Prof. Mitchell, London, verlangt Staatsprämien für Eheschließung gesunder jugendlicher Personen, um den Bevölkerungszuwachs zu verbessern. Wir haben aber bereits ohne Prämien einen solchen Nachwuchs; wir brauchen ihn nur nicht verkommen und zugrunde gehen zu lassen: Rund 180000 uneheliche Kinder werden jährlich in Deutschland geboren, nahezu ein Zehntel aller Geburten überhaupt. Sie sind, wo nicht Mangel oder seelische Depression auf die Mutter einwirkte, bei der Geburt strotzend von Lebenskraft; stehen doch ihre Mütter wie Väter zumeist in der Blüte jugendlicher Kraft und Gesundheit. Und diese gewaltige Quelle sprossender Volkskraft lassen wir kläglich verkommen, weil ein rigoroser Pharisäismus die ledige Mutter brandmarkt, sie aus der sittlichen Gemeinschaft verstößt, ihre wirtschaftliche Existenz untergräbt, und sie damit zwingt, ihr Kind gegen Bezahlung fremden Händen anzuvertrauen, — ein Zustand, dessen verhängnisvolle Konsequenzen jüngst wieder der Prozeß Wiese, Hamburg, uns kraß vor Augen geführt hat.

So sterben denn bereits in und vor der Geburt 5 pCt. der unehelichen Kinder gegen 3 pCt. des Reichsdurchschnittes, im ersten Lebensjahre 28,5 pCt. gegen 16,7 pCt., und entsprechend viele in den nächsten Jahren der frühen Kindheit, so daß überhaupt nur ein geringer Bruchteil zur Reife erwächst. Wie ihre geistige Entwicklung sich aber gestaltet, geht daraus hervor, daß in den in Preußen der als verwahrlost der Zwangs-Fürsorge-Erziehung übergebenen Kindern nicht weniger als 17 pCt. uneheliche befanden! Und während nur ein verschwindender Prozentsatz als militärtauglich befunden wird, rekrutiert sich die Welt der Verbrecher und Dirnen, Landstreicher und Gewohnheitsbettler zu einem erschreckenden Teil aus unehelich Geborenen. So züchten wir durch ein unbegründetes moralisches Vorurteil künstlich ein Heer von Feinden der menschlichen Gesellschaft.

Hier Abhülfe zu schaffen, tut um so dringender not, als die Verhältnisziffer der Geburten an sich in Deutschland in ständigem Rückgang begriffen ist: Auf 1000 Lebende entfielen 1876 noch 41 Geburten, 1891 schon nur 37 und 1900 nur noch 35½! Die unterschiedslose Erhaltung jedes gesund geborenen Kindes ist deshalb ein dringendes Erfordernis für die Erhaltung unserer Volkskraft.

Man hat nun versucht, mit Kinderkrippen, Findelhäusern u. dergl. hier einzugreifen. Aber Kinderschutz ohne Mutterschutz ist und bleibt Stückwerk ohne nachhaltigen Erfolg, weil die Mutter die kräftigste Lebensquelle des Kindes und zu seinem Gedeihen unentbehrlich ist. Wer dagegen der Mutter Ruhe und Pflege in ihrer schwersten Zeit gewährt, zu rechtlichem Schutz ihrer Interessen verhilft, eine wirtschaftliche Existenz für die Zukunft sichert, sie vor der kränken-

den und das Leben verbitternden Verachtung ihrer Mitmenschen bewahrt, der schafft damit auch die Basis für leibliches und geistiges Gedeihen des Kindes. Dies will der Bund für Mutterschutz.

Er will Mutterasyle schaffen, in welchen alle gesunden und arbeitswilligen unehelichen Mütter willkommen sind, die den ernstlichen Wunsch haben, ihre Kinder zu gesunden und nützlichen Menschen selbst zu erziehen; nicht in den engen Mietskasernen und der rußigen Luft der großen Städte, sondern in deren ländlicher Umgebung oder ganz auf dem platten Lande. In diesen Mutterkolonien will der Bund unter sachkundiger Leitung die Mütter unehelicher Kinder und event. später diese selbst mit geeigneter Arbeit beschäftigen, vorzugsweise mit gärtnerischer Bodenbearbeitung, in landwirtschaftlichen Nebenbetrieben, oder in gesundheitlich einwandsfreier hausindustrieller Tätigkeit, unter gleichzeitiger Fürsorge für eine zweckmäßige Pflege und Erziehung der Kinder und unter unentgeltlicher Gewährung von Rechtsschutz und ärztlicher Hülfeleistung. Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß ein derartiges Vorgehen auch den Wünschen vieler Väter unehelicher Kinder entspricht und dazu beiträgt, deren Beihülfe und Interesse für Mutter und Kind zu erhalten.

Um diese Bestrebungen aber planmäßig und auf breitester Basis verfolgen zu können, ist die tätige Hülfe und Beteiligung weiter Volkskreise unerläßlich. Deshalb richten die Unterzeichneten an alle ihre Mitbürger die dringende Aufforderung, durch ihre praktische Mitarbeit und finanzielle Unterstützung die Erreichung unseres Ziels zu sichern und zu beschleunigen.

Der Erwerb der Mitgliedschaft erfolgt durch formlose Anmeldung bei der Geschäftsstelle unter gleichzeitiger Uebersendung eines — von jedem einzelnen nach seiner wirtschaftlichen Lage selbst zu bestimmenden — Jahresbeitrags, dessen Quittung als Mitgliedskarte gilt. Um möglichst weiten Kreisen die Teilnahme zu ermöglichen, werden Beiträge bis zu 1 Mk. herab entgegen genommen. Doch bitten wir dringend alle besser situierten Freunde unserer Bestrebungen, diese durch Zuwendung reichlicher Mittel zu fördern. Im Hinblick auf die Kosten der ersten Propaganda, sowie der ersten Einrichtung von Mutterkolonien werden einmalige größere Beiträge mit besonderem Danke angenommen.

Ferner sind uns besonders willkommen Meldungen von Freunden der Sache, welche bereit sind, die (sich bereits meldenden) ledigen Mütter mit ihren Kindern aufzunehmen, sie event. in ihrem Wirtschaftsbetriebe zu beschäftigen oder ihnen sonst eine (sei es auch nur vorläufige) Unterkunft und Existenz zu beschaffen, ferner Personen, welche uns geeignete Siedelungsterrains nachweisen, hausgewerbliche Arbeitsgelegenheit vermitteln usw.

Sobald sich aus den Beitrittserklärungen ergibt, daß genügendes Interesse für unsere Bestrebungen vorhanden ist, wird die Gründung von Ortsgruppen, Einsetzung lokaler Vertrauenspersonen, Veranstaltung von öffentlichen Versammlungen, Herausgabe eines Organs und sonstige propagandistische Tätigkeit durch Wort und Schrift in Angriff genommen werden.

Die Geschäftsstelle: Dr. Landmann, Eisenach, Bornstraße 9.

Berichtigung.

Zur Berichtigung der in No. 7 der Politisch-anthropologischen Revue ds. Js., S. 442—448, aufgestellten Behauptungen erkläre ich: daß ich bei Abgabe meines Urteils über die Ruppinsche Arbeit, sowie bei der Zuerkennung des Preises keine

Ahnung hatte, wer der Verfasser sei und auch nicht die entfernste Vermutung, daß derselbe ein Schüler von mir wäre.

Solche Vermutung faßte ich allerdings bei dem Lesen der Hesseschen Arbeit. Unwahr aber ist es, daß ich dadurch mein Urteil zu seinen Gunsten habe bestimmen lassen. Unwahr ist es, daß ich für diese Arbeit den ersten Preis beantragt hätte, vielmehr habe ich in meinem schriftlich abgegebenen Urteil, wie bei der mündlichen Verhandlung nachdrücklichst erklärt, daß sie für den ersten Preis nicht in Frage kommen könne.

Das Weitere wird vor Gericht klar gestellt werden.

Halle, 16. November 1904. J. Conrad.

Erwiderung.

Zu der „Berichtigung" von Herrn Prof. Dr. Conrad habe ich zu bemerken:

1. Daß sein Schüler Dr. Ruppin sich an dem Preisausschreiben beteiligte, war in Hallenser Professorenkreisen und den Freunden Ruppins bekannt. Es erschien mir deshalb unmöglich, anzunehmen, daß gerade Herr Conrad davon nichts gehört und daß er ferner die so charakteristische Handschrift seines langjährigen Schülers nicht erkannt haben sollte.
2. Daß sein Schüler Dr. Hesse sich an dem Preisausschreiben beteiligte, war in Berliner volkswirtschaftlichen Kreisen bekannt und mir von dort gelegentlich mitgeteilt worden. Auch hat Dr. Hesse mir selbst s. Z. diese Absicht angedeutet (vergl. weiter unten Punkt 5). Und da sage ich wieder: ich konnte nicht annehmen, daß eine solche Absicht, aus welcher Herr Hesse ebenso wie Herr Ruppin, keinerlei Geheimnis machte, gerade Herrn Prof. Conrad unbekannt geblieben sein sollte.
3. Herr Prof. Conrad gibt zu, daß er beim Lesen der Hesseschen Schrift die Vermutung gefaßt habe, daß es die Arbeit seines Schülers sei. Dem gegenüber betone ich, daß mir von Herrn Prof. Häckel und Ziegler mitgeteilt wurde, daß Herr Conrad von Anfang an gewußt habe, daß es die Arbeit seines Schülers Hesse sei, bezw. daß derselbe sich an dem Preisausschreiben beteiligte.
4. Ich habe in No. 5 der „Revue" behauptet, daß Herr Prof. Conrad die Preisrichter für Hesses Arbeit dadurch zu gewinnen suchte, daß er (als Referent) eine Art Lobrede auf dieses hoffnungsvolle junge Talent hielt, das sich aus niedrigen und engen Verhältnissen durch eigene Kraft emporgearbeitet habe und das man fördern und unterstützen müsse. Dieser Satz ist inhaltlich, ja so gut wie wörtlich, genau dasjenige, was mir von Prof. Häckel mitgeteilt worden ist, ebenso die Behauptung, daß Herr Conrad seinen Schüler Hesse für den ersten Preis vorgeschlagen habe.
5. Zur Beurteilung meiner Beschuldigungen gegenüber Herrn Conrad ist noch folgender Umstand von Wichtigkeit. Als ich s. Z. die Pol.-anthr. Revue begründete, lud ich, wie viele andere, auch Herrn Dr. Hesse zur Mitarbeiterschaft ein. Ich erhielt damals von ihm die Nachricht, daß er selbst mit den im Programme der „Revue" dargelegten Fragen zwecks Abfassung einer größeren Arbeit (offenbar der Preisschrift) beschäftigt sei, und daß er aus der ersten Nummer der „Revue" schon sehr viel gelernt habe. Als später die Preisverteilung bekannt wurde, war ich nicht wenig erstaunt,

als ich las, daß Hesses Schrift mit einem zweiten Preis ausgezeichnet worden war, während der meinigen nur ein dritter Preis zuerkannt wurde. Ich gestehe offen: ich hielt es nach Lage der Dinge für unmöglich, daß ein Autor, der aus der ersten Nummer der Revue schon „sehr viel gelernt“ hat, also offenbar ein vollendeter Neuling und Anfänger auf dem Gebiete dieser Fragen war, eine so viel bessere Arbeit geliefert haben sollte als ich, der ich seit zehn Jahren mich speziell mit diesen Problemen und, wie ich glauben darf, nicht ohne Erfolg beschäftigt habe. Man wird darin vielleicht ein Vorurteil erblicken, aber nach Lage der Umstände war es ein wohlbegründetes Vorurteil, das dann in der Folge auf das positivste bestätigt wurde. Alle Kritiker, die sich bis jetzt mit den Jenenser Preisschriften beschäftigt haben, erklären in übereinstimmender Weise gerade die Arbeit von Dr. Hesse für ein besonders schwächliches Produkt, während ihr Urteil über meine Arbeit dahin lautet, daß sie nicht nur viel besser als die Hessesche, sondern die relativ beste unter den Preisschriften überhaupt ist. Nichts lag daher näher als die begründete Annahme, daß zwischen der Prämiierung dieser Schrift und dem Umstand, daß ihr Verfasser Spezialschüler von Herrn Prof. Conrad ist, ein ursächliches Verhältnis bestand, zumal man annehmen mußte, daß er als einziger zugleich Mitglied der Unter- und Oberkommission im Preisgericht einen besonders hervorragenden Einfluß auf die Preisverteilung gehabt haben mußte.

6. Die von zahlreichen unparteiischen Kritikern in übereinstimmender Weise festgestellten Widersprüche zwischen dem wissenschaftlichen Wert der Preisschriften und ihrer Auszeichnung durch das Preisgericht, sowie die eingangs erwähnten Umstände und wohlbegründeten Vermutungen schufen und befestigten in mir immer mehr jene Zweifel an der Sachlichkeit und Gerechtigkeit der Preisrichter, die ich öffentlich geäußert habe. Ich habe die Preisrichter aufgefordert, diejenigen Gesichtspunkte anzugeben, die den größeren wissenschaftlichen Wert der anderen Preisschriften und ihre höhere Preisbelohnung begründen. Ich harre noch immer der Antwort. Eine Beleidigungsklage kann weder ich noch die öffentliche Meinung als solche ansehen.

7. Auf mich hat die Preisentscheidung wie ein Schlag ins Herz der Gerechtigkeit gewirkt. Ich bin aber überzeugt, daß alle sachlich und redlich Denkenden, welche die Preisschriften auf ihren wissenschaftlichen Wert hin vergleichen und die ganze Angelegenheit bis zu diesen Erklärungen verfolgt haben, mir in meinem Kampfe für wissenschaftliches Recht beipflichten werden. Die bisher erschienenen öffentlichen Kritiken, von denen nicht eine einzige die Preisverteilung auch nur im entferntesten billigt, sowie die zahlreichen Zustimmungen, welche ich erhalten habe, sind ein Beweis dafür, wie man in den weitesten Kreisen über diesen literarischen Skandal denkt.

Vorstehende „Erwiderung“ habe ich Herrn Prof. Dr. Conrad zur Kenntnisnahme übersandt, um ihm zu zeigen, daß ich meine Behauptungen und Beschuldigungen nicht aufs Geratewohl hin geäußert habe, wie er anzunehmen schien, oder „aus dem Rachegefühl eines angeblich Verkannten“, wie es in seiner Anklageschrift heißt. Ich erhielt durch seinen Rechtsanwalt die Antwort: „C. hat allerdings davon gehört, daß Hesse und Ruppin sich um den Preis bewerben wollten, er hat aber ihre Arbeiten nicht gekannt, und diejenige von Ruppin nur für einen dritten Preis

vorgeschlagen. Die Aeußerungen über Hesse sind erst nach erfolgter Prämiierung getan worden, wie Prof. Ziegler bekunden wird."

Dazu habe ich zu bemerken, daß mir Prof. Häckel brieflich mitteilte: „C. wußte von Anfang an, daß sein Schüler Hesse sich an der Konkurrenz beteiligte; aber nichts von seinem Schüler Ruppin; er war sehr überrascht, daß dieser eine so gute Arbeit geliefert hatte." Aehnliches wurde mir in einem Briefe von Prof. Ziegler mitgeteilt, nämlich, daß er selbst gesehen habe, wie Herr Conrad über die so gute Arbeit von Ruppin überrascht gewesen sei, während er von der Arbeit Hesses gewußt habe. Hier bestehen unzweifelhafte Widersprüche. Außerdem ist es doch sehr seltsam, daß Herr Conrad über eine so gute Arbeit seines Schülers Ruppin überrascht ist, und sie zugleich nur für einen dritten Preis vorschlägt.

Ferner sei es gestattet, auf zwei jüngst erschienene Kritiken hinzuweisen, welche wiederum dartun, wie ungerecht und unsachlich die Preisrichter ihres Amtes gewaltet haben. In seiner soeben erschienenen „Geschichte der Staatstheorien" (S. 556) unterwirft Prof. Dr. Ludwig Gumplowicz das Jenenser Preisgericht einer vernichtenden Kritik. Er nennt die Schriften von Ruppin und Hesse „zwei sehr mittelmäßige Schülerarbeiten, die nichts Neues und Bemerkenswertes bieten". Und obgleich er den anthropologischen Standpunkt meines Buches prinzipiell ablehnt, schreibt er: „Man kann mit Woltmann bezüglich seiner Grundidee nicht einverstanden sein, das aber kann ihm niemand abstreiten, daß seine „Politische Anthropologie" in der Entwicklung der Soziologie eine markante Stellung einnimmt und ein Problem zum erstenmal systematisch und echt wissenschaftlich darstellt, zu dessen Lösung allerdings erst das 20. Jahrhundert berufen zu sein scheint, welche Lösung er aber jedenfalls vorbereitet, und durch klare Präzisierung der einschlägigen Fragen mächtig fördert."

Dr. O. Ammon schreibt in einem „Nachwort zum Jenaer sozial-anthropologischen Wettbewerb" (Deutsche Welt, 1904, No. 9) in bezug auf die in Frage stehenden Punkte: „Unter denen, die das neutrale Grenzgebiet zwischen der Anthropologie und der Soziologie fachwissenschaftlich bearbeiten, besteht heute kein Zweifel mehr darüber, daß diejenige Abhandlung, die der idealen Lösung der Preisfrage am nächsten kam, Dr. L. Woltmanns „Politische Anthropologie" ist. Dieses Werk ist nach beiden Richtungen am gleichmäßigsten ausgearbeitet und berücksichtigt den neuesten Stand der Fachliteratur." Und nachdem er die Bedeutung des Rasseproblems für die Fragestellung eingehend besprochen und die Ursachen erörtert hat, wie eine so absurde Preisverteilung zustande kommen konnte, schließt er: „So kam es, daß Woltmann leer ausging (denn ihm einen dritten Preis zu bieten, war eine Beleidigung), und daß Schallmayer den ersten Preis erhielt, obschon er der Rassenfrage in ihrer Wesenheit völlig verständnislos gegenüberstand."

Wenn ich noch das Zeugnis dreier kürzlich verstorbener Gelehrten anführen darf, die sich für die Preisfrage sehr interessierten, so bemerke ich, daß Prof. Dr. C. von Ujfalvy mir s. Z. schrieb, daß er die von Dr. Ammon an den Preisschriften geübte Kritik für sehr gerecht und objektiv halte, daß Friedrich Ratzel in einem Gespräch mit mir sich höchst abfällig über die Preisverteilung ausgesprochen und z. B. das Buch von Matzat für ein Machwerk ersten Ranges erklärt hat, und daß der jüngst verstorbene Soziologe G. Ratzenhofer die in „Natur und Staat" erschienenen Schriften geradezu eine „Flut von Unsinn" genannt hat.

Ich würde mich auf diese Urteile nicht berufen, wenn nicht Herr Conrad den traurigen Mut hätte, meinen Kampf um wissenschaftliches Recht als einen Ausfluß des „Rachegefühls eines angeblich Verkannten" hinzustellen.

Dr. L. Woltmann.

Berichte.

Biologie.

Die Sinnesorgane der Pflanzen. Betrachtungen über die Unterschiede zwischen Tier- und Pflanzenreich haben seit jeher einen Maßstab zur Beurteilung der Fortschritte geliefert, welche auf dem gemeinsamen Felde botanischer und zoologischer Forschung im Laufe der Zeiten gemacht worden sind. Durch die Forschungen des 19. Jahrhunderts sind die früher so sorgfältig gehüteten Grenzmauern zwischen beiden organischen Reichen allmählich verfallen und wurden an manchen Stellen gänzlich niedergerissen. Auf ihren Trümmern baute die allgemeine Biologie ihr Lehrgebäude auf und statt nach Unterschieden sucht man heutzutage nach den gemeinsamen Merkmalen in der Organisation und im Leben der Tiere und Pflanzen. Mit der Entdeckung des zelligen Aufbaues des Tier- und Pflanzenkörpers war der erste große Schritt getan, um die Gemeinsamkeit der Organisation in beiden Reichen festzustellen. Nicht nur das tierische, auch das pflanzliche Protoplasma, das die Zellen zusammensetzt, wird durch keine Grundeigenschaft so scharf gekennzeichnet, wie durch die Reizbarkeit. Die prinzipielle Uebereinstimmung der Reizbewegungen im Tier- und Pflanzenreich ist sicher festgestellt; da kann uns nichts mehr hindern, auch den Pflanzen ein Empfindungsvermögen und Sinneswahrnehmungen zuzuschreiben. Sofort taucht die Frage auf, ob die Pflanzen dann auch Sinnesorgane besitzen, ob sie zur Aufnahme bestimmter äußerer Reize, so wie die Tiere mit eigenen Perzeptionsorganen ausgerüstet sind. Vor gerade hundert Jahren entdeckte Sydenham Edwards die Sensibilität der sechs kleinen Borsten auf der Oberseite des Blattes der Venusfliegenfalle (Dionaea muscipula). Diese Entdeckung gab Veranlassung, die alten Begriffe des Reizes und der Reizbarkeit neuzugestalten. Nach der Erklärung von Pfeffer sind Reizvorgänge Auslösungsvorgänge. Der Reiz ist nur die Veranlassung, daß im Organismus schlummernde Betriebskräfte wirksam werden und Reaktionen zur Folge haben, deren Verlauf und Endergebnisse durch die jeweiligen Organisationsverhältnisse bestimmt werden. Der Ort der Reizaufnahme und der Reaktion können räumlich voneinander getrennt sein. Dann muß aber die Möglichkeit der Reizfortpflanzung vorhanden sein. Dieser Reizapparat ist nun im Pflanzenkörper festgestellt worden, in dem Erregungszustände im lebenden Protoplasma ausgebreitet werden. Es war eine bahnbrechende Entdeckung im vollsten Sinne des Wortes, als E. Tangl als erster die zarten Plasmafäden nachwies, welche die Wände durchquerend, benachbarte Plasmakörper miteinander in unmitelbare Verbindung setzen. Nun war das Vorhandensein kontinuierlicher Bahnen festgestellt, und der Vergleich der verbindenden Plasmafäden mit tierischen Nervenfasern ließ nicht mehr lange auf sich warten. Auch wurden dann bald tatsächlich die Sinnesorgane der Pflanzen entdeckt; in erster Linie die zur Aufnahme von mechanischen Reizen dienenden Einrichtungen, welche den Tastorganen der Tiere vergleichbar sind, so das sensible Gewebepolster bei den Sumpfpflanzen (Mimosa pudica), die Fühlborsten am Blatte der Dionaea und Aldrovandia, einer kleinen insektenfressenden Wasserpflanze. Zu den empfindlichsten Organen der Pflanzen gehören die Ranken, welche durch Berührung mit festen Körpern veranlaßt werden, sich um sie herumzuwickeln und derart die Pflanze an geeigneten Stützen anbinden. Die Ranken sind sehr empfindliche Sinnesorgane mit besonders eingerichteten Fühl- oder Tasttüpfeln, die von entsprechend gestalteten Fortsätzen des reizbaren Plasmas ausgefüllt sind. Eine andere Reizempfindlichkeit ist die gegen die Schwerkraft, welche die Wurzelspitzen auslösen. Hier gibt es eine Anzahl beweglicher Stärkekörner, welche zusammen mit sensiblen Plasmahäuten die Sinneszellen für den Schwerkraftreiz bilden. Ferner sind Sinnesorgane der Pflanzen für Lichtreize festgestellt, die „Augenflecke". Darwin hat schon bei den höher entwickelten Pflanzen die Spitze der Keimblattscheide als ein lichtempfindendes Organ erkannt. Die Laubblattscheiden zahlreicher Pflanzen, vor allem der Schattenpflanzen, besitzen ein feines Wahrnehmungs- und Unterscheidungsvermögen für die Richtung der auffallenden Lichtstrahlen; und zwar ist es das Oberhäutchen, welches das Licht perzipiert. Ob im Pflanzenreiche auch Sinnesorgane für chemische Reize, den Geschmacks- und Geruchsorganen der Tiere vergleichbar, vorkommen, muß dahingestellt bleiben. Ebenso ist es ganz ungewiß, ob es Pflanzen gibt, die Sinnesorgane für Wärmereize besitzen. Einstweilen genügt die Tatsache der großen Verbreitung von Sinnesorganen für mechanische Reize, für

den Schwerkraft- und Lichtreiz, um bestimmt behaupten zu können, daß auf dem Gebiete der Reizwahrnehmung ein prinzipieller Unterschied zwischen Tier- und Pflanzenreich nicht existiert, weder in physiologischer noch in anatomischer Hinsicht. Ja, wenn wir uns vor Augen halten, wie weitgehend die Analogie der Konstruktionsprinzipien ist, nach denen im Tier- und Pflanzenreiche die Sinnesorgane gebaut sind, so wird uns klar, daß auf keinem Gebiete des anatomischen und histologischen Aufbaues die Aehnlichkeit zwischen Tier und Pflanze so groß ist, wie auf dem Gebiete der Sinnesorgane. Wir dürfen daraus auch folgern, daß die geheimnisvollen intraplasmatischen Vorgänge bei der Reizaufnahme in beiden Reichen organischen Lebens der Hauptsache nach dieselben sind. So ist dasjenige, was Tier- und Pflanzenreich am tiefgreifendsten zu trennen schien, dank hundertjähriger Forscherarbeit zu einer weitspannenden Brücke geworden, die beide Reiche verbindet. (G. Haberlandt, Die Sinnesorgane der Pflanzen. Vortrag. Leipzig 1904, Verlag von J. A. Barth.)

Anthropologie.

Das biologische Verhalten der Naturvölker. Wie ungleich die biologische Ausdauer der Naturvölker und ihre Widerstandskraft gegen Assimilationsprozesse im einzelnen sich gestaltet, bezeugen die Verhältnisse der auf engem Raume nebeneinander lebenden Indianerstämme Sonorao in Mexiko. Die Opatas z. B., die von Hardy 1829 noch auf 10000 geschätzt wurden (1730 soll es ihrer nach Schätzung des Jesuitenpaters 7000 gegeben haben), finden sich gegenwärtig kaum mehr als in einer Zahl 5—600 reinblütigen Individuen. Von den Seris, die noch 1884 etwa 1500—4000 Seelen stark waren, sind nur 300 übrig geblieben. Ebenso ist es einer Reihe anderer Stämme dieses Gebiets ergangen. Dagegen haben die Mayos und insbesondere die Yaquis wenigstens seit 1860 an Zahl nicht abgenommen. Die Yaquis sind nie vollständig unterworfen worden und haben sich außerordentlich rein erhalten, obwohl sie seit Beginn ihrer Geschichte in einem förmlichen Ring von Weißen lebten. Sie bilden einen relativ hochwüchsigen Stamm von mesocephalem Typus, während die Mayos stärker zur Rundköpfigkeit neigen. (A. Hrdlicka, Amerikan Anthropologist 1904, January-March.)

Rassenkreuzung und Auslese. Ueber den Einfluß von Rassenmischungen auf die ethnischen und sozialen Zustände liegt bereits eine Reihe von Tatsachen vor, die in erster Linie der Geschichte „civilisierter“ Völkerschaften entnommen wurden. Weniger exakt sind diese Vorgänge bei den Naturvölkern bisher verfolgt. Eine statistische Aufnahme der Giljaken auf Sachalin hat nun neuerdings zu dem Resultat geführt, daß die ungeheure Mehrzahl ihrer jetzt lebenden Geschlechter ihren Stammbaum nicht auf giljakische Eingeborene, sondern auf Herkömmlinge von Nachbarstämmen zurückführt. Es ist auch auf jener weltentlegenen Insel noch jetzt nichts Ungewöhnliches, daß einzelne Individuen ihre Stammsippe verlassen und in fremden Geschlechtern durch Heiraten seßhaft werden, wobei ihre Nachkommenschaft entweder selbständige Geschlechter oder mindestens Zweige solcher in dem neuen Stamme bilden, dessen Sprache und Sitten von ihrem Begründer angenommen wurden. Die Geschichte der Giljakengeschlechter bezeugt nun, daß diese von fremden Emporkömmlingen begründeten Geschlechter mit der Zeit eine schnelle Vermehrung ihres Bestandes erfuhren und eine ungemein starke Ausdauer bekunden, während die alten einheimischen Geschlechter hinsiechten und in wenigen Jahrhunderten ausstarben. Die blühendsten und fruchtbarsten Geschlechter erwiesen sich dort überall als Nachkommen zugewanderter Fremdlinge, die möglicherweise als aktivere, unternehmendere Elemente ein auch in biologischer Hinsicht günstiges und im Ausleseprozeß bevorzugtes Material darstellten. (Ethnographische Rundschau 1904.) — R. W.

Der körperliche Typus der russischen Polen. Aus Untersuchungen, die F. Dsershinski an der polnischen Bevölkerung des Gouvernements Ljublin durchgeführt hat, geht hervor, daß die größte Mehrzahl der Individuen einem grauäugigen dunkelhaarigen Typus angehört. Die Körpergröße mit 1655 mm bei Männern, und 1536 mm bei Frauen ist durchschnittlich gering. Die Frauen sind durch verhältnismäßig bedeutende Rumpflänge ausgezeichnet. Die Kopfform ist überall eine ausgesprochen wenn auch nicht sehr hochgradig brachycephale (Durchschnitt für

erwachsene Männer 82,67, Frauen 83,57). Dazu gesellt sich in der Regel niedriges Antlitz. Die vorkommenden brünett-hochgewachsenen Rundköpfe hält der Verfasser für Vertreter der „slawisch-keltischen Rasse“, die hohen Dolichocephalen werden in üblicher Weise der „skandinavischen“, die kleinen dunklen Brachycephalen der turkotatarischen Rasse zugewiesen, welch letzterer auch die unter den Polen vorkommenden hellen hochgewachsenen Rundköpfe angehören sollen. Von dem erstgenannten Typus nimmt Verfasser an, daß er als Träger spezifisch-slawischer Kultur, als diese von der Donau und der Tatra nord- und ostwärts sich ausbreitete, auftrat, und dadurch hervorragende Bedeutung gewann, daß er die ursprünglich langköpfige Bevölkerung der slawischen Länder verdrängte bezw. absorbierte. Verfasser hält die rundköpfigen „Keltoslawen“ für eine im Kampf um das Dasein starke und widerstandsfähige Rasse, er gibt sich aber nicht die geringste Mühe, mit anderen ihm hoffentlich bekannten Tatsachen, die dagegen zu sprechen scheinen, sich abzufinden oder seine Anschauung wenigstens näher zu begründen. Zu berücksichtigen ist jedenfalls die Berührung der von dem Verfasser untersuchten Ljublin-Polen (sog. Malopoljanen, zu denen offenbar auch die Krakowjanen, sowie die Polen der Hohen Tatra, die Priwißljänen, Sandomirjänen, Borowjaken u. a. m. gehören) nordwärts mit den eigentlichen Masuren, ostwärts mit den Kleinrussen. Einen Einfluß seitens der Kleinrussen weist der Verfasser ab mit dem Bemerken, daß ihre Kultur hauptsächlich entlang dem Wepr-Bugverlauf sich ausbreitete und die polnische Kultur im Umkreise der Residenzen — Warschau und Krakau — außerdem höher stand. Die nördlichen Masuren haben aber jedenfalls auf die Ljublinpolen beträchtlichen Einfluß üben müssen, zumal die Weichsel und vielleicht noch mehr die Anstrengungen der Regierung ihrer Verbreitung nach Süden immer Vorschub leistete. Man darf danach annehmen, daß die heutigen Malopoljanen, wenn sie wirklich von tatarischem, littauischem und germanischem Einfluß so frei geblieben sind, wie der Verfasser nachzuweisen sich Mühe gibt, aus einer Vermischung der Grundbevölkerung des Gebietes, d. h. der Ljachen bezw. weißen Chorwaten mit dem polnischen Stamm der Masuren hervorgegangen sein werden. (Russische Zeitschrift für Anthropologie XV—XVI. 74.) — R. W.

Zur Psychologie der Japaner. Ueber die Charakter- und Geisteseigenschaften der japanischen Rasse ist zwischen zwei Kennern dieses Volkes, E. Baelz und H. ten Kate, die lange Jahre in Japan geweilt haben, ein wissenschaftlicher Streit ausgebrochen, wobei sie mehrere Aufsätze im „Globus“ veröffentlichten, über welche hier schon berichtet wurde. Neuerdings hat ten Kate nochmals das Wort ergriffen, um eine Reihe von Vorwürfen und Angriffen von Professor Baelz zurückzuweisen. Ten Kate spricht den Japanern keineswegs alle guten Eigenschaften ab, bestreitet auch nicht ihren kriegerischen Sinn und ihre Bewunderung für Tapferkeit und Mut, worauf Baelz großes Gewicht legte. Aber diese Eigenschaften seien so allgemein bekannt, wie es die gleichen etwa der nordamerikanischen Indianer sind. In Wahrheit sei kein Volk mehr überschätzt worden und hat kein Volk sich selbst mehr überschätzt als die Japaner. Das Urteil von Baelz wurde dadurch einseitig, daß er als Universitätsprofessor und kaiserlicher Hofarzt nur mit der Elite des Volkes in Berührung komme und, außer mit den Kranken seiner Klinik, vorzugsweise mit den intelligentesten, und mit den höchsten und allerhöchsten Kreisen Japans zu tun habe. Trotzdem habe Baelz seinen japanischen Verehrern vorgeworfen, daß sie die westliche Wissenschaft als eine Maschine ansähen und betont, daß der größte Fehler des japanischen Geistes im Mangel des Suchens nach Kausalität bestehe. Auf der anderen Seite hatte Loew sein Urteil, daß die Japaner nicht philosophisch veranlagt seien, für einen Irrtum erklärt und gemeint, daß die geistigen Fähigkeiten der Japaner nicht um ein Haar breit denen der civilisierten Nationen Europas nachstehen. Es ist zuzugeben, daß mehrere Japaner auf naturwissenschaftlichem Gebiete sehr verdienstvolle Arbeiten geliefert haben. Auch mögen Baelz und Loew als Universitätsprofessoren gute Erfahrungen gemacht haben. Gewiß gibt es auch in Japan eine Aristokratie des Geistes. Allein bei der vergleichenden Beurteilung geistiger Fähigkeiten von Individuen, Völkern und Rassen fragt man nicht nach Fleiß, Gedächtnis und Nachahmung, sondern nach schöpferischen Leistungen, weniger nach Talenten als nach Genie. Und da ist die Entscheidung nicht schwer. (Globus, 1904, No. 14.)

Vererbung und Mißbildung. Dr. Hilpert beobachtete, wie die Münchener Med. Wochenschrift berichtet, einen merkwürdigen Fall von Vererbung und Mißbildung durch wenigstens drei Geschlechter hindurch. Ein Knabe zeigte häutige

Verwachsungen an beiden Händen und Füßen zwischen den Fingern und Zehen. Der Vater des Kindes besitzt genau dieselben Verwachsungen an den Gliedmaßen und auch die überzähligen großen Zehen wie der Knabe. Der noch lebende Großvater des Kindes hat gleichfalls genau dieselben Mißbildungen, und sogar der Urgroßvater soll sie gehabt haben. Diese Familieneigentümlichkeit hat sich immer nur auf die männlichen Nachkommen ererbt, während die in den beiden älteren Generationen vorhandenen weiblichen Geschwister davon frei geblieben sind.

Psychologie.

Eine biologische Theorie des Schlafes. Die Theorieen des Schlafes haben dies gemeinsam, daß sie den Schlaf als einen negativen, fast abnormen Zustand betrachten, nicht als eine Funktion, sondern nur als einen Stillstand der Funktionen. Dagegen erscheint der Schlaf als eine positive Handlung, nicht nur als ein einfacher Ruhezustand; weiter kann man denselben vom biologischen Standpunkt aus als einen Instinkt betrachten. Diese Hypothese umfaßt und koordiniert Tatsachen, die sonst unerklärbar oder widersprechend sind. — Nach der Vergiftungs-Theorie sollte der Schlaf stets dem Grade der Erschöpfung angemessen sein; tatsächlich trifft dies nicht zu; Wille, Gewohnheit, Suggestion vermögen in gewissem Maße auf den Schlaf einzuwirken. Auch kann der Schlaf nur partiell sein, wie dies der Fall ist bei einer Mutter, die neben ihrem kranken Kinde ruht. Bei der toxischen Theorie läßt sich die Natur des Winterschlafes (der Murmeltiere usw.) auch nicht gut verstehen. Die Instinkt-Theorie des Schlafes dagegen gibt über all dieses Aufschluß; ihr verdankt man es, jener offenbar sehr anti-physiologischen Hypothese zu entrinnen, nach welcher eine tägliche Vergiftung des Nervensystems stattfindet, die erheblich genug ist, den Organismus während 7—8 Stunden beim Erwachsenen außer Aktion zu setzen. — Eine Eigenschaft des Instinktes ist die Vorsorge. Die meisten Instinkte äußern sich längere oder kürzere Zeit, bevor die Erhaltung des Individuums oder der Art wirklich in Gefahr gerät. So auch der Schlaf: vorsorglich stellt er sich ein, ehe Erschöpfung eintritt. Die Bedürfnisse des Kampfes ums Dasein lassen leicht begreifen, warum dieser Spielraum zwischen dem Ruhetrieb und der Erschöpfung eingeschaltet ist. Indem der Schlaftrieb das Individuum immobilisiert, schützt er es davor, ins Erschöpfungsstadium zu geraten. Der Organismus benützt diese vorläufige Pause der Muskelarbeit, um die Ermüdungsstoffe abzusondern, bevor ihre Anhäufung schädlich werden kann; es ist auch wahrscheinlich, daß der Schlaf die Assimilationsprozesse begünstigt. Der Schlaf äußert sich also vor der Vergiftung des Organismus, das will heißen: er ist keine unmittelbare Folge eines einfachen physikochemischen Prozesses, sondern ist reflexartig. — Nun müssen wir uns fragen, welche Reizmittel diesen Instinkt, diesen hypnotischen Reflex auflösen? Ich nehme freilich an, daß die Vermehrung der Gifte im Blute und die Ermüdungsempfindungen eine Hauptrolle als Reiz spielen können. Die Ermüdung des Nervensystems ist gewiß auch ein begünstigender Umstand für den Eintritt des Schlafes. Aber diese Ursachen sind weder stets ausreichend, noch stets notwendig. Dunkelheit, monotone Eindrücke und die empirisch mit der Schlafvorstellung assoziierten Gedanken sind bedeutsame Faktoren, zumal wenn sie gemeinsam wirken. Allerdings gibt es keine spezifischen Schlafzentren; wie für andere Instinkte, so dienen auch für den Schlaf die Zentren der Allgemeinfunktionen. Vielleicht muß man außerdem noch ein Zentrum für die Hemmung des Interesses annehmen. Tatsächlich tritt beim Einschlafen Gleichgültigkeit für das reelle Leben ein. Ich habe oft an mir selbst beim Einschlafen die allmähliche Abnahme an Interesse für äußere Ereignisse beobachtet. — Was nun die eintretenden Reaktionen anbetrifft, so seien das Schließen der Augenlider, die Hirnanämie, der totale oder partielle Wegfall des Interesses für die Außenwelt, das Aufsuchen eines Lagers, das Liegen, wahrscheinlich auch trophische Einwirkungen erwähnt. Wie alle Instinkte kann auch der Schlaf momentan durch einen stärkeren Instinkt gehemmt werden. Wenn ein hungriger Hund am Einschlafen ist, vergißt er seine Schlaflust, sobald er eine Beute erblickt. Wir können so verstehen, warum der Eintritt des Schlafes verschiebbar ist; die chemischen Theorien vermögen dies nicht zu erklären. Man übertrage diese biologische Auffassung ins pathologische Gebiet und wird auch da vielleicht manche Probleme begreiflicher finden. Wenn der Schlaf ein Instinkt ist, so kann man die Schlaflosigkeit der Neurastheniker,

sowie gewisse hysterische Erscheinungen als eine Folge der Dissoziation oder der Degeneration dieses Instinktes verstehen. Kurz, der Schlaf ist nicht das Ergebnis einer einfachen Funktionsunterbrechung, er ist eine positive Funktion, ein Instinkt, der eine Funktionsunterbrechung zum Zwecke hat: wir schlafen, nicht weil wir vergiftet oder erschöpft sind, sondern um der Vergiftung und der Erschöpfung nicht zu unterliegen. (Ed. Claparède, Bericht über den I. Kongreß für experimentelle Psychologie. Leipzig 1904, Verlag von J. A. Barth.)

Völker- und Kulturgeschichte.

Die Ausgrabungen in Palästina, welche Prof. Dr. Ernst Sellin auf dem Tell Ta'annek in Nordpalästina unternommen hat, sind nunmehr definitiv abgeschlossen. Auch die diesjährige Expedition war von einem ausgezeichneten Erfolge begleitet. Vor allem bestätigte sich die Vermutung Prof. Sellins, daß in der von ihm im vorigen Jahre aufgefundenen Burg des komanitischen Königs Ischtarwaschur noch weitere keilinschriftliche Tafeln zu finden sein müßten. Tatsächlich entdeckte er in dem Schutt eines Zimmers drei neue Tafeln und kleine Fragmente von fünf weiteren, so daß in Verbindung mit den im vorigen Jahre gefundenen vier Tafeln das Archiv des genannten Königs die relativ stattliche Anzahl von zwölf Tafeln enthielt. Um den Wert des Fundes anschaulich zu machen, sei daran erinnert, daß die Engländer bei ihren sonst so erfolgreichen, nunmehr vierzehnjährigen Ausgrabungen in Palästina nur eine einzige solche Tafel gefunden haben. Die diesmal in Ta'annek ausgegrabenen Tabletten wurden von Dr. Friedrich Hrozey sofort an Ort und Stelle entziffert und ergaben, daß zwei derselben Briefe des Königs von Megiddo an den von Taanach waren, der jenem offenbar untergeben war, die dritte war wieder eine Liste, wahrscheinlich von Kriegern. Die ganze Burg des Ischtarwaschur wurde nunmehr bloßgelegt und zeigte, wie die Grabeshöhlen in engster Verbindung mit den Wohnräumen standen. Innerhalb dieser lag eine besondere Stätte für Opfer, die den Abgeschiedenen dargebracht wurden, denn von ihr aus führte eine steinerne Stiege direkt in die Gräber hinein. Auch das bei Erbauung der Burg eingemauerte menschliche Bauopfer wurde entdeckt. Von sonstigen Funden, die bei der diesmaligen Expedition gemacht wurden, und die im übrigen wie gewöhnlich in Waffen, Werkzeugen, Vasen, Lampen, Skarabäen und Siegeln bestanden, seien speziell genannt eine bronzene Astarte von einem bis jetzt unbekannten Typus — eigenartige Krone, dicker Halsring, Schuhe mit auffallend hohen Absätzen, der Körper von einem zarten Schleier umflossen — und ein prachtvoller Schmuck eines Weibes, zumeist aus Gold gefertigt. Die Frau war, wie es schien, mit ihren fünf Kindern, die daneben lagen, bei einer Katastrophe in ihrem Hause umgekommen. Trotz der großen Sommerhitze und obwohl trinkbares Wasser diesmal anderthalb Stunden weit hergeholt werden mußte, war der Gesundheitszustand bei den Leitern wie bei den Arbeitern der Expedition ein vorzüglicher. Besonders erfreulich ist es, daß es Prof. Sellin gelungen ist, einen türkischen Großgrundbesitzer zu bestimmen, ihm einen neuen, sehr wichtigen Ruinenhügel für etwaige künftige Ausgrabungen zu überlassen. (Jüdisches Volksblatt, 1904, No. 39.)

Pytheas und seine Nordlandsfahrt. Die an den Namen des kühnsten Seefahrers und erfolgreichsten Forschungsreisenden des Altertums sich knüpfenden Streitfragen sind bisher in befriedigender und zusammenhängender Weise noch nicht gelöst worden. Ueber die Lebensschicksale des Pytheas besitzen wir nur äußerst dürftige Nachrichten; seine Reiseberichte — ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft — sind bis auf wenige gelegentlich angeführte Stellen zugrunde gegangen. Seine großartigen Entdeckungen sind ohne den verdienten Einfluß auf die wissenschaftliche Erd- und Völkerkunde geblieben und zum großen Teil in Vergessenheit geraten. Pytheas war ein in der phokäischen Pflanzstadt Massilia geborener Hellene und zweifellos ein Mann von hervorragender Bildung und Tatkraft. Der sternkundige Kleomedes und der kenntnisreiche Arzt Galenus nennen ihn einen Philosophen, selbst Strabon, der sonst an ihm sehr viel auszusetzen hat, muß ihm doch in der Astronomie und Mathematik gründliche Kenntnisse sowie eine gute Beobachtungsgabe zugestehen. Wenn auch weder Geburts- und Todesjahr bekannt ist, so viel steht fest, daß Pytheas im 4. Jahrhundert vor unserer Zeit-

rechnung gelebt hat. Etwa zwischen 360 und 350 v. Chr. hat er seine Reise angetreten. Schon ungefähr ein Jahrhundert vor Pytheas, zur Zeit der größten Macht und Blüte von Karthago, waren von dort aus zwei Kundfahrten ausgegangen, die eine nach der Westküste von Afrika unter Hanno, dessen Reisebericht in einem kurzen griechischen Auszug noch erhalten ist, die andere unter Himilko nach dem Norden, von deren Erfolg uns besonders der spätrömische Schriftsteller Avienus berichtet. Der Name Irland (Jerne) und Albion sind wohl durch ihn erkundet und zuerst den Mittelmeervölkern bekannt geworden. Den Niedergang der karthagischen Macht und Seeherrschaft im folgenden Jahrhundert machten sich die Phokäer von Massilia zunutze, um neue Niederlassungen zu begründen und womöglich den gewinnbringenden Zinnhandel in ihre Hand zu bekommen. Um die Mitte des Jahrhunderts wurden von Massilia aus zwei Forschungsreisen ins Werk gesetzt, eine, den Spuren Hannos folgend, nach Westafrika unter Euthymenes, die andere, auf dem von Himilko gewiesenen Wege, nach Norden, zu den Zinninseln, unter Pytheas. Nach seiner Heimkehr hat er in einem leider verloren gegangenen, an wichtigen Beobachtungen und merkwürdigen Einzelheiten jedenfalls sehr reichen Werke seine Reise beschrieben. Wie dieser Reisebericht überschrieben war, „Umsegelung", „Umkreis der Erde", „Abhandlungen über das Weltmeer", ob es nur ein einziges oder mehrere Werke von Pytheas gab, läßt sich nicht mehr entscheiden. Aus den wenigen bei verschiedenen Schriftstellern zerstreuten Bruchstücken läßt sich noch die Richtung und Ausdehnung seiner Nordlandfahrt feststellen. Zuerst wurden die massilischen Pflanzstädte und größeren Handelsplätze am Mittelmeer besucht, dann die Säulen des Herkules durchsegelt. Der erste längere Aufenthalt wurde wohl in Gades gemacht, der altberühmten Handelsstadt, die einen regen Schiffsverkehr mit den Zinninseln, den Kassiteriden, unterhielt und wo daher zuverlässige Nachrichten über die Länder des Nordens eingezogen werden konnten. Ob schon die Phöniker bis zu den Zinninseln (Britannien) vorgedrungen oder bloß die Unterhändler für das von keltischen Schiffen eingeführte Zinn gewesen sind, läßt sich nicht mehr feststellen. Vielmehr scheinen die Phryger das Zinn im Mittelmeer eingeführt zu haben. Um die hiberische und keltische Küste herum segelte Pytheas über den Eingang des Aermelmeers nach der südwestlichen Spitze von Albion, dem Vorgebirge Belerion (heute Landsend). Dann drang er an der Westküste Englands hinauf, bis zum Kanal von Bristol, dann nach der Insel Mona (heute Anglesey), nach den Orkaden und schließlich nach Island, dem äußersten aller bewohnten Länder, der ultima Thule, wo eine spärliche keltische Bevölkerung lebte. Zweifellos war Pytheas der erste Europäer, dessen Fuß die berühmte Thule betreten hat. Anscheinend ist er noch eine Tagereise weiter nach Norden gefahren, gegen das Eismeer zu. Von dort kehrte er zurück nach der norwegischen Küste, an den Lofoten und Schären entlang, durch das Skager Rak (Codanus sinus = gotischer Meerbusen), vorbei an der „Nordseite" oder das „Kimbrische Vorgebirge"; er ging vermutlich in einem Hafen an der Westküste der kimbrischen Halbinsel vor Anker, um hier den kostbaren Bernstein einzuhandeln, der von den benachbarten, damals auf den dänischen Inseln wohnenden Teutonen verkauft wurde. Ob Pytheas auch in der Ostsee gewesen, dafür haben wir keinen Anhalt. Pytheas, der ohne Nachfolger und bis auf Plinius und Tacitus die Hauptquelle der Alten für die Kenntnis des Nordens blieb, hat sich überall als sorgfältiger und zuverlässiger Beobachter erwiesen und in seinem leider verloren gegangenen Reisebericht nicht nur Länder und Meere mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt, sondern auch Sitten, Tracht und Bewaffnung, Schiffahrt und Ackerbau der von ihm besuchten Völker eingehend geschildert. Für sein Zeitalter und mit so bescheidenen Mitteln hat er Bewunderungswürdiges geleistet. Insbesondere schulden die Deutschen ihm dankbare Anerkennung; hat er doch als erster Südländer einige jener Völker, die später unter dem Namen der Germanen eine so große Rolle in der Geschichte gespielt haben, in ihren Ursitzen aufgesucht und kennen gelernt, und die nachmals so hochberühmten Namen der Kimbern, Teutonen und Goten, wie er sie selbst aus dem Munde von Angehörigen der betreffenden Völker vernommen, zum erstenmal mit griechischen Buchstaben wiedergegeben. (L. Wilser, Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg, 1904, Nr. 9 und 10.)

Hypnotismus und Verbrechen in Abessinien. Medizinische Fachblätter bestätigen die Richtigkeit der in der „Revue" 1904 von einem schweizerischen Ingenieur mitgeteilten Berichte über eine besondere Anwendung des Hypnotismus im Dienste der abessinischen Rechtspflege. Die dortige Regierung hält dazu eine

Anzahl speziell dressierter Kinder von 10 Jahren und darunter, die durch hypnotische Suggestion zur Tätigkeit eines „labasha" herangebildet werden und die dann ihre Aufgabe, Verbrecher ausfindig zu machen, fast immer mit positivem Erfolge nachkommen sollen. Ob sich diese „abessinische" Methode bei uns bewähren wird (in Frankreich sollen damit bereits Versuche gemacht worden sein), ist fraglich; die Sache erscheint wissenschaftlich noch nicht spruchreif, und selbst wenn Hypnotismus sich als geeignetes Mittel zur Entlarvung von Verbrechern erweisen sollte, ist die in Abessinien gehandhabte Art der Anwendung desselben einer europäischen Verhältnissen entsprechenden Reform bedürftig.

Rassen-Hygiene.

Ueber die Bedeutung der Erblichkeit in der Pathologie sprach Prof. Orth in der Berliner Medizinischen Gesellschaft. Vortragender teilt keine neuen Tatsachen mit, er will nur an der Hand der neueren biologischen Feststellungen untersuchen, was von pathologischen Erscheinungen ins Gebiet der Erblichkeit gehört und was nicht. Die ärztliche Sprache läßt in dieser Beziehung an Klarheit viel zu wünschen übrig. So werden die Begriffe ererbt und angeboren sehr häufig, aber mit Unrecht als gleichbedeutend gebraucht: z. B. werden bei einem mit den Erscheinungen der Syphilis geborenen Kinde viele von ererbter Syphilis sprechen, obwohl zunächst dazu keine Berechtigung bestehe; man wisse aber zunächst nur, daß sie kongenital sei. Was ererbt ist, sei immer kongenital, aber nicht umgekehrt. Das Erbe werde von den Vorfahren übergeben in der Keimzelle, Spermie oder Ovulum. Mit dem Moment der Kopulation beider sei das Individuum mit seinem Erbe ausgestattet; was später dazukommt, ist nicht mehr ererbt, sondern erworben. Ob diese Erwerbung im extra- oder intrauterinen Leben stattgefunden, sei gleichgültig. Zur intrauterinen Erwerbung seien alle fötalen Erkrankungen zu rechnen, z. B. angeborene Enge des Darmes als Folge intrauteriner Einstulpungen oder Mißbildungen durch Amnionverwachsungen, auch Gelenkverkrümmungen durch zu enge Umschließung des Fötus durch die Gebärmutter. Und wie man nur von erworbener Syphilis sprechen könne, wenn das Kind sich auf dem Wege durch die Geburtswege infiziert, so könne man auch bei intrauteriner Infektion nur von erworbener, von plazentarer Infektion sprechen. Führe die Infektion zur Krankheit — zwei wohl zu unterscheidende, aber nicht immer genügend unterschiedene Begriffe! — so könne man diese als plazentare Infektionskrankheit bezeichnen. Auch allgemein biologische Betrachtungen führten zu dieser Unterscheidung von Erwerbung und Vererbung; denn es müsse bei der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung eine mindestens potentielle Gleichwertigkeit beider Keime angenommen werden; diese aber werde zugunsten der Mutter vernachlässigt, wenn man auch nach der Kopulation den mütterlichen Eigenschaften noch Einfluß auf den Fötus zugestehe. Wenn ein abgelegtes Vogelei von einem äußeren Einfluß getroffen werde und dadurch pathologische Eigenschaften beim Hühnchen zum Vorschein kommen, so spreche niemand von Vererbung; ganz das Gleiche gelte aber für den Fötus, der zufällig noch in den mütterlichen Geschlechtswegen steckt. Man kann in ein Vogelei Tuberkelbazillen bringen und bazillentragende Hühnchen zur Ausbrütung bringen, dies sei keine Vererbung — ebensowenig sei es Vererbung, wenn die Bazillen in einen Embryo gelangen und zufällig von der Mutter stammen; dies sei wiederum nur plazentare Infektion. Man müsse aber noch weiter gehen und dürfe nicht einmal alles, wozu bei der Kopulation der Grund gelegt werde, deswegen schon ererbt nennen. Wenn z. B. eine Spermie, die selbst ganz gesund ist, zufällig einen Tuberkelbazillus mit sich schleppt und der Embryo tuberkulös ist, so sei auch dieses keine ererbte, sondern erworbene Tuberkulose, eine germinale Infektion. Und eine solche läge auch dann vor, wenn der Bazillus vom Vater stammt und zufällig dem Sperma beigemischt ist. Ererbt sei nur, was durch innere, morphologische, physikalische oder chemische Eigenschaften der Keimzellen begründet ist, und so zeigt es sich, daß die größte Zahl der angeborenen Krankheiten und insbesondere alle angeborenen Infektionskrankheiten nicht ererbte, sondern erworbene seien. Ob es überhaupt ererbte Krankheiten gibt, sei Vortragendem durchaus zweifelhaft; denn es sei ihm fraglich, ob aus einer derartig innerlich abnormen Keimzelle regelrecht sich entwickelnde Embryonen hervorgehen. Vielleicht könne die Lebensschwäche oder unvollkommene

Entwicklung der Kinder alter Eltern auf ungeeigneter Zusammensetzung der Keimzellen beruhen oder die Dystrophie der Kinder syphilitischer Eltern so erklärt werden. Dabei werde aber nicht die Krankheit als solche vererbt, sondern es lägen Besonderheiten des Baues, bezw. Chemismus von Teilen oder der ganzen Frucht vor. Diese können Krankheitsanlagen bedeuten und seines Erachtens handle es sich überhaupt wesentlich um Vererbung von Krankheitsanlagen. Wie das Keimplasma der Träger der Kontinuität der Art sei, so sei es auch der Träger der Variabilität und phylogenetischen Weiterentwicklung. Besonderheiten desselben müßten also auch vererblichen pathologischen Eigenschaften zugrunde liegen (einzige Ausnahme: Bastardierung, wo normale Keimzellen, aber verändertes, meist pathologisches Produkt). Die Frage spitze sich also darauf zu, wie entstehen Variationen des Keimplasmas? Aller Wahrscheinlichkeit nach durch Einwirkung äußerer Einflüsse. Diese könnten als primär, das Keimplasma zuerst oder sekundär, den Körper, Soma, zuerst treffend betrachtet werden. Beispiel für erstere sei vielleicht die Beobachtung bei der künstlichen Fischzucht, daß die Eier zu Ende der Laichzeit viel mehr Mißgeburten zeitigen, als zu Anfang derselben. Die sekundären Einwirkungen würden die Grundlage abgeben für Vererbung erworbener Eigenschaften des Soma. Ob es aber solche in Wirklichkeit gibt, sei fraglich. Man könne sich darunter manches denken, man wisse aber nichts (Beziehungen zwischen dem ganzen Körper und seinen Keimzellen). Beispiele von angeblicher Vererbung erworbener Verstümmelung, wie Zirkumzision, Katzen mit kurzen Schwänzen, seien alle nicht stichhaltig, ebensowenig, wie wegen der immer geübten Perforation des Hymens Mädchen ohne Hymen geboren werden. Auch die experimentellen Versuche (Kupieren der Schwänze von Ratten, Exstirpation der Milz, Verstümmelung des Gehirns) seien nicht gelungen. Ebensowenig sei die Entartung der Brustdrüsen der Frauen wegen Nichtgebrauchs und Vererbung dieser entarteten Drüsen so sicher, wie die Gynäkologen dies darstellen. Am begreiflichsten seien noch die chemischen Veränderungen, welche den Körper treffen und auf das Keimplasma einwirken. Und von diesen chemischen Verhältnissen erhofft Vortragender noch am ehesten eine Aufklärung für die Zukunft. (Wiener Medizinische Presse, 1904, No. 32.)

Angeborene Tuberkulose. Unter der großen Zahl von Tuberkulosefällen, die zur Untersuchung gelangen, kommen verhältnismäßig selten solche vor, wo die Tuberkulose als angeborene Krankheit nachzuweisen wäre. Bei Neugeborenen kann mit vollkommener Sicherheit angeborene Tuberkulose kaum festgestellt werden, höchstens kann nur der Verdacht darauf bestehen, wenn die Neugeborenen längere Zeit nach der Geburt am Leben bleiben. Dr. Veszprémi veröffentlicht in der Ungarisch-medizinischen Presse einen Fall, wo die Zeit der tuberkulösen Infektion auf das intrauterine Leben gesetzt werden muß. Die Mutter litt an sogenannter Miliartuberkulose, so daß es leicht verständlich ist, wenn das Blut des Fötus mit Bazillen infiziert wurde, welche also die Gebärmutter passiert haben. Hervorzuheben ist, daß das neugeborene Kind von Anfang an schwach war, fortwährend fieberte, an Körpergewicht stets abnahm, lauter Zeichen, die sehr dafür sprechen, daß das Kind schon vom Augenblicke der Geburt an krank gewesen ist.

Alkoholismus und Frühgeburten. Zur 72. Jahresversammlung der British medical Association führte, wie die „Münch. Med. Wochenschr.“ mitteilt, Mc. Cleary aus, daß die Ursache der häufigen Frühgeburten arbeitender Frauen nicht deren Beschäftigung, sondern ihr Alkoholismus sei. Zwei andere Vortragende, Bosanquet und Whittaker, stellten fest, daß Armut an sich keine Entschuldigung für ein schmutziges Heim ist. Nur Erziehung und Belehrung der Kinder und Erwachsenen kann Hilfe bringen, vor allem muß der Alkoholismus bekämpft werden.

Alkoholismus und Militäruntauglichkeit. Daß die Militäruntauglichkeit der Bevölkerung mit der Abnahme des Alkoholismus abnimmt, zeigt, wie die Korrespondenz „Die Alkoholfrage“ mitteilt, Schweden (von 36,4 auf 20,4); in Bayern dagegen hat sich mit dem zunehmenden Bierkonsum die Zahl der wegen Herzleidens Entlassenen in den letzten zehn Jahren verdoppelt.

Soziale Hygiene.

Archiv für Soziale Medizin und Hygiene. Dieses Archiv erscheint als neue Folge der Monatsschrift für soziale Medizin im Verlag von W. Vogel in Leipzig. Ihre bisherige Tendenz wird die Zeitschrift auch als Archiv beibehalten, nämlich auf der einen Seite in ärztlichen Kreisen das Interesse für die allgemeinen sozialen Aufgaben zu wecken und zu kräftigen, andererseits dem nichtärztlichen Publikum vorzuführen, was innerhalb der ärztlichen Wissenschaft und Praxis für die allgemeine Wohlfahrt und Gesundheit der breiten Massen geschieht. Eine Reihe von Gesellschaften und Vereinen hat ihre Unterstützung dem Archiv in der Weise zugesagt bezw. in Aussicht gestellt, daß sie ihre Mitteilungen, Berichte, Erledigungen in dieser Zeitschrift veröffentlichen werden. Dadurch soll mit der Zeit eine Zentralisierung der Nachrichten aller sozialmedizinischen und sozialreformerischen Gesellschaften und Vereine herbeigeführt werden, wodurch das Archiv namentlich Behörden, Verwaltungsbeamten und Aerzten besonders nützlich werden dürfte. In dieser Weise will das Archiv für Soziale Medizin und Hygiene bestrebt sein, als Sammelstelle der Bearbeitung aller Fragen auf sozialmedizinischem und sozialhygienischem Gebiete, die es in wissenschaftlicher, forschender und feststellender Form berücksichtigt, wesentlich zur Hebung des allgemeinen Kulturzustandes in Staat und Gesellschaft beizutragen. Das Archiv erscheint in zwanglosen Heften, von denen vier einen Band von 24 Bogen bilden.

Zur Physiologie des Parademarsches. Das Referat, das Dr. Thalwitzer auf dem Breslauer Naturforscher- und Aerztetage über den Parademarsch in der Abteilung für Militärsanitätswesen erstattete, und das soeben im Druck erschienen ist, hat, nach Verbreitung seiner Ausführungen durch die deutsche Presse von rechts bis links zu urteilen, erhebliche Sensation gemacht; es hat auch bei denen, die von den übrigen Verhandlungen der Breslauer Tagung kaum Notiz nahmen, eifrige Beachtung und Erörterung gefunden. Gegen die vernichtenden Ausführungen Thalwitzers, die den Parademarsch an sich als gesundheitsschädlich und seine Kultur im Heere zufolge seiner indirekten physischen Wirkungen geradezu als gemeingefährlich hinstellten, haben, wie die vorliegenden Berichte mitteilen, selbst die anwesenden Militärärzte nichts Zwingendes einwenden können. Es herrscht demnach allgemein der Eindruck, als wäre dem Parademarsch von Aerzten und Physiologen einstimmig das Todesurteil gesprochen. Demgegenüber ist es von Interesse, daran zu erinnern, daß kein geringerer als der italienische Physiologe Angelo Mosso in seinem vor etwa Jahresfrist erschienenen Buche „Mens sana in corpore sano" dem deutschen Parademarsch eine Apologetik gewidmet, ja geradezu ein „wissenschaftliches Denkmal" gesetzt hat. Mosso bezeichnet in jener Schrift den deutschen Parademarsch vom physiologischen Gesichtspunkte aus als eine der besten Uebungen, die Kraft der Beine zu stärken, und als ein treffliches Mittel, manche Uebertreibungen unserer Gymnastik wieder gut zu machen. Ja, Mosso macht sogar den italienischen Militärbehörden den Vorwurf, die Technik des Marsches und die Methoden, die Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft der Beine zu stärken, allzusehr vernachlässigt zu haben, und empfiehlt ihnen, demgegenüber den deutschen Parademarsch im Heere einzuführen, um so mehr, als die Italiener leider von allen Europäern die kürzesten Beine hätten. In demselben Zusammenhange führt Mosso die Niederlage der Franzosen im Jahre 1870 wesentlich auf ihre unvollkommene physische Erziehung zurück: Sédan ist ihm gewissermaßen der Triumph der deutschen Beine, ein beherzigenswertes Beispiel, daß Schnelligkeit und Ausdauer im Marschieren eine unerläßliche Bedingung des militärischen Erfolges seien. Also Mosso. Sein Urteil ist immerhin zu beachten. Aber seine Urteilszuständigkeit gegenüber dem deutschen Parademarsch erscheint doch recht anfechtbar, wenn man daneben hält, daß er in demselben Buche überhaupt die deutschen Einrichtungen und Bestrebungen für körperliche Bildung als musterhaft, als vorbildlich hinstellt. Wer das behauptet, kann deutsche Verhältnisse nur schlecht, nur einseitig, vielleicht bloß in den Turnvereinen studiert haben. An allgemeiner körperlicher Ausbildung steht die deutsche Volksmasse bekanntlich hinter dem englischen Durchschnitt leider noch immer zurück. Und um wieder auf den Parademarsch zurückzukommen, so verraten Mossos Ausführungen, daß er ihn praktisch in seiner Rettung als vorherrschendes Drillmittel während der ganzen zweijährigen Dienstzeit des Soldaten und in seiner Bedeutung für die gesamte gymnastische und physische Ausbildung der Mannschaft nicht kennen gelernt hat. Gewiß ist er für den geeignet gebauten Soldaten ein gutes Trainingmittel für die Beinmuskeln, aber jede andere Marschart würde dasselbe zuwege

bringen; für die große Masse der weniger geschickt gebauten aber bedeutet er nur Quälerei; sie lernt ihn niemals gut, da er unnatürlich ist, verliert über diesem erfolglosen Lernen überdies Lust und Eifer zum Soldatenhandwerk und wird sogar dadurch zur „Drückebergerei“ und zum „Markieren“, d. i. zu allerlei Finten und Vorspiegelungen von Scheinleistungen verleitet. Die großen Marschleistungen der deutschen Truppen im französischen Kriege, auf die Mosso zum höheren Ruhme des Parademarsches exemplifiziert, haben mit dieser Beinkunst herzlich wenig zu tun; denn wer gut Parademarsch tritt, ist noch keineswegs zu energischen körperlichen Dauerleistungen befähigt. Mosso hätte einmal Untersuchungen anstellen sollen, ob die tüchtigen Parademarschmänner auch die vorgeschriebene Mindestzahl von „Klimmzügen“ am Querbaum sämtlich zustande bringen; er hätte da seltsame Resultate gefunden. — Dr. Zimmermann.

Wirksame Bekämpfung der Kindersterblichkeit. Die wirksamste Methode zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit hat die Gemeinde Villiers-le-Duc in Frankreich seit zehn Jahren eingeführt. Das Ergebnis derselben ist, daß die Kindersterblichkeit, welche früher 29 pCt. betrug, fast auf Null gesunken ist. Die einfache Methode basiert auf folgenden Bestimmungen: 1. Jede dürftige Frau, die einer Niederkunft entgegensieht, hat das Bevorstehen einer solchen im siebenten Monate der Bürgermeisterei anzuzeigen und erhält dann eine Unterstützung durch die Gemeinde, die sie mit einem weiblichen Beistande und im Falle des Erfordernisses auch mit ärztlicher Hilfe versorgt. 2. Nach dem Vollzuge der Geburt empfängt die Mutter zehn Tage lang, während welcher sie sich im Bette zu halten verpflichtet, eine Unterstützung von 1 Frank täglich. 3. Jede Frau, die einen Säugling zu verpflegen hat, muß einen Apparat zur Sterilisierung der Milch besitzen, wenn sie nicht selbst nährt. 4. Alle kleinen Kinder müssen in Abständen von zwei Wochen entweder in der elterlichen Wohnung oder auf der Bürgermeisterei ärztlich besichtigt werden. Erkrankt ein Kind, so ist davon binnen 24 Stunden Anzeige zu erstatten. Schließlich empfängt jede Mutter oder Pflegemutter, die ihren Pflegling, nachdem dieser das erste Lebensjahr vollendet, in guter Gesundheit vorstellen kann, für jeden Monat der Pflege eine Belohnung von 2 Frank.

Erziehung und Unterricht.

Schule und Kurzsichtigkeit. Auf der 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte teilte M. Bondi die Ergebnisse seiner Untersuchung mit, welche zweitausend Schüleraugen betraf, und zwar von Volks-, Bürger-, Realschule und Gymnasium. In bezug auf Kurzsichtigkeit stellte er folgendes fest: Die Zahl der Kurzsichtigen steigt von der untersten Schulgruppe (Volksschule) mit 4 pCt., zur II. Schulgruppe (Bürgerschule, Unterrealschule, Untergymnasium) mit 12 pCt. und von dieser zur III. Schulgruppe (Obergymnasium, Oberrealschule) mit 27 pCt. an. Der Grad der Kurzsichtigkeit nimmt ebenfalls von den unteren zu den höheren Klassen zu, jedoch übersteigt die „Schulkurzsichtigkeit“ in der Regel nicht höhere Grade als 4—6 Dioptrien. Ausnahmsweise fanden sich auch höhere, 10 Dioptrien überschreitende Myopien, doch wurden dieselben ausschließlich bei Schülern unter 14 Jahren, also bei solchen, welche verhältnismäßig noch nicht allzuviel Schulunterricht genossen hatten, beobachtet. Diese Myopien wurden in die Schule mitgebracht. Ein Uebergang der Schulkurzsichtigkeit in die deletäre Form war nicht zu konstatieren. Die absolute Sehschärfe betrug in der I. Schulgruppe 79 pCt., in der II. Schulgruppe 84 pCt., in der III. Schulgruppe 90 pCt. In den einzelnen Schulgruppen stieg gleichzeitig mit der Zunahme der Kurzsichtigkeit auch die absolute Sehschärfe. Die Sehschärfe der Kurzsichtigen war eine normale in der I. Schulgruppe in 78 pCt., II. Schulgruppe in 85 pCt., III. Schulgruppe in 95 pCt. Es stieg somit nicht nur die absolute Sehschärfe im allgemeinen, sondern insbesondere auch die absolute Sehschärfe der Kurzsichtigen im speziellen.

Rechtswissenschaft.

Die strafrechtliche Behandlung der jugendlichen Personen. Trotz aller Gegensätze der theoretischen Anschauungen ist für die praktische Arbeit allseits ein Grundsatz anerkannt, nämlich: entschiedene Anpassung der Maßnahmen an den jugendlichen Geist, der wesentlich der Erziehung bedarf; daher Zurücktreten der vergeltenden Strafe. Durch Hinaufrücken der Strafmündigkeit, durch Fürsorgeerziehung, bedingte Begnadigung kommt man dieser Forderung schon jetzt in der Praxis entgegen. Unsere Strafanstalten für Jugendliche werden immer entschiedener reine Erziehungsanstalten. Hier heißt es folgerichtig weiterbauen. Auch die Anhänger der Vergeltungstheorie treten dafür ein, indem sie entweder die Erziehung in die Vergeltungsstrafe verlegen, oder richtig erkennen, daß Vergeltung bei einem unreifen Geist keinen Platz hat. Wenn Groos verlangt, daß der Richter bei allen Tätern nach der Erziehbarkeit urteilen solle, so ist das eine kühne, aber gewiß folgerichtige Fortbildung der Forderung nach Individualisierung alles Strafwesens. Für die Zukunft mag diese Forderung einmal Bedeutung haben. Heute ist sie leider noch für unpraktisch zu erklären, denn bei Erwachsenen ist die Individualisierung noch nicht so weit gediehen, und umgekehrt: dem jugendlichen, meist doch noch unentwickelten Geist schadet unser heutiges Strafsystem sehr. Zur Reform der Behandlung Jugendlicher sind folgende Gesichtspunkte zu berücksichtigen, wie sie in dem Grundgedanken des neuen schweizerischen Entwurfs zu finden sind: 1. Jugendliche vor vollendetem 18. Jahr sind vom gemeinen Strafenwesen auszunehmen. Die strafende Einwirkung auf sie muß mit der erziehlich-fürsorgenden systematisch verbunden werden. Die Fürsorgeerziehung ist reichsgesetzlich zu regeln. Bei allen Jugendlichen ist im Verfahren stets auf die psychologische und psychiatrische Erkenntnis besonderes Gewicht zu legen. 2. Die Tat eines Kindes vor vollendetem 14. Jahr ist nicht eine strafbare, sondern wird der Schulzucht und Fürsorge überlassen. Hierbei müssen als ausreichende Disziplinarmittel auch Einsperrung und Hausarrest zur Verfügung stehen. 3. Gegen Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren ist nur entsprechend ihrer ganzen Geistesbildung einzuschreiten. Von Strafmündigkeit im Sinne der Vergeltungsstrafe ist nicht die Rede; daher ist auch eine Klassifizierung unter ihnen unnötig. Bei geistig Abnormen sind nur Sicherungsmaßregeln angebracht. 4. Strafmaßregeln gegenüber Jugendlichen sind: Verweis, Schulstrafen — wobei auch Hausarrest — einfache Einsperrung in einer von der gewöhnlichen Strafanstalt räumlich getrennten Anstalt, Geldstrafe, Erziehungshausstrafe in je nach dem Alter und der Geistesentwicklung des Täters gesonderten Anstalten, Schutzaufsichtsstrafen. Jede Freiheitsstrafe muß irgendwie innerhalb fester Grenzen beweglich sein. 5. Haben Jugendliche nach der Tat das 18. Jahr überschritten, so muß an Stelle der Erziehungsstrafe die gemeine Strafe treten können. 6. Bei Tätern zwischen 18 und 21 Jahren gilt ihr Alter stets als strafmildernd. Todesstrafe, Zuchthausstrafe, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und Polizeiaufsicht sind ausgeschlossen. Jedoch sind neben oder statt der Strafe noch die Erziehungsstrafen der Jugendlichen möglich. 7. Die Strafbarkeit der Eltern und Vormünder für Pflichtvernachlässigung ist entschieden auszubilden. 8. Im Verfahren gegen Minderjährige sind Besonderheiten einzurichten, vor allem Beschränkung der Oeffentlichkeit und der Legalität, absolute Notwendigkeit der Verteidigung, Beschränkung und möglichste Absonderung in der Untersuchungshaft. — Wir müssen nach allem daran festhalten, daß die Frage des Jugendlichen-Strafrechts im Grunde eine psychologische ist, und daß wir ein Sonderstrafrecht schaffen müssen, das sehr wohl im allgemeinen Strafgesetzbuch seinen Platz findet. Erst dann können wir einen rechten Erfolg erwarten. Aber: halbe Maßregeln nützen nichts; nur ein voll ausgebildetes System bringt Hülfe. (Van Calker, Deutsche Juristen-Zeitung, 1904, 16—17.)

Christen und Juden in der Kriminalstatistik. Recht verschieden von der Kriminalität der Anhänger der beiden christlichen Bekenntnisse ist diejenige der Juden. Das tritt nicht so sehr in der Gesamtziffer der Kriminalität hervor, zeigt sich aber deutlich bei der Betrachtung der Einzelziffern der verschiedenen Arten strafbarer Handlungen. Eine große Zahl von Straftaten wird von den Juden viel häufiger und eine noch größere Anzahl sehr viel seltener begangen. Wenigstens dreimal so viel Juden als Christen wurden wegen folgender strafbarer Handlungen verurteilt: wegen strafbaren Eigennutzes, Wucher, Vergehen in bezug auf das geistige Eigentum, betrügerischen Bankerotts, Vergehen in bezug auf Konkursverfahren, Hehlerei in wiederholtem Rückfalle, Zweikampf, Unterdrückung von Urkunden usw. Dagegen

erfolgten Verurteilungen von Juden dreimal seltener oder noch weniger wegen schweren Diebstahls, gefährlicher Körperverletzung, Sachbeschädigung, Blutschande, Brandstiftung usw., noch viel weniger wegen Mord, Kindesmord, Unterschlagung im Amte. — Bei Beurteilung der Ziffern ist zu beachten, daß die berufliche und soziale Gliederung der Juden von der übrigen Bevölkerung durchaus abweicht. Mehr als die Hälfte aller erwerbstätigen Juden liegt dem Handel ob. Ganz selten sind die Juden in der Landwirtschaft. Ferner haben die Juden vorzugsweise die besseren, sozial höheren Stellungen inne. Die hohen Ziffern von Verurteilungen bei einer Reihe von strafbaren Handlungen stehen in engster Beziehung zu der von ihnen bevorzugten Berufstätigkeit im Handel. Einzelne Zweige des Handels, wie das Geldleihgeschäft, sind ganz besonders in den Händen der Juden. (Dr. Seibt, Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 146.)

Bevölkerungsstatistik und Wanderungen.

Einschränkung der Auswanderung aus Norwegen. Die Auswanderung, die seit langer Zeit jährlich diesem Lande einen großen Teil der arbeitstüchtigsten Elemente entzieht, und die trotz allem, was zu ihrer Einschränkung angestellt worden ist, immer noch in unvermindertem Grade andauert, erweckt selbstverständlich ernste Besorgnisse. In den Zeitungen sind wiederholt vergeblich warnende Stimmen gegen die lockenden Mahnungen gewissenloser und gewinnsüchtiger Agenten, die eine große Anzahl leichtgläubiger Menschen dazu bewogen haben, dem alten Vaterlande den Rücken zu kehren, erhoben worden. Die Regierung hat jetzt ihrerseits versucht, der Agitation der Agenten einen Hemmschuh anzulegen, indem sie den die Auswanderung betreffenden gesetzlichen Verordnungen die Bestimmung hinzugefügt hat, daß jeder Agent, der Auswanderer nach dem Auslande befördert oder befördern läßt, ohne dem Gesetz zu entsprechen, einer Geldstrafe von 50 bis 500 Kronen unterworfen sein soll. Außerdem hat die Regierung ein Rundschreiben an die Behörden gesandt mit der Aufforderung, genau darauf acht zu geben, daß keine Person als Auswandereragent auftritt, ohne in gehöriger Weise hierzu ermächtigt zu sein, daß die Agenten den Vorschriften genau folgen, und ferner, daß sie nicht durch irreführende Angaben oder in anderer Weise zur Auswanderung verlocken.

Neueste Statistik über die Juden in Newyork. Das jüngste offizielle statistische Bulletin beziffert die Juden in Newyork auf 700000. Somit machen die Juden ein Fünftel der Gesamtbevölkerung Newyorks aus. Im Jahre 1900 zählte man bloß 500000 Juden. Die Einwanderung der Juden nach Newyork betrug laut den Aufzeichnungen der Jewish Charity in den Jahren 1902 und 1903 rund 118000 und dürfte im laufenden Jahre 75000 ausmachen. Nahezu zwei Drittel der Eingewanderten blieben in Newyork, obgleich die jüdisch-philanthropischen Anstalten sich alle Mühe geben, sie in alle Gegenden der Vereinigten Staaten zu verteilen. Diese Bemühungen scheitern jedoch an dem Widerstand der Hauseigentümer im Ghetto, welche aus dem Anwachsen der jüdischen Einwanderung Kapital schlagen; ebenso widersetzen sich dieser Verteilung die Orthodoxen, für welche diese Zerstreuung mit der Assimilation gleichbedeutend ist. Die politische Bedeutung dieser großen Judenzahl läßt sich kaum abschätzen und wird durch die ständige Zunahme der Einwanderung nur noch gesteigert. Im Jahre 1900 hat sich bloß die Hälfte der aus Rußland eingewanderten Juden um ihre sogenannten ersten Naturalisationsdokumente beworben. (Jüdisches Volksblatt 1904, No. 30.)

Völker- und Rassenpolitik.

Die äthiopische Bewegung in Südafrika. Eine der letzten Meldungen des verabschiedeten Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika, Oberst Leutwein, war die, daß Hendrik Witboi von einem Propheten der äthiopischen Bewegung zum Aufstand gereizt sei. Die Anhänger derselben suchen sich in kirchlicher und

politischer Beziehung unabhängig zu machen. Es gibt heutzutage, wie die Hamburger Nachrichten schreiben, in der Kapkolonie und den anderen britischen Besitzungen in Südafrika kaum einen Gegenstand, der in der Tagespresse und in Flugschriften so gründlich und leidenschaftlich behandelt wird. Seit dem Burenkriege hat die Bewegung eine mehr politisch-soziale Färbung angenommen. Der in Transvaal bestehende Bund zur Wahrung der Eingeborenen-Interessen erklärt ausdrücklich, daß er mit keiner Kirchengemeinschaft, überhaupt mit keiner Religion etwas zu tun habe und Heiden wie Christen zu seinen Mitgliedern zählend, für alle Farbigen ohne Unterschied des Stammes und Glaubens eintrete. Seine zweisprachige Zeitung „Leihle La Babathso" („Auge der Schwarzen") trägt das Motto: „Schwarz bin ich geboren. Schwarz werde ich leben und sterben. Weder Bildung noch Besitz kann meine Farbe ändern. Ich wünsche nicht, mich der Gesellschaft der Weißen aufzudrängen, aber ich fordere meine Rechte als britischer Untertan." — Die Erinnerung an die einstige Freiheit ihrer Väter glimmt wie ein Feuer unter der Asche, und die Eindrücke des Burenkrieges, die Nichterfüllung der Versprechungen seitens der Regierung, die wirtschaftliche Not der Gegenwart, endlich auch die durch die Chineseneinfuhr drohende Konkurrenz haben geschürt. Auch der Hereroaufstand und sein Verlauf, ja sogar der japanisch-russische Krieg sind nicht ohne Einfluß auf die Stimmung. Bezeichnend dafür ist folgender Brief, den die Redaktion der „Rand Daily Mail" erhielt, nachdem sie einen Artikel über die Frage gebracht hatte: „Mein lieber Herr Redakteur! Ich lese mit Abscheu Ihren gestrigen Artikel über die äthiopische Bewegung. Sie scheinen mir alle Eingeborenen Afrikas zu Sklaven des weißen Mannes machen zu wollen. Aber Sie müssen wissen, daß es den Grundsätzen der britischen Verfassung nicht entspricht, andere Nationalitäten zu Sklaven zu machen. Ich muß noch hinzufügen, daß die farbige Bevölkerung hier ganz ebenso wie in Asien tapferer, mutiger und beherzter ist als die weißen Leute. Nehmen Sie als Beispiel den Krieg im fernen Osten. Die farbigen Japaner schlagen die Weißen überall, und die weißen Russen laufen vor wenigen Japanern erschreckt wie eine Herde Springböcke davon. Was jetzt im fernen Osten geschieht, kann sich genau so in wenigen Jahren hier wiederholen. Mein Rat geht dahin: Geben Sie dem farbigen Manne volle Gleichheit, geben Sie ihm Freiheit und Schulen; machen Sie ihn zu einem gleichgestellten Bruder des weißen Mannes, und dann, dann allein werden wir ein glückliches, zukunftreiches Südafrika haben. Ihr aufrichtiger Petrus Mapanda, Mosuto, eingeborener Afrikaner." Als Führer der emanzipierten Schwarzen gilt ein gewisser Henry Attaway in Kapstadt, der mit einflußreichen Negern aus den Vereinigten Staaten in Verbindung steht. (Staatsbürger-Zeitung 1904, No. 270.)

Import von chinesischen Kulis in Südafrika. Der Dampfer „Swanley" ist mit 2200 Chinesen von Hongkong nach Südafrika in See gegangen. Bis jetzt sind 9000 Chinesen in den Goldminen beschäftigt; auf der Fahrt begriffen sind etwas über 6000 und bis Ende Oktober sollen weitere vier bereits gecharterte Dampfer mit je 2000 Kulis abgehen, so daß bis Ende November rund 23 000 Chinesen auf dem Witwatersrand arbeiten werden. — Ein angesehener Johannesburger hatte behauptet, die Einführung der Chinesenarbeit habe sich als das verfehlteste Experiment in der Geschichte der industriellen Unternehmungen erwiesen. Ein Korrespondent, der die Aufmerksamkeit des Kolonialsekretärs auf diesen Punkt lenkte und anfragte, ob dem Kolonialamte eine Mitteilung ähnlichen Inhalts bereits zugegangen sei, erhielt die Antwort, daß auf dem Kolonialamt keinerlei Berichte vorlägen, die eine derartige Kritik der Chinesenarbeit in Transvaal berechtigt erscheinen ließen.

Die Chinesenfrage in Samoa. In der Sitzung des Gouvernementsrats vom 31. August d. J. berichtete der Gouverneur, daß er einer Petition der samoanischen Pflanzer entsprechend, im Einvernehmen mit der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes noch einen Transport von 50 chinesischen Landarbeitern in die Hand genommen habe, die Verhandlungen über die Kosten seien noch nicht abgeschlossen. Es werden dann 7—800 Chinesen im Schutzgebiete sein. Der Gouverneur hielt es für dringend notwendig, die gegenseitigen Rechte und Pflichten zwischen Pflanzern und Arbeitern durch eine Verordnung zu regeln. Zu diesem Zwecke ist ein Komitee ernannt worden. (Deutsche Kolonialzeitung 1904, 44.)

Geistiges Leben.

Religion und Naturwissenschaft. Gegenüber dem unendlichen Weltenraum mögen wir uns nicht nur verschwindend klein, sondern auch verschwindend ohnmächtig gegenüber dem Naturgesetz erscheinen. Die Naturwissenschaft überzeugt uns von der Notwendigkeit des Naturgeschehens in Raum und Zeit. Wer an diesem Grundsatz rüttelt, muß sich klar sein, daß er dann die Möglichkeit der Wissenschaft und Technik aufhebt. Hier darf kein Schwanken und Ausweichen sein. Die Naturerkenntnis ist durch Irrtümer hindurchgegangen, aber die fortwährende Selbstkorrektur der Naturwissenschaft ist nicht etwa ein Zeichen ihrer Unzuverlässigkeit, sondern ihrer Methode und gewährleistet ihren Erfolg. Schon heutzutage, in ihrer doch noch unvollkommenen Gestalt, ist sie imstande, den gegenwärtigen Zustand der uns bekannten Welt als ein Produkt notwendiger Entwicklung ausreichend zu erklären. Zeigt sich eine Lücke, so darf auch das uns nicht beirren, sie kann morgen ausgefüllt sein. Allerdings fehlt diesem naturwissenschaftlichen Weltbild, obwohl es uns die gesetzmäßige Entstehung der lebenden Wesen und aller Zweckhandlungen der Menschen nachweist, noch eins — nämlich das Bewußtsein. Aber sofern das Bewußtsein ein sinnliches, an Raum und Zeit gebundenes ist, muß es ebenfalls naturgesetzlich bedingt sein. In dieser naturwissenschaftlichen Betrachtung ist keine Freiheit, da ist kein Gott, da ist alles Naturprodukt. Bis dahin ist die Naturwissenschaft ganz in ihrem Rechte. Sie überschreitet aber ihre Grenze in dem Augenblick, in welchem sie aufhört, Naturwissenschaft zu sein und als naturalistische Weltanschauung auftritt. Wenn sie nicht mehr bloß sagt: So sieht die erkennbare Welt aus, sondern wenn sie sagt, das ist die ganze Welt und eine andere gibt es nicht, dann fordert sie den Widerspruch der Philosophie und der Religion heraus. Alle Entdeckungen der Naturwissenschaft können dem Glauben und dem religiösen Gefühl nicht das geringste anhaben. Denn die Welt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ist nur ein Teil des wahren Lebens. Sie ist nicht falsch, aber sie ist nicht vollständig. Es ist, als wenn jemand uns Noten aufschreibe und dann sagen wollte, diese Noten sind die Musik. Die Noten mögen schon richtig sein; es fehlen nur noch die Töne. Denn die Natur ist zwar eine Realität, aber eine bedingte. Aber es gibt noch eine zweite Denkweise: daß etwas sein soll! Diese Bestimmung ist der Natur fremd. Sie schafft eine neue Welt, die Welt der Werte, die Schätzung nach Gute und Böse. Sie bedeutet ein neues Reich des Zusammenhangs, des sittlichen Bewußtseins. Sie ist das Grundgesetz der Freiheit. Zwar hat sich das sittliche Bewußtsein entwickelt, in der Gesellschaft, im Kampf ums Dasein. Aber die Form des Sittengesetzes, die Bestimmung, daß wir Gut und Böse unterscheiden, das hat sich nicht entwickelt, das ist eine zeitlose Bestimmung, die schon vorausgesetzt sein muß, damit auch nur das einfachste moralische Urteil möglich werde. Im Gefühl und Willen baut das Bewußtsein eine andere Welt auf. Gewiß gehören wir zur Natur, aber — inwieweit gehören wir zur Natur? Wir gehören zur Natur, soweit unsere Erkenntnis reicht, soweit wir Gegenstand der theoretischen Forschung sind. Aber diese Erkenntnis ist immer nur relativ. Das ist noch lange nicht das, was ich bin und handele, — daß eine vernünftige Welt sein soll. Ein Wesen, das sich dieser Aufgabe bewußt ist, nennen wir eine Persönlichkeit. Persönlichkeit bedeutet die Bestimmung, daß im einzelnen Vernunftwesen das allgemeine Gesetz für das Bestehen der Menschheit in seiner besonderen Art wirksam werde, also auch die Bestimmung über alles, was in der Natur geschehen mußte, daß dieser Mensch sich bilden konnte. Er ist ein Selbstzweck, um dessenwillen die Natur da ist. Aus diesem Selbstzweck heraus entsteht das religiöse Gefühl, das Gefühl des Vertrauens auf eine unendliche Macht, die auf eine uns unerforschliche Weise das Reich der Notwendigkeit und der Freiheit, Natur und Sittlichkeit, zu einem Selbstzweck zusammenschließt. Diese unendliche und unerforschliche Einheit nennen wir Gott. Unser Ich hat also zugleich ein Gefühlsverhältnis zur Welt, wir billigen oder mißbilligen, wir lieben oder verabscheuen, wir hoffen oder fürchten. Damit erhält die Welt einen Wert. Und indem wir die unendliche Fülle des ganzen Daseins mit unserem Gefühl umfassen, geben wir diesem Unendlichen einen Wert für unser Ich. Das ist der religiöse Wert der Welt. Wir können uns nicht durch die Vergangenheit binden lassen. Der Mensch redet von Gott in Bildern und Gleichnissen. Dann vergleichen wir Gott mit einem gütigen Vater und uns mit seinen Kindern. Welche Stellung wir in der Natur haben, ist bestimmt. Aber mit welchem Gefühle wir uns ihr gegenüberstellen, das bestimmen wir selbst. Fühlen wir uns als ein Kind Gottes, so sind wir Herren der Natur. Als Persönlichkeit sind wir ein Unvergängliches. Wenn eine Weltanschauung den

Namen Monismus verdient, so ist es diese. Natur und Freiheit haben eine gemeinsame Bestimmung zur sittlichen Weltordnung im Bewußtsein der Persönlichkeit. (Kurd Laßwitz, Religion und Naturwissenschaft, Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachfolger.)

Bücherbesprechungen.

E. Häckel, Die Lebenswunder. Stuttgart, A. Kröner, 1904.

„Die Veranlassung zur Herausgabe des vorliegenden Werkes über Die Lebenswunder gab der Erfolg meines vor fünf Jahren veröffentlichten Buches über Die Welträtsel", mit diesen Worten beginnt der unermüdliche und streitbare Vorkämpfer einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung sein neuestes, wie er meint, letztes Werk, eine „notgedrungene Ergänzung" zum früheren, die er den Tausenden von Lesern schuldig zu sein glaubt, zu der er sich als Erwiderung auf zahllose Anfragen und Bitten geradezu „verpflichtet" fühlt. Die Aufgabe der wahren, einheitlichen und voraussetzungslosen Wissenschaft, als deren überzeugungstreuen Jünger auch Häckels Gegner ihn anerkennen müssen, ist es, die Rätsel zu lösen, die Wunder zu erklären; der große Erfolg des ersten läßt hoffen, daß auch das zweite der Werke, die das „Lebenswerk" des Verfassers krönen, dazu beitragen wird. Er kann, wie er bescheiden sagt, in diesem „biologischen Skizzenbuch" nur Studien „von sehr ungleichem Wert und von unvollkommener Ausführung bieten", es bleibt der „ehrliche Versuch", alle Erscheinungen des vielgestaltigen Lebens in einem „einheitlichen Bilde" zusammenzufassen, bringt auch nichts wesentlich Neues, sondern behandelt die schon in früheren Werken ausführlich erörterten „biologischen Probleme" im Zusammenhang nach streng eingehaltenen Grundsätzen, doch wird es seinen Zweck, in weitesten Kreisen Aufklärung zu verbreiten und den Leser „immer tiefer in das herrliche Wunderwerk der Natur" einzuführen, ohne Zweifel in vollem Maße erfüllen.

Wenn wir auch an dieser Stelle das Buch vom anthropologischen Standpunkt aus beurteilen, so verdient doch Häckels Gesamtauffassung der Lebensentwicklung alle Beachtung, denn der Mensch ist ja das Endglied der langen Kette, die Krönung des Gebäudes; es gibt nur eine Wahrheit, eine unteilbare Wissenschaft, und jede Lehrmeinung, die mit irgend einer feststehenden Tatsache sich nicht in Einklang bringen läßt, ist falsch. Vor allem ist der Verfasser unsrer unbedingten Zustimmung sicher, wenn er die Frage nach „der Entstehung des Lebens" zwar für eine schwierige, aber doch für eine „lösbare Aufgabe der Wissenschaft hält". Wer hier als vor etwas Unerforschlichem Halt macht — und dazu gehören Forscher wie Darwin und Helmholtz —, dessen Weltanschauung steht auf schwachen Füßen. Seit 1866 (Generelle Morphologie) ist Häckel unentwegt dafür eingetreten, daß auf unserm Erdball eine „Urzeugung" stattgefunden hat, daß eine unüberbrückbare Kluft zwischen unbelebtem und belebtem Stoff nicht besteht, daß sich dieser aus jenem von selbst aufbaut. „Omne vivum ex ovo" hat Harvey gesagt; später faßte man den Satz so: „omne vivum ex aeternitate e cellula" oder „omnis cellula e cellula"; die heutige Erkenntnis lehrt „omnis cellula e vivo" und „primum vivum e materia aeterna". Eine andere Frage ist die, ob ein solches Zusammentreten der Grundstoffe (Elemente) zu lebenden Urschleimklümpchen (aus Protoplasma bestehenden Moneren) nur in früheren Erdaltern, unter niemals wiederkehrenden Verhältnissen stattgefunden hat, oder aber, ob es heute noch eine „Generatio spontanea" gibt. Im Gegensatz zu Pflüger gibt Häckel die Möglichkeit der Wiederholung „selbst bis zur Gegenwart" zu, wenn „die physikalischen Bedingungen für den chemischen Prozeß" gegeben sind. Er denkt dabei besonders an den Meeresstrand, wo im „feuchten Sande die Molekularkräfte der Substanz in allen Aggregatzuständen, in gasförmigem, tropfbarflüssigem und festem", aufeinander wirken können. Tatsache ist, daß noch heute alle Entwicklungsstufen des Lebens, „vom einfachsten Moner" bis zu den „höchstentwickelten" Tieren, nebeneinander vorkommen, erstere sogar, wie er selbst auf seinen Seereisen beobachtet hat, in ungeheuren Mengen. Hätten sie sich nicht immer wieder neugebildet, so müßte man annehmen, ihre Entwicklung habe in dem ungeheuren Zeitraum seit ihrer Entstehung keinerlei Fortschritte gemacht und, wie ich hinzufüge, ihre Ver-

mehrung stets die Vertilgung durch Höherstehende, denen sie zur Nahrung dienen, übertroffen.

Auch für die Menschenkunde ist nicht nur die Tatsache, daß, sondern auch die Art und Weise, wie Höheres aus Niederem, Verwickeltes aus Einfachem hervorgegangen, wie neue Arten und Abarten sich bilden, von der größten Wichtigkeit. In dieser Hinsicht ist es von größtem Gewicht, daß ein so scharfer Beobachter, ein Mann, der sein ganzes Leben der Erforschung der Natur und ihrer Gesetze geweiht hat, in der „Vererbung erworbener Eigenschaften“ eine „der festesten und unentbehrlichsten Stützen“ der Entwicklungslehre erblickt. Er findet dafür zahllose Beispiele in der Umbildung der Plattfische, die Weismanns Keimplasmatheorie „überhaupt nicht zu erklären“ vermag, in der Entwicklung der Schnecken, der Schmarotzer und vielen anderen Tatsachen der vergleichenden Anatomie und Ontogenie, die uns lehren, „daß die unzähligen Umbildungsprozesse, die zur Entstehung der einzelnen Arten geführt haben, durch Anpassung an die verschiedenen Lebensbedingungen, Gewohnheiten und Tätigkeiten bewirkt sind und in Verbindung mit der Vererbung die morphologische Transformation physiologisch erklären“. Auch in bezug auf den Instinkt, von mir mit „Erbübung“ oder „Erbgewohnheit“ verdeutscht, tritt Häckel mit Entschiedenheit den unhaltbaren Theorien von Weismann und Ziegler entgegen, da nach seiner Ueberzeugung „gerade umgekehrt die merkwürdigen Erscheinungen des Instinkts eine Fülle von schlagenden Beweisen für die progressive Vererbung ganz im Sinne von Lamarck und von Darwin“ liefern. Trotzdem sieht er aber in der „Selektionstheorie“, dem eigentlichen Darwinismus, immer noch die „kausale Begründung“, das wahre „Fundament“ der Entwicklungslehre. Kein denkender Naturforscher kann den Kampf ums Dasein und seine einschneidenden Wirkungen übersehen, nur sind die Folgen der „natürlichen Auslese“, die alles Krankhafte, Lebensunfähige und aus der Art Schlagende ausmerzt, in Wirklichkeit ganz andere, als man sich gewöhnlich vorstellt, nicht neubildend, sondern erhaltend. Dadurch, daß sie die Entwicklungslehre zum Sieg geführt, hat die „Selektionstheorie“ ihre Schuldigkeit getan, zur Erklärung der aufsteigenden Entwicklung und der Artenbildung brauchen wir sie nicht, dazu genügt die Vererbung von Anpassung und Gewöhnung, die züchtende Kraft räumlicher Trennung.

Wenden wir uns nun zur eigentlichen Anthropologie, so ist es mit freudiger Zustimmung zu begrüßen, daß der unerschrockene Jenenser Forscher die Geschichte ganz auf naturwissenschaftliche Grundlagen gestellt wissen will, denn es bleiben für den Historiker „stets zahllose Pforten des Irrtums offen, da die Urkunden meist unvollständig sind, und da ihre subjektive Deutung oft ebenso zweifelhaft ist wie ihr objektiver Wahrheitsgehalt“, und „die Völkergeschichte — die wir in unsrer komischen anthropozentrischen Einbildung Weltgeschichte zu nennen belieben — und ihr höchster Zweig, die Kulturgeschichte, schließt sich durch die moderne Vorgeschichte des Menschen, die prähistorische Forschung, unmittelbar an die Stammesgeschichte der Primaten und der übrigen Säugetiere, weiterhin an die Phylogenie der niederen Wirbeltiere an“. Das lehre ich, fast mit den gleichen Worten, seit Jahren; möchte das Gewicht des Häckelschen Namens dieser Auffassung, zum größten Vorteil für die Wissenschaft, endlich zum Sieg verhelfen. Daß eine die Entwicklungslehre und den Zusammenhang des Menschen mit den andern Lebewesen leugnende Anthropologie ein Unding ist und nichts leisten kann, hat Häckel längst erkannt und dieser Gesinnung auch in seinem neuesten Werk einen unzweideutigen Ausdruck gegeben: „Die außerordentliche Autorität, deren sich Virchow erfreute, und der unermüdliche Eifer, mit dem er alljährlich bis zu seinem Tode (1903) die Abstammung des Menschen von den Wirbeltieren bekämpfte, bewirkten in weitesten Kreisen einen zähen Widerstand gegen die Deszendenz-Theorie. ... Erst in jüngster Zeit ist in dieser Hinsicht eine günstige Wendung eingetreten.“ Bekanntlich ging vor kurzem infolge einer Bemerkung seines Schwiegersohns Rabl (Ueber die züchtende Wirkung funktioneller Reize, Leipzig, 1904) die Nachricht durch die Blätter, Virchow sei „kein Gegner der Deszendenz-Theorie“, sondern nur der „Ausschreitungen vieler Anhänger derselben“ gewesen. Daß er gelegentlich eine solche Aeußerung fallen ließ, wundert mich nicht — hat er sich doch oft genug widersprochen! —, in Wahrheit hat er aber die Entwicklungslehre und besonders daraus bezüglich des Menschen gezogenen Schlüsse bekämpft, und mit Vorliebe haben sich stets die Dunkelmänner auf ihn berufen. In dieser Hinsicht war also Häckel vollkommen im Recht, wenn er ihn unter „die ganz besonderen Missetäter“ rechnete.

Das Verdienst, in der Abstammungsfrage den naturwissenschaftlichen Standpunkt mit Entschiedenheit und Erfolg vertreten zu haben, bleibt dem Verfasser der

„Lebenswunder“ ungeschmälert; mit Einzelheiten der eigentlich anthropologischen Forschung hat er sich dagegen wenig befaßt. Immerhin berührt es angenehm, wenn er jetzt, wenigstens an einer Stelle, von „der gemeinsamen Stammform der Affen und Menschen“ spricht. Eine Abstammung der Menschen von dem, was wir heutzutage „Affen“ nennen, ist ja unmöglich; ebensogut, darin muß ich Bölsche (Abstammung des Menschen, Stuttgart, 1904) beistimmen, „ließe sich für die heutigen Menschenaffen sagen, daß sie vom Menschen abstammen“. Der „auffallendste Unterschied“, sagt Häckel ganz richtig, „in den Bewegungen beider ist durch die Anpassung des Menschen an den aufrechten Gang bedingt, während für die Affen die kletternde Lebensweise auf Bäumen die normale ist. Indessen ist ohne Zweifel die erstere aus der letzteren hervorgegangen“. Gewiß, aber die gemeinsamen Vorfahren waren noch nicht so ausschließlich ans Baumklettern angepaßt, wie die Großaffen, sonst wäre die Umbildung der hinteren Gliedmaßen in einen Stand- und Gangfuß nicht mehr möglich gewesen. Ueber den Schauplatz der Menschwerdung, die aufsteigende Entwicklung und allmähliche Ausbreitung der Rassen äußert Häckel nicht einmal eine Vermutung. Die Sutherlandsche Einteilung der Völker nach der Kulturhöhe — eine aufsteigende Stufenleiter versteht sich ja von selbst — ist wertlos, die Bezeichnung „Zivilvölker“ nicht sehr glücklich gewählt.

Wenn ich noch einige Worte über die „philosophische“ Seite des Buches beifügen darf, so scheint mir die Ausdehnung der Ausdrücke „Beseelung, Empfindung, Gedächtnis“ auf die niedersten Lebewesen und ihre kleinsten Teile eine allzu große Verwässerung der Begriffe. Diese sind in bezug auf den vernunftbegabten Menschen gebildet und lassen sich allenfalls noch auf die höchsten Tiere, nicht aber auf die allereinfachsten Geschöpfe anwenden. Auch in ihnen wirken ja die gleichen Urkräfte, sie sind für Reize empfänglich und einer Rückwirkung fähig, doch in einer viel unmittelbareren und ursprünglicheren Weise, als die auf der höchsten Entwicklungsstufe stehenden Geschöpfe. Gewiß ist die Philosophie, wenn wir sie mit „Wahrheitforschung“ verdeutschen, die „Königin unter den Wissenschaften“, ja das Wesen und die Seele der wahren Wissenschaft. Was man aber gewöhnlich unter „Philosophie“ versteht, ist etwas ganz anderes, eine durchaus nicht voraussetzungslose und recht beschränkte Schulweisheit. Es will mich bedünken, ein Naturforscher wie Häckel hätte sich mit deren Vertretern nicht allzuviel einlassen sollen, dann wären ihm vielleicht manche „Entstellungen und Trugschlüsse, Verdrehungen und Sophismen, Verketzerungen und Verleumdungen“ erspart geblieben. Diese Leute mit zwiespältigem (dualistischem) Denken, die nicht überzeugt sein wollen und keinen Ausweg mehr wissen als den „Rückgang auf Kant“, d. h. einen richtigen „Krebsgang“, überläßt man am besten sich selbst. Bringen sie ihre Lehren in Einklang mit den Ergebnissen der Naturforschung, gut, wenn nicht, so stehen sie eben außerhalb der Wissenschaft.

Wie könnte ich meinen Bericht besser schließen, als mit dem schönen Dichterwort, das der Verfasser seinem hervorragenden Werke vorangesetzt hat?

> Irrtum verläßt uns nicht, doch zieht ein höher Bedürfnis
> Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Ludwig Wilser.

Ludwig Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Zweite Auflage. Verlag von F. Encke, Stuttgart, 1904.

Von Ludwig Steins Werk über die soziale Frage ist eine zweite Auflage erschienen, die an Umfang nicht unerheblich durch Striche reduziert ist, die sich rechtfertigen lassen, zumal Ersatz geboten wird, indem das Werk durch Berücksichtigung der inzwischen erschienenen Literatur aufs laufende gebracht ist. Das Buch ist Herbert Spencer gewidmet. Das kann auf den ersten Blick verwunderlich scheinen, wenn man sieht, wie der Verfasser verschiedentlich gegen Spencer Stellung nimmt, wie er ihm bestreitet, daß es für uns „Unwißbares“ gebe, wie er für die Soziologie seine organische Methode ablehnt zugunsten einer vergleichend-geschichtlichen, wie er ihn einen Fanatiker der Persönlichkeit nennt und seinem Individualismus einen entschiedenen Sozialismus entgegensetzt. Gleichwohl wird man die Widmung verständlich finden, wenn man anderseits wieder dem Einflusse Spencers auf Schritt und Tritt begegnet. Zu diesem Einflusse bekennt sich der Verfasser auch in seinem Vorwort. Daß er unter ihm nicht zum Individualisten geworden ist, braucht uns nicht zu wundern. Es ist im Gegenteil bei Spencer eine — aus seinem tiefwurzelnden Selbständigkeitsbedürfnis freilich erklärliche — Inkonsequenz, daß er nicht sehen

will, wie der in aller Entwicklung vor sich gehende Integrierungsprozeß notwendigerweise auf dem „superorganischen“ Gebiete mehr und mehr zur Sozialisierung führen muß. Daß letzteres der Fall ist, darüber kann nur der Umstand täuschen, daß auch dieser Prozeß rhythmisch verläuft und so zwischen energisch sozialisierende Zeitabschnitte sich immer wieder Zeiten eines relativen Individualismus einschieben. Es gibt übrigens zwei Arten von Individualismus, einen absolut zentrifugalen, der in den Anarchismus ausmündet und einen andern, der lediglich in einer starken Betonung der mit der sozialen Integration einhergehenden Differenzierung besteht, die Persönlichkeiten von viel ausgeprägterem Charakter zu erzeugen vermag, als sie in einem früheren Stadium der Entwicklung möglich sind. Der Individualismus im letzteren Sinne ist dem Verfasser nicht fremd, wie insbesondere seine Ausführungen über die Beziehungen zwischen Individuum und Milieu zeigen.

Doch nun zu einem Ueberblick über das Werk. Eine einleitende Abteilung will zunächst der Philosophie das Recht und die Pflicht zur Beschäftigung mit der sozialen Frage vindizieren; sie präzisiert ferner die zu lösende Aufgabe und gibt die Planlegung für ihre Erfüllung. Nach dieser Planlegung zerfällt der weitere Teil des Werkes in drei Abschnitte, von denen der erste die Urformen des Gemeinschafts- und Gesellschaftslebens behandelt, der zweite einen Umriß der Geschichte der Sozialphilosophie gibt und der dritte die Grundzüge eines Systems der Sozialphilosophie.

Die Berechtigung und Verpflichtung der Philosophie, sich mit der sozialen Frage zu beschäftigen, ist vom Verfasser zutreffend begründet. Eigentlich sollte sie heute einer Begründung nicht mehr bedürfen. Daß die Philosophie, wie Spencer sagt, „völlig vereinheitlichtes Wissen“ sein soll, nötigt sie, alle Wissensgebiete in ihren Bereich zu ziehen, zu allen auftauchenden Fragen Stellung zu nehmen. Denn der Apriorismus sollte doch endlich tot sein; es sollte anerkannt sein, daß auch die obersten Wahrheiten der Philosophie nur Abstraktionen aus der Erfahrung sind, die lediglich durch die Vergleichung mit den Abstraktionen der Einzelwissenschaften — und aller Einzelwissenschaften — mehr und mehr erhärtet werden können. Aber es ist nicht der so zu erzielende Gewinn für die Philosophie selbst, der für Stein im Vordergrund steht, sondern der Gewinn, der für die Spezialwissenschaft eingetauscht wird, und zwar nicht nur für die Ermittelung der Ursachen alles sozialen Seins und Geschehens, sondern auch für eine Normierung des sozialen Sollens. Die Ausgestaltung der Soziologie als Normwissenschaft auf philosophischer Grundlage ist ihm die Hauptsache. Er geht davon aus, daß die strenge Kausalität alles Weltgeschehens zwar anzuerkennen sei, aber er läßt keine Identität, sondern nur einen Parallelismus des biologischen und sozialen Geschehens gelten und findet, daß die im Gebiet des Sozialen in Betracht kommende Kausalverbindung nicht die von Grund und Folge, von Ursache und Wirkung sei, sondern die teleologische Kausalverbindung von Zweck und Mittel. Er will nun Zwecke setzen und glaubt deshalb die organische Methode für die Soziologie ablehnen zu müssen, indem er geltend macht, sie führe zu einem fatalistischen Determinismus, der kein Wollen kenne, und demnach auch kein Sollen. Ich kann hiermit nicht übereinstimmen. Auch die organische Methode vermag die Entstehung von Zweckvorstellungen zu erklären und zu erklären, wie diese geeignet sind, bestimmte Handlungen auszulösen. Und wenn ich hinzufüge, daß diese Handlungen u. a. eben darin bestehen können, bei anderen Individuen wiederum bestimmte Zweckvorstellungen zu erzeugen, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß Normwissenschaften auch mit der organischen Methode sich vertragen. Gleichwohl habe ich keinen Grund, die vergleichend-geschichtliche Methode, die Stein vorzieht, zu verwerfen. Ich lasse sie gerne gelten als einen Weg, der gleichen Sache von einer anderen Seite beizukommen; auch kann sie uns provisorische Resultate geben, „empirische Gesetze“, die zur Auffindung der zugrunde liegenden strengen Naturgesetze wertvolle Dienste leisten mögen.

Rücksicht auf den Raum verbietet ein näheres Eingehen auf alle Teile des Werkes. Von der ersten Hauptabteilung, die der Darstellung der Urformen des Gemeinschafts- und Gesellschaftslebens gewidmet ist, sei deshalb nur gesagt, daß der Verfasser auf diesem dunklen Gebiete die vielfach einander entgegenstehenden Meinungen uns in umfassender und doch relativ kurzer Weise vorführt, indem er sie zugleich unter den Gesichtspunkt seiner wissenschaftlichen Prinzipien rückt und kritisch beleuchtet.

Die Geschichte der Sozialphilosophie, die der folgende Abschnitt bietet, nimmt ihren Ausgang von den ersten sozialphilosophischen Regungen bei den Völkern des Mittelmeerbeckens, speziell den Griechen und beschränkt sich weiterhin auf die europäischen Kulturnationen. Ich glaube, diese Beschränkung läßt sich rechtfertigen, zumal die anderweit zu erzielende Ausbeute gering gewesen wäre. Besonderes

Interesse dürften die Ausführungen über Lassalle und Marx beanspruchen. Die seit der ersten Auflage erschienene Literatur ist an einigen Stellen, besonders in den Anmerkungen, berücksichtigt; eine weitere Berücksichtigung haben die neuen Erscheinungen gefunden in der einleitenden Abteilung des Werkes, wo die Darstellung des gegenwärtigen Standes der Soziologie mit Rücksicht auf dieselben eine wesentliche Erweiterung erfahren hat.

Das Hauptinteresse beanspruchen natürlich die im letzten Abschnitt gegebenen Grundzüge eines Systems der Sozialphilosophie. Wenn es nach dem im Eingang Gesagten noch nötig ist, den Standpunkt zu definieren, von dem der Verfasser seine Aufgabe angreift, so kann das am kürzesten mit seinen eigenen Worten geschehen, mit denen er seine Sozialphilosophie eine evolutionistisch-optimistische nennt. Der „soziale Optimismus", mit dessen Begründung das Werk ausklingt, ist zugleich der Grundton des Ganzen. — Als Ergebnis seiner historischen Betrachtungen ist dem Verfasser die Soziabilität des Menschen ein Urfaktum, der isolierte Mensch nur eine Fiktion. Dem ontogenetischen Moment in der Menschennatur, das das Individuum zur antisozialen Selbstbehauptung drängt, steht von vorneherein ein phylogenetisches gegenüber, das den Menschen in immer steigendem Maße zur Verfechtung der ewigen Interessen der menschlichen Gattung drängt. Aufgabe der Sozialphilosophie soll es sein, zu finden, ob und wie zwischen den beiden widerstreitenden Tendenzen ein fester Rhythmus, ein vergleichsweise ruhiges Gleichgewicht möglich wäre; sie soll dann — als Normwissenschaft — zur Verwirklichung dieses Zieles wissenschaftliche Imperative für denjenigen Teil der denkenden Menschheit schaffen, deren Logik sich den bisher gültig gewesenen staatlichen und kirchlichen Imperativen nicht mehr zu unterwerfen vermag. Aber die Durchsetzung dieser Imperative erwartet Stein wiederum nicht ohne Hülfe des Staats, in dessen Zwecken es auch liege, diese Hülfe zu bringen. Der Staat ist nach seiner Definition „ein festes Organisationssystem von unvermeidlicher Unter- und Ueberordnung der in ihm verbundenen Individuen und Gruppen behufs Herstellung eines Interessengleichgewichts zwischen der berechtigten Eigenlebigkeit des einzelnen und den mit dieser häufig kollidierenden Interessen zunächst der Nation, weiterhin aber der Gattungsinteressen der gesamten Menschheit".

Unter dem Einflusse der gefundenen und zu findenden wissenschaftlichen Imperative erwartet Stein eine Wandlung des Eigentumsbegriffes und eine Lösung der Eigentumsfrage nicht im Sinne einer Beseitigung des Privateigentums und Privatbetriebes, wohl aber in dem einer Mischung von Staats- und Privatbetrieb. Das ist ja ein Weg, den wir heute schon deutlich wandeln, mag er dem einen mehr, dem anderen weniger gefallen. Aber selbst wer ziemlich weit gehen möchte, wird nicht ohne Bedenken sehen, daß Stein dem „anständigeren" Staatsbetrieb die Konkurrenz des „skrupelloseren" Privatkapitals eventuell mittelst Besteuerung fernhalten möchte. Es lassen sich wohl Fälle denken, in denen damit dem Privatkapital recht geschähe. Aber es heißt hier doch „principiis obsta!" — Des weiteren verlangt und erwartet Stein insbesondere eine Sozialisierung des Rechts, dann aber auch eine solche der Religion und aller anderen höheren Formen des menschlichen Zusammenwirkens (Moral, Kunst, Wissenschaft, Erziehung). Ins einzelne kann ich ihm hier nicht folgen, ohne den zugemessenen Raum zu überschreiten. Das Gesamtresultat soll sein eine Höherbildung des Typus Mensch in jeder Beziehung, insbesondere aber in der Richtung einer Stärkung der altruistischen Gefühle, mit der zugleich auf politischem wie auf sozialem Gebiete zwar nicht der Kampf, der Wettbewerb, aber doch der Krieg ein Ende finden soll.

Ich habe neulich einen Aufsatz über Herbert Spencer in der Politisch-anthropologischen Revue mit der Bemerkung geschlossen, der Optimismus selbst sei ein Faktor des Fortschritts. Ich bejahe deshalb herzhaft auch den sozialen Optimismus Steins, und nenne sein Buch ein gutes, wiewohl ich im ganzen der Ansicht bin, daß er auf der Seite des Sozialismus mehr Gewichte auflegt, als mit der Erzielung des wünschenswerten „moving equilibrium" sich verträglich erweisen dürfte.

Dr. J. G. Weiß.

Dr. W. Hentschel, Mittgart. Ein Weg zur Erneuerung der germanischen Rasse. Hammer-Verlag (Th. Fritsch), Leipzig, 1904.

Das originelle, offenbar in einem kühnen Zuge, ohne kritische Bedenken niedergeschriebene Heft ist ein Beitrag zum Problem von der Züchtung des

Menschen. Es gibt Leute, die schon bei der Erwähnung dieses Problems sofort — Materialismus wittern und meinen, der Mensch sei doch kein Rind und kein Schwein, könne also auch nicht gezüchtet werden. Aber diese Leute vergessen, daß Züchtung (sei es natürliche oder sei es künstliche) ja auf jeden Fall stattfindet, wo nur immer Lebewesen unter wechselndem, geographischem oder sozialem Milieu leben. Da nun auch der Mensch ein Lebewesen ist, so steht auch er unter einer fortwährenden Züchtung. Das Problem von der Züchtung des Menschen bedeutet also nichts anderes als die Frage, ob es möglich sei, die stets vorhandene Menschenzüchtung zu einer bewußten, rationellen zu machen. Gelänge dies, wie es bei den Haustieren schon seit alters gelungen ist, so hätte damit der Geist über das Fleisch, die Kultur über die Natur einen großen Sieg erfochten. Die Grundlage des Hentschelschen Schriftchens ist also völlig richtig, ebenso der weitere Gedanke, daß unser heutiges deutsches Volk in seinem physischen Typus von der alten prächtigen Urrasse der Reihengräber stark abgewichen ist. Aber falsch scheint mir die Annahme zu sein, daß diese Abweichung in jeder Hinsicht eine Verschlechterung bedeute. Im Gegenteil: In bezug auf das bei weitem wichtigste körperliche Merkmal, nämlich die Größe des Schädelinhalts, ist eine bedeutende Verbesserung eingetreten, und zwar wahrscheinlich dadurch, daß sich bei Kreuzung der germanischen mit der alpinen Rasse unter besonders günstigen Umständen der große Längsdurchmesser des Schädels der ersteren mit dem großen Breitendurchmesser der letzteren verbunden hat, und daß die so entstandenen eurycephalen Individuen durch die soziale Züchtung begünstigt werden. Hentschels Vorschlag, aus der Kreuzung von lauter Individuen mit ganz rein germanischen Merkmalen eine neue dolichocephale Kulturrasse, ähnlich der urgermanischen, zu erzeugen, erscheint mir daher reaktionär. Denn nicht regressiv, sondern progressiv sollte jede Züchtung vorgehen. Diesem Hauptgrundsatze gegenüber ist es eine Frage von erst sekundärer Bedeutung, ob die Züchtung am besten in solchen inneren Auslese-Kolonien, die von Hentschel unter dem Namen „Mittgart" vorgeschlagen und vielleicht verwirklicht werden, vorgeht, oder dadurch, daß jeder irgendwie hervorragende Mensch bei der Wahl des Gatten das einfache, große Wort Nietsches beherzige: „Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!"

Dr. A. Koch-Hesse.

Max Haushofer, Bevölkerungslehre. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, 1904, Verlag von B. G. Teubner. Preis 1 Mk.

Mit Recht betont der Verfasser, daß in unserem deutschen Vaterlande, dessen Bevölkerung während des neunzehnten Jahrhunderts mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit gewachsen ist, die Ergebnisse der Bevölkerungsstatistik und die Probleme der Bevölkerungstheorie der allgemeinsten Teilnahme begegnen müssen, daß ein Volk von mehr als 50 Millionen Seelen nicht mehr blindlings in den Tag hineinwachsen darf, ohne Einsicht in die Ursachen, in das Maß und in die Grenzen seines Wachstums zu gewinnen.

Haushofer entledigt sich seiner populärwissenschaftlichen Zwecken dienenden Aufgabe in geschickter Weise. In sieben Kapiteln erörtert er die Entwicklung der Bevölkerung, die Volksdichtigkeit, Gliederung der Bevölkerung, Gang der Bevölkerung, die Wanderungen, die Bevölkerungstheorie und Bevölkerungspolitik. Wir möchten dieses Büchlein, wie überhaupt die ganze Sammlung, zu der es gehört, angelegentlich empfehlen.

Zur Beachtung.

Die Redaktion befindet sich **Berlin SW.,** Köthenerstraße 44. — Wir ersuchen dringend, alle Sendungen an die **Redaktion,** nicht an die persönliche Adresse des Herausgebers zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Berlin SW., Köthenerstraße 44.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Salomonstraße 9.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

III. 11. 1905.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Wachstumsperioden beim Menschen.

Dr. A. Koch-Hesse.

Es ist eine der bekanntesten geschichtsphilosophischen Fragen, wie es möglich ist, daß aus den allmählichen, gleichmäßig fortschreitenden Veränderungen in den Zuständen der Kulturvölker von Zeit zu Zeit Katastrophen entstehen, die, wenn sie in der Wirklichkeit auch selbst eine beträchtliche Dauer gehabt haben, doch dem nachgeborenen Historiker wie momentane Einschnitte in den Zug der Ereignisse erscheinen und von ihm als Anfangs- und Endpunkt verschiedener Perioden benutzt werden. Je systematischer oder schematischer dann der Forscher denkt, desto mehr wird er das Katastrophenartige im Ablösen der Perioden betonen, je mehr er aber der beschreibenden und spezialisierenden Methode obliegt, desto mehr wird er vom allmählichen Steigern und Abflauen der Katastrophe selbst erzählen. Wie in der Geschichte der Kulturen, so findet man dasselbe Problem in der der Erde, und hier hat die verschiedene Auffassung von der Schnelligkeit des Periodenwechsels sogar zu einem der erbittertsten Gelehrtenkämpfe des 19. Jahrhunderts geführt. Aber auch bei Betrachtung der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Individuums taucht die Frage auf, ob hier ein allmähliches, gleichmäßiges Wachstum oder ein periodisches An- und Abschwellen der Wachstumsenergie und ein für jede Periode besonderes qualitatives Verhalten der Wachstumsrichtung stattfindet.

Der Laie ist gewohnt, die Geburt an den Anfang des menschlichen Einzellebens zu setzen. Der medizinisch Geschulte aber muß in ihr den Hauptabschnitt innerhalb des Menschenlebens sehen: sie ist für den systematischen Physiologen die Trennungslinie zwischen fötalem und extra-uterinem Dasein, während sie für den deskriptiven Gynäkologen selbst einen lange dauernden Vorgang mit einer eigenen, in ausführlichen Berichten zu behandelnden „Geschichte" bedeutet. Daß die fötale Hälfte des Menschenlebens dann in weitere, scharf trennbare Perioden zerfällt, ist längst allgemein anerkannt; man unterscheidet da das Stadium des befruchteten Eies, der Morula, der Blastula, der Gastraea, des Köloms, der Ursegmente usw., und hat zwischen diesen embryonalen Stadien und den großen Entwicklungsperioden

des Tierreichs auf unserer Erde einen genauen Parallelismus aufdecken können.

Die Frage ist nun, ob auch in der zweiten, mit der Geburt anhebenden Hälfte des Menschenlebens klar zu umfassende Perioden vorhanden sind. Nun gibt es wenigstens ein einziges Ereignis, von dem niemand leugnen kann, daß es zwei Perioden, zwei Lebensalter scharf scheidet; dieses Ereignis ist das Eintreten der Pubertät, beim männlichen Geschlecht durch den Stimmwechsel, beim weiblichen durch den ersten Monatsfluß absolut sicher markiert. Damit ist die Frage nach der Existenz extra-uteriner Entwicklungsperioden grundsätzlich bejaht, und es ist nicht abzusehen, warum es nicht noch mehr solche Perioden geben sollte.

Aber sofort drängt sich nun die weitere Frage auf, ob denn nun auch diese extra-uterinen Perioden dem biogenetischen Entwicklungsgesetze gehorchen, d. h. in einem Parallelismus, der fast nur geistiger Art sein kann, zu früheren Zuständen der menschlichen und eventuell der vormenschlichen Gattung stehen. Diese Frage ist von zahlreichen illustren Denkern, so von Lessing, Goethe und Schiller, von großen Pädagogen wie Rousseau, Pestalozzi und Herbart, von den Philosophen Kant, Fichte und Schelling und von vielen anderen in gelegentlichen Bemerkungen bejaht worden. Die drei größten und verschiedenartigsten Geschichtsphilosophen der Neuzeit: Herder, Hegel und Comte haben den geistigen Parallelismus zwischen dem heranwachsenden Einzelmenschen und der sich emporbildenden menschlichen Gattung mit in die Fundamente ihrer Systeme aufgenommen. Auf der Kölner Naturforscherversammlung von 1888 hat der Hallenser Professor Vaihinger den Gedanken klar formuliert und zur praktischen Anwendung für die pädagogische Psychologie empfohlen[1]). Ich selbst habe 1897—1898 zwei Artikel veröffentlicht[2]), in denen ich es versucht habe, die Lebenszeit von der Geburt bis zur Mitte der zwanziger Jahre in sieben ausführlich charakterisierbare Perioden einzuteilen, die in einem geistigen Parallelismus zu vergangenen Zuständen der Gattung stehen und sich teilweise mit den von dem großen Philologen F. A. Wolf angenommenen Phasen decken.

Aber dergleichen muß hypothetisch bleiben, solange weder die extra-uterinen Perioden des Einzelmenschen erforscht sind, noch über die kulturhistorischen Perioden der Gattung eine allgemeine wissenschaftliche Uebereinstimmung erzielt ist. Als Beitrag zur Erforschung der extra-uterinen Perioden des Einzelmenschen kann ich eine statistische Arbeit bezeichnen, welche ich im Jahre 1897 auf Anregung des Jenenser Hygienikers Gärtner und mit Hülfe eines Zahlenmateriales, das mir der Direktor der bekannten Stoy'schen Erziehungsanstalt, Priv.-Doz. Dr. Heinr. Stoy, in liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellte, angefertigt habe, welche aber aus persönlichen Gründen bis zur Zeit ungedruckt geblieben ist. Die Arbeit beschäftigt sich nur mit zwei Merkmalen, der Körperlänge und dem Körpergewicht; aber es sind das diejenigen zwei Merkmale, bei denen sowohl die Messung an

---

[1]) „Naturforschung und Schule." Verlag von Albert Ahn, Köln und Leipzig, 1889.
[2]) In „Neuland", Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst. Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin, Bd. III, S. 249—255 und S. 311—325.

einer größeren Anzahl von Individuen, als die ausführliche mathematische Verarbeitung der so gewonnenen Maßzahlen am genauesten vorgenommen werden kann — falls man überhaupt auf letzteres Wert legt. Durch Anwendung und z. T. Neuaufstellung geeigneter mathematischer Formeln gelang es mir, obgleich ich für jedes Merkmal nur ungefähr 900 Einzelzahlen benutzte, eine größere Genauigkeit zu erzielen, als sie selbst die umfassenden schwedischen, dänischen und amerikanischen Untersuchungen aufweisen. Von den Resultaten meiner Arbeit soll hier nur auf folgendes hingewiesen werden.

Der aus der übrigen Physiologie und aus der Psychologie bekannte Termin der Pubertät war auch in meiner wachstums-physiologischen Untersuchung sehr deutlich ausgeprägt. Für das vollendete 15. Lebensjahr (es handelt sich ausschließlich um Knaben) ergeben sich nämlich aus meinen Tabellen und Kurven folgende Eigenschaften: 1. Die Kurve des „wahrscheinlichen Mittels" (d. h. des mittelsten aller gefundenen Einzelwerte) überholt die des „arithmetischen Mittels" (d. h. der Summe aller Einzelwerte dividiert durch die Anzahl). 2. Beide Kurven beginnen flacher zu werden. 3. Positive und negative Abweichungen vom Mittelwert sind gleich häufig und gleich stark, während in den Jahren vorher die positiven, in den Jahren nachher die negativen Abweichungen stärker ausgeprägt sind. 4. Die gesamte Streuung der Einzelwerte um den Mittelwert, die in den letzten Jahren in steter Zunahme begriffen gewesen war, nimmt von nun an ab. (Diese vier Tatsachen gelten sowohl für das Längenwachstum, als für die Gewichtsvermehrung.) 5. Die relative jährliche Zunahme (eine Größe, die trotz ihrer dominierenden Bedeutung für die Wachstums-Physiologie von mir überhaupt zum ersten Male richtig bestimmt worden ist) ist für die Körperlänge in den Jahren vorher größer, in den Jahren nachher kleiner als die dritte Wurzel aus der relativen jährlichen Zunahme für das Körpergewicht.

Von diesen fünf Indizien des Periodenwechsels haben das erste, das dritte und das vierte mehr methodologische als sachliche Bedeutung für die Wachstums-Physiologie. Sie gehen, wie ich mittels einer besonderen individualisierenden Periode genau nachweisen konnte, alle auf denselben Umstand zurück, daß nämlich, wie eingangs dieses Aufsatzes erwähnt, jeder Periodenwechsel nur in der Theorie des Systematikers ein momentaner Einschnitt ist, in der Wirklichkeit aber bei den verschiedenen Individuen verschieden früh eintritt, bei der Masse also auf einen längeren Uebergangszeitraum verstreut ist. Aber während dieser Umstand in früheren Untersuchungen ähnlicher Art unbekannte Störungen hervorrief und tüchtige Forscher wie den Statistiker Quetelet und den Schulhygieniker Kotelmann zu Fehlschlüssen verführte, gelang es mir, die Störungen selbst durch ihre Fassung in strenge mathematische Formeln in gefügige Werkzeuge der Untersuchung zu verwandeln, in Werkzeuge, die denselben Periodenwechsel wie die beiden anderen Indizien, nur in einer noch leichter zu erkennenden Weise ausdrücken, so daß sie also, wie der Chemiker sagen würde, besonders „empfindliche Reagentien" darstellen.

Eine sachliche Bedeutung haben dagegen das zweite und das fünfte Indizium. Sie bedeuten, daß bei Knaben mit dem 16. Lebensjahre an Stelle des beschleunigten ein verzögertes Wachstum überhaupt, und an

Stelle des überwiegenden relativen Längenwachstums ein überwiegendes relatives Breitenwachstum einsetzt (letzteres von mir zuerst bestimmt als Quadratwurzel aus dem Quotienten der relativen Gewichtsvermehrung durch das relative Längenwachstum).

Das sind meine Resultate für den wachstumsphysiologischen Umschwung mit Beginn des 16. Jahres der Knaben. Da nun in derselben Entwicklungszeit auch der Stimmwechsel durchschnittlich seinen Höhepunkt erreicht, so wird man nicht fehlgehen, anzunehmen, daß beides in irgend einem ursächlichen Zusammenhang zueinander steht, d. h. daß der wachstumsphysiologische Umschwung eine Teilerscheinung des allgemeinen körperlichen und geistigen Entwicklungseinschnittes der Pubertät bedeutet.

Nun findet gegen Ende des zwölften Lebensjahres ebenfalls ein wachstumsphysiologischer Umschwung statt. Auch hier sind sämtliche fünf Indizien vorhanden, aber sämtlich in umgekehrter Richtung als beim Pubertäts-Umschwung. — Ferner findet etwa im siebenten Lebensjahre (genau konnte ich den Zeitpunkt wegen des hierfür dürftigen Materials nicht bestimmen) wieder ein wachstumsphysiologischer Umschwung mit denselben Indizien statt, und diesmal war die Richtung wieder überall ebenso wie beim Pubertätsumschwung. Es handelt sich hierbei also um eine Art von „Proto-Pubertät". — Bezogen sich diese Periodenwechsel auf Längen- und Breitenzunahme zugleich, so zeigt der Beginn des 19. Jahres, daß das Horizontalwachstum und die Gewichtsvermehrung, welche sich in den letzten Jahren wie der Längenzuwachs, nur nicht so stark, verzögert hatten, sich wieder rapide beschleunigen. — Etwa das 22. Jahr aber, oder ein etwas späteres, zeigt das Aufhören des Längenwachstums überhaupt.

Wenn nun der wachstumsphysiologische Umschwung mit Beginn des 16. Lebensjahres eine Teilerscheinung von etwas Allgemeinerem ist, warum sollten nicht auch die anderen Periodenwechsel des Wachstums Teilerscheinungen von großen Entwicklungskrisen sein? Für die „Proto-Pubertät" scheint mir das schon jetzt fest zu stehen. Denn wie in der Pubertät der Stimmwechsel gipfelt, so in der „Proto-Pubertät" der Zahnwechsel.

Weiteres wird sich erst sagen lassen, wenn auch die Wachstumsphysiologie der ersten Lebensjahre, insbesondere die Krise der Milchzahnentwicklung, die mit der Spracherlernung und Gangausbildung und damit mit der eigentlichen Menschwerdung zusammenfällt, mindestens bis zu dem Grade der Sicherheit mathematisch-statistisch erforscht ist, welcher mir für die schulpflichtigen Lebensalter wenigstens dieser einen Anstalt gelungen ist. Erst dann wird man die pädagogische Psychologie zu Rate ziehen können, um mit ihrer Hülfe jene Kardinalfrage nach der Beziehung von Einzelwachstum und Gattungsentwicklung zu beantworten. Denn bis dahin werden hoffentlich die Perioden der Gattungsentwicklung der Menschheit annähernd sicher gestellt sein!

Ueber die Bildung menschlicher Mischrassen.

Dr. Ferdinand Goldstein.

In seinem Beitrag zur „Bastianfestschrift“ sagt Virchow: „Jede auch noch so kleine Nationalität will eine besondere Rasse darstellen, oder wo die Mischung klar zutage liegt, doch eine genaue Feststellung der verschiedenen Rassen haben, aus denen sie hervorgegangen ist ... Und doch weiß jedermann, daß es keine einzige nationale Rasse gibt, welche nicht durch Zuzüge von außen her ihre moderne Form angenommen hat. Selbst die australische Rasse, welche wohl mehr als jede andere einen reinen Typus besitzt, ist doch mehr national als originär.“ Dies vorausgeschickt, wird es einleuchten, von welch großer Wichtigkeit die Frage ist, was bei der Mischung von zwei heterogenen Stämmen oder Rassen entsteht. Die rein philologische Richtung in der Ethnographie könnte darauf eine annähernd richtige Antwort geben, aber sie hat sie bisher noch nicht gegeben. Seitdem mit Hülfe des Sanskrit die Verwandtschaft der europäischen Sprachen mit der Sprache der Arier entdeckt und der indoeuropäische Sprachstamm in die Wissenschaft eingeführt worden war, begnügte sich die Philologie, die entsprechenden Völker als indoeuropäische oder arische zu bezeichnen, und stellte ihnen die semitischen und turanischen gegenüber, obwohl es bekannt war, daß eine Zahl untersuchter Sprachen aus mehreren Bestandteilen zusammengesetzt war, und es danach kaum einem Zweifel unterliegen konnte, daß sich auch die noch nicht untersuchten analog verhalten würden. Das Französische besteht außer aus dem Lateinischen noch aus dem Baskischen, ebenso das Spanische; im Griechischen sind zahlreiche phönikische Reste nachgewiesen, und im Hebräischen, Chaldäischen und Arabischen hat Beaudrimont baskische und Delitzsch arische Bestandteile gefunden. Also auch in der Sprache der Völker zeigt es sich, daß sie keine einheitliche Masse bilden.

Vergegenwärtigt man sich den Gang, den die Eroberung eines Landes durch ein feindliches Volk zu nehmen pflegt, so bemerkt man leicht, daß die Verschmelzungsprozesse keineswegs immer gleichförmig verlaufen. Die Romanisierung Galliens war eine vollständige, dagegen war sie in Asien dem griechischen Einfluß gegenüber fast machtlos. Trotzdem die Römer mehrere Jahrhunderte hindurch die politische Gewalt in Händen hatten, bestand die Scheidung in ein östliches und ein westliches Reich tatsächlich, lange bevor sie Theodosius von Rechts wegen vollzog. Die Normannen eroberten Britannien, und der Gegensatz zwischen den Besiegten und den Siegern war lange Zeit der denkbar schärfste, mit dem Erlaß der Magna Charta schwand er und es bildete sich das englische Volk, wie wir es heute kennen[1]. Elsaß und Lothringen sind zu Deutschland zurückgekommen, aber die Germanisierung steht in beiden Ländern auf sehr verschiedener Stufe.

Indessen bei genauerer Untersuchung gewahrt man, daß die Verschmelzung auch in scheinbar völlig aufgelösten Völkerschaften doch nur oberflächlich ist, daß ein gut Teil des alten Volkstums in alter Reinheit sich erhalten hat, ja daß sogar, wenn die Macht des

[1]) Macauly, Geschichte Englands, Bd. I, S. 16 f.

Siegers erlahmt, der ursprüngliche Volkscharakter fast intakt wieder hervortritt. Das war schon Goethe aufgefallen. Er sagt im west-östlichen Diwan: „Merkwürdig bleibt es immer dem Geschichtsforscher, daß, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet sein, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält und, ehe man sichs versieht, eine altbekannte Volkserscheinung wieder auftritt."

Am meisten bekannt ist die völlig unbezwingbare Gewalt, mit der alte Sagen im Gedächtnis der Völker haften. Wie alt das deutsche Volksmärchen ist, von welchem Stamm es herrührt, wird sich kaum jemals ermitteln lassen, sicher ist nur, daß es in die ältesten Zeiten hinaufreicht und daß es sich allen inneren und äußeren Gewalten zum Trotz im Herzen des Volks erhalten hat. Mit ähnlicher Zähigkeit haften alte religiöse Vorstellungen, doch während uns die Lieblichkeit des Märchens entzückt, grinst uns hier der Wahn entgegen, der noch heute Kraft genug besitzt, das Denken einer weit vorgeschrittenen Zeit zu umnachten. Nur in der Sprache müßten die Völker sehr nachgiebig sein, denn scheinbar ist es siegreichen Völkern gelungen, ihre Sprache an die Stelle der heimischen zu setzen. In Gallien verdrängte das Lateinische die Keltensprache, die Araber haben ihre Sprache nach Aegypten getragen, und das Griechische war im alten Kanaan so sehr Volks- und Umgangssprache geworden, daß wir die Evangelien nur griechisch besitzen, als aber die arabische Invasion kam, verschwand die Sprache Homers und machte der des Korans Platz, und wenn es richtig ist, daß im Euphrat-Tigris-Gebiet einst die sumerische Sprache gesprochen worden ist, so ist sie durch das Babylonische ebenfalls völlig verdrängt worden. Das ist nur natürlich. Die Sieger verlangen, daß die Rechtsprechung nach ihrem Gesetz und in ihrer Sprache vollzogen wird; der Handel, die Verwaltung, der Schulunterricht muß sich ebenfalls ihrer Sprache bedienen, gerade also die gewöhnlichsten Beschäftigungen und Obliegenheiten, so daß also jeder gezwungen ist, neben seiner Muttersprache die neue hinzuzulernen, und manch einer mag es vorziehen, seine Kinder nur in der neuen herrschenden Sprache zu erziehen.

Allein dieser Wechsel der Sprache ist nur Schein. Er konnte deshalb leicht für Wirklichkeit genommen werden, weil wir aus vergangenen Zeiten nur durch schriftliche Ueberlieferungen Kunde haben und die Regierungssprache allerdings vielfach zur Schriftsprache und immer zur amtlichen Sprache benutzt wird. Aber wird sie auch zur alleinigen Volkssprache? Schwerlich wird jemals der Lothringer das Französische, der Pole das Polnische, der Böhme das Tschechische verlernen, und stellt man sich vor, daß die entsprechenden Regierungen heute ihre Gewalt verlieren, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die alten Volkssprachen, wenn auch vielleicht nicht allein, so doch verschmolzen mit der entthronten, zur gemeinsamen Umgangs- und Schriftsprache werden.

So ist es also mit der Verschmelzung zweier Völker ein gar eigenes Ding. Die Besiegten mögen noch so gefügig sein, Steuern zahlen, Kriegsdienste leisten, das Bürgerrecht erstreben und empfangen, die Regierungssprache reden, es bleibt ein bestimmter Rest des alten Volkstums lebendig, der bereit ist, sobald die Regierungsgewalt er-

schlafft, sich wieder zu entfalten. Die Natur des Volks ist de facto unverändert geblieben, nur verschleiert, und am deutlichsten zeigt sich das an seiner eigentlichen Physis, seinem Körper.

Bisher ist keine Einigkeit darüber erzielt worden, nach welchem somatischen Merkmal die Menschen naturwissenschaftlich einzuteilen sind. Ich werde hierzu in dieser Arbeit keinen Beitrag liefern, nur eins will ich bemerken. Die Sprache ist kein körperliches Merkmal, kann also zur naturwissenschaftlichen Einteilung des Menschengeschlechts nicht verwandt werden. Naturwissenschaftliche Eigenschaften werden von der Natur geschaffen, sie werden angeboren, sie haften am Körper; die Sprache ist nicht angeboren, sondern wird angelernt, sie haftet nicht am Körper. Die Sprache ist daher kein Mittel, die Menschen naturwissenschaftlich einzuteilen, das ist von den besten Forschern anerkannt worden, ich nenne Bastian, Pott, Steinthal[1]). Bei den Volkszählungen wird die Muttersprache erhoben, um die Nationalität festzustellen. Daran hat der Staat ein Interesse, namentlich in einem aus so vielen Nationalitäten zusammengesetzten Staate wie Oesterreich ist die zahlenmäßige Feststellung der Nationalitäten von größter Wichtigkeit. Dazu ist die Muttersprache sehr geeignet. Unglückseligerweise jedoch hat die Ethnographie Rasse und Nation zusammengeworfen. Man spricht von nationalen Rassen, von germanischer Rasse, von keltischer Rasse, von tschechischer Rasse usw.[2]) und als das Bindemittel gilt die Sprache. Dadurch ist viel Unklarheit in die Wissenschaft hineingetragen worden. Ich komme darauf noch einmal zurück.

Gewöhnlich stellt man sich vor, daß beim Verschmelzen zweier Rassen oder Völker ein neues Volk oder eine neue Rasse entsteht und bezeichnet dieses neue Menschenprodukt als Mischvolk oder als Mischrasse. Wie aber verläuft der Mischprozeß?

Es liegt in der Natur der Sache, daß Mischungen zweier Rassen nur nach vorhergegangenem Kampf stattfinden können. Der eine Teil überwältigt den anderen und dringt in sein Land ein. Für die Neugestaltung der ethnographischen Verhältnisse sind dabei die sozialen Verhältnisse des besiegten Volkes von ausschlaggebender Bedeutung. Das Ergebnis ist ein völlig verschiedenes, wenn letzteres seßhaft ist und wenn es umherschweift. Es ist Bastians Verdienst, dies klar erkannt zu haben, aber dies Verdienst wie zahllose andere dieses merkwürdigen Mannes ist bisher unbeachtet geblieben.

Ich will den ersten Fall setzen, daß ein seßhaftes Volk von einem anderen Volk besiegt und sein Land besetzt wird. Bastian hat bereits vor mehreren Dezennien den Ethnographen empfohlen, sie sollten sich in Fragen der Völkerkunde bei den Tierzüchtern Rat holen. Bei der Besprechung von Nathusius' Vorträgen über Viehzucht sagt er, daß die Bedeutung der Tierzucht für die Ethnologie gar nicht hoch genug angeschlagen werden könne und nennt die von Nathusius gebrachten Lehren goldene Regeln, die für landwirtschaftliche Zwecke aufgestellt, aber auch für das Memorandum jedes Ethnologen auf das

[1]) Wird auch von Mayr gemißbilligt. Statistik u. Gesellschaftslehre, Bd. II., S. 88.

[2]) Durch die Preußische Statistik hat diese Lehre eine gewisse Sanktion erhalten. Bd. 188 des Amtlichen Quellenwerkes, Einleitung, S. 22.

dringendste zu empfehlen seien[1]). Ich frage also zunächst, welche Erfahrungen haben die Züchter beim Kreuzen von Rassen gemacht?

Die Züchter unterscheiden zwei Rassegruppen, Naturrassen und Kulturrassen. In beiden Fällen handelt es sich um Tierkomplexe, die gewisse Eigentümlichkeiten gemeinsam haben und diese auf ihre Nachkommen vererben. In beiden Fällen handelt es sich auch um Tierkomplexe, deren Eigentümlichkeiten durch die Kunst des Menschen festgehalten werden, denn auch die Naturrassen würden ihre Eigentümlichkeiten verlieren und rasselos werden, wenn man sie verwildern ließe. Der Unterschied liegt nur darin, daß bei der Kulturrasse der Mensch gewisse Kreuzungen vorgenommen hat und noch vornimmt, um einen bestimmten Nutzen einer bestimmten Tierart zu erhöhen (reichlichen Milchertrag bei Kühen, große Ausdauer bei Pferden, reichlichen Fettansatz bei Schweinen usw.), während bei der Naturrasse eine solche Kreuzung vielleicht auch einmal vorgenommen worden ist, aber ohne eine bestimmte Absicht, und ohne daß man heute noch davon eine bestimmte Kunde hat[2]). Es kann sehr wohl die Naturrasse eines Landes in einem anderen Lande zur Kulturrasse werden; so sind z. B. die Merinoschafe in Spanien eine Naturrasse, in Deutschland eine Kulturrasse[3]). Noch instruktiver ist das Rennpferd. Das Rennpferd stammt sicher aus einer Mischung verschiedener Pferde; die hieraus hervorgegangenen Tiere vererbten aber ihre wertvollen Eigentümlichkeiten untereinander immer wieder, und so ist der Renner in England zur Naturrasse geworden[4]); in Deutschland dagegen verliert er, wenn längere Zeit ohne Import frischen Blutes fortgezüchtet, seine Eigenschaften. Hierin liegt der naturwissenschaftliche Gegensatz von Naturrasse und Kulturrasse. Die einmal entstandenen Naturrassen, wenn unter sich gepaart, vererben ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten immer wieder auf ihre Nachkommen, während die Kulturrassen, wenn unter sich gepaart, allmählich degenerieren, d. h. die charakteristischen Eigentümlichkeiten verlieren und daher zur Erhaltung immer wieder neues Blut aus dem Stammlande verlangen: die Rasse muß aufgefrischt werden, wie der technische Ausdruck lautet. Der Renner, aus der Mischung einiger nicht völlig bekannter Elterntiere hervorgegangen, vererbt in England seine Eigenschaften immer wieder auf seine Nachkommen, er ist dort zur Naturrasse geworden, in Deutschland dagegen verlieren sich bei seinen Nachkommen allmählich die charakteristischen Eigenschaften, die deutschen Renngestüte müssen daher immer wieder neues Blut aus den englischen Gestüten einführen; der Renner ist in Deutschland eine Kulturrasse.

Uebertragen wir diese Terminologie auf den Menschen, so können wir die autochthonen Rassen unbedenklich den Naturrassen des Züchters gleichstellen. Einen Züchter haben Menschen natürlich nicht, dafür aber zwingt die Politik die Staaten, massenhaftes Eindringen fremder Elemente zu verhüten. So kommt es, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen die verschiedenen über die Erde zerstreuten Stämme, Völker

---

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, Bd. III, S. 360.
[2]) v. Nathusius, Vorträge über Viehzucht, Bd. I, S. 55.
[3]) v. Nathusius, a. a. O., S. 57.
[4]) Analog dürften sämtliche Naturrassen entstanden sein.

und Rassen immer wieder ihre körperlichen Eigentümlichkeiten auf ihre Nachkommen vererben.

Nun aber treten politische Verschiebungen ein. Zwei räumlich benachbarte, somatisch aber getrennte Völker schließen einen Bund zusammen und nehmen einen gemeinsamen Namen an, oder ein Volk wird von einem anderen Volke besiegt, sein Land wird zu seiner Provinz gemacht, sein Name gegen den des Siegers vertauscht. Diese Veränderungen haben bei den Ethnographen große Verwirrung angerichtet, sie warfen ethnographische Gliederung, d. h. Gliederung nach körperlichen Merkmalen, mit politischer zusammen und kamen damit von Irrtum zu Irrtum[1]). Außerdem trug man noch philologische und womöglich noch religiöse Momente hinein und machte dadurch die Verwirrung noch größer. Nehmen wir z. B. die Bevölkerung Deutschlands. Fragt man einen Ethnographen nach ihrer naturwissenschaftlichen Stellung, so bekommt man mit Sicherheit die Antwort, sie sind Germanen. Nun wissen wir aber, daß in Deutschland zwei somatisch verschiedene Stämme wohnen, in Norddeutschland ist die Bevölkerung vorwiegend blond und dolichocephal, in Süddeutschland brünett und brachycephal[2]). Forscht man nun aber weiter nach der Herkunft der Germanen und schlägt dazu die Germania des Tacitus auf, so erfährt man, daß der Name Germanen verhältnismäßig jung ist, daß er einem einzelnen Stamme angehörte, der siegreich über den Rhein drang, also in Deutschland nicht autochthon war, und die dort ansässigen Stämme mit seinem Namen stempelte (Kap. 2). Die Germanen verhielten sich also ebenso zu den Stämmen jenseits des Rheins, wie die Franken zu den Bewohnern Galliens, oder die Angeln zu denen Britanniens, oder die Longobarden zu denen Oberitaliens. Der Name, mit dem diese Völker die von ihnen eroberten Länder belegten, hatte ausschließlich politische Bedeutung, die landläufige Ethnographie gibt ihm aber auch noch eine naturwissenschaftliche, indem sie, ungeachtet der Verschiedenheit der nord- und süddeutschen Bevölkerung, erklärt, durch diese Invasionen seien die betreffenden Völker „germanisiert", d. h. sie seien zu Germanen geworden, oder es habe sich mindestens eine Mischrasse gebildet. Damit komme ich zu meiner eigentlichen Untersuchung zurück.

Es ist klar, daß eine sogenannte menschliche Mischrasse mit der Kulturrasse des Züchters auf eine Stufe gestellt werden muß, denn die Eindringlinge sind von einem fremden, mehr oder weniger entfernten Lande gekommen. Die siegreichen Soldaten verbinden sich mit oder ohne Anwendung von Gewalt mit den Töchtern des Landes. Später erfolgt männlicher und auch wohl etwas weiblicher Zuzug, der sich ebenfalls mit den Eingeborenen verbindet. Die aus diesen Verbindungen hervorgehenden Kinder sind Menschen mit neuen Eigenschaften. Sollten sie diese erhalten, so müßten sie sich nach erlangter Geschlechtsreife wieder mit Individuen derselben Art vereinigen, die also ebenfalls aus einer Verbindung der Eingeborenen mit den Fremdlingen hervorgegangen sind, und Kinder zeugen, diese müßten wieder dieselbe Auswahl treffen u. s. f. Eine ähnliche Menschenzüchtung ist

---

[1]) Gute Aeußerungen bei Wilser im „Globus", Bd. 84, No. 19.
[2]) Virchow, Bastianfestschrift, S. 18.

noch niemals dagewesen und wird niemals kommen. Theoretisch wäre es ja möglich, daß sich aus solchen Mischindividuen durch richtige Auswahl eine Mischrasse bildet, und die Laune Friedrich Wilhelms I., Riesen zu züchten, und die sogenannte Bastardnation Afrikas — auf diese komme ich noch zu sprechen — macht es sogar wahrscheinlich, aber eine so konkrete Wissenschaft wie die Ethnographie hat sich nicht mit der Laune eines Fürsten oder der Kultur und allen möglichen Dingen zu beschäftigen, die die Stubengelehrsamkeit ausheckt, sondern mit dem, was im vollsaftigen Völkerleben tagtäglich geschieht. Wendet man sich in dieser Frage an zuverlässige Beobachter, so erfährt man, daß durch die Eroberung eines Landes niemals eine Mischrasse erzeugt worden ist, es entstehen einige Mischindividuen, die aber früher oder später immer wieder auf die ursprünglichen Typen zurückgehen, niemals aber die Stammeltern einer neuen Rasse werden. Ich will Bastian reden lassen: „Il est presque impossible, de reconnaître chez les Métis du troisième degrès le $^1/_8$ de sang indien, qui coule dans ses veines, car il a tout à fait l'apparence caucasienne, seulement il est remarcable par le noir de la prunelle et de la chevelure et quelque chose de peu ardent dans le teint (de Moussy). In der europäischen Mischung mit dem Neger tritt die Ausgleichung im vierten Mischgrade (beim Octavon) ein. Doch bleibt das Haar etwas kräuselig, während es beim Zambo, dem Bastard zwischen Indianer und Neger, schon gleich die Negernatur verliert, um die indianische anzunehmen[1]).“ Viele sind geneigt, in den Mulatten eine Mischrasse zu erblicken, es ist aber erwiesen, daß die Eigenschaften der Mulatten sehr oberflächlich haften und schnell wieder verloren gehen[2]). In unseren Kolonieen hat man die Erfahrung gemacht, daß Mischlinge aus Farbigen und Weißen fast ausnahmslos die Ehe mit Farbigen schließen, und daß so im zweiten oder dritten Grade jede Spur des weißen Mannes verloren geht[3]).

Analog den Rassen verhalten sich die Nationen. Auf die Unzulässigkeit, Rasse und Nation zu identifizieren, habe ich schon hingewiesen. Die Nationen verhalten sich zu den Rassen wie die Regierungsbezirke zur Provinz. Ob man zur Rasseeinteilung die Hautfarbe oder die Haare oder das alte von Blumenbach oder das neue von Klaatsch gegebene Schema benutzt, in jedem Falle hat man einige wenige Rassen, von denen jede eine große Zahl von Nationen umfaßt. Die Rasse ist stets das Allgemeine, die Nation das Spezielle. Die Bevölkerung Deutschlands z. B. unterscheidet sich in manchen somatischen Einzelheiten von der Italiens, nichtsdestoweniger hat noch niemand bestritten, daß sie beide derselben Rasse angehören. Wenn sich also zwei somatisch verschiedene, der Rasse nach aber verwandte Völker mischen, so könnten, wenn überhaupt, nur Mischvölker, aber nicht Mischrassen entstehen. So wenig aber Mischrassen entstehen, ebensowenig entstehen Mischvölker. Der Mischungsprozeß zweier der Rasse nach gleicher, trotzdem aber somatisch differenter Völker verläuft ebenso wie der zweier Rassen. Die siegreiche Armee dringt in das eroberte Land ein, z. B. die Franken in Gallien. Die

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, Bd. I, S. 261, Anm. 1.
[2]) v. Luschan, Reisen in Lykien usw., Bd. II, S. 211.
[3]) v. Fircks, Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik, S. 346.

Soldaten zeugen mit den Töchtern des Landes Kinder, später kommt Zuzug aus dem Stammlande. Sollten die hierbei erzeugten Mischindividuen die Stammeltern einer neuen Mischbevölkerung werden, so müßten die Mischindividuen immer wieder unter sich heiraten. Theoretisch ist das möglich, tatsächlich geschieht es nie. Niemand hat bisher noch festgestellt, wieviel keltisches, römisches, germanisches Blut in den Adern des einzelnen Franzosen rollt, und ich möchte auch keinem solche Arbeit empfehlen, denn nach endlosen Mühen würde er im Nichts enden. Denn auch hier stellen sich die ursprünglichen Typen wieder her. Auch die preußischen Riesen verschwanden spurlos mit ihrem königlichen Züchter. Das geschieht nun aber nicht so, daß das besiegte Volk vor dem siegreichen verschwindet, sondern gerade umgekehrt, der politisch unterlegene Teil behält ethnographisch die Oberhand, während der Sieger nur ganz geringe Spuren hinterläßt. Dieses Paradoxon erklärt sich aus dem numerischen Verhältnis. Gesetzt, der Sieger verfährt so milde, daß die besiegte Bevölkerung ihn ganz in sich aufnimmt, und gesetzt auch, daß zahlreicher Zuzug vom Stammlande kommt, die Zahl des besiegten Volkes erreichen sie nie, auch nicht entfernt. Zeugt nun der Sieger mit den Frauen des Landes Kinder, so müssen letztere nach erlangter Geschlechtsreife sich wieder Eingeborene des Landes nehmen, die hieraus hervorgegangenen Kinder wieder, und ist das eine Zeitlang fortgegangen, so hat das besiegte Volk den Sieger ebenso aufgesogen, wie in unseren Kolonien die Mischlinge von Farbigen und Weißen in der farbigen Bevölkerung aufgehen. Hin und wieder mögen vereinzelte Individuen gefunden werden, die den Typ des Siegers in größerer oder geringerer Reinheit zeigen, ob diese als Rückschläge aufzufassen sind, lasse ich dahingestellt, jedenfalls hat noch nie ein Forscher größere zusammenhängende Menschenkomplexe beschrieben, deren Vorfahren aus der Vermischung zweier heterogener Völker hervorgegangen sind und von denen jede einzelne Person die verschiedenen körperlichen Eigenschaften der Ahnen noch nach Jahrhunderten in sich vereint trüge. Schwerlich kann man mit Rücksicht auf die vereinzelten „Rückschläge" von einem gemischten Volk reden, sicher aber muß man es, wenn, wie z. B. in Deutschland, zwei oder mehrere differente Völker aus politischen Gründen zu einem Volk vereinigt werden. Ich komme gleich darauf zurück. In keinem Fall aber darf man von einem Mischvolk oder gar einer Mischrasse sprechen, denn die beiden fremden Elemente erhalten sich ungemischt nebeneinander. Man wende mir nicht ein, daß die Unterscheidung von Mischvolk und gemischtem Volk Haarspalterei sei, grade weil man Rasse, Volk, gemischte und Mischbevölkerung, politische und physische Verschmelzung nicht auseinander hielt, konnten die Ethnographen zu keiner Einigung kommen.

Indessen auch die Nation stellt noch nicht das letzte Constituens menschlicher Vereinigungen dar. Jedes größere Volk besteht aus einer Anzahl verschiedener Stämme. Diese bilden die wahren Völkerindividuen, sie bilden die ethnographische Einheit, auf die jede Person zurückgeführt werden muß. Für den einzelnen Menschen hat die geschichtliche Entwicklung keinen Raum, also auch nicht die ethnographische; nur in der Gemeinschaft mit anderen Menschen vermag der einzelne sich sowohl gegen seine Mitmenschen wie gegen die

Natur zu behaupten. Diese kleinste Gemeinschaft ist der Stamm. Will daher die Ethnographie systematisch vorgehen, so muß sie induktiv verfahren, sie muß von den Stämmen ausgehen, muß mit Hülfe der historischen und naturwissenschaftlichen Methode nachweisen, wie sie zu Völkern geworden sind und diese den einzelnen Rassen zuerteilen. Heute verfährt man deduktiv, die Rasseeinteilung nimmt man nach diesem oder jenem Gesichtspunkt vor und stellt die einzelnen Menschen in diese oder jene Rasse ein. Diese Methode kann zu keinem Ziele führen, und wer die heutige ethnographische Forschung überschaut, bemerkt bald ihre Planlosigkeit; sie trägt immer neues Material zusammen, einen Zweck bei dieser Arbeit wird aber niemand angeben können.

Wenn ich sagte, die Nationen verhalten sich zur Rasse wie die Regierungsbezirke zur Provinz, so verhalten sich die Stämme zur Nation wie die Kreise zum Regierungsbezirk. Die Vereinigung verschiedener Stämme zu einem Volk vollzieht sich entweder auf friedlichem Wege oder auf blutigem Wege. In Deutschland z. B. ist die Bevölkerung des Südens verschieden von der des Nordens, erstere ist vorwiegend brünett und brachycephal, letztere blond und dolichocephal. Lange Zeit waren Nord- und Süddeutschland politisch getrennt voneinander, der Bund aber, der den Namen Deutsches Reich trägt, hat sie zu einer politischen Einheit gemacht, aber nur zu einer politischen, ethnographisch sind beide Teile verschieden geblieben und sie bleiben es, auch wenn der Bund noch Jahrtausende besteht; es findet kein Ausgleich durch Entstehung eines Mischstammes statt, die deutsche Bevölkerung bleibt ein Gemisch verschiedener Stämme. Ich will an einem fingierten Beispiel die Sache noch anschaulicher machen. Amerika ist von England und Spanien besiedelt worden. Beide Völker bilden noch heute in Amerika verschiedene Reiche, beide gehören derselben Rasse an, haben aber doch manche somatische Besonderheiten. Jetzt setze man den Fall, alle amerikanischen Staaten vereinigten sich zu einem großen amerikanischen Reich, so bildeten sie eine politische Einheit, ethnographisch aber wären und blieben sie getrennt. Man sieht hieraus, wie recht Reinach hat, wenn er sagt, les noms ethniques sont la peste de l'anthropologie[1]). — Der Umstand, daß man in Deutschland die einzelnen Stämme immer noch unterscheiden kann, ist der vollgültige Beweis dafür, daß ein Ausgleich nicht stattfindet. Einzelne Mischindividuen kommen allerdings in Deutschland vor wie überall in der Welt. Man findet oftmals in einer und derselben Familie Personen mit blauen Augen und schwarzem Haar, brauner Iris und blondem Haar, brünetter Haut und hellem Haar. Auch die grauen, grünen und gelben Augen, sowie das kastanienbraune Haar sind nach Virchow als Mischungen aufzufassen. Wer will, mag sich unter Zuhülfenahme der Phantasie vorstellen, wie aus diesen Mischlingen durch eine richtige Auswahl sich ein Mischstamm bildet, in lebendiger Wirklichkeit geschieht dergleichen nicht, sondern die Stämme erhalten sich ungemischt nebeneinander. Es entsteht aber nicht nur kein Mischstamm, die Logik verbietet auch, von einem einzelnen gemischten Stamme zu sprechen. Der Stamm

[1]) Bei Wilser, a. a. O.

ist die ethnographische Einheit. Diese Einheit wird von einer anderen Stammeseinheit nicht in dem Sinne verändert, daß jede einzelne Person die Eigenschaften der beiden Stämme in sich vereint. Wohl aber können die einzelnen Individuen zweier Stämme durcheinander gewürfelt nebeneinander existieren. In diesem Falle muß man von einem Gemisch von zwei oder drei oder noch mehr Stämmen sprechen, die Sprache darf dem Stamm so wenig seine singuläre Natur rauben, wie es die Natur selber tut. In dieser präzisen Ausdrucksweise liegt zugleich ein gutes Mittel, sich zunächst von Vorurteilen zu befreien und allmählich zu voller Klarheit in diesen Dingen zu gelangen.

Aus meinen Ausführungen ist hervorgegangen, daß sich an dem kleinsten Menschenkomplex, dem Stamm, das Gesetz von der physischen Unveränderlichkeit seßhafter Menschen mit derselben Schärfe offenbart wie an dem größeren und größten, der Nation und der Rasse. Hiermit habe ich den ersten Teil des Bastianschen Völkermischungsgesetzes erschöpft: Dringt ein Volksstamm in das Land eines ansässigen Volks ein, so bewahrt das letztere seine somatischen Eigentümlichkeiten. Befragen wir hiernach die Geschichte, so bestätigt sie uns dies. Aegypten ist von den verschiedensten Völkern erobert worden, Hyksos, Perser, Griechen, Römer, Araber haben es beherrscht, aber die Bevölkerung hat ihren Körper dadurch nicht verändert, noch heute werden viele Fellahs gefunden, die die größte Aehnlichkeit mit den antiken Darstellungen haben. Es finden sich jedoch auch andere, da die Aegypter ein gemischtes Volk waren; schon der alte Blumenbach konnte auf den Tempeldarstellungen drei Typen unterscheiden, noch nie aber hat ein Forscher an einer zusammenhängenden Gruppe von Aegyptern nachgewiesen, daß jedes ihrer Mitglieder ägyptische, persische, griechische, arabische oder wenigstens ägyptische und arabische Elemente in sich vereinte und diese vererbte. Der Hindu Indiens hat seine Natur festgehalten trotz Arisierung und Anglisierung und behält sie in alle Ewigkeit. Mexikaner und Peruaner sind trotz der Conquista geblieben wie sie waren. Die Völkerwanderung hat in Italien nur ganz geringe Spuren hinterlassen, die man nur durch mühevolles Suchen finden kann[1]), von einer Germanisierung Italiens spricht niemand. Von manchen wird behauptet, daß die blauäugigen, weißhäutigen Berber, die man am Atlas trifft, von den Vandalen abstammen, aber abgesehen davon, daß diese Behauptung unbewiesen ist wie so vieles in der Ethnographie, findet man solche Menschen in Afrika auch dort, wo die Vandalen nie hingekommen sind[2]). Am Kaukasus wohnen Armenier, dunkle Adherbeidschan-Tataren und südrussische Tataren, die mit den ersten nur den Namen gemeinsam haben, nebeneinander, ohne daß sie sich mischen, und ohne daß ihr Körper durch die russische Okkupation eine Veränderung erfahren hat.

Ich wende mich jetzt zum zweiten Teil des Bastianschen Gesetzes. Dasselbe lehrt, daß die umherschweifenden Völker, nachdem ihr Widerstand gebrochen ist, sich vor einer kolonialen Invasion zurückziehen und sich später unter den Siegern als Knechte, Arbeiter, Leibeigene

---

[1]) Virchow, Bastianfestschrift, S. 5.
[2]) Hartmann, Nigritier, S. 239.

niederlassen. Hier also kann von der Entstehung einer Mischrasse überhaupt keine Rede sein, die Eingeborenen ziehen sich ja vor den Eindringlingen zurück. Eine oder die andere Eingeborene mag wohl von einem Kolonisten geschwängert werden, aber selbstverständlich hat die Erzeugung einiger solcher Mischindividuen für die erträumte Mischrasse keine Bedeutung. Die Erfahrung hat unsere Regierung gelehrt, daß die Nachkommen aus Ehen zwischen Farbigen und Weißen sich fast immer den Eingeborenen anschließen, hier Ansehen gewinnen und die Führer in Aufständen werden. Die Regierung sucht daher Ehen zwischen Farbigen und Weißen zu verhindern und läßt es ihre Sorge sein, junge, gesunde, unbescholtene Mädchen in ihren Kolonieen anzusiedeln, damit der weiße Mann sich mit einer weißen Frau verheiraten kann und nicht genötigt ist, Stammeltern einer „Mischrasse" das Leben zu geben. Als Amerika von England besiedelt wurde, verfuhr man ebenso. Die Kolonisten beklagten sich bald über Frauenmangel; es wurden daher junge Engländerinnen zur Uebersiedelung nach der neuen Welt eingeladen, wo sie von ihren Landsleuten mit offenen Armen empfangen und geehelicht wurden[1]). Aus diesen Verbindungen, nicht aus Mischehen ist die heutige Bevölkerung der Vereinigten Staaten hervorgegangen. Ein ähnlicher Prozeß findet seit Beendigung des Burenkrieges in Südafrika statt, auch hier werden junge Britinnen angesiedelt.

Siedeln aber Menschen von einem Lande in ein neues über und vermischen sie sich nicht mit den Eingeborenen, so sind ihre Chancen für Fortpflanzung nur in Klimaten günstig, die dem heimischen ähnlich sind, sind sie dagegen sehr verschieden, so sind die Aussichten, sich zu erhalten, immer unter der Voraussetzung, daß sie sich nicht mit den Eingeborenen vermischen, schlecht. Weiße Einwanderer pflegen in tropischen und subtropischen Zonen mit der dritten Generation auszusterben[2]). Wenn aber das Klima ihre Fortpflanzung begünstigt, so bewahren sie ihre körperlichen Eigentümlichkeiten mit großer Zähigkeit, nirgends ist beobachtet worden, daß sie durch das Klima mit den Eingeborenen nivelliert worden wären, auch das größte derartige Experiment, die Besiedelung Australiens, wo weiße Menschen große Gemeinden inmitten einer schwarzen Urbevölkerung gegründet haben, ist im Sinne der Persistenz des erblichen Typus ausgeschlagen, und ebenso gibt es weder in Nord- noch in Südamerika eine neue amerikanische Rasse[3]). Aber gewisse Veränderungen haben die Einwanderer doch erfahren, indem sie in Amerika zu Kreolen und Yankees, in Australien zu Currencys geworden sind[4]). Der Mensch unterscheidet sich darin sehr wesentlich vom Tier. Das Tier wird durch das Klima in hohem Grade beeinflußt. In Frankreich und England haben manche Hühner ein sehr dichtes Gefieder, als dieselbe Rasse nach Mexiko und die heißen Gegenden Amerikas transplantiert wurde, behielt sie zunächst ihr altes Kleid, aber nach einigen Generationen lichtete es sich und wurde schließlich so dünn wie das ihrer Kükenzeit

---

[1]) Bancroft, Geschichte Amerikas, I, S. 135 f.

[2]) Virchow, Bastianfestschrift, S. 15.

[3]) Virchow, a. a. O.

[4]) Bastian, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. IV, S. 2. Hierauf hat Bastian seine Lehre von den ethnographischen Provinzen gegründet.

und schließlich verschwand auch dieses. Nach Vandimensland versetzte Schafe werden weiß, nach den Foröerinseln fleckig oder braunrot. In Syrien erhalten Katzen und Ziegen langes, weiches Haar, die Schweine in Cubagua lange Klauen, Hunde und Pferde auf Korsika Flecken. Als man an die Stelle der großen Rinder Frieslands, die in Holland durch die Viehseuche (1769—71) vertilgt waren, die kleinen Rinder Jütlands einführte, hatte sich nach vier Generationen die friesische wieder hergestellt[1]). Das Gleiche berichtet Schweinfurth vom Rind in Aegypten. Selbst wenn dasselbe durch Seuchen, oft wiederholt in einem Jahrhundert, vernichtet und durch die verschiedensten Rassen von Norden, Süden, Osten ersetzt war, nahm es immer wieder die Gestalt der früheren Rasse an und ist daher noch heute dasselbe Tier wie auf den antiken Tempelbildern[2]). Die Percheronpferde haben nach Nathusius' Ermittelungen einen arabischen Hengst zum Stammvater. Als die russische Regierung in den Steppen des südlichen Rußlands ein Percherongestüt anlegte und dadurch die Pferde auf einen Arabien ähnlichen Boden verpflanzte, verloren sie allmählich ihren schweren Bau und näherten sich wieder dem arabischen Stammtier[3]). Ganz anders verhält sich der Mensch. Ein kleiner Einfluß des Klimas auf seinen Körper macht sich allerdings geltend, niemals aber gewinnt das Klima für ihn eine solche Bedeutung, daß es ihn veränderte etwa im Sinne des Rindes in Aegypten. Wenn sich der Mensch in fremden Klimaten ohne Vermischung mit den Eingeborenen überhaupt erhält, so bewahrt er seine angestammten körperlichen Eigentümlichkeiten Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch und vererbt sie von Generation auf Generation.

Wird also ein Land mit umherschweifender Bevölkerung kolonisiert, so ist die erste Frage, ob das Klima die Fortpflanzung des neuen Volks begünstigt. Ist dies aber der Fall, so muß unbedingt mit dem fremden Manne zugleich das fremde Weib kommen, beide müssen sich durch die Ehe vereinigen und friedliche koloniale Tätigkeit entfalten, nur dann kann die Pflanzung gedeihen. Diese Erfahrung hat man immer wieder bei Kolonisationen gemacht. Nicht durch das Blut des Kriegers und nicht durch die Klugheit des Diplomaten wird ein neues Land dauernd gewonnen, sondern durch die Arbeit des Mannes und das Schalten seiner gleichartigen Gattin in seinem Heime. Die landläufige Ethnographie hat sich bisher sehr wenig um diese Dinge bekümmert, sie spricht immer von Heereszügen, Mischungen oder von Seßhaftwerden von Nomaden. Die Dreiteilung in Jäger, Hirt und Ackerbauer beruht aber ebenso auf Irrtum wie die Lehre von den Mischrassen; das hat Eduard Hahn überzeugend nachgewiesen[4]). Wir wissen heute nichts darüber, wo und unter welchen Verhältnissen die Menschen den Grund zu den jetzigen Staatsverfassungen gelegt haben, die Ethnographie kann auf diesem Gebiet erst etwas leisten, wenn sie sich von den Möglichkeiten losmacht und sich auf die Tatsachen stützt. Eine von diesen Tatsachen ist, daß, wenn auch heute nicht im öffentlichen, so doch im sozialen und

---

[1]) Bastian, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. I, S. 8 f.
[2]) Zitiert von Virchow, Verhandl. der Gesellschaft für Erdkunde, 3. Nov. 1888.
[3]) Graf Lehndorff, Handbuch für Pferdezüchter, S. 154 f.
[4]) Die Haustiere, S. 32 f. 548.

ethnographischen Leben das Weib eine dem Manne ebenbürtige, vielleicht sogar überlegene Rolle spielt. Es hat aber eine Zeit gegeben, in der auch in der Politik das Weib den Mann beherrschte, das war die Zeit des Mutterrechts. Ueber die Dauer desselben wissen wir nichts, doch dürften wir nicht fehlgehen, wenn wir sie als mindestens ebenso lang annehmen wie die des Vaterrechts. — Man sieht aus diesen Erwägungen, wie weit die Ethnographie noch zurück ist. —

Hat aber ein Volk durch die vereinte Arbeit von Mann und Weib sich ein Land erworben, so ist es untrennbar mit ihm verwachsen; noch so viel Feinde mögen es unterwerfen, immer bleibt der Boden sein Eigentum, immer werden die Sieger aufgesogen; verschwindet aber das eigentümliche Volk, so verschwindet die Bevölkerung überhaupt, und fortan hausen Schakale und Wölfe an seiner Stelle. Mit Recht sagt Winckler, daß in Babylon stets der ferox victor wieder verschwunden ist, er ist stets zum Babylonier geworden[1]). Als aber der Babylonier selber verschwunden war, da siedelte sich im Euphrat-Tigris-Gebiet kein neues Volk an, Menschenleere herrscht im Lande Sargons und Sanheribs, menschliche und tierische Räuber streifen dort umher. Trotzdem aber ist es unter Zugrundelegung des hier entwickelten Bastianschen Gesetzes möglich, sowohl ein verödetes Land wieder zu bevölkern, als auch ein ansässiges Volk durch ein anderes zu ersetzen, oder wenigstens ein gemischtes Volk zu erzeugen, in dem die einzelnen Teile sich ungefähr das Gleichgewicht halten, man muß nur festhalten, daß es nicht genügt, männliche Kolonisten, sondern zugleich männliche und weibliche anzusiedeln. In unseren überseeischen Kolonien tut das die Regierung, begünstigt sie aber auch in Polen die reindeutsche Ehe?

Bastian hat sein Gesetz in erster Linie für die Völkerverhältnisse Amerikas aufgestellt. Der erste Teil desselben läßt sich verallgemeinern, der zweite erfordert eine Anmerkung. In verschiedenen Gegenden der Erde ist das Eingeborenen-Element nicht so vollkommen untergegangen, wie in der Union, sondern hat sich neben den Kolonisten erhalten. In unseren afrikanischen Kolonien beispielsweise haben sich die Eingeborenen behauptet, und neben den Buren sind die Kaffern geblieben. Aber eben neben ihnen nirgends auf der Erde hat sich beim Fortbestehen der Eingeborenen aus ihnen und den Kolonisten eine Mischrasse gebildet. In neuester Zeit hat Leutnant Gentz die Aufmerksamkeit auf die Bastarde Afrikas gelenkt[2]). Man unterscheidet bei ihnen zwei Gruppen. Die einen stammen von weißen Männern und farbigen Weibern aller Rassen. Es handelt sich zumeist um Kinder von 8—9 Jahren, die unter sich keinen Zusammenhang haben, sondern mit der Eingeborenenbevölkerung aufwachsen. Sie werden also wahrscheinlich auch in ihr aufgehen, es liegt wenigstens kein Grund vor, warum sie von der allgemeinen Regel eine Ausnahme machen sollten[3]). Das ist heute allerdings noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden, aber alle Vorbedingungen sind dazu gegeben. Anders liegt die Sache bei der Bastardnation. Sie stammt aus Verbindungen von Buren mit Hotten-

---

[1]) Die babylonische Kultur, ein Vortrag, S. 12.
[2]) Globus, Bd. 84, No. 2 und 21.
[3]) v. Fircks a. a. O.

tottenweibern. Sie vermischen sich nicht mit den Eingeborenen, sondern heiraten unter sich. Ihre Gesamtzahl wird auf 2000 geschätzt. Ob sich dieses winzige Häuflein im Strome der Geschichte erhalten wird, muß abgewartet werden, sehr wahrscheinlich ist es nicht. Man vergesse nicht, daß es im Leben der Völker nicht genügt, daß eine neue „Nation" entsteht, vielmehr muß sie sich bemühen, die Kultur des höher entwickelten Nachbarvolkes zu erreichen, nur dann ist sie imstande, sich zu behaupten. Der Kulturgrad der Bastardnation ist aber ein sehr tiefer. Eine Erscheinung wie die Bastardnation — schon der Name ist seltsam — ist nichts anderes, wie eine Laune der Kultur. Möglicherweise läßt sich aus ihr die Lehre gewinnen, daß eine menschliche Mischrasse bei richtiger Auswahl entstehen kann, so wie die Riesen Friedrich Wilhelms I. vielleicht beweisen, daß die Menschen auf einen bestimmten Zweck gezüchtet werden können. Heute sind unsere Kenntnisse über sie noch zu dürftig, wir wissen nicht, welchen Anteil die Hottentotten und die Buren an den einzelnen Individuen haben. Den Rassebegriff wendet man auf sie am besten gar nicht an und betrachtet sie als rasselos. Dasselbe ist der Fall bei den buntscheckigen Menschenmassen, die man in den süd- und mittelamerikanischen Staaten antrifft, unter 25 Millionen Personen leben dort an 12 Millionen Mestizen, Mulatten, Zambos, Chinos usw.[1]). Hier endet der Rassebegriff, wie er endet, wenn man eine aus Terriern, Teckeln, Spitzen, Pinschern gemischte Hundemenge vor sich hat. Im letzteren Falle sind die Tiere rasselos geworden, im ersteren die Menschen. Keinesfalls ist die sogenannte Bastardnation imstande, die allgemein gemachte Erfahrung zu erschüttern, daß zwei heterogene Rassen sich in toto ebensowenig mischen wie Aether und Wasser, denn die Buren haben sich erhalten und die Hottentotten haben sich erhalten, und zwischen ihnen steht als ein lusus culturae die 2000 Köpfe starke Bastardnation.

Das Ergebnis meiner Untersuchung ist also, daß die menschliche Mischrasse ein Phantasiegebilde ist. Es ist dadurch entstanden, daß man voreilig annahm, einzelne Mischindividuen würden zu Stammeltern einer Mischrasse. Das ist nicht der Fall, vielmehr gehen sie mit ganz geringen Ausnahmen (Bastardnation) wieder auf die ursprünglichen Typen zurück.

Weiter hat sich ergeben, daß es, wenn ein Volk in einem neuen Lande festen Fuß fassen soll, unbedingt notwendig ist, daß der Mann mit einer Landsmännin zusammen lebt. Was aber heute Naturgesetz ist, das ist es bei der Unveränderlichkeit des Menschen zu allen Zeiten gewesen. Wir können daher getrost sagen, daß überall da, wo wir einen einheitlichen, seßhaften Volksstamm treffen, mit dem Manne auch die stammverwandte Frau gekommen ist. Man spricht von Völkerwanderungen; aber Völkerwanderungen werden nicht mit dem Stabe, sondern mit dem Schwerte in der Hand ausgeführt. Wie wenig aber Heereszüge geeignet sind, ein Land zu besiedeln, das habe ich im vorstehenden gezeigt. Die Völkerwanderungen, von denen wir genauere Kunde haben, haben nur ganz geringe Spuren hinterlassen, keine hat ein Land mit einem neuen Volk besiedelt. Im Troß der Heere befinden

[1]) Ratzel, Völkerkunde, I, S. 469.

sich stets Weiber und in früheren Zeiten weit mehr als heute. Aber diese Troßweiber bestehen aus höchst verworfenen Dirnen, gerade aber auf die sittliche Reinheit der Kolonistinnen muß großer Wert gelegt werden, gefallene Frauenzimmer können nicht die Stammütter eines neuen Volkes werden. — Mir will es scheinen, als ob auch in den fernsten Zeiten die Länder mit derselben Planmäßigkeit besiedelt worden sind, wie beispielsweise die Union von England. Dieser Gedanke ist keineswegs phantastisch, denn wir wissen durch die Forschung der Assyriologen, daß bereits vor 6000 Jahren die Staaten genau so eingerichtet waren wie heute. Sie hatten ihre Kirche, ihre Armee, Geld, Maße und Gewichte, es wurde Recht gesprochen, die Kinder gingen in die Schule, das Land wurde vermessen, die Güter wurden mit Hypotheken belastet. Warum sollten sie gerade beim Besiedeln neuer Länder anders verfahren sein als wir? Will man den Weg kennen lernen, den sie benutzten, und ihn nach so vielen Jahrhunderten wieder zurücklegen, so muß man vor allem die Allgemeinbegriffe aufgeben und in der mühevollen Weise forschen, wie es Bastian getan und wie er es den Ethnographen vorgeschrieben hat. Er sagt: „Die Rekonstruktion ethnologischer Verhältnisse im Altertum aus abgerissenen Fetzen, die hier und da erhalten sind, gleicht gewissermaßen einem Geduldspiel, aus dem eine auseinandergebrochene Landkarte wieder zusammengesetzt werden soll. Man muß ohne Ermüdung immer aufs neue versuchen, die vorhandenen Stücke in die eine oder andere Form zusammenzuschieben, bis sie sich schließlich alle in ihrer natürlichen Lage zeigen. Verliert man die Ausdauer und sucht man sie gewaltsam hineinzuzwingen, durch Abfeilen oder Verändern der gegebenen Konturen, so hat man nicht nur ein künstliches Konglomerat vor sich, ohne irgendwelche Bedeutung, sondern man hat sich auch selbst jede Möglichkeit abgeschnitten, je wieder ein getreues Bild aufstellen zu können[1].“

Endlich habe ich mich bemüht, die ethnographischen Begriffe zu präzisieren. Der Grund, weswegen in der Ethnographie so wenig Einigkeit herrscht, kommt zu einem Teil von den mit großer Hartnäckigkeit verteidigten Vorurteilen und Irrtümern, zum andern aus der Verwirrung der Begriffe. Diese wieder zu entwirren, ist aber die Vorbedingung für eine Verständigung.

Zum Schluß fasse ich das Gesamtresultat meiner Untersuchung in folgenden Thesen zusammen:

1. Die Sprache ist als Mittel, die Menschen ethnographisch, d. h. naturwissenschaftlich einzuteilen, nicht zu verwenden.
2. Politische Gliederung hat mit ethnographischer nichts zu tun. Völker können eine politische Einheit bilden ohne ethnographische. Durch Eroberungen wird eine politische, niemals aber eine ethnographische Verschiebung veranlaßt; es gibt eine Germanisierung, Romanisierung usw. wohl in politischer, nicht aber in ethnographischer Beziehung.
3. Rasse, Nation, Stamm sind nicht identische Begriffe. Die Rasse ist das Allgemeinste, die Nation das Speziellere, der

[1]) Beiträge zur Ethnologie (Supplem. I. der Zeitschrift für Ethnologie), S. 159, Anmerkung 2.

Stamm das Speziellste. Sie verhalten sich wie Provinz, Regierungsbezirk und Kreis zueinander.

4. Wird ein seßhaftes Volk von einem heterogenen Volk oder einer heterogenen Rasse besiegt und vereinigen sie sich miteinander, so entstehen wohl einige Mischindividuen, sie geben aber keiner Mischrasse das Leben, vielmehr erhält das besiegte Volk seine körperlichen Eigentümlichkeiten unverändert. Verschmelzen sie völlig miteinander, so wird der Sieger von dem besiegten Volk aufgesogen. Ein Mischvolk entsteht niemals.
5. Wird das Land eines umherschweifenden Volkes kolonisiert, so verschwindet, wenn die Kolonisten in genügend großer Anzahl kommen, das eingeborene Volk, kommen die Kolonisten in ungenügender Zahl, so erhält es sich ungemischt neben ihnen. Auch hier entstehen einige Mischindividuen, sie erzeugen aber keine Mischrasse.
6. Leben in einem Lande Mischlinge aller möglichen Rassen in größerer Anzahl zusammen, so kann der Rassebegriff auf sie nicht mehr angewendet werden, sie sind rasselos geworden.
7. Soll in einem fremden Lande ein neues Volk erblühen, so muß mit dem fremden Manne die stammverwandte Frau kommen, aus Ehen zwischen Eingeborenen und Zuwanderern entstehen keine brauchbaren Menschen. Da die Natur des Menschen unveränderlich ist, so müssen alle Länder, in denen wir eine seßhafte, gleichmäßige Bevölkerung treffen, einst von Mann und Weib desselben Stammes besiedelt worden sein.
8. Kolonisation ist nur in solchen Ländern möglich, deren Klima von dem des Mutterlandes nicht allzu verschieden ist; ist es sehr verschieden, so sterben die Kolonisten, wenn sie sich nicht mit den Eingeborenen vermischen, in der Regel mit der dritten Generation aus; wenn sie sich dagegen mit den Eingeborenen vermischen, so wendet sich der Nachwuchs immer den Eingeborenen zu, und so wird nach einiger Zeit die fremde Bevölkerung aufgesogen.
9. Erhalten sich dagegen die Kolonisten ungemischt im fremden Lande, so halten sie ihre körperlichen Besonderheiten mit großer Zähigkeit fest, sie erleiden nur ganz geringe Veränderungen. Der Mensch steht darin im Gegensatz zum Tier, das vom Klima sehr stark beeinflußt wird.

Der physische Typus Martin Luthers.

Dr. Ludwig Woltmann.

Man hört nicht selten die Meinung, daß Martin Luther einen „slawischen Typus“ gehabt habe, den man gewöhnlich schwarzhaarigen Menschen mit breitem Gesicht und kleiner Gestalt zuzuschreiben pflegt. Andererseits hält ihn H. St. Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ sozusagen für einen Vollblutgermanen. Es ist

interessant, die Hypothese dieses Autors mit seinen eigenen Worten anzuführen. „Jedoch, betrachten wir die größten germanischen Männer, so werden wir nicht eine, sondern zahlreiche physiognomische Gestaltungen finden; zwar wiegt die kühne mächtig geschwungene Nase (wie bei Dante) vor, doch findet man fast alle denkbaren Kombinationen bis zu jenem gewaltigen Kopfe, der in jedem Zug das Gegenstück zu Dante abgibt: bis zu dem Kopfe Martin Luthers." — Und ferner: „Von einem derartigen Antlitz zu sagen, wie Henke, es repräsentiere den nordisch-slawischen Typus, ist durchaus irrig. Eine so gewaltige Erscheinung ragt über derartige Spezifikation weit hinaus, sie zeigt uns die äußere Einkleidung einer der erstaunlich reichsten Entwicklungsmöglichkeiten des germanischen Geistes in ihrer höchsten Fülle. Wie Dantes so gehört auch Luthers Antlitz dem gesamten Germanentum an. Man findet diesen Typus in England, wohin nie ein Slawe drang, man begegnet ihm unter den tatkräftigsten Politikern Frankreichs."

Demnach hält Chamberlain Luthers Kopfbildung für eine Eigenvariation der germanischen Rasse, während Henke ihn für ein Mischlingsprodukt zwischen der nordischen und der slawischen Rasse, die wir heute unter dem Namen des „Homo brachycephalus var. europ." oder des „alpinen Typus" zusammenfassen, während die echten Slawen ursprünglich den Typus der nordischen Rasse gehabt haben. Uebrigens hat es auch brachycephale Menschen in England gegeben, die zwar als Rasse ausgestorben, aber nach Beddoe noch in manchen Mischlingen der gegenwärtigen Bevölkerung Englands zu erkennen sind. Ferner ist Frankreich zu einem großen Teil von dieser Rasse und ihren Mischlingen besetzt.

Im folgenden werden wir zeigen, daß Chamberlain im wesentlichen recht hat, daß aber die Meinung Henkes doch nicht ganz abzuweisen ist, da Luthers Typus eine, wenn auch nur geringe Beimischung der alpinen Rasse erkennen läßt.

Um den Ursprung eines physischen Typus zu verstehen, ist die Erforschung der genealogischen Verhältnisse unerläßlich. Glücklicherweise besitzen wir die Bildnisse von Luthers Eltern, die von L. Cranach gemalt und in der Lutherstube auf der Wartburg zu sehen sind. Der Vater, Hans Luther, hat leicht gelocktes weißes Haar, blaue Augen und etwas vorspringende Jochbeine. Er hat eine eigenartige schwer zu beschreibende Physiognomie, etwa die eines selbstzufriedenen und eigenwilligen Biedermannes. Die Mutter hat das Haar durch ein Kopftuch verdeckt. Ihre Stirn ist etwas fliehend und schmal, während der Vater mehr eine gerade und breite Stirn zeigt. Schädel und Gesicht sind deutlich und auffallend lang und schmal. Das stark vorspringende und energische Kinn gibt der Unterpartie des Gesichtes einen Zug ins Männliche. Sonst zeigen die Gesichtszüge einen „milden Ernst". Die Augen sind hellbraun, aber mit jener Nuance ins Graue, wie ich sie bei Luther näher beschreiben werde.

Was Luther selbst anbetrifft, so sind die biographischen Nachrichten über sein körperliches Aussehen, so viel ich weiß, recht spärlich. Der Schweizer Keßler schreibt im Jahre 1522, daß Luthers Eltern kleine Personen seien, daß ihr Sohn Martin sie aber an Länge und Leibesfülle übertreffe, und Spalatin berichtet mit Erstaunen, wie sehr Luther seiner Mutter in der Haltung des Leibes und in den Gesichtszügen gleiche.

Wir haben uns demnach Luther als einen Menschen vorzustellen, der nicht klein, aber auch nicht besonders groß, wohl mittelgroß (d. h. etwa 170 cm) gewesen ist. Seine Haare waren lockig und blond, und zwar schwanken die Porträts zwischen mittel- und dunkelblonder Farbe. Ich habe bisher zum mindesten zehn farbige Bildnisse von Luther studiert, die zum großen Teil in ausländischen Galerien, in Frankreich und Italien, zerstreut sind. Aber auch in Deutschland sind einige zu sehen, wie auf der Wartburg, in Weimar, Gotha und Hannover. Das Bildnis, das man im Museo Poldi-Pezzoli in Mailand neben dem seiner Frau sieht, zeigt lockige auffallend hellblonde Haare, wie man sie sonst nur auf dem Bilde in der Hauptkirche in Weimar sieht, wo er als Mönch dargestellt ist. Neben dem letzteren befindet sich freilich noch ein anderes, das ihn als Junker Jörg wiedergibt, und auf dem Haar und Bart dunkelbraun gehalten sind, während die Locken und Strähnen mit gelber Farbe angedeutet werden. Woher diese beiden Porträts stammen, ob sie echte nach der Natur gemalte Bildnisse darstellen, lasse ich dahingestellt. Aber soviel wage ich zu bemerken, daß das Junker Jörg-Bildnis sicher kein Original ist, sondern mehr den Eindruck macht, als sei es von dem Künstler nach einer Zeichnung mit improvisierter Farbengebung hergestellt. Auf jeden Fall stehen die beiden genannten Bildnisse in schroffstem Gegensatz zueinander; auch zeigt nicht ein einziges Porträt Luthers aus der späteren Zeit diese dunkeln Haare, sondern die meisten lassen deutlich mittel- oder dunkelblondes Haar erkennen.

Luthers Hautfarbe zeigte rosiges Inkarnat. Seine Augen waren nicht braun, wie ein Biograph berichtet, sondern vielmehr braungrau, auf einigen Bildnissen mit einer Neigung ins Bläuliche. Offenbar waren es jene Mischaugen, deren Färbung je nach dem Erregungs- und Blutfüllungszustand der Iris bald mehr ins Bräunliche, bald mehr ins Graue und Bläuliche spielt.

Luthers Stirn war schmal und fliehend mit mächtigen Augenwülsten, wie namentlich eine Profilradierung von L. Cranach zeigt, die auch das vordringende Kinn erkennen läßt. Nach dieser Zeichnung war der Kopf mindestens in seinem absoluten Maße deutlich langschädelig. Wenn die Nase auch bei weitem keinen Vergleich mit der langen kühn geschwungenen Dantes zuläßt, so war ihr Rücken doch gerade oder leicht gebogen, wie auf dem Bilde in Mailand. Von einem breiten „slawischen“ Gesicht Luthers kann gar nicht die Rede sein. Er hatte das lange schmale Gesicht seiner Mutter geerbt, wobei man freilich nicht an den fettwangigen „feisten Doktor“ aus späterer Zeit denken darf, sondern jene Bildnisse berücksichtigen muß, die ihn in jüngeren Jahren mit mageren und asketischen Zügen darstellen.

Ziehen wir den Schluß aus unseren Untersuchungen, so müssen wir Chamberlain recht geben, wenn er Luther im wesentlichen für die germanische Rasse in Anspruch nimmt, aber dem Anthropologen Henke doch insofern beistimmen, als wir eine geringe Beimischung der brünetten Rasse feststellen müssen, welche sich namentlich in der Mischfarbe der Augen ankündigt.

Ich gedenke im Laufe des nächsten Jahrganges ähnliche anthropologische Skizzen, wie über Kant und Luther, so auch über Dürer, Goethe,

Beethoven, Schiller, Lessing usw. zu bringen, und nach Vollendung meiner Arbeit über die germanische Wiedergeburt Italiens, einen anthropologischen Atlas der deutschen Genies herauszugeben, zu dem ich schon seit Jahren biographisches und ikonographisches Material sammele.

Gehirnform und Geistesentwicklung.

Dr. Richard Weinberg.

Εἰσι δε, οἱ ἐν ταις ψυχαις χυουσιν.
Plato.

Hängen seelische Anlagen, Triebe und Fähigkeiten von der Tätigkeit zentraler Nervenapparate in demselben Sinne ab, wie Gedanken, Gefühle, Willensäußerungen, und vollzieht sich die Hervorbildung organischer Einrichtungen im Verhältnis zu Grad und Art ihrer Leistungen, dann liegt es nahe anzunehmen, daß ungewöhnliche psychische Ausstattungen, die in auffallender Weise über den Durchschnitt hinausragen, auch in der morphologischen Ausgestaltung und Gliederung des Gehirns sich auszuprägen vermöchten.

Die Beziehungen der Charakter- und Gemütsanlagen zu der Gehirnform sind mit gewöhnlichen Mitteln schwer zu verfolgen und darzustellen. Es ist noch kein brauchbarer Maßstab gefunden, der einer vergleichenden Betrachtung hier zur Unterlage dienen könnte.

Soweit aber graduelle Unterschiede der Leistungen und Befähigungen in Frage kommen, erscheint eine Lösung des Problems von vorneherein nicht so aussichtslos, als viele noch jetzt glauben.

Die Meinung, daß wir in der Hirngestaltung des Menschen, seiner Individuen und Rassen nichts wesentlich anderes finden können, als bedeutungslose Variationen eines öden Lehrbuchschematismus, ist ganz jenen anderen zu überlassen, deren fast schon traditionell zu nennende Scheu des Gall-Adeptentums kein unbefangener Forscher teilen wird.

Eine gewisse Umgrenzung der Aufgabe erscheint freilich insofern begründet, als gegenwärtig die sogenannten angeborenen geistigen Leistungskräfte, die ja dem eigentlichen Inbegriff dessen, was wir „Anlage" oder „Begabung" nennen, dem Sinne nach am nächsten kommen, noch in erster Linie Gegenstand der Untersuchung sind. Ihnen entsprechen anatomisch Formverhältnisse des Gehirns und Besonderheiten des Windungsplanes, von denen es wahrscheinlich ist, daß sie in der individuellen Organisation auf Grundlage erblicher Uebertragung auftreten können[1]).

Wie erworbene seelische Eigenschaften sich verhalten, ist eine Frage, die besondere Behandlung beansprucht.

---

[1]) G. Mingazzini, Feti trigemini umani, 1887. — G. Retzius, Das Menschenhirn, Stockholm, 1897, Taf. XXVII und XXVIII. — W. Waldeyer, Ueber Gehirne von Drillingen, 1902. — E. A. Spitzka, Hereditary resemblances in the brains of three brothers, 1904. A preliminary communication of a study of the brains of two distinguished physicians, Father and Son. 4 Figg. Proceed. Associat. Americ. Anatom. XIV Session, Baltimore, 1900. — Barker, Publ. Univ. Chicago, 1903.

Gegen die Annahme eines Einflusses von Erziehung und Uebung auf die Gehirnform liegen im Grunde keine direkten Beweise vor. Das Rindenrelief bewahrt seine Plastizität, wie wir jetzt wissen, weitaus länger, als man bisher glaubte, seine Ausgestaltung im einzelnen erscheint noch auf vorgerückten Stufen individueller Entwicklung deutlich im Fluß, und nur in Beziehung auf das Schicksal solcher Erwerbe und hinsichtlich der Möglichkeit ihrer Weitervererbung und Befestigung stellen sich dem Urteil ernstliche Schwierigkeiten entgegen.

Handelt es sich jedoch um das Geschenk der Natur, dann ist die Frage, ob in dem Gehirnaufbau genialer und intellektuell hervorragender Menschen besondere Charaktere zum Ausdruck kommen, von wesentlicher und praktisch in gewissem Sinne von entscheidender Bedeutung für das Problem des Zusammenhanges zwischen Körperform und seelischen Anlagen.

Notwendig a priori ist es keineswegs, daß seelische Qualitäten ausgesprochene organische Formausprägungen bedingen. Auf Besonderheiten des Chemismus, der Vegetationskraft der Nervenzellen ist schon oft hingedeutet worden; auch solche der interneuronalen Beziehungen kommen in Frage. Aber ebensowenig wird man die Möglichkeit, daß dem Wechsel von Begabungen und Fähigkeiten greifbare Formunterschiede des Gehirns entsprechen, ohne weiteres abweisen können. Läßt sich bei näherem Nachdenken manches sagen, was in dem einen oder andern Sinne zu sprechen scheint — man wird sich z. B. erinnern, wie oft unsere Meinung von der intellektuellen Höhe einer Person durch den Eindruck ihres körperlichen Gebahrens beeinflußt wird —, eine exakte, wissenschaftlich befriedigende Entscheidung ist auf diesem Wege und durch bloße Reflexion nicht herbeizuführen[1]).

Was lehrt nun eine Prüfung des tatsächlichen Sachverhaltes am Gehirn?

I.

Das rhetorische Talent, an das die ältesten hierher gehörigen Feststellungen anknüpfen, hat recht bemerkenswerte Beziehungen zu der äußeren Kopf- und Gehirnform.

Ein berühmtes Beispiel ist der Münchener Jurist Wülfert, der seinerzeit als Staatsanwalt und Kammerredner eine nicht alltägliche Gewandtheit im Gebrauch des Wortes offenbarte, aber auch sonst durch viele hervorragende Verstandes- und Charaktereigenschaften ausgezeichnet war[2]).

Schon die äußerliche Betrachtung seines Kopfes deutete auf eine unverhältnismäßig starke Wölbung der linken vordern Schläfengegend. Es handelte sich aber nicht um bloße Asymmetrie der Knochen oder Muskeln, sondern um ungewöhnlich starke Entwicklung des linken Schläfen- und Stirnlappens an dem auch wegen seines Gewichts auffallenden Gehirn. Besonders bevorzugt, kompliziert und reich gegliedert

[1]) Es ist zu bemerken, daß in Beziehung auf die psychologische Seite des Problems fremde Anschauungen hier, wo anatomische Fragen im Vordergrunde stehen, nicht so voll zu ihrem Recht kommen können. Einige hierher gehörige Arbeiten, u. a. die von Lombroso und Möbius, von denen ich aus literarischen Ankündigungen weiß, daß sie viel Wichtiges enthalten, die aber an den morphologischen Grundlagen vorbeigehen, durften unbeachtet bleiben.

[2]) N. Rüdinger, Ein Beitrag zur Anatomie des Sprachzentrums. Stuttgart, 1882. 5 Doppeltafeln.

erwies sich auf der Gehirnoberfläche dieses Mannes die linke untere Stirnwindung, also jene Stelle der Rinde, die mit noch anderen angrenzenden Rindengebieten von den Physiologen zur Funktion der artikulierten Sprache in nächste Beziehung gebracht wird.

Ganz ähnlich verhielt sich das Gehirn des als Rhetoriker und Dialektiker seinerzeit vielgenannten Philosophen Johannes Huber, der auf dem geschichtlich-philosophischen Gebiet durch eine nicht unbedeutende schriftstellerische Produktivität sich hervortat. Auch bei ihm zeigte die linke Schläfe eine Art Wulst, ohne daß indessen eine eigentliche Asymmetrie des Kopfes in diesem Fall zu bemerken gewesen wäre.

Berechtigtes Aufsehen erregte in den achtziger Jahren der Befund am Gehirn von Léon Gambetta, das seinen Untersuchern ebenfalls durch eine reiche Entfaltung der sogenannten Sprachwindung auffiel. Die Behauptung, daß Gambetta eine doppelte Sprachwindung hatte[1]), wie anfänglich angenommen wurde, gibt, soviel ich das an den vorhandenen Abbildungen des Gambettahirns beurteilen kann, zu mancherlei Bedenken Anlaß. Wahr ist, daß die betreffende Gehirnregion in diesem besondern Fall eine über das Gewöhnliche hinausgehende Ausbildung darbot.

II.

Wie sehr schöpferisch-künstlerische Begabungen die Gehirnform beeinflussen können, dafür gewährt die körperliche Erscheinung Bachs ein in seiner Art noch vereinzeltes, aber in mehrfacher Hinsicht erstaunliches Zeugnis[2]).

Sein nicht allzu voluminöses, längliches Gehirn, dessen Relief sich der umgebenden Knochenhülle tief eingegraben hat, ist an seiner Oberfläche dicht mit schmalen, stark geschlängelten Windungen bedeckt. Es trägt unbedingt den Charakter einer reichen architektonischen Gliederung, die schon an dem Gipsausguß des Schädels auffällt.

Das eigentlich Unterscheidende und Bezeichnende dieses merkwürdigen Gehirns liegt jedoch in dem Verhältnis seiner Teile zueinander.

Das Stirnhirn tritt in relativer Entwicklung nicht unerheblich gegenüber der hintern Gehirnhälfte zurück. Dies verrät sich nicht nur direkt in dem eigentümlich langgestreckten Ansteigen des Scheitels, sondern konnte auch durch spezielle Messungen dargetan und ausgedrückt werden.

Im Gegensatz zu der Stirn erscheinen bei Bach der Schläfenlappen und der gesamte Scheitellappen auffallend stark entwickelt.

Die obere Schläfengegend hat dort, wo sie nach den Entdeckungen von Paul Flechsig die Endstätten des Gehörnerven umschließt[3]), eine besonders mächtige Ausbildung erfahren, ist stellenweise zu wulstigen Erhebungen angeschwollen. In der Gegend des Hinterhauptes zeigen beide Hirnhemisphären je eine halbkugelige Vortreibung, die in auffallender Weise die Gestaltung des Ganzen beeinflußt.

---

[1]) Chudzinski et Mathias Duval, Description morphologique du cerveau de Gambetta. 9 Figg. Paris, 1886.

[2]) Wilhelm His, Anatomische Forschungen über Johann Sebastian Bachs Gebeine und Antlitz, nebst Bemerkungen über dessen Bilder. 15 Figg. und 1 Tafel. Leipzig, 1895. — Vergl. zu diesem Gegenstand: H. Matiegka, Ueber das Hirngewicht des Menschen, 1902, S. 38 und 39.

[3]) Paul Flechsig, Gehirn und Seele. 2. Aufl. Leipzig, 1896, Tafel IV, Fig. 7.

Diese Eigentümlichkeiten, die das Gehirn des gewaltigen Tonbeherrschers auszeichneten, gewinnen im Zusammenhang mit den Besonderheiten, die am Gehörlabyrinth des Bachschädels nachgewiesen werden konnten (starkes Vorspringen des obern Bogenganges, sowie ungewöhnliche Entwicklung der ersten Schneckenwindung, und zugleich außerordentliche Weite des runden Fensters der Paukenhöhle), nicht nur ihre besondere Beleuchtung, sondern auch eine selbst für den physiologisch Ungeschulten nicht leicht zu verkennende Bedeutung. Entstehen die Sinneszentren der Gehirnrinde in Abhängigkeit von der Ausbildung entsprechender peripherer Sinnesapparate — beim Gehör verhält es sich sicher nicht anders —, dann mußte eine ungewöhnlich reiche anatomische Ausstattung des Schneckenganglions in einer besonders ausgiebigen Entfaltung der übergeordneten Einrichtungen so, wie dies am Bachhirn tatsächlich der Fall ist, zum Ausdruck kommen.

Beethoven verkörperte einen Typus des Gehirnbaus, der jenem Bachs in wesentlichen Beziehungen nahesteht. Der Schädel Beethovens deutete, nach dem übereinstimmenden Urteil von His und Flechsig, auf eine „ungeheure Entwicklung in der Gegend der hinteren großen Assoziationszentra", während im Gebiete der vorderen (der Stirn entsprechenden) Assoziationsfelder, ganz wie bei dem Meister der Fuge, verhältnismäßig kleine Dimensionen zutage treten[1]).

Beethovens Hirn war auffallend reich gewunden, seine Furchen erschienen „nochmals so tief als gewöhnlich"[2]).

Daß der bevorzugte Gebrauch der linken Hand beim Violin- und Cellospiel, der eine besonders feine und schnelle Innervation der entsprechenden Muskelgruppen voraussetzt, von stärkerer Ausbildung der rechten untern Stirnwindung begleitet zu sein scheint im Gegensatz zur linken, die in einem hierher gehörigen Beispiel durch ihre Einfachheit auffiel[3]), ist eine Beobachtung, die mit unserem Gegenstand nur indirekt zu tun hat. Die erlernbaren Fingerbewegungen der Streicher und Klavierspieler sind natürlich etwas ganz anderes als die eigentliche „musikalische Seele" und die künstlerische Darstellungs- und Schöpfungskraft, die als von vorneherein in der organischen Anlage des Genies gegeben erscheint.

III.

Reiche Kunde über ihren Gehirnbau haben Vertreter der sogenannten Geisteswissenschaften: Sprachforscher, Historiker, Philosophen einer forschenden Nachwelt hinterlassen.

Haben nur wenige von denen, auf die das hier in Frage kommende Beobachtungsmaterial sich bezieht, bahnbrechend oder schöpferisch im eigentlichen Sinn gewirkt, so waren die meisten — ich nenne nur den philosophischen Kritiker und Literarhistoriker Eugène Véron, den

---

[1]) Paul Flechsig, Gehirn und Seele. 2. Aufl. Leipzig, 1896. Beethoven zeigt auch eine gute Ausbildung der Körperfühlsphäre. P. Flechsig hebt im Zusammenhang damit den wesentlichen Anteil hervor, den sinnliche Gefühle auch an den erhabensten künstlerischen Schöpfungen nehmen: „nur die Durchtränkung der Anschauungen mit Gefühlen schafft wirkliche Kunstwerke".

[2]) Nach J. von Seyfrieds Studie über Ludw. van Beethoven, auf Grund des Obduktionsberichts. Vergl. R. Wagner, Vorstudien, Göttingen, 1861, S. 146, wo diese Angabe als autoritativ ihre Anerkennung findet.

[3]) N. Rüdinger, a. a. O. S. 41 und Tafel V, Figg. 5 und 6.

Geschichtsforscher George Grote, den Philosophen Chauncey Wright — auf den von ihnen gepflegten Spezialgebieten weitaus keine Mittelmäßigkeiten.

An ihren Gehirnen sind mehrere, zum Teil nicht unwesentliche Besonderheiten und Abweichungen vom gewöhnlichen Verhalten bemerkt worden[1]). Sie verrieten durchweg eine reiche, in manchen Hinsichten außerordentlich verwickelte Ausgestaltung der Hirnwindungen, wie sie an ähnlichem Elitematerial zur Regel gehört. Es ist aber nicht leicht zu sagen, worin ihre unterscheidenden Eigentümlichkeiten sich aussprachen, und es entzieht sich noch einer sicheren Beurteilung, inwiefern überhaupt besondere anatomische Charaktere als Ausdruck einer allgemein gesteigerten intellektuellen Begabung an ihnen hervortraten.

Wright zeigte — das darf indessen bemerkt werden — auf beiden Hemisphären seines Gehirns Ueberbrückung der Rolandoschen Furche, eine Varietät, die beim Menschen sonst zu den größten Ausnahmen zählend, an noch zwei anderen Elitegehirnen beobachtet ist[2]). Eine in jeder Hinsicht zutreffende Erklärung des Wesens der merkwürdigen Erscheinung, die ja aller Wahrscheinlichkeit nach nur indirekt zu den spezifisch intellektuellen Leistungen in Beziehung steht, fehlt bisher.

Unter den eigentlichen Bahnbrechern verraten die großen Philosophen schon in ihrer Kopfform Verhältnisse, die auf bevorzugte Ausbildung einzelner, mit den höheren Geistestätigkeiten nahe zusammenhängender Hirngebiete hindeuten.

Leibnitzs Schädel ist in der mittleren Scheitelgegend enorm entwickelt[3]), auf der rechten Seite in Form eines fast handtellergroßen Wulstes vorgetrieben. Die linke Stirnhälfte trug entsprechend dem untern Ende der dritten Stirnwindung eine ansehnliche höckerartige Vorwölbung.

Bei Kant ist ebenfalls der Scheitel in auffallendem Grade bevorzugt, hat aber seine größte Ausladung nach oben hin gerichtet in Gestalt eines mächtigen Kugelabschnittes, der dem Profilumriß aufsitzt. Wer den Kantschädel einmal im Profil gesehen hat, wird ihn unter tausend anderen herausfinden. Auch hier hat die linke Schläfe, infolge stärkerer Ausbildung des Stirnlappens auf dieser Seite, in ihrem vordersten Teil eine Vorwölbung erfahren[4]).

---

[1]) Burt G. Wilder, The cerebral fissures of two Philosophers, Chauncey Wright und James Edward Oliver. Journ. Comparat. Neurology, 1895. Vergl. Reference Handbook of the Medical Sciences. Suppl. Fig. 63, und Journ. of Nerv. and Ment. Disease, 1900. — L. Manouvrier, Étude sur le cerveau d'Eugène Véron et sur une formation fronto-limbique. 20 Figg. Paris, 1892. — John Marshall, On the Brain of the late George Grote. 3 Tafeln. London, 1893. — H. Matiegka, Das Hirngewicht des Menschen, 1902, S. 37 ff. Vergl. ferner M. Duval, Rapport sur le cerveau de Louis Asseline. Paris, 1883. M. Duval, Description morphologique du cerveau de Coudereau. 6 Figg. Paris, 1883. M. Duval, Chudzinski et Hervé, Description morphologique du cerveau d'Assézat. 2 Figg. Paris, 1883.

[2]) Burt G. Wilder, Reference Handbook, Bd. VIII, Figg. 4779 und 4781. — Dwight, Remark of the Brain. Proceed. Americ. Acad. Arts and Sci., XIII, p. 211. — E. A. Spitzka, A rare fissural atypy in the Brain of W. A., a Newyork Assemblyman. The Medical Critik, October 1902. — R. Wagner, Studien über den Hirnbau usw. Abhdl. Ges. Wiss. Göttingen, Bd. X, 1862, Tafel I.

[3]) W. Krause, Ossa Leibnitii. 1 Tafel. Berlin, 1902.

[4]) C. Kupffer und F. Bessel-Hagen, Der Schädel Immanuel Kants. 3 Tafeln. Braunschweig, 1881.

IV.

Im Bereich der Naturerforschung ist die Annahme angeborener spezifischer Neigungen und natürlicher Begabungen vielfach wahrscheinlich, in manchen Fällen, besonders bei nachweisbar vererbter Anlage, unmittelbar begründet.

Zu dem besondern Beobachtungsvermögen, das als spezifischer Instinkt nur dem geborenen Naturforscher und Naturfreund wie eine Art organische Mitgift innewohnt, also eingeboren ist, und das sonst, wo andere Triebe überwiegen, keine Uebung auf der Welt hervorzuzaubern vermag, gesellen sich ja die mit jenem auf das innigste verbundenen Leistungen des naturwissenschaftlichen Denkens, die auf innere Verarbeitung und Ausgestaltung beobachteter Erscheinungen in allen ihren Beziehungen und Zusammenhängen hinzielen. Und mag man für jenes vielleicht geneigt sein, spezielle organische Unterlagen in umgrenzten Rindenbezirken zu beanspruchen, so wird eine erfolgreiche Verknüpfung beider niemand sich anders vorstellen können als unter Bedingung geschlossenen Zusammenwirkens und Ineinandergreifens aller seelischen Vorrichtungen, in denen der sogenannte Intellekt im allgemeinen seine Wurzeln hat, in denen aber zugleich die Grundlagen schöpferischer Phantasie und wissenschaftlicher Gestaltungskraft, die Quellen unserer Thesen und Hypothesen zu vermuten sind.

Es erscheint in jedem Sinn bemerkenswert, daß an Justus v. Liebigs Gehirn, obwohl es an Masse und Gewicht den Durchschnitt nicht überragte, in erster Linie eine mächtige Entfaltung der hintern obern Scheitelgegend (der Windungen des obern Parietallappens) auffiel[1]), die bei dem großen Chemiker in ganz ähnlicher Weise wie am Gehirn des Physiologen Ignaz Doellinger[2]) vielleicht die doppelte Flächenausdehnung zeigte, als dies an den Gehirnen gewöhnlicher Menschen, die zur Vergleichung dienten, der Fall war. Die Rinde des Scheitellappens ist ja bekanntlich von größter Bedeutung für unsere Gedankenarbeit und alle sonstigen sogenannten höheren geistigen Tätigkeiten. Sie ist es auch in erster Linie, die durch ihre starke Entfaltung den Breitendurchmesser des Kopfes vergrößern hilft.

Auch bei A. Bertillon, dem Anthropologen, trafen die am meisten hervorstechenden Windungsbesonderheiten im Scheitelgebiet zusammen[3]). Mächtig entfaltet erwies sich vor allem die auf der inneren Hemisphärenfläche befindliche Region des Scheitelhirns. Obwohl Bertillon kein guter Redner war, schienen die vorderen Teile seines Gehirns im Gebiete der Sprachwindung und der großen frontalen Assoziationszentra reich gegliedert und gewunden, im Gegensatz zu den Schläfenlappen, die in ihrer äußeren Ausgestaltung verhältnismäßig zurücktraten.

---

[1]) N. Rüdinger, Ein Beitrag zur Anatomie der Affenspalte und der Interparietalfurche beim Menschen nach Rasse, Geschlecht und Individualität. 1882. Tafel XXIV, Fig. 8.

[2]) Ibidem, Tafel XXIV, Fig. 7.

[3]) Chudzinski et Manouvrier, Étude sur le cerveau de Bertillon. 11 Figg. Paris, 1887. — Vergl. ferner: E. A. Spitzka, A study of the Brain of the late Major J. W. Powell. 49 Figg. American Anthropologist N. S., Vol. V, 1903.

Hermann v. Helmholtz kann mit vollem Recht als Typus einer vorwiegend assoziativen Hirnorganisation bezeichnet werden[1]).

Sein schon an Gewicht nicht ganz gewöhnliches Gehirn offenbarte eine hervorragende Ausstattung sämtlicher Rindenfelder, die zu der Assoziationstätigkeit im engern Sinn in Beziehung gebracht werden.

Die auffallendsten unterscheidenden Charaktere des Windungsaufbaues konzentrierten sich bei Helmholtz in der hintern Schläfengegend, am Orte der sogenannten akustischen Rindenzentra, sowie nächstdem in der Scheitel- und Hinterhauptregion, die eine recht bemerkenswerte Differenzierung verriet. Der auf die Innenfläche umgebogene Teil des Scheitellappens (der sogenannte Vorzwickel) erwies sich von bedeutender Flächenausdehnung und feiner Gliederung, ähnlich wie bei Bertillon. Das Stirnhirn war in so hohem Grade gewunden und von queren Furchen durchzogen — quere Gliederung der Gehirnoberfläche ist bezeichnend für höhere Organisationsstufen —, daß es schwer fiel, dort das gewöhnliche typische Bild der Hirnrindenfaltung wieder zu erkennen.

Daß krankhafte Reize für das Genie Helmholtzs, der wie viele andere Menschen in früher Kindheit leicht hydrocephalisch war, irgend welche Bedeutung hatten, erscheint mir nach allem mehr als zweifelhaft.

Eine offenbar besondere Varietät des naturforschenden Genies ist bedingt durch Hervortreten des Formensinnes, der Begabung für Anschauung und Auffassung der Gestalterscheinungen in der Natur.

Karl Ernst v. Baer, Georg Cuvier, Johannes Müller sind Verkörperungen dieses Typus genialer Organisationen.

Cuviers Gehirn gehört zu den allerschwersten, die je beobachtet wurden. Noch auffallender aber war der Reichtum seiner Oberflächengestaltung. Niemand von denen, die bei der Eröffnung seines Kopfes zugegen waren, erinnerte sich, ein Hirn von so reicher Rindenfaltung, so zahlreichen und ausgeprägten Windungen, so tiefen Furchen gesehen zu haben.

Auch bei Cuvier — das ist bemerkenswert — waren es die vorderen und oberen Rindengebiete, die nach dem Urteil der Augenzeugen die meisten Abweichungen und besonderen Gliederungen in sich vereinigten.

Die ernährenden Blutgefäße, die zu dem gewaltigen Gehirn emporragten, waren stärker als gewöhnlich, und die Stellen, die an seiner Basis zum Durchtritt von Gefäßen dienten, schienen von doppelter Flächenausdehnung[2]).

V.

Bei dem mathematischen Genie, dessen Anlage gewöhnlich schon auf frühen Altersstufen sich verrät und vielfach — wenn auch weitaus nicht immer — Anzeichen einseitiger Entwicklung darbietet, ist die Möglichkeit einer bevorzugten Entfaltung besonderer Hirn-

[1]) D. Hansemann, Ueber das Gehirn von Hermann v. Helmholtz. Zeitschr. für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, Bd. XX, 1899.

[2]) Georges Hervé, Le cerveau de Cuvier. Paris, 1883. — Vergl. zu diesem Gegenstand: G. Sperino, L'encefalo dell'anatomico Carlo Giacomini. 4 Lichtdrucktafeln. Torino, 1900.

gebiete und spezifischer Formausprägungen an der Rindenoberfläche von vorneherein nicht unwahrscheinlich.

Das Gehirn von Gauß, das fast um 150 Gramm das Durchschnittsgewicht überragte[1]), überrascht an seiner ganzen Oberfläche durch eine wunderbare Feinheit der Gliederung, selbst im Vergleich mit dem seines berühmten Fachgenossen Lejeune Dirichlet[2]) und nicht bloß im Verhältnis zu dem Gehirnbilde jenes einfachen Arbeiters, dem es gegenübergestellt wurde, um die Besonderheiten seines Aufbaues auch Skeptikern zur Anschauung zu bringen.

Die Asymmetrie der Gehirnwindungen ist bei Gauß eine so hochgradige, wie sie nur selten unter gewöhnlichen Verhältnissen auftritt. Die obersten Stirnwindungszüge zeichnen sich durch unzweifelhafte Feinheit der Bildung aus, und die Scheitel- und Hinterhauptlappen sind geradezu verschwenderisch ausgestaltet.

Im Profilbilde ist leider nur die linke Hälfte von Gauß' Gehirn im Kupferstich dargestellt worden[3]). Ein aufmerksames Studium aller vorhandenen bildlichen Darstellungen zeigte mir bei Vergleichung mit anderem Material, daß die am meisten hervorstechende Besonderheit am Gehirn des großen Mathematikers im Bau der unteren Scheitelregion sich ausprägt. Sie erscheint nicht nur im ganzen stärker als sonst entfaltet und gegliedert, sondern eine ihrer Windungen (der sogenannte Gyrus supramarginalis) tritt auf der linken Seite in einer Anordnung auf, die mir an gewöhnlichen Gehirnen, soviel ich mich erinnern kann, bisher nicht aufgefallen ist.

Daß diese ausgesprochene Bevorzugung des hintern Assoziationsfeldes bei Gauß kein bloßer Zufall ist, bezeugt, wie es scheint, der Befund am Gehirn des Astronomen und Mathematikers Hugo Gyldén, dem von einer Autorität der Gehirnforschung eine bewundernswerte Studie gewidmet wurde[4]).

Gyldén, als Mensch und Forscher gleich hervorragend, schon im Jünglingsalter durch Verstandesschärfe und geistige Reife ausgezeichnet und später zu ungewöhnlichen Leistungen auf dem mathematischen und astronomischen Felde berufen, erreichte weder die Größe, noch den Windungsreichtum von Gauß' Gehirn. Aber die größte Eigentümlichkeit auch seines Gehirns betraf gerade jene Rindenregion, die bei Gauß (sowie bei Helmholtz) in so seltenem Grade auffällt, nämlich die untere Scheitelgegend, die sich hier geradezu über die umgebenden Windungen emporhob und so eine über das Gewöhnliche hinausgehende starke Entfaltung verriet.

Da die bei Gyldén ausgeprägte Bildung dem Gebiet des hintern Assoziationsfeldes angehört, lag die Vermutung nahe, daß sie mit dem spezifischen körperlichen Substrat der mathematischen Begabung im Zusammenhang stehe[4]).

Es scheint diese Ansicht nach dem Befunde an Gauß' Gehirn um so viel mehr sich zu bestätigen, als auch das Gehirn der mathe-

[1]) R. Wagner, Vorstudien zu einer künftigen wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns. Göttingen, 1861, S. 80.

[2]) Ibidem, Tafel II, Fig. 2.

[3]) Ibidem, Tafel IV; vergl. auch Tafel II und III, Fig. 1.

[4]) Gustaf Retzius, Das Gehirn des Astronomen Hugo Gyldén. 6 Tafeln in Folio. Stockholm, 1899.

matisch bedeutend beanlagten Hochschullehrerin und Forscherin Sophie Kowalewski eine ganz entsprechende Eigentümlichkeit aufwies[1]), die man mit der Entwicklung einer Art „Zentrum“ für mathematische Veranlagung[2]) in Beziehung bringen möchte.

Ebenso war es bei dem mathematisch vorzüglich begabten Physiker Per Adam Siljeström, an dessen Namen ansehnliche wissenschaftliche Leistungen sich knüpfen, der aber auch durch Gedankenschärfe und treffende Logik, sowie durch ein glänzendes Rednertalent die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenkte.

Sein Gehirn[3]) trug nicht nur im allgemeinen Anzeichen ausgesprochenen Windungsreichtums, sondern es erwies sich vor allem jenes Rindenfeld, das G. Retzius zuerst am Gehirn Gyldéns zu den physischen Grundlagen des mathematischen Genies in Beziehung setzte, ungewöhnlich kompliziert angeordnet und in eine ganze Reihe kleinerer Windungen gegliedert. Hier, im Scheitelgebiet und demnächst in der Stirnregion erreichte die Differenzierung des Rindenreliefs ihren Höhepunkt.

Die Tatsache, daß mathematisches Genie vielfach mit künstlerischen Neigungen, in manchen Fällen mit ausgesprochener musikalischer Befähigung vereinigt erscheint, kann physiologisch begründet werden, sofern als das Rindenfeld, das man am Gehirn großer Mathematiker auffallend entwickelt fand, der Ausbreitung der akustischen Zentra räumlich angrenzt, ja unmittelbar in sie übergeht. Es liegt in solchen Fällen nahe, anzunehmen, daß schon in der ursprünglichen Anlage eine in Richtung der geweblichen Grundlagen, der Leistungskraft oder beider zusammen gesteigerte Ausrüstung funktionell ungleicher, aber räumlich aneinanderstoßender Gebiete gegeben sein mochte.

VI.

Eine Frage, die ihre besonderen Schwierigkeiten hat, aber im Zusammenhang mit dem bisherigen Bedeutung gewinnt, ist die nach den physiologischen Grundlagen des militärischen und politischen Genies.

Man hat ja schon versucht, für die kriegerischen Fähigkeiten und Leistungen der Völker in physiologischer Hinsicht besondere Eigenschaften des Muskelsystems und des Knochenbaues verantwortlich zu machen, die dem Einfluß der Rassenorganisation zugeschrieben werden[4]). Das mag für die durchschnittliche Brauchbarkeit der Regimenter und Bataillone bis zu einem bestimmten Grade zutreffen. Etwas anderes ist es mit den Aufgaben und Erfolgen der Anführung. Ob es angeborenes Führertalent, geborene Kriegernaturen gibt im Sinne einer

---

[1]) Gustaf Retzius, Das Gehirn des Mathematikers Sonja Kowalewski. Mit Tafel I—IV in Folio. Stockholm und Jena, 1900.

[2]) Gustaf Retzius, Das Gehirn des Astronomen Hugo Gyldén. 6 Tafeln in Folio. Stockholm, 1899.

[3]) Gustaf Retzius, Das Gehirn des Physikers und Pädagogen Per Adam Siljeström. 3 Tafeln. Stockholm und Jena, 1902.

[4]) Vergl. hierzu Ludwig Woltmann, Politische Anthropologie, eine Untersuchung über den Einfluß der Deszendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker, S. 245 ff. (Die anthropologische Ausrüstung der Rassen.) Eisenach und Leipzig, 1903.

in der Organisation des Individuums begründeten besonderen Anlage und Befähigung für militärische Leistungen, darüber gehen die Ansichten im allgemeinen auseinander. Gewiß ist, daß viele erfolgreiche und glückliche Heerführer ihrem Wesen nach geniale, seelisch hervorragend ausgerüstete Naturen waren. Selbst in Zuständen vorherrschender Barbarei und niederer Gesittung erscheinen als Feldherren und Befehlshaber in der Regel Individuen, die nicht nur im Soldatenberuf geschickt waren, sondern auch vermöge ihrer ganzen geistigen und moralischen Persönlichkeit weit über ihre Umgebung und ihre Zeit hinausragten. Daß die natürlichen Anlagen der Cäsars, Suworoffs, Moltkes nicht in einer anderen, als in der Tätigkeit des Eroberers und Schlachtenlenkers zum Durchbruch kamen und sich entfalteten, ist wahrscheinlich kein Zufall.

Auf der Gehirnrinde freilich steht das nicht so ohne weiteres geschrieben. Nur einer umfassenden vergleichenden Betrachtung könnte es hier gelingen, bestimmt umgrenzte Gebiete oder einzelne Windungskomplexe in besonderem, vom gewöhnlichen Durchschnitt verschiedenem Verhalten, falls es vorhanden ist, zu erkennen und darzustellen. Näher liegt es, die Möglichkeit zu erwägen, daß die Entwicklung so zusammengesetzter Instinkte und Fähigkeiten, die weitverzweigte Systeme seelischer Apparate in sich begreifen und berühren, sofern als sie in ererbten oder angeborenen organischen Anlagen begründet waren, in erster Linie in der allgemeinen Gehirnform, in der Ausmodellierung der Rinde als Ganzes, in der Massenentfaltung und den wechselseitigen Beziehungen ihrer Territorien sich auszuprägen vermöchte.

Skobeleffs Gehirn fesselt in mehrfacher Beziehung die Aufmerksamkeit des Beschauers, selbst wenn das Urteil nicht durch das Bild der machtvollen geistigen Persönlichkeit des Helden von Plewna mit seinem unbestreitbaren militärischen Talent, seiner umfassenden Bildung, seiner beispiellosen Energie nach einer bestimmten Richtung hin voreingenommen war[1]).

Seiner allgemeinen Form nach wiederholt es deutlich den Typus mäßiger Dolichocephalie, was auch in der Anordnung der Windungen, in dem durchschnittlichen Charakter der Rindenfurchen sich ausspricht. Die Windungen erscheinen, wie bei einem so umfangreichen Gehirn nicht anders zu erwarten, nicht ungewöhnlich fein und zahlreich, aber doch recht harmonisch und gleichmäßig über das Ganze verteilt. Auffallend ist, soweit sich dies an den Holzschnitten, die das Gehirn Skobeleffs darstellen, beurteilen läßt, eine große Schmächtigkeit der eigentlich motorischen Zone der Rinde, und ebenso tritt das Schläfengebiet an Masse etwas zurück im Gegensatz zu dem Stirnhirn, das, wie auch die direkte Messung bezeugt, in einem günstigen Verhältnis zu den übrigen Gehirnlappen steht und nach vorne-oben hin geradezu wulstig vorspringt.

Auch an bemerkenswerten Abweichungen im einzelnen fehlt es nicht an Skobeleffs Gehirn (so z. B. hängen Rolandosche und Sylvische Furche beiderseits miteinander zusammen, was weitaus nicht zum Typus gewöhnlicher Gehirne gehört), aber im ganzen und großen

---

[1]) D. Sernow, Zur Frage nach den anatomischen Besonderheiten des Gehirns intelligenter Menschen. 3 Holzschnitte. Moskau, 1887.

kann dieses Elitegehirn seiner Formgestaltung nach den bestausgestatteten an die Seite gestellt werden.

Und nicht anders, wie mit dem militärischen, ist es wohl mit dem politischen Genie und jenen besonderen Anlagen, die hervortreten, wo eine starke, mit sicherem Blick für das Wesentliche, Praktische und Allgemeine ausgerüstete Individualität in hervorragendem Maße sich geschickt zeigt, schwierige staatliche und soziale Aufgaben wirksam zu behandeln und zu erfüllen.

Ueber die Frage, inwiefern die organischen Grundlagen politischer Begabung, falls man sich für die Annahme solcher entscheiden will, im Hirnbau zum Ausdruck kommen, scheinen Befunde, die kürzlich an dem Gehirn eines Staatsmannes gewonnen wurden[1]), einiges Licht zu verbreiten.

Sie betreffen einen einem nordeuropäischen Lande angehörenden, in seinem 53. Lebensjahr gestorbenen Politiker (sein Name ist aus Gründen der Diskretion nicht mitgeteilt), der, aus der Provinz Wästergötland stammend, mit hohem, kräftigem Wuchs, heller Pigmentierung und entschiedener Dolichocephalie einen im europäischen Norden und vor allem auch in Schweden weitverbreiteten Typus verkörperte. Mit früh entwickeltem Verstand, glänzender Begabung und außerordentlicher Rezeptivität, die später besonders auf dem juristischen Gebiet wirksam hervortraten, erreichte der mit 36 Jahren zum Finanzminister Berufene in einem verhältnismäßig jugendlichen Alter die Stufe eines Staatsministers. Als Politiker gelang es ihm, verwickelte Probleme zu überwinden und unter schwierigen Verhältnissen ihrer Lösung näher zu bringen. Eine seltene Klarheit und überzeugende Kraft des Vortrags in Verbindung mit Ruhe, Humanität und praktischem Verstande zeichnete ihn in demselben Maße aus, wie ein vorzügliches Gedächtnis und das Vermögen, klaren und scharfen Gedanken mit Leichtigkeit treffenden Ausdruck zu geben.

Sein Gehirn wog rund 100 Gramm über den für die männliche Bevölkerung jenes Landes festgestellten Durchschnitt.

Es zeigt zwar keine ausgesprochenen speziellen Charaktere seines Windungsreliefs, die mit Sicherheit als Besonderheiten, als Ausdruck spezifischer seelischer Anlagen gedeutet werden könnten. Das ist bei harmonisch ausgerüsteten Naturen auch kaum zu erwarten, insbesondere wenn bei ungewöhnlich hoher Begabung eine einseitige Entwicklung nach speziellen Richtungen fehlte. Das Gehirn erscheint vielmehr als Ganzes, vergleicht man es mit dem gewöhnlicher Menschen von durchschnittlicher seelischer Ausstattung, als schön entwickelt und ist durchweg als reich gewunden zu bezeichnen. Es ist der Typus eines assoziativ gut entfalteten Gehirns, denn in erster Reihe sind es hier die Scheitel- und Stirnregionen mit den ihnen angehörenden großen Assoziationsgebieten, die eine offenbar komplizierte Anordnung der Ausmodellierung verraten. Dies gilt insbesondere auch von den mit der Sprachfunktion zusammenhängenden Rindenfeldern, die entsprechend der im Leben entwickelten rhetorischen Begabung eine recht zusammengesetzte Ausgestaltung ihres Reliefs erfahren haben.

---

[1]) Gustaf Retzius, Das Gehirn eines Staatsmannes. Mit 5 Lichtdrucktafeln in Folio. Stockholm und Jena, 1904.

Beachtenswert ist auch an diesem Elitegehirn eine verhältnismäßig schwache Massenentfaltung der Schläfenregion mit deutlichem Ueberwiegen der dem Scheitel- und Hinterhaupt entsprechenden Gebiete, eine Eigentümlichkeit, die, soviel ich sehe, bei dem eigentlich „intellektuellen“ Genie mehrfach wiederkehrt.

Ein Rückblick auf die bisherigen Erfahrungen, soweit sie auf unmittelbarer Beobachtung beruhen, scheint anzudeuten, daß die vielumstrittene Frage nach den Beziehungen zwischen Hirnform und Geistesentwicklung einer Lösung im bejahenden Sinn entgegensieht.

Doch ist in dieser allgemeinen Form die Frage nicht zu beantworten.

Wie die seelischen Anlagen der Individuen wesentliche Unterschiede, primäre Differenzierungen aufweisen, die uns ihrem eigentlichen Wesen nach als spezifische Instinkte, Triebe, charakteristische Grundeigenschaften erscheinen, so schlägt auch die morphologische Ausbildung des Substrats von vornherein verschiedene Bahnen ein und erreicht ungleiche Endstufen.

So wenig der Dichter und bildende Künstler in Charakter und Anlagen dem gelehrten Forscher, dem Mathematiker, dem Rednertalent, dem Philosophen sich nähert, so wenig möchten ihre Gehirne auf einen Grundtypus der Gestaltentwicklung zurückzuführen sein.

Das Problem der Élitegehirne wird durch eine in diesem Sinn verschärfte Fragestellung eine festere Begründung gewinnen und damit ihrer Lösung näher rücken.

Die bisherigen Nachforschungen gehen ja, solange man die „Geistesélite“ als solche behandelte, in ihren Ergebnissen weit auseinander. Daß bald die untere, bald die obere Scheitelregion, bald das Stirnhirn, die Sprachwindungen, das Schläfengebiet als Träger „charakteristischer“ Bildungen erkannt wurden[1]), dafür sind wenigstens zum Teil Unterschiede verantwortlich zu machen, die in der Natur des untersuchten Stoffes selbst begründet erscheinen. Welches aber in jedem einzelnen Fall die tatsächlichen Beziehungen der an „Élitegehirnen“ ermittelten Besonderheiten waren, konnte eine zusammenfassende Skizze, wie die vorstehende, die die Schwierigkeiten des Problems mehr hervorheben als überwinden soll, nur in allgemeinen Zügen andeuten in der Hoffnung, daß der eingeschlagene Weg das Ziel nicht verfehlen möge.

In morphologischer Hinsicht erscheint vorläufig der Satz begründet, daß ihrem Wesen nach verschiedene Varietäten genialer Geistestätigkeit die Gehirnentwicklung nach drei Richtungen, die einer exakten Beobachtung unmittelbar zugänglich sich erweisen, zu beeinflussen vermögen, und zwar:

1. hinsichtlich der allgemeinen Form des Gehirns, seines anthropologischen Typus im engern Sinn;

---

[1]) Vergl. hierzu G. Mingazzini, Il Cervello in relazione con i fenomeni psichici. Studio sulla morfologia degli emisferi cerebrali dell'uomo, S. 82—90. Torino, 1895.

2. in der Ausmodellierung bestimmter umschriebener Rindengebiete;
3. in der verhältnismäßigen Massenentfaltung der großen Assoziations- und Sinnesfelder der Gehirnrinde.

Noch sehen wir erst, schreibt Wilhelm His in Anlaß seiner Forschungen über Sebastian Bachs körperliche Persönlichkeit, durch schmale Ritzen in neu eröffnete Gebiete hinein. Aber wir gewinnen doch etwas bestimmtere Anhaltspunkte zur Stellung von klaren Fragen.

Dorpat, Oktober 1904.

Die Erblichkeit der Geisteskrankheiten.

Dr. Georg Lomer.

Unter den Momenten, welche für die Entstehung geistiger Erkrankungen verantwortlich zu machen sind, spielt die Erblichkeit zweifellos die größte Rolle. Hierüber sind sich alle Fachleute einig, wenn auch über den Grad dieser Ursächlichkeit im einzelnen noch vielfach abweichende Anschauungen herrschen. Schwankt doch der Prozentsatz der Fälle mit nachgewiesener Erblichkeit nach den verschiedenen Autoren etwa zwischen 4 und 90 (v. H.). Diese Verschiedenheit in der Normierung beruht einerseits auf der verschiedenen Fassung des Begriffes „Erblichkeit", andererseits in der mehr oder weniger großen Genauigkeit der dem Beobachter bekannt gewordenen genealogischen Vorgeschichte im Einzelfall.

Zur Ermittelung dieser Vorgeschichte, wenn sie exakt sein soll, genügt keineswegs die Aufsuchung des einfachen Stammbaumes, — denn letzterer umfaßt meistens speziell die Träger des Familiennamens, berücksichtigt also mehr die männliche als die weibliche Aszendenz, — es bedarf vielmehr der Aufstellung einer möglichst genauen „Ahnentafel", welche allein maßgebende Aufschlüsse zu geben vermag.

Sodann ist zu bemerken, daß es nicht allein die in der Aszendenz herrschenden ausgesprochenen Geisteskrankheiten sind, welche zum Irresein der Deszendenten führen können. Auch eine ganze Reihe anderer pathologischer Zustände kommen hier in Frage, deren mancher für oberflächliche Beurteiler den eigentlich geistigen Erkrankungen prinzipiell fernzustehen scheint. Dahin gehören alle jene Momente, welche auf den Gesamtorganismus, d. h. auf Leib und Seele, schwächend einwirken, Ausschweifungen und Perversitäten, Exzesse in Venere et

Anmerkung. Um nachfolgenden Aufsatz nicht als bloßes Autoren-Register erscheinen zu lassen, führe ich die Urheber der angeführten Forschungen und Meinungen nicht einzeln und mit Namen an. Das vorliegende Material ist so ungeheuer, daß es nicht angängig ist, auf allzu minutiöse Einzelheiten einzugehen. Was ich bringe, ist möglichst ein Extrakt der heutigentages wissenschaftlich anerkannten Tatsachen.

Der Verfasser.

Baccho, Nikotin-, Morphiummißbrauch, Schädelverletzungen. Sodann die den ganzen Organismus durchseuchenden konstitutionellen Erkrankungen, insbesondere Syphilis, Lungenschwindsucht, ja sogar, wie neuerdings festgestellt worden ist, die Gicht.

Sehr zu berücksichtigen sind auch alle in der Aszendenz bemerkten auffallenden Charaktere, alle Sonderlinge und „Originale", die ganze Schar der „wunderlichen Heiligen". Es gibt eine Menge hochgradig nervöser Charaktere, welche eigentlich ihr ganzes Leben lang auf der Kippe stehen, wie man es genannt hat; welche von frühester Jugend auf anders fühlen, denken und handeln als das Gros der sie umgebenden Menschen. Auch alle als „lasterhaft" zu bezeichnenden Individuen gehören hierher, sowie selbstverständlich die „geborenen Verbrecher", welche ja von vorneherein als antisozial, als gesellschaftsfeindlich und daher der Norm nicht entsprechend anzusehen sind. Vor allem aber müssen hier die Alkoholisten genannt werden. Betrachtet doch die moderne Medizin den Trinker nicht als ein verächtliches Individuum, sondern weiß, daß der Alkoholismus eine Krankheit ist so gut wie jede andere auch!

Wie wir sehen, muß also der Begriff „Heredität" ganz außerordentlich weit gefaßt werden. Ja, man hat sogar festzustellen, ob vielleicht in der betreffenden Familie besonders auffallende Talente und Neigungen vorgekommen sind, welche an und für sich geeignet waren, ihren Träger über seine Umgebung vorteilhaft hinauszuheben. Wir wissen nämlich, daß unter Geschwistern bei besonderer Begabung des einen oft auffallende Unbegabtheit, ja seelische Defekte des anderen vorhanden sind.

Es ist bisweilen außerordentlich schwer, alle diese ursächlichen Momente, welche jedoch von fundamentaler Wichtigkeit sind, klar zu stellen. Es kommt aber bisweilen vor, daß ein kurzer Hinweis charakteristischer Art hinreichen kann, uns die psychische Vergangenheit einer Familie blitzartig zu erhellen. Es genügt z. B. zu wissen, daß der eine oder andere Verwandte Selbstmord verübt hat, um auf das Vorhandensein gewisser pathologischer Gemütszustände, wenn nicht gar ausgesprochener Geisteskrankheit in der Aszendenz schließen zu können. Oder es ist bekannt, daß einer der vorangehenden Generationen ein Genie — einerlei, auf welchem Gebiete — entsprungen ist, so kommt diese an sich harmlos erscheinende Tatsache für unseren Hereditätsstandpunkt sehr wohl in Frage. —

Welche Erfahrungen liegen denn nun über die Einzelheiten des Vererbungsmechanismus vor? Im großen Ganzen unterliegen sie den gleichen Gesetzen wie die Vererbungsvorgänge bei anderen Eigenschaften des Körpers oder Geistes.

Sehr oft ist die Vererbung eine direkte, d. h. sie findet von den Eltern auf die Kinder statt. Sind beide Eltern geisteskrank, so spricht man von „gehäufter" Vererbung. Bisweilen aber wird ein Mittelglied übersprungen, und erst die Enkel erliegen wiederum der psychischen Erkrankung. Das ist die sog. atavistische Vererbung. Schließlich gibt es noch die kollaterale Form, in welcher sich die Erkrankung von den indirekten oder Seitenverwandten herleitet, deren Ermittelung im Einzelfall nicht immer leicht gelingt. —

Was bei all diesen Vorgängen vererbt wird, ist, wie wir wissen, meist nicht die Krankheit selbst, sondern nur die Krankheitsanlage, die Prädisposition. Gewissen von außen oder innen her das Individuum treffenden Einwirkungen bleibt es vorbehalten, diese Anlage zur Entwicklung zu bringen. Zu den äußeren Einflüssen sind natürlich alle die zahllosen schädigenden Momente (Not, Kummer usw.) zu rechnen, welche unter Umständen geeignet sind, auch ein unbelastetes Individuum krank zu machen. Um wie viel mehr ein belastetes, dessen physische und psychische Konstitution schon vom Keime her nicht die Festigkeit der normalen besitzt.

Ziemlich oft erkrankt der Nachkomme im selben Lebensjahre wie die Voreltern. Es ist z. B. beobachtet, daß mehrere Generationen gewissermaßen traditionell an einem gewissen Zeitpunkte ihr Leben durch Selbstmord beendeten. Je weiter die Generationenfolge abwärts steigt, ein um so geringerer Reiz ist dann nötig, um die Erkrankung hervorzurufen. In einer Reihe von Fällen tritt bei den Nachkommen die Krankheit auch in derselben Form zutage wie bei den Ahnen. Man spricht dann von gleichartiger Heredität. Treffen in der Aszendenz mehrere ungünstige Faktoren zusammen, so wirkt die Vererbung kumulativ, d. h., die Affektionen der Nachkommen übertreffen die der Eltern an Schwere. Es tritt, wie man sagt, eine Degenereszenz des Krankheitsbildes ein. Sehr instruktiv in dieser Richtung ist der folgende, in der Literatur angeführte Fall:

1. Generation: Beide Großeltern erkranken an erblichem Irresein.
2. Generation: Vater epileptisch. Mutter taub, schielt.
3. Generation: Zwölf Kinder. Davon starben fünf an Krämpfen, drei an Hirnblutungen; eine Tochter leidet an Veitstanz, ein Sohn an Wasserkopf, ein Sohn an Epilepsie, drei Söhne an Irresein.
4. Generation: Fehlt. Familie ausgestorben.

Ein anderer Autor stellte für die fortschreitende Entartung das folgende Gesetz auf:

1. Generation: Nervöses Temperament, sittliche Unfähigkeit, Ausschweifungen.
2. Generation: Neigung zu Schlaganfällen und schweren Neurosen. Alkoholismus.
3. Generation: Psychische Störungen, Selbstmord, geistige Unfähigkeit.
4. Generation: Angeborene Blödsinnsformen, Mißbildungen, Entwicklungshemmungen.

Sehr oft gehen die belasteten Familien, lange bevor es zu den schwersten Erscheinungen kommt, an Sterilität und übergroßer Kindersterblichkeit zugrunde.

In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich bei den Erbaffektionen um „transformiertes" Irresein, d. h., das Individuum stammt wohl von kranken Voreltern, verfällt jedoch einer anderen Form psychischer Erkrankung, wie diese. Hier spielt der Alkoholismus insbesondere seine eminent große Rolle. Alkoholismus der Vorfahren kann so ziemlich sämtliche Formen der Geisteskrankheit bei den Nachkommen im Gefolge haben. Im übrigen sind es ganz bestimmte Formen, welche

vorzugsweise eine Tendenz zu gleichartiger Vererbung zeigen. So z. B. das manisch-depressive Irresein, die Epilepsie, Hysterie, das Entartungsirresein, die Verrücktheit. Weniger berührt von dieser Tendenz sind die Infektionspsychosen, die Erschöpfungszustände, die Alterserkrankungen und vor allem das allgemeine Lähmungsirresein (progressive Paralyse).

Ferner scheinen sich nach den bisherigen Erfahrungen manche Formen, z. B. die intellektuellen und affektiven Erkrankungen, gegenseitig auszuschließen, während andere, wie der Altersblödsinn und der „vorzeitige Schwachsinn“, für einander eintreten können. Auch Alkoholismus und Epilepsie zeigen eine gewisse Verwandtschaft.

Nach neueren Untersuchungen spielt auch das Alter der Erzeuger eine gewisse Rolle. Allzu große Altersunterschiede oder allzu jugendliche Unreife der letzteren sollen bisweilen eine entsprechende Prädisposition im Geisteszustand der Kinder schaffen. Auch will man gefunden haben, daß die melancholisch erkrankten Nachkommen meist von alten, die manisch erkrankten von jungen Vätern stammen. Indessen bedürfen diese Resultate noch sehr der Nachprüfung.

Auch die Frage, ob der väterliche oder mütterliche Einfluß der überwiegende ist, wird so grundverschieden beantwortet, daß man mit einem Endurteil vorläufig zurückhalten muß. Nur so viel steht fest, daß die körperliche und geistige Verfassung beider Eltern zur Zeit der Zeugung selbst, ja, im speziellen Moment der Zeugung von größter Wichtigkeit ist. Die im Rausche gezeugten Kinder z. B. stehen anerkanntermaßen durchaus nicht auf der Höhe der Norm. Ja, man hat diesen verhängnisvollen, in seiner weittragenden Bedeutung oft nicht genug erkannten Augenblick für die Existenz so und so vieler epileptischer, schwachsinniger, ja idiotischer Kinder von sonst offenbar gesunden Eltern verantwortlich gemacht. Auch Gemütserschütterungen, schreckhafte Erlebnisse und Schädlichkeiten anderer Art, welche die Mutter während der Schwangerschaft treffen, können den unheilvollsten Einfluß auf die Frucht ausüben.

Ein sehr interessanter Punkt, der gleichfalls hierher gehört, ist die Wirksamkeit elterlicher Blutsverwandtschaft. Es ist zwar, nach moderner Anschauung, in gesunden Familien die konsanguine Ehe für die Hochzucht gewisser vorteilhafter Charakteranlagen nur von Vorteil. Allein dieser Satz wird in der Mehrzahl der Fälle Theorie bleiben müssen, wenn man sich die außerordentlich geringe Zahl wirklich ganz gesunder Familien gegenwärtig hält. Jedenfalls ist die Möglichkeit der Summierung schädlicher Keimanlagen, im Sinne der kumulativen Entartung, in der konsanguinen Ehe bedeutend größer als in einer Verbindung von Individuen verschiedenen Blutes. Dieser Gefahr setzt sich jede aufstrebende, zur Fixierung der guten Eigenschaften zeitweilig auf Inzucht angewiesene Familie leicht aus. Wie verderblich die Inzucht in ihren Konsequenzen wirken kann, sehen wir ja an den in strenger Inzucht lebenden Juden, Sektierern und Quäkern, sowie allen vom Verkehr abgeschlossenen Bevölkerungsgruppen; nicht minder an vielen aristokratischen und Finanzfamilien. Alle diese Elemente stellen einen erhöhten Prozentsatz zu den geistigen Erkrankungen.

Dieselben Gefahren bestehen übrigens für Nachkommen von einander sehr ähnlichen Eltern. Man hat, wenigstens in einer Reihe von Fällen, festgestellt, daß Nachkommen solcher Eltern oft unvollständig entwickelt sind, namentlich in bezug auf die nervösen Zentren. Am häufigsten pflegt sich diese Entwicklungshemmung in höheren Graden von Schwachsinn, in Idiotie, zu äußern, während Neigung zu andersartigen Geisteskrankheiten in vermindertem Maße bestehen soll.

Mit geistiger Erkrankung sind fast durchweg eine Reihe von körperlichen „Entartungszeichen" verbunden, welche eventuell lange vor Eintreten der psychischen Affektion zur Diagnose der erblichen Belastung verwertet werden können. Ich nenne nur: Verbildungen des Schädels, der Zähne, des Gaumens, sowie Unregelmäßigkeiten in der Bildung von Augen, Ohren und Kiefern. Hierher gehören auch Zahnkaries, auffällige Asymmetrieen, Innervationsstörungen, mangelhafte Ausbildung der Genitalien, umschriebenes Ergrauen der Haare, örtliche Krampf- und Lähmungserscheinungen, Sprachfehler, abnorme Körperkleinheit oder -größe und viele andere Dinge mehr. Es können aber auch alle diese „Stigmata" fehlen, und ganz unvermutet einsetzende Geisteskrankheit, hervorgerufen durch eine Ueberzahl schädigender äußerer Reize, kann auch eine feste Konstitution befallen und zum Kampf ums Dasein unfähig machen.

Wie wir sehen, sind der erblichen Momente, welche Geisteskrankheit zur Folge haben können, recht viele. Gegenüber dieser Belastungstendenz ist jedoch auch ein Entlastungsprinzip, das vielfach unterschätzt wird, deutlich wirksam. Wäre das nicht der Fall, so wäre das Menschengeschlecht mit unerbittlicher Gewißheit längst zugrunde gegangen, hat man doch beispielsweise den Begriff der Degenerationszeichen neuerdings so weit gefaßt, daß danach von der heute lebenden Generation Keiner ohne Stigma wäre! Daß also ein Entlastungsmoment wirksam sein muß, sehen wir schon daran, daß trotz aller erblichen Belastung und trotz der vielen Schädlichkeiten des Lebens 30 pCt. der belasteten Individuen gesund bleiben. Auch kommt es hie und da vor, daß sich eine Belastung erschöpft, ohne daß eine Verbesserung der Art durch Kreuzung stattgefunden hätte. Diese Rückkehr zur gesunden Anlage wäre dann auf eine besonders günstige Keimvariation zurückzuführen und als außerordentlicher, weil seltener Glücksfall zu betrachten.

Als das günstigste Verfahren zur Erzielung eines gesunden Kulturfortschritts muß wohl ein vernünftiger Wechsel zwischen Inzucht und Vermischung der einzelnen Elemente eines Volkes angesehen werden. Ehen zwischen Blutsverwandten sind in viel weiterem Umfange zu verbieten, als es heute in den meisten Staaten der Fall ist. Der Staat müßte überhaupt die Macht besitzen, von vorneherein jede fruchtbare Ehe zu inhibieren, aus der nach sicherer Voraussicht keine gesunden Nachkommen hervorgehen können. Zuwiderhandlungen müßten einer strengen Bestrafung sicher sein, und die kranken Früchte der sofortigen Tötung anheimfallen.

Dieses Verfahren wäre nur scheinbar inhuman und grausam. Denn bleiben solche von Grund aus kranken Individuen in der Welt, so verfährt das Leben unaussprechlich viel grausamer mit ihnen, und das

Maß der physischen und moralischen Schmerzen, die sie unverschuldet zu tragen haben, macht ihnen die Erde mit Sicherheit zur Hölle!

Man hat auch mehrfach den Vorschlag gemacht, sämtliche an Geisteskrankheiten leidenden Männer und Frauen durch Kastration zeugungsunfähig zu machen. Dieses Verfahren würde in unserer überhumanen Zeit jedoch sicher auf heftigsten Widerspruch stoßen und überdies, wegen der zahlreichen unberücksichtigten, nicht direkt geisteskranken Degeneres sowie wegen der ungeschwächt fortwirkenden Gesamtschäden des Lebens, von ganz unsicherem Erfolge sein.

Besser als derartige Gewaltakte empfiehlt sich ein konsequentes, auf gesunder Ueberlegung fußendes Vorgehen auf dem Wege der sozial-sanitären Gesetzgebung. Wenn es die psychische Sanierung eines ganzen Volkes, ja einer ganzen Rasse gilt, dürften auch die selbstverständlich unvermeidlichen ungeheuren Schwierigkeiten auf die Dauer nicht gescheut werden.

Dem Andenken Gustav Ratzenhofers.

Prof. Dr. L. Gumplowicz.

Die Wissenschaft und speziell die Soziologie hat einen unersetzlichen Verlust erlitten. Einer der kühnsten und tapfersten Vorkämpfer gegen eingewurzelte Vorurteile, ein unerschrockener Verteidiger wissenschaftlicher Wahrheit, dabei einer der tiefsten Denker unserer Zeit, starb plötzlich am 8. Oktober 1904, im 63. Jahre seines Lebens auf hoher See an Bord des Dampfers, mit dem er vom Weltkongreß der Wissenschaften in St. Louis in Amerika heimkehrte. Der Tod ereilte ihn im Augenblick, wo er auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, da er eben durch einen glänzenden Vortrag über „Die Probleme der Soziologie" die gelehrte Welt in gespannte Erwartung weiterer Arbeiten aus seiner Feder versetzt hatte. Denn dieser sein letzter Vortrag in St. Louis war einerseits ein Resümee seiner soziologischen und philosophischen Arbeiten während des verflossenen Dezenniums, anderseits aber eine Ankündigung einer neuen Serie von Arbeiten auf dem Gebiete der Soziologie, die man von ihm noch zu erwarten hatte.

* * *

Gustav Ratzenhofer wurde am 4. Juli 1842 in Wien geboren. Er entstammt einem Altwiener kleinbürgerlichen Kreise — ist also ein „echtes Wiener Kind". Sein Vater war Uhrmachermeister und der Sohn hätte ursprünglich das Gewerbe seines Vaters fortsetzen sollen. Dies bewahrte ihn jedenfalls vor der Lateinschule, die ihn am Ende gar der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät überliefert hätte, wo sein selbständiger Geist leicht Schaden genommen haben könnte. Dagegen war es noch eine glückliche Fügung, daß er nach dem frühen Tode seines Vaters in die Unmöglichkeit versetzt, den gewerblichen Beruf fortzusetzen, die Soldatenlaufbahn ergriff. Er machte die österreichischen Feldzüge von 1859 und 1866 mit, lernte den Krieg aus eigener Anschauung kennen und alle Probleme des Staats- und Völkerlebens standen plötzlich hell und klar vor seinem jugendlichen Geiste, der an der Universität vielleicht an dem öden Wust juristischer Disziplinen denselben für immer

abwendig gemacht worden wäre. In der langen Friedenszeit 1866—1879 konnte er dann durch Selbststudium reichlich den Ausfall der Gymnasial- und Universitätsstudien ersetzen und sich jene gediegenen wissenschaftlichen Grundlagen aneignen, auf die wir bei allen seinen soziologischen und philosophischen Untersuchungen wie auf tiefe Grundmauern stoßen und wie sie in ihrer Vielseitigkeit aus keinem unserer üblichen Fakultätsstudien sich ergeben können. In diese Zeit fällt seine erste und zwar kriegswissenschaftliche Publikation: „Die taktischen Lehren des Krieges 1870/71". Dieser folgte das unter dem Pseudonym Renehr herausgegebene Werk „Im Donaureich" (1877) und sodann 1884 seine „Staatswehr", die bereits auf das Gebiet der Staatswissenschaft hinübergreift und in der Art der Behandlung des Stoffes wie auch schon im kernigen und lapidaren Stil den selbständigen originellen Geist erkennen läßt. Mittlerweile hatte er auch Gelegenheit, im kriegsgeschichtlichen Bureau des Generalstabs durch Mitarbeit an dem Werke „Die Feldzüge des Prinzen Eugen" eingehende quellenmäßige geschichtliche Studien zu treiben. Als Generalstabsoffizier nahm er 1878/79 an der Okkupation Bosniens teil, stieg in den achtziger und neunziger Jahren die militärische Stufenleiter bis zum Feldmarschalleutnant hinan, indem er dabei nacheinander die verschiedensten österreichischen Kronländer kennen lernte (stationierte in den achtziger Jahren in Innsbruck, in den neunziger Jahren in Lemberg), bis er Ende der neunziger Jahre Präsident des Militärobergerichtes in Wien wurde, wo er auch (1901) in den Ruhestand trat. Seit 1893 ließ er in rascher Aufeinanderfolge seine soziologischen und philosophischen Werke erscheinen, die ihm bald einen hervorragenden Platz in der vordersten Reihe der Denker an der Wende des 19. Jahrhunderts sicherten.

Das erste dieser Werke war seine „Politik" (1893). Schon der Titel des Werkes deutet die Aufgabe an, die sich der Verfasser stellte. Er lautet: Wesen und Zweck der Politik als Teil der Soziologie und Grundlage der Staatswissenschaften. Ratzenhofer geht in demselben von der „soziologischen Grundlage" aus, d. i. er betrachtet den Staat als einen Komplex von sozialen Gruppen (die er „politische Persönlichkeiten" nennt), die einen Kampf ums Dasein unter der „ordnenden Organisation" des Staates führen. Er schildert diese Kämpfe, ihre Triebfedern, ihre Zwecke, die natürlichen sozusagen taktischen Regeln, die von den sozialen Gruppen dabei beobachtet werden, die Resultate dieser Kämpfe, mittelst welcher immer größere „Kulturkreise" hergestellt werden. Er bietet uns mit einem Worte eine Naturgeschichte der Politik auf soziologischer Grundlage.

Gleichsam den Nachweis der Berechtigung dieses Standpunktes und dieser Behandlung des Staates lieferte er in dem 1898 erschienenen Buche: „Die soziologische Erkenntnis".

Diesen zwei Werken ließ er rasch aufeinander noch drei folgen: Der positive Monismus (1899), Positive Ethik (1901) und „Kritik des Intellekts" (1902), in denen er drei grundlegende Fragen aller Philosophie, also auch aller Soziologie, eingehend behandelt und zwar die Berechtigung des Monismus, das Verhältnis desselben zur Ethik und schließlich die Frage nach dem Grad der Sicherheit, die wir all unserer Erkenntnis beimessen dürfen.

Fernstehende konnten glauben, daß Ratzenhofer mit diesen Werken sein „System" vollendet und daß er der Wissenschaft nicht mehr viel zu bieten habe. Das war nicht der Fall. Wie dem Alpinisten, je höher er steigt, desto weitere Horizonte sich eröffnen: so gewann Ratzenhofer erst jetzt einen weiten Ueberblick über das gesamte Gebiet der Soziologie und faßte den Plan, ein „System der Soziologie" zu schreiben. Daran arbeitete er in den letzten drei Jahren. Mitten in dieser Arbeit traf ihn die Einladung, auf dem Weltkongreß in St. Louis das Referat in der Sektion für „Soziale Strukturen" zu übernehmen. Da blitzte plötzlich in ihm

der Gedanke auf, von dieser weit vernehmbaren Stelle einen Vortrag über „Die Probleme der Soziologie" zu halten. Er beabsichtigte auf diesem Wege das Programm eines Systemes der Soziologie dem Weltkongresse vorzulegen, das selbstverständlich zunächst den Entwurf des von ihm selbst geplanten Werkes enthalten mußte, an dessen Ausführung er seit drei Jahren arbeitete. Gedacht, getan. Im August v. J. schiffte er sich ein, kam glücklich nach St. Louis und hielt dort am 24. September seinen Vortrag, der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Sichtlich in gehobener Stimmung sandte er sofort vom Ausstellungsplatz an den Schreiber dieser Zeilen eine Postkarte mit der Ansicht der Festhalle, wo er den Vortrag gehalten und der Zuschrift „herzlichen Gruß nach erfolgreicher Rede". Nun trat er die Heimreise an; schiffte sich glücklich in Newyork ein an Bord des Dampfers „Wilhelm der Große". Programmäßig landete am 8. Oktober der Dampfer in Plymouth — am Bord die Leiche Ratzenhofers! Er war die Nacht zuvor nach kurzer Krankheit schmerzlos verschieden. Sein jüngerer Sohn Emil, der ihn begleitet hatte, brachte die entseelte Hülle des unstreitig größten Denkers, den Oesterreich hervorgebracht hat, nach Wien, wo er am Hietzinger Friedhof bestattet wurde. Sein Vortrag in St. Louis war sein Schwanengesang gewesen; die in demselben enthaltenen Ideen zum Aufbau eines Systems der Soziologie bleiben ein kostbares Vermächtnis für die soziologischen Theorien des 20. Jahrhunderts.

* * *

Bemerkenswert ist in diesem Vortrage eine entschiedene Wendung zur angewandten Soziologie, die allerdings schon in Ratzenhofers „Positiver Ethik" hervorgetreten war. Hier, in seinem Vortrage bleibt R. nicht dabei stehen, die Soziologie als die „Wissenschaft von den menschlichen Wechselbeziehungen" zu bezeichnen, „deren Aufgabe es ist, die Grundzüge der sozialen Entwicklung und die Bedingungen des Gemeinwohles der Menschen zu ermitteln": sondern er geht weiter und verlangt von der Soziologie, daß sie „auf Grund dieser Erkenntnis die Förderung des Gemeinwohles aus dem naiven Empirismus zur bewußten Tat" führe. Offenbar begnügte sich R. nicht mehr mit der bloßen „soziologischen Erkenntnis" und wir dürfen aus diesem und einem nachfolgenden Passus schließen, daß er uns in seinem geplanten Werke, ähnlich wie das Lester Ward zu tun im Begriffe ist, nach einer „reinen" Soziologie eine „angewandte" Soziologie gegeben hätte. Denn, meint er gleich darauf, „an Stelle der herrschenden Kurpfuscherei am sozialen Körper soll ein wissenschaftlich begründetes Handeln treten".

Nach diesen einleitenden Worten schildert er kurz den Entwicklungsgang der Soziologie, die durch eine Anzahl von Spezialwissenschaften vorbereitet wurde. Zunächst aber „verhüllten (diese Spezialwissenschaften) das Wesen und die Methode der Soziologie". Denn das Sichvertiefen in Spezialforschung raubt jeden Sinn und jedes Verständnis für die „großen Zusammenhänge". Beinahe hätten diese Spezialwissenschaften sogar „die Lebensbedingungen der Soziologie untergraben, wenn es überhaupt möglich wäre, den Entwicklungsgang der menschlichen Erkenntnis aufzuhalten". Als die moderne Soziologie trotz der ihr feindlichen Haltung der Spezialwissenschaften zu steigendem Ansehen gelangte, beginnen Spezialisten (Nationalökonomen, Juristen, auch Zoologen) allerhand „Machwerke" zu publizieren, „die sich den Schein soziologischer Erkenntnis geben". (Es ist das eine Anspielung auf das zu trauriger Berühmtheit gelangte Jenenser Sammelwerk „Natur und Staat".) Mit solchen Machwerken hat die Soziologie nichts gemein. Sie ist vielmehr „eine philosophische Disziplin, aber nicht auf Grund der Vernunft an sich, sondern auf Grund aller realen und intellektuellen Tatsachen". Das „Grundproblem" der Sozio-

logie besteht in dem Nachweis einer den physikalischen und biologischen Gesetzen entsprechenden „soziologischen Gesetzmäßigkeit".

An dieses Grundproblem schließt sich das „Weltproblem über die Beziehung der Vermehrung der Menschen zu deren Ernährung". Daran wieder das dritte Problem: „Hat der menschliche Wille einen Einfluß auf soziale Entwicklung?" Das vierte lautet: „Wie wird sich die soziale Entwicklung gestalten?" Das fünfte bezieht sich auf die „Wechselbeziehungen zwischen Individualismus und Sozialismus". Das sechste ist das Rassenproblem, das in nachstehende Fragen zerfällt: „Ist die Abstammung der Menschen so, daß sie als einheitliche angesehen werden kann? Welche soziale und ethische Folgen hat die Beantwortung dieser Frage? Welchen Wert hat der Rassebegriff für die soziale Entwicklung überhaupt, ferner in zeitlicher und örtlicher Hinsicht?"

„Welche Wertunterschiede kommen den reinen Rassen, welche den Dauerformen von Rassenmischungen durch Inzucht entwickelt, welche den Vermischungen mit schwankenden Anlagen in der Gesellschaft zu? Was folgt für die soziale Entwicklung aus der Tatsache des Rassenunterschiedes und der Verschiedenheit der ererbten Anlagen als Produkt der biologischen Entwicklung, der Geschichte, des Wohnortes, der Umwelt und der herrschenden Ideen?" Alle diese Fragen insgesamt bilden das Rassenproblem, welches „von ungeheuerer Bedeutung für die politische Aufgabe des Staates ist".

Als weitere soziologische Probleme zählt Ratzenhofer auf: das der Volkshygiene (Ausmerzung krankhafter Anlagen), aus dem sich mittelbar das Problem ergibt, „in welchem Verhältnisse die politischen Prinzipien: Freiheit und Zwang, und die politischen Systeme: Zentralisation und Autonomie in der Civilisation wirksam werden sollen". Dieses Problem beschäftigt sich auch mit dem Kapitalismus und mit dem „Recht der Arbeit" (Nicht „Recht auf Arbeit").

„Im engsten Zusammenhang mit der Rassenfrage steht das Kriegs- und Friedensproblem." Sollen diese letzten zwei Probleme gelöst werden, dann muß erst „das gesamte Gebiet der Politik aus der heutigen Sphäre des Dilettantismus, des diplomatischen Ränkespieles oder der persönlichen Interessen zu einer wissenschaftlichen Disziplin auf Grund der soziologischen Erkenntnis erhoben werden".

Darauf folgt das positiv-ethische Problem (inwiefern das Gedeihen der Gesellschaften von ihrer Sittlichkeit abhängt?) und ganz zum Schlusse das Staatsproblem, „das ist die Frage nach der politischen Teilung der Menschheit und ihrer Wohnräume". Es kann kein Zweifel sein, daß diese hier aufgezählten Probleme den Gegenstand des großen Werkes bilden sollten, an dem Ratzenhofer in den letzten Jahren arbeitete und von seiner Tatkraft und seiner Hingabe an die Wissenschaft konnte erwartet werden, daß er zur Lösung obiger Probleme in epochemachender Weise beitragen werde. Leider ist es anders gekommen. Den Förderern und Jüngern der Soziologie bleibt der unsägliche Schmerz, auf ein geniales Werk des Meisters verzichten zu müssen, auf ein Werk, das die Krönung seiner Lebensarbeit bilden sollte. Doch bleibt, wie gesagt, obiger Vortrag immerhin ein kostbares Vermächtnis und vielleicht werden aus dem literarischen Nachlaß des Verewigten Bruchstücke der Bearbeitung einzelner der oben angeführten Probleme uns doch teilweise den schweren Verlust ersetzen, den die Soziologie erleidet.

Vereinigung für gerichtliche Psychologie und Psychiatrie.

Dr. A. Dannenberger.

Eine sehr erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der Grenzforschungen zwischen Jurisprudenz und Psychopathologie hat das Großherzogtum Hessen aufzuweisen. Es ist dort, in Gießen, eine derartige Vereinigung unter oben genanntem Namen zusammengetreten. Sie hat sich zum Arbeitsfelde die Förderung der Verständigung zwischen Juristen und Psychiater über die Streitfragen dieser beiden Disziplinen gewählt. Der Wert, den man auf beiden Seiten diesen Bestrebungen beilegt, fand seinen Ausdruck in der großen Zahl von Teilnehmern an der Gründungstagung, die sich aus Juristen und Psychiatern verschiedener Kategorien zusammensetze, und in der Aufmerksamkeit, welche die Regierung dem jungen Unternehmen schenkt. Des letzteren praktische Bedeutung aber liegt darin, daß sich Juristen und Psychiater innerhalb eines ganzen Staatsverbandes zusammenfanden, um zu der als notwendig anerkannten Verständigung zu gelangen. Die Zusammenkünfte sollen alle Halbjahre stattfinden.

Die Programmrede hielt der Gießener Psychiater Professor Sommer. Nicht die Abgrenzung des Pathologischen gegen das Normale ist die Aufgabe des Gerichtspsychologen, sondern die Feststellung des psychologischen Tatbestandes bei allen Personen, die im Strafprozeß an uns herantreten. Nicht nur der Verbrecher ist Gegenstand unserer Kritik, sondern auch der Zeuge. Dieser Ueberlegung schließt sich die Frage nach der Prophylaxe der unsozialen Handlung an, welche die Beschäftigung mit dem unsozialen Individuum, auch abgesehen von seiner Kriminalität, erfordert. Denn da die Strafe nur ein Mittel zur Bekämpfung unsozialer Neigungen ist, so muß noch nach anderen Mitteln gesucht werden. Ein Urteil über diese Fragen gewinnen wir durch die methodische Forschung, die allein den goldenen Mittelweg führt zwischen dem Dogmatismus, dem die Vollkommenheit der menschlichen Urteilskraft ein aprioristisches Axiom ist, und dem Skeptizismus, der alles bezweifelt. Der Redner schloß mit einem Hinweis auf die Hauptstreitgebiete der Frage nach Verantwortlichkeit oder Nichtverantwortlichkeit des Kriminellen, der Imbecillität, des Alkoholismus und der Epilepsie.

Die Notwendigkeit einer gründlichen Reform des Strafprozesses an Haupt und Gliedern führte dann Mittermaier, Professor des Strafrechts, aus. Er verlangt unter anderem eine gründliche Ausbildung des jungen Juristen in der Psychologie, deren Fehlen zurzeit die meisten praktischen Juristen unangenehm empfinden müßten.

In einem langen Vortrage sprach dann Sommer über die verschiedenen Formen der falschen Aussage. Abgesehen von deren Zustandekommen als Produkt der Geistesstörung und der verbrecherischen Absicht ist von höchstem Interesse ihr Entstehen bei dem normalen und moralisch einwandfreien Zeugen. Hier lehrt am klarsten das Experiment die Unzuverlässigkeit unserer Seelentätigkeit, wie der Vortragende eines vorzuführen vermochte. Ein auf eine Wand projiziertes photographisches Diapositiv war drei einwandsfreien Versuchspersonen kurze Zeit exponiert worden. Letztere mußten dann das im Gedächtnis Behaltene niederschreiben und weiterhin Fragen des Experimentators über Einzelheiten des Bildes beantworten. Aus den Fehlern der Reproduktion kam der Redner zu folgenden, hier nur kurz angedeuteten Schlüssen. Unvollständigkeit und Verfälschung der Wahrnehmung, dann Veränderung des als Erinnerungsbild in der Seele Nieder-

gelegten durch Vergeßlichkeit, assoziative Zutaten usw., schließlich Suggestibilität bei der Fragestellung im Verhör und ähnliche psychologische Tatsachen sind die Ursachen, die das Urbild eines psychischen Erlebnisses von dem bei der Zeugenaussage reproduzierten Bilde wesentlich verschieden erscheinen lassen.

Berichte.

Biologie.

Mechanismus und Zweckmäßigkeit in der Biologie. Die früheren Anhänger des Vitalismus nahmen in den Pflanzen und Tieren eine als Einheit gedachte Lebenskraft an, die imstande sein sollte, innerhalb des lebendigen Organismus die chemisch-physikalischen Naturkräfte auszuschalten und nach Bedarf wieder einzusetzen, was einer Unterbrechung des naturgesetzlichen Geschehens gleich kam. Diese Auffassung ist längst als unhaltbar erkannt worden. Demgegenüber stellt der Neovitalismus den Grundsatz auf, daß alle Lebensvorgänge absolut gesetzmäßig verlaufen, daß auch im Organismus die Kette der Kausalverknüpfung niemals und nirgends unterbrochen wird. Aber es ist ein zurzeit nicht beweisbares Dogma, daß eine restlose Zurückführung der Lebensvorgänge auf energetische bezw. mechanische Kräfte möglich sei. Mechanisch und gesetzlich sind nicht identisch. Der Begriff des Mechanischen bezw. Energetischen ist der engere, der Begriff des Gesetzlichen der weitere. In aller Kürze lassen sich die beiden gegenwärtig miteinander ringenden Naturanschauungen dahin definieren: der Mechanismus behauptet, die Gesamtheit der Lebenserscheinungen muß sich ohne Rest mechanisch bezw. energetisch erklären lassen, dem neuen Vitalismus erscheint dies ungewiß. Was der Mechanismus als Dogma verkündigt, ist dem letzteren ein Problem. Nach der Lehre des großen Kant ist auch für den neuen Vitalismus das Prinzip von der Gesetzlichkeit jeder Naturanschauung eine unumgängliche Voraussetzung. Außergesetzliches und Ungesetzliches kann uns nur scheinbar entgegentreten und bildet ein Problem, das seiner Zurückführung auf die Gesetzlichkeit des Naturlaufes harrt. — Chemische Elemente und chemische Verbindungen können ein Organ oder einen Organismus aus eigenen Kräften nicht ausbauen. Die Zweckmäßigkeit in den Wechselbeziehungen der Teile eines Organismus ist durch die Eigenschaften der Materie nicht erklärbar. Denn, wie Kant sagt, ist ein Organismus nicht bloß eine Maschine, die lediglich bewegende Kraft hat, sondern er besitzt in sich eine bildende Kraft, welche durch die Bewegungen der Materie nicht erklärt werden kann. Es tritt im organischen Geschehen uns ein Neues entgegen. Wir müssen daher die eminenten Kräfte der Selbstbildung des Organismus gegenüber allen chemisch-physikalischen Vorgängen für etwas Besonderes erklären. Es sind die Kräfte, die ihn erbauen, welche aus der Eizelle den Menschen gestalten und wachsend hervorgehen lassen mit allen Eigenschaften des Körpers und der Seele. Daß diese Kräfte Energieen sein könnten, wäre eine gänzlich aus der Luft gegriffene Annahme, daß es Systemkräfte sind, ist nicht auszuschließen, nicht völlig unmöglich. Doch liegen keine Tatsachen vor, die dafür sprechen. Ueber den Bildungsursachen der Tiere und Pflanzen, über den Energieen und Systemkräften stehen die sogenannten Dominanten. Die Dominanten sind als das Analogon zu der geistig-körperlichen Betätigung des Menschen in der Herstellung seiner Kunstwerke zu denken. Das Wort Dominante ist ein Symbol für eine Kraft, deren Wesen wir nicht kennen. So ist denn die organische Zweckmäßigkeit auf eine unbewußte Intelligenz der Entwicklung zurückzuführen, auf Kräfte, die sich von allen übrigen Kräften unterscheiden. Nur so sind die organischen Lebensvorgänge zu erklären. Niemals wird man aber unter Erklärung etwas anderes als Beschreibung verstehen dürfen, und jede Beschreibung ist mehr oder minder anthropomorph. Die Aufgabe der Biologie kann nur darin bestehen, in unseren Vorstellungen annähernd zutreffende Nachbilder der Lebensvorgänge zu gewinnen. Auch in der biologischen Wissenschaft wird die uralte Weisheit ihre Gültigkeit behaupten, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei. (F. Reinke, der Neovitalismus und die Finalität in der Biologie. Biologisches Zentralblatt, 1904, No. 18 und 19.)

Anthropologie.

Schädel und Gehirn in ihrer Beziehung zur Anthropologie bildete, wie die Kölnische Zeitung berichtet, den Gegenstand eines Vortrages von Dr. Profé in der letzten Sitzung der Kölner Anthropologischen Gesellschaft. Wie alle anderen Organe der Lebewesen, so sind auch die anscheinend starren Knochen keine unveränderlichen Gebilde, sondern ihrer Form nach erheblichen Umwandlungen durch äußere Einflüsse unterworfen. Belastung, Druck und Muskelzug wirken in diesem Sinne; diese Faktoren spielen auch bei der Entwicklung des Schädels die Hauptrolle. Während bei den jugendlichen Affenschädeln ähnlich wie bei den Kinderschädeln der Gesichtsteil im Verhältnis zum Gehirnteil gering ausgebildet ist, führt im Laufe der Jahre die starke Inanspruchnahme des Kauapparates bei den Affen zu einem kräftigeren Ausbau des Gesichtsteiles des Schädels und durch die Zugwirkung der Schläfenmuskel zu einer Abflachung der Stirn, andrerseits zu einer mächtigen Ausladung der Jochbeine und Oberkiefer. Hiermit im Zusammenhange steht die Verschiedenheit des Gebisses bei Affen und Menschen, das bei den ersteren eine offenbare Neigung zeigt, sich zu vergrößern, wie das häufige Vorkommen überzähliger Mahlzähne bei den Menschenaffen beweist, während im Gegensatze hierzu sich beim Menschen eine langsame Rückbildung des Gebisses nachweisen läßt. Von großer Bedeutung für die Gestaltung des Schädels ist der von dem Gehirn ausgehende Druck auf die Schädelkapsel. Ihre Entwicklung wird besonders durch das Wachstum des Großhirns, das als das Organ der höheren Seelentätigkeit anzusehen ist, beeinflußt, so daß man aus der Schädelbildung auf das geistige Leben seines Trägers einen gewissen Schluß ziehen darf. Für die Berechtigung der weitgehenden Schlußfolgerungen der Phrenologen auf ganz bestimmte Geistesanlagen bei geringfügigen Anomalien in der Bildung der Schädelkapsel bietet die Wissenschaft jedoch keine ausreichenden Anhaltspunkte. Obwohl man aus der Form des Schädels die entwicklungs- und kulturgeschichtliche Stellung des Menschen zu der Tierwelt im allgemeinen beurteilen kann, so haben doch erst die Funde vorgeschichtlicher Menschenreste es uns ermöglicht, den geheimnisvollen Schleier zu lüften, der sich über bedeutsame Phasen der Entwicklung des Menschengeschlechts ausbreitet. Aus der genaueren Vergleichung des Neandertalschädels, der Funde von Spy und des sogenannten Affenmenschen von Java ergibt sich, daß wir hier eine fortschreitende Stufenreihe verfolgen können, die auf verwandtschaftliche Beziehungen zu den Affen hindeutet. Von besonderem Interesse ist die Tatsache, daß die Ureinwohner von Australien in ihrer Schädelbildung eine bedeutende Aehnlichkeit mit diesen vorgeschichtlichen Menschen aufweisen und daher als eine Menschenrasse angesehen werden müssen, die sich viele Jahrtausende hindurch auf etwa gleicher Höhe körperlicher und geistiger Entwicklung gehalten hat. Die Vorbedingung dazu war in dem von ihnen bewohnten Lande gegeben: das Fehlen großer Raubtiere und ausgedehnter Urwälder und ein günstiges Klima, das den Australnegern den Kampf ums Dasein erleichterte.

Der prähistorische Mensch in Baltisch-Rußland. Der Feuerstein ist auffallend spärlich in den russischen Ostseeprovinzen, sowie in Finnland, im Gegensatz zu der teilweise sehr reichen Verbreitung der Feuersteingeschiebe in den westbaltischen Nachbarländern und auf der schwedischen Halbinsel. Die vormetallische Zeit war hier mehr auf die Herstellung von Beilen, Hacken, Hammer und Meißel aus Porphyr, Diabas, Diorit usw. angewiesen. Man kann diesen Erzeugnissen einen hohen Grad technischer Vollendung nicht absprechen, und zwar um so viel mehr, als das benutzte Material besonders große technische Schwierigkeiten bietet. Feuersteinwerkzeuge findet man mehr am Nordufer des Burtnecksees. Einzig in seiner Art auf baltischem Boden steht bisher in technischer Beziehung ein Werkzeug aus geschlagenem Feuerstein, das in einem Grabe zusammen mit einem wohlerhaltenen Skelett gefunden wurde. Es handelt sich um ein messer- oder schalenähnliches Instrument von hoher technischer Vollendung, das gewiß große Uebung und Geschicklichkeit in der Bearbeitung des spröden Materials mit den unvollkommenen Hülfsmitteln voraussetzt. Da es offenbar nicht an Ort und Stelle hergestellt sein kann, wo kam es dann her? Viele Umstände weisen darauf hin, daß Skandinavien sein Ursprungsort gewesen sein mag. Allgemein bekannt ist das ungewöhnliche Vorherrschen des Flints in dem Steininventar der dänischen und schwedischen Museen. Es ist natürlich, daß man den eigentlichen Ursprung einer vorgeschrittenen Feuersteintechnik in erster Linie dort zu suchen haben wird, wo einerseits das Rohmaterial in anstehenden Massen am reichlichsten verbreitet erscheint, und wo andererseits die daraus gefertigten

Geräte und Werkzeuge nicht nur am zahlreichsten gefunden werden, sondern auch in ihrer Ausführung die höchsten Stufen der technischen Vollendung beurkunden. Zweifellos stellt sich Schweden mit den großartigen Hinterlassenschaften seiner Steinalterbevölkerung, die in der Geschichte der menschlichen Gesittung vielleicht nicht ihres Gleichen finden, als ein Gebiet dar, das schon früh in der Bearbeitung des Feuersteins zu Waffen und Geräten vorbildlich sein mußte. Was die Steinzeitskelette im Ostbalticum anbetrifft, so war der Schädel desjenigen von Woisek extrem dolichocephal mit einer größten Länge von 19,4 und einer größten Breite von 13,0 cm. Aus weiterem Material geht hervor, daß im Ostbalticum wie im ganzen Nordgebiete unseres Kontinents zur neolithischen Zeit eine Rasse weit verbreitet war, die unter anderem durch ihre extrem lange Schädelform gekennzeichnet erscheint. Dieser neolithische Langkopf ist mit der Zeit wohl zum größten Teil untergegangen bezw. von der gleichfalls langschädeligen nordischen Rasse und anderen Rassen verdrängt worden. L. Wilser stellt den Menschen von Woisek mit dem von Galley Hill und dem von Brünn in eine Reihe und ist geneigt, ihn der Reihe des Homo mediterraneus var. prisca zuzuteilen, die demnach, ehe sie von anderen Rassen südwärts gedrängt wurde, auch im Norden und Osten eine weite Verbreitung haben mußte. Er ist der Meinung, daß sie möglicherweise in den Liven, Esthen, Wogulen noch jetzt fortlebt, in welchem Falle den Finnen, die Wilser früher für Mischungen aus Homo europaeus und Homo brachycephalus hielt, auch ein ansehnlicher Bestandteil jener alten Langköpfigen und, wie er annimmt, dunkelpigmentierten Rasse zuzuschreiben wäre. Unter allen Umständen erscheint der nunmehr gesicherte Nachweis des dolichocephalen Steinzeitmenschen im Ostbalticum geeignet, über die Rassenfrage dieses Gebiets Licht zu verbreiten und das tiefe Dunkel, das die ethnischen Verhältnisse in Baltisch-Rußland zu vorgeschichtlicher Zeit noch immer umhüllt, zerstreuen zu helfen. (R. Weinberg, Prähistorische Feuersteine und der neolithische Mensch in Baltisch-Rußland, Sonderdruck aus Globus, 1904, 14.)

Der Schädel der Japaner. Aus einer ausführlichen Untersuchung von B. Adachi über die Anthropologie der Japaner (Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, 1904, 3) entnehmen wir, daß der Schädel durchschnittlich zu den mesocephalen gehört, aber mit deutlicher Neigung zur Brachycephalie. Der Index ist im Mittel 78,9, die meisten Schädel finden sich bei 77,1—81,0. Die Schwankung ist ziemlich groß (70,6—91,1). Ein Viertel der Schädel gehört der Prognathie an, die übrigen sind orthognath. Die Nase ist gewöhnlich mesorrhin oder platyrrhin. Sonst findet man mehr Leptorrhine (Schmalnasige), als Hyperplatyrrhine (mit starker Plattnasigkeit). Die Weiberschädel sind mehr brachycephal, haben plattere Nase und sind mehr prognath (mit schiefem Gesichtswinkel) als die Männerschädel. Bei japanischen Schädeln sind Längen- und Breitendurchmesser kleiner, der Höhendurchmesser aber größer als bei europäischen. Die Schädelkapazität ist ebenfalls kleiner als die der Europäer, die der Frauen kleiner als die der Männer. Doch ist der Unterschied zwischen beiden Geschlechtern bei den Europäern größer als bei Japanern. Sonst zeichnen sich die japanischen Schädel durch besonders starke Oberkieferbreite aus.

Zur Anthropologie der Holländer. Die Fischerbevölkerung der kleinen Insel Marken im Zuidersee, unweit Amsterdam, hat sich, nachdem die Insel vor vielen Jahrhunderten vom Festlande losgerissen wurde, anthropologisch und ethnographisch in eigenartiger Weise entwickelt und unterscheidet sich beispielsweise in ihrer Tracht auffallend von der ganzen Nachbarbevölkerung. Für das Studium der Inzuchterscheinungen sind die Marker deshalb besonders geeignet, weil sie aus nur wenigen Familien hervorgegangen sind, die sich im Laufe der Zeit lebhaft vermehrt haben; neuer Zuzug findet dort nicht statt, wohl aber gehen viele Fischer auf das Festland und werden dort Ackerbauer. Von den Volendammertypen, die den Malern so gut bekannt sind, unterscheiden sich die Marker in bemerkenswerter Weise. Ganz ähnliche Inzuchtvorgänge, wie auf Marken, sind auf der dänischen Insel Amager nachweisbar, die 1516 von Niederländern aus Waterland bevölkert wurde. (J. H. T. Kohlbrugge, Handelingen van de Nederlandsche Anthropologische Vereeniging, No. 2, Juni 1904.) — R. W.

Genie und Entartung. Es ist eine Forderung der modernen Wissenschaft, die Lebenserscheinungen in allen ihren Manifestationen wissenschaftlich zu erforschen, namentlich den psychischen und physischen Charakter des Genies, das in der

Geschichte eine so große Rolle spielt. Taine bezeichnete die Geschichte als eine psychologische Wissenschaft, welche nicht nur die Industrie, den Handel, Ackerbau zu beschreiben hat, sondern auch die Anomalien im Leben und in den Sitten der Künstler, ihr sonderbares und unverständliches Benehmen, das ausschweifende Leben der einen, die Vorfahren und Nachkommen der anderen, Krankheitserscheinungen usw. Nach Lombroso ist das Genie immer mit Entartungserscheinungen, nach Mosso mit nervösen Erschöpfungszuständen verbunden. Lombroso fand bei den Genies und ihren Verwandten besondere anthropologische Merkmale, wie hohe Statur und großen Kopfumfang, zahlreichere Entartungsphänomene, wie Epilepsie, Alkoholismus, Selbstmord, schwachsinnige Nachkommenschaft, moralischen Schwachsinn. L. M. Capelli hat nun eine Statistik über die regionäre Herkunft der italienischen Talente aufgestellt und gefunden, daß zwischen dem Prozentsatz von hoher Statur, Schädelgröße, Geisteskrankheit, Epilepsie, Alkoholismus und der Anzahl der hervorgebrachten Talente ein paralleles Verhältnis besteht. (Archivio storico di Psichiatria, 1904, vol. XXV.)

Völker- und Kulturgeschichte.

Indische Eheverhältnisse. Während in den Ländern europäischer Kultur die natürliche Selektion das Grundprinzip der Eheschließung bildet, ist im Orient nahezu allgemein ein völlig verschiedenes System in Kraft, ein System der künstlichen Selektion. Auf keinem anderen Gebiete ist der Gegensatz zwischen der progressiven europäischen und der stationären orientalischen größer als in den Eheverhältnissen. Zweierlei soziale Einrichtungen wirken auf die Eheschließung bei den indischen Völkern ein; solche, welche dieselben beschränken und solche, durch welche die Zahl der Ehen und der Verehelichten erhöht wird. Von der ersteren ist zu nennen die Endogamie, welche den Mitgliedern einer sozialen Gruppe verbietet, eine Person zu heiraten, die nicht derselben Gruppe angehört. Die Exogamie wirkt ebenfalls als ein Hindernis uneingeschränkter Eheschließung. Die Hypergamie endlich verbietet einer weiblichen Person einen Mann aus einer niedrigeren als ihrer eigenen sozialen Kaste zu heiraten, wogegen sie einen solchen von höherem Range nehmen darf. Männer können jedoch Frauen ehelichen, die einer niedrigeren sozialen Gruppe angehören. In Indien ist das Verhältnis der Verehelichten zur Gesamtbevölkerung ein weit größeres als in den europäischen Ländern. Dies hat hauptsächlich seine Ursache in den religiösen Anschauungen, da bei den Hindus die Ehe ein religiöses Sakrament ist. Unter ihnen ist der Glaube verbreitet, daß der Geist jenes Mannes, der sich demselben entzieht, nach seinem Tode ruhelos auf Erden wandern muß. Während z. B. in England nur etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung verheiratet ist, finden wir in Indien, daß von allen männlichen Personen aller Altersstufen 45,5 pCt., von den weiblichen 47,6 pCt. verheiratet sind. Von jenen sozialen Einrichtungen, welche die Häufigkeit der Ehen in besonderem Maße beeinflussen, sind die Kinderheiraten an erster Stelle zu erwähnen. Dieselben haben eine so weite Verbreitung erlangt, daß die Verheiratung Erwachsener innerhalb des eigentlichen Kastensystems fast gänzlich außer Uebung gekommen ist. Die Kinderehe hat auch in den unteren Volksschichten tief Wurzel gefaßt. Eine zufriedenstellende Erklärung dieser Erscheinung ist bisher noch nicht gegeben worden. Bei den indischen Kinderehen sind zwei verschiedene Formen zu unterscheiden. Bei der einen kamen die Vermählten nicht früher zusammen als bis eine zweite Zeremonie stattfindet; bis dahin lebt die Braut als Jungfrau im Hause des Vaters. Dies ist namentlich in Nordindien Gebrauch. Die Bevölkerung läßt dort keinerlei Zeichen der Degeneration erkennen, da gerade dieses Gebiet das hauptsächliche Rekrutierungsgebiet für die indische Armee bildet. Anders liegen die Verhältnisse in den Tiefländern, besonders in den Ebenen des Ganges. Dort ist allgemein Gebrauch, daß bereits unmittelbar nach der Hochzeit die Kohabitation beginnt. Leider greift diese Gewohnheit in der letzten Zeit immer mehr um sich. Der Effekt davon ist eine unverkennbare Entartung der Bevölkerung jener Provinzen, wo sie sich vorfindet. Eine Anzahl von Hindu-Sekten propagiert energisch für die Abschaffung der Kinderehe. Bis jetzt ist allerdings wenig erreicht worden. Bei den Hindus ist die Zahl der Witwen eine sehr große, da aus religiösen Gründen die Wiederverheiratung nicht geduldet wird. Die Polygamie ist in Indien nur in geringem Umfange vorhanden,

und ist bei den Hindus in den reicheren Klassen nur dann anzutreffen, wenn die erste Frau unfruchtbar ist oder an einem unheilbaren Gebrechen leidet. Außerdem kamen noch zwei Arten von Polyandrie vor, deren Ursache in der Armut des nördlichen Gebietes des indischen Reiches zu suchen ist, namentlich in dem Bestreben, eine Teilung des Besitzes zu vermeiden. (H. Fehlinger, Zeitschrift für Spezialwissenschaft, 1904, 11.)

Das gotische Volkstum in den Reichen der Völkerwanderung. Während bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr., wenn auch unter großen Opfern, es den Römern immer gelungen war, die Angriffe der Germanen auf das Reich erfolgreich abzuwehren, hat seit dieser Zeit die germanische Eroberung und dauernde Behauptung römischer Gebietsteile ihren Anfang genommen. Um die Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts verließen die Goten ihre Sitze an der unteren Weichsel, um sich am Schwarzen Meere niederzulassen. Von hier aus drängten sie nach Westen vor und eroberten um 250 die Provinz Dacien. Von den zwei großen Stämmen, in die sie zerfielen, beherrschte der eine, die Westgoten oder Therwingen, die heutige Moldau, Walachei und Siebenbürgen, während der andere, die Ostgoten oder Greutingen, sich in den Steppen Südrußlands östlich des Dniestr ausdehnte. Der Einbruch der Hunnen zerstreute die Goten völlig. Unter Theoderich dem Großen zogen die Ostgoten 489 nach Italien, wo die Gründung des gotischen Reiches im Auftrag des Kaisers und in Unterordnung unter den römischen Staatsbegriff erfolgte. Ueberhaupt paßten sich die Goten leicht dem römischen Wesen an. Nur das Personalrecht, besonders Ehe- und Erbrecht blieb in Geltung. Das Reich umfaßte außer Italien und Sizilien die Provinzen Pannonia secunda und Savia, Dalmatien, beide Rätien, vielleicht auch Noricum, ferner die Provence. Die Ansiedelung der Germanen wurde nach den Formen des römischen Einquartierungsrechts vorgenommen. Jede Familie erhielt ein Drittel eines römischen Gutes mit Sklaven, Vieh, Colonen zu freiem Eigentum, jedoch mit der Verpflichtung zur Entrichtung der römischen Grundsteuer. Diese Landanweisungen fanden hauptsächlich im Norden und Osten Italiens statt. Sizilien und Süditalien blieben ganz frei von gotischen Siedelungen bis Benevent hin. Dicht besiedelt war das nördliche Tuscien, Ligurien bis zur Aemilia hin und diese selbst, ebenso die Ländereien nördlich vom Po bis zu den venetischen Alpen hin und die Alpenländer selbst. Dazu kamen die Besatzungen in den wichtigsten Städten, in Syrakus, Neapel, Rom, Trient, Salonae, Sirmium, besonders aber in den Kastellen, welche die Alpenübergänge sperrten: Verruca an der Etsch, Aosta, Como usw. Daß nicht alle Gebiete des Reichs gleichmäßig besiedelt wurden, lag einerseits in militärischen Gründen, andererseits aber auch in der verhältnismäßig geringen Zahl der Germanen, die Theoderich der Große beherrschte. Die Angaben über ihre Zahl sind bedeutend übertrieben worden. Im besten Fall mag die Anzahl der in Italien eingedrungenen Streiter 16000 und die ganze Kopfzahl 80000 betragen haben. Dazu kamen allerdings die Rugier, die sich den Ostgoten auf der Wanderung angeschlossen hatten, und später die vor Chlodwich geflüchteten Alamannen, die im ostgotischen Reiche, wahrscheinlich in Rätien, Aufnahme fanden. Doch wird man kaum irren, wenn man die Gesamtmasse der Germanen, die unter Theoderichs Herrschaft standen, nicht höher als auf etwa 100000 Seelen oder 20000 wehrhafte Männer veranschlagt. Den Römern gegenüber in der Minderheit, umgeben von römischer Kultur, nach römischer Art regiert, schon vorher durch den langjährigen Aufenthalt in den Donauprovinzen für fremde Einflüsse empfänglich geworden, wären die Goten trotz Verschiedenheit der Konfessionen und des Eheverbotes mit Römern unaufhaltsam und vollständig der Romanisierung verfallen, wenn die politischen Ereignisse nicht in diese naturnotwendige Entwicklung eingegriffen hätten. Durch innere Zerwürfnisse geschwächt, erlagen sie bald nach Theoderichs Tode den Byzantinern. Von Nationalgefühl sind nur Spuren bei ihnen zu finden. Wie weit sich gotisches Volkstum in Italien und in den Alpenländern erhalten hat, ist schwer zu entscheiden. Es bleibt hier bei Vermutungen. Wohin sich die Goten gewandt haben, die nach der Schlacht am Vesuv mit den Byzantinern einen Vertrag abschlossen, ist nicht überliefert; auch von ihnen sind keine sicheren Spuren nachzuweisen, was in Rücksicht auf ihre geringe Zahl nicht Wunder nehmen kann. Es ist möglich, daß sie in den nicht zum römischen Gebiet gehörigen Teilen der Schweiz Unterkommen fanden und dort mit den Alamannen verschmolzen sind. Wenn sich einige Schweizer Gemeinden gotischer oder römischer Abkunft rühmen, so haben derartige Ueberlieferungen nicht viel größeren Wert als die Trojanersage der Franken usw. Wichtiger ist allein der Umstand, daß das rätische Recht ostgermanischen Charakter zeigt. Doch lassen sich hieraus keine positiven Schlüsse ziehen. (Dr. L. Schmidt, Deutsche Erde, 1904, 5.)

Rasse und Beruf. Wie in Tracht und Hausbau, in Sitten und Gebräuchen, in Sprache und Weltanschauung, in Religion und Kunst, in Wissenschaft und Gesellschaftsordnung, so äußert sich die Rasse auch im Beruf. Das erklärt sich aus der körperlichen Anlage, die einer Rasse eigen ist und die für bestimmte Arbeiten besonders befähigt, und ferner aus der geistigen Anlage, die eine angeborene Neigung für ganz bestimmte Arten von Beschäftigung hervorruft. Das Studium des Verhältnisses von Rasse und Beruf erschließt uns häufig Erkenntnisse über den Rassenzusammenhang eines Volkes und lehrt uns, die beruflichen Fähigkeiten eines einzelnen und die politischen Fähigkeiten eines ganzen Volkes besser einzuschätzen. Z. B. haben die jüngsten Sprachforschungen darauf aufmerksam gemacht, daß türkische und finnische Elemente in den Japanern stecken. Daraus hätte man leichter die kriegerischen und staatsmännischen Fähigkeiten des Inselreiches ableiten können, und den Russen wäre vielleicht die verhängnisvolle Unterschätzung ihrer tapferen Gegner erspart worden. Gerade die Japaner bieten zu der Wechselwirkung zwischen Rasse und Beruf mehrere auffallende Erläuterungen. In Sachalin und an der sibirischen Küste waren die Japaner bisher vornehmlich als Fischer tätig. Die Finnen sind aber seit alters ein Wasser- und Fischervolk gewesen. Genau wie in der Sprache der finnischen Madjaren nur die auf Fischerei bezüglichen Ausdrücke ursprünglich sind, während die auf Jagd und Krieg bezüglichen sich als Lehnworte aus anderen Sprachen erwiesen haben, so ist auch noch der heutige Japaner dem uralt angestammten Fischerberuf treu geblieben, während er stets ein schlechter Jäger war und es noch jetzt ist. Die Iren neigen zu einem demagogischen Charakter, wie auch die ihnen verwandten Südeuropäer. Die Engländer werden in den Kolonien, auch wenn ihre Ahnen mehrere Geschlechter hindurch Handwerker oder Bauern waren, am liebsten wieder Jäger und Spekulanten, da das alte Piratentum und der nordgermanische Geist das erobernden Entdeckers ihnen noch im Blute steckt, während die eigentlichen Kolonisten in der Regel von Schotten gestellt werden, die einer seßhaften Rasse entstammt sind. Auch könnte das kommerzielle Talent der Juden auf derartige triebhafte Neigungen und nicht, wie es so oft geschieht, auf den Zwang eines ungünstigen Milieus zurückgeführt werden. Doch muß auch der Einfluß der Umgebung, Gewöhnung und Tradition mit in Rechnung gestellt werden, wie wenn Weinbau, Schiffer- und Matrosenberuf in einer Reihe von Generationen immer wieder ausgeübt wird. Aber man kann an diesen Beispielen auch zeigen, daß die Gewohnheit und äußerliche Vererbung eines Berufs ihre Grenzen hat. Manche Nationen sind durch Neigung zu besonderen Handwerken bekannt. So sprechen wir von Rastelbindern und Mausefallhändlern, wenn wir Slowaken und Wasserpolaken meinen. Ein „Böhm" ist meistens ein Musikant, die Zigeuner sind von alters her Kunstreiter, Musikanten und Kesselschmiede. Die Engländer sind berühmt wegen ihrer Geschicklichkeit in der Verfertigung von Herrenkleidern, die Franzosen in der Erfindung von Damenmoden. Die Deutschen sind in der ganzen Welt als Bäcker bekannt, ebenso die Deutschen und Schweizer als Wirte und Gasthausbesitzer. Die Chinesen haben in ganz Amerika und Australien das Wäschereigeschäft monopolisiert. Bei den verschiedenen Völkern finden wir auch bestimmte Neigungen zu Sport und Spiel. (Dr. A. Wirth, Hamburgischer Korrespondent, 1904, No. 303.)

Die Herkunft der Runen. Wie deutsche Zeitungen (Voss. Ztg., Weser-Ztg. vom 15. Dezember 1904 und Literar. Zentralblatt, LV, 52) berichten, hat Otto von Friesen, Dozent in Upsala, Forschungen ausgeführt und Vermutungen über die Herkunft der Runen geäußert, die „geeignet sind, in wissenschaftlichen Kreisen Aufsehen zu erregen". Dieser neue Versuch, die Schrift unsrer germanischen Vorfahren von einem der südeuropäischen Alphabete abzuleiten, ist hier ebenso verfehlt wie alle früheren, „ein totgeborenes Kind", wie ich mich vor kurzem (Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, I, 6) ausgedrückt habe. Wer einen südlichen oder östlichen Ursprung der Buchstabenschrift annimmt, befindet sich bezüglich der Runen nach meinen früheren Worten in einer „Sackgasse" („Zur Geschichte der Buchstabenschrift", Beil. z. Allg. Ztg., 103, 1899, und „Das Runenrätsel", in meinem Buche „Die Germanen", Eisenach und Leipzig, 1904), aus der es keinen Ausweg gibt. Denn die augenfällige Aehnlichkeit der Runen mit allen alteuropäischen und verschiedenen kleinasiatischen Schriftarten zwingt zur Voraussetzung eines gemeinsamen Ursprunges; die Ableitung der ersteren aus einem oder mehreren der letzteren ist aber, wie auch dieser Versuch aufs neue beweist, ein Ding der Unmöglichkeit. Wimmers Ansicht, „wonach die Runen vom lateinischen Alphabet der Kaiserzeit" stammen sollten, hat sich zwar ziemlich lange gehalten, ist aber von mir von vorn-

herein für unmöglich erklärt worden und jetzt aufgegeben. Es folgte eine ganze Reihe neuer Erklärungsversuche, zuletzt der des schwedischen Dozenten, alle aber nicht nur untereinander, sondern auch mit den Tatsachen in Widerspruch. Wie seinerzeit von Grönberger („Zur Runenlehre", Zeitschr. f. deutsche Philol., XXXII, 3, 1900) sich vergeblich bemüht hatte, eine Abstammung von der römischen Kursive (geschriebenen Buchstaben) glaublich zu machen, so versucht dies nun von Friesen mit nicht besserem Erfolge von der griechischen. Wie verkehrt beide Meinungen sind, geht schon daraus hervor, daß ihre Vertreter noch andere Schriftarten zu Hülfe nehmen müssen, der eine die keltischen, der andere die großen römischen Buchstaben. Die Schrift der Papyrusfunde ist allerdings der von Ulfila gebrauchten zum Verwechseln ähnlich; das beweist aber nur, daß der gotische Bischof eben die damals übliche griechische Schrift angenommen und nur der gotischen Sprache angepaßt hat. Gerade diese Abweichungen sind ein untrügliches Zeichen, daß die Goten schon vorher im Besitze einer Schrift, der gemeingermanischen Runen, waren. Auch die neuerdings von Salin („Die altgermanische Tierornamentik", Berlin, 1904, von mir in „Deutsche Kunst und Dekoration", XII, 12, und in den „Wartburgstimmen", II, 16, beurteilt) geäußerten Ansichten, daß die Runen ums Jahr 200 n. Chr. mit einem Kulturstrome vom Schwarzen Meere zur Ostsee gekommen seien, können die Friesensche Theorie nicht stützen, da sie selbst, wie ich im einzelnen nachgewiesen habe, in der Hauptsache verfehlt sind. Wann wird man endlich solche vergebliche Versuche unterlassen, wann wird man einsehen, daß auf diesem Wege des Rätsels Lösung unmöglich ist? Nur in umgekehrter Richtung gelangt man, wie ich schon vor 17 Jahren gezeigt habe, zum Ziele. Hätte man damals auf meine Warnung gehört, wie viel unnötige Mühe hätte man sich ersparen können!

Dr. L. Wilser.

Psychologie.

Die Anfänge der Kunst und die Theorie Darwins. Dieses Problem stellt den Forscher vor eine doppelte Aufgabe. Er hat erstens die Darwinsche Theorie, wonach die Kunst ein Bewerbungsprodukt ist, kritisch zu untersuchen. Da das Ergebnis der Kritik zunächst negativ lautet, erwächst ihm daraus die zweite Aufgabe, seine eigene Auffassung von den Anfängen der Kunst zu entwickeln. Er würde dabei nachzuweisen haben, daß nach seiner Ansicht eine positive Kritik trotz jenes negativen Ergebnisses doch einen gewissen Anschluß an die Darwinsche Theorie gewinnen kann. Bei Behandlung der ersten Aufgabe stellt sich die Frage so: entspricht die Theorie Darwins, wonach die Künste aus der Bewerbung des männlichen Geschlechtes um das weibliche entsprungen wären, den Tatsachen, oder entspricht sie ihnen nicht? 1. Zuerst wird die Tierwelt betrachtet: hier finden sich besonders bei den Vögeln viele an die künstlerische Produktion erinnernde Bewerbungserscheinungen. Aber wenn man die näheren Verwandten des Menschen untersucht, also vor allem die Affen, so kann man nur weniges anführen, und von diesem wenigen ist es keineswegs sicher, daß es der Bewerbung dient. Der Konnex zwischen den tierischen Bewerbungserscheinungen und den Anfängen der menschlichen Kunst wird also durch die Tatsachen durchaus nicht so wahrscheinlich gemacht, wie man angesichts jener Analogien zuerst glauben sollte. 2. Die Erörterung wendet sich der Menschenwelt zu. Wie verhält es sich hier a) mit dem ästhetischen Genießen, b) mit der künstlerischen Produktion? a) Nach der Darwinschen Theorie müßte der ästhetische Genuß sein eigentliches Fundament in der Schätzung der gattungsmäßigen Leibesschönheit haben. Es ist aber aus den uns bekannten Tatsachen, besonders aus der Eigenart der primitiven Kosmetik, nicht leicht wahrscheinlich zu machen, daß die Schönheit des normalen Körpers anfänglich im Zentrum eines ästhetischen Genießens steht, das ja mit dem Begehren des Gesunden, Normalen nicht verwechselt werden darf. Mit mehr Recht könnte man behaupten, daß die volle Würdigung der nackten Leibesschönheit erst in den Höhengebieten der Kultur, im antiken Hellas und im Italien der Renaissance zum alles beherrschenden Mittelpunkt künstlerischer Interessen geworden sei. — b) Ganz analog wird man bei der künstlerischen Produktion zu urteilen haben. Daß die primitive Kunst viele Beziehungen auf das Sexualleben darbietet, ist bei einem so gefühlsreichen Gegenstande selbstverständlich. Stellt man sich dagegen die Frage, ob die primitive Kunst

mehr Beziehungen auf die Bewerbung enthalte als die entwickelte, so muß man antworten: im Gegenteil, das Erotische hat für die Kunst der Kulturvölker eine viel umfassendere Bedeutung als für die Kunst der uns bekannten primitiven Stämme. Dies läßt sich gerade bei denjenigen Künsten, auf die es hierbei besonders ankommt, nämlich bei dem Körperschmuck und dem mit Musik und Poesie verknüpften Tanze mit überzeugenden Gründen nachweisen. Schon die beiden Tatsachen, daß in der primitiven Lyrik das erotische Motiv so gut wie ganz zu fehlen scheint, und daß sich die Tanzfeste der Primitiven häufig nur unter Männern abspielen, während es den Weibern bei Todesstrafe verboten ist, die Festhütte zu betreten, wird jeden gegen die Darwinsche Hypothese bedenklich stimmen müssen. Man gelangt so zu dem Resultat, daß der Versuch einer einseitigen Ableitung der Kunst aus den menschlichen Bewerbungsvorgängen durch die Tatsachen nicht unterstützt wird. (K. Groos, Bericht über den ersten Kongreß für experimentelle Psychologie, Leipzig, 1904, Verlag von A. Barth.)

Rassen-Hygiene.

Die Vererbung der Anlage zu Gesundheit und Krankheit. Die gütige und weise Mutter Natur hat dem menschlichen Organismus so viele Schutzmittel auf den Lebensweg mitgegeben, die Selbstregulierung unserer Körperfunktionen so praktisch eingerichtet, die eigene Heilkraft des Körpers, die erst mit dem Sinken der Lebenskraft versagt, so wundersam ausgebildet, daß wir uns am besten und sichersten diesem Wirken der Natur anvertrauen. Diese Erkenntnis bricht sich von Jahr zu Jahr kräftiger Bahn. Was man noch vor 30—40 Jahren kaum für möglich gehalten, ist jetzt etwas ganz Selbstverständliches. Die natürlichsten Heilmittel: Licht, Luft, Wasser, Bewegung, Diät usw. stehen heute bei der Behandlung vieler Krankheiten in erster Reihe. Der Mensch hat es also in seiner Hand, sich das Maß von Gesundheit und Kraft, das ihm verliehen ist, möglichst lang unverändert zu erhalten und vieles zu vermeiden oder von sich abzuwehren, was ihn schädigen könnte. Aber was er nicht in der Hand hat, auf was er keinen Einfluß hat, das ist das Erbteil seiner Väter. Aus einer Eizelle entwickelt sich der Mensch bis in die feinste Einzelheit nach einem ganz bestimmten Typus nicht nur als Mensch überhaupt, sondern als Mitglied einer Rasse, einer Familie, eines Geschlechts, unverkennbar ähnlich seinen Voreltern. Noch weiß der Säugling in der Wiege nichts von dem „schwarzen und heitern" Lose, und dennoch ist seine physische Zukunft vorgezeichnet durch seine vererbte Anlage. Früher war man viel freigebiger mit dem Begriff der Vererbung. Jetzt hat die Wissenschaft den Begriff enger gefaßt. Sie hat nachgewiesen, daß nur ganz ausnahmsweise Krankheiten selbst von dem Neugeborenen mit auf die Welt gebracht werden, daß dieser vielmehr nur eine gewisse Konstitution, eine bestimmte Körperbeschaffenheit und eine Anlage zu dieser oder jener Krankheit erbt. So wird nicht die Tuberkulose, nicht die Blutarmut, nicht die Rachitis vererbt, sondern nur die Disposition, die Neigung zu solchen Leiden, die geringere Widerstandsfähigkeit gegenüber denselben. Wirkliche Vererbung von Krankheiten gehört zu den Ausnahmen, auch wenn sie familienweise und generationsweise auftreten. Freilich eine ererbte Anlage des Körpers und einzelner Organe zu Gesundheit und Krankheit ist unbestreitbar. Eine „Stelle verminderter Widerstandskraft" bringt so manches Kind mit auf die Welt, irgend eine Störung seiner Gewebe, seiner Blutmischung, eine gewisse Empfindlichkeit zu bestimmten Krankheiten. Ist die Keimzelle in allen ihren Teilen kräftig und gesund, so wird damit eine Anlage zur Gesundheit des sich aus der Zelle entwickelnden Individuums gegeben sein. Hat die Keimzelle schon schwächliche ungesunde Partieen, so ist damit dem künftigen Menschen eine wenig günstige Körperausbildung in Aussicht gestellt. In vielen Fällen gelingt es, durch eine aufmerksame Pflege, durch kräftigende Lebensweise und entsprechende Ernährung gegen die Anlagen einen erfolgreichen Kampf zu führen. Indes schon bei dem Eingehen einer Ehe sollen Mann und Frau darauf bedacht sein, einen Bund zu schließen, welchem Krankheitsanlagen fern bleiben. Nur wenn beide Teile kerngesund sind, ist zu hoffen, daß auch die Nachkommenschaft sich dieses Segens erfreut. Jeder Knabe und jedes Mädchen, jeder Jüngling und jede Jungfrau sollte deshalb so erzogen werden, daß, wenn sie einmal in den Ehestand treten, ihre Gesundheit eine tadel-

lose ist. Diese physische Erziehung beruht aber in einer einfachen, naturgemäßen, abhärtenden Lebensweise und in der Ausschaltung aller schädigenden Einflüsse. Eltern und Erzieher sollten sich stets bewußt sein, daß in den Kindern die späteren Generationen schlummern und daß, was sie an dem einzelnen Kinde tun, ein Beitrag zum Wohle der ganzen künftigen Menschheit ist. Krankheitsanlagen, welche vielleicht auf dem Kinde lasten, können sicher zurückgedrängt, ererbte Anlagen zur Gesundheit sicher verstärkt und konserviert werden. Dieser Zuversicht gemäß zu handeln ist richtiger, als die vermeintliche Unabänderlichkeit der Disposition mutlos, energielos hinzunehmen. Das schönste Ziel der Erziehung ist die Erhaltung und Mehrung der Lebens- und Tatkraft. (Dr. L. Fürst, Blätter für Volksgesundheitspflege, 1904, No. 15.)

Anthropometrisches Laboratorium für Entartungsprobleme. In Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke haben Dr. Grotjahn und Dr. Kriegel (Berlin) Herausgeber der „Jahresberichte für soziale Medizin", ein Laboratorium eingerichtet, in dem sie vergleichende Messungen möglichst zahlreicher Personen von gleicher Familienabstammung, oder gleichem Beruf, oder gleichen sozialen Lebensbedingungen vorzunehmen beabsichtigen. Sie hoffen dadurch hygienisch wertvolle Aufschlüsse über gewisse Veränderungen des menschlichen Körpers unter dem Einflusse der Berufsarbeit, der städtischen oder ländlichen Lebensweise und der Vererbung zu erlangen. Sie versenden zu diesem Zweck ein Zirkular an die in Frage stehenden Personen, in welchem an dieselben die Bitte gerichtet wird, eine Bestimmung des Körpergewichts, der Körpergröße, des Brustumfangs, der Lungenkapazität usw. vornehmen zu lassen. Als Gegenleistung für die Mühewaltung dürften den Kranken oder Krankheitsverdächtigen die Kenntnis der genauen Maßbestimmungen ihres Körpers willkommen sein, zumal die Begründer des Instituts gern bereit sind, diese Messungen später zu wiederholen und so einen Vergleich in den Veränderungen der Körperkonstitution zu ermöglichen.

Ueber die Zunahme der Geisteskrankheiten bringt das Berliner Tageblatt folgende Notiz: Eine erschreckende Zunahme der Geisteskrankheiten in Chicago wird in dem von dem Direktor des Chicagoer Irrenhauses, Dr. Podstata, soeben herausgegebenen Jahresbericht festgestellt. Danach ist in Chicago unter 150 Personen eine wahnsinnig. Die Ziffer der Geisteskrankheiten in der Stadt hat sich seit 50 Jahren vervierfacht und zeigt die schnellste Zunahme in der ganzen Welt. Dr. Podstata geht in seiner Besprechung dieses Zustandes so weit, zu sagen, daß bei der Fortdauer der gegenwärtigen Entwicklung innerhalb 500 Jahren die Hälfte der kaukasischen Rasse wahnsinnig und in weiteren 200 Jahren die gegenwärtige Civilisation vernichtet sein würde. Das geräuschvolle Leben und die angestrengte Arbeit in den großen Städten, die fortwährenden Erschütterungen des Nervensystems, die zu Geisteserkrankungen prädestinieren, sind nicht Chicago allein eigen. Sie sind auch nicht der Hauptgrund, dieser ist vielmehr nach Ansicht der maßgebendsten Autoritäten die übereifrige Jagd nach dem Dollar und die Uebertreibungen, die die Folge davon sind. Viele Frauen der Gesellschaft und in einem Beruf tätige Frauen verbrauchen jetzt ihre Kräfte bis zur Erschöpfung, was zur Folge hat, daß ihre Kinder kraftlose Schwächlinge sind. Weniger Arbeit und mehr Erholung, ein naturgemäßeres und weniger verkünsteltes Leben werden den Einwohnern Chicagos von diesen Autoritäten empfohlen.

Kindersterblichkeit und Alkoholismus. Bei den jüngsten Debatten im preußischen Herrenhaus über den Kultusetat wurde auch der erschreckend hohen Kindersterblichkeit in Preußen Erwähnung getan. Als Mittel zur Abhülfe wurden wohl die bessere Ausbildung der Mediziner in der Kinderheilkunde, die Säuglingsheime und Säuglingskrankenhäuser, die Sorge für gute Kuhmilch genannt. Das Wichtigste aber, die Beziehungen zwischen Alkoholmißbrauch und Kindersterblichkeit, vergaß man. Der Alkohol beeinträchtigt die Stillfähigkeit der Frauen; der Alkoholismus der Eltern schädigt aufs tiefste die Lebensenergie der Kinder, ganz gewöhnlich schon im Mutterleibe, und häufig durch die unvernünftige Darreichung geistiger Getränke schon im Säuglingsalter. Ist es da ein Wunder, daß unter den Kindern von Trinkern die fünffache Sterblichkeit herrscht wie unter denen von mäßigen Eltern? (Das Land, 1904, No. 1.)

Versicherung und Mutterschaft. Präsident Roosevelts beunruhigende Reden über Abnahme der Geburten und Rassenselbstmord haben, wie dem Berliner Tageblatt aus Newyork gemeldet wird, die Frauen von Boston zur Gründung einer Versicherung veranlaßt, die zur Mutterschaft ermutigen soll. Durch diese

Versicherung sollen Mütter für jedes Kind 200—500 Dollars von einer eingetragenen Genossenschaft, die niedrige Beiträge erhebt, erhalten. Die Bedingungen bestimmen, daß zwischen der Geburt zweier Kinder in derselben Familie mindestens 18 Monate vergehen müssen.

Sozialhygiene und Sozialpolitik.

Landeskommission für Volkswohlfahrt. Im preußischen Abgeordnetenhaus hat Graf Douglas einen bemerkenswerten Antrag auf Schaffung einer Landeskommission für Volkswohlfahrt eingebracht. Der Antrag lautet: Das Abgeordnetenhaus wolle beschließen, die Staatsregierung zu ersuchen, in Erweiterung der in Anregung gebrachten Landeskommission zur Bekämpfung des Alkoholismus eine Landeskommission für Volkswohlfahrt zu schaffen als ein die Staatsregierung beratendes Organ zur Erhaltung und Hebung des körperlichen, geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Wohles des Volkes. Der Antragsteller führte aus: Auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung steht Deutschland bisher unerreicht da. Wenn Preußen seinen Aufgaben auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege bisher nicht in gleichem Maße gerecht geworden ist, wie das Reich, so liegt das in erster Linie an dem Fehlen einer mit der genügenden Initiative ausgestatteten Zentralstelle. Was uns fehlt, ist: eine auf allen einschlägigen Gebieten arbeitende Landeskommission für Volkswohlfahrt. Die bloße Schaffung einer Kommission zur Bekämpfung des Alkoholismus könnte dieser leicht den Vorwurf parteilicher Einseitigkeit zuziehen und so ihre Wirksamkeit lähmen. Die Gebiete, mit denen sich die beantragte Landeskommission eventl. zu beschäftigen hätte, wären die gesamte Gesundheitspflege, mithin die Bekämpfung der drei Hauptkrankheiten: der Tuberkulose, der Syphilis und des Alkoholismus, ferner des Krebses und aller Seuchen, die Unfallverhütung und erste Hülfe in Unglücksfällen, Ausbildung von Pflegepersonal, die Belehrung des Publikums auf den einschlägigen Gebieten, wie über die Kurpfuscherei; ferner die Verbindung mit den verschiedenen Frauenvereinen, wie denen vom grünen Kreuz (Frauenschutz), wie denen für Wöchnerinnen, Säuglingspflege, Kinderbewahranstalten. Weiterhin würde sich das Gebiet der Tätigkeit jener Landeskommission überall dahin zu erstrecken haben, wo eine sittliche Einwirkung not tut; also auf die Fürsorge für die mit einem leiblichen, geistigen oder sittlichen Defekt Behafteten, namentlich auch für solche, die nicht in einer Anstalt haben untergebracht werden können, also die Geistesschwachen und Irren, wie Idioten und Epileptische, Säufer, gefallene Mädchen, entlassene Sträflinge, die Tauben, Blinden, Krüppel, Armen und Kranken. Der Tätigkeit der Kommission fielen weiter anheim: die Vereine für Innere Mission, insoweit die Tätigkeit nicht auf konfessionellem Gebiete liegt, die Vereine zur Fürsorge für verwahrloste Kinder und solcher in Fürsorgeerziehung, die Vereine für die schulentlassene Jugend, wie die Fortbildungsschulen, die Herbergen zur Heimat, Mädchenhorte und Jünglingsvereine, die Vereine für Volksbibliotheken, Lese- und Wärmehallen, Arbeitergärten und Ferienkolonien. Schließlich sei auf überwiegend sozial-wirtschaftlichem Gebiete noch hingewiesen auf die so wichtige Wohnungsfrage, die Heimstätten, das Kollekten- und Sparwesen, die freiwillige Feuerwehr. — Wem liegt nun gegenwärtig die Verpflichtung ob, dies gewaltige Gebiet zu pflegen? In erster Linie ist es die Staatsregierung. Beim Verwaltungsbeamten pflegt aber naturgemäß die Initiative mehr zurückzutreten. Als besonders produktiv erscheinen die Parlamente. Sie sind aber durch ihre übrigen Arbeiten bereits so überlastet, daß jenen weiten Gebieten nicht die genügende Aufmerksamkeit geschenkt werden kann und verhängnisvolle Unterlassungen eintreten. Als dritter in Frage kommender Faktor steht unser Volk mit seiner freiwilligen Liebestätigkeit. Die Isolierung der einzelnen Vereine, ihre vielfache einseitige Betonung der Vereinsbestrebungen, die Unmöglichkeit für die Staatsregierung, etwaige Resolutionen von Generalversammlungen gründlich und sachgemäß zu prüfen, da die genügenden Organe fehlen, das und manches andere lähmt oft die treueste Arbeit. Auch nach dieser Seite hin wäre darum eine Zusammenfassung aller dieser Interessenten in einer Landeskommission von eminenter Bedeutung. Es fehlt auch bereits nicht an ähnlichen Versuchen. Württemberg hat seit fast 100 Jahren eine Zentralstelle der Wohltätigkeitsvereine; England hat verwandte Einrichtungen; Frankreich ist im Begriff, ein eigenes Ministerium für Wohlfahrtspflege zu gründen. Während hier also eine teilweise Zentralisation

erstrebt wird, bezweckt der Antrag eine Zentralisation für den ganzen Umfang der Volkswohlfahrt. — In eine solche Landeskommission wären Männer zu berufen, die sich in der Tätigkeit für das Volkswohl bereits bewährten. Und ihre Aufgabe wäre, die königliche Staatsregierung zu beraten, sobald es gewünscht wird, aber auch anregend auf sie zu wirken. Es könnte auch nicht ausbleiben, daß eine Arbeit, die von den verschiedensten Teilen unseres Volkes geleistet wird, nicht bloß unter den Arbeitsgenossen ausgleichend, sondern auch allgemein sozial versöhnend wirken würde. Es ist unvermeidlich, daß ein Antrag wie der vorliegende, der ein volles Novum bedeutet, auf die mannigfachsten Widerstände stößt. Man befürchtet, der Antrag sei zu umfassend. Einer Beschränkung stände aber entgegen, daß die einzelnen Materien zu sehr ineinandergreifen und ihre Trennung einen vollen Erfolg in Frage stellen würde. Sicher aber wird eine Organisation wie die vorgeschlagene sich als ein Merkstein in der Geschichte der Volkswohlfahrt erweisen. Ueber die Größe der Aufgabe kann niemand im Zweifel sein, aber hoffentlich wird sie weit übertroffen werden von der Größe des Erfolges. Denn bleibt unser Volk allezeit der Mahnung eingedenk: Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden, dann wird sich auch die Verheißung erfüllen: denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören!

Bund für Mutterschutz. Der Bund für Mutterschutz veröffentlicht folgenden Satzungsentwurf: § 1. Zweck des Vereins ist, uneheliche Kinder und deren Mütter vor wirtschaftlichem, gesundheitlichem und geistigem Verkommen zu bewahren und unberechtigte Vorurteile gegen sie zu beseitigen. § 2. Diesem Zwecke dienen folgende praktische Maßnahmen: a) Ansiedelung lediger Mütter mit ihren Kindern — vor oder nach der Entbindung — tunlichst auf ländlichen Terrains, Sicherung ihrer Existenz und Kontrollierung einer geeigneten Erziehung ihrer Kinder; b) Propaganda durch Versammlungen und Vorträge, Organisation in Ortsgruppen, Korrespondenzartikel für die Presse, aufklärende Broschüren, Flugblätter und ev. ein periodisches Organ; c) Erstrebung einer Niederkunftsversicherung; d) Vorbereitung gesetzlichen Mutterschutzes. § 3. Mitglied des Bundes kann — ohne Rücksicht auf Geschlecht, Beruf, Religion, politische oder sonstige Anschauungen — jeder werden, der die Ziele des Bundes billigt. Der Erwerb der Mitgliedschaft geschieht durch Anmeldung und Einsendung des — nach Selbsteinschätzung (jedoch nicht unter Mk. 1,—) zu bemessenden — Jahresbeitrages an die Geschäftsstelle, deren Quittung als Mitgliedskarte gilt. Zum Austritt genügt eine — bis längstens drei Monate vor Beginn des neuen Geschäfts-(Kalender-)Jahres einzusendende — Austrittserklärung. § 4. Die Leitung des Bundes liegt in Händen eines Ausschusses, der sich durch Zuwahl ergänzt. Er wählt aus seinen Mitgliedern einen Vorstand zur Führung der laufenden Geschäfte, der die Vorstandsämter unter sich verteilt. Dieser hat alle zur Erreichung der Zwecke des Bundes erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen, jedoch dem Ausschusse über seine Geschäftsführung periodisch Bericht zu erstatten und wichtige Angelegenheiten ihm zur Beschlußfassung zu unterbreiten. § 5. Im Falle der Auflösung beschließt die vom Vorsitzenden einzuberufende Mitgliederversammlung über Verwendung des Bundesvermögens. § 6. An Plätzen, wo sich hinreichend Mitglieder des Bundes finden, können diese sich zu besonderen Ortsgruppen zusammenschließen, welche sich selbst die erforderliche Organisation geben und freie Hand hinsichtlich ihrer Betätigung haben, sofern diese nicht mit dem Grundgedanken und praktischen Arbeiten des Gesamtbundes kollidiert, in welchem Falle der Ausschuß das Recht des Einspruches und eventuell der Auflösung hat.

Was versteht man unter Alkoholfrage? Darüber gibt der Hamburger Arzt Dr. med. Fock die nachfolgenden treffenden Darlegungen. Die Alkoholfrage ist nicht die Frage: ob jede kleinste Menge Alkohol der Gesundheit des Einzelnen nachweisbaren Schaden bringe, oder ob der Alkohol in mäßigen Mengen genossen, Eiweiß sparen könne, oder ob der Alkohol die Herztätigkeit anregen könne, oder ob der Alkohol gelegentlich als Arzneimittel verwendet werden könne, und ähnliches, sondern die Alkoholfrage ist klipp und klar die Frage: Wie kann der Summe von Schädigungen, die wir unter dem Namen „Alkoholismus" zusammenfassen, mit Erfolg entgegengetreten werden? Und die Antwort lautet: 1. Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß die Mahnungen zu strenger Mäßigkeit der großen Masse gegenüber erfolglos verhallen; eine allgemeine Mäßigkeit ist ein unerreichbares Ziel, dem nachzustreben eine Vergeudung von Kräften darstellt. 2. Die aus psychologischen und taktischen Gründen erhobene Forderung völliger

Enthaltung von Alkohol hat bisher gute Erfolge erzielt; in Nordamerika zehn Millionen Abstinenten, in England sieben Millionen, in Deutschland in etwa zehnjähriger Arbeit 55 000. 3. Wer praktisch den Alkohol bekämpfen will, tut dies am besten, wenn er die Abstinenzbewegung fördert.

Rechtswissenschaft.

Die Lehre vom geborenen Verbrecher. Die Worte „geborener Verbrecher" oder instinktiver Verbrecher (delinquente nato) wollen besagen, daß es Menschen gibt, die von Geburt mit Naturanlagen ausgestattet sind, welche sie später mit Notwendigkeit zu Verbrechern werden lassen. Alle Welt ist darüber einig, daß der Erwachsene das Produkt seiner natürlichen Anlagen, die er bei seiner Geburt mitbrachte und äußerer Einflüsse, wie Erziehung und Lebensschicksale, ist. Die Erfahrungen unserer Zeit weisen immer mehr darauf hin, daß die angeborenen Eigenschaften ausschlaggebend sind und durch Erziehung nur wenig beeinflußt werden können. Künstlerische Begabung, Talent für Mathematik, Sprachen gelten seit langer Zeit als angeborene seelische Kräfte, die nachträglich nicht eingepflanzt werden können; allein auch elementare Funktionen, die Arten des Auffassens, Behaltens, Fühlens und Wollens erweisen sich immer mehr als angeborene und oft auch ererbte Eigentümlichkeiten. Sollten nicht auch im sittlichen Charakter die angeborenen Anlagen ausschlaggebend sein? Hier aber glaubt man an Freiheit, Selbstbestimmung und Verantwortung. Freilich werden heute schon die Geisteskranken anders beurteilt. Schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts spielt in psychiatrischen Lehrbüchern und Schriften die „moral insanity" eine gewisse Rolle. Aber es handelt sich um die weitere Frage, ob es eine angeborene unverbesserliche Immoralität ohne andere Zeichen von Geisteskrankheit gibt. Der Begriff des „moralischen Irreseins" hat im Laufe der Zeit manche Wandlungen durchgemacht. Die einen meinen, daß die moral insanity immer mit intellektuellen Defekten verbunden sei, andere leugnen es. So viel steht fest, daß es Menschen mit moralischer Minderwertigkeit gibt, deren Intellekt zum Kampf ums Dasein ausreichen würde, welche aber wegen ihrer angeborenen ethischen Defekte sich und die Gesellschaft schädigen. Wie verhält sich nun der moralisch Schwachsinnige zum „geborenen Verbrecher". Beide voneinander streng zu sondern, ist wissenschaftlich undurchführbar. Es gibt keinen Unterschied zwischen beiden Begriffen. Diese Auffassung geht ursprünglich von Lombroso aus, dem Begründer der Kriminalanthropologie. Danach ist der geborene Verbrecher kein Kranker, sondern ein andersartiger Mensch, eine Varietät, eine atavistische Erscheinung. Er ist durch anatomische Merkmale gekennzeichnet. Es hat sich zwar gezeigt, daß unverbesserliche Verbrecher häufiger als ehrliche Gesunde im Bau ihres Schädels und Gehirns, in der Gestaltung des Gesichts, des Ohrs, der Glieder von dem durchschnittlichen Typus des Normalen der gleichen Bevölkerungsschicht und Rasse abweichen. Aber es gelang der kriminalanthropologischen Schule bisher nicht, eine bestimmte morphologische Abweichung oder eine bestimmte Gruppierung von Degenerationszeichen als spezifische Kennzeichen des delinquente nato nachzuweisen. Besonders scheint Lombroso mit der Annahme von atavistischen Abweichungen voreilig gewesen zu sein. Eine pathologische Anatomie des Verbrechergehirnes gibt es ebenfalls heute noch nicht. Doch blieb als bleibender Gewinn der Lombrososchen Lehre die oft bestätigte Tatsache, daß der geborene Verbrecher meistens durch seine körperliche Beschaffenheit verrät, daß er anders ist als der gesunde ehrliche Mensch und daß diese Andersartigkeit in seiner inneren Anlage tiefbegründet ist. Außer anatomischen nimmt Lombroso auch bestimmte physiologische Eigenschaften an, durch die sich der reo nato von der übrigen Bevölkerung unterscheiden soll. Aber überzeugende Beweise hat er nicht erbracht. Ferner hat die neue Wissenschaft sich an die Aufgabe gemacht, den geborenen Verbrecher psychologisch zu charakterisieren. Hier hat Lombroso und seine Schule viele positive Arbeit geleistet, die nicht immer genügend beachtet wird. Freilich ist es nicht möglich zu sagen, daß jeder Verbrecher oder jede Art von Verbrechern durch ganz bestimmte psychische Eigenschaften ein für allemal gekennzeichnet ist. Die wichtigsten Eigenschaften sind: Grausamkeit, Reuelosigkeit, Ehrlosigkeit, Eitelkeit, Arbeitsscheu, Gaunersprache. Die Grundstörung ist die „rudimentäre Entwicklung des Gefühlslebens". Gerade dies

zeigt, daß es einen prinzipiellen Unterschied zwischen moralischem Schwachsinn und geborener Verbrechernatur nicht gibt. Auch ist zuzugeben, daß eine gewisse Aehnlichkeit zwischen moralischem Schwachsinn und Epilepsie besteht. Nach Kräpelin ist die Verbrechernatur eine von den vielen krankhaften Spielarten des Menschengeschlechts, denn der Verbrecher stammt meist aus abnormer Familie. Bei seinen Vorfahren findet sich oft Geisteskrankheit, Trunksucht, Nervenleiden, Selbstmord, hohes Alter bei der Zeugung, Verbrechen, körperliche Entartung, und manche geborene Verbrecher werden oft später schwer geisteskrank. (Dr. R. Gaupp, Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, 1904, S. 25.)

Nochmals Homosexualität und Strafrecht. Außer den Gründen, welche Dr. Schr. in seinem Aufsatze über Homosexualität und Strafrecht für Aufhebung oder Abänderung des in Frage stehenden Paragraphen anführt, könnte man noch eine ganze Reihe anderer Gesichtspunkte ins Feld führen. In erster Linie sind es wohl die überaus schamlosen Erpressungen, die in letzter Zeit geradezu zu einer öffentlichen Kalamität geworden sind, und welche auch denen die Augen geöffnet haben, die bisher eine Aufrechterhaltung des § 175 für notwendig hielten. Für recht geringfügige Vergehungen hat dieser Paragraph nicht selten unbeschreibliches soziales Unglück und selbst Tod in seiner Gefolgschaft. Man denke an die jüngst bekannt gewordenen Fälle Hasse und Hoffmann. Zudem steht die Zahl der erfolgten Bestrafungen in gar keinem Verhältnis zu den tatsächlich vorkommenden Vergehungen. Das Seltsamste aber ist die widerspruchsvolle Art der Rechtsprechung, indem nur gewisse „beischlafähnliche" nicht näher zu beschreibende Handlungen bestraft werden, während andere straflos bleiben, wenn sie auch subjektiv zu denselben Effekten geführt haben. In der Umgrenzung des Begriffes „Beischlafähnlichkeit" herrscht aber eine so tolle Willkür, daß sie fast ans Lächerliche und Komische streift. Bei einer solchen Lage der Dinge kann von einem „Zwecke im Strafrecht" überhaupt nicht mehr die Rede sein, weder von Gesundheit der Rasse, von Besserung, Abschreckung noch Schutz der Rechte dritter. Es ist hohe Zeit, daß diese „Ruine aus dem Mittelalter", wie Geheimrat Pelman kürzlich diesen Paragraphen genannt hat, möglichst bald eingerissen werde. Man braucht für die Homosexuellen keine Spur von Sympathie zu haben, um die Unhaltbarkeit des bisherigen Zustandes anzuerkennen. — O. B.

Bevölkerungsstatistik und Wanderungen.

Die Bevölkerung Frankreichs im Jahre 1903. Nach dem dem Ministerium für Handel, Industrie, Posten und Telegraphen erstatteten Berichte über die Geburten und Todesfälle in Frankreich während des Jahres 1893 war der Ueberschuß an Geburten (73106) ein geringerer, als im Jahre vorher (83944). Die Schuld trifft die Abnahme der Zahl der Geburten um 18666 gegenüber dem Jahre 1902. Dieser Ueberschuß würde noch geringer ausgefallen sein, wenn die Zahl der Todesfälle nicht zu wachsen aufgehört hätte; denn im Jahre 1903 gab es 7828 Todesfälle weniger als im vorangehenden Jahre. — Die Abnahme der Geburtenziffer ist eine allgemeine, sie betrifft 73 Departements. An der Spitze stehen Nord mit 1414 weniger Geburten, Seine mit 1311, Bouches-du-Rhône mit 1018, Gard mit 824 und Dordogne mit 749. Nur in 14 Departements belief sich die Zahl der Geburten höher als im Jahre 1902; am stärksten war die Zunahme in Morbihan mit 710 Geburten mehr, Ille-et-Vilaine mit 494, Manche mit 407, Corse mit 330 und Vosges mit 235. Ordnet man die Departements nach der Zahl des Ueberschusses an Geburten im Verhältnisse zur Bevölkerung, so findet man, daß an höchster Stelle rangieren Pas-de-Calais mit 1,18 auf 100 Einwohner, Finistère mit 1,17, Morbihan mit 1,06, Nord mit 0,78, Vendée mit 0,74, Haute-Vienne mit 0,63, Côtes-du-Nord mit 0,62, Corse mit 0,61, Territorium Belfort mit 0,55, Vosges mit 0,51 und Lozère mit 0,49 pCt. — Was die Zahl der Todesfälle anbetrifft, so wiesen Bouches-du-Rhône 1502, Dordogne 817, Vaucluse 532, Puy-de-Dôme 500 mehr auf als 1902. Unter den Departements, in denen die Sterblichkeit eine geringere war als 1902, figuriert Seine mit 3094 Todesfällen weniger, Nord mit 2015, Manche mit 773, Morbihan mit 760 und Orne mit 701. — Die Zahl der Geburten ist für $^5/_6$, die Zahl der Todesfälle für die Hälfte der Departements geringer ausgefallen; die Abnahme der Mortalität

ist also eine weniger allgemeine als die der Natalität. — Wenn sich also in Frankreich die Zunahme der Bevölkerung so ziemlich auf dem gleichen Niveau im Jahre 1903 gehalten hat, wie in beiden vorangegangenen Jahren, so rührt dieses nicht von einer Besserung der Natalität her, denn die Zahl der Geburten ist seit 1901 in beständigem Rückgange befindlich, sondern vielmehr ausschließlich von einer beständigen Abnahme der Mortalität. — Die untenstehende Tabelle zeigt den mittleren jährlichen Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle auf 10000 Einwohner in den verschiedensten Ländern Europas.

Periode	Frankreich	Deutschland	Oesterreich	Ungarn	Belgien	Großbritannien	Holland	Italien	Norwegen	Schweden
1821—1825	67	—	—	—	—	—	—	—	150	137
1826—1830	50	—	—	—	—	—	—	—	139	84
1831—1835	36	—	—	—	69	—	—	—	111	93
1836—1840	48	—	74	—	85	—	—	—	78	81
1841—1845	54	106	96	—	94	—	105	—	130	111
1846—1850	28	81	6	—	88	—	33	—	121	99
1851—1855	20	74	23	—	70	—	89	—	152	102
1856—1860	28	104	100	—	87	127	65	—	165	120
1861—1865	38	109	89	—	90	126	106	—	133	134
1866—1870	15	98	70	—	62	121	101	66	125	92
1871—1875	5	107	67	—	92	134	106	64	127	124
1876—1880	29	131	82	77	102	145	135	75	151	120
1881—1885	25	113	79	116	102	141	134	106	140	119
1886—1890	11	121	88	115	91	126	131	103	138	124
1891—1895	1	130	95	98	88	117	133	105	135	108
1896—1900	13	147	116	115	109	116	150	110	146	108
1901—1902	21	153	125	121	116	119	153	109	150	108

Was die Anzahl der Ehen anbetrifft, so ist im Durchschnitt eine Zunahme derselben um 1210 gegenüber der im Jahre 1902 zu verzeichnen. Die stärkste Zunahme wies Seine mit 559, Morbihan mit 414, Pas-de-Calais mit 530, Côtes-du-Nord mit 282, Ille-de-Vilaine mit 246, Seine-et-Oise mit 223 und Finistère mit 200 Ehen mehr auf. Den stärksten Rückgang der Eheziffer hatte Loire-Inférieure mit 352 Ehen weniger zu verzeichnen; es folgen sodann Bouches-du-Rhône mit 280 und Côtes d'Or mit 254 Ehen weniger als im Jahre 1892. — Die Zahl der Ehescheidungen nimmt beständig zu; im Jahre 1892 betrug sie 8431, im Jahre 1903 schon 8919. (Nach Revue scientifique, 1904, No. 20.) — Buschan.

Völker- und Rassenpolitik.

Rassenpolitik und Sozialpolitik. Vor einiger Zeit tauchte der abenteuerliche Vorschlag auf, den deutschen Kolonialgebieten dadurch aufzuhelfen, daß man die Eingeborenen mit Sozialpolitik beglücken und dieselben für richterliche und Verwaltungsfunktionen heranziehen möchte. Der Vorschlag war durchaus nicht scherzhaft gemeint und wollte seine Berechtigung daraus herleiten, daß die Kolonialpolitik früherer Zeiten durch Portugiesen, Spanier und Engländer schwere Sünden an den Eingeborenen begangen hätte. Das Deutsche Reich, so hieß es, müsse derartige Fehler vermeiden und eine ganz andere Politik den Eingeborenen gegenüber einschlagen, sie moralisch und intellektuell zu heben und auf diese Art zu brauchbaren Staatsbürgern zu machen suchen. Aus den Kreisen hervorragender Kenner unserer Kolonien waren kurz vorher genau entgegengesetzte Vorschläge gemacht worden: die Abschaffung der farbigen Polizei in unseren Kolonien, die Einschränkung der Bedeutung der Aussagen farbiger Zeugen, schließlich die Einführung einer Art Disziplinargewalt der Ansiedler über ihre farbigen Untergebenen. Gegen diese Vorschläge ist seitens unserer Kolonialverwaltung, soweit wir sehen, ein stichhaltiger Einwand nicht gemacht worden. Um so mehr mußten

jene Vorschläge auf Einführung einer „schwarzen“ Sozialpolitik überraschen. Auch hierin zeigt sich die ganze Weichlichkeit moderner politischer Richtungen, die so weit geht, unseren schwarzen Mitbürgern in den Kolonien erweiterte Rechte geben zu wollen, ohne zu prüfen, ob dieselben auch in richtiger Weise angewendet werden würden. Wie sind die Amerikaner doch manchmal weit verständigere Leute als wir! Bei den Wahlkämpfen um den neuen Präsidenten spielte in den Vereinigten Staaten die Negerfrage eine ganz bedeutende Rolle. Bekanntlich ist den Negern in den Vereinigten Staaten nicht nur die Sklaverei abgenommen, sondern man hat ihnen im Jahre 1868 auch Stimmrecht verliehen. Diese Konzession wurde seinerzeit den Negern nicht um ihretwillen gemacht, sondern war ein Schachzug gegen die Südstaaten der nordamerikanischen Union. Sehr bitter hat sich in den späteren Jahren diese Bestimmung gerächt, und immer wieder tauchen bei Wahlkämpfen Vorschläge auf, die das Negerstimmrecht einschränken oder abschaffen wollen. Bei den gegenwärtigen Wahlkämpfen ist die Negerfrage nun ganz besonders in den Vordergrund geschoben worden. Wie immer in parlamentarisch regierten Staaten, will die ans Ruder kommende Partei Reformen, welche die am Ruder befindliche Partei nicht hat durchsetzen können. Die Abschaffung des Negerstimmrechtes wird nun in den Vereinigten Staaten auf eine ganz eigenartige Weise durchzusetzen versucht. Um den rednerischen Argumenten gegen die Neger eine breitere Unterlage zu geben, tauchen im ganzen Umfange der Vereinigten Staaten Negerverfolgungen wüster Art auf. Ein Lynchjustiz ganz uneuropäischr Art wird geübt, der Neger wird gefoltert und verbrannt, namentlich wenn er einer besonderen Art von Verbrechen gegen weiße Frauen und Mädchen schuldig befunden worden ist. Jedenfalls ist der Unwille gegen die bisher den Negern gegenüber geübte Politik im ganzen Lande ein außerordentlich großer. Alle Versuche, den Neger an ein geordnetes Staatswesen zu gewöhnen, scheinen fehlgeschlagen zu sein. Die angesehensten Stimmen von höheren Beamten sprechen sich für die Abschaffung des Negerstimmrechtes aus. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung brachte dieser Tage einen sehr lehrreichen Artikel über die Negerfrage in den Wahlkämpfen Nordamerikas, in dem sie auch die Aeußerung des Gouverneurs des Staates Mississippi, James Vardaman, über die Negerfrage anführte. Das Urteil scheint uns gerade aus Anlaß der in Deutschland aufgetauchten sozialpolitischen Neigungen den Negern gegenüber sehr beachtenswert und lautet: Als eine Rasse sinkt der Neger mit jedem Tage. Die Erfahrung lehrt, daß er als freier Mann mehr Verbrechen begeht als im Zustande der Sklaverei, daß sein Hang zum Verbrechen mit erschreckender Schnelligkeit zunimmt, und die Zahl der in 1890 von ihm begangenen Verbrechen die des Jahres 1880 um ein Drittel übertrifft. Der Zensus zeigt ferner, daß solche Neger, welche lesen und schreiben können, mehr Verbrechen begehen als solche, die diese Kunst nicht lernten. In den Neuenglandsstaaten sind nur 21,7 v. H. der Negerbevölkerung des Lesens und Schreibens unkundig, während in Louisiana, Mississippi und South-Carolina, dem sogenannten schwarzen Gürtel, 65 v. H. der Farbigen zu den Illiteraten gehören. Und dennoch stellen die Neger in den Neuenglandsstaaten zur Gesamtzahl der Verbrecher einen weit höheren Prozentsatz, als ihre südlichen Stammesgenossen. Doch auch im Süden, besonders in Mississippi, werden die von den Negern begangenen Verbrechen immer zahlreicher und besonders jene, die ich nicht näher zu bezeichnen brauche. Und ich muß hinzufügen, daß gerade diese Verbrechen dem Drange nach sozialer Gleichstellung entspringen. Ich bin überzeugt, daß die Art und Weise der Erziehung geändert werden muß. Wenn es uns nach langen Mühen und großen Kosten bloß gelungen ist, verbrecherische Instinkte beim Neger zu wecken, dann sollten wir einen anderen Versuch machen, dann müssen wir unserer Erziehungsmethode eine moralische Grundlage geben. — James Vardaman erklärt sodann, daß das Volk der Vereinigten Staaten sich wie ein Mann erheben und einen Widerruf des den Negern gegebenen Stimmrechtes verlangen müßte. Der Gouverneur soll übrigens durchaus kein „Niggerfresser“ sein, sondern ein sehr vorurteilsloser Beamter. Auch von verschiedenen anderen Staaten werden Anträge auf Widerruf des Negerstimmrechtes gestellt. Frei soll der Neger sein und bleiben, aber politisch darf er den Weißen in den Vereinigten Staaten nicht gleichberechtigt sein. Das ist eine der Hauptforderungen im Kampfe um den neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten. Wie sonderbar, so bemerkt hierzu die Deutsche Volksw. Korresp., nehmen sich dagegen die in Deutschland gemachten Vorschläge auf eine soziale Hebung der Eingeborenen in unseren Kolonien aus! Daß solche Vorschläge aber gerade während des über alle Maßen rohen Hereroaufstandes gemacht werden können, zeigt die ganze verschrobene Gefühlsseligkeit des deutschen Philisters unserer Tage. (Deutsche Zeitung, 1904, No. 231.)

Amerikanische Arbeiter und Japaner. Während in Deutschland die Presse der Arbeiterpartei täglich in aufgeregtester Weise die Sache des japanischen Kulturvolkes gegen die Unkultur Rußlands vertritt, fordern die amerikanischen Arbeiter, wie die Tägliche Rundschau berichtet, die Japaner als eine minderwertige Rasse unter ein Ausnahmegesetz zu stellen. Während die Vereinigten Staaten sich Japans Freund nennen und ihm — freilich für hohe Zinsen — Geld zum Kriege gegen Rußland borgen, fordern die mächtigen Arbeiterkorporationen Ausschließung der Japaner von einem Recht, das sie den russischen Juden nicht versagen. Die amerikanische Arbeiterföderation hat einstimmig eine Resolution zugunsten der Ausschließung der Japaner aus den Vereinigten Staaten und den Inselbesitzungen angenommen. Es wurde ferner beschlossen, den übrigen Arbeiterorganisationen eine Petition, die dem Kongreß überreicht werden soll und in der um Einführung eines Ausschließungsgesetzes gebeten wird, zugehen zu lassen.

Chinesen und Arbeiterfrage in Transvaal. Lord Milner berichtet an den Kolonialsekretär über die Einführung der Chinesen wie folgt: Es sei noch zu früh, über den Erfolg der Einführung der Chinesenarbeit ein abschließendes Urteil zu fällen, doch die Minenbeamten erklärten dieses Experiment als durchaus zufriedenstellend. Die Leute versprächen, tüchtige Minenarbeiter zu werden und zeigten keinerlei Abneigung gegen die Untergrundarbeit. Ueber die Bedingungen, unter denen sie zu arbeiten haben, seien sie wohl informiert. Der Ausbruch der Beriberi-Krankheit werde weder von den Aerzten noch von den Arbeitern selbst als besonders bedenklich angesehen. Jedenfalls habe weder die Behandlung noch die Speise noch das Klima des Randes etwas damit zu tun. Es habe sich herausgestellt, daß viele der Beriberi-Erkrankungen alte Fälle gewesen seien, und das beste Mittel dagegen werde eine gründliche ärztliche Untersuchung am Orte der Einschiffung und in Durban bilden. In jeder anderen Beziehung sei der Gesundheitszustand der Kulis außerordentlich gut. Die Minenhäuser und die Manager der Minen seien auf das eifrigste bemüht, für geeignete Nahrung und Unterkunft zu sorgen, und die Kulis drückten auch ihre volle Zufriedenheit aus. Von seiten der Schwarzen fand keinerlei feindselige Kundgebung gegen die gelben Arbeiter statt, und die weißen Minenarbeiter schienen die Chinesen sogar mit großer Genugtuung zu empfangen. Lord Milner fügt hinzu: Es ist natürlich unnötig, zu erwähnen, daß von einer oder auch mehreren Schiffsladungen dieser Arbeiter keine dauernden Resultate zu erwarten sind, aber ich erachte das Experiment bisher als genügend zufriedenstellend, um jede weitere Bemühung zu rechtfertigen, einen dauernden Zustrom von Arbeitern aus derselben Quelle zu sichern. — Er gibt auch seiner Ansicht Ausdruck, daß die Anstellung von Weißen unbedingt mit dem Anwachsen der chinesischen Arbeiterzahl zunehmen werde. In den Minen, in denen augenblicklich Chinesen arbeiten, waren im Mai 1904, d. h. vor Eintreffen der Chinesen, 34 Weiße angestellt, während deren Zahl am 4. Juli bereits auf 96 gestiegen war. Eine Entlassung weißer Arbeiter fand nicht statt, würde aber notwendig gewesen sein, wenn nicht chinesische Arbeitskräfte importiert worden wären. — Der Gesundheitszustand der Schwarzen ist besser als im vorigen Jahre. Die aus Zentralafrika bezogenen Neger zeigen sich am empfänglichsten für Krankheit. (Südafrika, 1904, No. 6.)

Chinesen und Eingeborene in Südafrika. Wie mehrere Londoner Blätter melden, fand am „Rand" ein Kampf zwischen Chinesen und Eingeborenen statt, bei welchem acht Chinesen schwer und viele leicht verwundet wurden. Der Angriff soll von den Chinesen ausgegangen sein.

Geistiges Leben.

Unsere heutige Weltanschauung. Es ist ein Irrtum, wenn man sagt, daß es uns bei der Erforschung der Natur um nichts weiter zu tun sei, als um die Erkenntnis der Naturgesetze, welche das Bindeglied aller Naturerscheinungen bilden sollen. Der Physiker muß nach weit Größerem streben als nur nach der Erforschung desjenigen, was man als das Nebeneinander und Nacheinander der Naturphänomene bezeichnet. Sein Forschungsziel muß die Erkenntnis des wahren Wesens der Dinge sein, das dem unvergänglichen Bau jenes Weltalls zugrunde liegt, von dem wir bisher nur ganz oberflächliche und völlig trügerische Vorstellungen besitzen. Wenn

es nun tatsächlich eine der Aufgaben der Naturwissenschaften und ganz besonders der Physik bildet, eine Vorstellung des Weltalls in seiner wahren Wesenheit zu gewähren, dann kann eine Vergleichung der Weltbilder, die sich dem geistigen Auge der Gelehrten während mehrerer Epochen wissenschaftlicher Entwicklung darboten, nicht ermangeln, einen Fragenkomplex von ganz außerordentlichem Reize zu wecken. Am Ende des 18. Jahrhunderts stellte man sich vor, daß das Weltall im großen und ganzen aus einer Reihe wägbarer Substanzen bestehe, die in verschiedenen Verbindungen im Raume zerstreut sind, unter dem Einfluß chemischer Affinität und der Temperatur mannigfaltige Eigenschaften aufweisen, aber inmitten jedes Wechsels stets dem Naturgesetz der Dynamik treu bleiben; die fernerhin ihr Volumen unverändert erhalten und einander auf jede Entfernung hin nach völlig einfachen Regeln anziehen. Gegenüber diesem Weltbilde, dem das Prinzip von der Erhaltung der Energie noch unbekannt war, stellt die neuere Auffassung eine ungeheure Veränderung dar. Im Vordergrunde steht die kontinuierlich wachsende Bedeutung, welche der Elektrizität und dem Aether heute in jeder Darstellung des letzten Wesens der Dinge zukommt. Gegenwärtig gibt es Gelehrte, die in der Materie selbst, in der Substanz aller Dinge um uns, nichts weiter als „geronnene Elektrizität" erblicken, die da glauben, daß das elementare Atom des Chemikers, das wir mit unseren Sinnesorganen längst nicht mehr wahrzunehmen vermögen, nichts anderes ist, als wieder nur ein System von zusammenhängenden Monaden oder Sub-Atomen; daß diese Monaden schlankweg Elektrizität sind, daß sich diese Systeme untereinander nur nach Zahl, Gruppierung und Bewegung der Monaden, die sie enthalten, unterscheiden; daß die verschiedenen bekannten Eigenschaften der bisher mechanisch und chemisch für unteilbar gehaltenen Atome aus diesen Verschiedenheiten und aus diesem allein sich erklären. Die Monaden sind nichts als Modifikationen des allgegenwärtigen Aethers. Nach dieser Lehre ist die „Masse" keine der Materie anhaftende Ureigenschaft. Chemische Affinität und Kohäsion erscheinen dann als leiser Nachhall der inneren elektrischen Kräfte, welche die Teile eines Atoms aneinanderhalten. Selbst die Gravitation erscheint winzig im Vergleiche zu jenen Kräften, die da bewirken, daß mit Elektrizität geladene Körper einander anziehen und abstoßen. Und diese Kräfte treten wieder vor jenen zurück, die unter elektrischen Monaden Anziehung und Abstoßung verursachen. Ein derartiger kühner Versuch, für die physische Natur völlige Einheitlichkeit zu gewinnen, ruft in uns ein Gefühl der höchsten intellektuellen Genugtuung wach. Wie kamen wir aber zu dieser Erkenntnis? Vergessen wir nicht, daß sich unsere Sinneswerkzeuge in uns und in unseren tierischen Vorfahren durch den langwierigen Prozeß der Zuchtwahl entwickelt haben; und was von den Sinnen gilt, findet natürlich auch auf die geistigen Fähigkeiten Anwendung. Nun steht es aber fest, daß unsere Sinne und unsere Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen, schon längst entwickelt waren, ehe sie bei der Suche nach den Geheimnissen des wahren Wesens der Dinge wirksam in Anwendung kamen. Das Erkenntnisvermögen selbst, der selbstlose Drang nach Wahrheit wird der Naturwissenschaft immer ein Rätsel bleiben. Hier ist die Grenze, wo die Naturwissenschaft ihre Kompetenz zu verlieren beginnt, wo die Philosophie ihre Aufgaben anfängt. (A. J. Balfour, Unsere heutige Weltanschauung. Ein Vortrag über die moderne Theorie der Materie, Leipzig, 1904. Verlag von J. A. Barth.)

Bücherbesprechungen.

Benjamin Vetter, Prof. Dr., Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs Vorträge. 4. Aufl., mit einem Bildnis des (†) Verfassers. Gustav Fischer, Jena. Geb. Mk. 2,50.

Der Verfasser, ein allzu früh verstorbener Schüler von Altmeister Ernst Häckel, hat das Erscheinen seiner sechs im Jahre 1892 vor einem größeren gebildeten Hörerkreise gehaltenen Vorträge in Buchform nicht mehr erlebt. An der Hand schriftlicher Aufzeichnungen des Gelehrten und eines wortgetreuen Stenogrammes ist die Buchausgabe bewerkstelligt worden. Die Vorträge zeichnen sich durch eine sachliche, durchsichtig klare Sprache aus und dürften besonders für den gebildeten Laien von Interesse sein. Der Inhalt des Ganzen verteilt sich folgendermaßen auf die einzelnen Abschnitte.

Der erste Vortrag spricht der Wissenschaft die Aufgabe zu, die errungenen Erkenntnisse zu einem einheitlichen Weltbilde zu gestalten. Der Beginn des neuzeitigen grandiosen Entwicklungsganges ist mit Kopernikus anzusetzen, der in seinem Werk „De revolutionibus orbium coelestium" eine neue außerirdische Betrachtungsweise der irdischen Dinge schuf. Ihm folgte die grundlegende Gravitationstheorie Isaac Newtons. Robert Mayer und Helmholtz bewiesen die Einheit und Unzerstörbarkeit der Naturkräfte; Charles Lyell wurde zum Reformator der Geologie. Der Vollender und unmittelbare Fortsetzer dieser wissenschaftlichen Entdecker war Darwin, der es unternahm, die Abstammung aller höheren Tiere und Pflanzen von wenigen einfachsten Urformen mit Hülfe seiner Lehre von der „natürlichen Auslese" gesetzmäßig zu beweisen.

Im zweiten Vortrag geht Verfasser auf den Existenzkampf ein, zu dem die naturalistische Weltanschauung heutigentags gezwungen ist. Unser menschliches Erkennen ist nicht Stückwerk, aber relativ wird es stets bleiben müssen. Im Feststellen von Relationen gibt es keine Schranke, sondern nur einheitliche Gesetzmäßigkeit. Diese herrscht auch in den kosmischen Systemen, und auch unser Sonnensystem, dessen beste Entwicklungsgeschichte von Kant begründet wurde, ist ihr unterworfen. Anfang und Ende der Naturgrenzen lassen sich nicht feststellen, doch ist die gesetzmäßige Kontinuität nirgends unterbrochen. Das Eingreifen eines persönlichen Gottes oder ein „Jenseits" ist unmöglich. Es ist sinnlos, nach Zwecken in der Natur zu fragen. Wie alles durch allmähliche Umformung entstand, so ist auch das sogenannte „Leben" nicht plötzlich auf der Erde dagewesen, sondern als Produkt eines langen Prozesses anzusehen.

Der dritte Vortrag behandelt das Auftreten des Menschen, dessen Vorfahren nach allein gültiger monistischer Auffassung, etwa im letzten Drittel der Tertiärperiode sich von der anthropoiden Affenwelt sonderten und emporrangen. Paläontologie und Embryologie liefern eine erdrückende Fülle von Beweismaterial für diese aufsteigende Entwicklung. Der entscheidende Schritt liegt in der Annahme des aufrechten Ganges, welcher seinerseits erst eine freie Entwicklung des Gehirns bis zu seiner jetzigen Vollkommenheit und die Entstehung der Sprache ermöglichte. Die Familien- und Gesellschaftsbildung war es sodann, welche zur höheren Kultur führte. Die Menschheit ist auf ein soziales Leben mit all seinen Vor- und Nachteilen angewiesen.

Der vierte Vortrag spricht von der langsamen Entwicklung des Altruismus aus dem Egoismus. Ja, derselbe ist im Grunde nichts als verschleierter Egoismus, da auch er den Interessen des Individuums dient, indem er das Gesamtwohl fördert. Moral, Pflichtbewußtsein und Gewissen sind Produkte dieses Entwicklungsprozesses. Gehemmt wird der letztere zeitweilig durch den Krieg, welcher andererseits ein mächtiger Kulturfaktor ist, indem er den Staat mit seiner Gliederung und Arbeitsteilung entstehen läßt. Auch der menschliche Organismus ist ein auf Arbeitsteilung gegründeter Zellenstaat. Eine Willensfreiheit des Menschen ist, dem Gesetze der Kausalität zufolge, unmöglich. „Gut" und „böse" bedeutet im letzten Grunde „nützlich" und „schädlich".

Der fünfte Vortrag spinnt diese Gedanken weiter. Die Begriffe „Strafe" und „Vergeltung" müssen allmählich verschwinden. Aenderung, Heilung, Unschädlichmachung müssen an ihre Stelle treten. So gut wie der Fall eines Steines oder ein beliebiges Naturereignis müssen auch die Taten der Individuen als natürliche, kausal bedingte Handlungen angesehen werden. „Gut" und „böse" sind keine absoluten, sondern relative Begriffe. Erst auf dieser naturwissenschaftlichen Grundlage kommt das Christentum so recht zur Geltung. Es findet in der richtig verstandenen Entwicklungslehre seine Vollendung.

Im sechsten und letzten Vortrag geht der Verfasser auf die natürliche Entstehung religiöser Vorstellungen aus den falschen Bildern ein, die sich der Urmensch von Traum, Schlaf und Tod macht. Totenkultus, Ahnenverehrung, Fetischglauben usw. führen zur Gottesverehrung. Der Kern des Gottesbegriffs ist das Ansich der Dinge, das schon von Kant verkündet und auch von der modernen Wissenschaft festgestellt ist. Die fernste Zukunft der Menschheit kann, nach Ansicht des Verfassers, nur der allmähliche Untergang sein. Die Einsicht, die der Mensch bis dahin erreicht haben wird, läßt ihn jedoch ruhig dem Ende entgegensehen. Auch ist es möglich, daß, wie der Anfang ein langsamer war, so auch eine allmähliche Rückentwicklung eintritt, welche den letzten Menschen die „Götterdämmerung" seines Geschlechtes gar nicht empfinden läßt. Dr. G. Lomer.

Ludwig Kuhlenbeck, Dr. Prof., Natürliche Grundlagen des Rechts und der Politik. Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig, 1904.

Kuhlenbeck ist einer der wenigen Juristen der Gegenwart, welche für eine neue Fundamentierung der Rechtswissenschaft auf naturwissenschaftlicher Erkenntnis eintreten. Zwar hat das Strafrecht speziell in der Kriminal-Anthropologie schon eine solche Grundlage gefunden, ohne jedoch Zustimmung oder nur Beachtung von seiten der offiziellen Vertreter der Rechtswissenschaft zu finden. Andrerseits können die vergleichende Rechtsforschung und die soziologische Schule nur als Anfänge zu einer modernen Rechtstheorie in Betracht kommen. Denn eine prinzipielle Grundlegung derselben kann unseres Erachtens nur von jener Forschungs- und Denkmethode hergeleitet werden, die man als natürliche Entwicklungslehre bezeichnet, und die immer mehr alle sogenannten Geisteswissenschaften einer Umwälzung entgegenführt.

An Versuchen, politische und rechtliche Theorieen auf einer biologischen Basis aufzubauen, hat es nicht gefehlt. Aber meist waren es Naturwissenschaftler oder Nationalökonomen, welche diese Versuche wagten. Hier tritt nun ein bekannter Jurist auf den Plan, um die Unhaltbarkeit der bisherigen deduktiven Methode zu erweisen und die „natürlichen" Grundlagen des Rechts und der Politik im Sinne der biologischen und anthropologischen Entwicklungslehre darzulegen.

Die Eigenart dieser Methode besteht darin, daß sie die Träger und Erzeuger der politischen und rechtlichen Verhältnisse als natürlich-organische Lebewesen nach exakten Grundsätzen in bezug auf Herkunft, physische und psychische Beschaffenheit untersucht, ferner die rechtlichen Institute und Ideen als Entwicklungsprodukte eines sozial-psychischen Werdens dieser organischen Elemente auffaßt und schließlich zwischen jenen organischen Elementen, gesellschaftlichen Beziehungen und rechtlichen Ideen ein aufsteigendes ursächliches Verhältnis feststellt.

Dementsprechend zerfällt das Kuhlenbecksche Werk in zwei Teile, von denen der erste die biologischen Grundlagen, der zweite die Anwendung der biologischen Grundgesetze auf Staat und Gesellschaft zur Darstelluug bringt.

Im ersten Teil werden die Regeln der Vererbung und Anpassung, die natürliche Zuchtwahl, die Malthus'sche Theorie, der Kampf ums Dasein usw. auseinandergesetzt, im zweiten der Ursprung der Gesellschaft, des Geschlechterstaates, der Stände und Kasten, die Berufsgliederung, Priester- und Gelehrtenstand, Königtum behandelt. Alle diese Institutionen werden als Entwicklungsprodukte eines Prozesses der Differenzierung, Vererbung und Auslese dargestellt. Ein besonderes Kapitel ist dem Rassenwert der Völker als Faktor seiner innerpolitischen Entwicklung, ein anderes der Tradition als Ursache des Wachstums geistiger Energie gewidmet. Auch sucht der Verfasser außer dieser allgemeinen rechtshistorischen Betrachtung einzelne Gebiete der juristischen Praxis, das Prozeßrecht, das Strafrecht als Organ der sozialen Auslese, und das Privatrecht in seinen einzelnen Anwendungen von den gewonnenen Grundsätzen aus zu beleuchten.

Man muß Kuhlenbeck zugestehen, daß er, ohne Fachmann in der Naturwissenschaft zu sein, über den gegenwärtigen Stand der wesentlichsten biologischen Fragen und Theorieen hinreichend und sicher orientiert ist. Auch ist es natürlich unmöglich, auf den Einzelgebieten der soziologischen, juristischen und politischen Seite des Problems zugleich als Spezialforscher aufzutreten. Wer auf diesem schwierigen Grenzgebiete arbeitet, muß sich daher nicht selten auf fremde Autoren und Beweisgründe stützen. Und da muß man zugeben, daß Kuhlenbeck in der Wahl der Citate und der Hinweise sehr glücklich gewesen ist.

Durch das Buch geht im großen und ganzen ein sehr konservativer Zug, der sich namentlich in der Hervorhebung der religiösen Ideen und ihrer Bedeutung für die moralische Entwicklung der Völker kund tut.

Es liegt nahe, daß die Behandlung so zahlreicher Probleme, die manchmal nur kurz berührt werden konnten, sowohl Lücken wie Einseitigkeiten hervortreten lassen muß, die den einen Leser in diesem, den anderen in jenem Punkte zur Kritik herausfordern. So habe ich mir viele Sätze und Schlußfolgerungen angemerkt, über die ich mit dem Autor gerne diskutieren möchte. In Form einer Bücherbesprechung ist dies natürlich ausgeschlossen. Doch auf den einen Punkt in der „Politischen Schlußbetrachtung" möchte ich hinweisen, da er direkt irrtümlich ist und so oft und immer wiederholt wird. Ich meine die Kritik der sozialdemokratischen Theorie, welcher vorgeworfen wird, daß sie die Ausgleichung aller Gegensätze und Unterschiede erstrebe. Im Gegenteil, die Marxistische Theorie erstrebt einen vollendeten Individualismus auf der Grundlage sozialer Gleichberechtigung. Ob beides aber

möglich oder im Interesse der Rassen- und Kulturentwicklung notwendig und nützlich ist, das ist das Problem, das vom Standpunkte der Biologie und Anthropologie zu lösen wäre.

Wie ich erfahre, hat Kuhlenbeck das vorliegende Buch s. Z. auch bei dem berüchtigten Jenenser Preisausschreiben eingereicht, dessen schmachvolle Entscheidungen ja allgemein bekannt sind. Der Umstand, daß dieses Buch nicht prämiiert wurde, ist ein neuer Beitrag zu den rätselhaften Vorgängen, die bei jener Preisentscheidung stattgefunden haben. Denn so gut wie die mit dem ersten und zweiten Preise gekrönten Arbeiten von Schallmayer, Matzat, Hesse und Ruppin ist die vorliegende Arbeit mindestens, ja in vielen Punkten überragt sie dieselben sowohl hinsichtlich der gleichmäßigen Beherrschung des Stoffes als der systematischen Durchführung des Grundgedankens. Dr. L. Woltmann.

W. von Bechterew, Die Suggestion und ihre soziale Bedeutung. 2. Aufl., St. Petersburg, 1904. Preis Mk. 2,50. (Russisch.)

Der Ausdruck „Suggestion", der ursprünglich von den Aerzten nur zur Bezeichnung bestimmter hypnotischer bezw. posthypnotischer Zustände angewandt wurde, hat, wie der Verfasser hervorhebt, wesentlich umfassendere Bedeutung erlangt, seitdem man angefangen, in das Wesen des Begriffes mit wissenschaftlichen Methoden tiefer einzudringen. Die Wirkung der Suggestion erscheint nämlich keineswegs bedingungslos gebunden an bestimmte, besondere Zustände der Seelentätigkeit, die man als hypnotische kennt, vielmehr ist Suggestion nachgewiesenermaßen auch im Wachzustande wirksam. Im weitesten Sinn des Wortes — so lautet des Verfassers Definition — ist Suggestion ein Mittel seelischer Beeinflussung unter gewöhnlichen Lebensbedingungen.

Ist das wahr, dann gestaltet sich das suggestive Moment allerdings zu einem bedeutungsvollen, schwerwiegenden Agens für das gesellschaftliche Leben, seine Bedingungen und seinen gesetzmäßigen Verlauf. Es handelt sich hier offenbar um eine wissenschaftlich noch wenig erforschte Seite sozialer Psychologie, an der insbesondere kein Historiker achtlos vorübergehen sollte, wenn es auch nicht feststeht, ob die Suggestion der Menschheit mehr zum Heil, als zum Schaden gedient hat.

Die Theorien freilich, die bisher über Wesen und Natur der Suggestion aufgestellt wurden, sind immer noch wenig befriedigende Notbehelfe, und gerade aus Bechterews Darstellung geht zur Evidenz hervor, daß man hier eigentlich noch ganz im dunkeln umhertappt, wenn es auch kaum zu begreifen sein wird, daß zum mindestens ein großer Teil des Suggestionsrätsels in dem sogenannten aktiven — bejahenden oder verneinenden — Ich seine Wurzeln hat.

Was das Tatsächliche betrifft, so lehrt die psychiatrische Untersuchung — wie Paul Flechsig zu dem vorliegenden Gegenstand erläutert — daß es, zum Beschämen der Menschheit, insbesondere degenerative Naturen, halb oder ganz Verrückte sind, die eine besonders mächtige Suggestivwirkung auf die Menschheit ausüben — Naturen, die mit Lombrosos „Reo nato" zahlreiche Eigenschaften teilen. In der Geschichte des menschlichen Intellektes kann man einen ununterbrochenen Kampf zwischen Hypnotiseuren und Antisuggestionisten wahrnehmen. Während die Wissenschaften, insbesondere die exakten Naturwissenschaften, darauf ausgehen, alle Suggestivwirkungen aus der Betrachtung der Welt zu entfernen, zielt eine ganze Anzahl mächtiger Faktoren heute wie vor Jahrtausenden dahin, der Menschheit im wesentlichen auf suggestivem Wege zu einem subjektiv-befriedigenden Dasein zu verhelfen. Man kann dem gegenüber wohl die Frage aufwerfen, ob am Ziele der Menschheitsentwicklung die Befreiung von allen suggestiven Einflüssen oder die vollkommene Unterwerfung unter die Herrschaft mehr oder minder phantastischer Autosuggestionisten zu finden sein wird. Ist letzteres der Fall, so sind die exakten Naturforscher auf dem Irrweg und ein Helmholtz lediglich ein Fehlgriff der Schöpfung. Vorläufig dürfen wir indes noch das Gegenteil annehmen, zumal unter den Adepten der Suggestion die abnormen Naturen sichtlich überreich vertreten sind.

Außer eigenem Beobachtungsmaterial hat der Verfasser in dieser zweiten Auflage einem umfangreichen literarischen Stoff Raum gewährt und diesen kritisch zu behandeln versucht. Er zeigt uns daran, daß wahrscheinlich keine Rasse frei ist von historischen Massensuggestionen und Autosuggestionen, insbesondere pathologischer Art. Die großen religiösen Epidemien unter den mittelalterlichen Juden

werden auf psychische Masseninfektion zurückgeführt, ebenso das heutige religiöse Sektenwesen in Rußland (Duchoborzen) und Kanada, sowie die Lehre der chinesischen I-he-tuan und die Massensuggestionen bei den Kasanschen Tartaren.

Dr. Richard Weinberg.

L. Stählin, Ueber den Ursprung der Religion. München, 1905. Verlag von C. H. Beck.

Es ist nicht ohne Interesse, einen Theologen über den „Ursprung der Religion" zu hören und zu sehen, wie er sich mit der jetzt „so beliebten Entwicklungslehre" auseinandersetzt. Zum geschichtlichen Verständnis gehört eine auf die ersten Anfänge zurückreichende Betrachtung. Er lehnt dabei die Theorie des Fetischismus und Animismus ab, ebenso wie er es für absurd hält, die Entstehung der großen und mächtigen Tatsache der Religion aus „rohen tierischen Anfängen" verständlich zu machen. „Man kann nicht tierische Stupidität zum Mutterschoße reinster ethischer Erkenntnis machen. Man kann nicht die Antriebe zu edelster, selbstlosester Aufopferung aus dem selbstsüchtigen sinnlichen Triebe hervorgehen lassen." Der Autor weist mit Recht darauf hin, daß die religiöse Empfindung als solche schon da sein müsse, bevor sie auf eine Sache (Fetisch) oder auf eine Person (Heros) übertragen würde. Er findet bei allen Völkern (was indes nur teilweise richtig ist) als älteste religiöse Vorstellung die Verehrung eines Himmelsgottes, und fragt: Woher stammt dieses Bewußtsein? Er erklärt es für ein schlechthin Ursprüngliches und die Religion für eine allgemein menschliche Erscheinung und Tatsache.

Wir, die wir durchaus auf dem Standpunkte der „so beliebten Evolutionstheorie" stehen, stimmen dem Autor darin bei, daß der Nachweis verschiedener Entwicklungsstufen und des psychologischen Prozesses der Entstehung der Religion noch nicht das Wesen und den letzten Grund der Religion erklärt. Ohne Zweifel muß eine religiöse Anlage vorausgesetzt werden, die je nach der Entwicklung der Gesellschaft, der Moral und des Intellektes zu niederen und höheren Bewußtseinsstufen sich erhebt. Diese Grundempfindung der Religion ist das Gefühl des Unendlichen als einer persönlichen Macht. Wo Religion ist, da ist dieses Bewußtsein, mag es an sich auch noch so dunkel und unvollkommen sein. Wie wir dem Menschen eine Vernunftanlage, d. h. die Fähigkeit zu ursächlichem und zweckmäßigem Denken zuschreiben, so ist es auch mit der Religionsanlage.

Damit kommen wir zu dem entscheidenden Punkte. Während der Autor die religiöse Anlage durch einen Aktus von außen, durch „Gott selbst", in Bewegung setzen läßt, nehmen wir an, daß die Psyche des Menschen mit ihrer Vernunft- und Religionsanlage aus der tierischen Psyche sich entwickelt hat. Der Autor hat sich wohl noch nie mit Tierpsychologie beschäftigt, sonst könnte er nicht auf die Idee kommen, den Tieren bloß selbstsüchtige sinnliche Triebe zuzuschreiben. Denn alle höheren sozial lebenden Tiere sind keineswegs stupide, noch ermangeln sie der sozialen und „idealen" Instinkte der Selbstlosigkeit, der Aufopferung und der Liebe. Auf welche Weise aus tierischen Anfängen die primitive Psyche des Urmenschen hervorging und zu der reichen Entfaltung des Kulturmenschen sich erhob, darüber kann man ja verschiedene mehr oder minder zutreffende Meinungen aufstellen. Aber wenn es auch bloß „Meinungen" sind, so sind dieselben begründeter und verständlicher als die willkürliche Hypothese von einem persönlich offenbarenden Eingreifen eines außernatürlichen Wesens.

Dr. J. L.

Zur Beachtung.

Die Redaktion befindet sich **Berlin SW.,** Köthenerstraße 44. — Wir bitten dringend, alle **eingeschriebenen** Sendungen an die **Redaktion,** nicht an die persönliche Adresse des Herausgebers zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Berlin SW., Köthenerstraße 44.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Salomonstraße 9.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

III. 12. 1905.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

An unsere Freunde und Leser.

Mit diesem Hefte schließt der dritte Jahrgang der „Politisch-anthropologischen Revue". Die Erwartungen und Hoffnungen, die bei der Gründung dieser Zeitschrift gehegt wurden, dürften sich wohl zum größten Teil erfüllt haben. Wenigstens ist von unserer Seite alles geschehen, was das Unternehmen fördern und weiter entwickeln konnte. Es war keine leichte Aufgabe, ein bisher noch wenig bearbeitetes wissenschaftliches Gebiet, zum Teil unter ganz neuen Gesichtspunkten, einem größeren Publikum in möglichst allgemein verständlicher Weise zu erschließen. Noch stehen wir am Anfang jener wissenschaftlichen Bewegung, die sich zum Ziele setzt, Naturwissenschaft und Entwicklungslehre, biologische und anthropologische Gesichtspunkte für Geschichte, Rechtswissenschaft, Politik und Weltanschauung fruchtbar zu machen. Dem Ausbau dieses Programms wird unsere Zeitschrift auch weiterhin in der bisher befolgten und bewährten Weise dienen. Damit wir aber dieser Aufgabe in immer höherem Maße gerecht werden können, möchten wir um freundliche Unterstützung von seiten unserer Freunde und Leser bitten. Wenn z. B. jeder unserer Abonnenten einen oder sozusagen auch nur einen halben Abonnenten für uns gewinnen würde, könnte diese Zunahme der Interessenten uns noch viel mehr als bisher instand setzen, höheren Anforderungen gerecht zu werden, zumal der Abonnementspreis der Zeitschrift, vom buchhändlerischen Standpunkt betrachtet, der niedrigste ist, der geschäftlich überhaupt möglich ist. Da demnächst wieder eine größere Agitation ins Werk gesetzt werden soll, bitten wir unsere Freunde und Leser, in ihren Kreisen auf unsere Zeitschrift aufmerksam zu machen und uns Adressen von Interessenten zwecks Zusendung von Probenummern anzugeben. Der Verlag wird vom neuen Jahrgang ab die Zeitschrift in einer b e s s e r e n P a p i e r a u s s t a t t u n g

erscheinen lassen, und eine große Zahl unserer Mitarbeiter hat für die kommenden Hefte eine Reihe interessanter und lehrreicher Beiträge in Aussicht gestellt. Wir nennen nur folgende:

Professor Dr. G. Lapouge, Die Rassengeschichte der französischen Nation. — Professor Dr. M. Hoernes, Die ältere Steinzeit und die Rassenfrage. — Privatdozent Dr. A. Wirth, Die kaukasische Rasse. — Professor Dr. Ferd. Hueppe, Ueber moderne Erziehungsfragen. — Professor Dr. Chr. Ehrenfels, Das Mutterheim. — Dr. Hans Kurella, Ueber die geniale Begabung. — Dr. M. Kemmerich, Die Porträtschilderung in Geschichte und Völkerkunde. — Dr. C. Roese, Beruf und Militärtauglichkeit. — G. Weurlesse, Der chinesische Arbeiter. — Professor Dr. W. Kinkel, Biologie und Ethik. — Professor Dr. G. Kraitschek, Eine Kulturgeschichte der germanischen Rasse. — Dr. A. Koch-Hesse, Die Bedeutung der Sinnesorgane für die Naturauffassung. — Dr. L. Wilser, Nordische Reiseeindrücke. — Professor Dr. R. Richter, Friedrich Nietzsche und die Evolutionstheorie. — Privatdozent Dr. M. Brahn, Die Probleme der Entwicklungspsychologie. — Privatdozent Dr. E. Riecke, Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. — Hans Fehlinger, Die Bevölkerungsverhältnisse in Frankreich. — Dr. F. Weleminsky, Ueber Anpassung in den Großstädten. — Dr. Leo Sofer, Der gegenwärtige Stand der Judenfrage. — Dr. G. Lomer, Krankheiten und Ehe. — Dr. L. Woltmann, Marxismus und Rassentheorie. — Dr. J. G. Meyer, Organische und soziale Entwicklung. — Dr. W. Mensinga, Kindersterblichkeit und Mutterschutz. — Dr. A. Dannenberger, Das Entartungsproblem, usw.

Der Herausgeber.

Vererbung und Geschlechtsbestimmung beim Menschen.

Dr. Moritz Alsberg.

Unter den mannigfaltigen Fragen, welche die Naturforscher und Aerzte seit geraumer Zeit beschäftigen, gibt es zwei, die in ganz besonderem Grade die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gelenkt haben, nämlich einerseits die Bedingungen, die der Entstehung des Geschlechtes beim Menschen zugrunde liegen, andererseits die Gesetze, welche die Uebertragung der elterlichen Eigenschaften auf die Nachkommen — jene Erscheinungen, die man unter dem Kollektivbegriffe der „Vererbung" zusammenzufassen pflegt — bedingen. Wenn der Schleier, der auf diesen Gebieten der biologischen Forschung lagert, trotz der hervorragenden Kräfte, die sich mit der Lösung jener Probleme beschäftigt haben, bis vor kurzem kaum gelüftet worden ist, so erklärt sich dies vielleicht aus dem Umstande, daß jene beiden Probleme, obwohl sie in innigem Zusammenhang und in gegenseitiger Wechselbeziehung stehen, bisher als völlig getrennte Fragen behandelt und von verschiedenen Gesichtspunkten aus ins Auge gefaßt wurden. Erst neuerdings ist in dieser Hinsicht insofern eine Aenderung eingetreten, als man erkannt hat, daß die Entstehung des Geschlechts eben nur einen speziellen Fall jener Vorgänge darstellt, durch welche die Uebertragung elterlicher Eigenschaften von dem Vater, bezw. der Mutter auf die Kinder und weiteren Nachkommen vermittelt wird — jener Vererbungsvorgänge, die vermöge der Uebertragung neuerworbener Fähig-

keiten ebensowohl dem Einzelwesen wie der Rasse zu statten kommen und speziell für die Menschheit die unerläßliche Vorbedingung jeden Kulturfortschrittes darstellen, die aber andererseits durch erbliche Uebertragung von Krankheitsanlagen, bezw. durch Herabsetzung der dem menschlichen Körper im Kampfe gegen äußere schädliche Einflüsse innewohnenden Widerstandsfähigkeit ganze Generationen mit Erkrankung und Entartung bedrohen. Es ist das Verdienst eines russischen Gelehrten, Professor J. Orschansky[1]), jene Zusammengehörigkeit von Geschlechtsentstehungs- und Vererbungsfragen zuerst klar erkannt und diese Fragen von einheitlichen Gesichtspunkten aus erörtert zu haben. Wenn auch durch die Untersuchungen des besagten Forschers nicht über alle die Vererbung und Geschlechtsentstehung begleitenden Umstände Klarheit geschafft wird, wenn auch die ursächlichen Momente, welche jenen Vorgängen zugrunde liegen, bis jetzt noch nicht in allen ihren Einzelheiten genau bekannt sind, so bedeuten die in Rede stehenden Untersuchungen, deren wichtigste Ergebnisse wir im nachfolgenden mitteilen, doch immerhin einen bedeutenden Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis.

Beginnen wir mit der Erörterung jener Verhältnisse, die der Geschlechtsentstehung beim Menschen zugrunde liegen sollen. — Was diesen Punkt anlangt, so bedarf es nur eines Hinweises auf die große Zahl der diesbezüglichen, in mehrfacher Hinsicht völlig von einander abweichenden Erklärungsversuche bezw. Hypothesen, um sofort zu erkennen, daß wir gerade über diese Frage uns bis vor kurzem in völliger Unklarheit befunden haben. Bei der Erörterung über die Entstehung der Geschlechter ist von verschiedenen Seiten — und zwar von im übrigen durchaus kompetenten Forschern — vielfach der Satz aufgestellt worden, daß die Entwicklung der Geschlechtsorgane nach dieser oder jener Richtung hin (d. h. die Entstehung des einen oder anderen Geschlechtes) ohne jede Kontrolle seitens der Vererbung ausschließlich unter dem Einflusse des Ernährungszustandes im Momente der Befruchtung oder während der embryonalen Entwicklung möglich sei. Das ist die Lehre von der „Nichtvererbung des Geschlechts". — So spricht von Lenhossek (Das Problem der geschlechtsbestimmenden Ursachen, Jena, 1903) zwar seine Ansicht dahin aus, daß es unmöglich sei, auf das befruchtete Ei geschlechtsbestimmend einzuwirken, sei es durch Ernährung, Belichtung oder auf andere Weise — womit die s. Z. vielerörterten Schenkschen Behauptungen und Vorschläge betreffend die während der Schwangerschaft durch Diät und dergleichen herbeizuführende Geschlechtsbeeinflussung ohne weiteres hinfällig werden. Andererseits neigt von Lenhossek aber doch der Ansicht zu, daß in analoger Weise, wie bei parthogenetischer Zeugung niederer Tiere das Auftreten männlicher Geschlechtsreihen durch Nahrungsmangel der Mutter verursacht zu werden scheint, auch beim Menschen eine Herabsetzung des mütterlichen Ernährungszustandes vor der Konzeption auf die Erzielung von „Knabeneiern" (d. h. Ovula, aus denen Knaben hervor-

[1]) Die Vererbung im gesunden und krankhaften Zustande und die Entstehung des Geschlechtes beim Menschen von Dr. J. Orschansky, Professor an der Universität Charkow. Mit einer Vorrede von Cesare Lombroso. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke, 1903.

gehen) hinwirken[1]). — Während Hoffacker und Sadler bei der von ihnen aufgestellten Theorie von dem Gedanken ausgehen, daß das relative Alter der Eltern für die Geschlechtsentstehung maßgebend sei, gelangt Gaehlert, gestützt auf das dem gothaischen Almanach entnommene Material, zu dem Schlusse, daß das Geschlecht der Kinder durch das absolute Alter des Vaters, bezw. der Mutter bestimmt werde. Auch fehlt es allerdings nicht an Beobachtungen, die uns dazu veranlassen, das Alter der Eltern als einen jener Faktoren anzuerkennen, durch welchen die körperliche und geistige Organisation des Sprößlings in hohem Grade beeinflußt wird. So haben z. B. die Untersuchungen, die der italienische Gelehrte Marro über das Betragen und den Charakter von sieben- bis zehnjährigen Kindern angestellt hat, ergeben, daß Kinder von jungen Eltern in der Schule ein Maximum schlechten Betragens und ein Minimum guten Betragens, dagegen die Kinder bejahrter Eltern gerade die entgegengesetzte Erscheinung aufweisen — eine Tatsache, die sofort verständlich wird, sobald man sich vergegenwärtigt, daß eine übermäßige Lebhaftigkeit in der Schulsprache als „schlechtes Betragen" bezeichnet wird. Bemerkenswert ist auch die von dem besagten Gelehrten festgestellte Tatsache, daß Kinder alter Eltern ein Maximum der Melancholiker und ein Minimum der Fröhlichen ergaben und daß umgekehrt die Kinder junger Eltern in der Mehrzahl der Fälle durch ein fröhliches Gemüt sich auszeichnen. Was speziell die geistigen Fähigkeiten anlangt, so fällt nach Marro das Maximum von besonders hervorragender geistiger Befähigung auf das mittlere Alter des Vaters, was im wesentlichen wohl darauf zurückzuführen ist, daß der Verfall der Geisteskräfte im mittleren Lebensalter nicht so rasch vor sich geht, wie das Sinken der physischen und sinnlichen Funktionen und daß die dem mittleren Lebensalter eigentümlichen, reifen, durch die Erfahrung verstärkten Anschauungen und Grundsätze den rein intellektuellen Fähigkeiten eine besondere Kraft und Wirksamkeit verleihen. Andererseits bleibt die Tatsache bestehen, daß die größte Zahl verständiger Kinder und die geringste Anzahl von unvollkommener Entwicklung geistiger Fähigkeiten bei jungen Eltern (d. h. wo beide Eltern zurzeit der Zeugung sich im jugendlichen Alter befinden) angetroffen wird.

Daß also das Alter der Eltern einen jener Faktoren darstellt, die für die Geschlechtsentstehung von Bedeutung sind, muß nach dem soeben Gesagten von vornherein als sehr wahrscheinlich bezeichnet werden und es liegt mir nach diesen einleitenden Bemerkungen nunmehr ob, meinen Lesern darzulegen, in welcher Weise Orschansky die Lösung des vielumstrittenen Problems anzubahnen versucht. Bemerkt sei hier zunächst, daß den Untersuchungen des russischen Gelehrten ein statistisches Material zugrunde liegt, wie es bisher wohl noch

[1]) Dieser Anschauung tritt nun freilich Benda (Das Problem der geschlechtsbestimmenden Ursachen. Deutsche medizinische Wochenschrift, 1903, No. 39) entgegen, indem er ausgehend von den Verhältnissen bei den einfachsten Lebewesen und unter Beleuchtung der Verschiedenartigkeit des Kopulations-Bedürfnisses bei manchen Tierarten zu dem Schlusse gelangt, daß die physiologische Ausbildung der einzelnen Tierarten mehr als Ergebnis der Anpassung aufzufassen ist und der größten Variation unterliegt und daß dementsprechend auch die morphologische Ausbildung der Männchen gegenüber den Weibchen in den verschiedenen Tierklassen außerordentlich verschieden ist.

keinem Forscher für seine Studien zur Verfügung gestanden hat. Die Untersuchungen Orschanskys haben sich nämlich auf nicht weniger als 2441 Familien mit 13277 Kindern erstreckt. Obiges Material setzt sich zusammen: 1. aus russischen Bauernfamilien des Gouvernements Jekaterinoslaw nach offiziellen Listen; 2. aus deutschen Kolonistenfamilien aus demselben Gouvernement, gleichfalls nach offiziellen Berichten; 3. aus eigenen Beobachtungen an russischen Familien verschiedener Gesellschaftskreise; 4. aus eigenen Beobachtungen an jüdischen Familien und 5. aus Familien des gothaischen Almanachs vom Jahre 1899. — Um das Hauptergebnis der auf diese umfangreiche Statistik sich stützenden Untersuchungen hier sogleich vorweg zu nehmen, so ist Orschanky auf Grund jener Forschungen, die über eine Reihe von Jahren sich erstreckt haben, zu dem Schlusse gelangt, daß die Vererbungstendenz eines Organismus mit seiner Geschlechtsfunktion untrennbar verbunden ist. Da aber diese letztere ungemein vielen Schwankungen unterworfen ist, so ist auch die Energie der erblichen Uebertragung elterlicher Eigenschaften zu verschiedenen Zeiten des Lebens eine wesentlich verschiedene. Man gewinnt hiervon das klarste Bild, wenn man nicht, wie dies bisher fast ausnahmslos geschehen ist, von dem Individuum, sondern von der Familie als Einheit ausgeht. Wenn auch gewisse andere Faktoren, wie z. B. das Heiratsalter der Eltern, das absolute Alter der Eltern zur Zeit der Geburt der Kinder, die Intervalle zwischen den Geburten und dergleichen auf die Geschlechtsentstehung einen gewissen Einfluß ausüben, so sind diese Momente doch keineswegs ausschlaggebend. Es unterliegt vielmehr nach der von Orschansky vertretenen Anschauung nicht dem geringsten Zweifel, daß die zu verschiedenen Zeiten geborenen Kinder sowohl hinsichtlich ihres Geschlechts als ihrer Aehnlichkeit mit den Eltern das Produkt der geschlechtlichen Energie derselben im Momente der Zeugung darstellen. Auch haben wir nach dem besagten Gelehrten zwei verschiedene Gruppen von Familien zu unterscheiden, nämlich: 1. Familien, deren erstgeborenes Kind ein Knabe ist (Typus I) und 2. Familien, bei denen das erstgeborene Kind ein Mädchen ist (Typus II). Dabei ist Typus I zugleich diejenige Gruppe, in der die Sprößlinge männlichen Geschlechts in der Regel numerisch das Uebergewicht behaupten, während umgekehrt beim Typus II das weibliche Geschlecht unter den Kindern zahlreicher vertreten ist als das männliche. Die wichtigsten Forschungsergebnisse Orschanskys bezüglich der beiden soeben erwähnten Typen lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen: 1. Das Heiratsalter der Mütter im Typus II (erstes Kind ein Mädchen) ist im allgemeinen geringer als dasjenige der Mütter im Typus I (erstes Kind ein Knabe); 2. Das Maximum der Knabengeburten fällt in beiden Typen der Familien auf ein Alter der Mutter, welches um mehrere Jahre größer ist als das Durchschnittsalter der Mutter bei Mädchengeburten; 3. Im Typus II erreichen die Mütter sowie auch die Väter — besonders aber die ersteren — das Maximum der produktiven Energie früher als im Typus I. Auch erreicht die Fruchtbarkeit ihren Kulminationspunkt früher im Typus II als bei demjenigen Typus, der durch die männliche Erstgeburt gekennzeichnet ist. 4. Die Mütter im Typus II weisen bis zum 20. Lebensjahre im allgemeinen einen besser entwickelten Körperbau auf

als die Mütter des Typus I, was insbesondere bei der Vergleichung des Skelettbaues (insbesondere der Knochenentwicklung an Rumpf, Kopf und Becken) von Müttern jener beiden Familientypen auf das unzweideutigste zutage tritt. Zugleich sind die Mütter des Typus II aber auch dadurch gekennzeichnet, daß bei ihnen die Menstruation in früherem Lebensalter eintritt als bei den Müttern des Typus I und daß der zeitliche Zwischenraum zwischen dem ersten Auftreten der Menstruation und der ersten Geburt bei den Müttern dieser Kategorie erheblich kürzer ist als das bei Müttern des Typus I zwischen erster Menstruation und erster Geburt befindliche Intervall. Die soeben erwähnten Erscheinungen in ihrer Gesamtheit berechtigen wohl zu dem Schlusse, *daß bei den Müttern des zweiten Familientypus die volle geschlechtliche Reife im allgemeinen um mehrere Jahre früher erreicht wird als bei denen des Typus I.* Von zwei jungen Eltern soll derjenige Erzeuger, der früher die Geschlechtsreife erreicht hat, seinen Geschlechtstypus auf die Nachkommenschaft übertragen. Daß sich Vater und Mutter hinsichtlich ihrer Geschlechtsreife und der Energie ihrer geschlechtlichen Funktionen nur in den allerseltensten Fällen in genau demselben Entwicklungsstadium befinden, beruht einerseits darauf, daß das Weib seine geschlechtliche Reife fast ausnahmlos um einige Jahre früher, d. h. in etwas jüngeren Jahren erreicht als der Mann, andererseits darauf, daß das Heiratsalter der Ehegatten in der Regel ein verschiedenes ist und daß zeitweilige Herabsetzungen der Geschlechtsenergie beim Weibe durch die vorhergehenden Wochenbette und das Stillen der Kinder, beim Manne durch Gemütserregungen, Ueberanstrengung und ähnliche Einflüsse hervorgebracht werden. Auf diese Weise erklärt es sich aufs ungezwungenste, daß die Reihe der Mädchengeburten beim Typus II hin und wieder durch eine Knabengeburt, die Reihe der Knabengeburten beim Typus I hin und wieder durch eine Mädchengeburt unterbrochen wird[1]). — Die Anschauung, der eine Anzahl von namhaften Gelehrten huldigt, derzufolge die Energie des Wachstums und der Entwicklung der Leibesfrucht nicht eine und dieselbe ist, je nachdem ob diese männliche oder weibliche Embryonen sind und daß die Mutter zur Geburt eines Mädchens einer besseren Ernährung und eines günstigeren allgemeinen Gesundheitszustandes bedarf — diese Ansicht wird, wie bereits erwähnt, noch durch die von Orschansky festgestellte Tatsache bestätigt, daß bei

[1])Was die zwischen den Geschlechtern und dem Alter der Eltern bestehenden Beziehungen anlangt, so fällt, wie bereits erwähnt, das Maximum der Knabengeburten im allgemeinen mit einem reiferen Alter der Erzeuger zusammen als das Maximum der Mädchengeburten. Dabei kommt aber zugleich auch das relative Alter der Erzeuger mit in Betracht. Es kommen nach Orschansky,

wenn der Vater 1— 5 Jahre älter ist als die Mutter	97	Knaben auf	100 Mädchen
„ „ „ 5—10 „ „ „ „ „ „	94	„ „	100 „
„ „ „ 10—15 „ „ „ „ „ „	110	„ „	100 „
„ „ „ mehr als 15 Jahre älter ist als die Mutter	118	„ „	100 „

Es steigert sich also im allgemeinen mit der Zunahme des Altersunterschiedes die Proportion zwischen Knaben und Mädchen zugunsten der ersteren. (Der für den Altersunterschied von fünf bis zehn Jahren festgestellte Nachlaß in der Steigerung der Knabengeburten ist mit Wahrscheinlichkeit darauf zurückzuführen, daß gerade für dieses Verhältnis zwischen dem Alter des Vaters und demjenigen der Mutter die Häufigkeit der Mädchengeburten im Typus II besonders ins Gewicht fällt.)

Erstgebärenden die Geburt eines Mädchens mit der früheren Entwicklung der Geschlechtsfunktionen und der fortgeschrittenen physischen Entwicklung der Mutter zusammenfällt. Auch bedarf es kaum einer besonderen Darlegung, daß durch jene zuvor erwähnten Schwankungen im Allgemeinzustand der Mutter, insofern dieselben ausschlaggebend sind für das Geschlecht des Kindes, eine gewisse Periodizität der Wiedererzeugung herbeigeführt wird — eine Periodizität, die zugleich die Basis der Selbstregulierung in der Verteilung der Geschlechter bildet. Auf dieser Grundlage hat sich unter der Einwirkung verschiedener soziologischer Faktoren der moderne Zustand des annähernden Gleichgewichts in den zivilisierten Ländern herausgebildet.

Während Orschansky zugunsten seiner Theorie von der Beeinflussung der Geschlechtsentstehung durch die Geschlechtsreife und Geschlechtsenergie der Erzeuger eine Anzahl von Wahrscheinlichkeitsgründen und tatsächlichen Feststellungen beibringt, begibt sich derselbe auf ein sehr strittiges Gebiet, wenn er die Aehnlichkeit der Kinder mit ihren Eltern einer Betrachtung unterzieht, da einerseits bei der Beurteilung von Aehnlichkeiten dem subjektiven Ermessen ein weiter Spielraum gegeben ist, und da andererseits die Aehnlichkeit keineswegs eine konstante Größe darstellt, sondern sich allmählich verändert. So ist es z. B. bekannt, daß Kinder im jugendlichen Alter und bei günstigen Ernährungsverhältnissen (bedeutender Entwicklung des Unterhautzell- und Fettgewebes) mehr dem einen Erzeuger, im reiferen Lebensalter und bei Schwund des Fettgewebes mehr dem anderen Erzeuger ähneln. Im allgemeinen darf aber wohl behauptet werden, daß beim Typus I die Aehnlichkeit der Kinder mit dem Vater, beim Typus II diejenige der Kinder mit der Mutter vorherrscht. Es soll auch zugleich ein inniger Zusammenhang bestehen zwischen der äußeren Aehnlichkeit und dem Körperbau und zwar in der Weise, daß Söhne, die der Farbe der Haut und Haare nach dem Vater ähnlich sind, sich auch dem Typus seines Körperbaues nähern und daß andererseits die Töchter, die der Farbe nach der Mutter ähnlich sind, meistens auch einen entsprechenden Körperbau aufweisen. — Eine besondere Variante der Erblichkeit wird durch die Aehnlichkeit der einzelnen Skeletteile gebildet. Es ist zweifellos, daß die mütterliche Form des Schädels, des Beckens, der Extremitäten usw. häufig schon beim Neugeborenen sich zu erkennen gibt. Dies ist bei Kindern junger Mütter sehr oft der Fall, während die Aehnlichkeit anderer Skeletteile — so vor allem diejenige des Brustkorbes — ihr Maximum erst bei Kindern reiferer Mütter erreicht. — Was den ersterwähnten Punkt anlangt, so möchte ich an dieser Stelle noch darauf hinweisen, daß nach E. Tshepourkowsky (Petersburg) ebensowohl die Form der Schädelkalotte wie diejenige der Schädelbasis schon in einem sehr frühen Lebensalter als erbliche Erscheinung sich bemerkbar macht[1]. — Die Vererbung der Skelettbildung ist nach unserem Gewährsmanne Orschansky ebenso wie die Geschlechtsvererbung selbst drei verschiedenen Prinzipien unterworfen, nämlich: 1. dem zuvor erwähnten Prinzip der Geschlechtsreife; 2. dem Interferenzprinzip, demzufolge das Geschlecht ebenso wie die

[1] Vergl. den Vortrag: „Ueber die Vererbung des Kopfindex von seiten der Mutter.“ Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1902, No. 12, S. 172 ff.

spezielle Form der Vererbung durch das Vorwiegen der väterlichen über die mütterliche Einwirkung oder umgekehrt bestimmt wird, sowie 3. dem Prinzip der Periodizität, demzufolge die auf die väterliche bezw. mütterliche Konstitution einwirkenden Einflüsse dahin führen, daß bald der väterliche, bald der mütterliche Einfluß die Oberhand behauptet.

Ein Punkt, den wir noch besonders betonen möchten, ist der, daß jeder Skeletteil, bei der Mutter bezw. dem Vater eine gewisse Beharrlichkeit (Stabilität) wie auch zugleich eine gewisse Veränderlichkeit aufweist. Das letzterwähnte Prinzip gibt sich in jenen Abweichungen vom mittleren Typus, denen wir überall in der organischen Welt begegnen, aufs deutlichste zu erkennen. Es besteht ein auf den ersten Blick paradox erscheinendes bestimmtes Verhältnis zwischen Erblichkeit und Veränderlichkeit. Je größer die Veränderlichkeit irgend eines Skeletteiles ist, um so deutlicher ist der Einfluß, den die Erblichkeit auf den betreffenden Körperteil ausübt, ausgesprochen. Während an der oberen Extremität — insbesondere an Händen und Schultern — der Einfluß der Erblichkeit sich im allgemeinen selten und nur in geringem Grade bemerkbar macht, gehören Becken und Füße zu denjenigen Skeletteilen, welche sich durch große Veränderlichkeit und geringe Stabilität auszeichnen. Was speziell die Variabilität der Fußbildung anlangt, so beruht dieselbe im wesentlichen wohl darauf, daß der menschliche Fuß erst verhältnismäßig spät mit der Aneignung des aufrechten Ganges seine heutige Form angenommen hat — wie auch daraus ersichtlich, daß der ursprüngliche Greiffuß sich bei zahlreichen Völkern bis zum heutigen Tage erhalten hat —, während umgekehrt, wie Klaatsch hervorhebt, die Hand eine uralte Bildung darstellt und daher für die durch Erblichkeit bedingte Veränderlichkeit ein weniger günstiges Objekt als der Fuß abgibt. Was aber das Verhalten der beiden Geschlechter gegenüber jenen beiden Prinzipien abgibt, so ist noch besonders hervorzuheben, daß die Männer eine größere Veränderlichkeit, die Frauen eine größere Beharrlichkeit der Skelettbildung zu erkennen geben.

Die soeben erwähnte Erscheinung, daß sowohl bezüglich der Skelettbildung, wie auch hinsichtlich der erblichen Uebertragung zahlreicher anderweitiger körperlicher Eigentümlichkeiten das männliche Geschlecht eine gewisse Veränderlichkeit und im Gegensatze hierzu das weibliche Geschlecht einen hohen Grad von Beharrlichkeit aufweist — dieser bemerkenswerte Gegensatz der beiden Geschlechter gilt nicht nur für den gesunden menschlichen und tierischen Organismus, sondern auch für jene Erscheinungen, die man unter dem Kollektivbegriffe der „pathologischen Erblichkeit" zusammenzufassen pflegt. Was speziell diese Frage anlangt, so erhalten jene soeben erwähnten Anschauungen, denen zufolge der weibliche Organismus bei den Fortpflanzungsvorgängen das Prinzip der Beharrlichkeit, der männliche Organismus das Prinzip der Veränderlichkeit darstellt, eine starke Stütze durch die von den englischen Biologen Gedde und Thomson und dem Pathologen Campbell angestellten Untersuchungen. Der letzterwähnte Gelehrte spricht in seinem bekannten Werke: „Differences in the nervous organisation" (3. Edition, London, 1901) seine Ueberzeugung dahin aus, daß die Unterschiede in der Häufigkeit des Auftretens gewisser Krank-

heiten beim Manne und beim Weibe, sowie der verschiedene Verlauf jener Krankheiten bei beiden Geschlechtern sich in zufriedenstellender Weise nur dadurch erklären lassen, daß man einen fundamentalen Unterschied im Wesen der männlichen und weiblichen Keimzelle annimmt. Campbell legt dar, daß man in der ganzen Pathologie denselben Unterschied zwischen Weib und Mann beobachten kann, daß das Weib mehr „Anabolismus" (d. h. Beharrlichkeit und Widerstand gegen umgestaltende Einflüsse) aufweist als der mehr „katabolische", d. h. zur Umgestaltung und Veränderlichkeit hinneigende Mann. Campbell weist zugleich auf die bekannte Tatsache der im allgemeinen im Vergleiche mit dem weiblichen Geschlecht größeren Morbidität und Mortalität des männlichen Geschlechtes hin, wie sie schon in der ersten Kindheit in unverkennbarster Weise zutage tritt. Die größere Häufigkeit der Erkrankung und größere Sterblichkeit beim männlichen Geschlecht sucht man bekanntlich durch den Einfluß der ungünstigeren Lebensbedingungen der Männer (angestrengte Arbeit, Unmäßigkeit, Alkoholismus u. dergl.) zu erklären. Campbell ist aber der Ansicht, daß die Bedeutung dieses Faktors übertrieben wird. Er bemerkt zugleich, daß ein wesentlicher Unterschied in den Lebensbedingungen der beiden Geschlechter nur in den Städten vorhanden ist, während diese Bedingungen bei der Land- und Fabrikbevölkerung für beide Geschlechter fast die nämlichen sind und daß die Kinder beiderlei Geschlechts den nämlichen äußeren Einflüssen und Existenzbedingungen ausgesetzt sind. Andererseits sollte man aber gerade erwarten, daß das Weib zufolge seines Geschlechtslebens, der Menstruation, Schwangerschaft, der Geburten, des Stillens der Kinder usw. eine größere Angriffsfläche und geringere Widerstandsfähigkeit gegen die schädigenden Einflüsse der Außenwelt bieten würde. Wenn nun trotz alledem die Morbidität (Häufigkeit der Erkrankung) und Mortalität (Sterblichkeitsquote) der Männer eine erheblich größere ist als diejenige des weiblichen Geschlechtes, so läßt sich dies nach Campbell nur durch die Annahme erklären, daß der Grund für diese Erscheinung nicht sowohl in den äußeren Verhältnissen als vielmehr vorwiegend in der Eigenart der männlichen Organisation, der größeren Verschwendung und Expansion des Stoffwechsels, dem sogenannten „Katabolismus" der männlichen Natur zu suchen ist und daß in schroffem Gegensatze zu diesem Verhalten des männlichen Geschlechtes das Weib im allgemeinen mehr Anabolismus (d. h. Beharrlichkeit und Widerstand gegen umgestaltende Einflüsse) aufweist. Gewisse Zeitabschnitte im Leben des Weibes — so vor allem die kritische Periode der Pubertät zwischen dem 12. und 14. Lebensjahre — zeichnen sich allerdings aus durch größere Morbidität und Sterblichkeit und einzelne Krankheiten, wie z. B. gewisse Formen des Krebses, Gallensteine und Veitstanz scheinen beim Weibe häufiger vorzukommen als beim Manne. Von diesen vereinzelten Ausnahmen abgesehen liefert aber das männliche Geschlecht einen weit höheren Prozentsatz von Erkrankungen an schweren Leiden als das weibliche, und ebenso ist die männliche Mortalität im allgemeinen erheblich größer als diejenige des weiblichen Geschlechtes [1]).

---

[1]) So ergibt z. B. die englische Morbiditäts- und Mortalitätsstatistik, daß in Großbritannien die Sterblichkeit an vorzugsweise bei Kindern vorkommenden Infektionskrankheiten wie: Blattern, Scharlach, Diphtheritis, Keuchhusten, Croup und

Nach dem Vorhergesagten unterliegt es also keinem Zweifel, daß die Vererbung von Krankheiten weit häufiger von seiten des Vaters stattfindet, als von seiten der Mutter, sowie auch, daß die Gefahr einer progressiven Entartung seitens eines kranken Vaters erheblich größer ist, als diejenige von seiten einer kranken Mutter, größer für Knaben als für Mädchen, größer von seiten organisch kranker, als von seiten funktionell kranker Eltern. Dabei gehört es zu den allerhäufigsten Vorkommnissen, daß die durch väterliche Vererbung übertragene funktionelle Gesundheitsstörung bei dem Nachkommen in Gestalt einer schweren organischen Erkrankung wieder auftritt und daß umgekehrt eine durch mütterliche Vererbung übertragene organische Krankheit zur funktionellen Störung herabgemildert wird. Mit anderen Worten: die krankhafte Vererbung seitens des Vaters hat einen progressiven, diejenige seitens der Mutter einen regressiven Charakter. — Vergleicht man die Verteilung der kranken Kinder in den Gruppen, in welchen die Väter oder die Familien der Väter Alkoholiker sind, oder in welchen die Väter bezw. deren Familien schwindsüchtig sind, vergleicht man ferner die Gruppen von verrückten Vätern und geisteskranken Familien, so finden wir, daß der Einfluß der pathologischen Erblichkeit seitens der kranken Familien sich dort regelmäßig bei Knaben stärker äußert als bei Mädchen. Auch unterliegt es nach Orschansky keinem Zweifel, daß die pathologische Erblichkeit nur eine spezielle Form der normalen individuellen Erblichkeit

Masern bei den Knaben viel größer ist als bei den Mädchen. Namhafte englische Kliniker und Statistiker wie Murchison, Henniker u. a. haben auch für die erwachsenen Männer einen weit höheren Prozentsatz der Erkrankung an schweren Leiden festgestellt. Ferner weist auch die englische Statistik betreffend angeborene Defekte wie: Spaltung des knöchernen Wirbelkanals, Mastdarmverschluß, Gaumenspalte, Hasenscharte u. dergl. bei den Knaben ebensowohl ein häufigeres Auftreten dieser Defekte wie auch eine durch dieselben herbeigeführte größere Sterblichkeit nach, als dies bei den Mädchen der Fall ist. Ferner kann man nur mit Hilfe der Annahme von besonderen Eigentümlichkeiten der männlichen und weiblichen Organisation das Vorherrschen gewisser Erkrankungen des Nervensystems in gewissen Altersstufen erklären, wie es insbesondere bei der Ataxie (Tabes) und bei der progressiven Paralyse beobachtet wird. Auch der Umstand, daß die Gehirntuberkulose, die cerebrospinale Meningitis, der Tetanus und das Carcinom des Gehirns bei Männern vorherrschen und daß von den vier besagten Krankheiten die drei ersterwähnten unbedingt, die letzterwähnte wahrscheinlich bakteriellen Ursprunges ist — auch diese Umstände sollen nach Campbell zugunsten der Annahme sprechen, daß die größere Morbidität des Nervensystems bei Männern in der größeren Tendenz desselben zur Bildung neuer Variationen, zur individuellen Abweichung derselben vom normalen Bau und zur Degeneration unter dem Einflusse schädlicher Bedingungen ihre Ursache haben muß. Bezüglich des Auftretens von Geisteskrankheiten bei beiden Geschlechtern weist Campbell darauf hin, daß die Sterblichkeit an Geisteskrankheiten bei Männern sehr viel größer ist als bei Weibern und daß letztere größere Genesungschancen haben als erstere, sowie auch auf den Umstand, daß die Männer von organischen Erkrankungen des Gehirns häufiger befallen werden als die Frauen. — Im allgemeinen erstreckt sich — um dies noch hier einzuschalten — die größere Morbidität des Mannes in gleicher Weise auf alle Altersstufen und erst mit dem Eintritte des Greisenalters tritt in dieser Beziehung Gleichheit der beiden Geschlechter ein. (Wenn im vorhergehenden und nachfolgenden zwischen funktionellen und organischen Erkrankungen unterschieden wird, so müssen wir uns vergegenwärtigen, daß diese Unterscheidung nur eine provisorische sein kann, da mancherlei Gründe vorliegen für die Annahme, daß gewissen Krankheiten, die wir gegenwärtig noch als „funktionelle" betrachten, pathologische Veränderungen in den Organen zugrunde liegen, die wir bis jetzt noch nicht mit Sicherheit nachweisen können. Anmerkung des Verfassers.)

darstellt und ebenso wie letztere dem Prinzip der Interferenz (Wettstreit zwischen dem Einflusse des väterlichen und mütterlichen Organismus) unterworfen ist. Auch verdient — was speziell das Objekt der krankhaften Vererbung anlangt — hervorgehoben zu werden, daß nur die pathologische Konstitution als solche, nicht aber der Krankheitszustand an und für sich vererbt wird. Nehmen wir einmal den Fall an, daß es eine direkte erbliche Uebertragung von pathologischen Veränderungen gäbe, so wäre die erste logische Folge davon, daß das ganze eheliche bezw. produktive Leben der kranken Eltern zwei Perioden darstellen müßte, nämlich 1. jenen Zeitabschnitt, wo lediglich die pathologische Konstitution der Eltern, bezw. eines der Erzeuger bei der Vererbung zur Geltung kommt, sowie 2. den darauf folgenden Zeitabschnitt, der durch das Auftreten einer deutlich ausgesprochenen Krankheit gekennzeichnet ist, wo bereits beide Faktoren, d. h. sowohl die pathologische Konstitution, wie die pathologische Modifikation (krankhafte Veränderungen im Organismus) einen gemeinsamen erblichen Einfluß auf die Nachkommen ausüben können. Auch ist es klar, daß man, wenn die pathologische Modifikation eine wesentliche Rolle spielte, annehmen müßte, daß die pathologische Erblichkeit in dem zweiten der besagten Zeitabschnitte deutlicher zutage treten würde, als in der früheren Periode. Wir sehen jedoch das gerade Gegenteil, nämlich, daß die ersten Kinder eine größere Anzahl kranker und zwar schwer kranker Individuen liefern, als die in der späteren Zeit der Ehe geborenen[1]. — Seine Feststellungen bezüglich der Krankheitsvererbung faßt Orschansky in folgende Sätze zusammen:

1. die pathologische Erblichkeit sinkt mit dem Alter des kranken Erzeugers, mit dem Abklingen seiner Individualität und mit der gleichzeitigen Zunahme des Beharrungsvermögens (Stabilität);

2. die pathologische Erblichkeit sinkt auch noch infolge des mit den Jahren zunehmenden Beharrungsvermögens des gesunden Erzeugers, wodurch dem Einflusse des kranken Erzeugers ebenfalls eine Schranke gezogen wird;

3. die pathologische Erblichkeit wird abgeschwächt infolge des progressiven Charakters des krankhaften Zustandes, welcher die extremen Grenzen erreicht, sobald der Ausgleich zwischen dem pathologischen Zustande des einen Erzeugers und der gesunden Konstitution des anderen unmöglich wird. Sobald die Periode des größten Beharrungsvermögens erreicht ist, muß eine Abschwächung

[1]) Dies gilt sowohl für die Kinder von schwindsüchtigen Eltern, wie für diejenigen von Alkoholikern. Gerade die Familien der letzteren zeigen uns unwiderleglich, daß die pathologische Erblichkeit, welche bei den ersten Kindern, wo die pathologische Modifikation sich noch im Keime befindet, am deutlichsten ausgesprochen ist, in inniger Beziehung zur pathologischen Konstitution steht und von ausgesprochenen pathologischen Veränderungen wenig abhängig ist. Dagegen ist allerdings in den syphilitischen Familien die Rolle der pathologischen Konstitution gleich Null und nur die pathologische Modifikation erscheint bei diesen als Objekt der erblichen Uebertragung. Man muß hierbei im Auge behalten, daß zweifelsohne eine bestimmte Anzahl von Erzeugern schon zur Zeit der Verheiratung syphilitisch infiziert war. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß die Syphilis der Eltern oft mit einer neuropathischen Konstitution kombiniert ist, welche sich in der pathologischen Erblichkeit selbständig äußert. Bis zu gewissem Grade scheint ein Antagonismus zu bestehen zwischen der pathologischen Vererbung auf dem Gebiete des Nervensystems und der von den Individuen erworbenen Erkrankung des Nervensystems.

der pathologischen Erblichkeit stattfinden. Man muß annehmen, daß die Interferenz (Ueberwiegen des einen Erzeugers) in der Periode der völligen Reife ihren Kulminationspunkt erreicht und daß von diesem Moment an ein Zustand des Gleichgewichts sowohl in der Verteilung der Geschlechter, wie auch in der Aehnlichkeit und im Körperbau der Kinder sich feststellen läßt. Daraus kann man schließen, daß die Periode der Individualität nicht lange dauert, daß sie mit der Entfernung des Erzeugers von der ersten Jugend verschwindet und der Stabilität (Beharrungsvermögen) der Konstitution Platz macht[1]).

Wir gehen nunmehr zur Beantwortung der Frage über: wie haben wir uns das Zustandekommen der Vererbung vorzustellen? — Wollen wir uns von jenen Vorgängen eine Vorstellung machen, so müssen wir in unseren Betrachtungen rückwärts gehen bis zu jenem Momente, wo durch die Verschmelzung der männlichen und weiblichen Keimzelle (Spermatozoon und Ovulum) zuerst die Grundlage für die Entwicklung eines neuen Wesens geschaffen wird. Bei Erörterung dieses Vorganges spricht nun Orschansky als Anhänger der Weismannschen Lehre von der „Kontinuität des Keimplasmas" (d. i. der Anschauung, daß im befruchteten Ei ein Teil des Protoplasmas unverändert bleibt und in der Folge zum Aufbau neuer Zellen verwendet wird) die Annahme aus, daß zwischen den beiden Plasmaarten eine gewisse biologische Affinität — analog der chemischen Verwandtschaft — existiert und daß sich die beiden Plasmen — dasjenige des Spermas sowie dasjenige der Eizelle — in äquivalenten Mengen mit einander verbinden. Dabei wird sich aber nur höchst selten der Fall ereignen, daß die Masse des Ei- und des Spermaplasmas in absolut äquivalenter Proportion zusammentreffen. Setzen wir einen solchen Fall voraus, wo die beiden Keimplasmenarten sich vollkommen neutralisieren und also die biologische Energie des Embryo im Gleichgewicht sich befindet, so könnten wir die Entstehung eines asexuellen oder hermaphroditischen Individuums erwarten. Nach der Theorie der Wahrscheinlichkeit ist aber zu erwarten, daß gerade im Gegenteil die eine Plasmaart nicht der ganzen Masse der anderen zu ihrer Neutralisation benötigt, und daß deshalb immer ein, wenn auch geringer Rest oder Residuum einer bestimmten Art des Ei- oder des Sperma-Plasmas übrig

[1]) Es unterliegt nach Orschansky keinem Zweifel, daß die Umwandlung einer pathologischen Form, an welcher der Erzeuger gelitten hat, in eine andere beim Kinde (wie z. B. die Umwandlung einer Lungenkrankheit des Vaters in eine schwere Neurasthenie beim Sohne) in hohem Grade durch embryonale und morphologische Beziehungen der zwei Gewebselemente, nämlich: des Lungenepithels und des Nervengewebes bedingt wird. Andererseits fehlt es nicht an Beweisen dafür, daß die Transformation der pathologischen Individualität und überhaupt die Aeußerung der pathologischen Erblichkeit bei den Nachkommen — besonders in gewissen kritischen Perioden — in hohem Grade von äußeren Bedingungen abhängig ist, die gewissermaßen die Rolle eines Agent provocateur spielen und die bis zu diesem Augenblicke latente pathologische Vererbung wachrufen. Die äußeren Bedingungen können auch auf den Verlauf der pathologischen Vererbung von Einfluß sein, indem sie denselben beschleunigen oder verlangsamen, unter Umständen sogar gänzlich zum Stillstand bringen. Dabei ist noch besonders hervorzuheben, daß das Studium der äußeren Bedingungen der Manifestierung und der Transformation der Vererbung, das jetzt kaum begonnen hat, in sehr erfreulicher Weise verspricht, uns mit der Zeit eine Waffe zum Kampfe mit der pathologischen Vererbung und der durch letztere bedingten Entartung an die Hand zu geben.

bleibt. Gerade in diesem nicht verbrauchten Plasma hätten wir nun den Stoff zu erblicken, der zur Ausbildung der zukünftigen Geschlechtszellen des Embryo dienen soll. — Soweit ließen sich allerdings wohl die Anschauungen unseres Gewährsmannes Orschansky mit der Weismannschen Lehre in Einklang bringen. Dagegen ist es geradezu unmöglich, die von Weismann vertretene Anschauung, derzufolge das als Residuum im Menschen- und Tierkörper zurückbleibende Keimplasma in demselben eine isolierte Stelluug einnehmen, bezw. zu den somatischen Zellen (Zellen, aus denen die Organe und Gewebe des Tierkörpers sich entwickeln) in keiner näheren Beziehung stehen soll, mit jenen Beobachtungen und Theorien, die für die Erklärung der Vererbungserscheinungen unerläßlich sind, in Uebereinstimmung zu bringen[1]. Es folgt aus allem, was wir im vorhergehenden dargelegt haben, daß die Geschlechtszellen nicht als ein stabiles, unveränderliches Gebilde angesehen werden können, daß sie vielmehr an der allgemeinen Entwicklung des Individuums teilnehmen und daß ihre plastische Energie in jedem gegebenen Moment derjenigen Entwicklungsform entspricht, in welcher sich der ganze Organismus gerade befindet. Die logische Folge eines solchen Verhältnisses besteht aber in der Annahme einer verborgenen (latenten) Evolution der Geschlechtszellen bezw. des als Rückstand im tierischen Organismus zurückbleibenden Keimplasmas — einer Entwicklung, die mit dem Werdegang des Organismus als solchem notwendigerweise parallel laufen muß. Wären die Geschlechtszellen im Organismus isoliert, und von den Schwankungen im Allgemeinzustand der Eltern völlig unabhängig, dann müßte man in dem Bau einer jeden Zelle mehr Beharrlichkeit (Stabilität) beobachten und folglich auch eine größere Uebereinstimmung im Typus aller Kinder einer und derselben Familie. Eine wesentliche Verschiedenheit von Kindern derselben Eltern, wie sie doch zweifelsohne existiert, würde dann ebenso wie der Atavismus ganz unerklärt bleiben. Es wäre auch die unbestreitbare Tatsache der „Periodizität in der Entwicklung der Geschlechter" (abwechselnde Aufeinanderfolge von Knaben- und Mädchengeburten) schwer zu begreifen, wenn man nicht annimmt, daß die Schwankungen des Allgemeinzustandes der Mutter bezw. des Vaters nicht ohne Einfluß auf die Funktion der

---

[1]) In seiner zusammenfassenden großen Arbeit über die Vererbung, Selektion und Deszendenz gibt Weismann eine ausführliche Darstellung seiner Anschauungen über die von ihm behauptete Nichtvererbung erworbener Charaktere und Veränderungen, wobei er einerseits das Lamarcksche Prinzip von der erblichen Uebertragung der erworbenen funktionellen Anpassungen bekämpft, andererseits gegen die Ehrlichschen Versuche, die O. Hertwig als Stütze für die Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften anführt, polemisiert. Bei seinen diesbezüglichen Erörterungen nimmt Weismann seine Zuflucht zu der Annahme von „Determinanten". Die Substanz des Keimplasmas soll in morphologischem wie in physiologischem Sinne aus ungleichen lebenden Teilchen — eben jenen „Determinanten" — zusammengesetzt sein, die ungleichen Anteil an dem Aufbau des Organismus haben sollen und als erste Anlage bestimmter Körperteile — in dem Sinne, daß diese Teile nicht entstehen könnten, falls ihre Determinanten im Keimplasma nicht vorhanden wären — zu betrachten seien. Aber weder die durchaus hypothetische Annahme solcher Determinanten, noch die von Weismann als Stütze seiner Lehre von der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften aufgestellte Lehre von der Panmixie dürfte imstande sein, jene schwerwiegenden Gründe zu entkräften, die H. Spencer, Oskar Hertwig und schon vor einer Reihe von Jahren Rudolph Virchow gegen Weismanns Anschauungen vorgebracht haben.

Geschlechtszellen bleiben. Die Erscheinungen der pathologischen Vererbung beweisen noch deutlicher, daß ein solcher Mechanismus existiert. Wie könnte man sonst die Tatsache erklären, daß die pathologische Erblichkeit in einem bestimmten Alter der Eltern abgeschwächt wird, so daß die Geschlechtszellen bei jungen Eltern zu kranken, bei reiferen Eltern zu gesunden Kindern sich entwickeln?

Worauf die von uns vorauszusetzenden Beziehungen zwischen den Geschlechtszellen und dem übrigen Organismus beruhen — über diese Frage sind vielleicht gewisse neuerdings von Professor J. Gaule (Zürich) angestellte Untersuchungen[1]) geeignet, Licht zu verbreiten. Der besagte Gelehrte hat nämlich beim Frosche festgestellt, daß in noch ganz anderen Organen als in den Geschlechtswerkzeugen sich Vorgänge abspielen, die auf das Geschlechtsleben Bezug haben, daß in der Leber, in den Muskeln und in anderen Körperteilen Stoffe gebildet werden, die für die Bildung der Geschlechtsprodukte Verwendung finden, daß auch ein Teil des im Körper enthaltenen Fettgewebes zu diesem Zwecke umgewandelt wird und daß diese freiwerdenden Stoffe in den Geschlechtsorganen zusammengefügt werden, bezw. innerhalb derselben ihre morphologische Gestaltung in Ovula bezw. Spermatozoen erhalten. „Allen den Organen, die ich nannte — so bemerkt Gaule — müssen wir demnach außer der Funktion, die wir schon lange kennen, noch eine andere zuschreiben, die wir jetzt erst zu sehen beginnen, nämlich die geschlechtliche. Wir gelangen auf diese Weise zu dem Schlusse, daß der Prozeß, der zum Aufbau des eigenen Organismus führt, in inniger Beziehung steht zu demjenigen, welcher die Geschlechtsprodukte bildet. Auf Grund der obigen Tatsachen sind wir nun auch berechtigt, die Existenz einer ununterbrochenen Beziehung zwischen dem ganzen Organismus und den Geschlechtszellen anzunehmen, wobei jede Geschlechtszelle gewissermaßen einen Mikrokosmos im elterlichen Makrokosmos darstellt." Diese zwischen den Geschlechtszellen und den in verschiedenen Organen stattfindenden Ernährungsvorgängen bestehenden Beziehungen sind, wie es scheint, zwiefacher Natur. Zunächst sind dieselben plastischen Charakters, d. h. die Ernährungsvorgänge, die im Organismus vor sich gehen, äußern zugleich einen nutritiven Einfluß auf die Geschlechtszellen. Sodann existiert offenbar noch eine funktionelle oder dynamische Beziehung zwischen dem Gesamtorganismus und den Geschlechtszellen und diese Beziehung wird offenbar durch Vermittelung des Nervensystems unterhalten. Auch ist nach Orschansky klar, daß das Gebiet der „Korrelation" — mit diesem technischen Ausdrucke bezeichnet derselbe die zwischen den Geschlechtswerkzeugen und dem Gesamtkörper bestehenden Beziehungen — je nach dem Geschlechte des Keimes verschieden sein kann. Für Knaben soll jene „Korrelation" mehr einen funktionellen Charakter haben, d. h. die im Organismus sich abspielenden funktionellen Prozesse üben einen größeren Einfluß auf die Spermatozoen als die plastischen Prozesse. Andererseits sollen die plastischen Prozesse im Organismus der Mutter stärker auf das Ovulum einwirken als die funktionellen Vorgänge. Mit anderen Worten: Die Korrelation soll für jedes Geschlecht einen besonderen,

[1]) Vergl. Pflügers Archiv, Bd. 87, Jahrgang 1903.

der spezifischen Natur der Geschlechtszellen entsprechenden Charakter besitzen. — In geistvoller Weise deutet auch Orschansky darauf hin, daß den in Rede stehenden Beziehungen zwischen Geschlechtsorganen und Gesamtkörper bestimmte Schranken gezogen sind. Je weiter die individuellen Variationen vom mittleren Typus entfernt sind, um so geringer ist ihr Bestreben, sich auch in den Geschlechtszellen zu äußern; von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet zielt die Korrelation also dahin, die Dauerhaftigkeit (Stabilität) des Typus aufrecht zu erhalten. Die Korrelation ist am größten beim Embryo und zur Zeit der Geburt, sie sinkt dann allmählich während der Entwicklung und erreicht beim Erwachsenen ihr Minimum. Jede unter dem Einflusse der Ernährung, der funktionellen Tätigkeit und anderer Momente im Organismus sich entwickelnde individuelle Modifikation hat um so weniger Aussicht, auf die Geschlechtszellen übertragen zu werden, je weiter diese Modifikationen sich vom normalen Konstitutionstypus entfernen, je später sie sich entwickeln und je partieller Natur sie sind. — Die zwischen dem Organismus und den Geschlechtszellen bestehenden Beziehungen erscheinen zugleich als Beziehungen zwischen Eltern und Kindern. Die Zellen spielen nur die Rolle einer Uebertragungsstation. Die Grenzen der Korrelation bilden zugleich auch die Grenze der erblichen Uebertragung von den Eltern auf die Nachkommen. Die Gesetze der Vererbung lassen sich nach Orschansky in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Die Erblichkeit ist eine direkte Funktion der Geschlechtszellen und eine indirekte Funktion des ganzen Organismus; erstere ist die Grundlage der Stabilität (Beharrungsvermögen) des Typus; die letztere erklärt die Variabilität (Veränderlichkeit) und Individualität. Die Erblichkeit hat ebenso einen revolutionären wie auch einen synthetischen Charakter.

2. Die direkte Vererbung ist mächtiger als die indirekte.

3. Der Charakter der Vererbung ist verschieden für die beiden Arten der Geschlechtszellen und entspricht dem Charakter ihrer Struktur.

4. Die Energie, mit welcher die indirekte Vererbung sich zu übertragen bestrebt ist, ist um so größer, je kleiner die individuellen Veränderungen sind, je mehr sie funktionellen und reaktiven Charakter aufweisen und je frühzeitiger sie auftreten. Je bedeutender die im Organismus des Erzeugers stattgehabte Veränderung, je deutlicher die Abweichungen vom mittleren Typus und je später sie sich entwickeln, um so weniger Aussicht haben diese Veränderungen, auf die Nachkommen übertragen zu werden.

5. Die erst in reiferem Alter eingetretenen Modifikationen, besonders aber zufällige pathologische Veränderungen können kaum auf die Nachkommen übertragen werden.

6. Die Erblichkeit wird gewöhnlich nur als eine Funktion der Eltern selbst angesehen, während in Wirklichkeit bei ihren Aeußerungen auch die Kinder selbst eine ziemlich bedeutende Rolle spielen.

7. Jeder der beiden Erzeuger spielt bei der Erblichkeit seine bestimmte spezielle Rolle: Durch den Einfluß des Vaters wird die Veränderlichkeit (Variabilität) und Individualität begünstigt; die Mutter ist andererseits bestrebt, ihren mittleren Typus zu erhalten. Diesen Antagonismus bemerkt man auch bei der Entstehung des Geschlechtes,

wo der Einfluß der Mutter in Gestalt der Periodizitätserscheinungen (Alternieren von Knaben- und Mädchengeburten) bestrebt ist, die Verteilung der Geschlechter auszugleichen. Dieselbe Tendenz äußert die Mutter auch bei der Uebertragung des Körperbaues: sie reduziert ihre eigene pathologische Vererbung auf ein Minimum; sie leistet dem krankmachenden Einfluß des Vaters energischen Widerstand und gestaltet schließlich eine schwere Vererbung um in eine weniger bedrohliche Form. Einen ähnlichen Antagonismus beobachtet man auch zwischen Knaben und Mädchen; die Kinder verhalten sich in bezug auf die Erblichkeit ebenso wie die Erzeuger des entsprechenden Geschlechtes. Es geht daraus hervor, daß die Vererbung in einer inneren Beziehung steht zur Konstitution der Eltern. Schon die embryonalen Zellen zeigen bei beiden Geschlechtern einen wesentlich verschiedenen Charakter. Veränderlichkeit (Variabilität) und Beharrungsvermögen (Stabilität), durch welche der männliche und weibliche Typus sich von einander unterscheiden, haben ihren Grund in der Verschiedenheit der entsprechenden embryonalen Zellen.

Die Bevölkerung Australiens.

Hans Fehlinger.

1. Allgemeines.

Australien gehört zu jenen Ländern, welche für die Besiedelung durch Angehörige der europäischen Rassen in Betracht kommen. Es ist daher angebracht, die Bevölkerungsverhältnisse dieses Kontinents und der Inseln Tasmanien und Neu-Seeland etwas näher zu betrachten, was durch die vorliegenden Bände des australischen Zensus vom Jahre 1901 ermöglicht wird. Die letzte Volkszählung war zwar nicht in allen Kolonien vollständig nach denselben Gesichtspunkten durchgeführt worden, aber das gebotene Material ist in der Hauptsache vergleichbar. Die Bevölkerungszunahme war auch während des Jahrzehnts 1891—1901 bedeutend, doch hat sie gegen frühere Perioden abgenommen; sie ist in ihrer Intensität jetzt hinter jener der Vereinigten Staaten zurückgeblieben, welche sie ehemals übertraf. Im letzten Jahrzehnt hat sich die Einwohnerzahl des Staatenbundes und der Kolonie Neu-Seeland (exklusive der Australneger und Maoris) von 3 809 895 auf 4 541 902 vermehrt, also um 19,2 pCt. Das Wachstum der Bevölkerung war in den einzelnen Staaten sehr verschieden. Während die durchschnittliche jährliche Zunahmerate, in Prozenten des Bevölkerungsstandes von 1891 ausgedrückt, in Westaustralien 14 betrug, belief sich dieselbe in Neu-Südwales auf 1,8, in Viktoria auf 0,5, in Queensland auf 2,5, in Südaustralien auf 1,3, in Tasmanien auf 1,6 und in Neu-Seeland auf 2; für das Gesamtgebiet ergibt sich eine jährliche Zunahmerate von 1,9. Einschließlich der Australneger betrug die Gesamtbevölkerung im Jahre 1901 4 632 140 Personen.

Wie in allen Ländern mit beträchtlicher überseeischer Einwanderung, so überwiegen auch in Australien die Personen männ-

lichen Geschlechtes, und zwar ist dies in allen Staaten des Bundes, sowie in Neu-Seeland der Fall. Mit Ausnahme Westaustraliens war jedoch im Dezennium 1891—1901 die Zunahme der weiblichen Bevölkerung überall eine etwas raschere gewesen als die der männlichen, so daß die Annahme, es werden die Unterschiede in der proportionellen Verteilung der Geschlechter in nicht allzuferner Zeit ausgeglichen sein, berechtigt erscheint. Von Interesse ist, daß unter der Bevölkerung in den Altersstufen bis zu 30 Jahren die Personen weiblichen Geschlechts überwiegen, während in den höheren Altersstufen der Prozentsatz der Männer größer ist. Dies kommt besonders daher, weil unter den Jüngeren die Einwanderer relativ schwach vertreten sind; in einigen Staaten war die Auswanderung in letzter Zeit stärker als die Einwanderung (Südaustralien, Viktoria und Tasmanien).

Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zeigt sich in Australien einerseits eine Abnahme der Sterblichkeit, andererseits aber auch ein Sinken der Häufigkeit der Geburten. Während für die zuerst genannte Erscheinung Erklärungsgründe nahe liegen, wie die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft, der Ausbau des Arbeiterschutzes usw., so ist es doch noch nicht gelungen, die Ursachen des Rückganges der Geburtenhäufigkeit in befriedigender Weise klarzustellen. In Australien hat die Geburtsrate seit den sechziger Jahren besonders rasch abgenommen.

Zahlenmäßig sind die angeführten Erscheinungen aus der nachfolgenden Zusammenstellung zu ersehen.

Quinquennien	Geburtsrate	Sterblichkeitsrate	Natürliche Zunahme
1861—1865	41,92	16,75	25,17
1866—1870	39,84	15,62	24,22
1871—1875	37,34	15,26	22,08
1876—1880	36,38	15,04	21,34
1881—1885	35,21	14,79	20,42
1886—1890	34,43	13,95	20,48
1891—1895	31,55	12,76	18,79
1896—1900	27,31	12,20	15,11

Nächst dem auffallenden Rückgang der Geburtenhäufigkeit ist es in Australien noch ein anderer Umstand, welcher dazu beiträgt, daß nun die Vermehrung der Bevölkerung langsamer vor sich geht, als in anderen angelsächsischen Kolonialländern: die Einwanderung ist eine weniger ausgiebige.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des australischen Kontinents sind solche, daß sie eine fernere allzurasche Volksvermehrung nicht gestatten. Wenn in Nordamerika weite Strecken fruchtbaren Bodens noch der Kultivierung harren, so begegnet andererseits in Australien der weitere Fortschritt der Agrikultur großen Schwierigkeiten, die in den Boden- und klimatischen Verhältnissen begründet sind. Eine rasche Entwicklung der Industrie ist durch die geographische Isoliertheit Australiens und manche andere Umstände ausgeschlossen.

2. Rassenverhältnisse.

Die Ergebnisse der australischen Volkszählung enthüllen uns weitere wissenswerte Tatsachen, die einer Würdigung bedürfen: die Zusammensetzung der Bevölkerung aus verschiedenen Rassen. Die Ureinwohner des Kontinents repräsentieren ein ständig an Bedeutung verlierendes Element. Obwohl es nicht möglich ist, den absoluten Rückgang der Zahl derselben statistisch zu erfassen, so gilt derselbe doch als eine unbestrittene Tatsache. Die Zählung von 1901 hat, ebenso wie die vorhergegangenen, jene Australneger, welche in „vollständig wildem Zustande leben“, unberücksichtigt gelassen, weil ein Versuch, sie in die Erhebung einzubeziehen, unfehlbar hätte scheitern müssen. Die Zahl der nomadischen und zivilisierten Australneger ist eine sehr geringe; die Zu- oder Abnahme derselben kann auf Grund der Zählungsresultate nicht mit Sicherheit angegeben werden, weil bei jedem Zensus nach anderen Gesichtspunkten vorgegangen wurde, und für einzelne Staaten aus früheren Jahren gar kein Material vorhanden ist.

Ein weit wichtigeres Element — namentlich für die Zukunft Australiens — bilden die asiatischen Völker, deren Einwanderung zeitweise einen so bedrohlichen Umfang annahm, daß man zu Mitteln greifen mußte, die geeignet sind, sie zu verhindern[1]. Außer den Chinesen finden wir in Australien noch zahlreiche andere asiatische Rassen vertreten (vor allem Japaner, ferner Inder), sowie Eingeborene Melanesiens nnd Polynesiens und auch — in sehr beschränkter Anzahl — afrikanische Neger. Insgesamt zählen diese verschiedenen Rassen 59 190 Personen; sie bilden 1,6 pCt. der Einwohner des australischen Kontinents; die 47 095 durch die Zählung ermittelten Australneger 1,2 pCt.; die Maoris Neu-Seelands hingegen 5,3 pCt. der Bewohner dieser Kolonie. Ueber die Verteilung der Gesamtbevölkerung, sowie die der Australneger, Chinesen, der anderen Asiaten, endlich der Melanesier und Polynesier gibt die folgende Zusammenstellung Aufschluß.

Staaten	Australneger inkl. Mischlinge	Chinesen inkl. Mischlinge	Andere Asiaten	Polynesier, Melanesier, etc.[6]	Gesamtbevölkerung
Neu-Südwales	8 280	11 263	2 564	467	1 359 133
Viktoria	652	7 349	1 308	21	1 201 341
Queensland	6 670	9 313	4 895	9 327	503 266
Südaustralien	27 123	3 455	831	2	389 727
Westaustralien	6 212	1 569	3 335[4]	26[7]	190 336
Tasmanien	157[2]	608	[5]	—	172 475
Neu-Seeland	43 143[3]	2 857	[5]	—	815 862

Die Australneger sind besonders im Nordterritorium Südaustraliens noch zahlreich vertreten, das infolge seines Klimas bisher der Kultur noch kaum erschlossen wurde, ebenso in Queensland, wo ihre Gesamtzahl (einschließlich der Wilden) auf 25 000 geschätzt ist. Auch in Westaustralien bilden sie eine erheblich höhere Proportion der Gesamtbevölkerung als in den übrigen Staaten. In Viktoria zählen sie nur

[1] Politisch-anthr. Revue, III. Bd., S. 616 u. ff.

[2] In Tasmanien sind die Ureinwohner vollständig ausgestorben; die im Vorstehenden angegebenen 157 Personen sind Mischlinge. — [3] Maoris. — [4] In Asien Geborene (außer Chinesen). — [5] Unbekannt. — [6] Einschließlich afrikanischer Neger. — [7] In Polynesien und Melanesien Geborene.

mehr nach wenigen Hunderten. Die Personen männlichen Geschlechts überwiegen unter den Australnegern; insgesamt wurden 24 717 (52,5 pCt.) männliche und 22 378 (47,5 pCt.) weibliche Angehörige dieser Rasse gezählt.

Die Chinesen sind, ihrer absoluten Anzahl nach, am meisten in Neu-Südwales vertreten; im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung finden wir sie aber in Queensland am zahlreichsten, während hier sowohl die übrigen asiatischen Rassen, als auch die Melanesier und Polynesier in größerer Zahl leben und einen höheren Prozentsatz der Einwohnerschaft bilden, als in den anderen Staaten. Von allen in Australien lebenden Chinesen sind 34 280 (94,1 pCt.) männlichen und 2134 (5,9 pCt.) weiblichen Geschlechts. Eine ähnliche Disproportion in der Verteilung nach dem Geschlechte weist die chinesische Einwanderbevölkerung überall auf. Dabei ist noch zu beachten, daß ein großer Teil der Chinesinnen Mischlinge von Chinesen und anderen Rassen sind; unter der angegebenen Zahl der Chinesen befinden sich nämlich Mischlinge:

	männl. Geschlecht	weibl. Geschlecht
in Neu-Südwales	527	514
„ Viktoria	504	498
„ Westaustralien	23	25
„ Queensland	355	371

In den Zensusberichten der übrigen Staaten sind die Mischlinge nicht gesondert ausgewiesen.

Es erhellt hieraus, daß eine weitgehende Mischung der Chinesen mit anderen (vorzüglich den europäischen) Rassen nicht stattgefunden hat. Von besonderem Interesse wäre es, die Fortschritte dieser Rassenkreuzung genau zu kennen; bisher sind Vergleiche nicht möglich gemacht, doch wird dies für die Zukunft der Fall sein.

Nicht außer acht lassen dürfen wir die Zu- oder Abnahme der Chinesen in Australien, worüber uns aus vier Staaten Material vorliegt. In Neu-Südwales hat die Zahl der in China geborenen Personen bis 1891 zu-, seither jedoch abgenommen; deren Zahl betrug:

	absolut	in Prozenten der Bevölkerung
1871	7 220	1,43
1881	10 205	1,36
1891	13 157	1,17
1901	9 993	0,74

In Queensland stieg aber die Zahl der Chinesen von 8574 in 1891 auf 9313 in 1901; sie bildeten im erstgenannten Jahre 2,18 pCt., 1901 aber nur 1,85 pCt. der Bevölkerung. Alle Asiaten, Melanesier und Polynesier machten hier in 1901 4,70 pCt. der Bevölkerung aus, gegen 5,05 pCt. zehn Jahre vorher. — In Südaustralien sank die Zahl der in China Geborenen im letzten Jahrzehnt von 3997 auf 3253, oder von 1,25 pCt. auf 0,90 pCt. der Bevölkerung. — Reinrassige Chinesen wurden in Westaustralien in 1881: 145 (0,49 pCt. der Bevölkerung ausschließlich der Australneger), 1891: 917 (1,84 pCt.) und 1901: 1521 (0,79 pCt. der Bevölkerung) gezählt[1]).

In bezug auf die Einwanderung von Europäern ist zu bemerken, daß diese am meisten aus Großbritannien und Irland erfolgt; weiterhin

[1]) Im Victorian Jearbook, 1903 (ausgegeben im Dezember 1904), wird berichtet, daß die Zahl aller Chinesen in Australien von 1891 bis 1901 um 6100 zurückging.

kommt Deutschland in Betracht, während aus den süd- und osteuropäischen Staaten nur ganz wenige jener Ansiedler gekommen sind, die Australien zu ihrer neuen Heimat wählten. Das neue Einwanderungsgesetz des Bundes, welches im Jahre 1901 in Wirksamkeit trat, wird gewiß dazu beitragen, diesen Kontinent für die rückständigen Rassen zu schließen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch noch in der Zukunft Australien eine bedeutende Rolle im Kampf ums Dasein zwischen der „weißen" und der „gelben" Menschheit zufallen wird, und man muß der dortigen Arbeiterpartei wünschen, daß sie in der Durchführung ihres Progammes Erfolg habe, dessen erster Punkt lautet: Maintenance of a white Australia! (Aufrechterhaltung eines weißen Australiens!)

Die Zukunft der lateinischen Rasse.

Gabriel Tarde.

(Mit Genehmigung übersetzt aus der „Revue bleue", 1904, No. 25 u. 26.)

Es liegt mir fern, mit der Sehergabe des Propheten über die Zukunft der lateinischen Rasse zu sprechen. Denn ich habe keinerlei Neigung zum Prophezeien; meine Aufgabe ist bloß, vor dem Geist jenes historischen Prophetismus zu warnen, der sich auf angebliche soziale Entwicklungsgesetze beruft, die er der Physiologie der Lebensalter entnimmt, und der behauptet, daß die Völker lateinischen Ursprungs einem unvermeidlichen Niedergang oder einem baldigen Tod verfallen sind, gegen den anzukämpfen sinnlos sein würde. Denn, so behaupten jene Propheten, sie sind alt und sie müssen sterben. Ihre Vergangenheit ist glänzend, und gerade deshalb, sagt man, haben sie keine Zukunft mehr. Italien, Spanien, Frankreich sind zwar ruhmreiche Namen, aber sie bedeuten das alte Europa. Das junge Europa erhebt sich inzwischen, es wächst heran und wird jene Völker ersticken, und zwar ist es zu seinem Heil, daß es dies tun wird. Niemand kann daran zweifeln, Italien hat sein kaiserliches und päpstliches Rom gehabt, die großartigsten Beispiele des politischen und religiösen Imperialismus, welche die Welt je gesehen hat. Es hat ein Venedig gehabt, das die Vorläuferin Englands im Welthandel war, und seine Renaissance, die den Frühling der modernen Kunst und Wissenschaft bedeutete. Spanien hat seinen Karl V., seine Kolonisation von Amerika erlebt. Frankreich hat, abgesehen von Karl dem Großen und den Minnesängern, die majestätische Periode Ludwigs des XIV. aufzuweisen, die Aufklärung im 18. Jahrhundert, seine große Revolution, Napoleon, — alles dies ist zweifellos wahr, so sagt man, aber es ist nicht erlaubt, nach solchen Proben der Kunst und Anstrengung noch große Dinge zu erwarten, denn diese Völker sind zurzeit in tiefen Schlaf versunken. Es würde gegen alle Gesetze der Geschichte verstoßen, hier noch Hoffnungen zu hegen. Denn die Seele dieser Völker ist tot. Sie existiert nicht mehr.

Ich wage es nun, gegen diese Unglückspropheten aufzutreten. Vor drei Jahren habe ich schon in einer Versammlung in Bordeaux

einen ähnlichen Gegenstand behandelt, nämlich: „Die Inferiorität der lateinischen Völker". Damals hat meine Verteidigungsrede zugunsten der Lateiner ein wenig paradox erscheinen können. Aber heute ist es anders, neue Stimmen lassen sich in derselben Tonart hören, Bücher sind erschienen, Zeitschriften wurden gegründet, wie die „Renaissance latine" und die „Revue latine", Gesellschaften haben sich gebildet, welche alle in derselben Richtung tätig sind. Die Reise des italienischen Königs nach Paris, diejenige des französischen Präsidenten nach Italien, sind der triumphierende Anfang einer unerwarteten Stimmung, eines unerhofften Erwachens der „lateinischen Seele" geworden.... Was noch kürzlich paradox erschien, droht nun ein Gemeinplatz zu werden. Doch, so weit sind wir noch nicht. Es gibt noch eine große Menge, welche dieser Begeisterung skeptisch gegenübersteht und in ihr nichts als einen leidenschaftlichen Ausbruch des südländischen Charakters sieht, der nicht imstande sei, etwas Gründliches zu schaffen.

Muß ich mich entschuldigen, daß ich auf den ewigen Gegensatz der Anglo-Sachsen und der Lateiner zurückkomme, mit dem man einen so großen Mißbrauch treibt? Während Anthropologen, Psychologen und Soziologen sich diesen endlosen Streitigkeiten hingeben, scheinen sie aber an Bedeutung verloren zu haben, da die civilisierte Welt sich immer mehr ausdehnt und aufgehört hat, sich in jene beiden Völker zu trennen, und da sie andere große Teile der Menschheit zu umfassen beginnt, welche bisher unseren Zielen fern standen. Der russische Koloß hat sich erhoben, die slawische Welt dehnt sich aus und beginnt eine immer größere Rolle in den internationalen Beziehungen zu spielen. Die gelbe Rasse kann nicht mehr abseits von uns stehen bleiben. Es handelt sich darum, sie zu assimilieren oder zu unterjochen oder von ihnen überflutet zu werden. Die Welt des Islams fordert ähnliche gewaltige Probleme heraus. Hat nun in einem solchen riesigen Gemenge von Völkern und Rassen, welche zum ersten Male in Bewegung geraten, der alte Streit zwischen den lateinischen und angelsächsischen Rassen auch eine Berechtigung? Was die augenblickliche Weltlage anlangt, so ist es heute zum ersten Male, daß die Gedanken der Staatsmänner und selbst der Finanzleute, der Industriellen, Kaufleute und politischen Denker notgedrungen sich auf alle Erdteile erstrecken müssen. Bis auf unsere Tage sind die Blicke der Politiker, selbst in ihren weitgehendsten Plänen, niemals über eine gewisse Grenze hinausgeschweift, jenseits deren Barbaren und Wilde ihr Wesen treiben, um die sich, mit Ausnahme von neugierigen Forschungsreisenden, bisher niemand bekümmerte. Ludwig XIV. und Napoleon haben, wie ehrgeizig sie auch waren, niemals an Afrika oder Polynesien, niemals, selbst bei ihren hochgespanntesten Eroberungsplänen, an ganze Dreiviertel der Weltkarte gedacht. Vor unserer Zeit glaubte man, daß die Civilisation nur an wenigen Plätzen der Erde, in einigen günstig gelegenen und eifersüchtig abgezirkelten Ländern blühen könnte. In der Gegenwart werden aber alle Grenzmauern umgestürzt oder erschüttert. Man sah bisher Wirtschaft, Industrie, Ruhm und Macht nur innerhalb bestimmter an die Nationalität gebundener Grenzen wachsen und fortschreiten. Heute verkörpert sich alles in Weltindustrie, Weltreichen und Weltpolitik.

Aber unglücklicherweise ist es nicht wahr, daß diese unbegrenzte Ausweitung des gesellschaftlichen Lebens, des Spielraumes für Kriege und Bündnisse, etwa den Gegensatz zwischen den beiden Rassen ausgeglichen hätte, welcher die romanisch-christliche Civilisation in zwei Lager trennt und der übrigen Welt seinen Stempel aufdrückt. Im Gegenteil, wächst die Wichtigkeit der Sache von Tag zu Tag. Diese Gegensätzlichkeit reicht in der Geschichte nicht allzuweit zurück. Im Mittelalter assimilierte die lateinisch-christliche Welt das Germanentum als eine Art innerer Kolonie. Damals belebte der Gegensatz zwischen Christentum und Islam die Welt. Als dieser gegen Ende des 16. Jahrhunderts einschlummerte, begann ein neuer Riß die Welt zu spalten, der Riß zwischen Katholiken und Protestanten. Seitdem hat der Dualismus zwischen Anglo-Sachsen und Lateinern zugenommen, — unglückliche Benennungen, da man vergaß, daß germanisches Blut in den Lateinern fließt und lateinische Kultur von den Germanen angenommen worden ist.

Indes ist nicht zu leugnen, daß dieser Gegensatz einen tieferen Untergrund hat. Schon die jahrhundertelange Dauer, wenn auch unter anderem Namen, ist dafür ein deutliches Zeichen. Worin liegt aber die Ursache? Eine geographische Verschiedenheit kann kaum dabei eine Rolle spielen. Ob vielleicht, wie die historischen Materialisten glauben, eine ökonomische Ursache wirksam ist? Wenn diese Theorie besagen will, daß geistige Konflikte und der Widerstreit von Meinungen und Ueberzeugungen auf einen Interessengegensatz zurückgehen, so gebe ich das in bezug auf die Religionskriege zu. Was jene Doktrin anlangt, welche alles auf physiologische Ursachen zurückzuführen sucht, die einen bestimmten Typus der Sprache, der Religion, Politik, Moral und Kunst mit bestimmten Schädelformen und Körperpigmentierungen in Verbindung bringt, so hat diese Hypothese sich überlebt. Man hat sich mit viel größerem Recht auf psychologische Verschiedenheiten berufen. Mit seinem ausgeprägteren Individualismus, durch Unternehmungsgeist und Privatinitiative, Liberalismus, Industrialismus soll der Anglosachse dem Mangel an Energie, dem Beharren, dem Militarismus, dem Geschmack an reichlichem Lebensgenuß gegenüberstehen, welche den Lateiner kennzeichnen. Aber kaum waren diese Gegensätze formuliert worden, als die Zeitereignisse zwangen, diese Auffassungen zu ändern, zumal die geringste historische Ueberlegung schon dazu führt, sie gänzlich fallen zu lassen. Der englische Liberalismus ist nichts als eine Legende. Das schönste Beispiel von Militarismus zu Wasser und Land, das die Geschichte aufzeichnet, ist dasjenige Deutschlands, Englands und neuerdings Amerikas. Und wo ist der moderne Individualismus geboren? Burckhardt versichert uns, daß er bei den Lateinern, bei den Italienern der Renaissance entwickelt wurde. Diese lateinischen Völker, denen man in geringschätzender Weise den Herdeninstinkt zuschreibt, könnten denselben für diese Epoche eher den Deutschen und Engländern vorwerfen. Robertson erkannte die Inferiorität der englischen Marine, der englischen Industrie, des Unternehmungsgeistes vor dem 16. Jahrhundert an. Er schreibt: „Die italienischen, spanischen und portugiesischen Schiffe ebenso wie diejenigen der Hansastädte suchten die entferntesten Häfen Europas zu einer Zeit auf, als die Engländer noch

auf kleinen Barken an ihrer Küste herumfuhren, um die Erzeugnisse der einen Grafschaft in die andere zu bringen.... Ihr Handel verhielt sich durchaus passiv." Und betrachten wir Spanien in bezug auf industrielle Tätigkeit, so heißt es: „Unter der Regierung Ferdinands und Isabellas und Karls V. war Spanien eines der gewerbtätigsten Länder Europas. Die Wollmanufakturen, Garn- und Seidenprodukte wurden in so großer Menge erzeugt, daß sie mit großem Gewinn ausgeführt werden konnten." Erst die großen verderblichen Kriegsunternehmungen Philipps II. haben diese Blüte zum Stillstand bringen können. Energie, Stolz, Kühnheit zum Handeln, — wo kann man trefflichere Beispiele finden als in den Städten des italienischen Mittelalters? Die Florentiner, Genuesen, Venezianer sind die Engländer dieser Epoche gewesen. Es ist überflüssig, von Frankreich zu sprechen. Wenn man eine solche Vergangenheit hinter sich hat, braucht man niemanden um Zeugnisse für hervorragende Energie, Kühnheit und Genialität zu beneiden. Ich erwähne nur einen Vorwurf, den man uns seit langer Zeit wegen unseres mangelnden Interesses für Leibesübungen gemacht hat. In einem sehr interessanten Buch hat Jusserand auf unwiderlegliche Weise nachgewiesen, daß die meisten Spiele und Sports der Engländer einen französischen Ursprung haben, und daß bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Frankreich das Sportland par excellence gewesen ist.

Und trotzdem hat der Gegensatz, der uns beschäftigt, einen Grund und Sinn. Doch ich glaube, daß es die Verschiedenheit der Sprachen und der Religion ist, an die man denken muß. Der angebliche Kampf der Rassen ist im Grunde zuerst ein Kampf der Sprachen, um die Welt zu erobern. Wenn man auch niemals einen bewußten und deutlichen Sprachenkampf gesehen hat, so gibt es vielleicht keinen politischen, religiösen oder wirtschaftlichen Kampf, der nicht unbewußterweise Gegensätze von Sprachen zum Ausdruck gebracht oder sie begünstigt hätte. Die Sprache ist das Werk und das Werkzeug einer Nationalität. Sie ist das Erzeugnis des Kollektiv-Geistes, sie wird von einem Geschlecht zum anderen vererbt und schafft, vertieft und festigt die Originalität und Realität einer Nation. Heute sondern sich die nationalen Sprachen in zwei Gruppen, in die neulateinischen und die neugermanischen, einschließlich des englischen; und daraus entspringt ein immer größerer geistiger und moralischer Abstand der Völker, welche diese Idiome sprechen. Die Verschiedenheit der Religionen wirkt in derselben Richtung. Ein Engländer bleibt Protestant und ein Franzose Katholik, auch wenn sie sich von allen Dogmen freigemacht haben. Dieser Gegensatz wird seine religiösen Ursachen überdauern. Es gibt zwei verschiedenartige Elemente im Christentum, das hebräisch-evangelische und das griechisch-römische, und sollte nicht das eine auf die Dauer das andere absorbieren oder ausscheiden können? Bis auf Luther schien die Entwicklung der katholischen Kirche dahin zu tendieren, daß das letztere Element über das erstere triumphierte. Der Protestantismus hat diese Entwicklung unterbrochen. Selbst im Schoße des Katholizismus hat er durch die Gegenreformation eine diesem Prozeß feindliche Bewegung hervorgerufen. Der Protestantismus hat verhindert, daß der Katholizismus mit Hülfe des Humanismus und der Renaissance latinisiert und hellenisiert wurde, denn er war

im Begriffe, die große abendländische Religion mit heidnischem Geist selbst an ihrer Quelle, am päpstlichen Hofe, zu durchdringen, wo mehrere Generationen hindurch atheistisch gesinnte Gelehrten das apostolische Sekretariat inne hatten. Und man kann wohl verstehen, daß katholische Historiker aus dieser Zeit sich beeilten, Luther und Calvin zu loben, weil sie eine Reaktion der Strenge und des engherzigen, aber moralisch heilsamen Dogmatismus hervorgerufen haben. Wenn eine friedliche Entwicklung stattgefunden hätte, würden Europa mehrere blutige Kriege erspart geblieben sein und England würde sich nicht der spanischen Kolonien bemächtigt haben. Höchstwahrscheinlich wäre den Lateinern die koloniale Suprematie erhalten geblieben, und es würde nicht an Anthropologen gefehlt haben, durch Schädelmessungen die Ueberlegenheit der lateinischen Rassen zu beweisen. Denn, wenn eine Rasse oder eine Nation einen Aufschwung erlebt, so zögert man nicht, an ihr wissenschaftlich nachweisbare Anzeichen eines höheren Adels zu entdecken.

Es ist sicherlich keine bloße Einbildung, an die Unterscheidung von Renaissance und Reformation die Verschiedenheit der Lateiner und Anglosachsen anzuknüpfen. Nichts ist irrtümlicher, als diese beiden Ereignisse, wie es gemeinhin geschieht, als zwei Ringe einer und derselben Kette von Ereignissen anzusehen, welche durch den Enzyklopädismus des 18. Jahrhunderts hindurch in die französische Revolution einmündete. Hier liegt nicht eine einzige Reihe von Geschehnissen vor, sondern zwei, welche sich gegenseitig gehemmt haben. Die französische Revolution ging nicht aus der Reformation hervor, sondern aus dem Enzyklopädismus, der eine Erneuerung des freidenkerischen Humanismus war, dessen Entwicklung durch die Reformation unterbrochen wurde.

In der Gegenwart stehen sich zwei verschiedene Lebensauffassungen gegenüber, die eine mehr moralisch und utilitarisch, die andere mehr ästhetisch und logisch; überhaupt zwei verschiedene Arten des Denkens und Handelns, die eine mehr langsam, mehr empirisch und induktiv, die andere mehr überstürzt, mehr deduktiv und rationalistisch; schließlich zwei fast entgegengesetzte Stimmungen der Seele, die eine mehr ernst und streng, die andere mehr heiter und frei, die eine mehr geschäftig und ehrgeizig als leidenschaftlich, die andere mehr sinnlich und leidenschaftlich als ehrgeizig. Dies sind die charakteristischen Kennzeichen, welche heute der Gegensatz zwischen dem lateinischen und anglosächsischen Genius zutage treten läßt, und darin liegt das Hauptinteresse an der Frage, welcher der beiden Volksgeister obsiegen wird, und ob es gut ist, daß der eine den anderen überwinde, oder ob es nicht besser ist, daß sie sich als notwendige Ergänzungen betrachten und sich brüderlich und friedlich in die Herrschaft der Welt teilen. Ich selbst bin überzeugt, daß die letztere Lösung des Problems die beste ist. Aber damit sie verwirklicht werde, ist eine neue Tat unumgänglich notwendig, daß die lateinischen Völker, allzu sehr geblendet durch die Erfolge ihrer Rivalen, wieder zum Bewußtsein ihres eigenen Wertes gelangen, sich aufraffen, sich vereinigen und ihrem Bündnis die Welt der Slawen anfügen und dadurch die Macht gewinnen, die anglosächsische Flut aufzuhalten, welche sie zu

verschlingen droht, wenn sie, zum größten Unglück für die allgemeine Civilisation, nicht auf der Warte stehen.

In erster Linie müssen die lateinischen Völker sich aus der Hypnose aufrütteln, in welche sie das Anstaunen des englischen, amerikanischen und deutschen Aufschwungs versenkt hat. Nirgendwo mehr als in den Schriften von Italienern und Franzosen sieht man die Anglo-Sachsen und ihre angebliche Ueberlegenheit rühmen und preisen. Diesen Lobrednern gegenüber würde ich nicht versuchen, die Inferiorität derjenigen zu beweisen, die heute triumphieren. Wenn in früherer Zeit ein Bürgerlicher reich geworden war, bemühten sich die Genealogen, für ihn die notwendigen Vorfahren zu erfinden. Wenn in der Gegenwart ein Volk sich aufschwingt und Erfolg hat, entdecken die Anthropologen, natürlich im besten Glauben, mit einer gleichen Dosis Einbildungskraft begabt, seinen angeborenen Adel, und aus seinen körperlichen Merkmalen lesen sie die Rechtfertigung, ja die Notwendigkeit seiner kriegerischen und wirtschaftlichen Errungenschaften. Und seltsam, niemals hat der Adelsstolz der Rasse eine ebenso große Rolle gespielt und in einem größeren Gaukelspiel geglänzt als heute, wo der Familienadel abgeschafft ist. Mit der individualistischen Demokratie haben die aristokratischen Sentiments unter den Nationen zugenommen.

Der italienische Soziologe N. Colajanni hat in einem bemerkenswerten Buche über „Razze inferiori e razze superiori o Latini e Anglosaxoni“ den Nachweis geführt, daß die vorurteilsvolle Bewunderung seiner Landsleute für die anglo-saxonischen Nationen unbegründet ist, daß alle Nationen ihre Zeit des Aufschwungs und der Blüte haben, daß die Anschuldigungen, welche gegen die Lateiner in bezug auf geringere Fruchtbarkeit, auf Unsittlichkeit und Verbrechen erhoben werden, den Tatsachen nicht entsprechen, und daß die anglo-saxonischen Völker selbst diese Erscheinungen zutage treten lassen. Zwar ist Mord und Totschlag aus Rache, Zorn, Gewalttätigkeit häufiger bei Italienern und Spaniern, dagegen Mord und Totschlag, der aus Habsucht hervorgeht, in Deutschland und England häufiger als in Italien. Ebenso ist der Kindsmord in Dänemark und Deutschland häufiger als in Italien. Mit der Immoralität steht es nicht anders. Zur Zeit Walpoles war die englische Korruption sprichwörtlich, und ist in Nordamerika heutzutage nicht der Seelenkauf weit verbreitet? Wie Ferrero schreibt, hat jede Rasse ihre Laster: die lateinische die Leidenschaftlichkeit, die angelsächsische den Alkoholismus, die slawische ein Gemisch von beiden. Uneheliche Kinder kommen auf 100 Geburten in der Schweiz, in Sachsen und Bayern 10, 12 und 14, in Italien und Frankreich 7 und 8; in England zwar 4 oder 5, aber in Irland nur 2 oder 3. Da wage man nicht mehr von der moralischen Ueberlegenheit der weltbeherrschenden Rassen der Gegenwart zu sprechen!

Noch viel weniger von einer geistigen Ueberlegenheit! Ein französischer Schriftsteller, aber der Geburt nach ein halber Deutscher, Chélard, hat auf Grund eingehender und langer Forschungen die Rolle nachgewiesen, welche Frankreich auf die Entwicklung Deutschlands ausgeübt hat. Danach hat Deutschland immer ein halbes oder anderthalb Jahrhundert später dasselbe getan, was Frankreich tat, so daß Deutschland immer 50 oder 150 Jahre hinter Frankreich zurückblieb. Daraus schließe ich aber keineswegs, daß Deutschland geistig minder-

wertiger sei, ebensowenig, falls heutzutage zufälligerweise die Franzosen den Deutschen mehr Ideen entlehnen als umgekehrt, daß der französische Geist inferior geworden sei. Denn die geistigen Beeinflussungen werden unter zivilisierten Völkern immer mehr wechselseitige.

Außerdem ist leicht zu erkennen, daß die Lateiner intelligenter, seelenvoller und künstlerischer sind.... Aber seltsam, gerade dies ist es, was die Anglomanen unter den Lateinern betrübt. Die Anbetung des Erfolges geht so weit, daß man selbst den Geist verachtet, und ebenso die Güte, die Großmut, das Herz, da offenbar die genialsten und großmütigsten Völker keineswegs in der Konkurrenz der Nationen den Preis davontragen. Dann setzt man der Intelligenz und dem Herzen den sogenannten Charakter entgegen, den man über alles hochschätzt. Uns muß wohl etwas dergleichen fehlen, die wir die entarteten Erben des römischen Namens sind, da wir uns durch andere haben übertreffen lassen, welche nun die Welt bevölkern und politisch oder wirtschaftlich erobern, — trotz unserer intellektuellen Tatkraft, trotz unserer Begeisterung für Tapferkeit und Großmut! Dieses Etwas muß doch wohl der Charakter sein! Dieser Mangel soll sich besonders in unserer politischen Unbeständigkeit zeigen. Aber blickt man auf das 17. Jahrhundert, so findet man, daß in dieser Epoche die Engländer dasjenige Volk waren, das am meisten revolutionierte, sich ungebärdig und unlenksam zeigte, während Frankreich allgemein als ein Muster der Königstreue und Weisheit angesehen wurde.

Aber, so fragt man, wenn weder Rasse, Religion, Intelligenz noch Charakter den seit einem Jahrhundert bestehenden Aufschwung der Anglo-Saxonen erklären, wie soll man dieses Ereignis denn anders deuten? Erstlich erklärt es sich aus einigen günstigen historischen Umständen, dann aber besonders aus viel tiefer liegenden Ursachen, ohne welche diese Umstände überhaupt nicht entstanden oder in Wirksamkeit getreten wären. Die Ursachen liegen in den Entdeckungen und Erfindungen, welche den großen wirtschaftlichen Lauf der Welt verändert haben. Aber diese Entdeckungen und Erfindungen sind zum größten Teil von Lateinern gemacht worden, die unbewußt für andere gearbeitet haben, wie es so oft unter den Völkern wie unter den Individuen geschieht. Christoph Columbus ist kein bloßer historischer Zufall. Seine Entdeckungsreisen wurden durch die kühnen Forschungen, nicht etwa der Engländer und Deutschen, wohl aber der Venetianer, Genuesen, Portugiesen und Normannen vorbereitet. Aber die Entdeckung Amerikas hat dazu geführt, nach und nach Italien und andere Völker des Mittelmeeres zu ruinieren, wie der Geschichtsforscher Seeley bewiesen hat, indem sie die großen Handelsstraßen gegen Westen und Norden und nach dem atlantischen Ozean verlegte, welche bis zum 16. Jahrhundert das Mittelmeer durchzogen und den Reichtum der italienischen Republiken hervorriefen. In diesem Augenblick erst hat die englische Flotte, die bis dahin kaum existierte, ihre Segel entfaltet, um sich auf die unermeßliche Beute jenseits des Meeres zu stürzen, und dank der insularen Lage Englands, dank der blutigen Wirren auf dem Kontinente während der Religionskriege, hat es die Hälfte des amerikanischen Kontinents seinen ersten Herren entreißen können.

Besonders hat eine Erfindung viel zur Entwicklung des anglosächsischen Reichtums beigetragen, ich meine die Dampfmaschine,

deren erster Versuch auf Papin zurückzuführen ist. Sie hat viel mehr den nördlichen Völkern genützt als uns, und zwar aus geographischen Ursachen, da das englische und deutsche Ländergebiet viel reicher an Steinkohlenlagern ist als Frankreich.

Eine andere große Idee lateinischen Ursprungs, dessen sich die Engländer, Deutschen und Amerikaner bemächtigt haben und die in ihren Händen eine drohende Gefahr der gegenwärtigen Welt geworden ist, ist die Idee des Imperialismus. Die Römer haben das Imperium geschaffen. Pharaonen vom Nil, Könige vom Indus, selbst chinesische Kaiser haben, jeder in seiner Sphäre, in größerem oder geringerem Maße diesem Traumbild, und nicht immer vergeblich, nachgejagt. Aber alle überragte das römische Imperium, es überdauerte seinen Fall, da das ganze Mittelalter von dieser Idee gezehrt hat. Der imperialistische Traum ist von einem gekrönten Haupt zum andern, von Volk zu Volk gewandert. Kaum hatte England Napoleon niedergeworfen, als es anfing, selbst imperialistisch und militaristisch zu werden. Der deutsche Imperialismus ist eine ähnliche Erscheinung. Kaum war der französische Hochmut 1871 gebrochen, als der deutsche sich erhob, gieriger, ehrgeiziger und furchtbarer als der unsrige je gewesen ist. Der amerikanische Imperialismus ist dagegen mehr spontan und wie durch eine Fernsuggestion entstanden.

Die imperialistische Idee hat sich im Verlauf der Geschichte gewandelt. Ehemals war ihre Realisierung an ein gewisses Territorium gebunden. Heute aber ist sie nur realisierbar unter der Bedingung, daß die imperialistischen Wünsche und Ziele die ganze Erdoberfläche umspannen. Das ist ein tatsächlich neues Faktum, seit die Welt existiert, und eine vollständige Umwandlung imperialistischer Bestrebungen. Der antike Imperialismus war vor allem militärisch und politisch, zuweilen religiös. Er verlangte nicht, alle anderen Sprachen, Zivilisationen und sozialen Ordnungen unter den seinigen zu ersticken. Der moderne Imperialismus ist ganz anders. Er ist vor allem wirtschaftlicher Art, was ihn besonders gefährlich macht. Er verlangt nicht notwendig politische Einheit, was bei der Entfernung und Ausdehnung der Kontinente auch unmöglich ist, er erstrebt die Uniformität der Gebräuche, der Sitten, der Lebensweise auf der ganzen Erdoberfläche. Es handelt sich nicht um eine oberflächliche Besitzergreifung, sondern um einen tiefgehenden Aufsaugungsprozeß, um eine langsame, aber sicher fortschreitende Umschmelzung aller beherrschten Völker in den Typus der Sprache, der Religion, des Rechts, der Moral, der Kunst des herrschenden Volkes. Die große Industrie verlangt für den Absatz und die Zirkulation ihrer Waren möglichst größte Aehnlichkeit in den Bedürfnissen der Nationen. Und sie verlangt dies gebieterisch, aus eigenstem wirtschaftlichen Bedürfnis heraus. Er zwingt die nichtindustriellen Völker, ihre Warenprodukte zu kaufen, und das bedeutet im letzten Grunde, ihre Gebräuche, Bedürfnisse und Sitten anzunehmen. Die große Werkmeisterin dieser hinterlistigen oder gewalttätigen Denationalisierung ist die Sprache des herrschenden Volkes. Der Kampf der Rassen, der Nationalitäten, der Civilisationen läuft also vor allem auf einen Kampf der Sprachen hinaus.

In erster Linie müssen die Lateiner sich dessen bewußt sein, daß sie, ihre ruhmreiche Vergangenheit vergessend und ihre Augen

einer vielleicht nicht weniger glänzenden Zukunft verschließend, widerstandslos anglisiert, germanisiert und amerikanisiert werden, wenn sie zulassen, daß die wichtigsten Ländergebiete der Erde, die zu kolonisieren übrig sind, dem angelsächsischen Trugbild geopfert werden. Wenn sie dazu ihre Hände hergeben, so gipfelt schließlich meine Aufgabe darin, ihnen zu zeigen, daß ein solcher Kollektiv-Selbstmord absurd, daß eine solche Entmutigung sinnlos ist.

Diese Hoffnungslosigkeit stützt sich in Wirklichkeit auf die bewußte oder unbewußte Anerkennung zweier soziologischer Lehren, welche in den Gesellschaften leibhaftige Organismen sehen und behaupten, die Nationen gleich wie Individuen unter das Gesetz der Altersstufen, unter das unabwendbare Schicksal des Alterns und Sterbens bringen zu können. Demgegenüber behaupte ich, daß nichts dergleichen Behauptungen rechtfertigt und daß noch niemand, auch nur annäherungsweise die Geburts- oder Todesstunde einer Nation hat angeben können. Nichts berechtigt die Auffassung, daß der gegenwärtige Niedergang gewisser lateinischer Völker einen endgültigen und unheilbaren Verfall darstelle wie das Greisenalter eines Menschen. Man kann darin nur einen Epochenwechsel in einer langen ereignisreichen Geschichte erblicken, deren vom Schicksal bestimmten Ausgang niemand vorher zu beurteilen vermag. Aber wenn man die Idee eines sozialen Organismus und eines unwiderstehlichen Entwicklungsgesetzes festhalten will, muß man sie denn nicht auch auf die Angelsachsen selber anwenden, und ihnen, die schon so lange Zeit und noch immer prosperieren, einen unvermeidlichen Niedergang vorhersagen, von dem sie schon manche Anzeichen aufweisen?

Ich will zwar nicht prophezeien, aber Tatsache ist, daß Entartungszeichen, wie die Aerzte sagen, jenseits des Rheins und jenseits des atlantischen Ozeans zutage treten. Ein italienischer Schriftsteller, ein enthusiastischer Bewunderer Englands, hat anerkannt, daß in den letzten Jahren sich beunruhigende Zeichen angehäuft haben, welche in den glorreichen Zeiten des Kampfes gegen den napoleonischen Imperialismus fast unbekannt waren: die Sucht, schnell und leicht Vermögen zu erwerben, das Börsenspiel, der Militarismus, krankhafte nationale Eitelkeit, eine fast hysterische Reizbarkeit, die dem angeblichen angelsächsischen Phlegma so entgegensteht. Alles geht im sogenannten „Jingoismus“ auf. Man weiß, daß der englische Handel im Rückgang begriffen ist, während derjenige Amerikas und Deutschlands zunimmt. Der Handel der Kolonien vergrößert sich, aber nicht der Handel mit dem Mutterland, sondern mit dem Ausland. Man wird mir nun erwidern, daß, wenn auch England zurückgehe, die anderen germanischen Völker dagegen fortschreiten. Zweifellos, aber wenn Albion seine Höhe schon erreicht hat, wird nicht auch für seine rivalisierenden Vettern und Kinder einst diese Stunde schlagen?

Wahrhaftig, wir würden den Augenblick zur Verzweiflung schlecht gewählt haben, wenn wir sehen, wie einige unter den lateinischen Völkern unerhörte Fortschritte machen, wie **Belgien**, das, alles in allem genommen, eine Art Frankreich extra muros, das dicht bevölkertste, das reichste und gewerbtätigste Land der Erde ist, wie **Italien**, das ein zweites Mal in seiner bewunderungswürdigen Lebenskraft erwacht, wie **Spanien**, das in seinen Nordprovinzen wieder auf-

blüht und in seinen noch in tiefem Schlummer liegenden Landesteilen viel aufgespeicherte Kräfte birgt, unbezähmbare Kräfte, die einst die Welt erobert haben, und jenseits des Ozeans Mexiko, das seit dreißig Jahren die Völker in Erstaunen setzt, Brasilien, die argentinische Republik, und die kleine aber tapfere kanadische Nation, die mit großer Expansionskraft ihre Rasse und Sprache um sich ausbreitet, die danach strebt, in Zukunft Nordamerika zu lateinisieren und dort mithin ein amerikanisches Frankreich auszubreiten und dies vor Ende des 20. Jahrhunderts erreicht zu haben glaubt! Diese Hoffnungen können niemand in Erstaunen setzen, wenn man bedenkt, daß die Geburtenziffer in Kanada größer ist als in den Vereinigten Staaten, wo sie zu sinken anfängt, und daß derjenige Teil der Bevölkerung, der am schnellsten wächst, der französischen Nation angehört. Aus einer vergleichenden statistischen Tabelle ergibt sich, daß im Jahre 1851 die englische Bevölkerung ein Viertel, aber im Jahre 1891 nur ein Fünftel der Gesamtbevölkerung ausmachte.

Ich weiß wohl, daß die Gesamtzahl der amerikanischen Lateiner sich nur auf 50 Millionen beläuft, während die Angelsachsen gegen 80 Millionen zählen. Aber jene haben größeren Ausdehnungsspielraum und vermehren sich stärker. Bei dem strengen Familiensinn, der bei den Südamerikanern die politische Schwäche kompensiert, dürfte dieser numerische Unterschied schnell ausgeglichen sein. Auch weiß ich, daß in dem großen Wettkampf der Sprachen die englische zurzeit die erste Stelle einnimmt, aber andererseits ist von Novicow gezeigt worden, daß in allen Ländern, wo das Italienische und Französische neben einer germanischen Sprache besteht, die Grenze sich zugunsten der ersteren verschiebt. Ebenso vergesse ich nicht, daß die Angelsachsen in ihrer Gesamtheit reicher sind als wir. Aber sie sind reich geworden, weil sie historisch und geographisch in günstigeren Bedingungen waren, um die neuen Entdeckungen und Erfindungen auszunützen, welche die Handelswege und die Produktionsmethoden in der modernen Industrie beherrschen. Aber zwei nicht weniger wichtige Erfindungen, die elektrische Uebertragung der Kräfte und der Ersatz des Dampfes durch Elektrizität sind im Begriffe, die ganze industrielle Welt umzuwälzen und diejenigen Länder zu begünstigen, welche die sogenannte „weiße Kohle", die Gletscher und Schneefelder und andere Wasserkräfte besitzen. Und in dieser Hinsicht haben die lateinischen Völker Europas und Amerikas einen bemerkenswerten Vorsprung vor ihren Konkurrenten.

Was haben wir aber zu tun, um durch eigene Anstrengungen bewußt die Wirkungen des natürlichen Wandels der Dinge zu unserm Vorteil zu unterstützen? Müssen auch wir imperialistisch werden, Pläne über Weltsuprematie und Weltherrschaft entwerfen? Nein, unsere Nebenbuhler haben von uns die Idee des Imperialismus übernommen, welche sie nun behalten mögen. Wir wollen unsererseits von ihnen lernen und die Idee des Bundesstaates übernehmen, der Nordamerika groß gemacht hat. Zwar ist die Zeit für einen Bundesstaat zwischen den lateinischen Völkern Europas noch nicht reif, und noch viel weniger für die Republiken Amerikas. Nicht einmal ein politisches Bündnis ist zurzeit spruchreif. Aber man muß die Blicke darauf richten, man muß das Terrain vorbereiten, in beiden Weltteilen die Saat dieser Idee

ausstreuen, damit sie eines Tages aufsprießt und Frucht trägt, an einem Tage, den vielleicht noch das 20. Jahrhundert sehen wird.

Stelle man sich für einen Moment diesen Traum verwirklicht vor: Italien, Spanien mit Frankreich verbündet; kein Bruderstreit, keine koloniale Konkurrenz mehr; die französischen Kolonien, welche Frankreich allein zu bevölkern nicht imstande ist, unter seiner Oberherrschaft ein gemeinsamer Besitz aller Lateiner, welche dorthin sich wenden! Das lateinische Amerika würde zum Bewußtsein seiner Größe kommen und der Ausbreitung der englischen Sprache widerstehen. Und da es in der Bestimmung der gelben Rasse liegt, sich zu europäisieren, würde man sie mehr oder minder gleichmäßig in den beiden Typen europäischer Civilisation aufgehen sehen, anstatt sich allein dem englischen Wesen gänzlich hinzugeben.

Aber das alles ist noch ein Traum! Man muß mit einzelnen Bündnissen anfangen, mit einem bescheidenen und genau begrenzten Ziel. Wenn der soziale Fortschritt die Tendenz hat, die Formen des Kampfes zu differenzieren, den kriegerischen und religiösen Kämpfen den Wettbewerb, die Konkurrenz der Sprachen und selbst der Künste zuzugesellen, dann ist es ebenso notwendig, die Formen der Vereinigung zu vermehren. Man hat bisher nur politisch-militärische Bündnisse, dann ökonomische Alliancen auftreten gesehen. Es erübrigt noch, auch Sprach-Alliancen zu schaffen, Vereinigungen der Kunst und Literatur, um wechselseitig die Schwestersprachen zu verbreiten oder verwandte Kunst- und Literaturrichtungen, um einen gemeinsamen Typus der Civilisation zu verteidigen!

Man wird mir einwenden, daß eine Verbindung der lateinischen Völker eine ähnliche Vereinigung der Angelsachsen hervorrufen würde, die gegenwärtig an Zahl weit überlegen sind. Aber, was man auch tun mag, diese Gefahr ist nicht zu vermeiden, da die Zukunft den großen, den größten Alliancen gehört, die sich auf gemeinsame Sprache und Sitte stützen. Man muß daher der lateinischen Völkergruppe noch ein anderes Element anfügen, das in der nächsten Zeit eine große Rolle spielen wird, ich meine die slawische Welt, die Erbin der griechischen, wie wir der römischen Civilisation. Wenn jemals nach politischen Konvulsionen diese Hoffnung sich verwirklichen würde, welche unerwartete Periode des Friedens und der brüderlichen Civilisation wird sich dann für unsere Nachkommen eröffnen!

Das größte Hindernis für das Nahen dieser neuen Epoche des Menschengeschlechts ist der Imperialismus, der brutale Hochmut der starken Staaten, welche die schwachen verachten. Doch würde es ein Irrtum sein, zu glauben, daß eine internationale Solidarität der Interessen mit einer internationalen Teilung der Arbeiten und Aufgaben schon eine wahre internationale Gesellschaft herbeiführen könnte. Erst dann gibt es wirkliche soziale Beziehungen zwischen den Individuen, wenn sie gegenseitig gleiche Rechte anerkennen, trotz der größten Ungleichheit der Talente, des Rufes und des Reichtums. In gleicher Weise kann nur dann von einer wirklichen „Gesellschaft der Nationen" gesprochen werden, wenn innerhalb eines und desselben Staatenbundes eine Gleichberechtigung der Nationen stattfindet, trotz der Ungleichheit ihres Landes, ihrer Bevölkerung und ihrer Macht. Dieser Moment scheint noch in weiter Ferne! Diejenigen Staaten, die bei sich selbst die konsequente

Demokratie ausgebildet haben, würden am ehesten dagegen protestieren, daß ein kleiner Staat mit ihnen gleichberechtigt sein solle. Die Großmächte bilden einen Kreis von Feudalherren, welche die kleinen Völker von oben herab beherrschen.... Arbeiten wir daran, wir lateinischen Völker, diesen verderblichen Geist der Herrschsucht zu bekämpfen, der uns einst selbst erfüllt hat und den wir ausgetrieben haben. Unser Beispiel ist geeignet, die Hoffnung zu erwecken, daß der Tag vielleicht nicht mehr fern ist, wo der Imperialismus, nachdem er bei allen Nationen die Runde gemacht hat, sich erschöpfen und dahinschwinden wird, wie eine Illusion, von der die ganze Welt zurückgekommen ist. Dem aggressiven Patriotismus wird der defensive Patriotismus folgen, hochmütigem Ehrgeiz und der Eroberungssucht die Unabhängigkeit und Beständigkeit.... Könnten wir doch den ersten Anstoß zu dieser heilsamen Revolution der Völker geben!

Soziologische Probleme in der österreichischen Politik.

Professor Dr. Ludwig Gumplowicz.

Den Historiker und Politiker interessieren Aktionen und Vorgänge. Er verzeichnet die Minister, die gehen und die kommen und welche Programme sie haben und welche Maßregeln sie ergreifen. Von wissenschaftlichem Standpunkte ist das ein undankbares Geschäft: denn zum Nachweis irgendwelcher Gesetzmäßigkeit in den Vorgängen kann das nie und nimmer führen. Wir blicken in ein Kaleidoskop von immer wechselnden individuellen Handlungen und Schicksalen.

Für den Soziologen hat all das kein Interesse. Er will auf dem Grunde all dieser Dinge die sozialen Prozesse erspähen, die sich vollziehen. Eine schwierige Sache, weil der Zeiger auf der sozialen Uhr dem Auge unbeweglich scheint und Jahrhunderte braucht, bis er unmerklich eine Vorwärtsbewegung anzeigt — während der Sekundenzeiger der Politik fieberhaft täglich fast einen sichtbaren Ruck macht.

Nichtsdestoweniger bewegt sich ja auch der große Zeiger, der die sozialen Entwicklungen anzeigt, nur muß man nach rückwärts schauen auf die von ihm zurückgelegte Bahn, um sich über die Richtung seiner wahrscheinlichen Vorwärtsbewegung eine Vorstellung bilden zu können. Fragen wir nun, was geht Soziologisches in Oesterreich vor? so ist vor allem klar, daß es sich da um die große Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slawen handelt. Es spielt sich ein Prozeß der Grenzregulierung ab, der durch Jahrtausende alte Kämpfe der Deutschen gegen Slawen eingeleitet wurde. Das Deutschtum hatte einen mächtigen Anlauf genommen, den Osten sich zu unterwerfen: eine der letzten Formen dieses Sturmlaufs war Oesterreich. Es war siegreich und unter Kaiser Josef II. erreichte es in seiner Expansion die fernste Ostgrenze — bis an den Pruth. Es konnte aber diesen Besitz nicht behaupten und seit der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts erfolgte ein Rückschlag und die slawische Flut brandete bis an die Tore Wiens.

Die Volksfreiheiten, die seit 1848 und noch mehr seit 1860 dem absoluten Regime abgerungen wurden, schwächten die Expansivkraft des Deutschtums in Oesterreich und stärkten die slawische Widerstands-, ja sogar Angriffskraft.

Noch einmal im Jahre 1861 machte ein deutscher Staatsmann, Schmerling, den verzweifelten Versuch, politische Freiheit mit Germanisation Oesterreichs zu verbinden: er scheiterte. Politische Freiheit und Entnationalisierung schließen sich aus. Da die Deutschen die erstere wollten, mußten sie auf Germanisierung verzichten. Nun erwachten überall die slawischen Nationalitäten zu neuem Leben und erstarkten unter freiheitlichen Institutionen so sehr, daß sie da, wo sie, wie in Böhmen, Mähren und Schlesien, mit den Deutschen gemischt in einem Lande leben, gegen diese letzteren zur Offensive übergehen konnten. Das tun sie heute und die Deutschen sind da überall von der ehemaligen Offensive in die Defensive gedrängt. Der Kampf wogt herüber und hinüber. Welche Faktoren werden da den Ausschlag geben?

Die Politiker blicken auf die Minister; sie glauben, daß es in der Macht einzelner Persönlichkeiten liegt, der einen oder anderen Partei den Sieg zu verschaffen.

Im Zeitalter der Soziologie und der „Politischen Geographie" ist das eine anachronistische Naivetät.

Solche Kämpfe werden nicht von Ministern entschieden; es sind ganz andere Faktoren, welche da über Sieg und Niederlage entscheiden.

Die Kraft einer Nationalität liegt in den großen Volksmassen. Allerdings müssen diese geführt und geleitet werden. Diese Leitung besorgt heute überall die Intelligenz, sei es weltliche oder geistliche (Klerus). Siegen kann aber nur die größere Masse.

Doch auch die Zahl allein macht es nicht. Diese Masse muß **bodenständig** sein und muß ein geeignetes geschlossenes Territorium okkupieren. Eine bodenständige Bevölkerung in einem geographisch gut abgezirkelten, natürlich begrenzten Lande, von energischer Intelligenz geführt, ist im nationalen Kampf unbesiegbar. Bei modernen freiheitlichen Institutionen kann ihr keine Macht der Welt beikommen.

Friedrich Ratzel hat das schöne Wort geprägt von der Einwurzelung einer Bevölkerung in den Boden. Darin liegt noch etwas mehr als Bodenständigkeit. Eine Bevölkerung kann bodenständig sein, aber doch nicht eingewurzelt. Es liegt darin der Gegensatz zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung. Die städtische, wenn auch uralt ansässig, ist mit dem Boden des Landes nicht so innig verbunden, wie die ländliche, Ackerbau treibende. Erstere hat in vieler Beziehung geringere Widerstandskraft, speziell auch hinsichtlich ihrer Nationalität. Die ländliche Bevölkerung wurzelt im Boden, ist tatsächlich ein Teil desselben, soweit, daß ihre Nationalität fast als die des Bodens angesehen werden kann. Daher ist die Nationalität einer solchen Bevölkerung unausrottbar; sie scheint aus dem Boden immer neu zu wachsen.

Diese anthropogeographische Tatsache ist es, welche den Kampf der Deutschen gegen die Tschechen in Böhmen so aussichtslos macht: die Deutschen pochen auf ihre höhere Kultur, auf ihr Kapital, auf ihren Gewerbefleiß und ihre höhere Industrie. Die Tschechen aber sind die **eingewurzelte** Bevölkerung. Wie der Riese Antäus ziehen sie ihre Kraft aus dem Boden. Das fühlen die Führer der Tschechen instinkt-

mäßig und wenn sie noch so tollkühn im Kampfe vorgehen und auf Erfüllung ihrer Forderungen bis zum i-Tüpfelchen beharren, so pflegen sie ihren Vorgang mit einem Worte zu rechtfertigen, das verblüffen muß, dem man aber bei näherer Betrachtung die Berechtigung nicht absprechen kann. Sie pflegen zu sagen: „was kann uns geschehen?" So sprechen die Führer eingewurzelter Bevölkerungen.

Wie war bisher die Taktik der Deutschen diesem Gegner gegenüber? Man urteile. In den Staatsgrundgesetzen der 67er Jahre haben die liberalen Deutschen sich Garantieen geschaffen, daß sie nicht — tschechisch zu lernen brauchen. Ja! wenn sie gleichzeitig hätten verhindern können, daß die Tschechen deutsch lernen, wären sie allerdings im Vorteil. Nachdem sie das nicht konnten, lernten die Tschechen deutsch und die Deutschen blieben einsprachig dem zweisprachigen Gegner gegenüber. Heute allerdings könnten die damaligen Gesetzgeber wieder aus Ratzels Politischer Geographie es lernen, daß der Einsprachige dem Zweisprachigen gegenüber schon „aus dem Grunde im Nachteil ist, weil jener zwei Welten kennt, dieser nur eine", was in jedem Falle jenem ein moralisches Uebergewicht verschafft, abgesehen von den praktischen Vorteilen. Noch eine zweite Maßregel ergriffen die Deutschen: die „Gemeinbürgschaft". Diese Maßregel war arithmetisch richtig, aber soziologisch falsch. Die Gemeinbürgschaft aller Deutschen in Oesterreich verschafft ihnen ein zahlenmäßiges Uebergewicht — auf der statistischen Tabelle. Um wieder auf Ratzel mich zu berufen, ist das aber keine territoriale Politik, sondern eine im höchsten Grade „unterritoriale". Das ist ganz so, als wenn eine Armee auf dem Schlachtfelde, die dem Feinde gegenüber an Zahl schwächer ist, ihre Hoffnungen darauf setzen wollte, daß sie weit weg vom Schlachtfelde noch auf Verstärkungen zählen kann. Aber auf dem Schlachtfelde zählen nur die Anwesenden und nicht die Abwesenden. Im Kampfe der Deutschen gegen die Tschechen in Böhmen hat die Gemeinbürgschaft gar keinen Wert, und ebensowenig in anderen Ländern, wo die Deutschen in ähnlicher, vielleicht in noch schlimmerer Lage sind (z. B. Dalmatien). An einer Stelle allerdings könnte die deutsche Gemeinbürgschaft einen Erfolg haben, d. i. in einem Parlament, wenn sie da den Deutschen aller österreichischen Länder zu einer Majorität verhelfen würde. So hat es auch der Schöpfer des österreichischen Parlaments, Schmerling, sich gedacht und war ehrlich bemüht, sogar durch allerhand Wahlgeometrie diese deutsche Majorität im Reichsrat sicherzustellen. Doch Schmerlings Idee scheiterte erstens, an den realen Verhältnissen; zweitens hat sich gerade in diesem Reichsrat die deutsche Gemeinbürgschaft nie bewährt, weil Parteiunterschiede sich immer mächtiger erwiesen als der Nationalverband (klerikale und liberale Deutsche stimmen nicht miteinander!), drittens ist dieses in Oesterreich seit 40 Jahren bestehende Parlament kein Parlament, sondern ein nie gelingen wollendes Experiment, das als solches nur beweist, daß in einem Nationalitätenstaate ein Zentralparlament eine Unmöglichkeit ist. Und das ist ja klar. Denn Parlamente sind ihrem Ursprunge und ihrem Wesen nach Besprechungen und Beratungen zwischen Mitgliedern ein und derselben sozialen Gruppe, zum mindesten aber derselben Nation. Innerhalb solcher Parlamente kann es Parteiunterschiede geben, es kann Streit darüber bestehen, wer

das Steuer führen solle im Interesse der Gesamtheit; aber ein Parlament kann nicht absolut feindselige soziale Gruppen umfassen, die ihrem „inhärenten Interesse“ nach, um mit Ratzenhofer zu sprechen, einander ganz über Bord werfen wollen.

Solche Gruppen haben nie miteinander parlamentiert, sondern sich gegenseitig ausgeschlossen. Die siegreichen Normannen haben mit den Angelsachsen nicht parlamentiert, sondern untereinander gegen die Angelsachsen konspiriert; ebenso die Franken in Gallien gegen die Gallier und Provinzialen und die Westgoten in Spanien gegen die Römer. Auch in Ungarn haben die magyarischen Eroberer untereinander parlamentiert, aber nicht mit den von ihnen unterworfenen Volksgenossen.

Allerdings ist es ja im Laufe weiterer Entwicklungen in komplizierten Staatswesen dazu gekommen, daß man auch den Vertretern unterworfener Nationen den Zutritt zu den Parlamenten gestatten mußte; doch geschah das seitens der herrschenden Nation nur in dem Maße und in der Weise, daß die so zugelassenen nie mehr als eine geduldete und bedeutungslose Stellung im Parlamente einnahmen. Man denke an die Stellung der Irländer im englischen Parlament.

Nun hat ja allerdings der Schöpfer des österreichischen Reichsrats, Schmerling, diese richtige Idee von einem Parlamente gehabt und dachte sich das österreichische als ganz überwiegend deutsch mit einer ganz unbedeutenden Minorität Nichtdeutscher. Aber wie gesagt, sein Plan scheiterte, und schon der 1867 reformierte Reichsrat wies eine solche Zahl nichtdeutscher Abgeordneter auf, daß der Charakter eines Parlaments verloren ging und es immer schwieriger wurde, eine nationale Majorität zu bilden, womit das Wesen eines Parlaments in die Brüche ging. Seit 35 Jahren also wird experimentiert, ob sich nicht doch eine kompakte Majorität bilden läßt: ohne Erfolg. Begreiflich. Denn zwischen national verschiedenen Gruppen gibt es keinen Ausgleich, daher auch kein Parlament. Wohl kann es poly-nationale Staaten geben, dafür liefert die Geschichte viele Beispiele. Solche können aber nur entweder absolut regiert werden (wie Rußland) oder sie müssen föderalisiert werden, so daß, wenn sie parlamentarisch regiert werden sollen, jeder territorial-nationale Bestandteil sein eigenes Parlament besitzt. Eine dritte Möglichkeit, ein Zentralparlament, in dem die verschiedenen Nationalitäten maßgebend vertreten sind, ist nicht möglich, weil ein solches Misch-Masch-Parlament nicht funktionsfähig ist. Die Geschichte kennt auch kein Beispiel solcher Parlamente.

Von den obigen zwei einzigen Möglichkeiten: Absolutismus oder Föderalismus, d. h. ein Bundesstaat mit autonomen Parlamenten der einzelnen nationalen österreichischen Staaten, ist die letztere offenbar noch weit im Felde und braucht mit ihr daher nicht gerechnet zu werden, während die erstere aktuell ist, denn der Absolutismus hat ja eigentlich bisher in Oesterreich nie ganz das Feld geräumt und hält die wichtigsten Positionen besetzt, wenn er auch, um seinen finanziellen Kredit zu festigen, dem Konstitutionalismus einige Konzessionen machte. Man braucht ihn also nicht erst einzuführen, er ist tatsächlich da und kann nichts besseres tun, als Parlament spielen lassen. Und das tut er auch. Hinter diesem parlamentarischen Spiel aber bereiten sich diejenigen sozial-nationalen Entwicklungen vor, welche für die zukünftige föderalistische Gestaltung Oesterreichs von eminenter Bedeutung sind.

Das nächste Ziel dieser Entwicklungen sind offenbar die Konsolidierung nationaler Agglomerate je auf den einzelnen nationalen Territorien, von denen es im ganzen vier oder fünf gibt, deren Umrisse sich bereits, wenn auch noch unklar, auf dem Horizont der Zukunft zu zeichnen beginnen. Heute steht nun die Sache so. Es wird Parlament gespielt; der Absolutismus aber sorgt für die Erhaltung des Staates. Den nationalen Gestaltungen steht er indifferent gegenüber. Er wird diejenigen nationalen Gruppierungen einst ratifizieren, welche sich durchsetzen werden; er tritt nur denjenigen Tendenzen entgegen, die ihm dem derzeitigen Staatsgebilde gefährlich zu sein scheinen. Innerhalb des bestehenden Staatsgebildes ist er bereit, sich alle Nationalitäten ausleben und austoben zu lassen. Der österreichische Absolutismus ist anational und zu dieser Haltung zwingen ihn die nationalen Verhältnisse Oesterreichs. Nur die Rücksichten auf die äußere Sicherheit bewirken es, daß er hie und da einer nationalen oder auch konfessionellen Strömung einen Dämpfer aufsetzt, wenn sie ihm eine Annäherung an einen Nachbarstaat zu bedeuten scheint, wie z. B. der serbisch-orthodoxen Strömung in Bosnien-Herzegowina, der Los-von-Rom-Bewegung in den deutschen Ländern oder der Irredenta in Triest. Eine solche Parteinahme für staatserhaltende und gegen staatsgefährlich scheinende Strömungen sind begreiflich. Im übrigen hängt die Zukunft Oesterreichs von den sozialen Entwicklungen ab, die sich ziemlich ungehemmt vollziehen und zwar je in den einzelnen geographischen Provinzen Oesterreichs, von denen jede danach strebt, eine territorial-nationale Einheit zu werden, zu einem künftigen „Staat" der „Vereinigten Staaten Oesterreichs" sich auszugestalten. Von diesen Einzelentwicklungen und Bestrebungen werde ich ein anderes Mal sprechen.

Biologie und Weltanschauung.

Dr. Adolf Hoppe.

Als die Philosophie sich von der Bevormundung kirchlicher Scholastik frei machte, sah sie sich nach neuen Führern ins Gebiet des Unendlichen und Ewigen um. Die erste Wissenschaft, mit der sie es versuchte, war die Mathematik: schien sie doch wegen der Sicherheit, mit der sie, von wenigen evidenten Voraussetzungen ausgehend, zu dauernden, unumstößlichen, hypothesenfreien Ergebnissen gelangt, ganz besonders für diese Aufgabe befähigt. Nur vergaß man, daß ihre Sätze wohl absolute Gewißheit, aber nicht die geringste Realität besitzen, und so gelten ja auch Spinozas „more geometrico" gewonnene Deduktionen nur für den, der den Kardinalsatz, das Dasein einer Substanz in seinem Sinne, des „Deus sive Natura", zugeben will. Die Philosophierenden aber verlangten nicht Möglichkeiten, sondern Wirklichkeiten, und dazu bedurfte es anderer Grundlagen als einer gedachten Welt. Als unverlierbares Erbteil blieb von der mathematischen Methode nur die streng logische Art des Schließens; Kant aber zeigte uns, daß auf diesem Wege die Erkenntnis nie über die

Grenzen möglicher Erfahrung hinaus gelangen könnte. Damit war zunächst alle wissenschaftliche Metaphysik erledigt, und als auch der letzte große Versuch der spekulativen Philosophie gescheitert war, pflanzte auf den Trümmern stolz der Materialismus sein Panier auf. Physik und Chemie, die beiden Schwesterwissenschaften vom materiellen Geschehen, sollten berufen sein, auch die Rätsel des Daseins zu lösen, an denen sich die Philosophie vergeblich versucht hatte. Leben ist nichts als eine Summe verwickelter chemischer und physikalischer Vorgänge, überall gilt nur mechanische Notwendigkeit. Metaphysik, alles Forschen nach einem Sinne der Welt oder des Lebens, ist Unfug. Wir wissen heute, daß diese Konstruktionen die Inkommensurabilität des Körperlichen und Geistigen nicht überwinden konnten; läuft doch selbst Häckels angeblicher „Monismus" am letzten Ende auf einen universellen Dualismus hinaus: kein einseitiges mechanisches Geschehen, sondern daneben Streben und Fühlen der Atome. Wenn nur nicht auch für diesen atomistischen Panpsychismus der Einwand gälte, daß es einfach unmöglich ist, sich die Seele des Organismus — selbst einfachster Art — als eine Summe von Atomseelen vorzustellen.

Nun kommt ja auch sicher die neuere Biologie aus diesen Gründen mehr und mehr vom Materialismus ab. Man gibt die unfruchtbaren Versuche, auf irgend eine Art das Organische vom Anorganischen abzuleiten, auf, nimmt das Leben als ein Gegebenes, und läßt namentlich dem Psychischen sein Recht; neukantianische, parallelistische und empirio-kritische Richtungen machen sich geltend. Nicht, als ob man wieder durch eine Hintertür für die Metaphysik einen Eingang in die wissenschaftliche Forschung verschaffen wollte. Die Reihe des sinnlich Erkennbaren führt nirgends auf ein Uebersinnliches, Metaphysisches, die Kausalität nirgends auf Freiheit oder Willkür. Der Wissenschaft zugänglich bleibt lediglich das kausale Geschehen, sie kann wohl Folgeerscheinungen, aber keine Absichten in der Natur nachweisen. Andererseits aber soll es auch dem Manne der exakten Forschung nicht verwehrt sein, seinen Blick auf die Natur als Ganzes zu richten und sich zu fragen, ob die Leitsätze seiner Wissenschaft genügen, eine Weltanschauung zu liefern, jenen vorläufigen Abschluß, den im Grunde jede Philosophie darstellt, zu gewähren.

Daß die Antworten hier verschieden ausfallen müssen, ist selbstverständlich, beruht doch auf allen diesen Gebieten ein guter Teil auf dem persönlichen Bedürfnis, insbesondere auch wird sich der betreffende Gelehrte nicht dem Einflusse seines engeren Faches entziehen können. Der rechnende und messende Astronom kommt leicht dazu, die Welt für berechnet anzusehen, und wird so zum Anhänger des kosmologischen Theismus. Physiker und Chemiker, die gewohnt sind, an ihrem Experimentiertisch den mechanischen Bedingungen des Geschehens nachzuspüren, sind dagegen zumeist konsequente Materialisten. Muß aber ein Biologe wie Reinke[1]) bekennen: „Die biologischen Gesetze gleichen darin denen der Menschen, daß sie das Vorkommen von Uebertretungen nicht ausschließen", so ist ohne weiteres klar, daß auf diesem Boden eine mechanistische Weltanschauung nicht erstehen kann; in der Tat ist ja auch Reinke ausgesprochener Theist. Ich füge noch

[1]) Reinke, Einleitung in die theoretische Biologie, 1901, S. 417.

ein Wort von Bunge[1]) bei: „Alle Vorgänge im Organismus, die sich mechanisch erklären lassen, sind ebensowenig Lebenserscheinungen, wie die Bewegung der Blätter und Zweige am Baume, der vom Sturme gerüttelt wird, oder wie die Bewegung des Blütenstaubes, den der Wind hinüberweht von der männlichen Pappel zur weiblichen.“ Und selbst ein Forscher, nach dessen Meinung das Energiegesetz ein nicht energetisches Geschehen überall auszuschließen scheint, und der sich daher von jeder Form des Neovitalismus schaudernd abwendet, wird nicht leugnen wollen, daß er noch weit entfernt ist, diese Beziehungen im Organismus zu verstehen, ihre Aequivalente zu berechnen.

Ist nun aber die Biologie überhaupt imstande, uns sowohl den Zusammenhang des Weltganzen zu enträtseln, wie uns im Verständnis unserer selbst weiter zu bringen? Hier sei vor aller weiterer Erörterung der Sicherheit halber daran erinnert, daß unsere Erkenntnis Grenzen hat; eine Philosophie, welche dies nicht eingestehen wollte, könnte im besten Falle nur auf Selbsttäuschung beruhen. Schon vor der mathematisierenden Metaphysik steht jenes „letzte schwerste Rätsel des Seins, daß nämlich überhaupt etwas ist“[2]). Der Atomismus nimmt alle ungelösten Fragen nach der Konstitution der Materie in seine Weltanschauung mit hinüber, und in der Biologie kommt naturgemäß ein noch viel größerer Raum auf den hypothetischen Teil der Voraussetzungen. Und dennoch müssen wir, wenn wir nicht überhaupt auf eine naturwissenschaftliche Beantwortung der genannten Fragen verzichten wollen, uns mit ihm abfinden, schon weil lediglich die Biologie uns innerhalb ihres Gebietes ein Tatsachenmaterial liefert, das einem Grundproblem der Philosophie, der Entwicklung des Geistigen, einigermaßen analog ist. Auch der Mechanismus hat bekanntlich begeistert sich die Darwinsche Theorie zu eigen gemacht, freilich zumeist aus dem Grunde, weil durch sie die Teleologie, die Finalität in der Natur endgültig überwunden sein sollte. Wie aber Anpassungsfähigkeit und Variabilität zu Eigenschaften der Materie, wenn auch nur der organischen, geworden sind, darauf ist er uns die Antwort schuldig geblieben. Ohne diese Unterlagen wäre aber die ganze natürliche Auslese undenkbar. Im Anorganischen zweifeln wir keinen Augenblick, daß dieselben chemischen und physikalischen Gesetze wie heute ceteris paribus in alle Ewigkeiten gelten werden, sowie sie vor Millionen Jahren gegolten haben. Wir sind fest überzeugt, daß z. B. der Alaun von jeher in Oktaedern kristallisiert hat, daß, wenn wir nur die damals geltenden Bedingungen reproduzieren könnten, vor unseren Augen ein Kohinur aus Kohlenstoff sich bilden würde[3]). Von Variabilität ist nirgendwo die Rede.

---

[1]) v. Bunge, Lehrbuch der Physiologie des Menschen, 1901, II, S. 6.

[2]) Th. Achelis, Naturwissenschaftliche Wochenschrift, 1904, S. 126.

[3]) Das gilt selbstverständlich auch für das Leben. „Stellen wir uns vor, daß wir alle Lebensbedingungen bis in ihre kleinsten Einzelheiten erforscht hätten, und daß es uns gelänge, diesen Komplex von Bedingungen genau künstlich herzustellen, dann würden wir Leben synthetisch erzeugen können, wie wir Feuer erzeugen, und das Ideal, das den mittelalterlichen Alchymisten in der Erzeugung des Homunkulus vorschwebt, wäre wirklich erreicht.“ (Verworn, Allgemeine Physiologie. 4. Auflage, 1903, S. 370.) Auch der Satz ist unbestritten, daß alle Bedingungen, unter denen s. Z. das Leben entstand, im Sinne der Wissenschaft „natürliche“ gewesen sind. Darin liegt aber noch keineswegs die Anerkennung, daß nun die physikalischen und

Aber immerhin könnte man diese Eigenschaft der Organismen vielleicht mit der Verbindungsfähigkeit des Kohlenstoffs in Parallele stellen. Auch der organisierte Kohlenstoff mochte unter veränderten Umständen neue Verbindungen eingehen, von denen einige dem Organismus nützlich waren, sich erhielten und so nach dem bekannten Darwinschen Schema die ersten dauernden Differenzierungen bewirkten. Sehr wahrscheinlich ist diese Hypothese gewiß nicht, die aktive, individuelle Anpassung erklärt sie gar nicht, und neues Dunkel umfängt uns, sowie wir die beiden anderen Ureigenschaften des Belebten, Assimilation und Fortpflanzung, ins Auge fassen. Es war Virchows Verdienst, daß er mit seinem Satze: „Omnis cellula e cellula" die Biologie vorläufig vom Ballast dieser gegenwärtig doch nicht restlos zu lösenden Probleme befreite, ähnlich, wie die Psychologie es der experimentellen Schule dankt, daß sie an Stelle der Spekulationen vom Wesen der Seele die methodische Erforschung der psychischen Erscheinungen setzte. Aus der Welt geschafft sind damit diese Fragen weder hier noch dort, so wenig wie der Versuch ihrer Lösung die Grenzen wissenschaftlicher Tätigkeit zu überschreiten braucht, aber schon die Einsicht, daß auf den der Erkenntnis näher liegenden Bezirken es noch unendlich viel zu tun gibt, ist wertvoll.

Ein Problem aber blieb trotz der Virchowschen Formulierung bestehen, das psychophysische. Es war ja nur eine Nothülfe, wenn auch eine solche, deren praktischer Wert keineswegs zu verkennen ist, daß man von alters her einen senkrechten Schnitt durch die Wissenschaften gelegt hatte, daß die Naturwissenschaftler in seine Laboratorien und Institute zog, und die „Geisteswissenschaften" dem Kollegen im Auditorium-Gebäude überließ. Kann es doch im letzten Grunde nicht zweifelhaft sein, daß, wie „die Menschengeschichte ein Teil und die Blüte der großen organischen Entwicklung ist, die auf der Erdoberfläche sich abspielt[1]), so auch die Entwicklung der psychischen Fähigkeiten der Species Homo sapiens L., bis zu den höchsten Gipfeln europäischen Kulturmenschentums, eine natürliche Tatsache, und somit ein Gegenstand der Naturforschung ist. Man beachte auch nur, wie die Psychologie sich immer mehr der naturwissenschaftlichen Methoden bedient, wie die Geisteswissenschaft freiwillig auf die Pathologie des Seelenlebens verzichtet und sie den Aerzten überwiesen hat, um das Künstliche jener Trennung zu empfinden. Wer ein fremdes Volk beschreiben will, darf sich nicht auf die körperlichen Verhältnisse beschränken, sondern wird auch Sprache, kulturelle Leistungen und Religion darstellen müssen. Ja, jene wichtige Frage, wo überhaupt in der Reihe der Organismen das Psychische einsetzt, wird seiner ganzen Ausbildung nach nur der Naturwissenschaftler zu beantworten imstande sein.

Es ist theoretisch gleichgültig, wo in der Stufenfolge des Tierreiches zuerst von einem dem unseren verwandten, nach den Umständen modifizierbaren, von antizipierten Zwecken bestimmten psychischen

---

chemischen Vorgänge (die „energetischen" in Reinkes Sinne) eine besondere oder ausschließliche Natürlichkeit besitzen. Gibt nicht auch der Materialist schon dadurch, daß er den Kampf ums Dasein mit der organisierten Natur abschneiden läßt, zu, daß an dieser Stelle ein Novum in die Erdgeschichte eintritt?

[1]) L. Woltmann, Politische Anthropologie, 1903, S. 256.

Geschehen die Rede sein kann; für die Protisten hat uns Verworn, für weit höher organisierte Wesen, Ameisen und Bienen, Bethe zu zeigen gesucht, daß bei ihnen noch alles Handeln auf Reflexen beruht. Häckel gibt uns in seinen Welträtseln lange „Skalen", die die Entwicklung der einzelnen Seelenvermögen in der Tierreihe uns näher bringen sollen. Aber schon die Frage macht Schwierigkeiten, wie wir überhaupt bei den Tieren den Begriff des Psychischen bestimmen wollen. Was ist z. B. gleich der Instinkt? Auch mit dem Worte „Bewußtsein" ist nichts anzufangen. Wer will entscheiden, ob selbst die höchsten Tiere über ein Selbstbewußtsein in unserem Sinne verfügen, sich von der Außenwelt bewußt unterscheiden? Ja, ein Wesen könnte seinen, in der Hauptsache gleichbleibenden äußeren Lebensbedingungen so vollkommen angepaßt sein, daß sein Tun durchaus den Eindruck des Gesetzmäßigen, Mechanischen machte; und dennoch könnte es dabei ein reiches Innenleben führen. Eigentlich begreifen wir ja doch nur jeder sich selbst; schon dem Handeln unseres Nebenmenschen stehen wir oft kopfschüttelnd gegenüber und fragen, „was er sich wohl dabei denke". Aber das ist hier nebensächlich, alles in allem ist jedenfalls nicht zu leugnen, daß bei gewissen Veränderungen an der Oberfläche und in den obersten Schichten der Erde eine bewußte Intelligenz mittätig wirkt, die dadurch bestimmte Zwecke erreichen will. Wie jedoch Zwecke und Intelligenzen durch den von beiden ursprünglich und seinem Wesen nach freien Kampf ums Dasein sich zu entwickeln vermögen, ist wieder völlig dunkel. Die Tatsache ist vorhanden, die „Erklärung" aber nicht einleuchtender als Schopenhauers Lehre von dem blind wollenden Willen, der sich allmählich mit dem Lichte des Intellektes versieht.

Versagt hier so die Deutung aus bloßer Kausalität gleich am Anfang, so ist es kein Wunder, daß die biologischen Begriffe noch weniger ausreichen, den höchsten Produkten intellektueller Entfaltung, dem Gesellschaftsleben des Menschen, seiner Kultur, seiner Technik, seiner Kunst und seiner Moral gerecht zu werden. Wir fordern die Zusammenhänge, wir müssen sie fordern, immer aber sehen wir auf der Höhe der menschlichen Entwicklung eine derartige Verfeinerung, daß die Biologie höchstens noch eine entfernte Analogie aufzuzeigen vermag. Welcher Unterschied schon zwischen den Lock- und Warnrufen der Tiere und einer Kultursprache mit ihren abstrakten Begriffen! Was hilft es uns ferner, wenn wir die Kunst der Menschen mit den Spielen der Tiere zusammenstellen, vielleicht auch jenes isolierte Faktum, den Spielplatz des australischen Laubenvogels, zum Vergleich heranziehen. Für den Künstler, der in heißem Bemühen mit seinem Materiale, seinen Ausdrucksmitteln ringt, ist seine Leistung gewiß kein Spiel mehr. Soziale Instinkte und Moral, Bautrieb und Technik, überall eine Art von Verwandtschaft, ohne daß doch der zweite Begriff in dem ersten aufgehen will. Man nehme z. B. die Wohnung: das Nest des Vogels, der Bau des Säugetieres sind charakteristisch, typisch, aus dem Werke läßt sich auf den Erbauer schließen; dasselbe gilt noch in weitem Maße für die Hütten primitiver Völker, ja vielleicht noch für die regionär so ähnlichen Formen des Bauernhauses. Aber nun der Palast des Reichen, das „individuelle" Haus des modernen Aestheten. Für so wichtige Leistungen des Menschengeistes, wie die Schrift und

die durch sie vermittelte Wissenschaft, die Religion finden wir überhaupt bei den Tieren nichts Vergleichbares.

Daß in anderer Weise die Ergebnisse der Biologie auch in ihrer Uebertragung auf den Menschen außerordentlich fördernd gewesen sind, soll freudig zugegeben werden; ich erinnere hier nur an die Rassenfrage. Der blonde, blauäugige, hochgewachsene Homo europaeus erscheint als die höchste Entwicklung des Menschentypus, er unterjocht die schwächeren, dunkleren Rassen, bildet den herrschenden Adel und ist der eigentliche Kulturträger. Aber wieder entsteht ein Problem: die kulturschaffende Tätigkeit vernichtet den Schöpfer: auf der Höhe der Kultur entsteht „der geistige Individualismus, der in (seiner) Freiheit die schönsten Blüten der Kunst und Literatur zeitigt. Alle Höhepunkte des geistigen Lebens werden dadurch zur Einleitung einer unvermeidlichen physiologischen Entartung. Die Freiheit und das Ausleben des Individuums, das für das höhere geistige, namentlich künstlerische und religiöse Schaffen so notwendig ist, bedroht und erschüttert den organischen Bestand der Rasse"[1]). Und doch werden wir uns niemals abhalten lassen, „die Hauptaufgabe der Menschheit in der Fortentwicklung der Kultur zu finden". Goethe und Kant werden für uns immer größere, wertvollere Menschen bleiben als die „starken Männer" Koch und Eberle. „Und dem Individuum gibt vornehmlich die Anteilnahme an dieser Kulturarbeit Anspruch auf Sittlichkeit, Anspruch darauf, ein sittlicher Mensch genannt zu werden[2])." Auch wenn man streng daran festhält, daß Darwin die angepaßtesten (fittest), nicht die besten oder tüchtigsten Individuen überleben ließ, so liegt hier doch ein verborgener Widerspruch zu seiner Theorie vor, als deren, vielleicht unbewußten, Abglanz man die Klagen auffassen mag, die Häckel in seinen Welträtseln über die Richtung der heutigen Kultur anstimmt[3]).

Die Absicht dieses Artikels bringt es mit sich, daß in ihm hauptsächlich von den Lücken naturwissenschaftlicher Erkenntnis gesprochen werden mußte; damit sollen die positiven Leistungen gewiß nicht geringer geschätzt werden. Aber die Weisheit des Apostels, daß unser Wissen Stückwerk ist, hat sich doch noch immer wieder jedem kritischen Geiste aufgedrängt. Manches Rätsel der Gegenwart wird die Zukunft lösen, wie bisher wird auch künftig jede große Entdeckung uns in unbekanntes Land führen; an anderen Problemen werden auch kommende Geschlechter sich vergeblich versuchen. Und dennoch verlangt unser Einheitsbedürfnis schon heute eine Zusammenfassung der Fragmente, eine Ausdeutung des Weltganzen unter irgend einem Sinne, sei es auch nur das resignierte Bekenntnis, daß ein solcher nicht existiert oder nicht zu ermitteln ist. Diese Auskunft kann aber

---

[1]) Woltmann, a. a. O., S. 277.

[2]) Bergemann, Ethik als Kulturphilosophie, 1904, S. 441.

[3]) Hat überhaupt der Kampf ums Dasein die Geltung eines Naturgesetzes? Die Frage ist zum mindesten diskutabel. Der Kampf ist durch den Menschen modifizierbar, er ist durch die Kultur milder geworden (vergl. Gruber, Führt die Hygiene zur Entartung, Münch. med. Wochenschr., 1903, S. 1785). Das Streben des Menschen geht dahin, überall in seinem Bereiche die zufällige natürliche Auslese durch bewußte Zuchtwahl zu ersetzen. Wie stimmt das alles zu einem „Naturgesetze". Vergl. auch Woltmann, a. a. O., S. 148. Lange, Arbeiterfrage, 3. Aufl., 1875, S. 73, Anm. 2, S. 213.

heutzutage nur die Metaphysik geben; auch der Materialismus enthält transzendente Elemente, nur eben anderer Art[1]).

Diesen, hier mit wenigen Worten präzisierten Standpunkt möchte ich festhalten, auch jener neuen philosophischen Richtung gegenüber, als deren Hauptwerk Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung gilt, und die wohl gerade darum, weil sie eine metaphysik-freie Weltanschauung liefern wollte, bei Naturwissenschaftlern (Mach, Ziehen, Verworn) so viele Anhänger gefunden hat. Näher auf diese Lehren einzugehen, muß ich mir in diesem Zusammenhange versagen, mit Verworns Ansichten habe ich mich zudem an anderer Stelle[2]) auseinandergesetzt. Das Endergebnis ist übrigens mit dem des Materialismus nahe verwandt: hier materielle, dort spiritualistische Tatsächlichkeit.

Das, vor dem sich der Naturforscher hüten muß, ist nicht die Beschäftigung mit der Metaphysik, sondern die Vermischung der empirischen und der metaphysischen Reihe. So gut, wie die dunkeln Gebiete der Naturerkenntnis durch Metaphysik, kann man die Venus von Milo durch Mineralogie „erklären". Daß hier reinliche Scheidung notwendig ist, haben nicht nur solche Denker eingesehen, die, wie Fechner, Lotze und Wundt, von der Naturforschung her zur Philosophie kamen, auch „reine" Philosophen, Kant voran, halten durchaus diesen Standpunkt fest[3]). Selbst das kann man gelten lassen, daß für einen Geist, der alle Zusammenhänge der Wirklichkeit erkannt hätte, die metaphysische Fragestellung: „Was bedeutet dies alles[4])?" nicht existiert; die Frage ist eben reine Ergänzungsfrage. Solange aber ein solches Wesen, oder auch das Ideal der anderen Richtung, der sich von selbst auf das Wißbare beschränkende Mensch nicht unter uns weilt, werden wir auch Metaphysik treiben.

Noch einem Einwand begegnet man häufig: metaphysische Studien gelten für frucht- und resultatlos. Hier wird man ohne weiteres zugeben müssen, daß Ergebnisse im Sinne der Naturwissenschaft nicht zu erwarten sind: „wie wir es anfangen und wie wir enden mögen, für nichts werden wir exakte Beweise zu finden und zu liefern vermögen[5])". Aber Erkenntniswert und Wert überhaupt ist nicht dasselbe: fragt doch z. B. in der Aesthetik nur der Pedant, was wir aus einem Kunstwerke „lernen". Aber auch metaphysische Systeme sind nach Langes bekanntem Ausdrucke „Begriffsdichtungen"[6]), und wollen daher im wesentlichen ästhetisch gewürdigt werden; daneben verlangen wir freilich, daß die positiven Tatsachen, an welche der Metaphysiker anknüpft, mit der Wissenschaft im Einklang stehen: eine doppelte Wahrheit, die an einer Stelle gelten läßt, was sie an der anderen verwirft, vermögen wir in keinem Falle zu ertragen.

---

[1]) Vergl. hier Külpe, Einleitung in die Philosophie, 3. Aufl., 1903, S. 27.
[2]) Leib und Seele, Zentralbl. f. Nervenheilk. u. Psychiatr., 1904, S. 295 f.
[3]) Vergl. hierzu Lange, Gesch. des Materialismus, II, Die Naturwissenschaften.
[4]) So formuliert von Paulsen, Einl. in die Philosophie, 1892, S. 166 d. 1. Aufl.
[5]) Fechner, Ueber die Seelenfrage, 1861, S. 17.
[6]) Lange, Materialismus, 6. Aufl., 1898, II, S. 501, 540 u. ö.; vergl. S. 176.

Weitere Urteile über die Jenenser Preisverteilung.

In den letzten Wochen sind wieder einige Kritiken über das Jenenser Preisausschreiben erschienen, die bei dem großen Aufsehen, das die dabei erfolgte ungerechte Preisverteilung in allen Kreisen hervorgerufen hat, die Leser dieser Zeitschrift besonders interessieren dürften.

Dr. A. Wirth, Privatdozent der Geschichte, veröffentlichte in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau" im „Tag" (Nr. 575) einen Aufsatz über das Sammelwerk „Natur und Staat", worin er betont, daß das Ergebnis dieser Schriften in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln und zu den Erwartungen stehe, welche das Unternehmen erregt habe; es sei dürftig und unfruchtbar. Namentlich bemängelt er die totale Vernachlässigung des Rassenproblems. „Gerade naturwissenschaftliche Erkenntnis hätte das Gefühl von der ewigen Ungleichheit der Menschenrassen erwecken und, wo es schon vorhanden, verstärken müssen. Die Lücke, die hier sich offenbart, wird von einem Autor ausgefüllt, der aus dem Sammelwerk ausgeschieden ist, von Ludwig Woltmann. Dieser hatte sich zwar ebenfalls an dem Wettbewerb beteiligt, hatte aber, als sein Werk bloß den dritten Preis erhielt, darauf verzichtet und das Buch gesondert herausgegeben. Ich halte seine Leistung für die beste." —

Professor Dr. Ferd. Hueppe unterzieht in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft (1905, 2) die Jenenser Preisschriften einer ausführlichen Analyse, erörtert die prinzipielle Seite der Fragestellung und ihre Lösungsversuche in den einzelnen Schriften. Von der Arbeit des Herrn Matzat, die einen zweiten Preis erhielt, meint er, daß sie wohl nur durch ein Versehen unter die preisgekrönten Schriften gekommen sei. Er bemerkt, daß in naturwissenschaftlicher Hinsicht von den Autoren nur Woltmann dem Problem gerecht werde. Was die Bedeutung der Anthropologie für die zu lösende Aufgabe betrifft, so schreibt er: „Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Preisaufgabe entsprechend die modernen sozial-anthropologischen und sozial-hygienischen Auffassungen in den Vordergrund gehört hätten. Diesem Teile, dem Kernpunkt der ganzen Frage gegenüber, versagt Schallmayer vollständig. Er geht diesem Problem mit wenigen nichtssagenden Worten aus dem Weg, verzichtet also damit eigentlich auf eine Beantwortung der gestellten Fragen. — Der einzige Autor, der gerade diesem zu lösenden Problem herzhaft auf den Leib rückt, ist Woltmann." Er schließt: „Von allen diesen Dingen, welche zeigen, daß das Deszendenzproblem entscheidende Bedeutung für die Geschichte der Menschheit hatte und für ihre Gegenwart und Zukunft noch hat, ist nur bei Woltmann die Rede. In den anderen Werken wird das Eingehen auf dieses Problem entweder direkt abgelehnt, oder die Frage einfach nicht berührt. Man kann es unter diesen Umständen begreifen, daß Woltmann es ablehnte, den dritten Preis anzunehmen, nachdem Schallmayer der erste Preis zugesprochen war, und den drei anderen trotz ihrer großen Differenzen der zweite Preis ohne Unterschied bewilligt wurde." —

Professor Dr. Ferd. Tönnies schreibt in einer ausführlichen Kritik der Jenenser Preisschriften, die im „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft" (1905, 1. Heft, S. 84) erschienen ist: „Mehr noch als das Schallmayersche läßt das Woltmannsche Buch ausgezeichnete Fähigkeiten des Forschens und Denkens vermuten, wenn sie auch hier wie dort vor lauter Theorien und Lesefrüchten nicht ordentlich zur Geltung gelangt sind. Den wissenschaftlichen Wert dieses zweiten (Woltmannschen) Buches möchte ich etwas höher schätzen als den des ersten. Wenn auch den Preisrichtern zugute gehalten werden mag, daß sie — was übrigens bei der großen Geschwindigkeit des

Urteilens kaum unvermeidlich war — mehr auf eine flotte Schreibart und sonst gefällige Form, als auf die Gründlichkeit des Inhaltes Wert gelegt hatten, so bleibt es doch ein seltsames Verhältnis, daß die eine dieser Schriften den höchsten Preis, die andere nur den fünften Teil dieses Preises zugewiesen erhielt." —

Nunmehr liegen fast ein Dutzend Kritiken über die Jenenser Preisschriften vor, und zwar von Gelehrten aller Fakultäten, die sich seit längerer Zeit speziell mit den Grenzfragen zwischen Naturwissenschaft und Soziologie beschäftigt haben. Ihr Urteil lautet übereinstimmend dahin, daß die Preisverteilung eine ungerechte und unsachliche gewesen und daß mein Buch das relativ beste unter den Preisschriften ist, also den ersten Preis verdient hätte.

Und dieses Buch wagte der Professor Dr. Schäfer dahin zu beurteilen, daß dasselbe nach seinem Willen überhaupt nicht prämiiert werden sollte! Dies tat er wegen einiger historischen Irrtümer, die, wenn sie überhaupt welche sind, in dem Gesamtbild der Abhandlung eine so untergeordnete Bedeutung haben, daß sie bisher von keinem der zahlreichen Kritiker bemerkt worden sind. Daß Professor Schäfer über den Kirchtumsbereich beschränkter Fachwissenschaft nicht hinaussehen kann, mag ein Mangel sein, den er mit vielen Gelehrten dieser Art gemein hat. Aber dann hätte er nicht das Preisrichteramt in einer Frage übernehmen dürfen, die einen etwas weiteren Blick für allgemeine Probleme voraussetzt, und zwar um so weniger, als er selbst eingestanden hat, daß ihm diese Fragen fern liegen.

Aber er nahm ungeniert das Amt an und — das Geld (3000 Mark)! Er verdammte auf brieflichem Wege den nach dem Urteil aller Kritiker tüchtigsten Bewerber, von dessen Arbeit auch andere Preisrichter einen günstigen Eindruck gewonnen hatten, und hielt es, trotz dringenden Ersuchens von seiten des Herrn Professor Häckel, nicht für nötig, an den gemeinsamen Sitzungen der Preisrichter teilzunehmen. Aber es ist allgemein bekannt, daß Meinungsverschiedenheiten bei mündlichen Verhandlungen sich auszugleichen pflegen, und es lag daher im elementarsten Interesse einer gerechten und sachlichen Preisverteilung, daß Herr Professor Schäfer an dieser Sitzung teilnahm.

Herr Professor Conrad hat geglaubt, einen Erfolg vor der öffentlichen Meinung zu erzielen, indem er mich wegen formeller Beleidigung zu 300 Mark verurteilen ließ. Sachlich wird dadurch an meinen Vorwürfen und Anklagen nicht das geringste geändert, denn das Gericht hat es mit Recht abgelehnt, auf die Streitfrage selbst einzugehen. Ich will hier nur wiederholen, daß die von Professor Häckel mir gemachten Mitteilungen in bezug auf die Tatsache der Aeußerung und die richtige Wiedergabe von mir nicht im geringsten bezweifelt werden können. Ich hatte daher kein Bedenken getragen, die entsprechenden Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. Professor Conrad hat zugegeben, daß er davon gehört hat, daß Dr. Ruppin sich an dem Preisausschreiben beteiligte und daß er die „Lobrede" auf Dr. Hesse, wenn auch angeblich erst nach der Preisverteilung, gehalten hat. Ich kann dies natürlich nicht kontrollieren, muß aber betonen, daß dann die Lobrede nicht minder belastend ist. Denn sie beweist unwiderleglich, mit welch' günstigen Vorurteilen und Ansichten er an die Beurteilung und Prämiierung der Schrift von Dr. Hesse herangegangen ist. Nichts lag daher näher, als die Annahme, daß dadurch zugleich ein bedenkliches Licht auf sein Verhalten gegenüber der Schrift von Ruppin falle, von dem er gehört hatte, daß er sich an dem Preisausschreiben beteiligte. So war meine Auffassung, als ich die Angriffe gegen das Preisgericht erhob, wohl erklärlich.

Herr Professor Ziegler hatte zwar gelobt, auf meine Angriffe nicht mehr zu antworten. Indes hat er sich eines besseren besonnen und anderswo eine Attacke auf mich gemacht, der ich an demselben Ort die nötige Antwort nicht schuldig

geblieben bin. Während er in einer früheren Erwiderung zugab, daß das „Rassenproblem" für die Fragestellung von großer Bedeutung sei, schreibt er nun, daß die Behandlung der Rassen in der Preisfrage gar nicht verlangt worden sei. Eine solche Ausrede wirft auf seine Befähigung zum Preisrichteramt in dieser Frage das sonderbarste Licht. Es stand die Frage zur Beantwortung, was wir aus der Deszendenztheorie in bezug auf die Lehre von der Entwicklung der Staaten lernen können. In seinem Uebereifer und in seiner Parteilichkeit vergißt Herr Ziegler, der selbst Professor der Zoologie ist, sich so weit, daß er nicht mehr weiß, was die Deszendenztheorie ist. Seit Darwin und länger schon versteht man darunter die Lehre von der Entwicklung der Rassen, und deren Einfluß auf die politische Geschichte war zu untersuchen, zum mindesten in erster Linie zu berücksichtigen. Für alle diejenigen aber, die etwas von der Preisfrage verstehen, steht es fest, daß Professor Ziegler sich keineswegs der Aufgabe gewachsen gezeigt hat, die ihm als Vertreter der Naturwissenschaft in dem Preisgericht zugefallen war.

Professor Ziegler macht krampfhafte Versuche, glauben zu machen, daß „korrekt" verfahren worden sei. Und er wird dies ohne Zweifel immerfort behaupten, auch wenn noch hundert einwandfreie Kritiker nachweisen werden, daß verfehlt und unsachlich prämiiert worden ist. Das Tragikomische seiner Beschönigungs- und Vertuschungspolitik ist aber, daß ich auf das bestimmteste weiß, daß derselbe „korrekte" Herr Professor privatim ganz andere Meinungen über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Preisverteilung hat, als er öffentlich zu äußern wagt.

In Jena wurden 50000 Mark unter Preisbewerber und fünf Preisrichter verteilt, von welcher Summe die letzteren allein **15000 Mark** erhielten!! Alles dies geschah zur „Förderung der Wissenschaft", dabei passierte nur das Malheur, daß derjenige, der nach dem Urteil zahlreicher unparteiischer und sachverständiger Kritiker bei dem Wettbewerb das wissenschaftlich Beste geleistet hat, leer ausgehen mußte. Denn die ihm angebotenen unter diesen Umständen lumpigen 2000 Mark hat er den Preisrichtern vor die Füße geworfen, da sie seiner Arbeit nur zur Unehre gereichen konnten. Dr. Ludwig Woltmann.

Zur Frage: Religion und Naturwissenschaft.

Der Bericht „Religion und Wissenschaft" in der vorletzten Nummer der politisch-anthropologischen Revue gibt Veranlassung zu folgenden Einwendungen. Der Autor führt einen Begriff des Monismus ein, welcher sich jedenfalls mit dem zurzeit bestehenden Begriffe desselben nicht deckt. Ich ersehe aus den Ausführungen nicht, ob der Autor den jetzigen Begriff des Monismus ummodeln und denselben für seine Weltanschauung reservieren will, oder ob er sich mit dem jetzigen Begriff des Monismus in Uebereinstimmung glaubt. Bei der prinzipiellen Wichtigkeit dieser Frage erscheint es nicht unwichtig, deutlich festzustellen, welche Weltanschauung bis jetzt den Namen „Monismus" trägt.

Die monistische Denkweise verlangt eine einheitliche Erklärung aller seelischen und Lebensvorgänge. Unser ganzes Denken, Fühlen und Wollen, wir selbst sind ein Stück Natur, eingefügt in die gleiche Weltkausalität, die gleiche Gesetzgebundenheit, welche für alle Dinge gilt. Auch unser Wille, der sich frei fühlt, unsere Sehnsucht nach Persönlichkeit, unsere höchsten Gemütsbedürfnisse, unsere moralischen Wertsetzungen, unsere ethischen und religiösen Bedürfnisse, all unser Sehnen nach höherem Lebensinhalt, all unser Idealismus haben sich entwickelt.

Im Gefühl und Willen baut (so verlangt es die monistische Denkweise) das Bewußtsein nicht eine andere Welt auf, sondern es ist die gleiche Welt, die gleiche Natur, die so unendlich reiche und mannigfaltige Lebensformen und psychische Inhalte gebiert, daß wir nur Ehrfurcht und Bewunderung für dieselben haben können.

Soweit die monistische Denkweise.

Der philosophisch geschulte Monist ist sich dabei wohl bewußt, daß er zur Erklärung der Lebens- und seelischen Erscheinungen einem materialistisch-mechanistischen einen subjektivistisch-phänomenalistischen Monismus entgegenstellen muß, daß er damit eine unbewiesene und nach Lage der Dinge unbeweisbare Voraussetzung einführt, in welcher ebensowohl eine erste Lüge, als die Grundtatsache aller Erkenntnis liegen kann. (Vergleiche: Albrecht, Vorfragen der Biologie, Wiesbaden, 1899.) Dr. Krieger.

Zur neuen Frauentracht.

Ein neuer Aufsatz von Professor Dr. Fritsch, betitelt „Bemerkungen über die neue Frauentracht", ruft einen anderen, zu Anfang des vergangenen Jahres aus der gleichen Feder erschienenen in die Erinnerung zurück. Beide wurden jedenfalls von den Lesern dieser Zeitschrift mit Interesse zur Kenntnis genommen.

Trotzdem der Autor die große Bedeutung anzuerkennen scheint, welche eine Reform der Frauentracht für das Wohl der zukünftigen Generationen hat, geht er doch ziemlich scharf ins Gericht mit einigen der Vorkämpfer, die ihm allzu extrem scheinen. Er sollte bedenken, daß die Apostel des goldenen Mittelwegs nie Schule gemacht haben und daß der Mittelweg nur erreicht wird, wenn ein Extrem durch das andere bekämpft wird.

Wenn auch unter den Modellen für die neue Frauentracht vorerst noch vieles Unschöne mit unterläuft — welche Bedeutung hat dies gegenüber der einen großen Errungenschaft, die in einem endgültigen Aufgeben jeglicher Einschnürung liegt!

Die Tatsache, daß anfänglich sogar mit Unschönem vorlieb genommen wurde, ist nur ein Beweis dafür, wie dringend das Bedürfnis war.

Es war ja mit aller Bestimmtheit anzunehmen, daß verständige, mit Schönheitssinn begabte Frauen mit der Zeit für brauchbare und schöne Schnitte sorgen würden.

Demjenigen, der die Fortschritte der Reformbewegung im Auge behält, kann nicht entgangen sein, daß den ersten Entwürfen, unter welchen sich wirklich viele unschöne, sackartige befanden, andere gefolgt sind, welche den Linien der Venus von Milo entsprechen und also die von Professor Fritsch getadelte Unterdrückung der Tailleneinsenkung vermeiden.

Schreiberin dieses hat sich bis jetzt darauf beschränkt, für die gute Sache durch das Beispiel und durch gelegentliche mündliche Propaganda zu wirken und hat dabei das Verhalten sowohl der noch schwankenden als auch der Reformtracht noch gegnerisch gegenüberstehenden Frauen beobachten können.

Was sie aus dieser Beobachtung gelernt hat, ist dieses: Die Frage der Verbesserung der Frauentracht ist in ein wichtiges Stadium getreten, viele Frauen erwägen sie (von denen, welche die verbesserte Frauentracht schon tragen, will ich nicht reden — sie möchten sie um keinen Preis mehr mit der alten vertauschen). Es ist nun soweit gekommen, daß man, ohne aufzufallen, in der neuen Tracht überall in Deutschland erscheinen kann. Selbst die allgewaltige Herrscherin „Mode" beschäftigt sich in ihren Organen damit. Man weiß nicht, ob und wann der Augen-

blick für eine Umwälzung noch einmal so günstig sein wird. Es wäre daher sehr nötig, daß Streitigkeiten im eigenen Lager, welche nur dazu angetan sind, die noch Schwankenden zu entmutigen, gerade jetzt unterbleiben.

Ist einmal für eine Tracht ohne Schnürung endgültig der Sieg errungen, dann ist es immer noch früh genug, gegen die Kinderkrankheiten, die ihr anhaften mögen, zu Feld zu ziehen.

Es wird manchmal entgegengehalten, daß die bisherige Tracht — aber ohne Korsett, letzteres durch ein Lahmannsches Leibchen ersetzt — den gesundheitlichen Bestrebungen, welche die Anhänger der Reformtracht im Auge haben, vollkommen entspreche.

Ich habe darauf folgendes zu erwidern: So lange die Teilung des Kleides an der gleichen Stelle verbleibt wie bisher, so wird auch trotz Lahmannschen Leibchens eine gewisse Einschnürung durch Oberrock und Kleiderleib immer stattfinden, wenn diese beiden Kleidungsstücke gut sitzen, d. h. einen Halt haben sollen.

Ferner ist es gewiß, daß, wenn auch die ganze Frauenwelt so vernünftig werden sollte, das Korsett mit genanntem Leibchen zu vertauschen, der edle Wettstreit, in der Gegend der Tailleneinsenkung am dünnsten zu sein, bei der Beibehaltung der bisherigen Tracht nie aufhören, oder doch bald wieder auftauchen und somit die Tailleneinsenkung wieder zur Einkerbung machen würde.

Berta Weiß.

Berichte.

Biologie.

Artmerkmale und Elementareigenschaften. Hugo de Vries geht aus von dem Prinzipe, daß die Artmerkmale scharf getrennte Einheiten sind, welche nicht fließend, sondern nur stoßweise ineinander übergehen. Sie verhalten sich zueinander etwa wie die Alkohole einer bestimmten chemischen Reihe. Der Ausgangspunkt der Mutationstheorie ist ein physiologisches Prinzip: nicht die Zellen oder Organe sollen die Einheiten sein, sondern solche physiologischen Einheiten, die nicht an bestimmte Organe gebunden sind, und die „elementare" genannt werden. Bei der Untersuchung verwandter Arten kann man das Gemeinsame als gegeben hinnehmen; man kann dann das Unterscheidende relativ leicht in „physiologische Einheiten" d. h. „elementare Eigenschaften" zerlegen. Eine gute Methode zu ihrer Isolierung bildet die Bastardforschung und zwar am besten dann, wenn der Unterschied zwischen beiden Eltern einer Kreuzung möglichst gering, also „elementar" ist. Ist Vater und Mutter bis auf eine einzige elementare Eigenschaft, die bei dem einen Erzeuger vorhanden ist, beim andern fehlt, gleich, so liegt diese eine Eigenschaft im Bastard „ungepaart". War dagegen die fragliche Eigenschaft bei dem anderen Erzeuger nur latent, so hat der Bastard keine „ungepaarten" Eigenschaften, Die meisten Varietäten unterscheiden sich von der Art, von der sie abstammen, durch die Latenz einer oder mehrerer elementarer Eigenschaften. Beschränkt man den Ausdruck Varietät auf diese Fälle, so beruht „Varietät" auf rückschrittlicher Metamorphose, während „Art" einen Fortschritt bedeutet. (Biolog. Zentralbl., 1904, No. 5.)

Die Entwicklungsgeschichte des Vogelflugs. Die älteste und bis zum heutigen Tag sehr verbreitete Erklärung des Vogelzuges besteht darin, daß man diesen auf eine einfache Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht zurückführt, derart, daß alljährlich im Herbst und im Frühjahr die alten Vögel auf Grund ihrer Erfahrung zur Reise aufbrechen und das junge Geschlecht mitnehmen sollen, welches dann einfach aus Gehorsam folge. Wie der Vogelzug ursprünglich entstanden ist, wird hiermit nicht erklärt. Und zur Zeit des Aufbruchs herrscht noch kein Nahrungsmangel; warum erheben sich die Vögel in dunkler Nacht, in der sie

sonst zu schlafen pflegen, hoch in die Lüfte und fliegen ohne Rast mehrere hundert Meilen, z. B. von Labrador bis Nordbrasilien. Und was für eine wunderbare Gedächtnisgabe müßte es sein, welche den Vogel befähigte, sich den langen Weg beim ersten Fluge so einzuprägen, daß er ihn wiederfindet. Aber widerlegt wird diese Theorie vor allem dadurch, daß die Jungen meist vor den Alten abziehen und die Reise selbständig zurücklegen. Der Vogelflug kann also nur durch einen angeborenen, sicheren, zweckmäßigen, aber seines Zweckes unbewußten Instinkt erklärt werden. Auf dieser zweifellos wichtigen Tatsache beruht der zweite der bisherigen Erklärungsversuche des Vogelflugs, welcher behauptet, daß sich der Instinkt des Wanderns durch erbliche Gewohnheiten aus dem früheren festen Wohnen der betreffenden Vögel entwickelt habe. Auch diese Theorie ist falsch. Denn eine Handlungsweise kann immer nur in demjenigen Umfang zu einer erblichen Gewohnheit werden, in welchem sie tatsächlich ausgeübt wurde. Zugvögel fliegen aber außerhalb der Wanderzeiten nur ganz wenig; der Storch z. B. betreibt sein Handwerk zu Fuß. Woher die enorme Flugfähigkeit? Wären aber die im Norden beheimateten Vögel durch immer größere Ausflüge allmählich nach dem Süden vorgedrungen, wie hätten sie dann auf den Gedanken verfallen können, die neuen, so viel günstigeren Lebensbedingungen nach einigen Monaten wiederum aufzugeben? Woher konnten sie eine Kenntnis davon haben, daß es unterdessen in der alten Heimat wieder gastlicher geworden war? — Diese ganze Theorie beruht auf der Voraussetzung, daß die Zugvögel ursprünglich beheimatet gewesen seien, daß daher die nicht wandernden Vögel, die sogen. Standvögel, den ursprünglicheren Typus darstellen. Alle Schwierigkeiten aber werden mit einem Schlage behoben, wenn man umgekehrten Entwicklungsgang annimmt: Ursprünglich war nicht ein Wald oder ein Feld Heimat der Vögel, sondern die ganze, noch unwirtliche Erde. Die Vögel hausten im Luftraum wie die Fische im Weltmeer. Nur zum Zwecke des Brutgeschäftes mußten sie ihre weiten regellosen Flüge zeitweilig unterbrechen. Sonst hieß es: ubi bene ibi patria. Aber auf die Dauer wurden die regellosen Züge unzweckmäßig. Die nördlichen Flüge im Herbst und die südlichen im Frühjahr wurden, als gleich verderblich, allmählich aufgegeben. Instinktmäßig bildeten sich feste Zugstraßen und feste Wanderzeiten heraus. Der neue Heimatsinstinkt wuchs bei einigen Vogelarten so stark, daß sie ihre Züge überhaupt aufgaben und zuerst zu „Strichvögeln“, dann zu „Standvögeln“, also zu zahmen Philistern geworden sind. In der Fortsetzung derselben Entwicklungsrichtung verloren einige Standvögel-Gattungen die Flugfähigkeit und wurden zu „Laufvögeln“. In einer fernen Zukunft wird es keine Wandervögel mehr geben. Die geheimnisvolle Erscheinung des Vogelzuges weist vielmehr auf eine weit zurückliegende Erscheinung in der Geschichte der Erde zurück und kann dazu beitragen, uns das undeutliche Bild dieser Geschichte zu entschleiern. (Kurt Gräser, Der Zug der Vögel. Berlin, 1904, Verlag von H. Walther, 96 S.)

Anthropologie.

Schädelform bei Mensch und Menschenaffe. Die Schädelform des afrikanischen Menschen und des ostasiatischen Menschen unterscheidet sich bekanntlich besonders dadurch, daß erstere, wie auch die des europäisch-mediterranen Menschen, dolichocephal, letztere brachycephal ist. Höchst interessant ist nun, daß die Schädel ausgewachsener „menschenähnlicher Affen“ weiblichen Geschlechts denselben Gegensatz zeigen: Beide afrikanische Arten, d. h. sowohl der Schimpanse als auch besonders der Gorilla weisen Langköpfigkeit auf. Dagegen ist der ostasiatische Anthropoide, der Orang-Utang, kurzköpfig wie ein Mongoloide. Doch gilt das, wie gesagt, nur für die ausgewachsenen Affenweibchen, die beim Affengeschlecht gewissermaßen einen Durchschnitt darstellen, indem die Jungen der genannten Affenarten auch in Afrika brachycephal, und umgekehrt die erwachsenen Männchen auch in Ostasien dolichocephal sind, wie übrigens auch der einzig gefundene Rest des Pithecanthropus auf Java. (F. Frassetto, Atti di Società Romana di Anthropologia 1904.) Sprechen nicht diese Verhältnisse bei den Anthropoiden zugleich dafür, daß die Dolichocephalie ein späteres und höheres Entwicklungsprodukt ist als die ursprüngliche Brachycephalie? — A. K.-H.

Die nacheiszeitlichen Perioden in Mitteleuropa. Nach Pencks großem Werke „Die Alpen im Eiszeitalter" folgte auf die Riß-Eiszeit mit Tundra und Renntier die warme Riß-Würm-Interglazialzeit, die in eine Waldphase und sodann in eine Steppenphase mit der jüngeren Lößbildung zerfällt, dann die Würm-Eiszeit mit ebenfalls kontinentalem Klima, ohne die von anderer Seite behauptete Niederschlagsvermehrung und mit erneuter Vorherrschaft des Renntiers, schließlich die Post-Würmzeit bis zur Gegenwart. Letztere zerfällt nach Penck wieder in die warme Achenschwankung, das kalte Bühlstadium, eine zweite warme Periode, das kalte Geschnitzstadium, eine dritte warme Periode, das kalte Daunstadium und schließlich die geologische Gegenwart, die etwa 5—7000 Jahre bereits dauert. Während des Bühlstadiums lebten am Schweizersbilde bei Schaffhausen Renntierjäger mit Magdalénien-Kultur. Nach Penck soll nun vom Bühlstadium an bis zur Gegenwart ununterbrochen ein westeuropäisch-ozeanisches Klima geherrscht haben, so daß die Steppentiere, die sich am Schweizersbild und in ähnlichen Ablagerungen der Post-Würmzeit finden, nur die letzten aussterbenden Bewohner der Steppenphase der Interglazialzeit, also des jüngeren Lößes, sind. Aber diese Annahme muß bestritten werden, weil die „Steppentiere des jüngeren Lößes" in der Würm-Eiszeit verschwunden sein müssen. Die Steppentiere am Schweizersbild müssen anders erklärt werden. Nehring glaubt, es handele sich dabei um eine Verwandlung der arktischen Tundren in subarktische Steppen; aber auch das ist unwahrscheinlich. Am Schweizersbilde liegen bekanntlich übereinander: die Untere Nagetierschicht, die Gelbe Kulturschicht, die Breccienschicht mit der oberen Nagetierschicht und dann die Graue Kulturschicht. Nun ist Pencks zweite und dritte „warme" Zeit besser als „erste heiße" und „zweite heiße" Zeit aufzufassen. Jede dieser heißen Perioden besitzt in ihrer Kulmination eine Trockenzeit mit ausgesprochen kontinentalem Klima, also weiterer Lößbildung und Steppentieren. Jeder dieser Trockenzeiten geht eine warme Uebergangszeit vorher und eine kürzere kühlere Uebergangszeit hinterher. Untere Nagetierschicht und Gelbe Kulturschicht am Schweizersbilde fallen beide jedenfalls mit dem Bühlstadium zusammen. Damals können dort keine Steppentiere gelebt haben. Der Mensch wohnte während der Bildung der Unteren Nagetierschicht dort nur vereinzelt, während der Gelben Kulturschicht dagegen dauernd, so daß er Raubvögel, deren Gewölle die Nagetierknochen zu enthalten pflegt, und die Nagetiere selbst von seinen Wohnstätten fern hielt. In der ersten „warmen Uebergangszeit" war dann der Mensch verschwunden. In der „ersten Trockenzeit" erhielten Gelbe Kulturschicht und Untere Nagetierschicht weite Risse, in die die Gewölle von Raubvögeln hineinfallen konnten; auch gruben dann wohl Nagetiere ihre Wohnungen hinein in diese Schichten. Die Steppenreste sind erst jetzt in die Untere Nagetierschicht gelangt. Auch die oberen Schichten am Schweizersbilde sind so gestört worden, daß Teile der unteren später in sie hineindringen konnten; aus Einzelheiten darf man also keinerlei Schlüsse ziehen. Die Breccien- und Obere Nagetierschicht stammt entweder aus der ersten „kühleren Uebergangszeit"; dann stammt die Graue Kulturschicht aus der zweiten Trockenzeit. Oder die Breccienschicht stammt aus der ersteren „warmen Uebergangszeit"; dann stammt die Graue Kulturschicht noch aus der ersten „Trockenzeit". — In die zweite „Trockenzeit", also noch vor Pencks Daunstadium, scheint der Beginn der vollneolithischen Kultur im nördlicheren Europa zu fallen. Sie ist im wesentlichen in Vorderasien entstanden; der Anbau der meisten Kulturgewächse und die Zucht eines Teiles der Haustiere der neolithischen Zeit des nördlicheren Europas kann nur dort den Anfang genommen haben. Und zwar muß die Uebertragung durch Einwanderung aus Vorderasien geschehen sein. Aber diese selbe Menschenrasse muß vorher mit paläolithischer Kultur im selben nördlichen Europa gesessen haben und in der ersten kühleren Periode nach Vorderasien ausgewandert sein, hier eine ältere Bevölkerung mit neolithischer Kultur angetroffen und von ihr gelernt haben. In der zweiten Trockenzeit ist sie dann teils nach Mitteleuropa zurückgewandert, teils in die höher gelegenen Gegenden Vorderasiens gezogen. Dagegen gehen die Bewohner von Mas d'Azil in Südfrankreich, die die sogen. Asylien-Kultur (paläolithisch, ohne Haustiere, aber mit Gartenbau) besaßen, offenbar auf eine während der ersten Trockenzeit aus dem schon seit der Zeit der Würm-Eiszeit zum Neolithicum übergehenden Vorderasien erfolgte Einwanderung zurück. Die Besitzer der Arisien-Kultur und teilweise die der Tourassien-Kultur (die Penck fälschlich am Schweizersbild annimmt) scheinen Nachkommen derselben Einwanderung zu sein, nur daß sie den Gartenbau wieder verloren haben. Die Träger der Campignien-Kultur und die Pygmäen unter den Urhebern der grauen Kulturschicht am Schweizersbilde sind dagegen wohl degenerierte Nachkommen

der Paläolithiker, die von den Neolithikern einiges gelernt haben. (Dr. August Schulz, Zeitschr. f. Naturwissensch., 1904, Heft 1—2.)

Die Körpergröße der Italiener. Die Vergleichung der Körpergröße der zwanzigjährigen Rekruten in den verschiedenen Teilen Italiens ergibt ein sehr interessantes Bild. Berechnet man für jede der 16 Provinzen des Königreichs den Durchschnittswert und teilt sie in acht Klassen ein, so ergibt sich nämlich folgendes: Zur Klasse der Größten (über 1,650 m) gehört nur Venetien. Zur nächsten Klasse gehören die Lombardei, Emilien, Toskanien und Ligurien; diese Größenklasse legt sich also als sehr breiter Gürtel um die erste halbkreisförmig herum. Zur dritten Klasse gehört Piemont einerseits, gehören Latien, Umbrien und die Marken andererseits; diese Größenklasse legt sich also als weiterer Gürtel um die vorige, nur daß der mittlere Teil dieses Gürtels (westlich von Toskanien) ans Meer fällt. Alle übrigen Größenklassen haben ihre Sitze ausschließlich im Südosten jener schrägen Linie, die die Südostgrenze von Latien, Umbrien und den Marken bildet. Die vierte Größenklasse nämlich wird von Kampanien, die fünfte von der Abruzzen-Provinz und von Apulien einerseits, von Sizilien andererseits, die sechste von Kalabrien, die siebente von Sardinien und die achte (unter 1,950 m) von der Basilikata gebildet. Nach den verschiedenen Berechnungsformen des Durchschnitts, nach denen „statura media", „statura mediana" und „statura normale" unterschieden werden, verschiebt sich dieses Resultat nur ganz unbedeutend. (Dr. Gino de' Rossi, Archivio per l'anthropologia, XXXII. Bd. No. 3.)

Kopfgröße und geistige Fähigkeit. Der Umfang des annähernd normal geformten Kopfes wächst durchschnittlich mit den geistigen Kräften. Der Umfang entspricht nämlich im allgemeinen der Größe, und die Größe des Kopfes hängt von den geistigen Kräften eines ausgewachsenen und noch nicht senilen Menschen ab. Der Meßapparat eines Hutmachers, der sogenannte Conformateur, liefert vortreffliche Resultate, die dies für das männliche Geschlecht beweisen. Mißt man nun den Kopfumfang von Frauen, so zeigt sich, daß die Maße hier im Durchschnitt kleiner sind. Der Rückschluß auf eine durchschnittlich geringere geistigen Fähigkeit des weiblichen Geschlechts ist naheliegend. (Paul Möbius, Geschlecht und Kopfgröße. Halle a. S., Verlag von K. Marhold, 47 S.)

Psychologie.

Der psychische Mechanismus der Orientierung. Das Sprachfeld im Gehirne ist das corticale Zentrum für die Fähigkeit, Verständigungs-Aktionen als solche zu verstehen und zu produzieren, also für die signale Orientierung überhaupt, nicht nur für die Sprache. Daher bestehen bei Sprachstörungen häufig auch Störungen der Gebärdensprache. Es sind das koordinierte Symptome der gleichen Herderkrankung. Vielleicht funktioniert dieses corticale Zentrum nur in Verbindung mit einem subcorticalen. In diesem Falle würde dem letzteren die Funktion zufallen, die Anregung zur automatischen Reiznachahmung zu übermitteln, dem ersteren aber, durch seine innige Beziehung zur übrigen Gehirnrinde die signale Orientierung als Teil der Gesamtorientierung herauszubilden. (O. Groß, Allg. Zeitschr. f. Psychologie, 1904, No. 6.)

Genie und Geisteskrankheit. Selbst der genialste Mensch kann das Opfer einer Geisteskrankheit werden; aber während er dahinsiecht, kann er seine größten Werke schaffen. Obgleich Nietzsche nach den wissenschaftlichen Untersuchungen verrückt war, als er seine größten Werke schrieb, haben sie einen Teil der Welt erleuchtet. Ob der Schöpfer krank oder gesund war, ist nur für ihn wichtig. Für die Menschheit kommt nur die Schöpfung in Betracht. Es ist im allgemeinen unmöglich, aus dem Charakter einer Arbeit auf die Umstände zu schließen, unter denen sie entstand. Besitzt der produktive Mensch nicht Seelenbeweglichkeit genug, um sich vom Alltäglichen frei zu machen, so greift er zu Betäubungsmitteln, das allgemein verbreitetste und beliebteste ist der Alkohol. Er schafft keine neuen Kräfte, sondern zerstört. Aber die Erfahrung hat die Menschen gelehrt, daß diese Zerstörung nötig ist, um Neues zu schaffen. Es wäre absurd, die Städte ihrer schönsten Kunstwerke zu berauben, weil sie im Alkoholrausch entstanden. Es ist

ebenso absurd, sie in Verruf zu bringen, wenn sie unter dem Einfluß einer tödlich auslaufenden Geisteskrankheit entstanden sind, denn auch diese Art der Vergiftung ist vielleicht ein Befreiungsmittel für die Energieen. So ist es ohne Zweifel bei Nietzsche gewesen. Er hätte Zarathustra nicht geschaffen, wenn er gesund geblieben wäre. Für ihn war die paralytische Trunkenheit die erhabenste Inspiration: Er vollendete sein Werk dank derselben Kräfte, welche sein Leben zerstörten. Von Giotto bis Rembrand und Rodin, von Mozart bis Wagner, von Ptolomaeus bis ins Unendliche zieht sich gleich einer Furche die Tendenz zur Auflösung des Lebens. Das scheint der Hauptzug der Umwälzung zu sein: Die armen schöpferischen Menschen lösen sich auf, damit der unterirdische Besitz ihres Lebens ans Licht komme. (Paul Bjerre, Mercure de France, 1904, No. 12.)

Musik, Tätigkeit und Sexualakt. Der Sexualakt und die übrigen motorischen Funktionen sind aufs engste verwandt. Der Sexualakt ist das Maximum einer Spannung mit einer zuerst tonischen, dann klonischen Phase. Die gesteigerte Aktivität verzehrt sich selbst und ruft dadurch den starken Gefühlston hervor. Ist bei einer Geisteskrankheit die motorische Erregbarkeit überhaupt gesteigert, so vor allem auch die sexuelle. Nun ist der Einfluß der Musik auf die Motibilität überhaupt bekannt. Was Wunder, daß sie auch den Sexualakt erleichtert, ja ihn in pathologischen Fällen für sich allein hervorruft. (N. Vaschide und Cl. Vurpas, Archive de Neurologie, 1904, No. 101.)

Völker- und Kulturgeschichte.

Das Meer und die Naturvölker. Erst die Einstellung der Dampfkraft in den Dienst der Seefahrt hat die Kulturmenschheit der Gegenwart überhaupt zu einem Seevolke gemacht. So ist die nautische Entwicklungskurve der Kulturmenschheit erst in jüngster Zeit so ungemein steil angestiegen, nachdem sie während des größten Teiles der beglaubigten Geschichte nahezu horizontal verlief. Nun können wir die Vorläufer unserer Panzerschiffe und Schnelldampfer bis zum einfachen Einbaum und zum Spantenboot zurückverfolgen, sind aber nicht imstande, den Entwicklungsgang dieser durchaus nicht einfachen Fahrzeugtypen aus noch einfacheren Formen festzustellen. Von seetüchtigen Binsenflößen und Baumwurzeln berichten uns weder Babylonier noch Aegypter, weder Chinesen noch Griechen und Araber. Es bleibt uns also für das Studium der nautischen Entwicklungsgeschichte nur übrig, hinauszuschweifen über den Bannkreis der antiken und der mittelalterlichen Kulturwelt, und hinabzutauchen in jene nach Rassenangehörigkeit und Wirtschaftsform so überaus mannigfaltige andere Welt von Völkern und Menschheitsgruppen. Aus der Vergangenheit treten unsere eigenen Vorfahren hinzu, da wir über deren Zugehörigkeit zum Kreise der Naturvölker durch die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung vollkommen ausreichend unterrichtet sind. Die nordischen Schiffsfunde selbst, dann die merkwürdige Beschränkung der Megalithen auf küstennahe Gebiete, ein Rätsel, das seine ungezwungenste Lösung noch immer durch die Annahme einer nicht unbeträchtlichen jungsteinzeitlichen Schiffahrt in den Randgewässern Westeuropas und im Mittelmeere findet, schließlich die bronzezeitlichen Hällristningar Bohusläns und der Nachbarprovinzen mit ihren zahlreichen Zeichnungen nicht einmal sehr kleiner Seefahrzeuge — alles dies ist Beweis für eine vorgeschichtliche Seetüchtigkeit unserer Vorfahren. Bei den jetzt noch vorhandenen Zweigen der Naturvölker sind die Quellen weniger deutlich. Von einer bei ihnen zutage tretenden völligen Geschichtslosigkeit werden allerdings angesichts der Helmoltschen Weltgeschichte fernerhin nur noch diejenigen Geschichtsschreiber sprechen, die grundsätzlich auf einer engeren Standfläche beharren. — Betrachten wir einmal das eigentliche Mittel für die Wanderungen der malaiisch-polynesischen Völker, die Seeschiffahrt in ihrem Verhältnis zu den jeweiligen Gesamtkulturstufen! Die Malaien sollen erst spät, sozusagen im Frührot der Geschichte des Indischen Ozeans nach Madagaskar gekommen sein, weil eine frühere Bezwingung jenes Meeres nicht mit der nach der neuen Heimat herübergeführten verhältnismäßig hohen Kulturstufe in Einklang zu bringen sei. Mit demselben Atemzuge halten aber Gerland und Friedrich Müller dafür, daß der östliche Zweig derselben Völkergruppe bereits ein oder mehrere Jahrtausende vor Christi Geburt den Weg über die viel weiteren und in östlicher Richtung sehr viel schwieriger zu befahrenen Riesenflächen des Stillen Ozeans bis

zur Osterinsel gefunden hätten. Niemand fragt leider danach, wie es in dem einen wie in dem andern Falle um Schiffsbau und Seefahrtskunst steht. Und doch ist diese Frage der natürliche Angelpunkt für alle derartigen Probleme. Die Howas auf Madagaskar kennen Weberei und Metallbearbeitung, beides jugendliche Errungenschaften innerhalb der Stufenleiter menschlicher Technik. Mit großer Sicherheit darf man also annehmen, daß auch ihre Seeschiffahrt einer Durchquerung des Indischen Ozeans durchaus gewachsen war. Sollten, wie neuerdings mit guten Gründen behauptet wird, nicht nur das helle Herrenvolk auf Madagaskar, sondern auch die schwarzen Sakalaven aus dem Osten stammen, so muß auch deren Einwanderung über See in einer menschheitlich späten Zeit stattgefunden haben. — Seewanderungen von Naturvölkern haben nur in zwei uns bekannten Fällen zu Vorgängen von politischer Bedeutung geführt. Der eine Fall betrifft die auf überseeischer Eroberung beruhenden polynesischen Staaten auf Hawai, Tahiti, Fidji, Samoa und Tonga, der andere die Besetzung der westindischen Inselketten durch die südamerikanischen Festlandkaraiben. Letzterer Fall fand zur Zeit der Entdeckung statt, aber auch ersterer dürfte nicht so weit zurückliegen als Gerland und Müller annehmen. Die Melanesier sind nach der am häufigsten ausgesprochenen Ansicht aus südasiatischen Festlandsgebieten auf ihre heutigen Sitze hinausgedrängt worden. Dies muß vor der Ostwanderung der Polynesier erfolgt sein. Auch das Melanesierproblem muß aber im übrigen an die Untersuchung der nautischen Fertigkeiten jener Völker verwiesen werden, da eine Bezwingung einer auch in diesem Falle nicht gerade geringen Meeresfläche nicht vor Erreichung einer bestimmten Kulturstufe vollbracht sein kann. Auf den niedrigen Stufen ist dem Herantreten an die See ein Hinausgehen auf dieselbe nur in den seltensten Fällen gefolgt; ja selbst nicht einmal die Strandwirtschaft, das Absuchen der amphibischen Uebergangsstelle zwischen Land und Meer nach Muscheln, Krabben usw. scheint ein Gemeinbesitz der Menschheit zu sein. — An der Westküste Amerikas saß nur südlich von Chiloe und nördlich der San-Juan-de-Fuca-Straße ein seetüchtiges Volk. Liegt hier der Grund in der verschiedenen Küstengestaltung, also in der Geographie, so scheint es bei den allerdings geringeren Unterschieden in der Seetüchtigkeit der Völker an den Ostküsten des Doppelkontinents in der verschiedenen Begabung, also in der Anthropologie zu liegen. Aber man darf auf die „Begabung" auch nicht zu weittragende Folgerungen aufbauen. In Deutsch-Ostafrika verwandelte sich der ganze Stamm der Wassukuma in wenigen Lustren aus festansässigen Hirsebauern in Teilnehmer am Karawanenhandel, und in dieser genau verfolgbaren Zeit veränderten sich die Urteile der Forscher über ihre Begabung vollkommen; das alles kann wirtschaftlicher Vorteil als historisches Faktum hervorbringen. Man wird für die vielgerühmten Normannen und Malaien, ja selbst für die alten Phönizier und die neuzeitlichen Engländer analoge Vorgänge annehmen können. Die Stämme des südamerikanischen Ostens haben teils niemals, teils erst in sehr später Zeit, nicht sehr lange vor Kolumbus die Vertrautheit mit dem Meere gewonnen. Die andinischen Kulturvölker waren erst recht seefremd. Die Erreichung ihrer heutigen Sitze auf dem Seewege, an die man gedacht hat, erscheint also gänzlich ausgeschlossen. — Für die gesamte Menschheit ergibt sich das Resultat: Wo räumlicher Abstand vom Festlande oder Wind-, Wetter- und Strömungs-Verhältnisse die Ueberfahrt zu einem Wagnis oder zu einer technischen Leistung machen, da kann man einer Einbeziehung in die Oekumene in menschheitsgeschichtlich sehr junger Zeit unbedingt sicher sein. Selbst küstennahe Eilande, wie die Kap Verdischen Inseln, San Thome, Annobom und do Principe haben erst die Ankunft des Europäers benötigt, um ihrer menschenleeren Einsamkeit entrissen zu werden. Am Südrand der Oekumene, also namentlich an den Südspitzen Afrikas und Südamerikas sind deshalb die Schwächeren nicht auf die See, sondern in die öden Steppen gedrängt worden. Am Nordrande aber blieb ein Ausweichen längs der Küste möglich, so daß die asiatischen Eskimos bis nach Grönland wanderten (nach David Cranz erst im 14. Jahrhundert). Not macht erfinderisch: Kein Volk hat raffinierter zusammengesetzte Pfeile als die Buschmänner, kein anderes einen so sinnreich erdachten Bumerang als der Australier. Deshalb lernten auch die Eskimos bei ihrer Ostwanderung immer mehr von der Schiffahrt. Der Menschheit als Ganzem aber fehlte während des größten Teiles ihrer Entwicklungsgeschichte der Druck; daher die allgemeine Kontinentalität! Nirgends hat man z. B. in den Kjökkenmöddingern, jenen steinzeitlichen Muschelhaufen längs der Küsten, Beweise für das Vorhandensein einer Schiffahrt gefunden. Wo die Kjökkenmöddinger-Wirtschaft aber überwunden ist, wird die Kultur noch landständiger. Die eiszeitliche Schiffahrt der Amerikaner muß also als kulturgeschichtlicher Anachronismus bezeichnet werden. Solange man also an der einheitlichen

Abstammung der menschlichen Gattung festhält, muß die Einwanderung der Amerikaner zu Lande erfolgt sein, und zwar über die jungtertiäre Landbrücke zwischen Nordostasien und Nordwestamerika. Was Afrika anlangt, so sind sowohl Pygmäen als Sudanneger und Bantu wahrscheinlich autochthone Elemente. Sollten aber die Bantu eingewandert sein, so kann das nur auf dem Landwege geschehen sein. Denn die Befahrung des Meeres ist kein Gemeingut der Menschheit. Seewanderungen fallen stets nur in eine wenig zurückliegende Vergangenheit. Das verhältnismäßig sehr frühe Einsetzen der europäischen Schiffahrt im Neolithicum, die ihren Ausdruck findet in der Verteilung der Dolmen, dürfte auf Rechnung des Druckes zu setzen sein, mit dem die alpine Rasse auf die langköpfige Urbevölkerung von Osten her drückte und die nordische und die mediterrane Varietät auseinander sprengte. Die gewaltigen Sternbauten Ozeaniens liefern, obgleich viel jünger, eine treffliche Parallele zu den europäischen Dolmen. (Karl Weule, Abhandlung im Sammelwerke zu Fr. Ratzels Gedächtnis. Verlag von Dr. Seele & Co., Leipzig, 1904, S. 411—462.)

Zur anthropologischen Geschichte Frankreichs. Die prähistorischen Funde in der Dordogne und anderswo liefern den Beweis, daß Frankreich schon vor der großen Eiszeit von Menschen mit einer großen Kultur bewohnt gewesen ist. Um das Jahr 1000 v. Chr. war Frankreich von den Ligurern bevölkert, seit dem siebenten Jahrhundert auch von den Kelten, die außerdem in den Alpengegenden und nördlich davon saßen. Neben den Galliern saßen zu Cäsars Zeit Aquitanier und Belgier in Frankreich. Die Römer erschlugen eine Million der damaligen Bewohner und führten eine weitere Million in die Sklaverei ab. Mindestens der dritte Teil der Bevölkerung wurde in diesen acht Kriegsjahren vernichtet. Später kamen dann Burgunder, Franken, Alemannen und Sachsen ins Land, später die Normannen. Im Süden kommt semitisches Blut hinzu, das von Phöniziern, Juden und Mauren stammt. Auch in der Gegenwart leben in Frankreich mehr Fremde, als in irgend einem andern Lande Europas; beträgt doch der Prozentsatz der Fremden in Frankreich 4 pCt. gegen nur 0,8 in Deutschland und 0,5 in England. Die fremde Bevölkerung wächst in Frankreich dreizehnmal rascher als die einheimische. Nach alledem ist es keine wissenschaftliche, sondern nur eine romanhafte Auffassung der Dinge, wenn von einer „französischen Rasse" oder von der „gallischen Rasse" im modernen Frankreich geredet wird. Schon Jubainvilles hat es ausgesprochen, daß sich in Deutschland wahrscheinlich mehr gallisches Blut befinde als in Frankreich. (Jean Finot, La revue, November 1904.)

Juden und Christen im alten Pompeji. Noch Harnack hatte in seinem neuesten großen Werke über die altchristliche Mission die Indizien für das Vorhandensein einer christlichen Gemeinde in Pompeji als äußerst zweifelhaft bezeichnet, und in ähnlicher Weise hatten ältere Gelehrte auch die Existenz von Juden in Pompeji bestritten. Es handelte sich dabei vor allem um eine ganz unsichere Kohleinschrift, die man Christanos lesen wollte, und ferner um eine Darstellung des salomonischen Urteils, die aber deshalb nicht beweiskräftig ist, weil es zu dieser Geschichte heidnische Varianten gibt. Nun finden sich aber in der Wand eines bescheidenen Hauses eingekratzt die Worte: Sodoma, Gomora. Es ist wahrscheinlich, daß diese Worte das Urteil eines frommen Mannes über das üppige, zügellose Leben Pompejis darstellen; und von hier aus ergeben sich zwei Möglichkeiten: Entweder der Urheber dieser Worte ist ein Jude, der die sprichwörtliche Bezeichnung der Sünde und Gottlosigkeit, wie sie in den Schriften des Alten Testaments immer wiederkehrt, auf das Treiben seiner Stadt anwandte. Oder wir haben uns an das Wort Jesu zu erinnern, das er über die Städte gesprochen hat, die seine Jünger nicht aufnehmen würden: „Dem Lande der Sodomer und Gomorrer wird es erträglicher gehen am jüngsten Gerichte denn solcher Stadt." Dann würde die Inschrift von einem Christen stammen. (Prof. Nestle, Zeitsch. f. Kunde d. Urchristentums, 1904.)

Rassen-Hygiene.

Körperliche Kultur. Wie lächerlich zusammenhanglos und unorganisch die Körperbildung der Menschen heutzutage ist, kann man auskosten, wenn man sich die Mühe gibt, sie dort, wo sie sich zahlreich und unbefangen präsentieren, wie

etwa in der Straßenbahn, einzeln in Gedanken zu entkleiden. Trotzdem ist aber ein neuer Typus menschlicher Schönheit im Entstehen begriffen. Die Schönheit der griechischen Menschen ist im wesentlichen die Schönheit der natürlichen Zweckmäßigkeit. Die knidische Venus könnte gehen, laufen, tanzen, klettern oder liegen, lachen, trauern oder zürnen. Aber könnte sie schweben, könnte sie träumen? Jede Harmonie wirkt in irgend einer Weise ausschließend. Das Schönheitsideal, wie wir es aus der statuarischen Kunst der Griechen abstrahieren, beruht auf dem Gesetz der Stabilität und läßt eine Verrückung des körperlichen oder seelischen Schwerpunktes nicht zu. Es ist aber in ästhetischer Beziehung nicht nötig, jedes Individuum für sich zu setzen und als in sich vollendet zu denken. Während eine antike Säule, auch wenn wir den Tempel wegdenken, fest auf ihrem Fuße steht, muß der gotische Pfeiler, aus dem Gefüge des Bauwerks herausgerissen, umfallen. Das ist das Gesetz, unter dem auch wir neuen Menschen leben. Bei der unendlichen Vielheit der Ansprüche und Interessen müssen wir, um für die Persönlichkeitsentwicklung Tiefe zu gewinnen, uns spezialisieren, müssen mithin etwas, ja viel von unserer Selbständigkeit zum Opfer bringen. Um so mehr aber bedürfen wir des Zusammenschlusses mit uns ergänzenden Naturen. Auf die Anpassung der Körperschönheit angewendet heißt das, daß die zweckvolle Harmonie des Leibes nicht mehr das alleinherrschende Gesetz sein kann. Wir suchen und finden den Füßen noch andere Aufgaben, als zu gehen und zu stehen, den Händen, als zu greifen, den weiblichen Brüsten, als zu säugen. Wie man beim Anblick eines Kopfes nicht mehr an seine einzelnen Funktionen, wie Essen, Sprechen, Hören, Sehen usw. denkt, sondern zu dem eigentümlichen Leben seiner Intelligenz durchzudringen versucht, so beginnen wir auch die Struktur des Körpers als Ausdruck eines eigentümlichen, neuartigen Seelenlebens aufzufassen. Aber die Arbeit des modernen männlichen Kulturträgers ist auf das Gehirn beschränkt. Deshalb haben wir die körperliche Schönheit heute vorwiegend beim Weibe zu suchen: Die Art der männlichen Geistestätigkeit bestimmt die Norm der weiblichen Schönheit. Der moderne Mann, der mehr nach Tiefe als nach Geschlossenheit streben muß, verehrt in der Frau die Trägerin der lebendigen, geschlossenen Kultur, des Unschöpferischen, aber höchst Rezeptiven. Zu dieser kulturellen Funktion bedarf die Frau weder starker Hüften, noch kräftig entwickelter Brüste; die dünnen Fußfesseln und Handgelenke und die andern zarten Scharniere gliedern die Struktur zwar deutlich, unterbrechen sie aber niemals; die durchscheinende, anliegende, aber nachgiebige Haut legt das Muskelspiel gleichsam dem Auge frei. Es sind namentlich späte Abkömmlinge alter vornehmer Geschlechter, gleichsam die Sammlung der Kultur von Jahrhunderten, die vom modernen Manne begehrt werden. Der neue Schönheitstyp taucht zuerst bei den englischen Präraffaëliten auf. Alle Bewegungen sind gleichsam durchtränkt mit sublimierter Sinnlichkeit. Die Seele hat sich durch den ganzen Körper verbreitet. (Dr. Hans W. Fischer, Die Zeit, 1904, No. 492.)

Zahnverderbnis und Militär-Tauglichkeit. Eine im Jahre 1896 angestellte Untersuchung in vier altbayrischen und einem badischen Bezirke ergab, daß bei den Tauglichen nur 17 pCt., bei den Untauglichen 23 pCt. der Zähne krank waren. Eine allgemeine 1901—1903 von der Dresdener „Zentralstelle für Zahnhygiene" angestellte, sich auf die verschiedensten deutschen und einen schwedischen Bezirk erstreckende Untersuchung hat es bestätigt, daß fast überall die Tauglichen bessere Zähne hatten, als die Nichttauglichen. Nur in Schwarzburg-Sondershausen sitzt ein besonders rein erhaltener germanischer Bauernstamm, der hervorragend viele taugliche Soldaten stellt, obgleich infolge des kalkarmen Wassers die Zähne schlecht sind. — Recht auffällig ist die Tatsache, daß die großen Leute im Durchschnitt auch etwas bessere Zähne haben. Nun ist die Körpergröße im allgemeinen Rassenanlage. Aber die Beobachtungen Ammons haben doch mit Sicherheit ergeben, daß mindestens im jugendlichen Alter, d. h. vor dem 20. Lebensjahre die volle Entwicklung der Körpergröße durch schlechte Ernährung beeinträchtigt werden kann. Durch eine Untersuchung an den sämtlichen Kindern der katholischen Schule in Dresden ließ sich nun nachweisen, daß im gleichen Grade, wie die Zähne der Kinder schlechter werden, sich nicht nur ihr Gewicht, sondern auch ihre Körpergröße verringerte; die Kinder mit sehr schlechten Gebissen waren nämlich durchschnittlich $2\frac{1}{2}$ kg leichter und 5 cm kleiner als die mit guten Gebissen. — Die Bäcker allerdings leiden bekanntlich an der Zahnkaries als einer Berufskrankheit. Trotzdem stellen sie mit am meisten taugliche Rekruten. Das beweist, daß es auf gesunde Zähne namentlich in den Entwicklungsjahren ankommt. Ist hier genug Kraft gesammelt, so kann die spätere Zahnkaries daran nicht mehr viel ändern.

Trotzdem ließ sich an den Dresdener Rekruten nachweisen, daß die zahnärztliche Behandlung nicht ohne Einfluß ist; denn von den mit schlechten Gebissen Versehenen hatten die Rekruten ohne Füllungen ein durchschnittliches Körpergewicht von 56,7 kg, die mit Füllungen ein solches von 57,2; von den mit sehr schlechten Gebissen Versehenen waren die ohne Füllung 56,8, die mit Füllung 59,4 kg. Aber am notwendigsten ist Zahn- und Mund-Pflege im Kindesalter. Die nationale Wehrkraft wird durch ihren Mangel im Jugendalter beeinträchtigt. (Dr. med. C. Röse, Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde, 1904, No. 3.)

Impfung gegen Syphilis? Metschnikoff, Lassar und Neisser haben Syphilis auf Affen übertragen. Nunmehr wurde der Versuch gemacht, sie auf Pferde zu übertragen. Es gelang das dadurch, daß man zahlreiche Impfungen aus den verschiedensten Epochen einer und derselben syphilitischen Erkrankung vornahm. Das Pferd bekam einen papulösen Ausschlag und eine unempfindliche Geschwulst in den Drüsen. Das von dem Pferde gewonnene Serum wurde nun auf Mäuse, Meerschweinchen und Kaninchen übertragen und erwies sich hier als unschädlich. Es soll nunmehr versuchsweise als Heilmittel bei vorhandener menschlicher Syphilis angewandt werden. (Piorkowski, Demonstration in der Berl. med. Ges., 7. Dez. 1904.)

Impfung gegen Blattern? Die direkte Uebertragung der menschlichen Variola auf das Rind zwecks Gewinnung einer Schutzlymphe gegen die Blattern ergab zunächst negative Resultate. Als man jedoch zunächst Kaninchen impfte und von diesen dann das Rind, haftete das Blattergift. Damit ist die Möglichkeit gegeben, eine gut schützende Vaccine gegen die Blattern zu erzielen. (Voigt, Demonstration im ärztlichen Verein zu Hamburg 18. Oktober 1904.)

Sozialhygiene und Sozialpolitik.

Ernährungsverhältnisse der Arbeiterklasse. Die Entwicklung der Ernährungsverhältnisse für längere Zeiträume zurück zu bestimmen, ist schwierig; denn auch die Benutzung älterer Arbeiterbudgets nach dem Vorgange Grotjahns unterliegt manchen Bedenken. Es kommt dabei erstens auf die Lohnentwicklung, zweitens auf die Preisentwicklung und drittens auf die Frage an, ob nicht allmählich eine größere Zahl von Bedürfnissen in der Arbeiterklasse geweckt sind als früher, so daß auf die Ernährung relativ weniger kommt. Leichter ist die Untersuchung für die letzten Jahre. Nun waren die Jahre um 1900 erstens solche einer schlechten Konjunktur, so daß die Löhne sanken, z. B. die der Bergarbeiter im Ruhrbezirk von 1332 Mk. im Jahre 1900 auf 1131 im Jahre 1902, in Oberschlesien von 877 auf 820 Mk. in denselben Jahren, so daß ferner die Arbeitslosigkeit zunahm, was sich am deutlichsten im Wachsen der Arbeitslosenunterstützung seitens der Gewerkschaften, z. B. bei den Buchdruckern von 6 Mk. pro Mitglied im Jahre 1899 auf 18 Mk. im Jahre 1902, bei den Kupferschmieden von 2 Mk. auf 10 Mk. in denselben Jahren aussprach. Aber ganz unabhängig davon, nämlich infolge der Einfuhrerschwerung der ausländischen Lebensmittel, fand gleichzeitig ein Steigen der Fleischpreise statt, z. B. in Preußen für Rindfleisch von 1,25 Mk. im Durchschnitt der Jahre 1896—1900 auf 1,27 Mk. im Jahre 1901 und gar 1,31 Mk. im Jahre 1902, und für Schweinefleisch von 1,29 auf 1,38 und gar 1,48 in denselben Jahren. Dementsprechend ging der Fleischkonsum zurück, nur die Zahl der Pferdeschlachtungen stieg. Gleichzeitig ging aber auch der Bierkonsum und der Verbrauch von Mehl und Backware, von Obst und Gemüse zurück. Nur der Kartoffelverbrauch stieg. Bei alle den hierüber vorliegenden Zahlen ist noch zu bedenken, daß sie den Verbrauch auch der wohlhabenderen Klassen, die sich vermutlich nicht eingeschränkt haben, mit umfassen, daß also der Rückgang bei der Arbeiterklasse allein stärker ist, als die Zahlen ergeben. Doch sprechen verschiedene Anzeichen dafür, daß sich wenigstens die Lohnverhältnisse bereits im Jahre 1903 wieder etwas gebessert haben. (Paul Mombert, Archiv für soziale Medizin und Hygiene, 1904, Heft 1.)

Zur Sozialhygiene der Tuberkulose. Jede Krankheit ist ein Vorgang, der im energetischen Sinne bestimmt werden kann als eine Funktion der veränderlichen Krankheitsanlage oder Disposition, der veränderlichen Krankheitsreize oder Exposition (z. B. der Tuberkelbazillen) und der veränderlichen äußeren Krank-

heitsbedingungen (z. B. des Staubes). In der Blüte des Lebens ist die Phthise oder Lungenschwindsucht die gefährlichste Krankheit, und zwar geben die verschiedenen Länder sehr ähnliche Zahlen darüber, obgleich noch keine Einigkeit unter den Aerzten herrscht, was alles zur Tuberkulose zu rechnen sei. Im allgemeinen ist Schwindsucht mehr in den Städten, als auf dem Lande verbreitet. Trotzdem findet man landwirtschaftliche Bezirke, die mehr Todesfälle an Tuberkulose ausweisen als industrielle Bezirke. Das ganze östliche landwirtschaftliche Europa leidet furchtbar unter der Seuche. Geringere Maxima liegen auf Süddeutschland, Irland und Schweden. Dazwischen liegt ein Minimum an Ost- und Nordsee und ein zweites am Mittelmeer. Wenn Tuberkulose also an verschiedenen Orten in so ganz verschiedenem Umfange verbreitet ist, so kann das nicht nur von der verschiedenen Menge der Tuberkelbazillen herrühren, sondern es handelt sich um eine verschiedene Disposition. Nach Reibmayr ist diese abhängig von der Intensität der Durchseuchung der vorausgegangenen Generation. Eine solche Immunität der Rasse müßte wohl vorwiegend als eine Ausleseerscheinung zu betrachten sein. Tatsächlich ist in den Hauptkulturländern seit dem Industrieaufschwunge eine Abnahme der Tuberkulose unverkennbar. Nicht erst die sozialhygienischen Maßnahmen, die in Preußen erst 1890 begannen und in der zwangsweisen Einführung der Spucknäpfe in den Fabriken gipfelte, können diese Abnahme verursacht haben, da sie in Preußen schon seit 1880 zu beobachten ist. Wohl aber dürfte die Hebung der allgemeinen Lebenslage gewaltig geholfen haben. Die Beförderung der Tuberkulose durch den Staub ist bekannt. Eine gesunde und durch Staub nicht affizierte Lunge wird selbst mit einer größeren Menge von Bazillen fertig. Die Möglichkeit der Infektion ist eine fast allgemeine, die Erkrankung fehlt aber trotz der Infektion sehr oft. Nach den Berichten der etwa 100 Sanatorien in Deutschland findet sich bei zirka 30—40 pCt. der Fälle ererbte Anlage, bei 15—30 pCt. Nosoparasitismus, d. h. durch vorausgegangene andere Krankheiten erworbene Disposition, bei 30—50 pCt. besondere Schädigungen gefährlicher Berufe. — In England haben Krebs- und Herzkrankheiten in demselben Maße zugenommen, wie die Tuberkulose abnahm, so daß Reibmayr von einer „transformierten Tuberkulose" sprach. Wir erleben durch die große wirtschaftliche Entwicklungsperiode, wenn nicht alles täuscht, eine Aenderung des „genius epidemicus". Für den einzelnen mag es gleichgültig sein, an welcher Krankheit er stirbt, für die Gesamtheit aber ist es schon ein großer wirtschaftlicher Vorteil, wenn diejenigen Todesarten (auf Kosten anderer) seltener werden, bei denen eine lange Erwerbsunfähigkeit vorausgeht. Man muß den Kampf gegen alle Faktoren zugleich führen, z. B. auch für gut belichtete und gelüftete Wohnungen sorgen. Die Anlage ist wichtiger als die Infektionsmöglichkeit, und in guten Wohnungen sind die Leute widerstandsfähiger. (Prof. Dr. Ferd. Hueppe, Broschüre im Verlage von W. Braumüller, Wien und Leipzig, 1904, 26 S.)

Vom Kampfe gegen die Schwindsucht. Die Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz befaßte sich eingehend mit der Frage, wie den Schwerlungenkranken, die heute in den Heilstätten nicht angenommen werden und für ihre Umgebungen ständige Ansteckungsquellen bilden, geholfen werde. Die bestehenden Heilstätten nehmen bekanntlich nur solche Kranke auf, die sich im ersten Stadium der Krankheit befinden, hingegen bleibt der mit vorgeschrittener Tuberkulose Behaftete seinem Schicksale überlassen. Für ihn werden neue Heimstätten erstrebt, die den Tuberkulösen eine ihrem Zustande entsprechende Pflege gewähren und die bisherige Umgebung des Kranken vor Ansteckung bewahren. Solche Heimstätten sollen keineswegs nur für ganz aufgegebene Fälle eingerichtet sein, sondern auch für alle jene, deren Zustand den Heilstätten als zu zweifelhaft erschien, um ziemlich sicher ein günstiges Ergebnis erhoffen zu lassen, besonders da die Dauer eines solchen Aufenthalts in Heilstätten nach der Praxis der meisten Landes-Versicherungsanstalten nur drei Monate beträgt. Da die Heimstätten hingegen ärztliche Behandlung und günstige Lebensweise auf unbegrenzte Zeit gewähren, wird mancher von den Heilstätten Abgewiesene in der Heimstätte mit der Zeit doch die ersehnte Heilung finden. Die Heimstätten werden mit zwei verschiedenen Arten von Kranken zu tun haben, mit den bewegungsfreien und mit solchen, die bereits bettlägerig sind oder es bald werden. Sie müssen Krankenhäuser sein, die sich an ländlichen Plätzen befinden, wo der Charakter der Krankenhäuser hinter den des Erholungshauses zurücktritt. Den Bewegungsfreien muß eine möglichst freie Hausordnung zuteil werden, so daß sie nach Belieben zu gewissen Zeiten sich frei in Garten, Feld und Wald ergehen können, nichtsdestoweniger muß den Bettlägerigen Krankenhauspflege zuteil werden

können. Nach Möglichkeit müssen ferner die bewegungsfreien von den bettlägerigen Tuberkulösen getrennt gehalten werden. Kein Kranker, insbesondere der Tuberkulöse, will ständig das Bild des Leidens und des Todes vor Augen haben. Krankenanstalten solch kleiner Plätze, die sich dazu in gesunder, feld- und waldreicher Umgebung befinden, müssen hiernach für den vorliegenden Zweck als durchaus geeignet bezeichnet werden. Hauptsache muß immer die Absonderung bleiben. Andererseits handelt es sich jedoch nicht um einen Kampf gegen die Tuberkulösen, sondern gegen die Tuberkulose: Eine möglichst freie Hausordnung, ferner die Möglichkeit, die Angehörigen zu besuchen oder diese bei sich zu empfangen, darf nicht verwehrt werden, ja, auch Beurlaubungen für mehrere Tage sind vonnöten, wenn die tuberkulösen Invaliden auf die Dauer von ihren Angehörigen abgesondert werden sollen.

Zunahme des Alkohol-Genusses in Italien. In Italien kommt jetzt ein Ausschank auf 180 Einwohner. Die Zahl aller Alkohol-Verkauf-Stellen (einschließlich der Gasthöfe) hat sich in den letzten 15 Jahren um ungefähr 6 pCt. vermehrt und beträgt jetzt 177500. Der Weinkonsum ist im selben Zeitraum von 91 Liter pro Kopf und Jahr auf 127 gestiegen, so daß Italien nunmehr sogar Frankreich überflügelt hat, woselbst die entsprechende Zahl zurzeit 115 Liter ist. — Besonders beachtenswert ist der wachsende Alkohol-Genuß bei Frauen. (Der abstinente Arbeiter, 1904, No. 23.)

Die deutsche Gartenstadt-Gesellschaft hat im letzten Geschäftsjahr sechs Broschüren und Flugblätter herausgegeben. Eine Enquete in der Industrie zur Ermittelung derjenigen Industriezweige, die am leichtesten die Großstadt verlassen und auf dem Lande angesiedelt werden könnten, mußte trotz getroffener Vorbereitungen aus Mangel an Mitteln fallen gelassen werden. Eine monatlich regelmäßig erscheinende Zeitungskorrespondenz erhält die Zeitungen und Mitglieder auf dem laufenden über die Entwicklung der Gartenstadtbewegung und der ihr verwandten Bestrebungen in den verschiedenen Ländern. Die Gesellschaft zählt 180 Mitglieder.

Rechtswissenschaft.

Das Völkerrecht und der russisch-japanische Krieg. Der Staatenkonsens ist die alleinige Grundlage des Völkerrechts. Der jetzige Krieg bringt verhältnismäßig wenige Meldungen über die Verletzung der Genfer Konvention. Dies, die beweglichen Klagen, die wir täglich über den „keineswegs befriedigenden" Zustand des Völkerrechts lesen; und die ängstlichen Bemühungen der Regierungen, jeden Verdacht der Völkerrechtsverletzung von sich abzuwenden, beweisen den Fortschritt des internationalen Rechtsbewußtseins und fördern ihn zugleich. Die Kriege werden immer mehr auf politische Existenzfragen beschränkt. Ist ein Krieg einmal ausgebrochen, so gilt als oberster Grundsatz des Kriegsrechts, daß beide Kriegsparteien vor dem Völkerrecht im Recht sind. Es werden ihnen also alle Mittel, welche zur Niederwerfung des Gegners notwendig sind, zugebilligt, und nur diese: Kriegsnotwendiges ist erlaubt. — Nach der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 ist die Erteilung von Kaperbriefen unstatthaft. Hülfskreuzer fallen nach allgemeiner Auffassung unter den Begriff der Kriegsschiffe. Da nun gegenwärtig sich nur große Dampfer noch zu Kapereien eignen, diese Schiffe aber zu schade dazu sind, um durch Kapereien vergeudet zu werden, so ist die Einrichtung der Kaperschiffe tatsächlich überlebt: der Pariser Rechtssatz hat also seine Bedeutung verloren. Das Seebeuterecht wirkt wesentlich präventiv, indem es den gegnerischen Handelsverkehr einschüchtert. — Einen Fortschritt des Völkerrechts bedeutet die Einrichtung der Hospital- und Lazarettschiffe. Es läßt sich jedenfalls denken, daß den Kriegsschiffen an Raum- und Bewegungsfreiheit durch die Abnahme der Verwundeten ebensoviel Vorteil erwächst, als die Beeinträchtigung ausmacht, welche sich aus der Rücksichtnahme auf die Gegenwart der Hospitalschiffe ergibt. — In der Pariser Deklaration fehlt die Definition des Begriffes der „Kriegskonterbande". Die Ablehnung einer solchen Definition durch die Signaturmächte bedeutet, daß die Bestimmungsfreiheit für jeden Kriegführenden Staatenkonsens, also positiv geltendes Völkerrecht ist. So hat Rußland im gegenwärtigen Kriege den Reis für Konterbande erklärt. Das Gebot genauer Nennung

der Kriegskonterbande-Artikel durch die Kriegführenden bei Beginn des Krieges wird sich wohl durch künftige Konventionen erreichen lassen. (Prof. Dr. Niemeyer, Deutsche Juristenzeitung, 1905, No. 1.)

Politische Rechte der Frauen. Die Zahl der glänzenden produktiven Begabungen war unter den Männern unverhältnismäßig größer als unter den Frauen, ja sie war fast auf die Männer beschränkt. Dagegen läßt sich eine geistige Inferiorität der Frau im Durchschnitt, auf den es ankommt, nicht nachweisen. Auch den männlichen Genies gewährt man keine Vorrechte vor dem Gesetz. Aus dem ernsthaften Kampf und engster Versöhnung entspringt die Fruchtbarkeit und Entwicklung des Menschengeschlechts; aber nur bei Gleichstellung der Gegner können die höchsten Fähigkeiten entfaltet werden. Auf römischer und geschichtlicher Ueberlieferung fußend, stellt das heutige Gesetz die Frau unter den Schutz und Willen des Mannes; aber Protektorat war stets Herrschaft. Sicherlich leiten nur sehr wenige Männer ihre Frauen und Töchter ausschließlich zu deren Vorteil. Die Frauen-Schutzgesetzgebung ist Heuchelei und zum Vorteil der Männer gegeben. Auch die Keuschheit muß für beide Geschlechter gleich sein. Sie besteht aber nicht in Eindämmung der natürlichen Fruchtbarkeit oder dumpfer Unwissenheit der jungen Mädchen. Diese wird nur durch die Perversität des Mannes verlangt, der abgestumpft in die Ehe kommt. Die Fehler und Mängel, die man der Frau zur Last legt, um sie für allerlei Aemter für unfähig zu erklären, sind Sklavenfehler. Eine Generation Knaben, ebenso erzogen wie unsere Mädchen, wird ebenso unfähig sein, die Aemter auszufüllen. Sicher wird es stets Berufe geben, zu denen sich die Frauen nicht eignen; aber das wird sich von selbst regulieren. Der Mutterberuf wird immer der höchste Frauenberuf sein, es noch mehr als heute werden. In der Tat sind die Geschlechter verschiedener, als es die meisten Menschen sich klar vorstellen; aber darum können Männer nicht Gesetze für Frauen machen. Gewiß werden die Frauen die neuen Rechte anfangs mißbrauchen; aber zu politischen Rechten werden die Menschen nur reif, wenn man sie ihnen gewährt. Auch heute hat die Frau unendliche Macht in Händen. Aber es ist die Macht des Günstlings, der Einfluß des Sklaven. Nur durch größere Freiheit kann ein reineres Ideal des Weibes wieder herrschend werden. (Karl Federn, Frauenrecht und Logik, Verlag der „Renaissance", Schmargendorf-Berlin, 1904, 16 S.)

Bevölkerungsstatistik und Wanderungen.

Die italienische Auswanderung. Die italienische Auswanderung unterscheidet sich von manchen andern dadurch, daß sie ausschließlich durch materielle Gründe veranlaßt wird. Sie zerfällt in zwei Teile, je nachdem die Leute vorübergehend oder dauernd auswandern. Vor 25 Jahren betrug die periodische Auswanderung 80000, die dauernde 20000, jetzt dagegen beträgt sowohl die erstere als die letztere etwa 250000, so daß Italien jetzt nächst Irland die stärkste Auswanderung hat. Die periodischen Auswanderer, unsern „Sachsengängern" vergleichbar, stammen aus den armen Bergtälern des Nordens; sie gehen in je etwa 50000 nach Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Frankreich, der Schweiz und den Vereinigten Staaten. Die dauernde Auswanderung dagegen stammt aus Unteritalien, nämlich aus Kampanien, den Abruzzen, Kalabrien, der Basilikata, Apulien und Sizilien. Es ist die hier wahre Not der Landwirtschaft, es sind die von 10—60 pCt. gehenden Hypothekenzinsen, wodurch die Leute aus dem Lande getrieben werden. In manchen Gegenden erreicht die jährliche dauernde Auswanderung 3 pCt. der Bevölkerung, für das ganze Königreich beträgt sie 0,75 pCt., während sie vor 25 Jahren nur 0,066 pCt. betrug. Allein in Brasilien landeten im Jahre 1901 nicht weniger als 130000 Italiener. Es leben dort 1—1,3 Millionen dieser Nationalität. In Argentinien lebt auch eine Million Italiener und bildet hier 20 pCt. der Bevölkerung. Dort haben infolge der südamerikanischen Mißwirtschaft gegenwärtig die Vereinigten Staaten eine größere Anziehungskraft, so daß drei Fünftel der Auswanderer dorthin gehen. Es leben dort 0,8 Millionen, von denen 0,3 Millionen von italienischen Eltern im Lande geboren sind. Die meisten von ihnen wohnen in den Großstädten der Neuenglandstaaten. — Die italienische Regierung hat jetzt ein „Auswanderungskommissariat" und 3000 Ortskomitees

gebildet, um die Auswanderer nach Möglichkeit gegen Ausbeutung durch die Agenten zu schützen und die Auswanderungsschiffe in sanitärer Hinsicht zu überwachen. 41 pCt. der überseeischen Auswanderer verlassen die Heimat auf Schiffen unter italienischer, 21 pCt. unter englischer, 18 pCt. unter deutscher, der Rest unter französischer oder spanischer Flagge. — Die Ersparnisse, die italienische Arbeiter im Auslande machen und nach der Heimat senden oder selbst bringen, werden auf 200—300 Millionen Lire geschätzt. Dieser Segen befruchtet namentlich die Alpentäler. (Otto Kahn, Soziale Praxis, 1904, No. 13.)

Wachstum der jüdischen Kolonien in Palästina. Nach dem Bericht der Jewish Colonization Association hat sich die Zahl der jüdischen Kolonien in Palästina im Jahre 1903 nicht vermehrt. Wohl aber sind große Terrains bei Tiberias und Delacka hinzugekauft. Die neugekauften Ländereien werden an jüngere jüdische Arbeiter in Pacht gegeben, und zwar ist dabei die Größe von einem Feddan (12 ha), wofür die Jahrespacht 100 Frank beträgt, besonders beliebt. Die Pächter bekommen noch 1000 Franks Vorschuß für das Material. Die gesamte Bevölkerung der jüdischen Dörfer und Pflanzungen in Palästina ist von etwa 5200 im Jahre 1898 auf etwa 6500 im Jahre 1903 gestiegen. Das bedeutet eine jährliche Zuwachsrate von 5 pCt., die nicht rapide, aber doch gesund zu nennen ist. (Die Welt, 1904, No. 47.)

Völker- und Rassenpolitik.

Die Idee des Imperialismus. Die altjüdischen Propheten sangen für ein Volk, kriegerisch, tatendürstend, kulturfeindlich; da passen keine Sänger von satter Zufriedenheit, keine formgewandten Horatier. Aber es klingt das hohe Lied der Rassenenergie. Nach dem biologischen Prinzip des Parallelismus spiegelt der Lebenslauf des Individuums die Mysterien des Makrokosmos. Wie aber sein ephemeres Dasein auf den historischen Werdegang uralter Geschlechter rückwärts zu deuten ist, so muß sich umgekehrt für die Stammesgenetik ein Bild der Zukunft ergeben aus dem, was jeder Mikrokosmus im niedersteigenden Akt seiner Rolle als Ich erlebt. So peinlich das Schauspiel ist, das Genie im Zenith seines Schaffens versagen zu sehen, nachdem es eine Welt diktatorisch erschüttert hat, um Myriaden solcher Atome verhundertfältigt sich diese Tragik, wenn sie Völker und Rassen trifft. Warum soll nicht brutale Gewalt das Urteil vollstrecken über entarteten Lebensgenuß. Erst dann wird sie Mißbrauch, wenn geistesverwirrte Herrscher sich mit ihrer Hülfe auf dem Throne halten, oder wenn sie ein diplomatisches Talent, dessen Löwentatze ein lauerndes Ausland fürchten gelernt hat, vor Eintritt des senilen Marasmus zu bukolischer Muße zwingt. Aber dreimal Wehe einer Rasse, die, statt geduldig abzutreten, nachdem sie ihre Rolle ausgespielt hat, der Selbsttäuschung verfällt, durch seine letzten Energiereserven dem Räderwerke kosmopolitischen Fortschritts hemmend in die Speichen greifen zu können. Erbarmungslos straft die Natur einen Frevel an der Sinfonie ihrer Sphären. Alle reindestillierte Vernunft kann die religiöse Scheu vor einem Menetekel nicht betäuben, da heuer über Rußlands unklug sich nach Osten ausstreckendem Arme der Imperialismus einer Zentrale herüberzuckt, die als typisch gelten darf für die Einheitskörper moderneren Völkerlebens. — Die Naturwissenschaft allein fand bisher den Weg zu ursprünglicher Bodenstärke; doch aus ihrem Schoße heraus dringt langsam und stetig das überall siegreiche Entwicklungsprinzip hinein auch in der Menschheit Geschichtsschreibung, wo rohe Kräfte sinnlos zu walten aufhören und zu einheitlichem System gebannt der Wissenschaft harren. — Menschliche Intelligenz hat den Globus sich dienstbar gemacht, umgeben von dichter Hülle von fluktuierender Energie. 1904 aber trafen zwei Strahlungsarten entgegengesetzter Polarität aufeinander: der imperative Kraftüberschuß einer fertigen self-made-Nation und künstlich erregte Schlummerkraft der Russenstämme. Das parteitaktisch brauchbare, im Wesen unmögliche Ideal einer farblosen Internationalität stob in alle Winde, sobald die erste Welle einer Rassenexplosion über Ozeane hinweg es traf, zum mahnenden Zeichen, daß nach Versagen des Nationalitätenprinzips eine höhere Einheit die Herrschaft angetreten habe, freudig begrüßt von der großen Menge, weil ein System der Rückständigkeit in dieser Feuerprobe an der Zukunft eines Volkes zerschellen wird. Es gehört schon ein Wilhelmstraßen-Optimismus

dazu, um diese menschheitsgeschichtlichen globalen Vorgänge aus dem engen Gesichtswinkel okzidentaler Tradition zu betrachten. (E. Totleben, Die Wage, 1904, No. 49 und 50.)

Deutsche und Italiener in Oesterreich. Es gibt kaum ein schwierigeres Problem in der österreichischen Nationalitätenfrage, als das Verhältnis der Deutschen in der Ostmark zu den österreichischen Staatsangehörigen italienischer Nationalität. Wie viel einfacher liegt die Sache in der tschechischen Frage! Schon die Tatsache, daß wir es da mit einem wohl aufstrebenden, aber kulturell noch rückständigen Stamme zu tun haben, erleichtert die Stellungnahme ganz wesentlich. Die österreichischen Italiener aber gehören einer Kulturnation an. Es ist gar keine Frage: das Verhältnis der Deutschen zu den Italienern muß unter besonderen Gesichtspunkten betrachtet und geregelt werden. Und zu diesen besonderen Gesichtspunkten gehört auch der rein taktische, ob der Kampf der Deutschen gegen zwei Fronten, also die grundsätzliche Gegnerschaft gegen sämtliche Nichtdeutschen in Oesterreich in Permanenz erklärt werden soll. Aber es wird noch viel Wasser die Donau hinabfließen, bis die Deutschen in Oesterreich die unter ihnen nicht häufige Unbefangenheit in der Beurteilung politischer Fragen wiedergewinnen werden. (Alldeutsche Blätter, 1904, No. 47.)

Geistiges Leben.

Ethik und Naturwissenschaft. Es gilt eine kritisch-positive Ethik zu begründen. Ein solcher kritischer Positivismus würde sich vom naiven Positivismus Auguste Comtes dadurch unterscheiden, daß er die Möglichkeit eines außermateriellen Prinzips zugibt. „Materie“ und „Geist“ sind seine zwei Grenzbegriffe; von beiden wissen wir nichts, und ihre Vereinigung zu einem einzigen Prinzipe ist unmöglich. Dieser Standpunkt hat Beziehungen sowohl zum kritischen Idealismus Kants als zum kritischen Materialismus Du-Bois-Reymonds und Griesingers. Die wissenschaftliche Ethik darf aber weder auf idealistische, noch auf materialistische Voraussetzungen, also überhaupt nicht auf eine dogmatische Metaphysik gegründet werden, sondern muß eine kritisch-positivistische Einzelwissenschaft werden. Sowohl die irrationelle indeterministische Freiheit, welche den Willen kausalitäts- und regellos tätig sein läßt, als auch die mystische intelligible, d. h. einer übersinnlichen Welt angehörige Freiheit ist zu verwerfen, ebenso aber auch der dogmatische Determinismus Spinozas und der Materialisten, welcher den Menschen zum bloßen Naturwesen macht. Besser ist die deterministische „Freiheit“ im Sinne Herbarts und Benekes. Diese haben den richtigen Grundsatz, daß „Freiheit“ da vorhanden sei, wo der dauernde Besitzstand der Seele die einzelnen Affektionen des Augenblickes besiegen kann. Bei Herbart besteht dieser dauernde Besitzstand einseitig in Vorstellungsmassen, bei Beneke einseitig in Willenskräften, während es besser ist, ihn aus allen drei Sphären, Denken, Fühlen und Wollen zusammenzusetzen. -- Die Methode der positiv-wissenschaftlichen Ethik kann nur induktiv sein, und zwar im besonderen genetisch. Die Ethik kann weder auf die Vernunft, wie bei Kant, noch auf die Selbsthülfe, wie bei den Materialisten, gegründet werden. Das Fundament der Ethik muß übrigens so allgemein gestellt sein, daß auch die bei den Tieren vorhandenen einfachen sittlichen Erscheinungen durch dasselbe erklärt werden können. Ja man wird zu seiner Aufdeckung gerade von diesen einfachen Erscheinungen ausgehen müssen. Der Ursprung der Sittlichkeit besteht in der Wechselwirkung zwischen beseelten Wesen und den unbeseelten Elementen. Eiszeit, Ueberschwemmungen, Orkane, Hagel, Blitzschlag, Dürre, Lawinen, Waldbrände, Vulkanausbrüche, Erdbeben usw. mußten und müssen mächtig auf das Gefühlsleben beseelter Wesen wirken. Erstens das plötzliche, unerwartete und gewaltsame Ueberfallen ihrer Opfer durch diese Naturvorgänge, und zweitens die Unmöglichket jeder Gegenschädigung der unbeseelten Natur durch die so hart getroffenen Beseelten muß schon auf Tier und Urmensch den entscheidendsten Eindruck machen. Wie viel besser stand der Urmensch den Tieren und Mitmenschen gegenüber da, als den Elementen! Aus gemeinsamem Leide und gemeinsamer Reaktion entwickelt sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit untereinander und der gemeinsame Groll gegen ein Drittes, Ungewöhnliches, Sachliches oder Allgemeines. Der Trieb zur

gemeinsamen Abwehr dieses Ungewöhnlichen wurde der Grundstock der Ethik, der sittliche Trieb zur Erhaltung des Psychischen. So entspringt der erste Anlaß zur Ethik aus einem Naturgefühle, und dieses nämlich, das Bewußtsein eines Opfers, erhält sich in jeder einzelnen sittlichen Handlung. Erst aus der erfolgreichen Ausführung des Opfers entsteht das Gefühl der Zufriedenheit. — Sittlichkeit und Kultur unterscheiden sich dadurch, daß erstere Abwehr und Reaktion, letztere Vorkehr und Spontanaktion ist. Die Sittlichkeit verteidigt sich gegen die Natur, die Kultur ist ein der Natur aufgedrängter Kampf. Doch dient die Sittlichkeit in höheren Formen nicht nur zur Abwehr von Naturschädigungen, sondern auch zu der von Angriffen beseelter Wesen, die Kultur dagegen ist ihrer ursprünglichen Aufgabe treu geblieben. — Die aus dem Fundament der Ethik abgeleitete sittliche Regel lautet: Handle soweit als möglich entsprechend dem Triebe zur Erhaltung des Psychischen oder Geistigen durch Abwehr aller schädlichen Eingriffe. Näheres in dem Buche: „Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft" (Dr. med. Wilh. Stern: Die allgemeinen Prinzipien der Ethik auf naturwissenschaftlicher Basis, Berlin, 1901, Verlag von Dümmler, 22 S.)

Bücherbesprechungen.

Giuseppe Sergi, Problemi di Scienza contemporanea. Palermo 1904, Verlag von Remo Sandron.

Aufgabe des Referenten kann es nicht sein, auf dieses gedankenreiche, aber häufig zum Widerspruche herausfordernde Werk in gründlicher Weise kritisch einzugehen. Er muß dies Berufeneren überlassen und sich darauf beschränken, auf das Buch aufmerksam zu machen. Sergi behandelte in dem Werke verschiedene Probleme der Biologie und Anthropologie, die noch nicht endgültig gelöst sind. In der Vererbungsfrage nimmt er einen Standpunkt ein, der sowohl von dem Weismans und Galtons, wie von dem der Neo-Lamarckianer verschieden ist und den ich hier kurz skizzieren möchte. — Der gesamte Lebensprozeß stellt sich nach seiner Ansicht als ein Kampf zwischen zwei Energien dar, einer inneren oder vitalen und einer äußeren oder physischen Energie. Die vitale Energie der organischen Substanz ist die natürliche Grundlage der Vererbung der organischen Formen und kann mit dem Beharrungsvermögen in den physischen Erscheinungen verglichen werden. Ohne dieses Beharrungsvermögen ist die Fortdauer des organischen Lebens überhaupt undenkbar. Aus dem Kampfe zwischen dieser Beharrungsenergie mit den äußeren Einflüssen geht jeder Fortschritt in der Entwicklung hervor.

Die erworbenen Artcharaktere haben die Tendenz, die ererbten zu verdrängen, aber dies gelingt ihnen infolge des Beharrungsvermögens der organischen Substanz niemals vollständig. Daher das Auftreten atavistischer Charaktere, die Rückfälle in der Entwicklung und die teilweise Wiederholung der phylogenetischen Entwicklung in der Ontogenese. Es sei mir hier gestattet, ganz kurz zu bemerken, daß es mir gar nicht klar werden konnte, was Sergi unter vitaler und physischer Energie versteht. Wir können doch heute unmöglich mehr spezifische Lebensenergien annehmen.

Durchaus bemerkenswert und sehr interessant ist, was Sergi über die Ureinwohner Europas und die alte mediterrane Kultur schreibt. Er weist auf die große Uebereinstimmung hin, die in der Uebergangszeit von der paläolithischen zur neolithischen Epoche, dem sogenannten Magdalénien, zwischen den Kunstwerken der Höhlenbewohner des Vezère-Tales, von Thayingen in der Schweiz, von Mas d'Azil in Belgien usw. und den gleichaltrigen Funden in Aegypten und Lybien besteht und kommt zu dem Schlusse, daß dieselben von einer Rasse stammen, die er als „euafricana" bezeichnet. Diese wäre im „Magdalénien" nach Europa gedrungen und hätte die ursprüngliche Bevölkerung, die zur Rasse des Homo neanderthalensis gehörte, besiegt und zurückgedrängt.

Das Zusammentreffen dieser mediterranen Rasse mit den Ariern verfolgt Sergi speziell im prähistorischen Latium. Mit dem Eindringen der Arier vollzieht sich langsam der Uebergang von der Beerdigungs- zur Verbrennungssitte. Rom selbst ist eine Gründung dieses Mischvolkes, wie Sergi aus den jüngsten Funden unter dem Forum Romanum nachzuweisen sucht. —

Nicht diejenigen Bücher sind die besten, die sich damit begnügen, feststehende wissenschaftliche Tatsachen wiederzugeben, sondern weit eher jene, welche durch ihren Reichtum an neuen Ideen zur Kritik und zum Widerspruch, dadurch aber auch zu neuen Forschungen Anlaß geben. In diesem Sinne nenne ich Sergis Buch ein gutes.

L. F.

Helen Bradford Thompson, Ph. D., Vergleichende Psychologie der Geschlechter. Experimentelle Untersuchungen der normalen Geistesfähigkeiten bei Mann und Weib. Uebersetzt von J. E. Kötscher. Würzburg, A. Stübers Verlag.

Unter diesem etwas vielsagenden Titel ist ein Buch erschienen, in dem, wie Verfasserin selbst sagt, der erste umfassende Versuch vorliegt, auf Grund planvoll durchgeführter Versuche zu einem brauchbaren Vergleich der Seelenfähigkeiten der beiden Geschlechter zu gelangen. Das Material, das der Autorin zur Verfügung stand, darf als denkbar einwandsfrei bezeichnet werden. Sie wählte 25 männliche und weibliche Studenten ziemlich desselben Alters, desselben Bildungsganges, derselben Studienepoche. Auch die Methoden der Versuche sind im ganzen glücklich gewählt. Dies gilt zum Teil selbst noch für die Versuche über die höheren geistigen Leistungen. Gegen die Methoden bei der Assoziationsprüfung können nach Ansicht der Verfasserin selbst Einwände gemacht werden. Noch mehr ist sie sich dessen bewußt bei der Prüfung der geistigen Interessen, der Affekte und aller Seelentätigkeiten, bei denen uns die objektive Forschung im Stiche läßt, bei denen man vielmehr auf Fragebogen und deren Beantwortung durch die Versuchspersonen angewiesen ist. Daß hier die Gefahr der Verfälschung der psychischen Fakta sehr groß ist, liegt auf der Hand. Wenn dementsprechend die Resultate zum Teil von fraglicher Zuverlässigkeit sind, so ist doch die Konsequenz der Verfasserin eine schätzbare und anerkennenswerte und wohl geeignet, zur Verbesserung der Methoden anzuregen.

Wir erfahren durch die Versuche, daß die Frauen besser auswendig lernen und behalten, auch mehr Assoziationen haben, daß die Männer konzentrierter und schärfer denken. Auf dem Gebiete des allgemeinen Wissens besteht kein Unterschied. Leider erfahren wir nichts über die höchsten Leistungen des Urteils, die Einordnung der Erfahrungen in das Gesamtweltbild eines Menschen, die Originalität der Assoziationen usw. auf dem Wege des Experimentes bis jetzt noch gar nichts, wohl aus Mangel an Methoden. Grundsätzliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern kann man auf Grund der subjektiven Methoden offenbar nicht feststellen, immerhin ist es zweifellos interessant, wie die Geschlechter über sich selbst dem Experimentator gegenüber urteilen. Auf Grund ihrer Untersuchungen kommt Verfasserin zum Ergebnis, daß durch das Experiment Differenzen der geistigen Fähigkeiten der Geschlechter nicht festgestellt werden können, und sie hat darin recht. Aber wie schon erwähnt, dürfen wir die Resultate des Buches nicht verstehen als Inhalt festgegründeter Lehren, sondern nur als ersten Versuch, zu Sätzen zu gelangen, aus denen sich schließlich die Idee der intellektuellen Gleichheit oder Ungleichheit der Geschlechter entwickeln kann. — Dem aktuelleren zweiten Teil des Buches erlaube ich mir den auf einwandsfreieren Methoden gegründeten ersten Teil gegenüberzustellen, der sich mit den Leistungen des peripheren Nervensystems beschäftigt. Die Männer sind den Frauen überlegen auf dem Gebiet der motorischen Tätigkeit, das umgekehrte Verhältnis waltet bei den Sinnesorganen.

Im Interesse der Klärung der Begriffe scheint es mir notwendig, hier auf einen lapsus apperceptionis, wenn ich mich so ausdrücken darf, aufmerksam zu machen, der Verfasserin passiert ist. Fast jeder einzelne Versuch nämlich ist in Gestalt einer Kurve dargestellt. Es soll auf diese Weise übersichtlicher gezeigt werden, wie sich die 25 Versuchspaare auf die einzelnen Versuchsstadien verteilen. Es handelt sich also um Darstellung von Verhältnissen. Diese Darstellung versucht Verfasserin durch Kurven, während sie durch Diagramme geschehen müßte, wenn es überhaupt zweckmäßig wäre, die graphische Darstellung der tabellarischen vorzuziehen. Durch Kurven stellt man jedenfalls nur Zustandsänderungen im Verhältnis des Zeitbegriffs dar. In der Tat sind die „Kurven" des Buches weiter nichts als Verbindungslinien der oberen Enden einer Art von Diagrammen und stören nur den Ueberblick über die ideell zugrunde liegenden Diagramme. Abgesehen von

diesem Mangel, der dem Buche anhaftet, kann man den Gedanken, der diesem zugrunde liegt, nur anerkennen und es jedem als schon psychologisch nicht uninteressantes literarisches Material empfehlen, der sich selbst mit psycho-physischen Studien beschäftigt. Dr. A. Dannenberger.

Joseph Müller, Das sexuelle Leben der christlichen Kulturvölker. Leipzig, 1904, Th. Griebens Verlag.

Seinen beiden Büchern über das sexuelle Leben der Naturvölker und der alten Kulturvölker hat Dr. Josef Müller nun ein letztes, dasselbe Problem behandelndes Werk folgen lassen, welches das sexuelle Leben der christlichen Kulturvölker untersucht.

Nach einer Orientierung über die Bedeutung der Persönlichkeit Jesu unterzieht er die sexuell-ethische Seite desselben einer offenen, aber sehr dezenten Betrachtung. So viel wir von seinem sexuellen Leben wissen, hat er wohl nie ein Weib berührt. Er gehörte zu denen, die „vom Himmel", d. h. kraft ihres ethischen Willens, verschnitten sind. Desto größeren Sinn hatte er für Freundschaft, da sein Lieblingsjünger an seiner Brust ruhen durfte. Keuschheit und Disziplin der Begierden ist ihm erstes Erfordernis zu einem gottwohlgefälligen Wandel. Uebrigens war er keineswegs ein Weltverächter, da er das kontemplative und das Weltleben in harmonischer Weise zu verbinden suchte, und tolerant genug war, in bezug auf die sexuelle Enthaltsamkeit den Ausweg zu geben: „Wer es fassen kann, der fasse es."

In der apostolischen Zeit war Reinerhaltung der Jugend, absolutes Verbot jeder außerehelichen Befriedigung des Geschlechtstriebes von Anfang an Gesetz des Christentums. Etwas ganz Neues war in jener Periode die Ebenbürtigkeit der weiblichen Individualität im ehelichen Leben. Die Monogamie wurde zur religiös sanktionierten Eheform, und in bezug auf Wiederverheiratung wurden Mann und Weib rechtlich gleichgestellt. Wenn auch in der Ehe gleichberechtigt, so blieb die Frau doch im öffentlichen Leben rechtlos.

Die Folge war, daß in den ersten Zeiten des Christentums tatsächlich eine Regeneration des Ehelebens stattfand, welche selbst die Anerkennung der verbittertsten Gegner unter den Heiden fand.

Auch die „Disziplin in der Ehe", die Schonung der Frau während der Schwangerschaft und des Stillens ist eine von den apostolischen Vätern immerfort eingeschärfte moralische Regel für den christlichen Mann gewesen.

Aber der Glaube an das nahe bevorstehende Ende der Welt und den Wandel aller Dinge führte dazu, über die Regeneration und die Disziplin der ehelichen Sitten hinaus die Ehe als ein „notwendiges Uebel" und die Ehelosigkeit (Cölibat) als das Heiligere und Gott wohlgefälligere Leben zu betrachten. Und so sehen wir denn, daß die Zahl der ehelosen männlichen und weiblichen Christen in enormer Weise zunahm. Damit war der Boden für die Entstehung des Mönch- und Nonnenwesens gelegt, das in den folgenden Jahrhunderten in ungeheurem Maße sich ausbreitete. Bis Augustus und Hieronymus († 420) wurde die Ehelosigkeit leidenschaftlich empfohlen. Schon im Anfang des dritten Jahrhunderts bildeten die Asketen bereits einen eigenen Stand und es gab Jungfrauenvereine.

Besonders interessant sind die Ausführungen, welche Müller in dem Kapitel über den „Eintritt der Germanen ins Christentum" bringt. Bei den Germanen war Keuschheit der Jugend und hohe Achtung vor der weiblichen Ehre oberstes Sittengesetz im sozialen Leben. In diesem Punkte kamen die Instinkte der germanischen Rasse und die ethischen Lehren des Christentums sich entgegen. Wenn andererseits rechtlich Einehe bestand, so stand bei den Germanen dem Manne doch frei, Kebsweiber zu halten und über die Hand der Tochter unumschränkt zu verfügen. Bis tief in das Mittelalter hinein hat die Kirche gegen diese Gebräuche angekämpft. Ebenso schwer wurde es ihr, in germanischen Ländern die Ehelosigkeit der Priester durchzusetzen. Diese Kämpfe schildert der Verfasser sehr anschaulich mit Heranziehung zahlreichen historischen Materials.

Eine Reaktion gegen die Herrschaft der Kirche im allgemeinen wie auf dem Gebiete des Geschlechtslebens im besonderen war die Reformation, obgleich Luther in seinem ungestümen Drang über das Ziel hinausschoß, so daß das Eheleben in Zügellosigkeit auszuarten drohte.

Besonders interessant sind Müllers Ausführungen über den Cölibat, über seine rasseverschlechternden und moralischen Schäden. Den Schluß bilden Erörterungen über die Form des Cölibats und des Ehelebens überhaupt. Wenn wir auch den theologischen Standpunkt des als Reform-Katholiken bekannten Verfassers ablehnen, so muß doch zugegeben werden, daß derselbe sich nirgendwo in den Vordergrund drängt, da das kulturhistorische Interesse immer das Uebergewicht behält.

Dr. L. Woltmann.

Dr. Georg Biedenkapp, Babylonien und Indogermanien. Ein Geistesflug um die Erde. Berlin, Verlag H. Costenoble. 165 S.

Das Büchlein ist eine Sammlung von einzelnen nur lose verbundenen Aufsätzen, die meist sehr merkwürdige Namen tragen und vielfach auch sehr merkwürdigen Inhalt haben: Ein „Rückblick aus dem Jahre 3000" warnt Deutschland vor dem Anwachsen der mongolischen und der schwarzen Rasse und sucht unserer Zeit ein Spiegelbild vorzuhalten, in dem nur Naturwissenschaft, Technik und orientalische Altertumskunde hell erglänzen, hundert andere Dinge aber, und besonders die herrschende — Orthographie schwer getadelt werden.

Das zweite Kapitel, „Indogermanien vor 6000 Jahren", sucht ein Bild vom westbaltischen Steinzeitalter zu entwerfen. So dankenswert die Tendenz ist, die Indogermanen aus Norddeutschland und Skandinavien herzuleiten, so muß doch gesagt werden, daß hier die Tendenz mit völlig unzureichenden Mitteln durchgeführt ist. Wenn sich keine anderen Gründe für die Lehre von der westbaltischen Herkunft der „Arier" angeben ließen, als sie Biedenkapp nach dem Buche von Much zitiert, stände es schlimm um diese Lehre.

Auch das dritte Kapitel, „Eine Selbstmördernation", hat eine löbliche Tendenz; es soll durch Aufzählung lang verkannter deutscher Denker (unter denen mit merkwürdiger Wärme Dühring genannt wird) und unbelohnter deutscher Erfinder das deutsche Nationalgefühl gegen ausländische Geistesprodukte gestärkt werden. Aber wird die ganze Wirkung nicht wieder abgeschwächt, wenn der Sermon schließlich darauf hinausläuft, daß es heißt, man solle doch ja nicht über „Babel und Bibel" — das Buch von Much vergessen!

„Was wir von den Amerikanern lernen können", „Was können wir von den alten Indern lernen", „Was können wir von den Chinesen lernen", sind drei Kapitel, die uns noch mehr gegen „Babel und Bibel" einnehmen sollen. Dann folgt: „Wir Frösche auf goldenem Stuhl", wobei unter Frosch ein Bibelgläubiger, unter dem „goldenen Stuhl" aber die moderne Wissenschaft gemeint ist. Auch die drei letzten Kapitel des Buches kämpfen gegen die christlich-babylonische Erziehung unserer Jugend.

Dr. A. Koch-Hesse.

Dr. Heinrich Pudor, Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen im Auslande. I. Bd.: Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in den skandinavischen Ländern. 153 Seiten mit Tabellen und Sachregister. Leipzig, 1905, Felix Dietrich. (Selbstanzeige.) Preis Mk. 7,50.

Die Erfolge des Genossenschaftswesens sind sowohl auf dem Gebiete des städtischen Konsums (England, Schottland), wie auf dem der Kreditorganisation (Deutschland, Ungarn, Italien) und der landwirtschaftlichen Produktion (Dänemark, Frankreich, Irland) außerordentliche. Ein Land gibt es, bei dem das Genossenschaftswesen die Grundlage zu einem wirtschaftlichen Aufschwung des ganzen Landes ohnegleichen gelegt hat, bei dem die genossenschaftliche Produktion den Hauptteil der Gesamtproduktion des ganzen Landes ausmacht, das ist Dänemark, das Dorado des modernen Landwirtschaftsbetriebes und des ländlichen Genossenschaftswesens, das Land der modernen Volksaufklärung, der Sozialreform, der Demokratisierung, des freien Bauern, des organisierten Arbeiters. Dem dänischen Genossenschaftswesen ist daher auch in dem vorliegenden Buche der meiste Raum gewidmet. Es ist nicht eine lückenlose Geschichte der Entwicklung des Genossenschaftswesens

beabsichtigt, denn für eine solche ist die Zeit noch nicht gekommen, aber überall, wo es der Stoff verlangte, ist eine genetische Darstellung gegeben. In der Einteilung ist eine solche Genealogie des Genossenschaftsgedankens an sich versucht worden: Die Entstehung der Diesseitsbewegung, des Individualismus, des Demokratismus und der christlich-sozialen Bewegung. Die Elternschaft des Genossenschaftsgedankens wird dahin bestimmt, daß der Vater desselben der Sozialismus, und die Mutter die christliche Religion war. Weiter werden die Apostel des Genossenschaftswesens Robert Owen, Charles Fourier, Philipp Buchez, Friedrich W. Raiffeisen und Schultze-Delitzsch behandelt.

Dr. Heinrich Pudor.

Georg Christian Schwarz, Ueber Nervenheilstätten und die Gestaltung der Arbeit als Hauptheilmittel. Ein Wort aus praktischen Erfahrungen an Aerzte und alle Förderer des Gemeinwohls gerichtet. Mit einer Einführung von Dr. P. J. Möbius-Leipzig. Leipzig, 1903, Verlag von J. A. Barth. Mk. 2,50.

Der früher selbst nervenleidende Verfasser bespricht, gestützt auf eigene langjährige aktive und passive Beschäftigung mit dieser Materie, die große Mangelhaftigkeit der bis jetzt vorhandenen Fürsorgeeinrichtungen für Nervenkranke leichteren Grades. Er beschreibt die erste selbständige deutsche Heilstätte dieser Art, „Haus Schönow“ in Zehlendorf bei Berlin, würdigt die Verdienste von Heinrich Laehr, dem Nestor der deutschen Psychiatrie, von P. J. Möbius, Grohmann und zahlreichen anderen Fachleuten bezw. Nichtfachleuten um diese noch sehr in den Kinderschuhen steckende Frage und macht eine Reihe positiver Vorschläge betreffs der Einrichtung und zweckmäßigen Inbetriebsetzung weiterer derartiger Gründungen. Als Heilmittel ersten Ranges empfiehlt Schwarz körperliche Arbeit, deren Dauer einen halben Normalarbeitstag nicht überschreiten soll. Gärtnerei und Tischlerei sind aus praktisch-psychologischen Gründen als die geeignetsten Betriebe zu bezeichnen. Ein gewisser Unterricht muß mit der Arbeit Hand in Hand gehen, so daß eine solche Nervenheilstätte eine Art Schule darstellt. Die Oberleitung hat in der Hand eines geschulten Psychiaters zu liegen, der dafür zu sorgen hat, daß die Heilstätte nicht zu einem „Krankenhaus“ gewöhnlichen Schlages, noch zu einem „Hotel“, noch zu einem „weltlichen Kloster“, wie insbesondere Grohmann vorgeschlagen hat, sich ausbilde; sondern daß sie eine Schule bleibe, und zwar eine solche, „die möglichst weitgehend wirkliches Leben in sich faßt“. Ordnung und Arbeit! Darin gipfeln ungefähr die Schwarzschen Ausführungen, deren zum Teil noch neuartiger Inhalt reges Interesse verdient. Wird doch von vielen Fachleuten die angeregte Frage als viel brennender empfunden, wie die in jüngster Zeit mit so gewaltigem Aufwand in Szene gesetzte „therapeutische“ Heilstätten-Behandlung der Tuberkulösen. Es wäre dringend zu wünschen, daß sich die Opferwilligkeit weiterer Kreise diesen neuesten zukunftsreichen Bestrebungen in höherem Maße zuwende als bisher.

Dr. Gg. Lomer.

Berichtigung.

In No. 11 muß auf Seite 671 die erste Fußnote an Stelle der zweiten und die zweite an Stelle der ersten stehen.

Zur Beachtung.

Die Redaktion befindet sich **Berlin SW.**, Köthenerstraße 44. — Wir bitten dringend, alle **eingeschriebenen** Sendungen an die **Redaktion,** nicht an die persönliche Adresse des Herausgebers zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Alex. Koch-Hesse. Redaktion: Berlin SW., Köthenerstr. 44.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Salomonstraße 9.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.